

Ungarische revue



UNGARISCHE REVUE.

VI. JAHRGANG.

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1886.

6

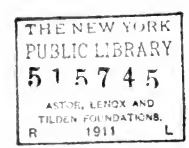
SECHSTER JAHRGANG.

BUDAPEST.

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

1886.



Die «Ungarische Revue» erscheint mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, doch ist für den Inhalt derselben allein die Redaction verantwortlich.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN

INHALT DES VI. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

Seite

Abel Eugen, Die Incunabeln der Budapester Akademie-Bibliothek ... 813
Acsády Ignaz, Die Geschichte der Grafen Bercsényi ... 421
— — Ein ungarischer Kirchenfürst in XVII. Jhdt. ... 604
Angyal David, Leopold's I. Regierung in Ungarn 1658—1702. ... 532
Bedő Albert, Ueber die Bedeutung der Forstcultur in Ungarn ... 733
Beöthy Zoltán, Jahresbericht in der Kisfaludy-Gesellschaft ... 334
Borovszky Sam., Die Urgeschichte der Langobarden ... 184
Csergheő Géza, Zur Wappenfrage der gefürsteten Grafen von Cilly 383
Findczy Ernst, Anakreon in Ungarn ... 178
Fraknói Wilhelm, Jahresbericht über die Wirksamkeit der Akademie 709
Gyulai Paul, Eröffnungsrede in der Kisfaludy-Gesellschaft ... 330
Hampel Josef, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós. Mit zahlreichen Illustrationen ... 433, 627
Heinrich Gustav, Der ungarische Faust ... 780
— — Das deutsche Volkslied von des Commandanten Tochter in Grosswardein ... 818
Henszlmann Emerich, Die alten Kathedralen von Grosswardein. Mit 10 Illustrationen ... 97
Hirschler Ign., Denkrede auf Johann Bókai ... 276
Hoffmann L., Angelo de Gubernatis über Ungarn ... 146
— — Die Bibliothek der St. Egidius-Kirche zu Bartfeld ... 555
Hunfalvy Paul, Zur Geschichtsforschung über die Rumänen ... 87
Jahresversammlung (XLVI.) der Akademie der Wissenschaften ... 705
Lipp Wilhelm, Die Gräberfelder von Keszthely. Mit zahlreichen Illustr. 1
— — Steinkammergrab aus der Vorzeit in Keszthely. Mit Illustrationen 566
Marczali Heinr., Alf. Hubers Oesterreichische Geschichte I. ... 90
Medveczky Friedr., Zur Geschichte der philosophischen Bestrebungen in Ungarn ... 257, 386
Pasteiner Jul., Die Madonna Báthory im National Museum. Mit einer Illustration ... 173
Pesty Friedrich, Aspirationen der Croaten ... 55, 255
Pliverić Josef, Zu den «Aspirationen der Croaten» ... 254
Porzó, Zur Erinnerung an Wilh. Győry ... 584

Seite

Pulszky Franz, Ueber die Erwerbungen des National-Museums im Jahre 1885 ... 245
Salamon Franz, Die Universität des Königs Mathias** ... 577
Schwarcz Julius, Die Anfänge der polit. Literatur der Griechen und die Staatsformenlehre des Aristoteles. Gegen Prof. Susemihl 289
Schwicker Joh. Heinr., Budapest im Altertum ... 127, 399
— — Budapest im Mittelalter ... 509, 761
Sentz Alois, Die Superioritäts-Maxime der siebenbürger Sachsen ... 593
Spiegler Jul. Sam., Die Philosophie der Kabbala ... 68, 156
Szász Karl, Denkrede auf Paul Szemere ... 337
Szalay Emerich, Das Kunstgewerbe auf der ungarischen Landesausstellung ... 353, 497
Szily Koloman, Zur Biographie Wolfg. Bolyai's ... 370
Trefort August, Denkrede auf Fr. Guizot ... 38
— — Eröffnungsrede in der Akademie ... 705
Vámbery Herm., Ueber Colonisationen in Central-Asien ... 323
— — Zur Charakteristik der staatgründenden Ungarn ... 722
Weber Alb., Joh. Hunfalvy's Allgemeine Geographie ... 805
Weisz Fr. B., Die Schulsparkassen in Ungarn ... 249
Wlislocki Heinr., Vier Märchen der transsilvanischen Zigeuner. (I. Der Tod als Geliebter. — II. Die vier Brüder. — III. Der arme Zigeuner. — IV. Der heilige Nikolaus) ... 219
Wosinszky Mor., Etruskische Bronce-Gefässe in Kurd. Mit 17 Illustrationen ... 309

II. BESPROCHENE BÜCHER.

**Abel Eugen*, Die Bibliothek der St. Egidius-Kirche in Bartfeld ... 555
**Bruck Jacob*, Ignaz Philiph Semmelweis ... 491
Dragoni Alfons, Strategische Betrachtungen über den deutsch-französ. Krieg ... 813 702
**Erdélyi Joh.*, Die Philosophie in Ungarn bis zum 18. Jhdt. ... 257
**Fraknói Wilhelm*, Peter Pázmán ... 604
Gubernatis Angelo de, La Hongrie politique et sociale ... 146
Hellebrant Árpád, Die Incunabeln der Budapester Akademie-Bibliothek 813
Huber Alf., Oesterreichische Geschichte I. ... 90
**Hunfalvy Johann*, Allgemeine Geographie ... —
Leonhardt Gustav, Die Verwaltung der österr.-ungar. Bank 1878—85 490

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

** S. 577 Z. 3. v. u. lies «der gesammte *standige* Heeresstand» (die Soldtruppen sind gemeint). Der Artikel ist aus Salamon's «Geschichte Budapests» übersetzt.

Seite

Maniu V., Zur Geschichtsforschung über die Rumänen 87
**Salamon Franz*, Geschichte Budapests 127
**Spiegler Jul. Sal.*, Die Philosophie der Hebräer 68
**Thaly Koloman*, Geschichte der Grafen Bercsényi 421
**Thewrewk Emil*, Anakreon griechisch und ungarisch 178
Tucker Will. James, Life and society in eastern Europe 698

III. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Abel Eugen, Ueber den Homerischen Demeter-Hymnus 241
Apáthy Stefan, Das Gesetz über das Urheberrecht 238
Bróthy Zoltan, Der Teleki-Dramen-Preis 1885 347
Baksay Alex., Denkrede auf Joh. Dömötör 243
Berczik Árpád, Ein ungeschickter Hofmacher. Novelle 339
Bunyitay Vinzenz, Die Kunstdenkmäler des Komitates Szilágy ... 827
Deák Wolfg., Der Strike der Klausenburger Goldschmiede 1573 ... 346
Goldziher Ign., Die Fortschritte der Kenntniss Palästina's in den letzten drei Jahrzehnten 240
Gyulai Paul, Bericht über den Péczely-Dramenpreis 823
Hegedüs Alex., Die Münz-Union der lateinischen Staaten 1865—85 571
Heinrich Gustav, Ueber Schiller's dramatische Entwürfe 243
— — Die Sage vom heiligen Gral 572
— — Die Tannhäuser-Sage 827
Hollósy Justinian, Denkrede auf Chrysostomus Kruesz 488
Hunfalvy Paul, Ueber den VII. Orientalisten-Congress 825
Joannovics Georg, Studien über die ungarische Wortfolge 242
— — Denkrede auf Johann Pompéry 342
Kanitz August, Denkrede auf H. W. Reichardt 824
Kautz Julius, Denkrede auf Alex. Konek 487
Kovács Jul., Ein ungarischer Eheprocess im XIV. Jahrhundert ... 237
Lang Ludwig, Die Entwickelung des ungar. Volksunterrichts 1869—84 340
Nagy Alexander, Stef. Gyöngyösi's poetische Uebersetzungen 243
Ortvay Theodor, Die Charakter-Merkmale der prähistorischen Steinwerkzeuge 237
Petz Wilhelm, Die Tropen der kleineren griechischen Tragiker ... 242
Schwarcz Jul., Zur kritischen Geschichte der politischen Literatur der Griechen 240
— — Gedankenfreiheit und antike Ochlokratie 572
— — Ueber die Lehre von den Staatsformen 824
Szabó Alex., Der Edelknabe, Dichtung 339
Szádeczky Ludw., Polnisches Adelsleben im XVI. Jahrhundert 829
Szily Koloman, Der ungarische Interpret des Calepinus 572
Thaly Koloman, Bericht über das Rownaer Archiv 830
Torma Karl, Die Literatur der Inschriftenkunde Daciens 826

Seite

Tóth Lorenz, Der römische internationale Congress über das Gefängnisswesen 1885 ... 346
— — Denkrede auf Ignaz Zsoldos ... 349
Vadnai Karl, Der Karácsonyi-Dramen-Preis 1884/5 ... 347
Vámbéry Herm., Die Dan. Szilágyi'sche Handschriftensammlung ... —
Zichy Géza Graf, Sängerfahrt. Gedichte ... 243
Zsilinszky Mich., Sigm. Lónyay u. die Tirnauer Conferenz 1644 ... 341

IV. UBERSETZTE DICHTUNGEN.

Dóczi Ludw. v., Epistel an einen Bräutigam ... 695
Kiss Josef, Ein Grab, deutsch von *Lad. Neugebauer* ... 570
Ungarische Volksmärchen, übersetzt von *Andor Verbirs* ... 481
9. Der Sohn der Witwe ... 481
10. Eisenkopf ... 688
Vargha Julius, Rákóczi's Grabfahrt, von *E. Lindner* ... 337
Zigeuner-Märchen aus Siebenbürgen, von *H. Wlislocki* ... 219

V. VERMISCHTES.

Akademie der Wissenschaften, Mitglieder-Zahl ... 94
— — Vermögen und Budget ... 489
Ungarische Journalistik im Jahre 1886 ... 697
Die Mittelschulen der Hauptstadt 1884/5 ... 253
Festsitzung der Kisfaludy-Gesellschaft ... 330
Statistik des Budapester Polytechnikums ... 93
Ein Engländer in Siebenbürgen ... 698
Strategische Betrachtungen über den deutsch-französischen Krieg ... 702
Ungarische Geographische Gesellschaft ... 329
Ungarische Bibliographie ... 94, 256, 350, 496, 574, 704, 830

DIE GRÄBERFELDER VON KESZTHELY.

EINLEITUNG.

Nachstehende Arbeit will einen culturgeschichtlichen Beitrag zur Völkerwanderungs-Epoche liefern.

Ich kenne das Schwierige meines Unternehmens. Denn das, was gewiegte Schriftsteller über die Völkerwanderung geschrieben, gewährt mir nur sehr wenige Anhaltspunkte, da das meiste sich fast ausschliesslich mit der politischen Seite dieser grossen Weltkämpfe befasst. Die fränkischen, burgundischen und alemannischen Altertümer, von den berühmtesten Archaeologen des Auslandes entdeckt, gesammelt und beschrieben, wenngleich vermöge analoger Bildung zur Bestimmung einzelner Gegenstände benützbar, kann ich ebensowenig als Grundlage für meine Arbeit gebrauchen, erstens, weil sie specifisch germanisch und nordischen Characters sind, zweitens, weil sie im offenbaren Zusammenhange mit dem Mittelalter stehen, das von den Gegenständen unserer Gräberfelder durch eine weite Kluft getrennt ist. Die vaterländischen, will sagen ungarischen Forschungen bieten auch keine sichere Richtung, und zwar deshalb nicht, weil selbe für jetzt in Wirklichkeit noch gar keine bieten können; denn Ungarn, besonders dessen transdanubischer Teil, war ja in der Völkerwanderungszeit der Tummelplatz aller in Fluss geratenen Völker und Nationen. Und eine, heute auf der Oberfläche schwimmende Meinung nur so blindlings acceptiren kann der ernste Forscher auch nicht. Wenn irgendwo, so ist hier das «certant grammatici» anwendbar, denn für die einen ist alles «avarisch», für die anderen alles «gothisch», wie wenn es nur so leichthin möglich wäre, alle Völker, die einst hier gehaust, unter einen dieser Hüte zu stecken.

Die vaterländischen Forschungen können mir aber auch aus einem anderen Gesichtspunkte nicht als Richtschnur dienen. Funde aus der Völkerwanderungszeit kamen und kommen an vielen Orten Ungarns zum Vorscheine, aber in so grosser, compacter und unvermischter Masse, wie hier, sind sie bis jetzt noch nirgends aufgetreten. Und obgleich in der mächtigen Fülle unserer Fundobjecte hie und da welche sind, analog solchen, die anderorts gefunden worden, so will dies für Keszthely eben

nicht viel sagen, da ich in Keszthely gewisse Specialitäten, und zwar aus jeder Gattung in solch überraschender Menge endeckt habe, wie dieselben bis jetzt in solcher Anzahl noch nirgends vorgekommen sind.

Tatsache ist es, dass bis jetzt Gräberfelder von solcher Ausdehnung, wie die Keszthelyer, in Europa noch nicht entdeckt wurden.

Tafsache ist es, dass ich auf diesen Gräberfeldern von 1879 bis 1883 über dreitausend Gräber habe öffnen lassen, und in diesen, die Unzahl der mitunter sehr kunstvoll gestalteten Glasperlen gar nicht gerechnet, blos an Gold, Silber, Bronze, Eisen, Thon und Bein-Antiquitäten über sechstausend Stück gefunden habe.

Tatsache ist es, dass beide Gräberfelder aus Einer Zeit stammen, und einem gleichzeitig hier ansässigen Volke oder Mischvolke zur Ruhestätte gedient haben.

Tatsache ist es, was ich weiter unten beweisen werde, dass dieses Volk unmittelbar nach oder noch zwischen den Römern hier in Pannonien gewohnt, dass selbes die von den römischen Eroberern hier etablirte Mischbildung geerbt und diese in ganz origineller Weise weiter entwickelt hat, was eine so eigenartige Nachblüte der römischen Kleinkunst hervorrief, die in Geschmack und Kunstfertigkeit ihre Vorgängerin manchmal weit übertraf.

Doch was für ein Volk begrub seine Todten hier? Das ist die Frage aller Fragen.

Auf diese Frage kann ich, da ich überhaupt keine positiven Daten habe, und, wie schon früher erwähnt, mir weder die Geschichte noch die aus- und inländischen Forschungen irgend welche sichere Anhaltspunkte liefern, — vor der Hand nicht antworten. Es bleibe daher diese Frage offen, bis sie vielleicht ein glücklicher Fund oder die fortschreitende Wissenschaft genügend zu lösen im Stande sein wird.

Ich habe mir daher auch in dieser Arbeit keine andere Aufgabe gestellt als: erstens, die Funde gewissenhaft zu beschreiben, die ich auf beiden Gräberfeldern ans Tageslicht gefördert; zweitens meine persönlichen Erfahrungen und Wahrnehmungen während der Ausgrabungen wahrheitsgetreu darzulegen.

Umsomehr fühle ich mich bewogen dies zu tun, weil ich beide Gräberfelder, das städtische sowohl, als auch das am Dobogó nach vierjähriger fast ununterbrochener Arbeit gänzlich durchforscht habe, und mich sämmtlicher im Laufe der Arbeit aufgetauchter Vorkommnisse, obzwar ich die merkwürdigeren auch mitunter notirte, noch lebhaft erinnere, und weil das Resultat der Ausgrabungen ein derartiges ist, dass ich durchaus nicht zu fürchten habe, dass vielleicht spätere Funde von den zwei entlegeneren und bis jetzt noch nicht durchforschten, aber mit den Keszthelyer vollkommen analogen Gräberfeldern meine Schlussfol-

gerungen, die ich, mit Hinweglassung aller Theorien einzig und allein aus dem mir vorliegenden Materiale zu ziehen gedenke, nur im Geringsten alteriren könnten.

* * *

Jeder Archaeolog wird es aus Erfahrung wissen, dass die Epigonen sich am liebsten zumeist dort niederliessen, wo Grund und Boden schon von den Vorläufern wohnlich gemacht wurde, und es also nicht befremdlich finden, dass ich, den Resten der Völkerwanderung nachspürend, hier und in der Umgebung auf Spuren viel älterer Civilisation gestossen bin. Der Abrundung wegen, und um dem archaeologischen Bild Keszthelys einen Rahmen, unseren Gräberfeldern aber einen geeigneten Hintergrund zu geben, will ich vor allem die älteren Denkmäler in Betracht ziehen.

Spuren der Vorzeit. Um grosse Wässer herum fehlen selten die Spuren einer Urbevölkerung. Desto überraschender war es für mich, dass man von der Keszthelyer Gegend, am Ufer des grossen und schönen Plattensees in dieser Hinsicht so gut wie gar nichts wusste. Ich muss gestehen, dass das, was ich in dieser Richtung aufgestöbert habe, auch herzlich wenig ist, aber doch etwas.

Beim Plattensee ist immer die erste Frage: gibt es keine Pfahlbauten? Möglich, dass solche einst existirt haben, besonders in den weit sich erstreckenden Sümpfen des Sees, aber von etwaigen noch vorhandenen Ueberresten derselben weiss ich bis heute nichts. Die Sage erzählt wohl von untergegangenen Ortschaften, von Glockengeläute, das in ruhigen stillen Nächten vom Seegrund herauftönt u. s. w., aber dergleichen Sagen wiederholen sich bei jedem grösseren See in Europa.[1] Und wenn solche Pfahldörfer auch existirt hätten, worauf die Namen einzelner Sumpfinseln zu deuten scheinen, wie z. B. in dem Sávoler Sumpf: «Pogánysziget = Heideninsel», denen ich übrigens kein so hohes Alter zutraue, wie es manche tun, da Funde es bezeugen, dass solche Pfahldörfer, wie z. B. «am Diemeser Ort» am Rhein bis in die Römerzeit hinein bewohnt waren, — so mögen diese schon damals endgiltig verschwunden sein, als Kaiser Galerius zum erstenmal den See in die Donau abgeleitet und dadurch immense, bislang sumpfige und morastige Landstrecken urbar gemacht hat.[2]

[1] Anfang dieses Jahrhunderts wurde wirklich unweit der Stadt eine kleine Glocke aus dem See gefischt; sie stammt inschriftlich aus dem XV. Jahrhundert und dient heute noch als Zügenglöcklein.

[2] S. Aurel. Victor de Caess. c. 40 .... cum agrum satis Reip. commodantem caesis immanibus silvis, atque emisso in Danubium lacu Pelsone apud Pannonios fecisset. Cuius gratia provinciam uxoris nomine Valeriam appellavit.

Die Spuren der Vorzeit sind in Keszthely und dessen Umgebung entweder Grabhügel, Begräbnissstätten, oder einzelne sporadische Funde. Die grösste Menge der Tumuli findet sich unterhalb der schon von Alexander Kisfaludy besungenen Burgruine Tátika. Der Berg ist ein einzeln aufragender stumpfer Basaltkegel, auf dessen kleinem Plateau noch heute die rauchgeschwärzten Trümmer des einstigen Raubnestes gen Himmel starren. Am Fusse des bewaldeten Bergabhangs — Name des Waldes ist «Hamvas = Aschenwald» — zieht sich ein Feldweg gegen Szántó,[1] links und rechts neben dem Wege sieht man in grösseren und kleineren Gruppen etliche neunzig kegelförmige Tumuli. Ihre Höhe wechselt von 2—4 Meter. — Abgesondert von diesen stehen in einer langen, von Nordwesten gegen Südosten laufenden Reihe auf der sogenannten Burgwiese sieben Tumuli, deren Höhe von 3—6 Meter fortschreitet und zwar so, dass am Nordende der Reihe der niederste, am Südende der höchste Hügel placirt ist. Ob in allen diesen Hügeln ein Grab ist oder war, lässt sich heute sehr schwer bestimmen, da an vielen schon sehr alte, jetzt mit uralten Eichen bewachsene Durchstiche ersichtlich sind; dass aber einer oder der andere doch als Grabstätte benützt war, das haben die Ausgrabungen des Herrn Árpád Chák vor einigen Jahren ausser allen Zweifel gestellt. Herr Chák hat einen Tumulus auf der Burgwiese ganz blosgelegt, und in dem Nachbartumulus einen Einschnitt fast bis zur Mitte gemacht.

Nach seiner Angabe, von deren Richtigkeit ich mich persönlich überzeugte, war die Schichtung des aufgegrabenen Hügels von oben nach unten die folgende:

a) Humus. *b)* Meterdicke aus grösseren und kleineren Basaltstücken zusammengesetzte Steinschichte. *c)* Sehr harte, mit Mergelthon versetzte Erdschichte. *d)* Kalkerdekegel, in dem das gegen Osten gewendete Skelett in kauernder Stellung, die Armknochen über die Brust gekreuzt, der Schädel, wahrscheinlich in Folge des grossen Druckes zwischen die Kniee geklemmt. Neben dem Skelett schwarze Topfscherben; unterhalb eine kleine rohe Kiste aus unbehauenen Steinplatten, in welcher eine grosse, regelrecht geformte Schale aus schwarzem Thon stand. — In dem angrenzenden Hügel stiess der Forscher beim versuchten Durchstich in der äussersten Humusschichte auf ein schönes, durchbohrtes Beil aus polirtem Serpentin, weiter hinein auf eine grosse Urne, aber nur mehr

[1] Szántó, Ortschaft unter der Ruine Tátika. Das Feld zwischen dem Burgfelsen und dem Orte heisst «Köves» = Steinfeld, hier fand man unlängst römische Kistengräber. Neben den Hügeln im Walde sind die Ruinen einer kleinen Capelle in romanischem Stil, mit zerstörtem Gruftgewölbe. — Die Pfarrkirche in Szántó ist ein frühgothischer Bau mit gedrücktem Spitzbogen aus dem XIV. Jahrhundert, gegenwärtig zu Tod restaurirt.

in Bruchstücken, von glänzend schwarzer Farbe, deren Hals mit aufgelegten spitzenartigen sehr dünnen Bronzplättchen verziert war.[1]

Ich selbst versuchte auch einen der kleineren Hügel aufgraben zu lassen, kam aber nicht weit damit, denn beim Auseinanderlegen der Basaltschichte liessen mich meine sämmtlichen zehn Arbeiter im Stich.[2]

Im Sommer 1875 fanden die Arbeiter im Egregyer Steinbruch ein in den Kalkfelsen gehauenes Grab.[3] Ein schmaler ziemlich langer Stollen führte zu dem kuppelartigen Grabgewölbe, auf dessen Boden das Skelett kauerte. Ob neben demselben noch irgend etwas war, konnte ich nicht erfahren, da ich nur mehr die Hälfte des ganzen Grabes sah, an dessen Wand übrigens die Spuren des Meissels deutlich erkennbar waren.

Ein Felsengrab mit kauerndem Skelett kam auch 1882 in der Tiefe von 1½ Meter im Keszthelyer Steinbruch neben dem «Csókakö = Rabenstein» vor. Neben demselben lagen rohe schwarze Topfscherben.

Da die Bestattung in kauernder Stellung der allgemeinen Meinung nach in die älteste Steinzeit verwiesen wird, — so kann ich mir gar nicht vorstellen, mit was für Werkzeugen man die Gräber in den hier sehr harten Felsen ausmeisselte, wenn überhaupt jene Zeit das Eisen nicht kannte; — denn dass dies mit irgend einem Steinmeissel wäre ausgeführt worden, muss ich entschieden in Abrede stellen.

Von Keszthely nach Osten, im Istvánder neuen Friedhof sind auch Reste der Vorzeit aufgetreten. Die Todtengräber nämlich fanden im December 1879, nach Abtragung eines kleinen Hügels, zwei Spatenstiche tief zwischen dicken Topfscherben fünfzehn sehr schön hellgrün patinirte Bronzringe. Der Kreisdurchmesser des grössten ist 11 Centimeter, des kleinsten 4 Centimeter 5 Millimeter. Ihre Dicke wechselt nach der Grösse, die grösseren sind rundlich und dicker, die kleineren sind flach und dünn, die offenen Enden bei jedem über einander gebogen. Im darauffolgenden Sommer besichtigte ich selbst den Fundort, und constatirte, dass dort einst zwei grosse Tumuli gestanden, fand aber ausser einigen Scherben mit durchbohrten Warzen, nichts mehr.[4]

[1] Diese Funde, wie auch einige Ornamentstücke der erwähnten Capelle sind im Besitz des Hrn. Árpád Chák in Keszthely.

[2] Die topografische Karte der Tumuli siehe: Resultats generaux du mouvement archeologique en Hongrie. Congrès arch. Budapest. 1879.

[3] Unweit des Steinbruches ist die Kirche von Egregy, deren noch ziemlich erhaltener Turm aus dem XII. Jahrhundert das schönste Baudenkmal unserer Gegend ist.

[4] Der Fund ist im Museum zu Steinamanger = Savaria. Unter Istvánd läuft der römische Weg von Mogentiana (Fenék) nach Cimbriana (Veszprim). Neben diesem liegt die Ortschaft Lesencze-Tomaj, ein bekannter römischer Fundort. In der Aussenmauer der Pfarrkirche daselbst sieht man den Grabstein der einstigen Familie «Tomaj» aus dem XVI. Jahrhundert.

Spuren der Vorzeit zeigten sich auch in Keszthely, und zwar als ein kleiner Urnenfriedhof im Garten des k. ung. landwirtschaftlichen Institutes. Die Urnen, grosse flachbauchige Gefässe mit starken Warzen, voll Asche und Beinsplitter, wurden von den goldgierigen Arbeitern der Reihe nach zertrümmert, es mögen vielleicht 10—15 gewesen sein; eine konnte ich aber doch noch retten.[1]

Wichtiger ist jener Bronzfund, der im November 1881 an der Grenze der Keszthelyer Gemarkung neben dem Meierhof «Büdöskut = Stinkbrunnen» zum Vorschein kam. Er bestand aus einem grossen aber defecten Celt mit Tülle, dem Bruchstück eines solchen, und einem 5 Kilo schweren Bronzkuchen. Gewiss «æs collectaneum», zum Einschmelzen bestimmt, das man in einem grossen Topf vergrub, vielleicht auf der Flucht.[2]

Im Feber 1882 wühlten die Steinhauer auf dem Hügel neben dem Dobogó ein Grab auf, in welchem ein Bronzdolch von 29 Centimeter Länge war. Den Dolch sah ich selbst, er hatte auf beiden Seiten unter der Griffzunge eine sehr hübsche gravirte sternförmige Verzierung, — konnte ihn aber nicht bekommen. — Das 35 Centimeter lange Bruchstück eines Bronzschwertes wurde endlich in demselben Jahre, anfangs November, beim Durchstich eines Grabens in der Gemarkung von Vörs, unweit der Eisenbahnstation Keszthely im Comitat Somogy ausgegraben.[3]

Dass in unserer Gegend nur so wenig Spuren der Vorzeit sich bis jetzt vorfanden, ist aus zwei Gründen erklärlich. Erstens muss in unserer Gegend der Acker- besonders der Weinbau viele Denkmäler vernichtet haben. Zweitens und hauptsächlich darum, weil diese Gegend, ja ich behaupte dreist, die ganze Umgebung des Plattensees bis jetzt in archaeologischer Hinsicht noch nicht jene Würdigung gefunden, die sie verdient.

Römische Denkmäler. Als die Römer im Anfange unserer Zeitrechnung den transdanubischen Teil Ungarns occupirten und unter dem Namen Pannonien zur Provinz, zu einem befestigten Grenzlande machten, gehörte Keszthely sammt Umgebung zu Oberpannonien. Dem Auge Trajans, der das Festungsnetz Pannoniens teils neu organisirte, teils ergänzte, konnte die strategische Wichtigkeit des Plattensees nicht entgehen. Denn der See bot einen breiten und bequemen Weg den über die Donau entweder nach Süden gegen Sopianæ (Fünfkirchen) oder nach Norden gegen Savaria (Steinamanger) andrängenden Barbaren; und die Behauptung dieser zwei Städte war eben eine Lebensfrage für die Römer in Pannonien. Um daher den Plattensee abzusperren, gestaltete ihn Kaiser Trajan zu

[1] Im Eisenburger Comitatsmuseum. [2] Ebendort. [3] Ebendort.

einer binnenländischen Verteidigungslinie um, indem er sowohl an das nordöstliche, als auch an das südwestliche Ende desselben, dort Cimbriana, hier Mogentiana benannte Lagerburgen baute und das nördliche Ufer zwischen beiden mit Wachttürmen und Wachposten besetzte, und ausserdem noch das südliche Ufer beim Ausfluss der Sió mit Tricciana, einem grösseren Werk befestigte, das wieder mit den Festungen der Militärstrasse durch die Somogy in Verbindung stand.

Ob in Keszthely, am südlichsten Wendepunkt des, die zwei Endfestungen des Sees verbindenden Weges, eine Befestigung, ein castellum, von dem angeblich auch der Name Keszthely her sein sollte, war, ist wahrscheinlich, aber nicht gewiss. Aber dass hier und in dem Weingebirge, in den heutigen Ortschaften Cserszeg, Tomaj, Gyenes, Diás, Vonyarcz und Vashegy Römer wohnten, das beweisen die Funde, die noch immer gemacht werden, aber auch das, dass die Römercolonie hier weder an Ausdehnung, noch an Seelenzahl bedeutend war. Meiner Ansicht nach war hier ein Wachtturm, die Familien der Besatzung dürften neben und um den Turm gewohnt haben, einige Veteranen wieder zerstreut im Gebirge, wo auch ihre Grabstätten gefunden werden. Der Wachtturm, wenn einer war, kann anderswo nicht gestanden haben, als auf dem, schon von der Natur sozusagen dazu bestimmten Hügel vis-à-vis dem heutigen gräflichen Palais,[1] denn nur von diesem Hügel aus konnte man am bequemsten sowohl mit der Fenéker Burg, wie auch mit dem, auf dem weit vorspringenden St. Michael-Berg bestandenen Wachtposten mittelst Zeichen verkehren, und es ist gar nicht denkbar, dass der stark entwickelte strategische Sinn der Römer eben diesen an der Hand liegenden günstigen Punkt nicht benützt hätte. Auf diesem Hügel stand eine kleine im Jahre 1441 erbaute gothische Kirche, die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der gräfliche Besitzer das Schiff der Kirche abtragen liess, als Pfarrkirche diente. Alsdann wurde die vom Palatin Stefan Laczkfy Apor gestiftete und im Jahre 1386 erbaute ebenfalls gothische Klosterkirche zur Pfarrkirche bestimmt, was sie noch heute ist. Der am Hügel stehen gebliebene Turm wurde erst 1880 demolirt. Römische Ziegel waren in Menge darin verwendet. Als man auch die Grundmauern des Turmes heraushob, stiess man auf römische Mauerüberreste; diese wurden auch ausgegraben, und zwischen denselben fand ich selbst einen kleinen Weinlaubmodel aus Terracotta.

Im Osten des Turmhügels, neben dem Cserszeger Weg ist der römische Friedhof. Es finden sich nur wenige und zerstreut in einer Tiefe von 2—2½ Meter liegende Urnengräber. Ich habe von hier zwei gut erhaltene

[1] Der Hügel wurde im Herbst 1884 ganz abgegraben. Bei dieser Gelegenheit wurde ein alter christlicher Friedhof blosgelegt. Die in den Gräbern zerstreut gefundenen ungarischen Münzen reichen bis in das XII. Jahrhundert hinauf.

Urnen sammt Inhalt bekommen. In der einen war zwischen Asche und Gebeinsplittern eine gewöhnliche römische Bronzfibula; in der andern eine Thonlampe mit Satyrmaske und dem Stempel FORTIS, weiters ein kleines eisernes Beil. Mein interessantester römischer Fund ist der ebenfalls hier ausgeackerte kleine silberne Tripos. Sein jetzt schon beschädigtes Filigrankörbchen ist ausnehmend hübsch.[1] In dem Weingebirge sind die hausdachartigen Ziegelgräber, wie ich solche in Savaria sehr häufig gefunden, gerade nicht selten; in Diás wurde vor ungefähr einem Decennium in dem herrschaftlichen Weingarten ein grosser Sarkophag ausgegraben, der sammt Inhalt ins Nationalmuseum nach Budapest geschafft wurde Römische Münzen, besonders solche aus dem IV. Jahrhundert, kommen im ganzen Rayon von Keszthely sehr häufig vor.

Der bedeutendste römische Fundort in nächster Nähe Keszthelys ist unstreitig die Fenéker Burg, Mogentiana, deren Ruinen noch zu Mathias Bél's Zeiten zu Tage standen, und deren Grundriss Dr. Florian Fr. Rómer veröffentlicht hat.[2] — Was dieses Territorium noch in seinem Schoosse birgt, wartet noch immer als dankbare Aufgabe eines solchen Altertumsforschers, der dazu auch über die nötigen Geldmittel verfügt.

Unter dem alten hohen Ufer des Sees, auf welchem einst die mit Rundtürmen flankirte südöstliche Frontseite der Burg stand, muss ein römischer Friedhof gewesen sein.[3] Heute ist dieser Fleck zumeist unter Wasser, aber wenn ein starker Ostwind den Boden des Sees aufwühlt, so kann man am Wasserrand viele römische Münzen, meistens aus dem III. und IV. Jahrhundert, ferner verschiedene Kleinigkeiten aus Bronze, wie Fibulas, Spangen, Schlüssel und dergleichen finden.[4] Ausser diesen Funden kamen auch hier beim Bau der Wirtschaftsgebäude mehrere Inschriften und geschnitzte Steine, wie auch einige eirunde, $^1/_2$ Meter lange und entsprechend starke eiserne Kettenringe vor. Diese Riesenkette dürfte höchst wahrscheinlich zur Absperrung der Zalamündung gedient haben.[5]

Nur noch wenige Worte über die Bedeutung der Fenéker Burg, rectius Mogentiana in jenem Befestigungsnetze, mittelst welchem die wunderbare strategische Vorsicht ganz Pannonien zu *einem* befestigten Lager

[1] Die erwähnten Funde sind alle im Eisenburger Comitatsmuseum.

[2] Archaeologiai közlemények III. Band, 37. S.

[3] Meine allerneuesten Forschungen weisen mehr auf eine Ansiedlung hin.

[4] Von diesen Uferfunden habe ich schon selbst eine kleine Sammlung dem Eisenburger Comitatsmuseum eingeschickt.

[5] Die Steine sind im Erdgeschoss des gräflichen Palais in Keszthely, die Kettenringe in der gräflichen Bibliothek, die gegen 40,000 Bände stark ist, aufbewahrt. Ebendaselbst befindet sich eine grosse ungemein kostbare numismatische Sammlung, die in goldenen römischen, wie auch in ungarischen Cursiv- und Denkmünzen die allerseltensten Stücke aufweist.

umgestaltet hat. Mogentiana's Lage in jener Ecke, welche die Verengung des Sees und dessen Austritt in den sogenannten kleinen Plattensee dominirte, war äusserst glücklich gewählt. Sie schützte erstens den Uebergang, die Ueberfuhr oder Schiffbrücke, die hier auf der grossen aber durch das Wasser unterbrochenen Militärstrasse von Sopianæ nach Savaria den Verkehr vermittelte. Wenn daher der Feind, welche Seite immer des Sees umgehend, entweder nach Süden oder nach Norden vordringen wollte, fand er immer den Weg durch Mogentiana verlegt; zweitens war sie auch eine Wehr für das Drautal, weil sie inmitten des Zalatales den bequemen Ausweg über Kis-Komárom zur Drau gänzlich absperrte. — Die Occupation und sothane Befestigung Pannoniens fällt aber schon in die Kaiserzeit, in jene Epoche, in welcher der Stern der römischen Macht bereits im Niedergang begriffen war. Die römische Kampftüchtigkeit widerstand zwar fast ein halbes Jahrtausend den immer heftiger anstürmenden Barbaren, dem inneren Verfall konnte sie aber nicht widerstehen. Und so zerbröckelten die Wogen der Völkerwanderung langsam aber sicher eins um das andere dieser für unüberwindlich gehaltenen Positionen, mit grossen Kosten errichteten Befestigungen, und fegten sie zuletzt mitsammt dem weströmischen Reiche weg von der Oberfläche der Erde.

Die von Osten kommende Flut der Völkerwanderung, in erster Reihe der Hunnensturm traf hier in Pannonien zu Ende des IV. Jahrhunderts die um die Ruinen des weströmischen Reiches mit einander zankenden und streitenden germanischen Völker in die Flanke. In diese Zeit gehören auch die Keszthelyer Gräberfelder, die ich durchforscht habe und in Nachstehendem zu beschreiben gedenke.

I. DIE GRÄBER.

Die topographische Lage der Gräber. Im Weichbilde von Keszthely kennen wir bis jetzt zwei grosse Gräberfelder. Das eine ist in der Stadt, das andere befindet sich auf der südlichen Lehne des Hügels Dobogó, neben dem Bade Héviz, an der Nordgrenze des Keszthelyer Weichbildes.[1]

[1] Dass sich Niemand daran stosse, dass ich Keszthely eine Stadt nenne, erkläre ich, dass Keszthely gegenwärtig nur eine «Grossgemeinde» ist mit ungefähr 4000 Einwohnern, früher aber ein Markt (mezőváros) war, und dass ich eben deshalb die viel gebräuchlichere, und auch bei der Post amtliche Bennenung «Stadt» (város) aufrechthalte. Keszthely hat eine sehr intelligente Bevölkerung, einen lebhaften Handel, viele öffentliche Lehranstalten, (k. u. landwirtschaftliches Institut, r. k. Gymnasium, sechsclassige Bürgerschule, eine höhere Töchterschule, eine sechsclassige Gemeindeschule und eine sechsclassige katholische Elementarschule für Mädchen) und verschiedene humanitäre Institute (Feuerwehr-, Ruder-, wohltätiger Frauenverein, Verein vom roten Kreuz, Spital und Versorgungshaus).

Die Stadt selbst steht auf einer, durch die südwestlichen Ausläufer des Cserszeger Weingebirges gebildeten Hochebene. Die Lehne dieses Plateaus, das einstige Seeufer, ist heute durch einen breiten Wiesengrund von dem Wasser getrennt. Der Boden der Stadt ist auch keine flache Ebene, es durchziehen ihn mehrere grössere und kleinere, von Norden nach Süden laufende Erdrücken. Auf einer dieser Anschwellungen, auf welcher die westliche Häuserreihe der unteren Hauptgasse steht, ist das städtische Gräberfeld. Sein ganzer Umfang ist jetzt nicht mehr bestimmbar, weil dieser ganze Flächenraum mit Gebäuden, Haus-, Küchen- und Obstgärten bedeckt und an vielen Stellen durch- und umgewühlt ist. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als jene Stellen zu bezeichnen, wo das Gräberfeld compact aufgetreten ist. Diese sind: der Hof des Bräuhauses (Venzel Reischl d. j.), wo man beim Graben des Kellers mehrere hundert Gräber zerstört hat, der grosse Garten desselben Hauses; die Nachbargärten im Osten und Süden (Polacsek und Venzel Reischl d. ä.) und endlich der den beiden Reischl'schen Gärten gegenüberliegende, und diesen Gärten wie an Länge auch an Breite entsprechende Teil des sogenannten Georgiconfeldes. Diese Stellen habe ich, 1/8 des Bräuhausgartens abgerechnet, selbst aufgraben lassen. An diesen Orten lagen die Gräber in dichten Reihen. Von diesen in directer Linie nach Süden fast bis zum jetzigen Friedhof fanden sich hie und da, beglaubigten Nachrichten zufolge, einzelne Gräber, ich aber, der ich dort überall parallele Durchstiche machen liess, habe kein einziges Grab mehr finden können.

Die Entdeckung des städtischen Gräberfeldes ist eigentlich nicht mein Verdienst. Als ich in den Jahren 1858—60 in Keszthely Professor war, hörte ich häufig, dass in den unteren Gärten bald da, bald dort ein Grab aufgewühlt wurde, damals aber gaben mir meine Berufsstudien so viel zu tun, dass ich mich mit der Archaeologie ernstlich nicht beschäftigen konnte.[1] Im Jahre 1877 bekam ich von meinem leider allzufrüh verstorbenen Mitbruder und damaligem Gymnasialprofessor in Keszthely, C. H., einen aus 27 Stück bestandenen Bronzfund für das Eisenburger Comitatsmuseum, der in Keszthely im Garten des Herrn V. Reischl d. j. gemacht

[1] Im Herbst 1860 ernannte mich mein Probst zum Professor am Obergymnasium zu Steinamanger. Mein Fach, die classische Philologie, führte mich zum Studium der classischen Archaeologie, die von jeher immer eine magische Anziehungskraft auf mich ausübte. Die günstige Gelegenheit, der classische Boden C. Cl. Savaria's, die auf Schritt und Tritt auftauchenden interessanten Funde und deren Sammeln machten mich endlich auch zu einem leidenschaftlichen Archaeologen, der, wenn auch nicht theoretisch, so doch practisch auf diesem Gebiete einige Resultate erzielte. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, wenn ich als solches das Eisenburger Comitatsmuseum namhaft mache, das ich in Steinamanger mit Hilfe des Vereins für Archaeologie im Jahre 1871 gründete, und dessen Custos ich bis Ende 1878 war.

wurde. Herr V. Reischl d. j. nämlich liess behufs einer Hopfenanpflanzung ein Sechstel seines grossen Gartens einen Meter tief rigoliren, und deckte bei dieser Gelegenheit ungefähr achzig Gräber auf. Heute behaupte ich dreist, dass wenigstens noch zweimal so viel tiefer liegende unberührte Gräber noch unter dem Hopfen sein müssen.

Die in den geöffneten Gräbern gewesenen Altertümer wurden zumeist von den Kindern verschleppt; die mein erwähnter Mitbruder mir nach Steinamanger geschickt, kaufte er von den Arbeitern um einige Kreuzer zusammen. Unter diesen Antiquitäten waren ausser einigen Armringen auch Riemenenden und Gürtelhaken mit figuralischem Ornament, die entschieden auf die Völkerwanderungszeit hinwiesen; aber auch zwei Ohrringe, die vermöge ihrer hübschen, aber total ungewöhnlichen Form, die unser Gelehrte, Herr Karl Torma, der den Fund eine Woche später in unserm Museum besichtigte, als gänzlich unbekannt bezeichnete, meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade wachrief und den Entschluss in mir reifte, sobald es die Umstände erlauben würden, persönlich am Fundorte weiter zu forschen. Das Schicksal brachte es so mit sich, dass mein Ordensvorstand Anfangs 1879 mich mit der Direction des Keszthelyer kath. Gymnasiums betraute, ich daher den Schauplatz meiner bisherigen Tätigkeit verlassen und nach Keszthely übersiedeln musste. Nun stand meinem Entschluss nichts mehr im Wege und ich konnte die Ausgrabungen im Garten des Herrn V. Reischl junior, des tatsächlichen Entdeckers des Gräberfeldes, der mir die Erlaubniss dazu bereitwilligst erteilte, und dem ich hier auch dafür öffentlichen Dank sage, noch im Frühling desselben Jahres beginnen, und im Herbste fortsetzen, bis der eintretende Frost meinen Arbeiten ein Ziel setzte. Im Jahre 1880 arbeitete ich wieder im Frühjahr und im Herbst, ward mit diesem Terrain fertig, und dehnte die Ausgrabungen im Osten auf den benachbarten Garten des Herrn Polacsek, und im Süden auf den des Herrn V. Reischl senior aus. An diesen drei Orten deckte ich im Ganzen 449 Gräber auf. Als Resultat konnte ich über tausend Stück diverse Antiquitäten aus Gold, Silber, Eisen, Bein und Thon aufweisen. die Tausende von Glasperlen nicht mit eingerechnet. Die grössere Hälfte dieses Fundes erliegt im Eisenburger Comitatsmuseum, die kleinere im Nationalmuseum zu Budapest.

Im October 1882, als ich mit dem Gräberfeld am Dobogó fertig war, wollte ich mit der Ausdehnung des städtischen Gräberfeldes ins Reine kommen. Vor allem andern durchforschte ich den Flächenraum nach Süden. Die Haus- und Gärtenbesitzer dieser Strecke überliessen mir bereitwilligst zu diesem Zweck ihren Besitz, und ich muss hierorts im Allgemeinen bemerken, dass eine solche Zuvorkommenheit, wie sie mir die Bewohner Keszthelys sowohl bei diesen, als auch bei anderweitigen archaeologischen Forschungen bewiesen und noch heute beweisen, nicht überall anzutreffen

ist. Vom südlichsten Punkt, dem Lenhard'schen Weingarten an, wo einst über dreissig Gräber gefunden wurden, liess ich durch sämmtliche Grundstücke bis zum Garten des Herrn V. Reischl senior parallele Probegräben ziehen. Diese sechstägige Arbeit hatte nur das einzige negative Resultat, dass, wenn auch einstmals hier und dort Gräber waren, ich die wirkliche Südgrenze der Gräberfelder schon 1880 erreicht hatte. Ich warf daher meinen Blick nach Westen, nach welcher Richtung sich die Gräberreihen aus den Reichl'schen Gärten zu ziehen schienen, und erbat mir vor allem Andern von der gräflichen Güterdirection die Erlaubniss, auf dem über die Gasse liegenden Georgiconfeld bis zum Beginn der Feldarbeit nachforschen zu dürfen.[1] Nach einigen misslungenen Probegrabungen stiessen wir am 30. October gegenüber der südlichen Grenze des Gräberfeldes auf die Gräberreihen, die gegen Norden bis zum ersten Hause der Franz-Deákgasse folgerichtig nebeneinander lagen. Die Westgrenze der Reihen fand ich auf der ganzen Linie des Gräberfeldes, die Reihen sind im Süden kürzer und werden im Norden immer länger, hören aber vis-à-vis dem Bräuhause ganz auf. Ich habe hier, auf dem Georgiconfeld vom 30. October bis 1. März 1883 siebenhundert und ein Grab aufgedeckt, und als Resultat über tausend Stück Altertümer gewonnen, die in den Besitz des ung. Nationalmuseums übergegangen sind. Ich weiss es zwar nicht gewiss, aber ich bin fest in der Meinung, dass ich mit dem eigentlichen städtischen Gräberfeld zu Ende gekommen bin. An drei Orten, die noch unzugänglich sind, befinden sich einige Gräber. Die Gesammtzahl der von mir durchforschten Gräber auf dem städtischen Gräberfelde ist 1150.

Betrachten wir nun das andere Gräberfeld, den Dobogó. Der westliche Ausläufer des Tomajer Weingebirges dringt bis in die Hévizer Tiefebene vor, und bildet dort einen teils mit spärlichem Gras bewachsenen, teils ganz kahlen Dolomit-Hügelknäuel. Der südlichste und zugleich im Westen der steilste dieser Hügel ist der Dobogó, so benannt von einer gleichnamigen Mühle, die einst an seinem Fusse neben dem kleinen Bache stand.

Es war in den Sommerferien des Jahres 1875, als ich einige Tage in Keszthely auf Besuch weilte. Da gab mir ein guter Freund, Herr Johann Lenhard, gräflicher Güterinspector, zwei eiserne Beile und zwei kleine schwarze Thongefässe, die angeblich auf dem Dobogó ausgegraben wurden. Ich legte die Gegenstände in das Eisenburger Comitatsmuseum und notirte mir den

[1] Meinen innigsten Dank der gräflichen Güterdirection, in erster Reihe deren damaligem Leiter Herren Ladislaus v. Csesznák, k. Rath, für das aussergewöhnliche Wohlwollen und die zuvorkommende Freundlichkeit, mit der er meine diesfälligen Wünsche erfüllte, umsomehr, da auch hier den Löwenanteil meines Resultates das gräfliche Besitztum lieferte.

Fundort. Im Frühjahr 1879, als ich schon wieder in Keszthely wohnte, fuhr ich mit dem genannten Freunde, dem ich sowohl was die Erlaubniss zum Nachforschen betrifft, als auch wegen Beseitigung verschiedener Schwierigkeiten zum besten Danke verpflichtet bin, hinaus auf den Dobogó, der ungefähr eine halbe Stunde weit von der Stadt liegt und besichtigte ihn eingehend, wie auch die Nachbarhügel. Im Sommer 1879, als ich am städtischen Gräberfelde die Arbeit einstellen musste, ging ich mit einigen Arbeitern wieder hinaus, untersuchte vor allem Andern die an den Wänden der Risse befindlichen schwärzlichen Flecken. Dieser erste Versuch fiel kläglich aus. Die Flecken erwiesen sich als Gräber oder deren Ueberreste; in drei Tagen liess ich auch mit vieler Mühe etwa 25 Gräber ausgraben, aber meine Arbeiter waren, trotz dem sehr hohen Taglohn, den ich zahlte, faul, unverlässlich, und, was das ärgste war, im höchsten Grade kopfstützig, sie befolgten meine Anordnungen nicht und wollten alles besser wissen, als ich. Auch das Resultat war ein höchst geringes. Eiserne Messer, Ringe, Schnallen, ein kleines Bronzeglöcklein und einige Bruchstücke von Bronzarmringen war das ganze, was ich nach dreitägigem Schweiss, Aerger und verhältnissmässig viel Auslagen aufweisen konnte. Das war zwar blutwenig und hätte vielleicht einen Anderen von der Fortsetzung der Arbeiten abgeschreckt. Aber, nachdem es mir gelungen war, bei den Ausgrabungen im Herbst auf dem städtischen Gräberfelde einige verständige Arbeiter zu bekommen und diese für meine Zwecke ordentlich einzuschulen, — von diesen muss ich besonders die zwei Brüder Sirsom, als wahre Muster der Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit hervorheben, — machte ich am 29. März 1880 wieder einen Versuch auf dem Dobogó. Wir arbeiteten bis zum 7. April und legten im Ganzen 45 Gräber bloss, aber der Erfolg war auch jetzt nur sehr mittelmässig. Die Aufdeckung der in Stein gehauenen und mit Geröll ausgefüllten Gräber bot grosse Schwierigkeiten; die Werkzeuge, Spitzhaue und eiserne Schaufel, wurden häufig unbrauchbar, was die Arbeit hinderte und verteuerte, das Herausnehmen der Beigaben in gutem Zustande aus dem Gerölle und aus der oft steinharten Erde gelang nur äusserst selten. Doch gewann ich durch diesen Versuch die Ueberzeugung, dass ich diesen Platz ganz durchforschen muss, obzwar ich von der Ausdehnung des Gräberfeldes, so wie sie sich später herausstellte, damals noch keine Ahnung hatte, auch nicht einmal haben konnte. Im besten Falle rechnete ich auf einige Hundert Gräber. Am 23. Mai 1881 nahm ich die Arbeiten am Dobogó wieder auf und zwar mit vier eingeübten Arbeitern. Bis zum 28. Juni gruben wir 174 Gräber auf. Da musste der Ernte wegen ein einmonatlicher Stillstand eintreten. Am 31. August wurde die Arbeit wieder fortgesetzt, und wurden bis 30. September 154 Gräber aufgedeckt. Da ich aber jetzt nach vier verschiedenen Richtungen Versuchsgräben ziehen liess, so entpuppte sich auf einmal die ganze Grösse des

Gräberfeldes. Die Versuche wurden eingestellt, das Gräberfeld in Abschnitte geteilt, und nun konnte die Arbeit systematisch betrieben werden. Vom 3. October 1881 wurde bis 6. September 1882 ununterbrochen gearbeitet, insofern mich auch die Witterung begünstigte, da ein so milder Winter war, der die Arbeit ganz und gar nicht beeinträchtigte. Nach meinem am 3. October 1881 angefangenen Tagebuche habe ich bis 6. September, an welchem ich das letzte unberührte Grab aufgrub, am Dobogó 1690 Gräber blossgelegt; dazu gerechnet die bis 3. October aufgedeckten 398 Gräber, ergaben sich auf dem Dobogóer Gräberfeld im Ganzen 2088 Gräber. In Anbetracht dessen, dass ich in diesen Gräbern, die viele tausende Glasperlen von verschiedener Form und Farbe nicht gerechnet, über viertausend Stück Antiquitäten aus Gold, Silber, Bronze, Eisen, Stein und Thon zu Tage gefördert und für die Wissenschaft geborgen habe, glaube ich kaum zu viel gesagt zu haben, wenn ich behaupte: dass das Gräberfeld am Dobogó einer der merkwürdigsten Fundorte Ungarns ist.[1]

Zur Ergänzung muss ich noch anführen, dass man im Diáser gräflichen Weingarten, wie auch auf der westlichen Lehne des Hévizer Hügels, auf den Páhoker Feldern, sehr oft schon auf Gräber gestossen ist, deren Beigaben mit den Funden meiner Gräberfelder einen Character haben, teilweise ganz identisch sind, dass sie daher mit den nachbarlichen Keszthelyer Gräberfeldern sowohl der Zeit, als auch dem Volk nach vollständig übereinstimmen. Das beweist eigentlich nur, dass die Keszthelyer Gegend zur Zeit der Völkerwanderung stark bewohnt war. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass im Diáser Weingarten ein grosses Gräberfeld liegt, wo gemischt auch römische Ziegelgräber sich vorfinden; ob aber auf den Páhoker Feldern ein compactes Gräberfeld, oder nur hin und wieder ein Grab ist, weiss ich jetzt noch nicht.[2] Ein gleichartiges Gräberfeld ist auch in Dras-

[1] Der Dobogó mit seinen Nachbarhügeln ist jetzt Schafweide und Majoratsbesitz der Grafen Festetics v. Tolna, — dass er aber nicht einmal als Schafweide zu den besten gehört, beweist der Umstand, dass sein Gerölle schon seit Decennien zum Strassenbau abgegraben und verführt wird. Dass am Dobogó Gräber sind, wussten am besten die Steinhauer, die auf dem Hügel drei grosse Gruben machten und wenigstens tausend Gräber vernichteten, da diese Gruben gerade in der Mitte des Gräberfeldes sich befinden. Nach Hörensagen weiss ich, dass diese Steinhauer die ausgewühlten Antiquitäten ihren Kindern als Spielzeug heimtrugen, wo selbe dann in Verstoss geraten sind. Nur bei den Kindern im Dobogóer Meierhofe fanden sich noch einige Bruchstücke vor.

[2] *Das Also-Pahoker Graberfeld.* Je weiter und weiter ich forsche, desto mehr und mehr Spuren finde ich von demjenigen Volke, das im Keszthelyer und Dobógoer Gräberfelde ruht, und desto mehr bestätigt sich meine obige Behauptung, dass die Keszthelyer Gegend am Ende des IV. Jahrhunderts eine sehr starke, aber homogene Bevölkerung hatte. Das ist auch aus der geografischen Lage der bisher bekannten Gräberfelder ersichtlich. Diese umgeben das Keszthelyer Gräberfeld, welches ich,

kovetz, in der Murinsel, welches ich, aufmerksam gemacht durch die mir von dort gebrachten Funde, am 4. November 1881 selbst besichtigte und

als am Seeufer gelegen, als Mittelpunkt annehme, in einem grossen Halbkreise, in einer Radialentfernung von ungefähr 6—7 Kilometer, nämlich: im Osten das Diáser, im Norden das Dobogóer, im Nordwesten das Páhoker, und im Süden das Fenéker Gräberfeld. Auf dem Diáser steht der herrschaftliche Weingarten, folglich kann man dort nicht graben; das Fenéker, das beiläufig gesagt einige tausend □ Meter gross ist, habe ich erst jüngst entdeckt, also bis jetzt noch gar nicht näher untersucht; am Páhoker habe ich aber die Ausgrabungen im Herbst 1883 angefangen, und voriges Jahr fortgesetzt; kenne es daher jetzt schon so ziemlich, und will es daher als dasjenige, das mit dem Keszthelyer und Dobogóer in innigster Beziehung steht, hier kurz beschreiben.

Seit ich in Keszthely wohne, d. h. seit 1879, verfolgte ich immer mit gespannter Aufmerksamkeit die zeitweilig auf den Alsó-Páhoker Feldern auftauchenden Erscheinungen, die als gelegentlich gemachte grössere und kleinere Funde zumeist mir zur Kenntniss, häufig auch durch Kauf in meinen Besitz kamen; auch weiss ich aus ganz bestimmter Quelle, dass ein Páhoker Landmann, als er im Jahre 1878 auf seinem Acker nach Feldsteinen grub, eine ziemliche Menge von Bronzesachen gefunden, die aber wieder verworfen wurden; aus einem Paar goldenen Ohrringen mit Körbchen hat er jedoch für sein Weib und für seine Töchter bei dem hiesigen Goldarbeiter Ringe machen lassen. Trotz alledem musste ich mich dazu bequemen, wenn es mir auch schwer fiel, Zeit und Gelegenheit mit Geduld abzuwarten, um dieses Gräberfeld auch factisch untersuchen zu können, einerseits darum, weil die Keszthelyer und Dobogóer Ausgrabungen ohnedies zu tun gaben, und ich keine überzähligen verlässlichen Arbeiter hatte, andererseits aber auch von wegen der ungünstigen Localverhältnisse. Das Páhoker Volk ist arm und hat nur sehr wenig Grund und Boden, es muss ihn daher so viel als möglich ausnützen. Die Fläche des Gräberfeldes, an der westlichen Lehne des Hévizer Hügels besteht aus lauter langen und schmalen Aeckern, die vielleicht zehn Besitzer haben. Der Grund selbst ist schlecht, die Humusschichte ist nur an sehr wenig Stellen tiefer als ein Spatenstich, darunter ist unfruchtbarer roter Thon und stellenweise sehr grosse Feldsteinlager. Die Páhoker Bauern waren und sind noch heute in der Meinung, dass das Umgraben ihrer Felder ihnen nur zum Schaden gereiche, und ebendeshalb wollten sie sehr lange mir nicht einmal eine Versuchsgrabung gestatten.

Anfangs November 1883 bot sich endlich ganz unverhofft eine willkommene Gelegenheit dazu, in das Innere dieses Gräberfeldes blicken zu können. Gregor Cserép, ein Alsó-Páhoker Landmann kam nämlich zu mir und bot mir einen kleinen Fund zum Verkauf an, den er auf seinem Brachfeld gemacht hatte. Eine Untersuchung an Ort und Stelle ergab, dass des genannten Landmanns Feld ein noch ziemlich unberührter Teil des schon so lange gesuchten Gräberfeldes sei. Ich nahm daher das Feld in Pacht und machte mich mit den Gebrüdern Sirsom an die Arbeit. Vom 16. Nov. 1883 bis 30. Januar durchsuchte ich hier 276 Gräber auf Kosten des ung. Nationalmuseums, dem ich auch als Ergebniss 2 Gold-, 144 Silber-, 272 Bronze-, 120 Eisen-, 6 Bein- und 4 Thonantiquitäten einlieferte. Am 19. Juni 1884 grub ich in der Nachbarschaft dieses Feldes rechts und links auf meine eigenen Kosten weiter. Bis zum 22. November hatte ich 559 Gräber geöffnet und wieder mit sehr schönem Erfolge, besonders in weiblichen Schmucksachen. Dieser letzte sehr schöne und grosse Fund ist jetzt auch schon im ung. Nationalmuseum. Die Gesammtzahl der auf diesem Gräberfeld

untersuchte. Das Gräberfeld liegt auf dem Südrand einer noch erkennbaren Erdschanze, die einst den Festungsrayon umschloss, und wird gegenwär-

geöffneten Gräber ist daher 835. Ich habe aber noch in keiner Richtung das Ende des Gräberfeldes erreicht, das bedeutend grösser ist, als das Dobogóer, ob ich es aber ganz werde ausbeuten können, ist wegen der Kostspieligkeit der Arbeit noch eine Frage.

Im Nachstehenden werde ich nur kurz jene Wahrnehmungen bezeichnen, die entweder abweichend sind von denen, die ich bei den Keszthelyer und Dobogóer Gräberfeldern eines längeren erörtern werde, oder dieselben ergänzen.

Eine andere Bestattungsart, als das ganz einfache Begräbniss, habe ich hier nicht gefunden. Die Lage und Herrichtung der Gräber ist die gewöhnliche. Es ist zwar wahr, dass die Tiefe der Gräber im Allgemeinen viel geringer ist, als anderswo, ja dass sogar hin und wieder die Gebeine fast zu Tage liegen, aber das ist aus der schiefen Lage des Begräbnissplatzes, und weiters aus den durch den vielhundertjährigen Wasserlauf und Abpflügung entstandenen Veränderungen der Oberfläche sehr leicht erklärlich. Wo dieses Volk bei der Grabbereitung auf Feldstein stiess, dort bekleidete es, ebenso, wie in dem Polácsekgarten, mit den ausgesprengten Platten die Seiten des Grabes. Es liebte besonders die Spalten zwischen den Feldsteinlagern als Grabstätten zu benützen, und bedeckte dann diese mit grossen und schweren Steinplatten. Die Skelette sind auf diesem Gräberfelde sehr verwittert, ja es fanden sich sogar Gräber, wo wir die Beigaben an den betreffenden Orten gefunden haben, aber vom Skelett, einige Zähne ausgenommen, gar nichts mehr vorhanden war. Spuren von Tierskeletten sowie von Särgen waren nicht zu finden.

Die allgemeinen Bemerkungen über die Beigaben, die in diesem Werke umständlich verhandelt werden, passen ganz auf dieses Gräberfeld. Ein Volk, eine Sitte, eine Mode. Was die einzelnen Gruppen der Beigaben anbelangt, so ergeben sich hier die folgenden Differenzen.

Hausgeräte. Gefässe sind auch hier selten. Zu bemerken ist ein kleiner, bauchiger enghalsiger römischer Krug aus feinem gut ausgebrannten Thon, wie solche im Eisenburger Comitatsmuseum mehrere zu sehen sind, hier aber bisher nicht vorgekommen ist. — Unter den Eisensachen ist ein schlüsselartiger Gegenstand mit einem Beinstiel, dessen Verwendung ich nicht bestimmen kann.

Von den Schmucksachen erwähne ich vor allem den Gürtelschmuck. In den Gräbern von 1883 war der Gürtelschmuck aus Silberblech der vorwiegende. Gürtelschmuck von gewöhnlicher Form aus Bronze kam nur in einigen Exemplaren vor, im Jahre 1884 fand ich nur einen einzigen completten Gürtelschmuck aus Bronze, ansonsten nur hin und wieder einzelne Teile davon. Unter den Zierschnallen gibt es zwei neue Formen. Die eine zeigt zwei stehende Vögel, die mit den Schnäbeln den Schnallenring halten; die andere ist eine sonst gewöhnliche Form, nur hat sie auf der Riemenplatte die Büste einer römischen Frau in Basreliefarbeit. — Auch beim Frauenschmuck ist manches namhaft zu machen. So haben wir vor Allem ein Paar Ohrringe von Bronze mit Körbchen aus Gold. Die Ringe selbst sind zwar entzwei gebrochen, aber dass die Goldkörbchen schon von Haus aus auf den Bronringen waren, beweist der Umstand, dass in die Zellen der Stirnplatte Goldkörner eingesetzt sind. Bemerkenswert ist, dass ich auf diesem Gräberfelde allein mehr (über 150 Stück) silberne Ohrringe mit Körbchen ausgrub, als auf den beiden anderen zusammengenommen. Auch unter diesen gibt es neue Varietäten. Eine solche ist, wo das Körbchen eine Erdbeere aus Silberblech bildet, mit aufgelegter Filigranarbeit; —

tig als Schottergrube benützt. Den hie und da aus der Erde herausragenden Schenkelknochen nachspürend, liess ich etliche zwanzig Gräber aufdecken, machte aber dabei die unliebsame Erfahrung, dass ich es hier mit einer schon durch und durch durchwühlten Grabstätte zu tun habe, auf die Schade wäre Geld und Zeit zu verwenden. — Für die historische Geographie ist es aber wichtig, die Stellen zu bezeichnen, wo in der Völkerwanderungszeit Ansiedelungen waren. Zu diesen gehört, ausser dem erwähnten Draskovetz, im Zalaer Comitate noch Letenye, ebenfalls mit einem kleinen Beerdigungsplatz unweit der heutigen Kirche, den zu Ende der 70-ger Jahre Herr Béla von Töttösy aufgraben liess. Die kleinen Drahtohrringe, die er dort fand, weisen mit den gleichartigen Gegenständen meiner Gräberfelder sehr viel Analogien auf.

Die Gräberfelder im Allgemeinen. Auf der Oberfläche des städtischen Gräberfeldes ist nichts, was dessen Anwesenheit verrathen würde.[1]

Auch lässt die Oberfläche des Dobogó auf gar nichts schliessen; die hin und wieder sichtbaren sehr seichten Vertiefungen haben sich als Nachspuren älterer Ausgrabungen herausgestellt. Es fehlt daher auf unsern Gräberfeldern ein jedes diesbezügliche Merkmal. Ob es auch immer so war, ist zweifelhaft. Denn ich bin auf beiden Gräberfeldern auf solche Stellen gekommen, wo inmitten einer Gruppe von ganz intacten Gräbern eines schon vor Zeiten ausgewühlt wurde. Aber in diesen umwühlten Gräbern habe ich sehr häufig solche Anzeichen gefunden, die mit Bestimmtheit darauf hin-

eine zweite, wo das Körbchen an einem Kettchen hängt; — eine dritte, wo das Körbchen eine barettartige Kapsel von Silberblech ist, dessen Oberfläche eine Verzierung von Silberkornpiramidchen zeigt. Meine vorjährigen Ausgrabungen haben auch in den Stirnplatten mehrere neue, höchst geschmackvolle Varietäten ergeben. Die sonst sehr seltene grosse Silbernadel trat in acht Exemplaren auf, eines ist besonders hübsch mit seiner ober und unter dem vierspaltigen Oehr angebrachten Körnerverzierung. Auch die grosse Scheibenfibula hat sich mit mehreren neuen Formen vermehrt. Auch fand ich eine grosse Bronzeschelle aus zwei aneinandergefügten muschelartigen Hohlkugeln, wie auch einen hübsch gravirten Fingerring aus Bronze. Armringe und Armbänder lieferten keine neue Form. Aus Neugierde liess ich aber ein plattes Armband von der Grünspandecke reinigen und machte die angenehme und überraschende Erfahrung, dass die ganze Aussenseite des Armbandes von einem Ende bis zum andern mit gefällig arrangirtem Strich-, Punkt- und Kreisornament bedeckt sei. Angesichts der schweren Menge von Armbändern, die ich zu Tage gefördert, und auch den gewissen Umstand in Erwägung gezogen, dass, was gravirte oder punzirte Ornamentirung anbelangt, die ganz gleichen Exemplare zur grössten Seltenheit gehören, wage ich getrost zu behaupten, dass man aus den Verzierungen unserer Armbänder ein wahres Musterbuch für Graveure zusammenstellen könnte.

[1] Man könnte vielleicht einwenden, dass die Cultur dieser Gründe deren Friedhofcharacter verwischt hätte. Das wäre wohl möglich. Doch jetzt wenigstens erinnern sich die ältesten Leute, die den Plan der städtischen Gräberfelder noch teils als Hutweide teils als unbenützten Grund kannten, nicht daran, dass sie dort je einen Hügel oder auch nur eine Spur von einem solchen gesehen hätten.

wiesen, dass darin reiche, mit goldenen Schmucksachen ausgestattete Leichen lagen. Da sind also nur zwei Fälle möglich. Entweder haben die unmittelbaren Nachkommen der Bestatteten, die noch wussten, wo sie reiche Beute machen können, diese Gräber ausgeraubt; — als Beleg dieser Voraussetzung erschien ein Beispiel auf dem städtischen Gräberfelde, wo ich in einem durchwühlten Frauengrab einen zerbrochenen Ohrring, dessen Paar aber im guten Zustand in dem daneben befindlichen ärmlichen Männergrabe fand; — oder die Gräber der Reichen waren auch äusserlich bezeichnet, und da hatten die späteren Einwanderer nicht viel zu suchen; hierauf wenigstens scheinen die weiter unten zu erörternden Dobogóer Verhältnisse zu weisen.

Die Bodenverhältnisse unserer Gräberfelder sind verschieden. Auf dem städtischen Gräberfelde stehen sie folgendermassen: Unter der 35—60 Cm. starken Humusschichte erstreckt sich ein 0·5—1·50 M. mächtiges gelbes Thonlager, unter diesem eine unbestimmbar starke trockene Kalksandschichte. — Der Humus auf dem Dobogó ist von dessen Spitze bis zur Mitte selten stärker als 20 Cm., darunter ist bröckliches Dolomitgestein, oder wie meine Arbeiter sich ausdrückten, die Steinbank. Von der Mitte des Hügels aber bis zu dessen Fuss eine 1—1½ M. starke, wahrscheinlich daraufgeschwemmte röthlich-gelbe Kalksandschichte.

Die Gräber. Das städtische Gräberfeld. Die Gräber liegen in so ziemlich regelrechten Reihen von Nordwest gegen Südost. Es gab Fälle, wo ich ausser den Reihen Gruppen von 5—6 dicht aneinandergelagerten Gräbern fand, wahrscheinlich der einstige Ruheplatz einer ganzen Familie. Das Gesicht der Bestatteten ist immer gegen die aufgehende Sonne, dem grossartigsten Symbol der Auferstehung und des ewigen Lebens, gerichtet. Es ist ein häufiges Vorkommniss hier und auf dem Dobogó, dass ein und dasselbe Grab zum öfteren benützt wurde, wo dann die Gebeine der früheren Grabinsassen in der Füllerde zerstreut liegen.

Dobogó. Die Richtung der Gräberreihen ist auch hier von Nordwest nach Südost. Von der Regelmässigkeit dieser Richtung machen nur die in der östlichen Ecke des Gräberfeldes liegenden 150—160 Gräber eine wesentliche Ausnahme; die Reihen fangen zwar auch hier regelmässig an, aber die Lage der Skelette in den Gräbern ist hin und wieder eine verkehrte, so dass im Gegensatz mit der überwiegenden Mehrheit das Antlitz nicht nach Osten, sondern nach Westen gerichtet ist; in der Folge dieser Reihen aber, so ungefähr von deren Mitte angefangen, liegen die Gräber kunterbunt durcheinander. In diese Ecke hat höchst wahrscheinlich eine viel spätere Generation ihre Todten bestattet. Ich schliesse das daraus, dass die auf der ganzen Südfront des Gräberfeldes liegenden Gräber, vielleicht 250, schon einmal durchwühlt wurden, die Skelette fand ich in diesen nur bis zum Becken in normaler Lage, Brust, Kopf und Armknochen waren zerworfen; und auf diesen waren die Spuren des einstigen Schmuckes noch deutlich

sichtbar. Und dass diese Gräber die Angehörigen der regellos Begrabenen zerstört haben, ist daraus ersichtlich, dass ich Schmuckgegenstände in den durcheinander liegenden Gräbern fand, und zwar einigemal deren zusammengebrochene Paare oder ergänzende Teile noch in einem oder dem anderen zerstörten regelmässigen Grabe sich vorfanden.

Die Arten der Bestattung. Auf dem städtischen Gräberfelde kommen drei Arten der Bestattung vor, und zwar: *a)* die einfache Beerdigung, *b)* die unvollkommene Verbrennung im Grabe und *c)* die vollkommene Verbrennung und die Beisetzung der Asche in Urnen. Auf dem Dobogó ist die erste Art die herrschende, von den beiden anderen Arten fand sich nur je ein Beispiel.

Die Gräber. Die Herrichtung der Grube ist die möglichst einfachste. Die Länge derselben wechselt je nach der Grösse der Leiche, und ist regelmässig etwas, bei Erwachsenen manchmal um 25—30 Cm. länger als diese. Die Breite ist $^{1}/_{2}$ bis 1 Meter. Die Füsse des Cadavers stemmen sich immer gegen die östliche Schlusswand der Grube, daher ist der leere Raum immer ober dem Schädel. Die Tiefe der Gräber variirt in der Stadt nach Mächtigkeit der Thonschichte, weil die Lagerstätte der Leichen zumeist der Sand bildet, nur dass selbe sehr häufig auf 0·50—1·50 M. tief noch in den Sand hinein gegraben ist. Ganz kleine Kinder, mitunter, aber sehr selten Erwachsene kommen auch im Thone vor, die letzteren sind in der Regel arme Leute. Als Durchschnittstiefe der Gräber kann man $1^{1}/_{2}$ M. annehmen, obzwar in der östlichen Hälfte des Gräberfeldes manchmal, in der westlichen aber häufig die Gräbertiefe 3 Meter übersteigt. — Die Tiefe der Gräber auf dem Dobogó wechselt zwischen $1—2^{1}/_{2}$, deren Breite zwischen $1—1^{1}/_{2}$ Meter. Das ist durch die Bodenverhältnisse bedingt, da die Gräber auf der Spitze und an der Lehne des Hügels direct in den Stein gehauen, daher dichter und schmäler sind als in den unteren Partien, wo die Körper zwar auch auf dem Stein zu liegen kommen, aber den Stein, wie schon gesagt, eine mächtige Sandschichte bedeckt. Die Schmalenden der Gräber sind immer oval; die Sohle des Grabes ist ohne Ausnahme gegen Osten eine schiefe Ebene, so dass der Kopf immer höher liegt als die übrigen Körperteile. Die Leichen der reicheren Leute ruhen zumeist in tieferen Gräbern, obwohl man dies als allgemeine Regel durchaus nicht betrachten kann, denn es waren sehr tiefe Gräber, die nichts, und wieder viele seichte, die sehr schöne Schmucksachen enthielten. Auf der östlichen Lehne des städtischen Gräberfeldes, in dem Polácsek-Garten, ist die Thonschichte von grösseren und kleineren Feldsteinadern durchsetzt. Unser Volk hat dort mit den, bei der Grabbereitung ausgebrochenen Feldsteinplatten die Seitenwände von vier Gräbern ausgelegt; auf dem Georgiconfeld aber fanden sich in der Füllerde der reicheren, immer sehr tiefen Gräber verschiedene grössere und kleinere behauene Steine vor. In einigen Gräbern am Dobogó war der untere Grabesrand mit faust-

grossen Steinen umsäumt, und wieder in einigen waren in die vier Ecken der Grabsohle ziemlich grosse Steinblöcke eingekeilt.

Die einfache Beerdigung. Die einfache Beerdigung ist: die Beisetzung der bekleideten und geschmückten Leiche in einer dazu bestimmten Grube entweder ohne sonstigen Apparat, oder mit einem Leichentuch bedeckt, oder ausnahmsweise in einem Holzsarge. Der Sarg, den heute zumeist nur ein dünner oder dicker, schwarzer, klebriger Erdstreifen bezeichnet, war nichts als eine aus dicken Bohlen durch grosse Eisennägel zusammengefügte Lade ohne Deckel. Die vierkantigen oder schraubenartigen, bis zu 32 Cm. langen Sargnägel finden sich immer an ihrer betreffenden Stelle mit der Spitze nach abwärts stehend. Am Dobogó waren mehr Särge, besonders bei Kindergräbern, als in der Stadt; ich fand sogar in einem Mädchengrabe noch einzelne vermorschte Stücke der Eichenbohlen. Obzwar das Vorhandensein eines Sarges schon an und für sich einen gewissen Grad von Wohlhabenheit bedeutet, so kann man doch keine allgemein giltige Regel auf die Vermögensverhältnisse des darin Liegenden daraus ableiten, da Arme und Reiche nach allen drei Arten bestattet wurden. Ueber den Särgen, aber auch über sehr vielen nur in die Erde eingebetteten Leichen kommen die verkohlten Ueberbleibsel einer grobgewirkten Decke oder Binsenmatte vor. Bei den Särgen vertrat sie die Stelle des Deckels, bei den andern Gräbern verhinderte sie das unmittelbare Aufliegen der Erde auf den Leichnam. Diese Decke, nach hiesigem Sprachgebrauch «Szönyeg» = Teppich, denn so nennen unsere Landleute den «Ueberthan», kommt bei Armen und Reichen vor.

Die Skelette. Ich muss vorausschicken, dass in beiden Gräberfeldern vorwiegend, wenigstens zu zwei Drittel, nur Frauen und Kinder beigesetzt waren, auch muss ich noch bemerken, dass meine Notizen über die Skelette durchaus keinen Anspruch auf Fachgelehrsamkeit machen, sich nur auf erwachsene Individuen beziehen, und sich überhaupt nur auf die augenfälligen, von Jedermann leicht erkennbaren Differenzen erstrecken.

Die Skelette, die ich zumeist noch in ziemlich gutem Zustande vorfand sind auf dem städtischen Gräberfelde von verschiedener Gestaltung, und beweisen, dass das Volk, das hier gleichzeitig wohnte, ein Mischvolk war. Denn die Skelette zeigen deutlich drei von einander wesentlich verschiedene Menschenracen. Die erste, deren Gräber die reichsten sind, ist die am wenigsten zahlreiche. Die Länge des Skelettes ist bei Frauen 165—170, bei den Männern 180—192 Centimeter. Arm- und Beinknochen gross, die Finger- und Zehenknochen sind ungemein stark, die Länge der Rippen weist auf einen breiten Brustkorb hin. — Die Schädelbildung ist proportionirt, die Stirne breit und hoch, die Jochbeine nicht vorspringend, die Zähne orthognath gebildet. Auf die Gräber mit solchen Skeletten werde ich noch öfters zu sprechen kommen. Die zweite Menschenrace, die auf dem städtischen Gräberfelde die Mehrheit bildet, auf dem Dobogó aber die fast

ausschliessliche ist, ist von mittelgrosser, gedrungener Gestalt. Der Schädeltypus ist dolichokephal, länglich, die Stirne schmal und niedrig, das Hinterhaupt ungemein breit, die Jochbeine vorspringend, die Zähnebildung prognath. Die Männer haben Säbelbeine, was auf ein Reitervolk schliessen lässt; bei diesen sind schlecht zusammengeheilte Arm- und Beinbrüche eine häufige Erscheinung. Der linke Fuss einer schon bejahrten Frau (am Dobogó) zeigte Anchilosis. — Unter den Männern sind die Lahmen, Buckligen und anderweitige Krüppel gerade nicht selten, was weiter unten ausführlicher wird besprochen werden. Diese Race bildet den Stock der Bevölkerung, die charakteristischen Racenmerkmale kann man sogar auf den Schädeln der kleinsten Kinder deutlich unterscheiden. Dr. Aurel Török, Professor der Anthropologie an der Budapester Universität, meint, dies sei der Mischtypus der kaukasischen und mongolischen Race. — Die dritte Menschenrace tritt nur auf dem städtischen Gräberfelde, und auch da nur in wenigen Exemplaren auf. Der Schädel ist ungemein lang und durchwegs schmal, die Jochbeine sehr stark hervorspringend, die Extremitäten verkümmert. Solche Skelette waren nur in sehr wenigen Fällen bis 145 Centimeter lang. Diese Skelette hatten, ausser hin und wieder einen verrosteten eisernen Ring, nie eine andere Beigabe.

Die Lage der Skelette. Auf dem städtischen Gräberfelde herrschte in der Lage der Skelette eine bunte Mannigfaltigkeit. Die am häufigsten vorkommende, man könnte behaupten die normale Lage, ist die lang ausgestreckte, aber sogar bei dieser zeigten sich manche Verschiedenheiten. Entweder waren die Hände über der Brust, oder über den Bauch gekreuzt, — oder die Hände ausgestreckt und wieder die Füsse übereinander gelegt, — auch fand ich Hände und Füsse in gekreuzter Lage. Eine häufige Erscheinung ist, dass bei ausgestreckten Füssen entweder die rechte oder die linke Hand auf der Brust ruht. Aber auch Aussergewöhnliches fand ich in hübscher Anzahl. So lagen zum Beispiel die Skelette der jungen Mädchen zumeist auf der rechten Seite, den Kopf auf die Hand geneigt, oder, wenn selbe auch ausgestreckt lagen, so war doch immer eine Hand, manchmal auch beide Hände unter den Kopf gesteckt. Dass man den Leichnam in diese Lage brachte, die eigentlich das bequeme Ausruhen, einen kurzen Schlummer bedeuten will und dem Tode das Schauerliche nimmt, da sie ihn nur als vergänglichen Schlaf bezeichnen will, beweist, dass unser Volk Poesie und Gemütlichkeit hatte. Die mütterliche Liebe zeigten mehrere Gräber, in welchen die Mütter ihre Kinder mit den Armen an sich drücken. Diese müssen zusammen verstorben sein, da die Zubereitung des Grabes ein einheitliches Begräbniss erweist. In drei Gräbern lagen zwar die Skelette am Rücken, aber mit emporgestreckten Händen und zusammengezogenen Knieen. Da ich an ihren Schädeln die Spuren von Hieben fand, so irre ich vielleicht nicht, wenn ich meine, dass diese drei Männer im Kampfe gefallen sind und

erstarrten, bevor man sie ausstrecken hätte können. In einem breiten Grabe befanden sich vier übereinander geworfene Skelette, ganz arme Teufel, denn sie hatten im Ganzen nur zwei eiserne Ringe. An vier Orten waren in je einem Grabe zwei Skelette, durch eine 15—18 Cm. dicke Erdlage von einander getrennt. In dem einen zwei Männer, in den übrigen dreien Mann und Weib. Die obenliegende Leiche wurde ganz natürlich später als die untenliegende beigesetzt, nur dass man diese nicht störte, woraus ich schliessen muss, dass die im gemeinsamen Grabe Ruhenden auch im Leben einander sehr nahe stehen mussten, denn an anderen Stellen verfuhr man bei der abermaligen Benützung eines Grabes durchaus nicht so glimpflich mit dessen früherem Bewohner. In mehreren Gräbern fanden sich Skelette ohne Köpfe, in anderen wieder lagen die Schädel zwischen den Knieen. In diesen Gräbern fanden sich gar keine Beigaben. — An fünf Orten lagen die Skelette auf dem Bauch mit weit von sich gestreckten Extremitäten. Müssen auch ganz arme Leute gewesen sein, denn sie hatten nichts als einfache Messer. In eilf Gräbern, an diversen Punkten des Gräberfeldes, fand ich die Schläfenbeine mit einem stumpfen Werkzeug eingeschlagen. Das ist nicht zum Verkennen, aber warum? das ist ein Rätsel. Dass diese Leute so umgebracht worden seien, glaube ich kaum, weil in einem und dem anderen Grabe sehr schöne Schmucksachen waren, die man kaum Ermordeten mitgegeben hätte. Als ich diesen Umstand zum erstenmal erwähnte, glaubte ich es mit einer allgemeinen Sitte zu tun zu haben, umsomehr, als glaubwürdige Personen auf dem, nicht von mir aufgegrabenen Teile des Gräberfeldes dieselbe Wahrnehmung machten. Aber im Verlauf meiner Ausgrabungen sah ich, dass ich mich täuschte. Ein sehr aussergewöhnlicher, und nur ein einzigesmal vorkommender Fall war der, dass in einem Grabe zwei Männerskelette lagen, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Das mit schönen Beigaben ausgestattete von Westen nach Osten oben, und das ärmlich dotirte von Osten nach Westen unten. Vielleicht Herr und Diener, die einen gleichzeitigen Tod fanden.

Die Lage der Skelette am Dobogó ist die lang ausgestreckte; in der Situation der Hände und Füsse kamen auch hier, obzwar seltener, solche Umstände vor, wie auf dem städtischen Gräberfelde. Als etwas Aussergewöhnliches muss ich nur einen Fall bemerken, nämlich den, wo in einem Doppelgrabe zwei Männerskelette Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken forderten. Am Dobogó machte ich ausserdem noch die Erfahrung, dass sehr viele Männer ohne Kopf beigesetzt wurden. Diese Gräber waren aber immer sehr arm. Man könnte zwar sehr viele Conjuncturen machen, um diese Erscheinung zu erklären, mit denen ich mich aber nicht befasse, weil sie ohnedies zu keinem positiven Resultat führen möchten.

Tierskelette in den Gräbern. Ein besonders bemerkenswerter Umstand auf dem städtischen Gräberfelde ist das Vorhandensein von Tier-

skeletten in den Gräbern. Diese lenkten meine Aufmerksamkeit zum erstenmale in der nordöstlichen Ecke des Bräuhausgartens auf sich. Auf der Thonschichte nämlich wurden die Contouren eines ausserordentlich grossen und breiten Grabes sichtbar. Ich liess vorsichtig den mit Erde gemischten Lehm herausheben und stiess in einer Tiefe von anderthalb Meter auf ein der Länge nach auf dem Grabe liegendes Pferdeskelett. Das Pferd kann, nach dem Urtheil der Sachverständigen, ein vier- bis fünfjähriges Füllen gewesen sein. Unmittelbar unter dem Pferde kamen die unverkennbaren Spuren eines Holzsarges zum Vorschein, und darin das mit reichen Beigaben versehene Skelett eines Mannes. — In derselben Gegend, nur noch mehr in der Ecke waren in einem ausnehmend tiefen und reichen Männergrabe drei, und neben diesem in einem Frauengrabe zwei Pferdeskelette über einander. Einzelne Pferdeskelette fand ich noch an verschiedenen Orten des Gräberfeldes in vier reichdotirten Männergräbern, durchwegs von Füllen.

Das zweite Tier dieses Grabfeldes ist der Hund. Dieser liegt nie ober der Leiche, sondern immer unmittelbar neben der rechten Hand in einer eigens dazu hergerichteten Grube zusammengerollt wie zum Schlafen. Die Hundeskelette haben lange Schädel, es können Jagdhunde gewesen sein. Eines hatte um den Hals einen dünnen eisernen Reifen mit Hakenenden, aber ich konnte ihn nicht mehr ganz herausnehmen. In vier Männer- und einem Frauengrabe waren Hundeskelette.

Auf der Brust eines Frauenskelettes fand ich ein Katzenskelett, bei fünf Kinderskeletten aber auf dem Schulterknochen Eichhörnchenskelette

Am Dobogó sah ich kein Pferdeskelett, die Steinhauer behaupteten aber einhellig, dass in einigen von ihnen zerstörten Gräbern solche waren. was nicht unmöglich ist; — Hundeskelette habe ich in zwei Gräbern, das Eichhörnchenskelett aber in einem Grabe gefunden.

Diese Tierskelette werfen ein interessantes Streiflicht auf die Denkungsart, Sitten und Gemütswelt des hier bestatteten Volkes. Das Pferd, das kostbarste Eigentum des Nomaden, sein Kampfgenosse, öfters auch Lebensretter, folgt seinem Herrn auch in das Grab. Die Bestattung des Pferdes mit seinem Herrn war im Altertum bei sämmtlichen Reiternationen eine allgemeine Sitte, aber unser Gräberfeld, sowie andere europäische Gräberfelder aus der Zeit der Völkerwanderung zeigen, dass diesen Luxus sich nur die Wohlhabenden, die Vornehmen erlauben konnten. Hunde und Katzen, die gewohnten Haustiere, sind in den Gräbern ihrer einstigen Gebieter die beredtesten Zeugen, dass letztere im Leben sie sehr liebten; man legte deshalb auch den treuen Hund neben die rechte Hand, dass der Herr ihn sozusagen noch im Grabe streicheln könne. Die Eichhörnchen setzte die elterliche Liebe den Kindern auf die Schultern, indem sie die lieben Todten nicht einmal im Grabe des beliebten Spielkameraden berauben wollten.

Einzelne halb- oder auch ganz verkohlte Tier-, besonders Vögel-

knochen finden sich fast in jedem Grabe, teils beim Skelett, teils in der Füllerde, aber eben diese Art des Vorkommens erweckt in mir die Meinung, dass selbe bei dem Begräbniss, vielleicht als Ueberbleibsel des Todtenmahles hineingeworfen wurden.

Die teilweise Verbrennung im Grabe. Auf dem städtischen Gräberfelde kam in neun Gräbern eine zweite sehr eigentümliche Art von Bestattung zum Vorschein, nämlich die, dass man den Leichnam ausgestreckt ins Grab legte und dort verbrannte, so, dass davon nur die verkohlten oder angebrannten Knochen übrig blieben. Die Ueberreste der verbrannten Körperteile erkannte ich in der dünnen, schwarzen fettig-klebrigen Erdschichte, die die Knochen bedeckte, aber von der Asche des Brennmaterials war keine Spur zu entdecken. Und doch musste die Verbrennung im Grabe selbst vor sich gegangen sein, da die unmittelbar auf der Leiche liegende Erde selbst in einer Dicke von 10—12 Centimeter roth gebrannt war; und überhaupt hätte die Verbrennung ausserhalb des Grabes stattgefunden, so hätte das theilweise ganz verkohlte, theilweise stark angebrannte Skelett kaum so regelrecht im Grabe liegen können, wie ich es fand.

Von diesen verbrannten Leichen konnte ich nur bei zweien deren Gattung sicher bestimmen. Die eine war eine Frau, das Skelett war vom Kopf bis zu den Hüften intact, von den Hüften abwärts aber gänzlich verkohlt. Am rechten Armknöchel befand sich der bronzene Armring, neben dem Schädel fand ich rechts und links die grossen platten Ohrringe aus Bronze. Es ist augenscheinlich, dass man diese Frau erst bis zur Hälfte mit Erde bedeckte, und dann das Uebrige verbrannte. — Das andere ganz verbrannte Skelett war das eines Mannes; er hatte einen aus sechzehn Stücken bestehenden Gürtelschmuck, der ganz angeschwärzt und teilweise auch zusammengeschmolzen war, mithin jedenfalls mit im Feuer war.

Meiner Meinung nach dürfte diese sonderbare Verbrennung, bei der auch die Wände des Grabes ziegelrot gebrannt wurden, so vor sich gegangen sein, dass man auf den Leichnam eine bedeutende Quantität von Fett oder Oel schüttete und dasselbe anzündete, und mit demselben Stoffe das Feuer so lange nährte, bis es sämmtliche Weichteile aufgezehrt hatte. Dann streute man so lange Erde auf das Feuer, bis es gänzlich erlosch. Auf die Art bekam auch die unterste Lage der Füllerde ihre brenzliche, ziegelrote Farbe. Die Tatsache fände zwar so ihre Erklärung, aber die Ursache dieses Factums ist ein Rätsel, das Niemand sobald wird lösen können. So viel ist gewiss, dass dies eine ganz aussergewöhnliche Art der Bestattung war, weil ich sie am städtischen Gräberfeld nur neunmal, am Dobogó nur ein einzigesmal beobachten konnte.

Die gänzliche Verbrennung oder die Urnengräber. Die Verbrennung des Leichnams zu Asche und deren Beisetzung in Töpfen oder Urnen ist eine uralte Bestattungsart, die, wie es unser Gräberfeld zeigt, noch im IV.

und V. Jahrhundert nicht ganz aus der Mode kam, aber nur selten und sporadisch in Anwendung gebracht wurde. Dass die diesbezüglichen Fälle nicht älter als die Reihengräber sind, beweist der Umstand, dass an zwei Stellen die Urnen ober den Gräbern standen; dass sie aber aus derselben Zeit, von demselben Volke herrühren, das stellen die Beigaben, wie auch die Gleichartigkeit der in Gräbern und Urnen gefundenen Gefässe sowohl der Form als auch dem Machwerk nach, ausser allem Zweifel.

Die auf dem städtischen Gräberfelde ausgegrabenen Urnen, im Ganzen eilf Stück, sind hohe, birnenförmige, ganz glatte, auf der Scheibe hergestellte und schwarzglänzende Töpfe, aus feinem schwarzen Thon. Sie standen in der Regel unmittelbar unter dem Humus im gelben Lehm, doch eben diese geringe Tiefe brachte es mit sich, dass sie sowohl von der Feuchtigkeit als auch von der Haue und dem Spaten derart zerstört waren, dass es mir mit der grössten Vorsicht nicht gelang, auch nur eine einzige halb und halb erhalten aus der Erde herauszunehmen; wie sie an die Luft kamen, fielen sie von selbst in Trümmer.

Ihr Inhalt war schwarze klebrige Erde gemischt mit weissgebrannten Beinsplittern. Ich fand auch noch in ihnen, oder um sie herum kleinere Töpfchen, Schalen, Teller, einige davon waren noch ganz, die meisten aber schon in Scherben. Bronzesachen waren nur in einer Urne, nämlich eine entzwei gebrochene Nadel mit knotigem Kopfe, und eine runde Zierscheibe mit vier Speichen.

Die Brandstelle, wo die Leichname zu Asche gebrannt wurden, entdeckte ich im Polácsek-Garten in der Tiefe von einem halben Meter unter der heutigen Oberfläche. Als ich nämlich in der westlichen Hälfte des genannten Gartens arbeitete, fiel mir die ziegelrote Farbe des Bodens, sowie die viele Asche auf, die etwa in fünfzehn Gräbern ungefähr zwei Drittel der Füllerde ausmachte. Auch machte mich der ungewöhnlich breite Zwischenraum zwischen zwei Gräberreihen stutzig. Ich liess daher diesen Zwischenraum quer durchschneiden, und stiess hier auf die Brandstelle, die aus doppelt übereinander gelegten, 2·25 M. langen und 1·32 M. breiten Feldsteinplatten zugerichtet war. Sowohl die russige Oberfläche der Platten, die man in Folge der Einwirkung des Feuers in dünnen Blättern ablösen konnte, als auch deren ganzen Umkreis bedeckte eine Menge von geschwärzten und zersprungenen Scherben, wahrscheinlich die Ueberbleibsel von jenen Gefässen, die die Angehörigen der Verbrannten mit Oel oder Salben gefüllt in's Feuer warfen. Am Dobogó fand ich nur ein einziges Urnengrab.

II. DIE BEIGABEN.

Die Beigaben in den Gräbern, jene Gegenstände, mit welchen das einst hier sesshafte Volk seine Todten begrub, verleihen unseren Gräberfeldern ihre eigentliche Bedeutung und Wichtigkeit. Diese machen die Culturverhältnisse des Volkes und der Zeit ersichtlich, von diesen schliessen wir auf die Beschäftigung, Sitten und Gebräuche dieses Volkes; die Beigaben sind die handgreiflichen Belege für das relative Alter der Gräberfelder; endlich sind sie, vermöge ihrer Masse, die sichersten und unzweifelhaftesten Ausgangs- und Anhaltspunkte in der Beurteilung und Bestimmung aller gleichartigen Funde, die in Ungarn zu Tage kommen. Ich erkannte auch augenblicklich diese ausserordentliche und weithinreichende Wichtigkeit dieser meiner Fundorte, und darum war es auch, dass ich mein bestes Wissen und Können einsetzte, keine Mühe und kein Opfer scheute, um diesen Schatz der Wissenschaft, in erster Reihe der ungarischen Wissenschaft möglichst vollständig zu sichern. Wer es weiss, was das heisst, auf dem Lande mit bescheidenen, öfters ungenügenden materiellen Hilfsmitteln, und was die Hauptsache ist, gerade für die Zeit der Völkerwanderung, ohne eine vollständige Fachbibliothek innerhalb vier Jahren mehr als dreitausend Gräber aufgraben zu lassen, diese zu durchforschen, die Funde zu ordnen und zu bestimmen, der wird gewiss meine Arbeit zu würdigen wissen.

Die Beigaben der Gräberfelder können in drei grosse Gruppen zusammengefasst werden, nämlich: in Hausgeräte, Waffen und Schmucksachen, deren jede wieder in mehrere kleinere Gruppen zerfällt.

Hausgeräte. a) *Gefässe.* Die erste Gruppe der Hausgeräte, die Gefässe kommen auf den Gräberfeldern gut erhalten, oder doch wenigstens in bestimmbarer Form nicht sehr zahlreich vor. Wir haben Bronze-, Holz- und Thongefässe.

Von der ersten Gattung fand ich nicht mehr als zwei Bronzeschalen, beide auf dem städtischen Gräberfelde. Die eine ganz zerbrochene befindet sich im Eisenburger Comitats-Museum, die andere, zwar auch schon sehr zerfressen vom Grünspan, aber doch noch leidlich ganz, im National-Museum zu Budapest. Ihr Durchmesser ist 19, ihre Höhe 11 Cm. Sie haben um den herausgebogenen Rand, wie auch um die Sohle ein einfaches punzirtes Linienornament. Beide standen an der rechten Seite je eines Schädels und waren höchst wahrscheinlich mit irgend einer Speise gefüllt.

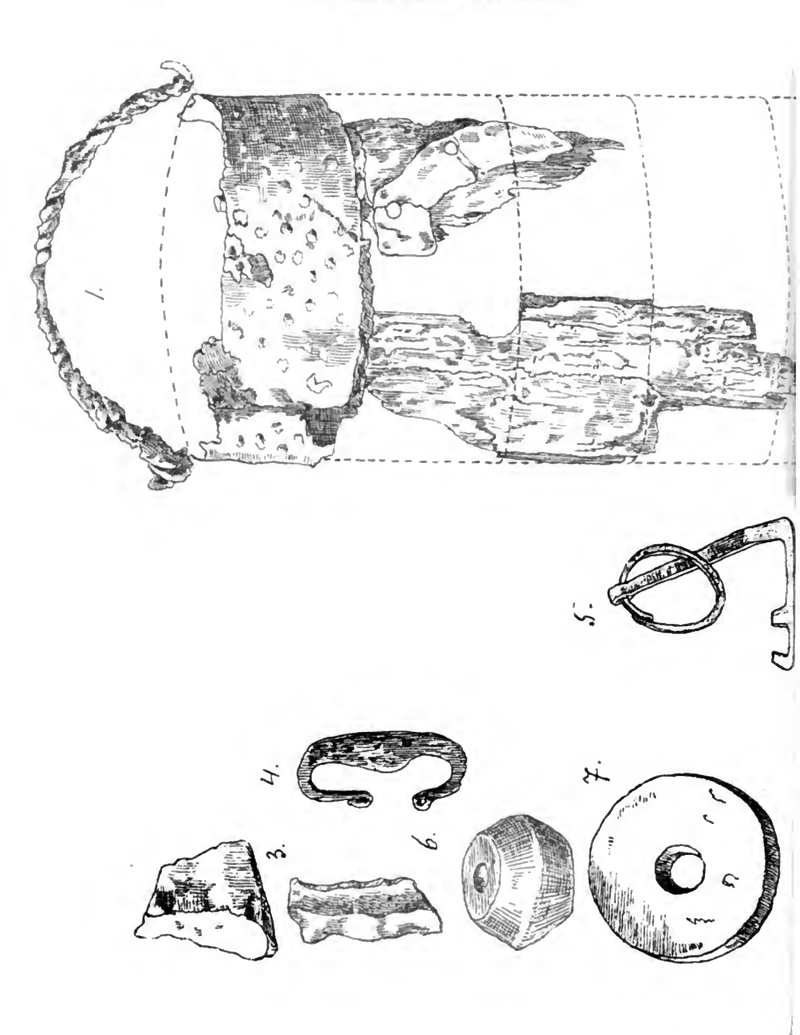
Von den Holzgefässen sind die interessantesten die Humpen, grössere Trinkgefässe, von denen ich auf dem städtischen Gräberfelde sieben, auf dem Dobogó drei fand. Diese sind 10—14 Cm. hohe und 6—8 Cm. breite

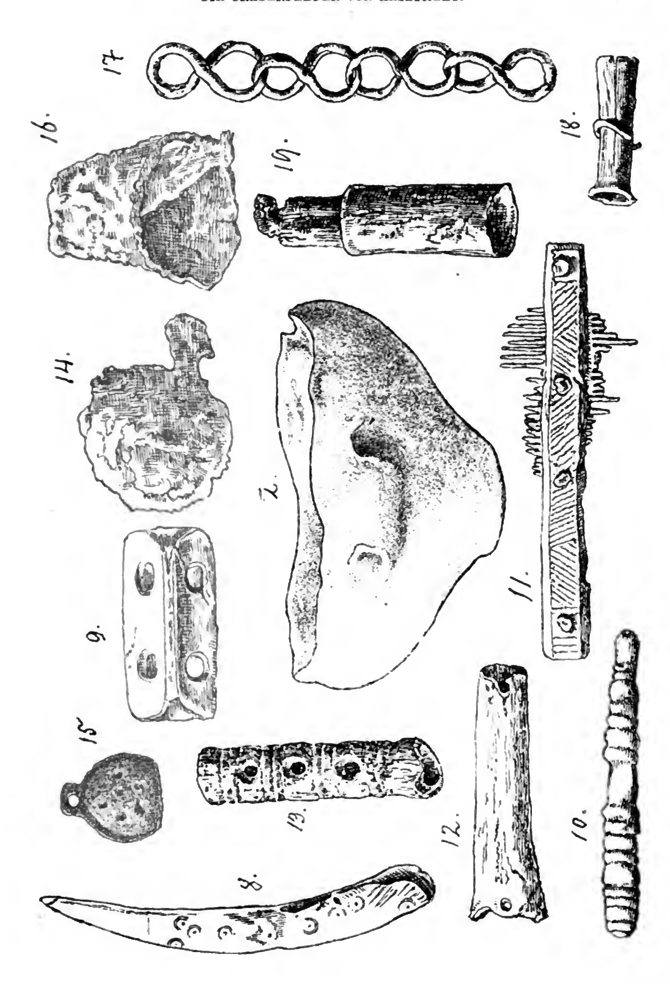
cylinderartige Becher aus Buchenholz, entweder mit einfachen Eisenreifen, oder auch mit breiten Bronzplatten, die mit punzirten Punktreihen und Rauten verziert sind, beschlagen. Ihre Holzbestandteile sind natürlich schon ganz vermorscht, nur hin und wieder hängt ein angerosteter Fetzen am Reifen oder Beschlage. Einer dieser Humpen hatte einen bronzenen, zwei andere hatten gedrehte eiserne Henkel. Zu den Holzgefässen gehören die eisenbereiften Kübel, von denen ich auf dem Dobogó nur zwei, auf dem städtischen Gräberfelde aber an zehne fand. Die Gestalt dieser Kübel erhielt der hineingedrungene und steinhart gewordene Sand; so konnte ich auch einige sammt den Reifen aus der Erde herausbringen, aber an der Luft zerfielen sie meistens.

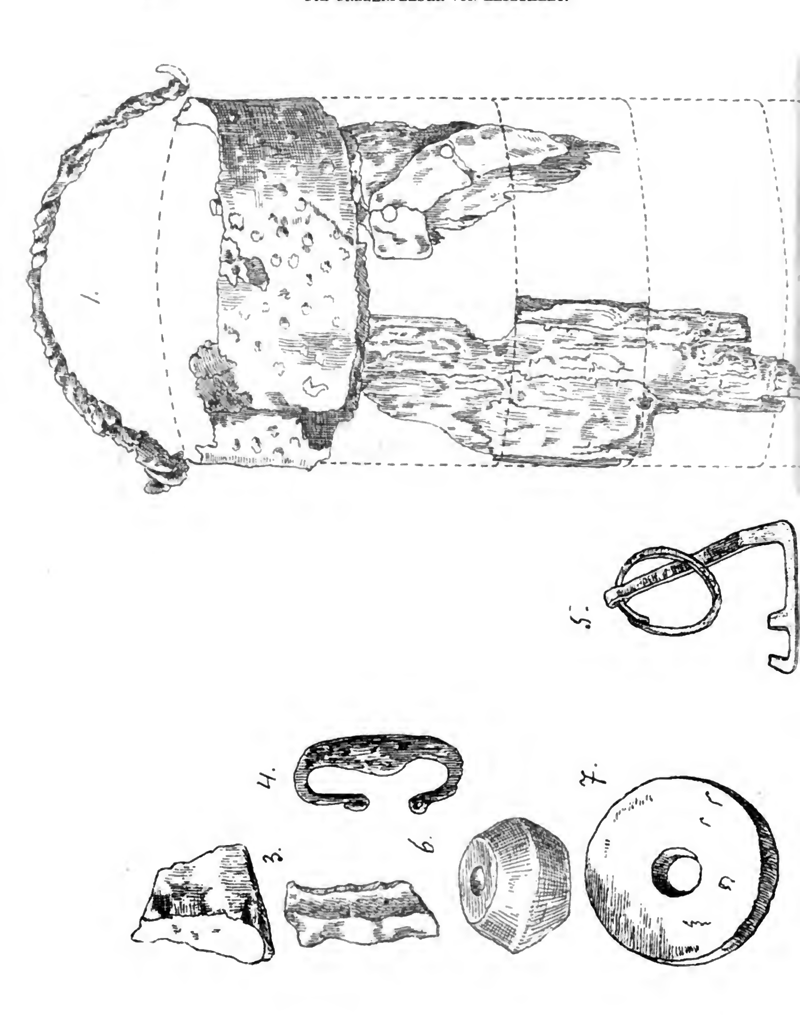
Thongefässe müssen, den ausgegrabenen Scherben nach, besonders auf dem städtischen Gräberfelde viel in den Gräbern zerstreut gewesen sein, gut

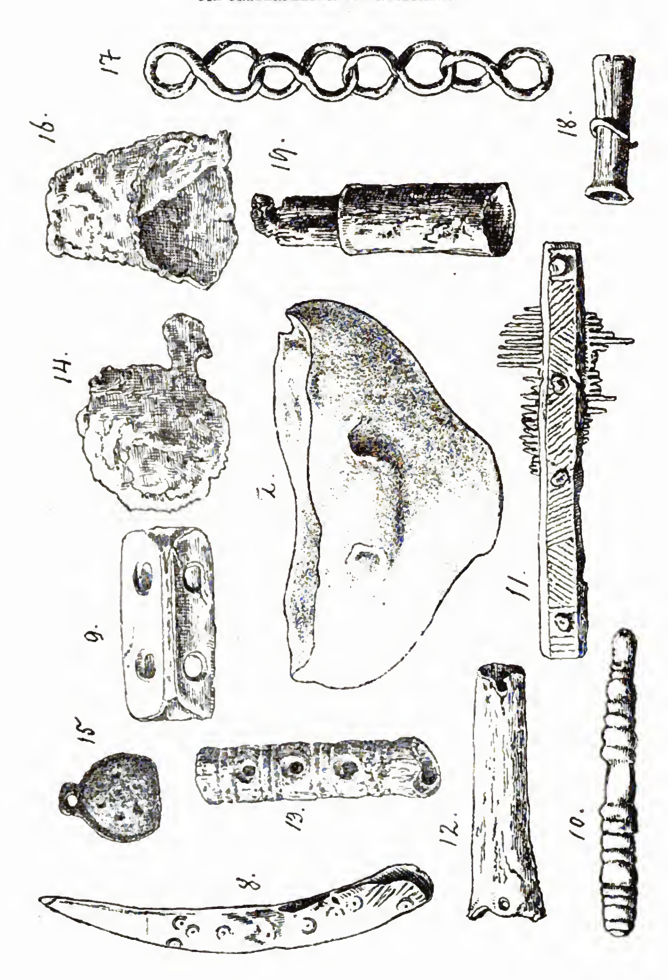


erhaltene konnte ich aber nur sehr wenige erbeuten. Obwohl die Nachwirkungen der römischen Töpferei an allen diesen Gefässen ersichtlich sind, so unterscheiden sie sich doch sehr von den römischen Fabrikaten dadurch, dass sie plump geformt, und aus einem schlecht zubereiteten, sandigen, schweren und meistens nur halb ausgebrannten Thon sind. Ihr Ornament ist die Zickzack- und die Wellenlinie, mitunter auch die Riffelung. Wir haben ein- und zweihenklige Schalen, einhenkelige birnenförmige Krüge mit geriffeltem Bauche, am zahlreichsten sind aber die grösseren und kleineren Töpfe ohne Henkel und mit breiter Basis; auch kamen einige Trinkbecher zum Vorschein. Charakteristisch ist ein Trinkgefäss aus zwei unten zusammengeklebten Scherben. Auf beiden Seiten dieses nachenförmigen, übrigens **2.** äusserst plumpen Gefässes sind durchlöcherte Warzen. Die Trinkbecher sind Cylinder mit flachem Boden, oder auch oben schalenartig abgerundet. Alle diese Gefässe, wenn sie in den Gräbern sich vorfanden, standen immer neben dem Schädel, und waren seiner Zeit höchst wahrscheinlich mit irgend einer


1.
3.
4.
5.
6.
7.


17.
16.
18.
19.
14.
7.
11.
9.
15.
13.
12.
10.
8.


1.
5.
3.
4.
6.
7.


17.
16.
19.
18.
14.
7.
11.
9.
15.
13.
12.
10.
8.

Speise gefüllt; denn in einem Töpfchen bei einem Kinde fand ich noch eine ganze Eierschale.[1]

b) *Diverse Geräte.* Zu diesen gehört das fast ausnahmslos in jedem Grabe befindliche einschneidige Messer, neben der rechten Hand, ober dem rechten Schenkelbein, zumeist aber schon stark vom Roste zerfressen. Die noch im erkennbaren Zustande befindlichen sind trotzdem noch mehrere Hundert. Sie sind 3—7 Cm. lang, und hatten einst alle Holzstiele. Bei Kindern lagen oft wahre Miniaturmesserchen. Feuerstein und Stahl sind nach den Messern die zahlreichste Erscheinung. Auf dem städtischen Gräberfelde waren die abgesprengten Feuersteinsplitter eben nicht häufig und glichen auffallend den vorzeitlichen Feuersteinmessern. Hie und da war zwar neben **3, 4.** ihnen ein unförmliches oder schnörkeliges Stück Eisen, dessen Bestimmung ich aber erst am Dobogó erkannte, wo ich es in Männer- und Frauengräbern sehr häufig und immer in bizarrer Form fand. Von diesen Fabrikaten allein könnte man eine ganze Sammlung zusammenstellen. Feuerstein und Stahl lag immer neben oder unter der linken Hand.

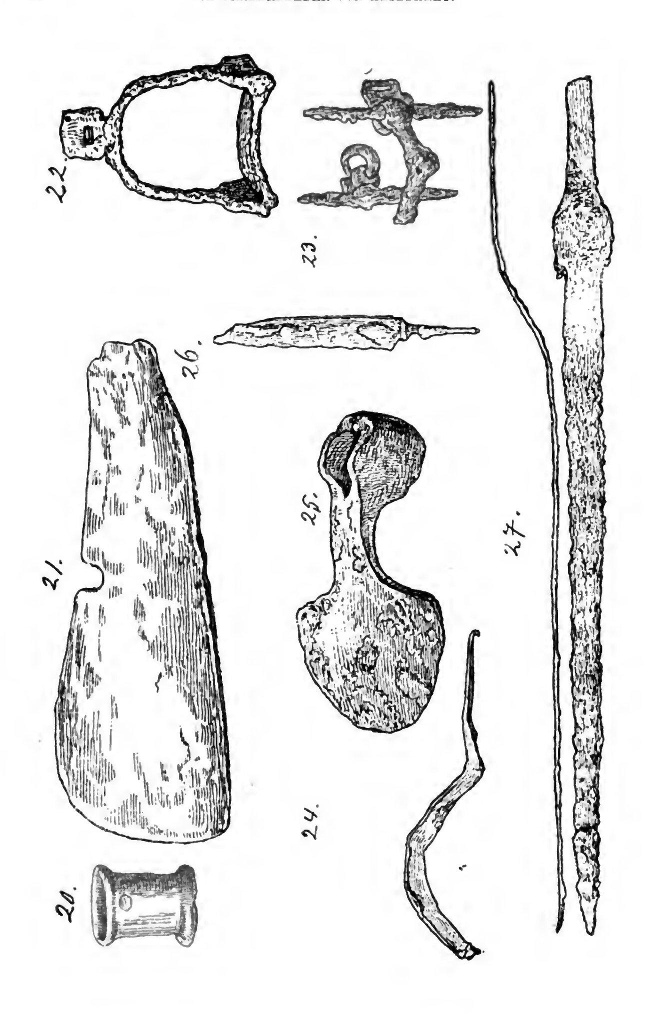
Die anderen, unter diesen Titel gehörigen Gegenstände tauchten nur sporadisch auf. Römische Schlüssel aus Eisen kamen vier Stück vor, unter **5.** ihnen ein besonders grosses, oben mit einem Ringe versehenes Exemplar. Spinnwirtel, durchlöcherte grössere und kleinere Scheiben aus Thon, viel- **6, 7.** leicht Netz- oder Webstuhlgewichte, waren haufiger anzutreffen. — Weiters **8.** sind da fünfzehn kleine, mit eingebrannten concentrischen Kreisen gezierte Hörner, höchst wahrscheinlich Messerstiele. Mehrfach kam auch ein längliches, dreikantiges, an vier oder fünf Stellen durchbohrtes und mitunter mit sehr hübschen Gravirungen verziertes Beinwerkzeug zum Vorschein, dessen **9.** Bestimmung mir unbekannt ist. Schlingenstangen[2] aus Bein, darunter sehr **10.** gefällig geschnitzte Exemplare, gaben zumeist nur die Dobogóer Gräber. Am **11.** Dobogó fand ich auch das Bruchstück eines Beinkammes, auf der einen Seite mit dichter, auf der andern mit weiter gestellten Zähnen, sowie auch das **12.** Stück einer eisernen Säge. — Von Kinderspielzeug ist das kleine Beinpfeif- **13.** chen mit und ohne Löcher, wie auch die eiserne Schelle auf beiden Gräber- **14.** feldern eine sehr häufige Erscheinung. In drei städtischen Kindergräbern waren Bronzeschellen, zwei mit eingravirter Männermaske, und eine ganz **15.** glatte; ebendort fand ich eine kleine taschenförmige Schelle aus Silber, am Dobogó wieder drei haselnussgrosse runde silberne Schellen. Am Dobogó **16.** fand ich ein Glöcklein aus Bronze und eines aus Eisen, auf dem städtischen Gräberfelde aber zwei eiserne Glöcklein, das grössere hatte einen Bronzering. Ebendaselbst tauchten in manchen Kindergräbern kleine Büchsen aus

[1] Die Nummern bezeichnen die Figuren.

[2] Diese ist als Querstück aus Holz und Eisen am Ende eines Strickes oder einer Kette beim Ochsengespann noch heute in Verwendung.

Holz mit Bronzebeschlägen sowie auch Eisenblech auf, dieselben enthielten kleine, glatte weisse Kiesel zum Spielen; kleingliedrige Bronze- und Eisen- **17.** kettchen erschienen auch als Beigaben der Kindergräber. In einem Kindergrab des Dobogó war ein petschaftförmiger Gegenstand aus Eisen; Bruchstücke von Holzstäben mit Bronzebeschlag fanden sich an vielen Stellen. — **18, 19, 20.** In einem Männergrabe auf dem städtischen Gräberfelde kamen vier scharfkantige ovale Plättchen aus Bein zum Vorschein, die mögen auch als irgend **21.** ein Werkzeug gedient haben. — Grössere und kleinere Sargnägel waren überall in Hülle und Fülle vorhanden. — Einige Schleif- und Polirsteine sind auch da. — Die Bestandteile des Pferdegeschirres sind selten, trotzdem dass, wie die Säbelbeine zeigen, beide Gräberfelder die Gebeine eines Reitervolkes beherbergen. Auf dem städtischen Gräberfelde fanden wir in einem reichen Männergrabe, von dem noch die Rede sein wird, eine Trense **22.** und zwei Steigbügel, am Dobogó im Ganzen die Bruchstücke von drei Tren- **23.** sen. Es scheint, dass unser Volk mit dem Pferdegeschirr sehr sparsam umging, vonwegen des täglichen Gebrauches. — Dasselbe scheint auch in Betreff der Wirtschaftsgeräte der Fall zu sein, da sich von denselben in der grossen Masse der ärmlicheren Gräber im Ganzen nur drei Stück vorfanden Das eine ist eine nur 25 Cm. hohe, dünne Sichel mit schartiger Schneide **24.** aus Eisen vom Dobogó, die anderen zwei sind vom Georgiconfelde, nämlich eine 7 Cm. hoche Stichel mit Tülle mit 4 Cm. breiter Schneide, und eine, mit den heutigen stammverwandte Haue, deren eirundes Blatt 22 Cm. hoch **25.** und oben 12 Cm. breit ist, — beide aus Eisen.

Waffen. Was Waffen anbelangt, können unsere Gräberfelder sowoh in Hinsicht der Menge, als auch der Auswahl eben nicht reich genannt werden, und zwar deshalb, weil es der Männergräber an und für sich nur wenige auf den Gräberfeldern gibt, und neun Zehntel dieser wenigen so armselig ausgestattet sind, dass man ausser einer verrosteten Messerklinge oder einer dergleichen Schnalle kaum etwas anderes in ihnen finden konnte. Waffen erschienen aber nur in solchen Männergräbern, in welchen auch Silber- oder Bronzesachen waren; daraus dürfte man folgern, dass die überwiegende Mehrzahl der hier begrabenen Männer Unfreie oder Sklaven waren, und dass von den freien Mannen, den Kriegern, nur sehr wenige in dem Schosse ihrer Familien den Tod fanden, was übrigens bei einem fort und fort auf Kriegs- oder Raubzügen befindlichen Volke, und ein solches muss, der Geschichte der Völkerwanderung gemäss, auch das hier sesshafte unbedingt gewesen sein, ganz selbstverständlich ist. Ich habe sogar auf Grund meiner Erfahrungen auch die Ueberzeugung gewonnen, dass von den wenigen hier ruhenden freien, das heisst wohlhabenden Männern die meisten Greise oder Krüppel waren. Denn jene Männerskelette, die mit Gürtelschmuck ausgestattet waren, oder jene in schon längst ausgewühlten Gräbern, wo entweder einige Reste dieses Schmuckes oder die Spuren desselben


22.
23.
26.
21.
25.
27.
24.
20.


28
34.
33.
35.
32.
31.
30
29.

an den Knochen zurückblieben, zeigten immer die unverkennbaren Merkmale des hohen Alters oder eines körperlichen Gebrechens. Den Greis erkennt man am sichersten an den Kiefern, in welchen entweder nur hie und da noch eine Zahnruine steckt, oder welche schon gänzlich zahnlos sind, ja es kamen sogar auch solche vor, in welchen nicht einmal eine Zahnstelle mehr sichtbar war. — Bei Krummen oder Lahmen war entweder ein Fuss kurzer und verkümmerter als der andere, oder es fehlte ein Teil des Armes oder des Fusses gänzlich, oder es waren beide Füsse auswärts oder einwärts gedreht, oder es waren die Füsse von den Knieen an unproportionirt klein und schmächtig. — Einen entschieden Buckligen fand ich auf dem Georgiconfelde mit stark gekrümmtem Rückgrate, unförmlichem Brustkorbe und ungleichen Schultern. Angesichts dieser Mehrzahl beweisen die reichausgestatteten Gräber einiger jungen und gradgliedigen Männer gar nichts, besonders dann nichts, wenn, wie es bei dem einen der Fall war, auf dem Schädel desselben quer über die Stirne und dem linken Auge die Spalte eines fürchterlichen Hiebes klaffte.

Doch zurück nun zu den Waffen. Am zahlreichsten erscheint noch das **26.** von dem Gürtel herabhängende einschneidige Dolchmesser, die Hauswaffe, die die Männer immer mit sich trugen. Vom gewöhnlichen Hausmesser unterscheidet sich diese Waffe dadurch, dass sie viel grösser ist, und in der Regel mit dem Hausmesser gefunden wird; aber auch dadurch, dass dieses Dolchmesser in einer, manchmal mit Beinplatten verkleideten Holzscheide steckte, welche mit einem Eisen- oder Bronzering, und unter dem Hefte mit einem dergleichen Zwinger versehen war. Diese Zwinger aus Bronze haben sehr häufig eine mit dem ganzen Gürtelschmuck übereinstimmende Verzierung. Die Dolchmesser liegen regelmässig auf oder neben dem rechten Schenkelknochen und sind zumeist nur in den besser ausgestatteten Männergräbern zu finden. In Frauengräbern kommen sie durchaus nicht vor.

Ich fand nur ein einziges Schwert und zwar auf dem städtischen Gräberfelde. Es ist ein sehr rostiges Exemplar, einschneidig, seine originale **27.** Länge dürfte 90 Cm. betragen haben. Es lag der Länge nach neben dem rechten Schenkelbein, sein Griff und seine Scheide waren, wie aus den angerosteten Ueberresten ersichtlich, aus Holz. Die Scheide stack in einem trompetenartigen, dreikantigen und mit primitivem Linienornamente ver- **28.** zierten Ortband aus Bein. Dergleichen Ortbänder, aber ganz glatte, habe ich **29.** auf beiden Gräberfeldern noch mehrere gefunden, ihre verschiedene Grösse beweist, dass man sie nicht nur bei Schwert-, sondern auch bei Dolchscheiden verwendete. Das Schwert stand, wie es scheint, bei unserm Volke in grosser Ehre, denn die Ueberlebenden trennten sich ungern von ihm, und erachteten die Einsargung der Scheide für genügend, um den Todten als Krieger zu bezeichnen.

30. Am Dobogó fand sich eine eiserne Lanzenspitze mit Tülle, die mit den

seither auf dem Gebiet von Mogentiana (Fenek) ausgegrabenen römischen Lanzenspitzen identisch ist.[1]

Pfeilspitzen sind mehrere Gattungen vorhanden. *a)* Einfach nagelförmig, 6 Cm. lang, mit 3—4 Cm. langem Dorn. *b)* Massiv vierkantig, 4—5 Cm. lang, ebenfalls mit Dorn. *c)* Mit doppelten Widerhaken, Tülle oder Dorn, 4—5 Cm. lang. *d)* Blattförmige mit Dorn, 4 Cm. lang. *e)* Dreifach geflügelte, jeder Flügel unten durchbohrt, 8—10 Cm. lang, mit 4 Cm. langem starkem Dorne. Diese Gattung, — höchst wahrscheinlich Brandpfeile, — hat die gefälligste Form. Eine jede Gattung wird durch 4—5 Exemplare repräsentirt. **31—34**

Der Fokos, die kleine Spitzhacke und das Wurfbeil sind die charakteristischen Waffen unserer Gräberfelder. Von diesen sammelte ich einundzwanzig gut erhaltene und vier beschädigte Exemplare. Die Steinhauer am Dobogó haben die in den umwühlten Gräbern gefundenen Fokosse am meisten in Ehren gehalten, denn sie schliffen den Rost von ihnen ab und pflanzten sie auf ihre Stöcke. **35.**

Schmucksachen. Die Schmucksachen bilden die Masse der Beigaben, wie auch deren interessantesten und wertvollsten Teil. An Verschiedenheit, Reichtum und Schönheit übertreffen unsere Schmucksachen alles, was bisher auf was immer für einem Fundorte unseres Vaterlandes zusammen ans Tageslicht gekommen. In der Culturgeschichte eines jeden Volkes ist die Tracht, die äussere Erscheinung des Menschen ein wichtiges Moment, denn von diesem kann man am besten auf den Bildungsgrad, den Geschmack, auf die nationalen Sitten und Gebräuche eines Volkes einen folgerichtigen Schluss ziehen. In dieser Hinsicht gewinnen wir von dem einst hier gehausten Volke durch die Menge der Schmucksachen ein detaillirtes, fast vollständiges Bild. Dass ich solche Ueberreste nicht gefunden, aus denen ich die einzelnen Teile und die Form der Kleidung genau bestimmen könnte, wird, glaube ich, Niemanden Wunder nehmen. Aber, eben weil die Leichname ganz bekleidet eingebettet wurden, fand ich fast in jedem Grabe, zwar in einem jeden nicht mehr deutlich erkennbar, die entweder verkohlten, oder schon ganz zu Staub vermoderten Ueberbleibsel der Kleidung, und kann daher ganz bestimmt behaupten, dass die Tracht der Frauen und Kinder bis zum Knöchel, die der Männer, mit wenigen Ausnahmen, bis zum Knie reichte. Auch fanden sich hie und da zwischen dem Moder ver-

[1] Das Terrain von Mogentiana ist reich an Waffen. Im Herbste 1882 liess die Herrschaft einen 50 M. langen und 1½ M. breiten Abzugskanal graben, bei welcher Gelegenheit vier diverse Beile, zwei Lanzenspitzen, mehre Pfeilspitzen aus Eisen, sowie auch eine Pfeilspitze und ein Streitkolbenknopf aus Bronz gefunden wurde. (Im Eisenburger Comitatsmuseum.)

kohlte Stoffrestchen vor, die aber an der Luft sehr bald zu Staub zerfielen; aus demselben Grunde verlor auch der Kleidermoder in wenigen Minuten seine rothe, blaue und gelbe Farbe; aber der Abdruck so manchen sehr feinen Kleiderstoffes ist an dem Roste vieler Eisensachen noch sichtbar, besonders an den Eisenschellen, und darum bin ich auch der Meinung, dass diese in die herabhängenden Zipfel der Kleidungsstücke genäht waren. In ganz gut erhaltenem Zustande kam nur ein einziges, ungefähr handbreites Stück Lodenstoff vor, in einem Grabe des Polacsek-Gartens, dessen unterer Rand mit aufgestellten Steinplatten eingesäumt war. Das Stück Loden stack zwischen zwei Steinplatten, von wo ich es eigenhändig herausnahm, wurde aber an der Luft so hart, dass man es zu Staub zerreiben konnte.

Die Schmucksachen bilden zwei grosse Gruppen, sie sind nämlich entweder Schmuckgegenstände im eigentlichen Sinne des Wortes, oder Zierstücke aus Metall, die zur Ausschmückung gewisser Teile der Kleidung verwendet wurden. Letztere sind zumeist Beigaben der Männergräber, erstere der Frauen- und Kindergräber. Die Qualität und Quantität der Schmucksachen bekundet einen allgemein herrschenden feineren Geschmack; ein Volk, das solche Schmucksachen trug, kann durchaus nicht wild und gänzlich ungebildet genannt werden. Aber gerade die gewöhnlichsten und am meisten charakteristischen Schmuckgegenstände verraten einen eben nicht römischen, sondern mehr orientalischen Geschmack, woraus ich folgere, dass dieses Volk entweder aus seiner asiatischen Heimat, oder vielleicht noch mehr aus seinen südlichen Wanderungen schon einen gewissen Grad von Bildung mit sich gebracht hatte.

Die speciellen Schmucksachen der Männer bilden zusammengenommen den Gürtelschmuck, dessen Teile sind: das Riemenende, die Schnalle, die Gürtelschliesse, der Gürtelbeschlag, der Riemenbeschlag und der Knopf. — Der Schmuck der Frauen und Kinder besteht aus Perlen, Nadeln, Fibulen oder Gewandnadeln, Finger- und Ohrringen, Armringen und Armbändern. Alle diese angeführten Schmucksachen bilden wieder je eigene Gruppen, die einzeln beschrieben werden müssen.

Der Gürtelschmuck. Der vollständige Gürtelschmuck ist, wie schon gesagt, ausschliesslich eine Beigabe der Männergräber. Einzelne Teile davon finden sich manchmal auch in Kindergräbern, es ist möglich, dass man mit diesen die Knaben hat auszeichnen wollen. Der Gürtel selbst war aus Leder; diese Tatsache erhellt sowohl aus den einzelnen an dem Gürtelschmuck noch haftenden Resten, wie auch aus dem Moder eines ganzen Gürtels, den ich in dem reichsten Männergrab auf dem städtischen Gräberfelde gefunden habe. Die beiden Enden des Gürtels hielten über dem Magen die Schliessen zusammen, deren Zahl in der Regel sechs ist, nicht selten aber auch nur eine Schnalle. Den Gürtel der armen Leute bezeichnet immer eine

einfache, den heutigen ganz gleiche eiserne Schnalle. Wo neben den Schliessen, und bei reicherem Gürtelschmuck war dies sehr häufig, auch noch eine grosse, meistenteils sehr schöne Schnalle zum Vorschein kam, dort fehlte auch in der Regel das grosse Riemenende und der gerade Zierstab nicht, woraus fast mit Bestimmtheit gefolgert werden kann, dass in diesem Falle neben dem Ledergürtel auch das Wehrgehenk eines Schwertes oder Dolches war. Der Gürtel ist manchmal rund herum, manchmal auch nur vorne mit Beschlägen belegt; von seiner Mitte hing ein Bündel kleiner, in Metallhülsen endender Riemen herab, welche mit Knöpfen oder kleineren Beschlägen geziert waren. — Der ebenfalls häufig vorkommende gerade Zierstab mag jenen Teil des Schwert- oder Dolchgehenkes geschmückt haben, der durch den Ring der Schwert- oder Dolchscheide gezogen war. Diese Reconstruction des Gürtels ist aus der Lage des Gürtelschmuckes ersichtlich. Die Gürtelschliessen liegen immer in einem Knäuel ober dem Steissbein, waren keine Schliessen da, so lag an ihrer Stelle die Schnalle; wenn aber auch Schliessen vorhanden waren, so fand ich die Schnalle entweder rechts oder links von ihnen; — die Beschläge fand ich immer auf, manchmal auch unter den Beckenknochen; der gerade Zierstab liegt unterhalb des Beckens einwärts der rechten oder linken Hand unweit des Ringes der Schwert- oder Dolchscheide; das grosse Riemenende kam entweder auf der Brust, oder auf oder unter einem Schenkelknochen zum Vorschein, je nachdem der Riemen sich hinaufschlug oder nach abwärts zu liegen kam; die kleinen Riemenenden, Knöpfe und Riemenbeschläge fanden sich immer in dem Raum zwischen dem Becken und den Knieen.

Die Zahl der Stücke eines Gürtelschmuckes ist verschieden; der kleinste vollständige Gürtelschmuck bestand aus sieben, der grösste aus achtundzwanzig Stücken. Aber ein jeder vollständige Gürtelschmuck, aus wie viel Stücken er auch immer bestehen möge, bildet, was Ornamentik anbelangt, zumeist ein harmonisches, zusammengehöriges Ganzes, ein und dasselbe Ornament ziert alle Stücke vom grössten bis zum kleinsten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Wilhelm Lipp.

DENKREDE AUF FRANZ GUIZOT.

Gelesen in der Gesammtsitzung der Akademie am 26. October 1885.

Die Wahrheiten, welche von der Naturforschung ausgehen, gelangen rasch zu Herrschaft und Wirkung im Leben; jene hingegen, welche Ergebnisse der politischen und Social-Wissenschaften sind, machen nur langsam ihren Weg, entfalten ihre Wirksamkeit wie der den Stein aushöhlende Tropfen nur nach und nach, und müssen stets von neuem in Erinnerung gebracht werden, wenn man ihnen Geltung verschaffen soll.

Solcher Art sind drei grosse Wahrheiten, zu deren Erkenntniss mich ein langes, an Studien und Erfahrung reiches Leben geführt hat und die da lauten: Wir müssen uns vom Cultus der Revolution ein- für allemal lossagen, wenn wir uns in gesunder Weise entwickeln wollen; man muss den constitutionellen Staat mit Aufwendung aller Kraft gegen den Absolutismus verteidigen; und endlich dass man bei politischen Schöpfungen die religiösen und kirchlichen Factoren niemals ausser Acht lassen dürfe.

Haben sich meine Denkreden auf Mignet und Thiers bereits mit Beleuchtung dieser Sätze befasst, so schweben sie mir neuerdings vor bei dieser Erinnerung an Guizot, da ich in diesem unserem berühmten auswärtigen Mitgliede gleichsam die Verkörperung jener Wahrheiten erblicke.

Gleich Thiers war auch Guizot gross als Schriftsteller, als Redner und Staatsmann. Ich denke ein klares Bild von seinem Leben und Wirken zu geben, wenn ich chronologisch verfahre, mit der Periode von seiner Geburt bis 1830 beginne, in welcher seine Tätigkeit sich beinahe ganz auf dem Felde der Literatur concentrirt, die von 1830—1848 folgen lasse, in welche seine grosse Rolle in der Politik Frankreichs fällt, wo er als Staatsmann und Redner hervortritt, endlich vom Jahre 1848 bis zu seinem Tode, in welchem Lebensabschnitte neben einer zweiten grossen literarischen Tätigkeit seine staatsphilosophische Individualität zur Anschauung kommt

Zum Schlusse soll dann seiner als Menschen und warmfühlenden Familienvaters in Kürze gedacht werden.

I.

Franz Guizot wurde 1786 in der durch ihre römischen Altertumsreste berühmten Stadt Nimes geboren, einem der Sammelpunkte der südfranzösischen Protestanten. Sein Vater, von Hugenotten abstammend, war ein

junger Advocat, der in der Revolution auf dem Schaffot starb. Seine Mutter erzog ihn mit grosser Sorgfalt und übersiedelte bald nach Genf, wo er die Mittelschule absolvirte. — Um die Rechte zu studiren, ging er nach Paris, wo er nach Beendigung der Curse frühzeitig die literarische Laufbahn betrat. Unter dem Kaiserreich zum Professor ernannt, trat er später in den Staatsdienst und ward schon 1818 Staatsrat. In dieser Periode verfasste er die «Geschichte der europäischen» und die «Geschichte der französischen Civilisation,» welche beide er auch in seinen Vorlesungen behandelte und die in engerem Zusammenhange stehen zu seinem «Essays sur l'histoire de France» wie zu seiner «Geschichte der Repräsentativ-Verfassung» und als deren Fortsetzung die «Geschichte der englischen Revolution,» sowie die anderen auf letztere bezüglichen Publicationen zu betrachten sind.

In diesen zehn Bänden gab Guizot jenen geschichtlichen, politischen und socialen Ueberzeugungen Ausdruck, welche seiner Anlage nach aus der Tiefe seines Geistes und Herzens entsprangen, ihn im practischen Leben leiteten und welchen er in seiner langen Laufbahn stets treu geblieben ist; und schwerlich wird man einen zweiten Staatsmann finden, dessen politische Handlungen in so völliger Uebereinstimmung mit seinen Theorien gewesen wären, wie bei ihm. — Schriebe ich ein Buch über Guizot, so würde ich aus jedem der genannten Werke die charakteristischesten und gelungensten Abschnitte übersetzen, um die Art und Eigentümlichkeit derselben zur Anschauung zu bringen; aber wenn ich dies in einer kurzen Denkrede auch könnte, der Hörer oder Leser erhielte doch nicht jenes Bild von Guizot, das ich ihm zu geben wünsche; ich wähle deshalb einen andern Weg, seine in diese Periode fallende literarische Tätigkeit sowie deren einzelne Producte zu schildern.

Die Civilisation ist, wie sich Guizot ausdrückt, eine Tatsache und lässt sich somit wie jede andere Tatsache erforschen, beschreiben und erzählen. Fortschritt und Entwicklung gehören zum Wesen ihres Begriffes, Entwicklung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft bilden ihre zwei Hauptmomente.

Guizot trägt nicht allgemeine Geschichte der Civilisation vor, er beschränkt sich auf die Darstellung der modernen europäischen, die sich wesentlich von der Civilisation des Altertums unterscheidet. Im Altertum beruhte die Civilisation auf Einem Grundgedanken, die Gesellschaft war Eigentum Eines Kraftelements, das keine andere Kraft neben sich duldete. Jede abweichende Richtung war einfach ausgeschlossen, das herrschende Princip gestattete nicht die Aeusserung oder Betätigung eines zweiten.

Ganz anders die moderne Civilisation. Alle Arten und Gestalten des socialen Organismus bestehen nebeneinander: weltliche und kirchliche Gewalt, Theokratie, Monarchie, Aristokratie, Democratie; die Gesellschaftsclassen mischen sich und drängen einander: zahllose Grade von Freiheit,

Vermögen und Einfluss sind vorhanden, ohne dass es dem einen gelänge, den andern zu vernichten und die Gesellschaft unter seine ausschliessliche Herrschaft zu bringen. Im Altertum finden wir in jeweiligen grossen Perioden die Gesellschaft in eine und dieselbe Form gegossen — bald reine Monarchie, bald Theokratie oder Demokratie — jede derselben dominirt zu ihrer Zeit vollständig. Die moderne europäische Civilisation hingegen weist alle Muster eines jeden Systems, alle Versuche der staatlichen Organisation auf; beschränkte und unbeschränkte Monarchie, Theokratie und verschiedene Abstufungen der aristokratischen Republik können gleichzeitig neben einander bestehen und haben bei aller Verschiedenheit, vermöge eines gemeinschaftlichen Familienzuges, manche Aehnlichkeit mit einander.

Dieselbe Verschiedenheit, derselbe Kampf im Reiche der Ideen und Gefühle, was auch der Literatur ihr Gepräge gibt.

Diese Eigenheiten der europäischen Civilisation erklären sich durch den Ursprung derselben. Ihre Quellen sind: die römische Cultur und deren Reste, die christliche Kirche und die Barbaren, d. h. die Occupation des römischen Westens durch deutsche Stämme, die im Feudalstaat ihren Ausdruck fand. Die Kreuzzüge bilden die erste Manifestation der neuen Civilisation, denn in den Zeiten, die diesen vorausgingen, sieht man Europa noch nicht unter dem Impulse gemeinschaftlicher Gefühle und Interessen, existirte Europa noch nicht. Die Kreuzzüge erst zeigten der Welt das christliche Europa. Eine zweite Lebensäusserung der neuen Civilisation bildet die Heranbildung der Städte und des Bürgerstandes, die dem Königtum zugute kommt, in Italien jedoch zu republikanischen Gestaltungen führt.

Das städtische Leben einerseits, dann aber wieder der bessere Geschmack und die freiere Lebensauffassung der Höfe, die Erfindung der Druckerpresse mit ihren Folgen, die von der Kirche ausgehende Förderung der Kunst, die Entdeckung Amerikas und die Verbreitung der altgriechischen Literatur schaffen das Zeitalter der Renaissance, die ihrerseits wieder nur der Vortrab der Reformation sein sollte.

Die Elemente und Factoren der älteren europäischen Gesellschaft gelangten zu zwei bedeutenden Resultaten: zur freien Forschung und zur Centralisation der Gewalt. Die erstere kam im religiösen, die zweite im bürgerlichen Leben zur Geltung. Zur selben Zeit triumphirten in Europa die Emancipation des Geistes und die unbeschränkte Monarchie, Gegensätze, die den Kampf zur Folge haben mussten, der zuerst in England ausbrach und in dem Versuche bestand, die absolute Macht sowohl auf geistlichem als weltlichem Gebiete zu stürzen. Aus der englischen Revolution floss die philosophische Richtung des achtzehnten Jahrhunderts und diese führte direct zur französischen Revolution.

Nachdem Guizot den Ursprung der europäischen Civilisation vorgetragen, beschäftigt er sich mit der Geschichte der französischen aus demselben Gesichtspunkte, wobei dieselben Ergebnisse zu Tage treten. Dieses letztere Werk zerfällt in zwei Teile: das erste umfasst die Zeit bis zum X., das zweite die vom X. bis zum XV. Jahrhundert. Zur sechsten Auflage, die 1856 erschien, schrieb er eine geistreiche Vorrede, in der er sich folgendermassen vernehmen lässt:

«Was die Zeit nicht tödtet, das fördert sie. Deshalb sind wir überzeugt, dass wir weit davon entfernt sind, das Frankreich der früheren Jahrhunderte Lügen zu strafen, wenn wir trachten, dem heutigen eine freie Regierungsform zu sichern; wir setzen jenes nur fort und lassen die Hoffnung auf Erfolg nicht fahren, wenn unsere Anstrengungen auch vereitelt werden.

«Neben dieser ermutigenden Ueberzeugung schöpfen wir aus unserer Geschichte noch zwei Lehren.

«Der Wettstreit der oberen Gesellschaftsclassen vereitelte unsere Versuche zur Realisirung einer freiheitlichen Regierungsform.

«Statt mit vereinten Kräften gegen den Despotismus und für die Begründung der Freiheit zu kämpfen, hielten sich Adel und Bürgertum gesondert, immer bestrebt, sich gegenseitig auszuschliessen oder an des Andern Stelle zu setzen, indem die Einen nichts von Gleichheit, die Anderen von höheren Ständen nichts wissen wollten, beides vom Rechtsstandpunkte unbillige und überdies vergebliche Prätensionen. Frivoler Adelsstolz vermochte das französische Bürgertum nicht aufzuhalten in seinem Streben nach höherem Niveau im Staate und andererseits konnte die kindische Eifersucht der Bürger die Adeligen nicht der Vorteile berauben, welche mit vornehmer Abkunft und langem Genuss einer privilegirten Stellung verknüpft sind. — Mit einander Freiheit und Macht zu teilen, widerstrebte ihnen und sie überantworteten ihr eigenes Geschick, sowie Frankreich der Revolution.

«Die andere Lehre, die unsere Geschichte verkündet, ist die, dass wir in der Politik uns gerade so verhalten wie im Feldzuge: die Furia francese reisst uns fort. Immer lassen wir uns von einem Princip, einem Interesse oder Gefühle schrankenlos beherrschen. Ist die Freiheit in Frage gestellt, dann bringen wir ihr die dringendsten Bedingungen der Ordnung, die ersten Postulate einer Regierung, die Ruhe der Gegenwart wie die Sicherstellung der Zukunft zum Opfer. Erscheinen aber die unausweichlichen Folgen solchen Tuns, kommt die Anarchie, dann verzichten wir auf jede Garantie und überliefern uns blind der Gewalt.»

Der Inhalt des genannten Werkes, in dreissig Vorlesungen geordnet, lässt sich in Kürze beiläufig folgendermassen resumiren:

Die wesentlichen Grundlagen der modernen Civilisation im Allge-

meinen und der französischen insbesondere sind die römische, die christliche und die germanische Welt; Altertum, Christentum und Barbarentum. Diese Elemente erfuhren vom V. bis zum X. Jahrhundert grosse Umgestaltungen. Bei seiner Auflösung hinterliess das römische Reich dem kommenden Zeitalter die Ueberreste von drei bedeutenden Institutionen: 1. die einheitliche Centralmacht: das Imperium und das absolute Königtum; 2. die kaiserliche Verwaltung, die Regierung der Provinzen durch kaiserliche Bevollmächtigte: 3. das Municipalsystem, welches ja die ursprüngliche Form Roms, sowie der meisten Länder gewesen war, aus denen das römische Reich sich stufenweise gebildet hat.

Sehen wir nun, welche Wandlungen diese Elemente vom V. bis zum X. Jahrhundert durchgemacht haben.

Zunächst die einheitliche Centralgewalt verschwand in der Zeit der Invasionen. Karl der Grosse trachtete darnach, sie herzustellen und auszuüben, der Erfolg aber war nur ein momentaner — nach ihm abermals ein Chaos. Trotzdem blieb das Andenken an das Imperium, das seine Spuren hinter sich gelassen hatte, in den Geistern lebendig. Kaiser — kaiserliche Gewalt — souveräne Majestät erinnerten stets an eine gewisse Regierungsform, und waren es einstweilen auch blos Namen und Worte, so gibt es eben mächtige Worte, die bei gegebener Gelegenheit zu Tatsachen werden. Aehnlich erging es mit der kaiserlichen Administration. Die Municipien betreffend, trug deren Verwaltung, soweit eine solche in dem sehr gesunkenen Städtewesen bestand, das römische Gepräge, römische Formen und Namen; und römisches Recht ordnete das bürgerliche Leben.

Prüfen wir die intellectuelle Erbschaft, die uns das Altertum hinterlassen, und deren Zustand am Ende des zehnten Jahrhunderts. Freies Denken ist das Prinzip aller Philosophen, sowie die Vernunft deren Ausgangspunkt und Führerin ist. Diese Idee, das Erzeugniss des Altertums, hat die moderne Welt von Griechenland und Rom überkommen, weder die christliche noch die germanische enthält eine Spur davon; hingegen war sie in der griechisch-römischen Civilisation von herrschendem Einflusse und ist das teuerste Vermächtniss, das die alte Welt der modernen Civilisation hinterlassen hat.

Die Gesammtheit der Künste bildet das zweite Vermächtniss der römischen Civilisation. Trotz der allgemeinen Unwissenheit und der Verderbniss der Sprache erschien die alte Literatur stets als der würdige Gegenstand der Forschung, Nachahmung und Bewunderung und als der Inbegriff von allem Schönen.

In der Kirche siegte das aristokratische Princip — der Bischof bekam Gewalt über Priester und Laien —, aber unter den Bischöfen erhob sich der römische als Papst mit monarchischer Gewalt. Die Kirche gewann Einfluss auf die Leitung der säkularen Dinge, der Gedanke ward in feste

Formeln gebracht und noch bis heute streben diese letzteren, dem freien Gedanken gegenüber Einfluss auf das Staatsleben auszuüben.

Die germanische Welt brachte der neuen Civilisation das Vorbild gemeinsamer Beratung und gewisse Begriffe von Recht und Freiheit der aristokratischen Kreise, hauptsächlich aber das Gefühl der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit. Das römische Element blieb übrigens das mächtigere und namentlich in den westlichen Ländern erscheint die neue Civilisation nur als Umgestaltung der altrömischen.

Alle diese Dinge werden in zwei Bänden vorgetragen, welche der Verfasser überaus interessant macht durch eingestreute charakteristische Anekdoten. Ich verweise diesbezüglich auf die Haushaltung des römischen Präfecten, die Wahl des Bischofs Ambrosius in Mailand, die Bollandisten, Eginhardt und sein Abenteuer mit der Tochter Karl's des Grossen als auf ebenso viele unterhaltende Stücke, die ich bedauere nicht wenigstens in Kürze vortragen zu dürfen.

Als Guizot im Jahre 1829 die Vorlesungen begann, welche den zweiten Teil der Geschichte der französischen Civilisation bilden, tat er es mit dem Vorsatze, diese durch alle Wendungen ihrer langen und ruhmvollen Entwicklung bis zum Vorabend unserer Tage zu verfolgen. Es fügte sich aber anders, die Juli-Revolution liess das Werk nur bis zum XIV. Jahrhundert gedeihen, womit der Verfasser es abschloss. In den neunzehn Vorlesungen behandelt er drei grosse Phasen der französischen Geschichte: das Lehensgesetz, das Königtum und den dritten Stand — tiers état.

Als eigentlicher Charakterzug des Feudalstaates erscheint die Zerstückelung in viele kleine Völker und kleine Souveränetäten, folglich das Nichtvorhandensein einer Nation und einer centralen Gewalt.

Welche Feinde machten dem Feudalismus ein Ende? fragt der Verfasser. Zwei Kräfte — lautet die Antwort: von einer Seite das Königtum, von der andern die Gemeinden. Durch ersteres wurde in Frankreich die Centralgewalt, durch letztere die Nation hergestellt, die sich um die Centralgewalt schaarte.

Die feudale Zeit war die Wiege der neuen Gesellschaftsbildungen sowie der neuen Tugenden. Ihr entstammten erstens die neuen Sprachen, insbesondere die französische, zweitens die neuen Literaturen, drittens die neuen Kunstdenkmale, Kirchen, Rathäuser, viertens die historischen Familien, fünftens zahlreiche nationale Leistungen wie die Kreuzzüge, mithin beinahe Alles, was die Phantasie des französischen Volkes Jahrhunderte lang beschäftigt hat.

Gegenüber diesen Tatsachen bestanden unstreitig mancherlei andere, welche den gesellschaftlichen Zustand des Mittelalters namentlich in Frankreich unerträglich und verhasst machten, so dass die Factoren, die denselben angriffen, König, Rechtslehrer, Kirche, populär wurden. Selbst

der Despotismus, wenn er sich die Bekämpfung dieses Zustandes angelegen sein liess, ward als Wohltat begrüsst.

Das achtzehnte Jahrhundert und die französische Revolution, sie sind nur die letzte Wirkung, der letzte Ausdruck jenes Hasses. Der gesellschaftliche Zustand des Mittelalters war längst geschwunden, aber dessen Folgen und Reminiscenzen lebten im Volksbewusstsein und unter deren Eindrucke erfolgte die grosse Erschütterung. Die Gesellschaft, die damals zusammenbrach, war dieselbe, welche von der germanischen Invasion im Westen ins Leben gerufen worden war und deren prägnanteste Erscheinung der Feudalismus gewesen ist. In fachkundiger und lehrreicher Weise stellt Guizot die einzelnen Phasen des Feudalismus und der Besitzverhältnisse dar. Die Antipathie des Volkes gegen den Feudalismus gab den günstigsten Boden ab für die Fortbildung der königlichen Gewalt.

Nach Darstellung der Art, wie das Königtum zu Stande gekommen ist, bespricht Guizot die Factoren, mit deren Hilfe es zu Kraft gelangte. In erster Reihe steht da der Tiers-état. Dieser ist, wie Guizot bemerkt, der activste und entscheidendste Factor der französischen Civilisation, denn er war es, der dieser in letzter Analyse Richtung und Charakter verlieh. Von socialem Standpunkte betrachtet und verglichen mit den übrigen Gesellschaftsclassen, die auf französischem Boden existirten, hat diejenige, die man den dritten Stand nennt, sich am weitesten ausgebreitet, am mächtigsten erhoben und beinahe alle anderen absorbirt. Vom politischen Standpunkte und in seinen Beziehungen zur Regierungsgewalt betrachtet, ergibt sich, dass derselbe sechs Jahrhunderte hindurch im Bunde mit dem Königtum stand, unermündlich an der Vernichtung der feudalen Aristokratie arbeitete, um an deren Stelle 'die Centralgewalt zu setzen, die neue Monarchie, die beinahe identisch ist mit dem Absolutismus. Nach diesem Triumphe jedoch strebte der dritte Stand nach einem neuen Siege, den er auch wirklich errang, indem er die unbeschränkte Monarchie zur constitutionellen umgestaltete. Gemeinden, Städte gab es überall, einen dritten Stand aber nur in Frankreich; jenen verhängnissvollen dritten Stand, der 1789 bei der französischen Revolution angelangt ist, wird man anderswo vergeblich suchen.

Gleichsam als Fortsetzung der Geschichte der europäischen und der französischen Civilisation erscheinen Guizot's folgende zwei Werke: «Essays sur l'histoire de France» und «Histoire des origines du gouvernement représentatif en Europe». Gleich der erste Essay behandelt das Municipalsystem im römischen Reiche. Es wäre unmöglich, den Zerfall des weströmischen Reiches auf wenigen Blättern lebendiger zu schildern. Dieser Zerfall zeigt nach Guizot die sonderbare Erscheinung, dass die Nation nicht nur die Regierung im Kampfe gegen die Barbaren nicht unterstützt, sondern auch sich selbst überlassen keinen Widerstand versucht. Interessant

ist auch die letzte Abhandlung des erstgenannten Werkes, in welcher der Verfasser die Ursachen bespricht, welchen zufolge das parlamentarische System in England Fuss fasste, in Frankreich aber misslang.

Das zweitgenannte Buch ist eines der wertvollsten Werke Guizot's. Es behandelt die Geschichte der Repräsentativ-Verfassung, die in Frankreich und Spanien entstand, sich entwickelte und zugrunde ging, in England aber fortbesteht. Die Geschichte der politischen Institutionen Europa's zerfällt in vier Perioden, während welcher die Gesellschaft unter besonderen Formen und nach besonderen Grundsätzen regiert wird. Indem die germanischen Stämme das römische Reich in Besitz nahmen, etablirten sie wohl ihre mitgebrachte Freiheit, entbehrten jedoch einer Institution, geeignet diese Freiheit zu regeln und zu sichern. Das Individuum war im Gefühle der Freiheit, aber nicht der Gesellschaft, die erst später dazu gelangen sollte. Die Individuen kämpften für Bewahrung ihrer Freiheit, den Starken gelang dies und sie wurden die Mächtigen, die Schwächeren hingegen verloren ihre Freiheit und gerieten unter das Joch. Das war die Zeit des Kampfes, der bis zum XI. Jahrhundert währte, aus welchem das Feudalsystem herauskrystallisirte. Dieses kennzeichnet sich durch die Knechtschaft des Volkes oder einen Zustand, der an die Knechtschaft hinanreicht, durch die hierarschische Organisation der Feudal-Aristokratie sowie durch die Zersetzung der Souveränetät. Das währte bis zum XIII. Jahrhundert. Im dritten Zeitraum erhebt sich das Königtum, bilden sich die Nationen, erscheint die Repräsentativ-Verfassung, die jedoch nach harten Kämpfen, mit Ausnahme Englands, überall unterliegt und im XVI. Jahrhundert vor dem absoluten Königtum den Platz räumt. Nun begann der vierte Zeitraum, der bis zum heutigen Tage andauert, in welchem die Nationen durch Intelligenz und Reichtum zu Kraft und Bewusstsein durchdringen, das Verfassungssystem zu Fleisch wird und die absolute administrative Regierung zu Falle kommt.

Allen diesen Phasen widmet Guizot eingehende Beleuchtung, insbesondere einen ganzen Band der Entwicklung der englischen Verfassung.

Nichts natürlicher, als dass Guizot nach diesen Studien seine Aufmerksamkeit dem Kampfe zuwandte, welcher in England die Verfassung befestigte und damit die Zukunft der politischen Institutionen in der gesammten christlichen Welt entschieden hat. Die zwei ersten Bände des Werkes, welche die Geschichte der englischen Revolution bis zur Abschaffung des Königtums enthalten, schrieb Guizot schon vor 1830. Es unterscheidet sich wesentlich von seinen früheren Schriften. Wenn er früher mehrenteils Betrachtungen über die Geschichte gegeben hat, so erzählt er diese jetzt auch; er erklärt nicht blos die Verfassungskämpfe, er schildert sie auch; und gebietet er auch nicht über die Phantasie eines Macaulay oder Augustin Thierry, so liefert seine klare, fliessende Darstel-

lung doch ein lebendiges Bild der Ereignisse. Karl I., Buckingham, Strafford, Cromwell erscheinen in treuen Charakterzeichnungen. Es war der Kampf grosser Principien, aber Principien und Ideen müssen durch Personen vertreten werden, die bei Gestaltung der Ereignisse durch ihre eigene Art den Ausschlag geben. Wäre König Karl ein Anderer gewesen, das Ziel hätte sich mit wenigen schweren Opfern erreichen lassen; er war aber so hinterlistig, dass Niemand ihm traute, und als er Strafford's Verurteilung guthiess, unterfertigte er zugleich sein eigenes Todesurteil. Cromwell wusste gar wohl, dass der König, wenn er Sieger blieb, ihn aufknüpfen lasse, deshalb kam er ihm zuvor.

Nach 1848 setzte Guizot das Werk fort und schrieb dazu jene bemerkenswerte Einleitung, welche sich mit der Frage beschäftigt: warum die englische Revolution gelungen ist? Hievon später, hier nur noch die Bemerkung, dass unsere eigenen Historiker gut daran täten, Guizot's Werke zu studiren. Sie würden daraus lernen, dass es nicht genüge, Schlachten zu beschreiben, dass man die Zustände kennen müsse, aus welchen die heutige Gesellschaft und der heutige Staat hervorgegangen sind. Auch unsere Cultur, auch unsere Constitution ist nicht fertig wie Minerva aus Jupiters Kopfe erstanden; auch wir wuchsen auf in der Schule des classischen Altertums; auch uns leitete die Kirche; auch auf uns wirkte die germanische Welt mit ihren mittelalterlichen Institutionen ein; auch wir gingen durch die Reformation hindurch; auch bei uns gab es Feudalismus und städtisches Leben. Alle diese Factoren brachten auch bei uns die heutige Cultur mit allen ihren Licht- und Schattenseiten zu Stande. Erst wenn wir aus diesen Gesichtspunkten die Denkmale der Vergangenheit studiren werden, dürfen wir erwarten, aus unseren Geschichtswerken unsere Geschichte — im eigentlichen Sinne des Wortes — hervorgehen zu sehen.

Guizot hat seine politische Doctrin in den 10 Bänden, die ich bisher besprach, niedergelegt. Die europäische und insbesondere die französische Gesellschaft und Civilisation entstand und entwickelte sich aus besonderen Elementen, die trotz aller Amalgamirung und Verschmelzung auch heute noch lebendig sind und bei der politischen Gestaltung in Rechnung gezogen werden müssen; denn nur dann kann von gesundem Staatsleben, von normaler Entwicklung ohne Erschütterung und Revolution die Rede sein, wenn jedes lebendige, integrirende Element der Gesellschaft auch wirklich zur Geltung kommt.

Die Juli-Revolution fand Guizot als fertigen Menschen. Schon 1818 war er Staatsrat geworden, er wirkte als Professor an der Sorbonne, war Mitglied der Kammer, zählte unter die Schriftsteller Europa's. Er hatte die Revolution nicht nötig, um aus dem obscuren Dasein des Advokaten oder Journalisten an die Oberfläche zu gelangen. Er hatte den Sturz der Bour-

bonen zwar nicht gewünscht, aber er acceptirte die Juli-Revolution, weil er sich überzeugt hatte, dass der ältere Zweig der Bourbonen sich in die neue Gesellschaft und den neuen Staat nicht einzuleben vermochte, und dachte, dass vielleicht nach dem Beispiel Englands der jüngere Zweig im Stande sein werde, die Revolution zu beendigen; wobei er sich dessen wohl bewusst war, dass ein von der Revolution errichtetes Königtum gar leicht von einer neuen Revolution weggefegt werden könne. Die neue Aera hat dennoch 18 Jahre gedauert und bei allen deren Schattenseiten können die Franzosen doch in ihrer ganzen Geschichte nicht noch einmal 18 Jahre aufweisen, während welcher das Land sich solcher Freiheit und Prosperität erfreut hätte. In diesem Zeitraum wirkte Guizot als Minister des Innern, des Aeussern, des Unterrichts, als Botschafter in England und beschloss endlich seine politische Laufbahn als Minister-Präsident. Sein Portefeuille des Innern fiel in die Zeit, da alle Sommitäten der Juliperiode sich vereinigten, um die Revolution erfolgreich zu bekämpfen und niederzuwerfen.

Am bedeutendsten war seine Leistung als Unterrichtsminister, da er es verstand, auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes eine neue Aera zu begründen.

Als Minister des Aeussern hatte er das grosse Verdienst, den Frieden zu bewahren, wenn die öffentliche Meinung ihn auch beschuldigte, dies auf Kosten der Nationalehre getan zu haben. Das hätte jedoch weder ihn noch die Juli-Dynastie gestürzt; dazu, nämlich zur Feber-Revolution, führte erst die Frage der parlamentarischen Reform.

Wähler war in Frankreich Jeder, der 200 Francs Steuer bezahlte; unter Reform verstand man : diesen Census herabzusetzen und für die Intelligenz ganz abzuschaffen. Unter der Form von Banketen bildete sich die Bewegung, die schliesslich zur Feber-Revolution geführt hat. Kennt man Guizot's Ansicht vom tiers état, so kann man seine Voreingenommenheit gegen die Reform nicht begreifen. Aber jeder grossen Entschliessung liegt mehr als eine Ursache zu Grunde; so wirkten auch bei Guizot ausser seiner Abgeneigtheit gegen die Reform überhaupt, die Besorgniss vor neuen Elementen und die Fügsamkeit gegenüber dem König zusammen, welch' Letzterer immer darauf ausging, seiner eigenen und nicht der Meinung seiner Minister zu folgen. Noch in den Febertagen, unter dem neuen Ministerium, nach Guizot's Abdankung, hätte die Katastrophe vermieden werden können, wenn der König nicht halsstarrig an seinen Vorurteilen bezüglich Personen und Sachen festhielt und im letzten entscheidenden Augenblicke den Mut nicht verlor. Den König trifft grössere Verantwortlichkeit als seinen Minister.

Im einem gesunden politischen Staatswesen würden übrigens weder die Reform-Bankete noch die Halsstarrigkeit des Königs eine Feber-Revolu-

tion veranlasst haben; die Reform-Bill 1830 und später die Abschaffung der Getreidegesetze riefen in England eine weit tiefere Bewegung hervor, als jene französische Reform war, ohne deshalb eine Conflagration herbeizuführen.

Die Feber-Revolution hatte tiefere Ursachen. In erster Reihe steht hier der Cultus der Revolutions- und Napoleons-Legende, der allgemein verbreitet war; dann die falschen Begriffe von Gleichheit und Brüderlichkeit, die ein Thiers und Mignet, später Lamartine, Michelet und Louis Blanc selbst in den gebildeten Classen heimisch machten, und die in den unteren Classen durch den Einfluss von Lügen-Aposteln, die Guizot «la bande des malfaiteurs intelectuels» nennt, communistisch-socialistische Formen annahmen; der Gegensatz zwischen Aristokratie und Bourgeoisie, sowie die feindselige Haltung des Clerus gegenüber der Juli-Aera; eine äussere Politik, die Frankreich nach aussen kein Ansehen verschaffte — alles das trug bei zur Haltung der politischen Kreise. In der Kammer bestanden ausser der legitimistischen und republikanischen noch drei Parteien, die principiell sich von einander kaum unterschieden; aber persönliche Interessen, Rivalitäten, Eitelkeit und Ambition führten Krieg mit einander und machten ein normales parlamentarisches Leben schier unmöglich.

Wenn diese drei Parteien oder vielmehr Fractionen, an deren Spitze Molé, Thiers und Guizot standen, sich verbündet und gegen die Legitimisten und Republikaner ein vereintes Lager gebildet hätten, dann würden die Juli-Dynastie und eine constitutionell-parlamentarische Regierung wahrscheinlich noch heute Frankreich beherrschen.

II.

Guizot war nach den Febertagen gezwungen, nach London zu flüchten. Er langte an demselben Monatstage in der englischen Hauptstadt an, an welchem er acht Jahre vorher als Botschafter die englische Küste betreten hatte. Am 13. März schrieb er folgenden Brief an Barante: «Ich danke für Ihre paar Zeilen. Mein Exil schickt sich so gut an, wie ich es nur wünschen kann. Wenn meine Mutter angekommen sein wird, die ich in einigen Tagen erwarten kann, werde ich die Objecte meiner Liebe um mich haben. Man hat mich hier so wohl empfangen, als wenn man mir niemals gezürnt hätte. Aber ich bin niedergeschlagen und werde es bleiben. Welches Schauspiel, welche Zukunft! Trotz meines Optimismus habe ich in der Tiefe meiner Seele das Uebel immer für gross gehalten und das war der Grund meines Eifers im Kampfe. Aber für so gross habe ich es doch nicht gehalten. Und hiehergekommen, sehe ich erst recht, wie gross es ist. Heute findet in Kensington ein grosses Meeting statt, es kommen 12,000—15,000 Menschen zusammen, um die Hälfte von dem zu petitioniren, was die

Communisten in Paris fordern. Die Mauerwände sind voll von Affichen der Polizei, die jede Zusammenrottung, jeden Massenzug zum Meeting verbieten. Es ist die Copie der Verwarnung Delassert's in Paris vor drei Wochen; aber alle Welt schaart sich um die Regierung; von der einen Seite die Herzoge von Norfolk und Lincoln, von der andern 2000 Kohlenlieferanten des Themse-Ufers, Aristokratie und Mittelstand leisten den Eid als Special-Konstabler gegen den Krawall. Es werden mehr Freiwillige in Kensington sein den Krawall zu verhindern. als solche, die ihn machen wollen. Das ist schön, aber schmerzlich zu beobachten. Ich sage nicht mehr, hätte aber noch Vieles zu sagen; und eine schwere Last drückt mir zugleich auf Geist und Gemüt.» Im Juli 1849 kehrte er nach Frankreich zurück; eine Zeit lang glaubten Andere und auch er selbst, dass er an den öffentlichen Angelegenheiten noch teilnehmen werde und müsse. Nach Louis Bonaparte's Staatsstreich jedoch sagte er sich von solchen Gedanken gänzlich los, entwickelte hingegen bis zu seinem Tode im Jahre 1874 eine zweite grosse literarische Tätigkeit.

Es erschienen seine Memoiren in acht, seine Reden in fünf Bänden; er setzte die englische Geschichte, bis zur Restauration, in vier Bänden fort; er schrieb die Geschichte Frankreichs für seine Enkel in vier Bänden, ferner zwei Bände Abhandlungen über religiöse und kirchliche Fragen; er verfasste das Leben Robert Peel's und interessante Vorreden zu seinen Jugendwerken; Studien über Shakespeare und Corneille, über die bildenden Künste, akademische Reden und Charakter-Zeichnungen, welche in der «Revue des deux mondes» publicirt wurden. Endlich Biographien von Monk und Washington, sowie Charakterbilder von den Hauptgestalten der englischen Revolution.

Von seinen Werken kann man sagen, was er selbst in einem seiner Briefe geäussert hat: Ich habe jetzt meine Freude daran, laut zu denken. Guizot war niemals ein Publicist oder Historiker von gewöhnlichem Schlage, man muss im Gegenteil von ihm sagen, dass er ein publicistischer und historischer Philosoph gewesen ist. Das bekunden insbesondere die ersten Werke, die er auf englischem Boden schrieb: «De la démocratie en France» und «Discours sur l'histoire d'Angleterre». In dem Vorwort zu ersterem sagt er: «Ich wage zu behaupten, dass man in dieser Schrift durchaus nichts finden werde, was das Gepräge meiner persönlichen Lage an sich trüge. Wer angesichts so grosser Dinge seiner selbst nicht vergessen könnte, verdiente von Anderen für immer vergessen zu werden. Ich habe bei ihrer Abfassung einzig an die Lage meines Landes gedacht. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr werde ich davon überzeugt, dass sein grösstes Uebel, das allen seinen Leiden zu Grunde liegt, das Uebel, welches ich bekämpfe, die Vergötterung der Demokratie ist, welche Regierung sowohl als Freiheit tief unterwühlt und zerstört. Ob Louis Napoleon's

Gelangen zur Präsidentschaft der Republik dem Uebel abhelfen werde — wird die Zukunft lehren. Aber was ich heute, nach geschehener Wahl des Herrn Louis Napoleon Bonaparte, sage, das würde ich ohne alle Veränderung sagen, wenn General Cavaignac gewählt worden wäre. Grosse sociale Wahrheiten richten sich an keine Person, sondern an die Gesellschaft selbst.»

Was Guizot in der genannten Schrift auf Seite 49 über diesen Gegenstand sagt, hat leider heute, nach 36 Jahren, noch seine volle Richtigkeit. Es wäre mir lieb, Ihnen die ganze Abhandlung hier vorzulesen, und ich wollte, es fände sich Jemand, der dieselbe in vollendeter Weise ungarisch reproducirte, denn unserem Publicum kämen diese Wahrheiten gleichfalls sehr zu statten. So sehr sich auch unsere Zustände von den französischen unterscheiden mögen, gibt es doch heutzutage Uebel und Schäden, die Europa, ja der ganzen Welt gemeinschaftlich sind, denselben Ursprung haben und die gleiche Heilmethode erfordern. Warum — fragt Guizot — gingen so manche Länder und Staaten zugrunde? Weil sie nicht zugeben wollten, dass die Regierung ihre Schuldigkeit tue und ihre Aufgaben löse. Darauf beruht auch eines unserer Grundleiden.

Nach Schilderung der Natur und der Gefahren der socialdemokratischen Republik, erörtert er die politischen und moralischen Bedingungen des gesellschaftlichen Friedens. Dieser Friede ist unmöglich, insolange die einzelnen Classen oder die grossen Parteien, die unsere Gesellschaft zusammensetzen, die Hoffnung nähren, einander zu vernichten und die Gewalt ausschliesslich in Besitz zu nehmen. Diese Lehre wird an der Hand historischer Daten beleuchtet; aber wenn sie gleich durch neuere Erfahrung ebenfalls sich auf's klarste herausstellt, tut es dennoch not, die Freunde der Freiheit stets von neuem daran zu erinnern, dass die Völker angesichts der Anarchie immer dem Absolutismus den Vorzug geben. Guizot ist überzeugt, dass Frankreich den definitiven Frieden einzig und allein unter einer constitutionellen Regierungsform finden werde. Der aber täuscht sich gewaltig, der da glaubt, dass ein politischer Mechanismus Alles vermöge; der richtige Sinn ist vor Allem erforderlich, der Sinn für Familie, Staat und Religion. Nachdem er derart die Gefahren der demokratischen Republik, sowie die dagegen wirksamen Heilmittel auseinandergesetzt, gibt er schliesslich seinem festen Glauben Ausdruck, dass Frankreich nicht verloren sein werde, denn die französische Gesellschaft besitze ein grosses Maass von Kraft und Leben, und sei nicht danach angetan, nach so grossen Taten im Namen der Gleichheit zugrunde zu gehen.

Oben habe ich erwähnt, dass Guizot die Geschichte der englischen Revolution fortgesetzt hat, die 6 Bände füllt und bis zur Restauration Karl's des Zweiten reicht. Da er sie nicht bis zum Schlusse der zweiten Revolution, bis zur Regierung Wilhelm's von Oranien fortführen konnte,

wie es anfänglich geplant war, schrieb er statt dessen Charakterbilder von Monk und anderen Persönlichkeiten der ersten englischen Revolution.

Gleichsam als Einleitung zu allen diesen Publicationen dient jene Abhandlung, welche den Titel führt: «Warum war die englische Revolution von Erfolg?» und die mein geehrter Freund Paul v. Somssich in's Ungarische übertragen hat. In dieser Schrift gibt Guizot neben einem Auszuge aus den 6 Bänden seiner Geschichte auch die Fortsetzung derselben, indem sich seine Erörterungen über die Restauration bis zur Tronbesteigung Wilhelm's III. erstrecken. England gewann die Einsicht, dass die Revolution an sich ein grenzenloses Chaos sei, aus welchem für die menschliche Gesellschaft zahllose Leiden, Verbrechen und Gefahren entspringen, welches besonnene Völker sich einmal in der Zwangslage gefallen lassen, das sie aber bis zum Momente der äussersten Notwendigkeit von sich weisen müssen.

England war dieser Lehre zur Zeit seiner neueren Leiden und Heimsuchungen eingedenk. Es duldete viel und ertrug Alles, um einer neuen Revolution zu entgehen und ergab sich erst dann in die Notwendigkeit, als es kein anderes Mittel mehr gab, seine Rechte, seine Religion und Ehre zu verteidigen. Es ist der Ruhm der 1688er Revolution, dass sie einzig und allein die Tat der unabweislichen Selbstverteidigung war, und das war zugleich der erste Grund ihres Erfolges. Es wirkten noch andere Ursachen dabei mit, insbesondere der Umstand, dass alle Gesellschaftsclassen an der Revolution teilnahmen. Bei alldem hat es voller 70 Jahre bedurft, bis die naturgemässen Fehler und Schäden dieser Revolution beseitigt werden, der Friede in die Gesellschaft wiederkehren und zu unbeanstandeter Herrschaft gelangen konnte. Erst dann, erst als Georg den Tron bestieg, war das Werk vollbracht.

Guizot kannte nicht blos die Vergangenheit, er kannte auch die Gegenwart Englands und lebte in engem Verkehr mit vielen seiner Notabilitäten. Deshalb trägt auch sein Buch über Peel den Stempel der Unmittelbarkeit. Besonders drei Momente fesseln darin unsere Aufmerksamkeit: die Katholiken-Emancipation, die Parlamentsreform und die Aufhebung der Korngesetze, mit der die Frage des Freihandels Hand in Hand geht.

Merkwürdig bleibt und zugleich bezeichnend für den zu voller Herrschaft gelangten Protestantismus, dass die Emancipation der Katholiken erst so spät zu Stande gekommen ist. Bei dieser, wie auch bei der Reformfrage ist es übrigens ersichtlich geworden, dass ein Oberhaus nirgends im Stande ist, eine zeitgemässe Reform endgiltig zu verhindern.

Ich muss mir versagen, die Analyse jedes Werkes von Guizot zu geben, kann jedoch nicht umhin, mich noch mit seiner französischen Geschichte, seinen Memoiren und Reden in Kürze zu beschäftigen.

Grosses Talent, Wissen und Ruhm schliessen die Gemütlichkeit nicht aus, was uns Guizot damit zeigte, dass er die Geschichte Frankreichs seinen eigenen Enkelkindern vorerzählte. Natürlich blieb das kein Geheimniss, auch Andere wollten sich an diesen Vorträgen ergötzen, es fanden sich bald Herausgeber ein, mit dem Wunsche, dieselbe würdig ausgestattet erscheinen zu lassen. Guizot entschloss sich dazu, das Werk auszuarbeiten, begann auch mit dessen Herausgabe, konnte es jedoch nicht mehr beendigen. Den fünften Band, der die Zeit vom Tode Ludwig's XIV. bis 1789 umfasst, stellte seine Tochter, Madame de Witt, nach den vorhandenen Notizen zusammen. Das fünf Bände starke Werk, wie es jetzt vor uns liegt, bietet nicht eben für Kinder, wohl aber für gebildete Kreise eine sehr geeignete Lectüre. Die Darstellung ist immer interessant und belebt, man möge nun den Abschnitt über die Herrschaft der Römer in Gallien, jenen über das Zeitaltar Heinrich's IV. oder Ludwig's XIV. und andere nachlesen. Man darf die französische Literatur um den Besitz solcher Werke beneiden.

Guizot schrieb Memoiren und gab sie auch selber heraus. Er wollte nicht das Beispiel Jener befolgen, die ihre Memoiren erst nach ihrem Tode erscheinen lassen, wo sie Niemand mehr kritisiren, Niemand mehr zurechtweisen kann. Ruhe, Unbefangenheit und Objectivität kennzeichnen diese Memoiren, die überaus reichhaltig, sich nicht auf die Schilderung seiner eigenen Wirksamkeit beschränken, sondern auch viele nicht rein politische Erlebnisse erzählen. Der erste Band handelt vom Empire und der Restauration. Wo er von der Pressfreiheit unter der Restauration spricht, macht er die folgende prägnante Bemerkung: «Für Regierungen und freie Völker gibt es nur ein honnetes und wirksames Mittel mit der Pressfreiheit auszukommen: sie müssen dieselbe aufrichtig acceptiren, dürfen aber nicht kameradschaftlich mit ihr umgehen. Man darf weder einen Märtyrer noch einen Götzen aus ihr machen; soll sie an ihrer Stelle gelten lassen, ohne sie über ihren Rang zu erhöhen. Die Pressfreiheit ist weder eine Gewalt im Staate, noch die Repräsentantin der allgemeinen Intelligenz oder oberster Richter über die staatlichen Gewalten; sie ist einfach das Recht der Bürger, über Staatsangelegenheiten und das Verhalten der Regierung ihre Meinung auszusprechen, ein achtungswertes und gewaltiges Recht, aber seiner Natur nach anmassend; damit es auch heilsam bleibe, dürfen sich die Staatsgewalten niemals vor demselben demütigen und müssen sie deshalb auch die Verantwortlichkeit fühlen lassen, die mit jedem Rechte einhergeht.» Bei Besprechung des Verhaltens der Emigration bemerkt er, dass die Menschen sich im Müssiggang des Elends gern allerlei Schwärmereien überlassen und dass leidenschaftliche Impotenz zum Wahnsinn führt.

Den dritten Band füllen zum grössten Teil Erörterungen über den öffentlichen Unterricht, die Literatur und die wissenschaftlichen Anstalten.

Im funften Bande, der seine Botschafterzeit umfasst, findet sich die meisterhafte Zeichnung der englischen Gesellschaft. Interessant ist auch die Erzählung des Todes des Herzogs von Orleans und der Verhandlungen über die Regentschaft.

Im achten Bande gruppirt er alle Handlungen der Juliregierung.

Mit Guizot's Memoiren stehen seine Reden im engsten Zusammenhange. In fünf dicken Bänden sind 192 Reden enthalten. Als Einleitung zu dieser Sammlung dient die auch als besondere Publication erschienene Abhandlung mit dem Titel: «Drei Generationen 1789, 1814, 1848.» Mit Meisterhand und bewunderungswürdiger Klarheit setzt er darin auseinander, warum die erste Revolution missglückt und Napoleon I. gestürzt ist. Die Restauration und Juliperiode betreffend, werden die Ursachen gleichsam mit mathematischer Evidenz zusammengestellt, die deren Auflösung, sowie die Katastrophen herbeiführten. Endlich weist er die Illusionen nach, die nach den Ereignissen von 1848 erst die Dictatur und dann deren Sturz zur Folge hatten.

In Guizot's Reden spiegelt sich das Niveau der politischen Reife sowie das Temperament der französischen Nation getreulich wieder. Es ist zum Staunen, wie viel Verstand, Wissen und Geist auf politische Futilitäten vergeudet wurde. Ein grosser Teil der fünf Bände ist voll von Adress-Debatten und Verhandlungen über den Dispositions-Fond.*

Es sind aber unter den Reden auch einige, die nach Form und Inhalt auch heute noch alle Beachtung verdienen. Jules Simon zufolge war Guizot ein imposanter Redner, dem sogar der Vorrang in der grossen Reihe brillanter Redner der Juliperiode gebührte.

III.

Guizot war nicht allein ein grosser Schriftsteller, Redner und Staatsmann, er war dabei ein Mann von edlem Herzen, der geliebt wurde und selbst zu lieben verstand. Sein Verhältniss zur Mutter, die 1848 84 Jahre alt in seinem Londoner Hause starb, war rührend; seine beiden Ehen hatten einen romantischen, poetischen Zug; grenzenlos war die Liebe zu seinen Kindern. Seinen Freunden gegenüber, die er meistens überlebte, wie Broglie, Barante und Vitt, war er voll warmer Hingebung.

Aber eben deshalb fühlte er die Schläge des Schicksals um so tiefer.

* Vgl. zu dem obigen die schon im Jahre 1869 geschriebene Studie des Verfassers *Ueber Guizot's Reden*, welche auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist: *Reden und Studien von August Tre ort*, Leipzig, Verlag von B. Schlicke, 1883, S. 154 ff. D. Redak.

Frühzeitig verlor er beide Gattinen, im Jahre 1867 seinen vielversprechenden 21 Jahre alten Sohn, und noch im letzten Jahre seines Lebens seine zweitgeborne Tochter Pauline, Madame de Witt.

Sein Dasein verschmolz ganz und gar mit dem Leben seiner nächsten Angehörigen. Mit ihnen zusammen freute er sich, mit ihnen teilte er seine Leiden; inmitten der grössten Tätigkeit fand er Zeit, seinen Kindern, wie später seinen Enkeln zu schreiben, zu ihren Geburts- und Namensfesten Einkäufe von Kleidern und Bändern zu besorgen. Aber er liebte auch in Gesellschaft zu leben, und überaus interessant sind seine Charakterzeichnungen von Frauen, mit denen er in der Gesellschaft verkehrte. In dieser Hinsicht gebührt Paris allerdings der erste Rang in der Welt und deshalb verstehen die Franzosen so sehr die Kunst zu conversiren, wie Romane und Dramen zu schreiben.

Den grössten Teil seiner letzten Lebensjahre brachte Guizot auf seinem Landgute Val-Richer in der Normandie zu, sich vielfach mit kirchlichen Angelegenheiten befassend, dort starb er auch im 87. Jahre am 12. September 1874 an Entkräftung. Mit ihm schied der bedeutendste Mann der dreissiger Jahre, der von sich nie die Meinung gehabt hat, niemals gefehlt zu haben, der aber die Strafe für seinen Fehler, für seine Schwäche, die in allzu grosser Nachgiebigkeit gegen seinen König bestand, 26 Jahre hindurch zusammen mit Frankreich getragen hat, der dann Zeuge der schweren Niederlagen, sowie der auf diese gefolgten traurigen Ereignisse gewesen ist und bei alldem an Frankreichs Zukunft nie gezweifelt hat. Und so wünschen auch wir, dass seine Hoffnung im Interesse Europa's in Erfüllung gehen möge.

Guizot's Leben ist nicht allein für Staatsmänner und Schriftsteller, es ist lehrreich für Jedermann. Wir lernen daraus, dass die Aufgaben des öffentlichen Lebens mit jenen des Familiendaseins in Harmonie bleiben können. Eine Wahrheit über allen Zweifel erhaben ist es, dass Derjenige, der die Seinigen nicht liebt und ihnen gegenüber seine Schuldigkeit zu tun nicht versteht, nicht fähig ist, sein Vaterland zu lieben und die Pflichten des Patrioten zu erfüllen.

August Trefort.

ASPIRATIONEN DER CROATEN.

Es ist männiglich bekannt, dass im epochalen Jahre 1848, als in Europa allerwärts mächtige Bewegungen im Interesse constitutioneller Einrichtungen stattfanden, in Croatien eine reactionäre Strömung an die Oberfläche kam, und dass die Croaten damals für die Unificirung der österreichischen Monarchie einstanden. Sie opferten Autonomie und Nationalität und standen unbedingt im kaiserlichen Lager.

Zwischen 1849 und 1867 erkalteten die Beziehungen zwischen den Croaten und dem Austriacismus immer mehr, ohne dass sich eine herzlichere Annäherung an Ungarn herausgebildet hätte. Ungarn verständigte sich mit der Dynastie auf Grund gegenseitigen Vertrauens und der Staatsraison, und ordnete seine Beziehungen zu der österreichischen Hälfte der Monarchie durch den Ausgleich von 1867, während die Regelung der staatlichen Verhältnisse im sogenannten Croatien — wenn man den XXX. Gesetzartikel v. J. 1868 eine Regelung heissen darf, erst später erfolgen konnte.

Wie eine nahezu zwanzigjährige Erfahrung zeigt, ist es gelungen, dass Ungarn mit Oesterreich in einen ganz klaren staatsrechtlichen Verband trat, dem Ungarn an seinem Selbstbestimmungsrechte zwar wesentliche und empfindliche Opfer brachte, wobei es aber immerhin einigen Ersatz in der Stabilität der Dinge fand, — während im sogenannten Croatien mit allen historischen Traditionen gebrochen wird, und Diejenigen, die einst für den Einheitsstaat Oesterreich eintraten, derzeit nur noch verschämte Anhänger der Monarchie sind, während sie sich im Inneren von der Windsbraut des Panslavismus ergriffen fühlen, und folglich ihr Centrum nicht mehr innerhalb der alten Monarchie finden.

Den besten Beleg hiezu bietet die Geschichte des 1868-er Ausgleiches, oder vielmehr die Geschichte jener Aspirationen, welche in diesem Ausgleiche wurzeln. Wir hatten schon bei einer früheren Gelegenheit nachgewiesen, dass Ungarn mit dem sogenannten Croatien einen staatsrechtlichen Vertrag gar nicht schliessen konnte, weil dieses Croatien nur ein integrirender Teil Ungarns ist, und kein gleichberechtigter Factor. Das Land zwischen der Drau und Save hatte vor dem Jahre 1868 kein selbstständiges politisches Leben, war kein selbstständiger Staat, konnte sich auf keine eigenen Rechtsquellen berufen, — dasselbe konnte daher auch mit Ungarn keinen Staatsvertrag eingehen, demselben keine Bedingungen vorschreiben, keine hochpolitischen Rechte auf bestimmte Zeitdauer übertragen, welche es selbst nicht besass, oder nur in der Eigenschaft als Teil Ungarns besitzen konnte.

Der Begriff «Vertrag» kam in Bezug auf Croatien zuerst im Jahre 1868 in unsere Gesetze, — aber lange vorher schon liebten es die Croaten von

einem Vertrage zu sprechen, durch welchen Croatien an König Koloman, und die ihm auf dem ungarischen Tron folgenden Könige kam.

Wir fragen aber die Croaten: war zur Zeit, als dieser angebliche Vertrag mit König Koloman geschlossen wurde (im J. 1102), Croatien ein einheitlicher Staat? und schloss dieser als solcher einen Vertrag mit Ungarn? Ja, oder nein?

Wenn ja, womit beweisen es die Croaten, dass damals auch jene Comitate zu Croatien gehörten, welche heute den Namen Slavonien führen?

Wenn die Croaten zu behaupten geneigt sind, dass das croatische Königreich von der Adria bis Semlin reichte, wie sie dies auch heute annehmen, so mögen sie uns erklären: wann, und in Folge welcher geschichtlicher Ereignisse geschah es, dass jenes Croatien, welches durch die pacta conventa sich aus der Reihe selbstständiger Staaten strich, später sich in zwei Königreiche, nämlich in Croatien und Slavonien teilte. Die alten Urkunden nennen die einstigen croatischen Fürsten: dalmatisch-croatische, nicht croatisch-slavonische Fürsten. Wenn das *heutige* Slavonien ein Königreich war, so müsste es auch seine eigenen Könige gehabt haben. Wer weiss von diesen etwas?

Die Frage steht demnach so: Waren Croatien und Slavonien *zwei* Königreiche? oder war letzteres inbegriffen im ersteren? Hoc erit demonstrandum.

Wenn sie es nicht behaupten können, — was uns ganz unzweifelhaft erscheint, — so fragen wir: glauben sie wohl, dass zur Zeit König Koloman's, wo dieses Slavonien gar nicht bestand, die erwähnten pacta conventa auch über das heutige Slavonien verfügen konnten?

Wahrscheinlich nicht. So viel Einsicht trauen wir selbst den Croaten zu.

Und wenn das heutige sogenannte Slavonien nicht zu dem Rechtskreise derjenigen Croaten gehörte, welche zur Zeit König Koloman's angeblich die pacta conventa zu Stande brachten, — dann fragen wir: mit welchem Rechte figurirt dieses neuzeitige und unhistorische Slavonien im Jahre 1868 in Gesellschaft der Croaten als vertragschliessender Teil Ungarn gegenüber?

Eine andere Einwendung haben wir gegen die an Dalmatien übertragene Rolle als einen mit Ungarn vertragschliessenden Teil. Dalmatien gehört zwar staatsrechtlich unter die Oberhoheit der ungarischen Krone, — factisch aber zu einem ganz andern Staatensystem, nämlich zu Oesterreich. Aus diesem Grunde war auch Dalmatien bei Errichtung des 1868-er Ausgleiches gar nicht vertreten, und es ist demnach unmöglich zu behaupten, dass Dalmatien mit Ungarn damals einen staatsrechtlichen Vertrag geschlossen habe, obgleich der erwähnte Ausgleich an vielen Orten auch Dalmatiens gedenkt.

Was bleibt demnach übrig? Wo sind jene Factoren, deren Berechtigung, mit Ungarn einen Vertrag zu schliessen, angenommen werden kann? Selbst nicht das heutige Croatien, welches Jahrhunderte hindurch den Namen

Slavonien usurpirte, und erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts den heutigen Namen annahm, — alles ausserhalb des Gesetzes und durch geschickte Benützung der Hinterpforte!

Bei alle diesem haben wir noch gar nicht erwähnt, dass die kritische Geschichte diese pacta conventa, diesen Vertragshumbug aus der Zeit König Koloman's schon längst als eine Mystification aburteilte.

Indessen ist es Tatsache, dass durch die Einflussnahme Deák's der 1868-er Ausgleich zu Stande kam, welcher mancherlei paritätische Anklänge enthält.

Nachdem nun dieses geschehen, so möchte man natürlich dieser Errungenschaft einen historischen Hintergrund geben, und einen organischen Zusammenhang mit der älteren Constitution nachweisen. So wie es daher der neueren Zeit vorbehalten war, von einer ungarisch-croatischen Krone zu sprechen, eben so gibt Professor Dr. Josef Pliverics sich Mühe, zu beweisen, dass die pragmatische Sanction vom Jahre 1723 rechtlich ein gemeinsames Gesetz sei, bei dem sich der Charakter eines Vertrages zwischen Ungarn und Croatien nicht bestreiten liesse.

Franz Deák war unbestritten ein Patriot vom reinsten Wasser, aber das rechtliche Verhältniss Croatiens zu Ungarn war ihm niemals klar, und deshalb schwankte er in den dieses Verhältniss betreffenden Fragen, und ging in der Ueberschätzung dieses Landstriches weiter, als jemals ein Staatsmann. Er sagte unter anderm von den Croaten: Sie hatten immer ihren eigenen Landtag, dessen Wirkungskreis von grösserer oder kleinerer Ausdehnung war, und der sogar *manchmal* die wichtigsten staatsrechtlichen Fragen massgebend entschied. Dies geschah bei Gelegenheit der im J. 1527 erfolgten Wahl Ferdinand's I., vorzüglich aber bei der separat erklärten Annahme der pragmatischen Sanction im Jahre 1712.

Hierauf genügt es zu erwiedern, dass beide politischen Handlungen des Agramer Landtags eine Competenzüberschreitung waren, deren sich diese Körperschaft öfter schuldig machte. Wir haben es ja auch in den jüngsten Tagen erlebt, dass der Agramer Landtag am 30. September über Antrag des Abgeordneten Barcsics eine Gratulationsadresse an das bulgarische Volk in das Verhandlungsprogramm aufnahm, anlässlich der am 18. September 1885 ausgebrochenen Revolution in Philippopel, welche die Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens bezweckt. Am Schlusse der Sitzung wurde nur die Dringlichkeit des Antrags abgelehnt. Die 1868-er Gesetze haben den Croaten allerdings eine exorbitante Autonomie eingeräumt, die sich namentlich auf die innere Verwaltung, den Unterricht und die Gerichtspflege bezieht, aber diese Gesetze waren weit entfernt, den Croaten eine Stimme über auswärtige Angelegenheiten einzuräumen. Um wie viel mehr muss also von einer Competenzüberschreitung gesprochen werden zu einer Zeit, wo das municipale Recht Croatiens jenem irgend eines ungarischen

Comitates glich; wo die Vertretung der transdravanischen Gebiete beim ungarischen Reichstag nicht collectiv, nicht als Land, sondern comitatsweise geschah, wie dies überall in Ungarn der Fall war; und wo nur das Statutarrecht, das heisst, das Recht locale Verordnungen zu erlassen, welche sich innerhalb der ungarischen Gesetze bewegen, eine gewisse Gemeinsamkeit der betreffenden südlichen Comitate hervorrief.

Von diesem Statutarrecht sagte aber Franz Deák am 19. November 1839 in der Pressburger Reichstagssitzung, als ein croatischer Deputirter behauptete, Ungarn habe kein Recht, die municipalen Rechte Croatiens abzuändern:

Croatien besitze kein derartiges Recht — sagt Deák — welches nicht Gegenstand unserer Legislative wäre. Ungarn habe das Recht selbst jene Gesetze abzuändern oder abzuschaffen, auf welche sich der Abgeordnete aus Croatien berief, und es könne auch nicht gestattet werden, dass Croatien solche Rechte besitze, über welche die ungarische Gesetzgebung nicht verfügen könnte.

Kann man wohl annehmen, dass municipale Körperschaften mit solchem beschränkten Wirkungskreis das Recht gehabt hätten, eine Königswahl vorzunehmen, oder eine pragmatische Sanction, worin das Erbfolgerecht der Dynastie bestimmt wird, zu schliessen?

Noch im Jahre 1527, als die Königswahl in Czettin stattfand, war Croatien nur eine pars subjecta, eine Benennung, die sich bis zum Jahre 1608 in den Gesetzen consequent erhielt, und erst im letzteren Jahre schweigend der Benennung partes annexae (unterjochte Teile, angefügte Teile) Platz machte.

Weder die eine, noch die andere diplomatische Bezeichnung lässt die Ansicht aufkommen, als hätte irgend ein Teil Ungarns, also das sogenannte Croatien, ohne das ganze Ungarn eine giltige Königswahl treffen können.

Die Könige von Ungarn haben wohl ihre Regierungsjahre von Ungarn, nie jene von Croatien getrennt angeführt, während wenn sie auch Könige von Böhmen und Polen waren, sie auch die Regierungszeit in jenen Ländern erwähnten. Feierliche Diplome, welche sie für Croatien, oder ein anderes Nebenland der ungarischen Krone ausfertigten, bekräftigten sie mit ihrem Siegel, welches sie als König von Ungarn gebrauchten, — wie es in jedem solchen Diplome ausdrücklich ausgesprochen wird. Trotz der verschiedensten mittelalterlichen Privilegien machte sich überall die Souveränetät des Königs von Ungarn, und nicht eines andern geltend. Daher konnte König Sigmund, als er im Anfang seiner Regierungsjahre (1414) den Ragusanern bewilligte, die umgebenden Inseln Lesina, Brazza und Curzola zu occupiren und zu verwalten, denselben sagen, dass er ihnen die Verwaltung dieser Inseln in so lange überlasse, bis es nicht ihm, dem König von Ungarn, und den Prälaten und Baronen *Ungarns* gefällt, hierüber anders zu verfügen.

Das kann doch nicht als Oberhoheitsrecht eines Königs von Croatien

oder Dalmatien gedeutet werden! Die Bewohner von Croatien und Dalmatien haben *niemals* den Ausdruck gebraucht, dass sie der Krone Croatiens unterworfen seien, — ein solches Symbol der Souveränetät gab es für sie nicht, — sondern sie bekannten sich stetsals Untertanen der ungarischen Krone.

Doch lassen wir es uns genügen, auf diese Punkte des historischen Hintergrundes hinzuweisen, welche uns die heutigen Aspirationen der Croaten verständlicher machen sollen.

In der ersten Adresse des ungarischen Reichstags an den König vom Jahre 1861, welche bekanntlich aus[1] der Feder Franz Deák's floss, wird gesagt: Croatien habe sein eigenes Territorium und seine Sonderstellung, war auch niemals in Ungarn einverleibt, sondern war unser Mitgenosse, der mit uns Freuden und Leiden teilte. Wenn demnach Croatien jetzt *als Land* an unserer Legislative Teil nehmen und sich über jene Bedingungen mit uns verständigen will, unter welchen es seine staatsrechtliche Stellung mit Ungarn zu verbinden geneigt ist; wenn dasselbe mit uns als Nation mit der andern Nation in Berührung zu treten Willens ist, so werden wir dieses Verlangen nicht abweisen.

Diese Anschauung hat gar keine historische Berechtigung, und sie entsprang nur dem grossmütigen, aber unpolitischen Drange: bei dem Streben nach Revindication der gesetzlichen Basis vom Jahre 1848, der Wiener Reaction gegenüber als ganzes Staatswesen dazustehen.

Bei diesem Streben hatte Franz Deák Oesterreich und der Dynastie gegenüber seinen ganzen Patriotismus eingesetzt, hatte die Rechtscontinuität mit glänzender Logik verfochten; hatte im Namen Ungarns keine höheren Forderungen gestellt, aber von der gesetzlichen Basis auch nicht die geringste Einbusse zugestanden.

Croatien gegenüber war dies bewusster- oder — wie wir glauben — unbewussterweise anders.

In der zweiten Adresse desselben Reichstages, welche das Datum vom 12. August trägt, sagt Deák Folgendes: «Auch die 1848er Gesetze wollten Croatien nicht in Ungarn einverleiben, sondern wollten es als ein Mitland mit besonderem Territorium betrachten, welches unter ein und denselben Gesetzen mit Ungarn in staatsrechtlichem Verband steht. Ungarn wollte im Jahre 1848 die Rechte der croatischen Nation nicht verletzen, und es konnte nicht glauben, dass jene Gesetze, welche die Constitution des Landes im Interesse der Gerechtigkeit und Freiheit auf breitere Basis legten und an Stelle der corporativen Verwaltung eine parlamentarische Regierung einführten, in Croatien bittere Empfindungen und Widerstand hervorrufen werden. Ungarn teilte alle seine Rechte, welche es selbst besass, mit Croatien. Croatiens innere Verwaltung stand bereits früher unter den ungarischen Dicasterien; und der 58. Gesetzartikel vom Jahre 1790, welcher dieselben der ungarischen Statthalterei unterordnete, kam eben auf Croatiens Verlangen zu Stande.

Die 1848er Gesetze schufen also keine neuen Verhältnisse, bestimmten keine stärkere Abhängigkeit dadurch, dass dieselben bei Aufhebung der corporativen Verwaltung, Croatiens innere Administration dem verantwortlichen ungarischen Ministerium übertrugen.»

Im weiteren Verlaufe sagt die Adresse, «dass, nachdem die 1848er Gesetze die constitutionellen Freiheiten Croatiens erweiterten, konnte man es nicht glauben, dass sich Croatien durch dieselben verletzt fühlen werde. Woher entsprangen, und in welcher Weise gestalteten sich die damaligen traurigen Ereignisse, — darüber wird einst die unbefangene Geschichte ihr Urteil fällen. Derzeit aber erscheint es uns unzweifelhaft, dass Croatien das Band, womit es Jahrhunderte hindurch an Ungarn gebunden war, zu lockern wünsche. Wir berücksichtigen zu sehr Croatiens Interessen und Wünsche, als dass wir nicht stets bereit sein sollten, mit demselben hierüber zu conferiren, und es wird nicht an uns liegen zu erreichen, dass der Verband weiter fortbestehe, oder in billiger Weise abgeändert werde. Wenn jedoch Croatien von uns sich gänzlich trennen und — indem es in die Reihe der österreichischen Provinzen tritt, unter die Legislative und Regierung der letzteren sich begeben wollte (was wir bei der constitutionellen Gesinnung der croatischen Nation nicht für möglich halten), so könnten wir dies allerdings nicht hindern, — wir würden aber dieses Vorgehen weder für gesetzlich, noch constitutionell halten, und auch unsere Einwilligung nicht dazu geben; weil wir nicht berechtigt sind, das Reich der heiligen Stefanskrone zu zerstückeln».

Wahrhaftig ein seltsames Raisonnement. Zur Aufrechterhaltung oder billigen *Abänderung* des Verbandes mit Ungarn hält sich Deák für berechtigt, auch wenn diese «Abänderung» die Keime der Trennung in sich enthalten sollte, — aber in eine Trennung von Ungarn könne er nicht einwilligen. Wie, wenn aber dieser Verband nur in so laxer Form sich äussert, dass dieser in Wirklichkeit ganz illusorisch ist? Tut nichts, Deák denkt auch nicht daran, eine factische Trennung von Ungarn mit energischen Mitteln zu verhindern, er begnügt sich nur platonisch seine Einwilligung hiezu zu versagen, — und das wäre Alles, was er für die Integrität des zur St. Stefanskrone gehörigen Reiches zu tun vermag!

So sprach, so schrieb Franz Deák im Jahre 1861, in demselben Augenblick, als er mit unübertrefflicher Logik und staatsmännischem Sinn die Rechtscontinuität der ungarischen Verfassung verfocht. Und in dem Bestreben nach diesem Ziel übersah es sowohl Franz Deák, als der ihm zustimmende Reichstag, dass es ein Land Croatien gar niemals gab, welchem gegenüber Ungarn die constitutionelle Pflicht gehabt hätte, über das Maass der zu gewährenden Autonomie zu verhandeln, oder die *Bedingungen* des Beisammenseins sich vorschreiben zu lassen.

Dieselbe irrige Anschauung wiederholte sich in verschlechterter Aus-

gabe in dem 1868er Ausgleichsgesetze, dessen § 59 es zum erstenmale in Form einer gesetzlichen Bestimmung ausspricht, dass Croatien-Slavonien eine politische Nation mit gesondertem Territorium sei, welches für die inneren Angelegenheiten (richtiger: für gewisse innere Angelegenheiten) eine eigene Gesetzgebung und Verwaltung besitze.

Der § sagt teils mehr, teils weniger, als der Wahrheit entspricht. Wenn unter inneren Angelegenheiten das ganze Staatswesen, mit Ausschluss des Auswärtigen, verstanden wird, so ist zu bemerken, dass das Finanzwesen, das Handels- und Communicationsressort, die Landesverteidigung der croatisch-slavonischen Legislative und Verwaltung *nicht* unterstehen. Dagegen sagt der § nach anderer Seite weniger, als er soll, indem nicht nur das Innere, sondern auch Cultus- und Unterrichts-, so wie Justizwesen an die dortseitige Autonomie cedirt wurden.

Durch die Bezeichnung als politische Nation hat der citirte § eine heillose Verwirrung der Geister angerichtet. Es ist vor Allem zu bemerken, dass der XXX. Gesetzartikel vom Jahre 1868, welcher schlechterdings Ausgleichsgesetz genannt wird, nirgends das Wort Vertrag (szerződés), sondern immer nur das Wort: Vereinbarung, Ausgleich (egyezmény) gebraucht.

Im Eingang dieses Gesetzes wird gesagt, dass Croatien-Slavonien seit Jahrhunderten sowohl rechtlich, als factisch zur heiligen Stefanskrone gehören, und dass laut pragmatischer Sanction die Länder der ungarischen Krone ein untrennbares Ganzes bilden.

Dieser letzteren Bestimmung hat Deák selbst jede Lebenskraft entzogen, durch Alles das, was in dem unter seinen Auspicien zu Stande gebrachten Ausgleich ausgesprochen wurde.

Seit dieser Ausgleich zu Stande kam, ist es zur Unmöglichkeit geworden, im sogenannten Croatien die constitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Die politischen Parteien alldort, mögen dieselben sich auch durch Namen unterscheiden, sind durch ihre letzten Tendenzen durchaus nicht verschieden. Man muss dieselben nur in solche unterscheiden, «welche sich von Ungarn (aber auch von Oesterreich) bereits jetzt lostrennen wollen, — und in solche, welche es noch nicht opportun finden, für diese Tendenz nachdrücklich zu wirken». Es ist ein Fatum der ungarischen Regierung, und vielleicht das der Dynastie, dass dieselbe dies noch nicht erkannte.

Aber die durch den Ausgleich geschaffenen Zustände haben auch in die Staatswissenschaften Verwirrung getragen. Wir sehen z. B., dass Bidermann das Verhältniss Croatiens zu Ungarn als Bundesstaat auffasst, während Ulbrich dasselbe als eine unio realis inæquali jure erklärt, um aber in einem späteren Werke sich die Ansicht des Wiener Universitäts-Professors Dr. Georg Jellinek anzueignen, welcher behauptet: Croatien-Slavonien, oder kurz Croatien sei eine Provinz des Staates Ungarn. Croatien sei demnach rechtlich kein Staat, sondern eine wenn auch mit *sehr weitgehender*,

und überdies nur mit seiner Einwilligung abzuändernder Autonomie ausgerüstete ungarische Provinz, weil ein Staat vor Allem einen eigenen Staatswillen muss aufweisen können.

Auch andere Lehrer des Staatsrechtes kommen in Betracht, so wie der Pole Franz Kasparek, welcher das erwähnte Verhältniss für eine Realunion zweier Staaten mit teilweisem Ueberwiegen zu Gunsten Ungarns erklärt, — und Demombynes, welcher in seinem französisch geschriebenen Werke von Croatien-Slavonien als von zwei Staaten spricht, welche *in Ungarn* ein besonderes Land bilden, ungefähr so, wie Ungarn selbst von Oesterreich gesondert ist.

Selbst die practischen Staatsmänner sind sich nicht klar, welcher Rang dem sogenannten Croatien im Staatensystem einzuräumen ist; denn wir hörten den Ban Grafen Khuen-Hederváry in einer Sitzung über Croatien als von einer Provinz sprechen, um bald darauf bei einer anderen Gelegenheit sich dahin zu corrigiren, dass Croatien ein Königreich mit besonderer Autonomie sei.

Allen Gegnern gegenüber behauptet Dr. Josef Pliverics, Universitäts-Professor in Agram, dass Ungarn über Croatien eine Souveränetät nicht zukommt, sondern es bestehe nur eine Souveränetät Ungarns, und eine Croatiens, welche sich zur gemeinschaftlichen Ausübung gewisser Hoheitsrechte vertragsmässig verpflichtet haben.

Dr. Pliverics unterlässt es seiner Lehre einen historischen Commentar zu geben, und der einzige ähnliche Versuch, die pragmatische Sanction ebenfalls als Vertrag zwischen Ungarn und Croatien darzustellen, ist kläglich gescheitert.

Wenn ihm schon die Gesetze nicht günstig sind, so will er doch Trost bei den Staatsrechtslehrern suchen, und beruft sich deshalb auf Cziráky und Virozsil. Ersterer, welchen er den besten Autor über ungarisches Staatsrecht nennt, spricht bereits über Croatien als ein regnum socium, und definirt den Ausdruck partes adnexæ dahin, dass dieser nicht gleichbedeutend mit partes subjectæ, weil erstere unter gewissen Bedingungen (certis sub conditionibus) — «also durch Vertrag an Ungarn gekommene Länder» sind, — setzt Pliverics hinzu.

Wir müssen auch «dem besten Autor» über ungarisches Staatsrecht gegenüber unsere, bereits ausführlich motivirte Lehre aufrecht erhalten, dass die partes subjectæ und partes adnexæ sich auf dasselbe Territorium der St. Stefanskrone beziehen, und dass die letztere Bezeichnung erst im Jahre 1608 ohne Sang und Klang durch die Hintertore des ungarischen Staatsrechtes in die Erbschaft der partes subjectæ einzog, — cum beneficio inventarii.

Uebrigens wenn Dr. Pliverics auf die Auctorität Cziráky's schwört, die wir auch unsererseits zu verkleinern nicht gewillt sind, so fragen wir:

warum beruft sich Pliverics nicht auch auf den § 422 des Cziráky'schen Staatsrechtes? In diesem § zieht der Verfasser eine Parallele zwischen dem croatischen Landtage, und den Particular-«Conventen oder Congregationen» in Ungarn. Unter letzteren verstand man eine nach Zahl und Lage verschiedene Gruppe von Comitaten, deren Aufgabe war, zur Zeit feindlicher Bedrängung über Verteidigungsmittel und Einhebung der Contribution Beschlüsse zu bringen. Als Aufgaben des croatischen Landtages aber bezeichnet Cziráky folgende: Instructionen für die an den ungar. Reichstag abzusendenden Deputirten zu verfassen, und nach Ablauf des Reichstages die Berichte dieser Deputirten über den Verlauf des letzteren entgegen zu nehmen; ferners die Gesetze des ungarischen Reichstages zu promulgiren. Dieser croatische Landtag wählte den königl. Protonotar für Croatien (und wie wir hinzu setzen müssen, auch die oberen Beamten der Comitate), verteilte die Contribution, organisirte die Insurrection, und brachte innerhalb der ungarischen Gesetze Municipal-Statuten.

Dieses vorausgesendet, wird Jedermann den Wert der neuesten Lehre zu würdigen im Stande sein, als hätte Croatien mittels des 1868er Ausgleichs an Ungarn gewisse staatsrechtliche Befugnisse übertragen, die da den Namen «gemeinsame Angelegenheiten» heutigen Tages führen. Das sogenannte Croatien konnte staatsrechtliche Befugnisse, die es selbst nicht ausüben konnte und durfte, unmöglich an Ungarn übertragen.

Auch Pliverics plaidirt für die Theorie der Rechtsübertragung. Aber die Geschichte liefert den unwiderleglichen Beweis, dass Croatien immer der nehmende, Ungarn der gebende Teil war. Alles Souveränetätsrecht lag nur in letzterem, oder im ungarischen Staate. Selbst in dem oft citirten Ausgleichsgesetz vom Jahre 1868 heisst es (§ 13): Ungarn, mit Rücksicht auf das vielhundertjährige brüderliche Verhältniss, *willigt ein*, dass von den Revenuen Croatien-Slavoniens vor Allem eine gewisse Summe für die innere Administration dieser Länder abgezogen, das Uebrige aber zur Deckung der Kosten für die gemeinsamen Angelegenheiten verwendet werde. Auch im § 67 heisst es: Ungarn *willigt ein*, dass die Zollämter von Semlin, Mitrovicz, Rucsa, Klenak und Jakova aus dem jetzigen Verbande losgelöst und der Agramer Finanz-Direction unterstellt werden.

Wir glauben, dass in der Epoche vor dem Jahren 1848, als noch das Hörigkeits-Verhältniss bestand, wenn ein adeliger Grundbesitzer seine ländlichen Untertanen freiwillig ihrer Lasten enthob, und deren Besitz freigab, — wie dies oft tatsächlich ohne gesetzlichen Zwang geschah — ein solcher Untertan kaum behauptet hätte, *er* habe dadurch an seine frühere Grundherrschaft gewisse Rechte übertragen.

Mit diesem Vergleiche möchten wir indessen keine Bitterkeit erwecken, denn die ungarischen Gesetze haben ja ohnehin jeden Staatsbürger bürgerlich gleichgestellt.

Was Virozsil betrifft, so beruft sich Pliverics auch auf diesen als Stütze für seine Theorie. Nach Pliverics soll Virozsil gesagt haben, dass Croatien «*gleichsam* als verbündet» sich der Krone Ungarns anschloss. Aber Pliverics citirt ungenau, denn Virozsil schreibt Folgendes: «Dalmatien hingegen hat König Koloman beim Beginn des XII. Jahrhunderts teils durch *Gewalt der Waffen*, teils im Wege freiwilliger Uebereinkunft und *Unterwerfung*, deren Bedingungen jedoch urkundlich nicht ausser allen Zweifel gestellt sind, gleichsam als verbündet der Krone Ungarns angeschlossen.» Virozsil spricht also von Dalmatien und nicht von Croatien. Und was die Bedingungen der Unterwerfung betrifft, so dürften dieselben — vorausgesetzt deren historische Tatsache — ähnlich denjenigen gewesen sein, unter welchen in neuester Zeit Napoleon III. sich die Lombardei unterwarf, nämlich solche Bedingungen, die der siegende Eroberer zu stellen pflegt.

Wir wollen indessen nur nebenbei bemerken, dass die Annahme, als hätten die Croaten mit König Koloman einen Vertrag geschlossen, nicht nur vielen Zweifeln unterliegt, sondern entschieden in das Reich der Fabeln zu verweisen ist.

Pliverics erkennt, dass Virozsil selbst in Verlegenheit war, das Staatsverhältniss Croatiens zu definiren, indem Letzterer sagt, dass das Verhältniss vom Jahre 1102—1848 weder ein internationales oder völkerrechtliches, auch nicht blos föderatives, noch weniger streng incorporatives Unionsverhältniss zu Ungarn gewesen; dass aber trotz der geringen Klarheit jeder kundige Leser, der mitunter auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, das Verhältniss so genügend als möglich entnehmen kann.

Ein trauriges Expediens dieses zwischen den Zeilen Lesens, bei hochpolitischen Fragen, welche zwei Völker, die an einander gewiesen sind, in Aufregung erhalten.

Es scheint aber, dass Virozsil selbst sich nicht die Kunst zutraute, zwischen den Zeilen mit gehöriger Virtuosität zu lesen, denn er bekennt, dass sich die Art der staatsrechtlichen Verbindung der Nebenlander mit der Krone Ungarns — in Ermanglung *hinlänglicher Beweise* aus jener entfernten und dunklen Zeit — mathematisch genau nicht ermitteln lasse.

Nun, wenn dem so ist, so soll man sich auch auf Verträge nicht berufen, deren Existenz Niemand beweisen kann, sondern als Grundlage von Beweisführungen nur solche Gesetze und öffentliche Urkunden nehmen, deren Reellität unanfechtbar ist; und die dann auch, trotz mancher Schwankungen in der Ausdrucksformel, das wahre Staatswesen Ungarns uns vor Augen stellen werden.

Seit dem Jahre 1868, welches durch die Convention mit Croatien eine so üble Denkwürdigkeit erhielt, zieht sich kein Wort so hartnäckig durch unsere öffentlichen Angelegenheiten, als das Wort «Ausgleich». Seit dem genannten Jahre hat es nämlich zwischen Ungarn und seinem Croatien

genannten Teile schon drei politische und drei finanzielle Ausgleiche gegeben. Nach Dr. Pliverics steht jetzt der vierte Ausgleich bevor, denn so erklärt er sich die Entsendung der beiderseitigen Regnicolar-Deputationen, das heisst: während der Ministerpräsident den ungarischen Reichstag mit dem Motive zur Entsendung einer Regnicolar-Deputation persuadirte, dass man den Croaten füglich doch nicht verweigern könne, ihre Beschwerden über Verletzung des Ausgleichsgesetzes anzuhören, — hat sich die croatischerseits ernannte Deputation die Aufgabe gestellt, einen neuen Vertrags-Abschluss vorzubereiten.

Wäre dieses im ungarischen Reichstage angekündigt worden, hätte es geheissen, man wolle den 1868-er Ausgleich revidiren, kein Zweifel: der Reichstag hätte diesen Vorschlag angenommen, — aber eben so wenig obwaltet ein Zweifel, der Reichstag hätte verlangt: Croatien habe den Ausgleich pur et simple zu respectiren, oder derselbe sei gänzlich abzuschaffen, was jedenfalls das Beste wäre.

So aber, — wenn die ungarische Deputation keine Festigkeit bewährt, und sich nicht zur Aufgabe stellt, allen croatischen Forderungen gegenüber, welche die Staatseinheit gefährden und eine Sonderstellung involviren, ein strammes «Nein» entgegen zu setzen, können wir ohne Prophetengabe das Unterliegen der ungarischen Staatsidee voraussehen.

Die Croaten machen es sich leicht. Ohne Armeen zu mobilisiren, ohne Millionen Gulden fur kriegerische Zwecke zu verwenden, einzig und allein auf die Nachgiebigkeit der ungarischen Nation bauend und gewappnet mit einer ausgiebigen Dosis Rabulisterei, stellen sie die exorbitantesten Forderungen. Wir kannten Croatien als partes subjectæ, als partes adnexæ, als regna socia, (gegen welche Bezeichnung aber schon die Reichstage von 1825 und 1830 Protest erhoben), als Nebenland Ungarns, als einen Theil des Staates, welcher für gewisse Zweige das Recht der Legislation und Selbstverwaltung erhielt, — jetzt wird der Climax vervollständigt, indem Croatien erklärt, es sei mit Ungarn ein gleichberechtigter Factor und stehe mit demselben in einem Vertrags- und Bundesverhältnisse.

Das ist die billigste Methode selbständige Staaten zu gründen, — wenn nur kein Rechnungsfehler unterläuft.

Die ungarische Deputation hat noch keine Sitzungen gehalten, doch die croatische sitzt schon eifrig beim Werk. Baron Johann Zsivkovics, der frühere Sectionschef der croatischen Landesregierung, hat dieser Deputation ein umfangreiches Elaborat vorgelegt, in welchem er sich nicht begnügt, die seitens der ungarischen Regierung angeblich verschuldeten Verletzungen des Ausgleiches nachzuweisen, sondern er findet es vielmehr angezeigt, die seit 1868 entstandenen Gesetze zu revidiren, und in so ferne darin noch Bestimmungen verblieben, welche Croatiens Verband oder Unterordnung unter die staatliche Einheit Ungarns aussprechen, diese Bestimmungen in einen gegenteiligen

Sinn zu verwandeln. Zsivkovics verlangt croatische Honvéds, die Trennung des Finanzwesens, der Communicationen etc. Sämmtliche Staatsverträge, welche Ungarn seither mit auswärtigen Staaten geschlossen, sollen nach rückwärts dahin corrigirt werden, dass auch Croatien darin, als vertragschliessender Teil genannt werde. Zsivkovics weiss recht gut, dass der 1868er Ausgleich ihn zu solchen Forderungen nicht berechtigt; er weiss es, dass diese Dinge nicht in den Bereich der sogenannten Gesetzesverletzungen gehören, aber er nimmt es bereits als Tatsache an, dass Croatien Ungarns vertragsmässiger Bundesstaat sei, und von diesem Standpunkte formulirt er Forderungen, deren Sinn kein anderer ist, als dass Ungarn selbst die Hand bieten soll zur Lostrennung Kroatiens.

Zuweilen durchschimmert im Elaborat die Erkenntniss dessen, dass hier Ungebührliches, und zwar durch ein gänzlich incompetentes Forum verlangt wird. So z. B. wenn Zsivkovics die ungarische (oder wie er sagt: gemeinsame) Regierung auffordert dahin zu wirken, dass die dermal factisch bei Krain sich befindlichen Bezirke Sichelburg und Marienthal mit Croatien endgiltig vereinigt werden mögen.

Zsivkovics sagt selbst, diese Frage gehöre nicht in den Rahmen der Aufgaben der Deputation. Aber gewiss gehören auch die mit dem Auslande geschlossenen Staatsverträge und auch jenes Streben nicht dahin, aus dem sogenannten Kroatien ein Bundesland Ungarns zu machen.

Wäre Croatien ein Land, welches nur durch Vertrag freiwillig mit Ungarn verbunden ist, so müsste man anerkennen, dass der Vertrag an eine Zeitdauer gebunden ist, und dass nach Ablauf dieser Zeit Kroatien freie Hand habe den Vertrag mit Ungarn zu erneuern, oder sich einem andern Staate als Bundesgenosse anzuschliessen, eventuell ohne Bundesgenossen in sich selbst sein politisches Leben zu concentriren und seine eigenen Wege zu gehen.

Ueber diese Consequenz schweigen aber die Staatsweisen in Agram, denn die pragmatische Sanction spricht es aus, dass die Länder der ungarischen Krone untrennbar mit einander vereinigt sind, und dieses Grundgesetz überging auch wörtlich in das so oft citirte Ausgleichsgesetz, welches aber durch innere Widersprüche die Quelle so vielen Unheils geworden.

Wenn dieses Gesetz einem Teil des ungarischen Staates (Croatien) das Recht, mit Ungarn einen Vertrag (Convention) zu schliessen, einräumt, so muss logischer Weise angenommen werden, dass dieser Teil auch das Recht habe, einen Vertrag *nicht* zu schliessen, — das heisst sich von Gesammt-Ungarn loszulösen; denn die Voraussetzung, einen Vertrag schliessen zu *müssen*, — das wäre ein Unding.

Der sogenannte Ausgleich leidet daher an einer inneren Unmöglichkeit. Entweder muss die Einheit des ungarischen Staates eine Wirklichkeit und Tatsache werden, oder das sogenannte Croatien muss sein Centrum

in sich selbst finden, und über sein politisches Leben selbst verfügen können. Verkleisterungen und Fictionen helfen hier nichts.

Trotz dem, dass man sich in Agram zuweilen die Miene gibt, als ginge das höchste Bestreben der Parteien dahin, den Ausgleich bis zum *i*-Tüpfelchen aufrecht zu erhalten, meint es keine einzige Partei aufrichtig mit demselben. Vor einigen Tagen erst geschah es, dass im Agramer Landtag der Antrag eingebracht wurde, Fiume möge dem neu zu gründenden Modruser Comitate einverleibt werden. Dieser Antrag verletzt in flagranter Weise den § 66 des Ausgleichsgesetzes, und wäre demnach gar nicht discutirbar, nichtsdestoweniger wies der Landtagspräsident den Antrag an einen Ausschuss zur Berichterstattung. Solche Eroberungsgelüste harmoniren schlecht mit der hypocriten Behauptung, die Regnicolar-Deputation wolle den Ausgleich vor Schädigung bewahren.

Dass Dr. Pliverics und Baron Zsivkovics die Souveränetät Croatiens anstreben, das nimmt uns nicht Wunder. Die leichtfertige Textirung des Ausgleichsgesetzes gibt ihnen hiezu die mannigfaltigsten Handhaben, und die Qualität dieses Ausgleiches kann nicht besser charakterisirt werden, als wenn man in Betracht zieht, was sich Pliverics und Zsivkovics erlauben konnten, in denselben hinein zu interpretiren. Allerdings können sie das Hineininterpretiren nicht vermeiden, und auch die Virtuosität, zu welcher es die Croaten damit gebracht haben, reicht nicht aus. Man muss eben ausserhalb des Rahmens der Competenz und der Ausgleichsmeierei treten, wenn man ein souveränes Croatien machen will, und dies hat Zsivkovics mit seinem Elaborat unternommen.

Die croatische Regnicolar-Deputation hat allerdings dieses Elaborat nicht zur Basis ihrer Verhandlungen angenommen; aber das soll uns über die jenseits der Drave herrschenden Gefühle nicht täuschen. Man hat es seitens der Majorität eben nicht für opportun gefunden, die Zsivkovics'schen Ideen sich schon jetzt anzueignen, oder richtiger: schon jetzt auszusprechen.

Einstweilen trat Zsivkovics aus dem Verband der Nationalpartei aus und gründete eine sogenannte Mittelpartei, die mit ihren politischen Principien im Bannkreise seines Elaborats steht.

Wir hoffen, dass Ungarns Politiker solchen Bestrebungen gegenüber die Einheit des Staates betonen und sich in Verhandlungen gar nicht einlassen werden, die mit Berechnung auf das conciliante Wesen der ungarischen Nation — welche Eigenschaft aber auch zum Verbrechen an sich selbst werden kann, — eine Decomposition des Staates zur Folge hätten. Wenn es jemals angezeigt war, alle geistigen und materiellen Kräfte einzusetzen, so ist es gewiss dermal der Fall, wo sich der ungarischen Nation das Attentat unter der Maske der Brüderlichkeit nähert.

FRIEDRICH PESTY.

DIE PHILOSOPHIE DER KABBALA.*

Im Monotheismus liegt die Originalität der jüdischen Philosophie. Durch die Verbreitung des Monotheismus hat das Judentum veredelnd auf die Civilisation der Menschheit gewirkt. Moses und nach ihm die Propheten verkündeten den Monotheismus, allein die metaphysische Erläuterung dieser Lehre blieb ein Jahrtausend hindurch die Geheimlehre einer Schaar gottbegeisterter Männer. Wohl nahm die Poesie und Ethik des Mosaismus durch die Gesänge des Heldenkönigs David, die Weisheitssprüche des Friedensfürsten Salomo, die erhabenen Lehren, Parabeln und Reden der Propheten einen bis dahin nicht geahnten Aufschwung und der Ruhmesglanz von Israels herzveredelnder Literatur erstrahlte in des Orientes glänzendste Kreise; die

* Aus des Verfassers soeben erschienenem Werke: *Heber bölcsészet* (Hebräische Philosophie), Budapest, 1885, Aigner, 160 S. — Dies Werk besteht aus vier Teilen, denen eine Einleitung vorangeht. Diese enthält einen geschichtlichen Ueberblick der hebr. Philosophie, nebst der Angabe der zum Studium derselben notwendig erscheinenden Quellen. Sie zeigt uns, dass die Hebräer auf die Entwicklung und Fortbildung der Philosophie im Allgemeinen vielseitig gewirkt haben.

Der erste Teil behandelt das Zeitalter der Propheten und zeigt uns die Art und Weise der Offenbarung des Monotheismus, aber gleichzeitig die Sprüche der Propheten, welche die Apostel dem alten Testamente entnahmen und zur Basis des neuen machten.

Der zweite Teil enthält die eigentliche classische Philosophie der Hebräer, so wie sie in der alexandrinisch-griechisch-hebräischen Philosophie und in der Kabbala sich manifestirt. Die Philonische Philosophie wird ausführlich bearbeitet und ihre Einwirkung auf die neuplatonische und patristische christliche Philosophie in den ersten drei Jahrhunderten nachgewiesen, zu welchem Behufe auch letztere übersichtlich dargestellt wird. Die Philosophie der Kabbala wird systematisch behandelt und eine Analyse des Szefer Jecira und des Sohar, der ältesten bedeutendsten Werke der speculativen Kabbala, mit besonderer Rücksicht auf die Forschungen der Neuzeit und die Theologie der Christen lichtvoll dargestellt, wobei in einem Abschnitte auch die christliche Kabbala summarisch behandelt wird.

Der dritte Teil hat zum Gegenstande die hebr. Philosophie im Mittelalter wobei auf Szaadias Ibn Gebirol und Maimonides besondere Rücksicht genommen wird. Zum besseren Verständnisse des Ganzen wird eine Skizze von der arabischen Philosophie entworfen und eine kurzgefasste Darstellung der hebr. Secten und ihrer Lehren gegeben, wobei über den Talmud eine objective Meinung ausgesprochen ist.

Der letzte Teil schildert die hebräische Philosophie in der Neuzeit und verweilt bei Spinoza und Mendelssohn etwas länger, deren Philosopheme in leicht fasslicher volkstümlicher Sprache dargestellt werden. Gleichzeitig wird aber auch der Nachweis geliefert, dass Spinoza seinen Pantheismus aus der Kabbala-Quelle geschöpft hat.

eigentliche esoterische Philosophie der Hebräer jedoch, einzelne Aphorismen ausgenommen, wurde, einer von Moses hinterlassenen Reliquie gleich, von den Eingeweihten bewahrt und nur den hiezu Berufenen unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit überliefert.

Ein zweites Jahrtausend begann seinen Kreislauf. Weltenstürme von nie erlebter Heftigkeit tobten und rasten und das jüdische Reich erzitterte und borst aus allen seinen Fugen. Es kam der wilde Eroberer Nebukadnezar und verwüstete seine Fluren, zerstörte seine Städte und verbrannte den Tempel des alleinigen Gottes. Die Juden trieb er ins Exil und zwang sie heimatslos herumzuirren.

Allein Bildung ist keine Chimäre, Wissen die erhaltende Kraft einer Nation. Geistreiche talentvolle jüdische Jünglinge kamen nach Babylon, zogen des Königs Aufmerksamkeit auf sich und wurden hier auf dessen Befehl in den geheimsten Kenntnissen und Wissenschaften der Chaldäer unterrichtet und durch sie wurde das Judentum von der drohenden Gefahr des Unterganges befreit.

Durch die Berührung des Judentumes mit dem Heidentume wirkte es vergeistigend auf dasselbe. Der Polytheismus ging aus dem starren geisttödtenden Götzencultus in eine phantasievolle poetisch angehauchte Mythologie über. Die menschliche Vernunft erlangte ihre Rechte und der Geist der Cultur seine Macht. Aber auch die Hebräer fingen jetzt an ihre philosophischen Religionsbegriffe aufzuzeichnen, und als Relief zur Mythologie des Heidentumes entwickelte sich der Mysticismus der Gotteinheitslehre. Die ersten Anfänge nehmen wir bereits im Buche Daniel und Hiob wahr. Bei dem lebhaften Geiste der Hebräer konnte es nicht ausbleiben, dass sie auch mit den Weltweisen Griechenlands, dessen Teile lange Zeit unter persischer Oberhoheit standen, in Berührung kamen. Eine Wechselwirkung entstand. Die classische griechische Philosophie electrisirte die starren Formen des Monotheismus. Hebräer eigneten sich die ausdrucksvolle griechische Sprache an und schrieben in dieser Abhandlungen metaphysischen, ethischen und psychologischen Inhaltes, wobei sie die mosaische Lehre allegorisirten. Die Bibel wurde griechisch übersetzt und Aristobul Ben Sira und Philo schrieben ihre Werke in der Sprache Platos. Es erhoben sich die Heroen der Kabbala und überlieferten die esoterische jüdische Philosophie im Einklange mit der neuen Wissenschaft. Die heilige Schrift ist die gemeinsame Quelle der griechisch-hebräischen Philosophie und der Kabbala, beide belebt eine Idee, die des Pantheismus als starre Consequenz des Monotheismus, und belebt ein Gedanke, der der reinsten Moral. In der Kabbala erschliessen sich die verborgensten Quellen der traditionellen jüdischen Philosophie, unsere Aufgabe ist es daher die Edelsteine blosszulegen, welche in ihrem geheimen Schachte verborgen liegen. Frei von Citatensucht bin ich an die Arbeit gegangen, ich liess dem Forschergeist der Kritik freien Lauf, ohne den Gegenstand

erschöpfen zu wollen. So manchen verborgenen Schatz der Kabbala deckte ich auf und zeigte ihre unvergänglichen Denkmäler im Tempel der Wissenschaft und ihre herrlichen Triumphe im Reiche der positiven Religionen des Monotheismus. Es ist wahr, auch die Sonne hat ihre Flecken und doch erleuchtet und erwärmt die Sonne die Erde. Keine Rose ohne Dornen und nichtsdestoweniger ist die Rose die Königin der Blumen. Auch die Kabbala hat ihre Schattenbilder, allein um so heller glänzen ihre Lichtstrahlen.

Die herrlichsten Ideen der Metaphysik in majestätischer Pracht einer phantasiereichen allegorischen Auffassung findet der Denker in der Kabbala. Aus ihrer geistsprudelnden Quelle schöpft die Religion des Monotheismus ihren Lebenssaft und wird zum fruchtbaren Elemente der Wissenschaft und Cultur.

Ihr Name stammt vom Worte Kibbel im Sinne der Misna משה קבל תורה מסני ומסרה ליהושע ויהושע לזקנים וזקנים לנביאים «Moses übernahm eine Lehre am Berge Sinai und überlieferte sie Joschua, Joschua den Volksältesten und diese den Propheten.» (Talmud, Aboth I.) Also eine Geheimlehre des Monotheismus wurde dem Moses am Berge Sinai geoffenbart, die nach dem Worte Kibbel — übernahm — Kabbala heisst, und die er den Auserlesensten der Nation, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, mitteilte. Nicht dogmatische Satzungen, sondern vielmehr die Metaphysik des Mosaismus enthält die Kabbala. Aus dem Eden reiner Gotterkenntniss fliesst ihre Quelle und verbreitet sich über das Reich des Monotheismus in vier Hauptströmen: Theosophie, Metaphysik, Psychologie und Kosmologie und mündet in das unergründliche Meer des Pantheismus. Nicht immer bleiben die Ströme in ihren Betten, zuweilen giessen sie aus und bilden Sümpfe und Moräste, welche die angrenzenden Fluren verwüsten und die Luft verpesten. Einer Quelle entsprungen, ist die Kabbala dennoch zweifacher Art. Wir unterscheiden nämlich die alte und neue, oder die theoretische und practische Kabbala. Sie verhalten sich zu einander wie Licht und Finsterniss. Der Forscher der Wahrheit beachtet die erstere, die letztere hingegen Finsterlinge und Amuletenkrämer. Fanatiker finden hier Stoff zu Hirngespinnsten abergläubischer Religionsschwärmerei.

Die Deutung der biblischen Gottesnamen ist ihr gemeinschaftlicher Berührungspunkt. Die unendliche Elasticität des m. Geistes jedoch blieb bei einer einfachen Erklärung der geheimnissvollen Namen nicht stehen. Jeder derselben stellte einen Orakelspruch dar, welcher der freien Phantasie einen weiten Spielraum liess. Während die theoretische Kabbala den Gipfelpunkt der menschlichen Geisteshöhe erreichte, ging die practische Kabbala noch weiter und stürzte in den Abgrund abergläubischer Torheit.

«Beachte nicht,» schreibt Maimonides, «den Wahnsinn der Amuletenkrämer, was du in dieser Beziehung gehöret, oder in ihren abergläubischen Büchern gelesen hast, kann kein verständiger Mensch billigen. Sie prunken

mit neuerfundenen Gottesnamen und verkünden, dass solche nur heilige Männer aussprechen durfen, die dann Wunder bewirken können, woran aber kein Mensch mit gesunden Sinnen glauben darf, nachdem alles, was sie sagen, nur widernatürliche Ausgeburten eines krassen Aberglaubens sind. (More Nebuchim I, 61). Ja wohl, als die bösen törichten Männer diese Dinge erblickten, fand die Lüge bei ihnen weiten Spielraum und sie verbreiteten die Sage, dass sie aus beliebigen Buchstaben Gottesnamen bilden können, die dann geschrieben oder recitirt Wunder bewirken» (Ib. 62). Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte ausgehend, haben wir im vorliegenden Werke die practische Kabbala ausser Acht gelassen und von der theoretischen auch nur jenen Teil in Betracht gezogen, welcher logisch begründet ist. Die Kabbala ist teils in aramäischer und chaldäischer, teils in hebräischer Sprache geschrieben. Ihre Schreibart ist zuweilen dunkel und rätselhaft, zuweilen erhaben gleich himmlischer Dichtung von berückender Schönheit, und zuweilen in wundervolle, Herz und Gemüt bezaubernde Allegorien gehüllt. Den Grundsatz der uralten Philosophie, welcher lautet: «Aus Nichts kann nicht Etwas werden und das Etwas kann nicht in Nichts übergehen,» anerkennend, hält sie fest an der in der mosaischen Schöpfungsgeschichte verkündeten Lehre der Schöpfung aus Nichts und zur Ausgleichung der Gegensätze nimmt sie zur Emanationslehre ihre Zuflucht. Es war eine Zeit, behauptet die Kabbala, wo ausser Gott kein Einzelwesen bestand. Auf sein Wort sind nach der Uridee seiner unendlichen Weisheit die Strahlen seines Lichtes emanirt und so entstand aus ihm und in ihm die Welt, was mit einem ungarischen Worte sich so schön ausdrücken lässt, die Welt ist das Licht Gottes: «Világ». Die Kabbala stimmt in ihrem metaphysischen Teile mit den Lehren Philo's und Spinoza's und in ihrer Psychologie mit denen Plato's und Pythagoras' überein. Ihr Ursprung ragt in das graue Altertum hinein. Sie blieb mehr als ein Jahrtausend unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses eingehüllt, den Monotheismus im Herzen bergend, bis sie um die Zeit der Entstehung des Christentumes zum neuen Leben erwachte und mit den Lichtstrahlen ihrer Emanationslehre glänzte. Sie blühte zur Zeit Jesus und Philo's. Hungersnot und Pest, Schwert und Feuer verbanden sich zur Vernichtung des hebräischen Volkes: und zu Grunde ging das hebräische Reich, das Vaterland der Hebräer ging unter, ihr unabhängiger nationaler Staat hörte auf zu bestehen, aber die hebräische Literatur erreichte gerade damals ihren Culminationspunkt und rettete die hebräische Nation vor gänzlichem Verderben.

Rabban Jochanan ben Sakai, der hebräische Patriarch, welcher um die Zeit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer lebte, hatte statt des verbrannten heiligen Priestertempels der Wissenschaft eine geheiligte Stätte, der Cultur ihren Palast erbaut und dadurch den Bestand des Judentumes in der Welt der Civilisation gesichert.

Er war nach der Behauptung Frank's, des Verfassers des berühmten Buches «die Kabbala», der begeisterte Vorkämpfer der Kabbala. Nach Frank und vielen andern Gelehrten sind die wichtigsten Gegenstände der Kabbala die sogenannte Geschichte des Wagens מעשה מרכבה in der prophetischen Erscheinung, die Ezekiel wahrnahm, und die Schöpfungsgeschichte ·מעשה בראשית Erstere erörtert die Metaphysik der Kabbala und letztere deren Kosmologie.

R. J. b. Sakai jedoch war der erste, welcher seine Schüler in die Geheimnisse der Maasze Merkaba einweihte. «Einst ging, erzählt der Talmud, Rabban Jochanan b. Sakai in Begleitung seines Schülers Rabbi Eleasar ben Arach, da bat ihn dieser, er möge ihm die Geheimnisse der Maasze Merkaba mitteilen, worauf der Rabban erwiederte: «Habe ich dir nicht oft erwähnt, dass die Maasze Merkaba auch einem Einzelnen nur dann erklärt werden darf, so er von hervorragender Intelligenz, Weisheit und Fassungskraft ist». «So erlaube wenigstens», sprach Rabbi Eleasar, «dass ich vor dir wiederhole, was mir von deinen Vorträgen im Geiste geblieben ist». «Wohlan, rede mein Sohn», sagte der Rabban und setzte sich nieder, um ihn anzuhören. Kaum hatte aber Rabbi Eleasar zu sprechen begonnen, da liess ein grossartiges Feuer vom Himmel sich herab und bedeckte einem Flammenmeere gleich die angrenzenden Fluren mit seinen blendenden Strahlen und in Mitten der wunderbaren Erscheinung liessen Engel die himmlische Melodie ihrer paradiesischen Gesänge ertönen als Echo der Verherrlichung ihres Schöpfers (Chagiga 14 b). Merkwürdig ist der Inhalt einer gleichlautenden Mischnastelle. Die Schöpfungsgeschichte, lehrt die Mischna, darf zweien gleichzeitig und die Maasze Merkaba auch einem Einzelnen nur dann mitgeteilt werden, wenn dieser scharfsinnig genug ist, das angedeutete zu enträtseln und durch eigene Reflexionen zu ergänzen.

Aber selbst in diesem Falle dürfen ihm nur die Hauptmomente der Abschnitte mitgeteilt werden (Chagiga 13 a). Wir gehen daher nicht fehl mit der Behauptung, dass R. Jochanan ben Sakai der Verfasser dieser Misna und mithin der erste anerkannte Verbreiter der Kabbala war. Allein wer den Talmud sorgfältig studirt, findet, dass die Kabbala bereits vor dem Auftreten der Rabbinen, noch zur Zeit als der Tempel in Jerusalem in seiner Herrlichkeit dastand, von den Priestern in ihrer metaphysischen Bedeutung erfasst wurde, wie aus folgender Darstellung des Maimonides in More Nebuchim erhellt. Ich glaube, schreibt Maimonides, «dass darunter, was im Talmud gesagt wird, dass nämlich den vierbuchstabigen Gottesnamen die Weisen nur einmal in der Woche ihren «Schülern und Söhnen mitteilen dürften» nicht gerade die Art und Weise seiner Aussprache gemeint ist, sondern vielmehr die bildliche Darstellung des Gegenstandes, dem der Name zur Bezeichnung dient. Darin liegt gewiss ein metaphysisches Rätsel. Ausser dem Tetragrammaton gab es einen zwölfbuchstabigen Namen, welcher ersterem an Heilig-

keit nachstand. Meiner Ansicht nach bestand dieser Name nicht aus einem Worte sondern vielmehr aus zwei bis drei Wörtern, deren Buchstabenzahl zwölf war. Mit diesem Namen wurde der Tetragrammaton substituirt, so wie dies gegenwärtig mit dem Namen Adonai — Herr — geschieht. Der zwölfbuchstabige Name bezeichnete allenfalls umständlicher den Gottesbegriff als Adonai. Seine Mitteilung wurde anfangs niemandem vorenthalten, was freilich bei dem Tetragrammaton nie der Fall war; als jedoch die Sittenverderber und Glaubensschänder sich des zwölfbuchstabigen Gottesnamens zu falschen Deutungen bemächtigten, wie dies überhaupt bei ungebildeten und törichten Menschen, die in die erhabenen Gedanken des Mitgeteilten nicht eindringen, zu geschehen pflegt, so wurde auch dieser Name heilig gehalten und nur den frommen Priestern übertragen, damit sie ihn beim Segensspruche im Tempel recitiren, nachdem der Tetragrammaton dem Gebrauche entzogen wurde. Ausser dem oberwähnten war noch ein 42-buchstabiger Name in Gebrauch. Jeder Sprachforscher wird einsehen, dass 42 Buchstaben in keiner Sprache als ein Wort ausgesprochen werden können. Diese 42 Buchstaben müssen daher mehrere Wörter bilden, welche zusammen die Gottheit bildlich darstellten. Der 42 buchstabige Name jedoch stellt eben so wenig wie der zwölfbuchstabige den wahren geoffenbarten Gottesnamen dar. Dieser ist vielmehr ein besonderer Eigenname, der allerheiligste, wie wir oben gesehen haben. Die früher erwähnten zwei Namen hingegen bezeichnen einen metaphysischen Begriff. Zur Bekräftigung unserer Meinung führen wir folgenden Spruch unserer Weisen an: «Der 42-buchstabige Name ist heilig und geweiht. Er wird nur jenen mitgeteilt, die das Mannesalter erreicht haben, demutsvoll und frei von Jähzorn sind, die sich nie berauschen, keinen Eigensinn haben und leutselig mit ihren Nebenmenschen umgehen. Der diesen Namen kennt, beachtet und rein hält, ist oben geliebt, unten verehrt und erfreut sich der allseitigen Hochachtung. Seine Gelehrsamkeit ist unvergänglich und er erbt zwei Welten, die irdische und himmlische. Ja, so ist geschrieben im Talmud. (More Nebuchim I. 62). «Die Talmudisten behaupten», schreibt Maimonides, «dass seit dem Tode Simon's des Gerechten seine Brüder, die Priester, aufgehört haben das Volk mit dem wahren Gottesnamen zu segnen, sondern sie gebrauchten dafür den 12-buchstabigen Gottesnamen» אמרו משמת שמעון הצדיק בטלו אחיו הכהנים מלברך (Jb. supr.) Diese Citate בשם אלא היו מברכים בזה שם בן שתים עשרה אותיות. zeigen mit unwiderlegbarer Bestimmtheit, dass, nach dem Talmud und Maimonides, die Erforschung und Erklärung der Gottesnamen und ihrer Attribute Gegenstand der esoterischen Philosophie der Hebräer war, welche bereits in der Zeit Simons des Gerechten, eines Mitgliedes der nach den Propheten wirkenden grossen Synode, blühte. Der Ursprung der Kabbala liegt mithin in der Quelle des Mosaismus am Berge Sinai.

Die Sonne am Zenithe angelangt neigt sich ihrem Untergange zu. Als

das Heidentum den Gipfelpunkt seiner Macht erklomm und unter Augustus die Glanzepoche seiner Grösse und Herrlichkeit erreichte und seiner Weltherrschaft nur das niedergetretene Volk der Hebräer widerstand, entstand aus der Asche des von ihm verbrannten Nationalheiligtumes dieses Volkes der Keim seines Niederganges. Es traten Männer auf, die den Monotheismus von den Fesseln, welche Priester ihm schmiedeten, befreiten; und indem sie nach Jahrtausenden zurückgingen bis zur Offenbarung der zehn Worte, schritten sie mit Jahrtausenden vor. Sie sprengten die Sklavenketten der engherzigen Ritualgesetze und aus der Quelle des reinen Mosaismus schöpften sie die Elemente des Evangeliums und schritten mit Begeisterung zur Gründung der weltstürmenden Religion des Christentumes. Die ersten Christen waren Kabbalisten, lehrt Reuchlin, Knorr de Rosenroth u. v. a. und ihre Meinung unterstützt der Umstand, dass in der Tat das erste Jahrhundert des Christentumes das goldene Zeitalter der Kabbala war.

Philo und Rabban Jochanan ben Sakai waren die Zeitgenossen Jesus und seiner Apostel. Treten wir daher näher und betrachten wir die grossen Männer der Kabbala in dieser Epoche, vielleicht führt diese Betrachtung uns zur Erkenntniss des Geistes dieser Zeit.

Rabban Jochanans Lehrer war Hilel, der Begründer des Rabbinentumes. Er lebte und wirkte unter der Regierung des Königs Herodes, welcher seine Bestrebungen begünstigte, indem er in der Schaffung des Rabbinentumes den Schleier erblickte, womit die öffentliche Meinung umhüllt werden könnte, damit sie die von ihm initiirte Vernichtung der edlen Hasmonäer und der ihnen ergebenen Priester nicht deutlich bemerke. Er substituirte die Priesterherrschaft durch das Rabbinentum.

Hilel ist aber das Vorbild der grossen jüdischen Gelehrten seiner Zeit. Von armen Eltern geboren, war Hilel in seiner Jugend Holzhacker. Seine Wissbegierde liess ihn nicht ruhen, er lernte mit Eifer, so oft sich ihm die Gelegenheit dazu bot, und nach vieler Mühe und Anstrengung fand er sogar Mittel die Hörsäle der grossen Patriarchen zu besuchen. Scharfsinn, Intelligenz, unermüdlicher Eifer und beharrlicher Fleiss verfehlten ihre Wirkung nicht und er wurde, was er anstrebte, ein grosser Gelehrter in Israel. Seine Leutseligkeit, Nächstenliebe und Demut verschafften ihm die Würde eines Patriarchen.

Er gründete jene berühmte Rabbinenschule, deren Andenken noch heute nach zwei Jahrtausenden beim Judentume in ungeschwächter Kraft fortlebt, da deren Entscheidungen und Satzungen, so wie die darüber gepflogenen Dissertationen die Grundlage des Talmud bilden.

Sein Wahrspruch war: Was dir nicht recht wäre, tue dem Nebenmenschen nicht; das ist der Grundsatz der jüdischen Religion.

Er war der letzte Gelehrte, der seinem Namen keinen Titel beilegte. Seine Schüler nannten sich Rabbi (dessen Bedeutung dem französischen

monsieur entspricht, oder auch dem Ausdrucke (mein) Lehrer und seine Nachfolger im Patriarchate Rabban (unser Lehrer). Nunmehr erblasste die Würde der Priester und die der Rabbinen lebte auf. Uebrigens waren die ersten Rabbinen einfache Gelehrte, die mit öffentlichen religiösen Functionen nichts zu schaffen hatten. Sie lebten und ernährten ihre Familien vom kärglichen Ertrage ihrer Händearbeit, ohne mit ihrer Gelehrsamkeit zu prunken und sich ihr Lehramt bezahlen zu lassen.

Hilel hatte 80 Schüler, erzählt uns der Talmud und nach ihm Maimonides (Mischne Thora, Szefer Hamada IV.); der grösste unter ihnen war Jonathan ben Usiel und der kleinste Rabban Jochanan ben Sakai.

Der Talmud wollte mit oberwähntem Satze nur auf hyperbolische Weise die Grösse Hilel's bezeichnen. In der Tat war R. Jochanan ben Sakai der erste Rabbiner, gleichzeitig der grösste. Auf den Ruinen der Priesterseminare errichtete er Gelehrtenschulen, er rettete die jüdische Wissenschaft und dadurch das Judentum vor gänzlichem Verfalle. Als die Römer Jerusalem belagerten und er, der scharfsichtige Patriot, die Nutzlosigkeit eines jeden ferneren Widerstandes erkannte, ging er zum römischen Feldherrn, späteren Kaiser Vespasianus, und flehte um Gnade für seine bedrängten Stammesgenossen. Vespasianus nahm ihn gnädig auf und befahl ihm, sich eine Gnade zu erbitten, worauf er um die Erhaltung und den Schutz der Gelehrtenschule zu Jabre unter der Leitung von Patriarchen aus der Familie seines Lehrers Hilel bat, und um die Sendung von Aerzten zur Heilung von Kranken in der unglücklichen Stadt Jerusalem. Von der Wissenschaft und nicht von übernatürlichen Wundern erwartete der weise Rabban die Abwendung der Uebel, die aus den Abnormitäten der Natur entstehen. Zu seiner Charakteristik dienen noch folgende Daten:

«Einst,» wird erzählt im Tractate Aboth de Rabbi Nathan, «kamen Rabban Jochanan ben Sakai und sein Schüler Rabbi Joschua, der sich in seiner Begleitung befand, in die Nähe Jerusalems, wo sie die Ruinen des heiligen Tempels zu Jerusalem erblickten. Als Rabbi Joschua das sah, brach er in Tränen aus, Rabban Jochanan aber tröstete ihn und sprach: ‚Joschua, mein Sohn, trockne deine Tränen; wohl ist der Tempel eingeäschert, und der Opfercultus hat sein Ende erreicht; allein die Wohltätigkeit tritt an dessen Stelle, und die h. Schrift verkündet: ‚An Wohltätigkeit habe ich mehr Gefallen, als an Opfern.‘ In der Tat war die Wohltätigkeit die Fee, welche die Juden in den Tagen ihrer tiefsten Schmach vor Verderben schützte.»

Soll ich Rabban Jochanan's Demut rühmen, seine Bescheidenheit preisen? Wohlan, im Talmud wird erzählt, dass ihm nie Jemand mit einem Grusse zuvorgekommen sei, selbst nicht ein Heide auf der Gasse (Berachoth 17). Wie gross war nicht dieser Mann, der Patriarch seiner Stammesgenossen, der Günstling des römischen Kaisers! Seine Gelehrsamkeit war allumfassend. Er erforschte, schreibt der Talmud, die heilige Schrift, die

Mischna und Gemara. Er ergründete alle Geheimnisse der Natur, sogar die Astronomie und Astrologie. Er kannte jedes wesentliche und unwesentliche Moment der jüdischen Tradition, die Maasze Merkaba (d. i. die theoretische Kabbala) und die Dissertationen der Gelehrten des Talmud nach der Weise von Abaja und Raba (Talmud, Baba Batra 134).

Der Talmud und nach ihm Maimonides, der diese Stelle in seiner Einleitung zum Commentar über die Mischna citirt, anerkennen hiemit, dass die Maasze Merkaba und mithin die theoretische Kabbala viel höher stehe, als die Dogmatik der Rabbinen. משמת רבן יוחנן בן זכאי בטלה ליו החכמה

Rabban Jochanan ben Sakai starb, und dahin ist der Glanz der Weltweisheit (Philosophie), schreiben die Gelehrten der Mischna (Szota IX).

Rabban Jochanan's vorzüglichster Schüler war Rabbi Eleasar ben Arach. Einst fragte R. Jochanan ben Sakai seine hervorragendsten Schüler, erzählt die Mischna, Folgendes: Welches ist wohl der richtige Weg, den der Mensch sich wähle, damit er Glück und Glückseligkeit erlange? Ein gutes Auge, sprach der Eine; ein guter Nachbar, der Andere; ein guter Freund, ein Dritter; Voraussicht, meinte ein Vierter. Ein gutes Herz, war R. Eleasar's Antwort, und sein Wort fand Beifall, denn, sprach sein Lehrer, R. Jochanan, ein edles Herz ist der Brennpunkt alles Guten und Schönen. Rabbi Eleasar war der bevorzugte Kabbalajünger des R. Jochanan, und er pries ihn als denjenigen, der alle übrigen Gelehrten Israels übertreffe. Seine Gelehrsamkeit verglich er mit einer unversiegbaren Quelle. Und doch floss in das grosse Meer des Talmud kaum ein, zwei Tropfen dieser Quelle, da R. Eleasar's Stärke in der Behandlung der esoterischen Philosophie der Hebraer bestand und diese im Talmud eben nicht verbreitet ist.

Nach Rabbi Eleasar ben Arach pries Rabban Jochanan Rabbi Elieser ben Horkinos als seinen besten Schüler. Er fand in ihm den Gelehrten mit unvergleichlicher Gedächtnissstärke. Von der Nachwelt erhielt R. Elieser seiner grossen Gelehrsamkeit wegen den Beinamen der Grosse. Nach rabbinischer Tradition war er der Verfasser des im Geiste der Kabbala geschriebenen Buches: «Pirke Rabbi Elieser», über welches Buch Jost, der grosse jüdische Geschichtsforscher, folgender Art sich äussert: «Die Pirke Rabbi Elieser sind kabbalisch und wollen nicht nach dem Wortsinne verstanden sein; in jedem Ausspruche muss ein ethischer und kosmologischer Sinn gesucht werden» (Jost, Geschichte der Juden, II. 25).

Zur Charakteristik dieses ausserordentlichen Mannes dienen folgende Daten. Einst betete vor Rabbi Elieser, erzählt der Talmud, einer seiner Schüler und dehnte seine Andacht ausserordentlich lange aus, was von seinen Mitschülern lebhaft glossirt wurde; der weise Rabbi aber rügte dieses Vorgehen mit den Worten: Worüber wundert ihr euch? hat nicht Moses für die Israeliten 40 Tage und 40 Nächte nacheinander gebetet, als sie die Sünde des goldenen Kalbes begingen? Bald darauf betete ein anderer Schüler sehr

kurz und erregte dadurch die Spottsucht seiner Collegen. Rabbi Elieser jedoch verwies sie und ermahnte sie, sich nicht um die Frömmigkeit Anderer zu kümmern. Nicht die Worte, sondern die Andacht verleiht dem Gebete seine Kraft. Moses' Gebet für seine kranke Schwester Miriam bestand nur aus fünf Worten: «O Gott, heile sie doch!» אל נא רפא נא לה (Num. 12) und es ward erhört (Talmud, Berachoth 34).

Als Rabbi Elieser's letzte Stunde nahte, umstanden ihn seine Schüler und baten ihn, er möge ihnen doch den Lebenspfad zeigen, welcher zur ewigen Glückseligkeit führt, worauf der Rabbi erwiderte: «Achtet auf die Ehre eures Nächsten, beschützet eure Kinder vor dem Gifte des Skepticismus, indem ihr sie den Händen der Weltweisen anvertraut, und so ihr betet, wisset, dass ihr vor dem Allmächtigen und Allwissenden steht. Nicht ein Lippengemurmel, sondern eine von Herzen kommende Andacht sei das Gebet.» (Berachoth 28.)

Sein ehemaliger ebenbürtiger Mitschüler am Collegium des Rabban Jochanan ben Sakai war Rabbi Joschua ben Chananjah, der wegen seiner Weltklugheit und Gelehrsamkeit sowohl am Hofe des römischen Kaisers, als bei seinen Glaubensgenossen beliebt war. Auch er wurde von seinem Lehrer Rabban Jochanan in die Mysterien der Kabbala eingeweiht; dieser pries ihn mit den Worten: «Heil der Mutter, die ihn gebar!»

Ben Chananjah war wegen seiner Freisinnigkeit berühmt. Einst erzählte ihm sein Schüler, schreibt der Talmud, dass die Rabbinen neue Ceremonien und Absonderungsgesetze Andersgläubigen gegenüber anordneten, worauf Ben Chananjah erwiederte: «O weh, das erinnert mich an ein Gefäss voll Oel, in welches Wasser gegossen wird; das Oel läuft über und das Wasser bleibt zurück. Genug der Ceremonien und rabbinischen Satzungen! Jede neu hinzukommende bietet für reines Oel trübes Wasser und schwacht das Ansehen der Religion.» (Hier. Talmud, Sabboth. I.)

Seine Charakterstärke verschaffte ihm grosses Ansehen. Eines Tages beleidigte ihn der Patriarch Rabban Gamliel, worüber die Gelehrten in solche Aufregung gerieten, dass sie den Patriarchen absetzten und die Aussöhnung mit Rabbi Joschua als conditio sine qua non seiner Wiedereinsetzung in die Würde des Patriarchen begehrten. Rabban Gamliel gehorchte. Er ging in die Wohnung des Rabbi Joschua, um von diesem Verzeihung zu erflehen. Dieser war ein armer Köhler und die Wände seiner armseligen Wohnstube geschwärzt. «Ach, wie russig sind doch die Wände deiner Wohnung», sprach Rabban Gamliel. «Ja wohl,» erwiederte Ben Chananja, «die reichen und gut situirten Gelehrten ahnen kaum die Not und das Elend ihrer vom Missgeschicke heimgesuchten armen Collegen.» Sie versöhnten sich und R. Gamliel wurde rehabilitirt.

Einst debattirten die Gelehrten über einen religiösen Gegenstand und Rabbi Elieser wollte dem Ausspruche der Mehrheit sich nicht fügen. Da rief

er aus, so ich Recht habe geschehe ein Wunder, es wanken die Mauern des Collegiums, und es wankten die Mauern. Da sprach Rabbi Joschua das goldene Wort: die Wissenschaft kennet keine Wunder, die Stimme der Wahrheit entscheidet. So möge eine himmlische Stimme den Ausschlag geben, und eine Stimme vom Himmel rief: Rabbi Elieser hat Recht. Doch Rabbi Joschua entgegnete: Souverän ist der Geist, er duldet keine fremde Einflüsterung, auch dann nicht, wenn diese eine himmlische wäre. In den Streitigkeiten der Gelehrten entscheidet nicht das Ansehen, nicht die Macht, sondern die Majorität; und die Gelehrten beugten sich vor Rabbi Joschua's Autorität.

Ein College Rabbi Joschua's war Rabbi Akiba, der angebliche Verfasser des ältesten Werkes der Kabbala, des Szefer Jecira, welches im Talmud erwähnt ist (Hier. Talmud, Szanhedrin VII, bab. Talmud, Szanhedrin 65) und dessen Autorschaft manche grosse jüdische Gelehrte (wie Szadias und Rabbi Jehuda ha-Lewy) Abraham, dem Stammvater der Hebräer beilegen, was freilich nur in dem Sinne zu verstehen ist, dass die im Szefer Jecira niedergelegten Ideen von Abraham, dem Hauptrepräsentanten des hebräischen Monotheismus herrühren. Auch Postello, der erste christliche Kabbalist, welcher das Szefer Jecira ins Lateinische übersetzte, stimmt mit dieser Ansicht überein, wie der Titel seines Werkes beweiset: Abrahami patriarchæ liber Jecirah ex hebræo versus et commentariis illustratus a Guilelmo Postello Paris, 1552. 16.

Liebe zu Gott und seinen Nebenmenschen, jene Grundidee der Kabbalamoral beseelte auch Rabbi Akiba und fachte in seiner Brust die Flammen der Begeisterung für Humanität, Wissenschaft und Glaubenstreue an. «Gottgefällig ist der Mensch», lehrt Rabbi Akiba, «Gott bezeigte ihm seine besondere Liebe, indem er ihn in seinem Ebenbilde schuf» (Talmud Aboth III). Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ist der wichtigste Satz der Thora, war Rabbi Akiba's Wahrspruch. Mensch, murre nicht und sei niemandem gram. Alles was geschieht, ward von Gott so bestimmt und führt gewiss zu deinem Besten. Rabbi Akiba's Hauptstreben war dahin gerichtet, Gotterkenntniss und Menschenliebe zu verbreiten und er starb als Märtyrer seiner Anschauungen. Als die Römer die Verbreitung des Monotheismus unter Androhung der Todesstrafe verboten, liess er sich in seinem Eifer nicht zurückhalten, und blieb im Dienste der Wissenschaft. Bei einer Thoraauslegung ertappt, wurde er in den Kerker geworfen, vors Blutgericht gestellt, zum Tode verurteilt und unter grässlichen Martern hingerichtet. Der Henker riss mit eisernen Kämmen ihm das Fleisch vom Leibe. Seine Schüler, die zugegen waren, weinten bitterlich, Rabbi Akiba lächelte. Weiser Lehrer, noch verlässt dein Mut dich nicht, riefen sie mit gebrochener Stimme. Mit Nichten, erwiederte ihnen der Wissens- und Glaubensheld. «Liebe Deinen Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften», steht in der heiligen Schrift

geschrieben, immer und immer sehnte ich mich nach der Erfüllung dieses Spruches, nun ist der längst ersehnte Moment eingetreten und ich sollte wankenden Mutes mich grämen darüber? Nie und nimmermehr. «Höre Israel, der Ewige unser Gott ist der einzige Gott» und mit diesen Worten hauchte er seinen unsterblichen Geist aus. (Talmud Berachoth 61 a). Mit Recht sagen die Weisen des Talmud: «Rabbi Akiba starb, dahin ist die Stütze der Thora und die Quelle der Weltweisheit versiegte.» (Szota 49.)

Rabbi Akiba war der grösste jüdische Theologe seiner Zeit, der Talmud stellt ihn Moses gleich (Menachoth und Aboda Sora). Er stammte von armen Eltern und war unwissender Kuhhirt eines reichen Bürgers, in dessen Tochter er sich verliebte und um ihrer würdig zu werden, sich dem Studium der hebräischen Theologie ergab. Durch Fleiss, Ausdauer und unermüdlichen Eifer brachte er es dahin, dass er nach 12 Jahren mit einer Schülerzahl von 12,000 heimkehrte und die Geliebte seiner Jugend heiratete. Später söhnte er sich mit seinem Schwiegervater aus und erwarb dadurch und durch andere günstige Umstände grosse Reichtümer. So viel ist gewiss, schreibt Ewald in seiner Geschichte des Volkes Israels (VII, 377), von Rabbi Akiba, dass er, der diesen ganzen fast 70jährigen Zeitraum bis zum Ende des grossen Krieges überlebte, noch das einstige Jerusalem in seiner Herrlichkeit geschaut hat und von der damaligen heiligen Sitte aus eigener Erfahrung zu erzählen wusste. (Siehe Talmud, Joma VII.) Dass Rabbi Akiba in der Tat in den Geheimnissen der hebräischen esoterischen Philosophie eingeweiht war, zeigt folgende Midraschstelle, die auch im Talmud vorkömmt und von Maimonides in seinem Werke Szefer Hamada angeführt wird. Vier Gelehrte, schreibt der Midrasch (allegorische Thoraauslegung, verfasst von den Gelehrten des Talmud), betraten das Paradies der metaphysischen Forschung, doch von den hellen Strahlen des Lichtglanzes blendender Weisheit getroffen, starb der Eine, ein Zweiter verlor den Verstand, ein Dritter ward irre im Glauben seiner Ahnen, nur Rabbi Akiba's starker Geist drang in die tiefsten Geheimnisse der Gotterkenntniss ein und sammelte die schönsten Früchte des Lebens- und Wissensbaumes (Talmud, Chagiga II, Midrasch Schir ha Schirim).

Wohl lebten noch mehrere grosse hebräische Gelehrte um diese Zeit, allein der enge Rahmen unserer Abhandlung verweiset uns auf ein Miniaturbild des gewählten Gegenstandes und schüchternen Mutes wagen wir uns jetzt an die Auseinandersetzung der Lehren der Kabbala und deren Einwirkung auf die Entwicklung des Christentumes und der modernen Philosophie.

König Herodes war ein Ausländer und bei den Israeliten nicht beliebt. Er rottete die Heldenfamilie der Makabäer aus, schwächte das Ansehen der Priester und begünstigte das Emporstreben der Rabbinen, deren Macht unter seiner Herrschaft durch Hilel und seine Zeitgenossen gegründet wurde. In nie dagewesener Pracht liess Herodes den heiligen Tempel zu

Jerusalem neuerbauen, doch seine Tyrannei machte ihn bei den Hebräern, die zu allen Zeiten Freunde der Freiheit waren, verhasst, so dass die jüd. Gelehrten in Palästina sogar das Studium der griechischen Sprache und Literatur, die am Hofe des Königs gepflegt wurde, verboten. Die Septuaginta kam ausser Gebrauch und statt ihrer wurde eine aramäische Bibelübersetzung geplant. Jonathan ben Usiel übersetzte die Schriften der Propheten und Onkelos, ein gelehrter Grieche mit dem Namen Akilas, übersetzte nach den Andeutungen des Rabbi Elieser und Rabbi Joschua im Geiste der Kabbala die Thora in die aramäische Sprache. Allein es lässt sich nicht verkennen, dass diese Uebersetzung mit der Septuaginta übereinstimmt. Uebrigens war ja Rabbi Elieser der Schwager Rabban Gamliel's, in dessen Hause mit Erlaubniss der Rabbinen griechisch gesprochen und gelehrt wurde. Rabbi Joschua war ein Günstling des kaiserlichen Hofes und Akilas Grieche von Geburt.

Wahrscheinlich machte Akilas den Rabbi Elieser und Rabbi Joschua auf die Vorzüge der Septuaginta aufmerksam, die ihm dann mit Benützung derselben die Thora-Uebersetzung dictirten. Für unsere Auffassung spricht der Inhalt der von R. Elieser und R. Joschua stammenden Pirke R. Elieser, von welchen wir hier einige Citate anführen. Jeden Nichtisraeliten, welcher behauptet, es gäbe einen zweiten Gott, den tödte ich, ohne ihn je wieder auferstehen zu lassen, so er aber der Ansicht huldigt, dass es nur einen Gott gibt, den belebe ich und erhalte ihn unsterblich in dieser und jener Welt. Jene tödte ich, diese lasse ich ewig leben, nach dem Sinne der heiligen Schrift: Ich tödte und belebe. כל עכום שיאמר שיש אלוה שני אני אמיתיהו במות שאין בו תחיי׳ וכל נו׳ שיאמר שאין אלוה שני אני אח״הו לחי׳ עו״הב לעתיד לבא ממית לאלו ומחיי׳ לאלו לכך נאמראני אמ׳ת ואחיי׳. (34). Ich—Ich bin es, und kein Gott ist neben mir (Deut. 32), schreibt die heilige Schrift; doch warum zweimal das Wort «Ich»? Ja wohl, deshalb, Gott ist das Ich dieser und das Ich jener Welt, das Ich der sinnlichen und das Ich der intellectuellen Welt (Ib.). «Die Seele gleicht ihrem Schöpfer. Gott sieht und ist unsichtbar, ebenso die Seele. Gott wachet unablässig, d. h. er befindet sich in immerwährender Tätigkeit, die Seele ebenfalls. Gott ist der Träger des Weltalls, und die Seele die des Körpers. Alle Seelen jedoch stammen von ihm.» (32.) «Der Mensch kann Gott nicht sehen», d. h. in seinem Wesen erkennen, «so lange er lebt; allein kaum scheidet die Seele vom Körper, und sie erblicket die Schechina.» (Gottes Herrlichkeit. Ib.) Hier begegnen wir zuerst jenem rätselhaften Wort, das in der Kabbala und besonders in Onkelos' Thora-Uebersetzung eine grosse Rolle spielt. Sehen wir, was bedeutet das Wort Schechina? Wörtlich Wohnung, Residenz. Gott ist das All, in welchem alle Dinge der Welt sich befinden, und dessen Vorsehung über Allem waltet. Aehnliches finden wir in der Septuaginta.

Wenn es im Texte heisst, Moses, Aron, Nadab und Abihu sahen Gott auf

einem Saphirtrone, so ist es nach der Uebersetzung nicht Gott, sondern der Ort, wo er residirt, der gesehen wurde, καὶ εἶδον τόν τόπον οὗ ἑιστήκει ὁ ϑεός τοῦ Ισραήλ. Philo spricht das grosse Wort deutlich aus: Gott ist der Welt-Ort — Ὁ τῶν ὅλων τόπος. — Er ist es, der Alles enthält und der Sitz seiner selbst ist. Aber auch durch den Ausdruck Herrlichkeit wird die Gottheit in der Septuaginta substituirt. Wenn der Prophet Jeschaias Gott auf einem Trone sitzen sieht, der den Tempel mit den Falten seines Gewandes erfüllt, so wird Gott durch die Herrlichkeit ersetzt. Καὶ πλήρες ὁ οἶκος τῆς δοξῆς αὐτοῦ (Jes. 6. 1.). Maimonides drückt sich im More Nebuchim über Onkelos' Thora-Uebersetzung folgender Art aus: Onkelos der Proselite, welcher in der hebräischen und aramäischen Sprache gleiche Fertigkeit besass, bestrebte sich, die anthropomor histischen Stellen der Thora vernunftgemäss zu erklären, so dass jede Körperlichkeit Gottes ausgeschlossen erscheine (More Neb. I. 27). Der Uebersetzer, schreibt Maimonides an einer andern Stelle, ging so zu Werke, dass er für die Gottheit irgendwelchen passenden Ausdruck wählte. יקרא Das war bei Onkelos bald die Herrlichkeit, bald die Schechina, bald der Logos (Memra), je nach dem Wortsinne des Satzes (M. N. I. 21). Das aramäische Wort «Memra» ist nämlich mit dem griechischen Logos identisch. Das Wort «Sechchina» selbst erklärt Maimonides an einer Stelle mit dem Ausdrucke Vorsehung oder אור נברא das emanirte Licht, d. i. die absolute Intelligenz, denn Or Nibro kann nicht mit erschaffenem Lichte gegeben werden, da dieses nur eine natürliche materielle Erscheinung ist. Merkwürdig, den Ausdruck יקרת שכנתי די״, die Herrlichkeit der göttlichen Schechina, erwähnt Maimonides nicht. In dreifacher Gestalt personificirt Onkelos die Gottheit — Schechina, Memra und Jekara — Herrlichkeit. Letztere ist der Abglanz der ersteren, und das Christentum hat dafür die Dreieinigkeit, in welcher der heilige Geist der Reflex des Gott Vaters ist. Darum ist, wie Rittangel, der berühmte Uebersetzer des Szefer Jecira, bemerkt, Onkelos' Thora-Uebersetzung vom Christentume adoptirt worden, und Apostel Paul, ein Zeitgenosse Onkelos', hält sie hoch. Die Autorität dieser Uebersetzung steigert noch der Umstand, dass Onkelos gerade das Wort Jehova häufig mit Memra übersetzt, welches in der Dreieinigkeit des Christentumes Jesus repräsentirt. Jehova der Allmächtige erschuf den Menschen, heisst es im Texte, nach dem Ebenbilde Gottes erschuf er ihn. Onkelos setzt dafür: Das Memra Gottes erschuf den Menschen, nach dem Ebenbilde, das Gott vorschwebte, erschuf er ihn (Gen. II. 27). Der Ewige, Gott rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? heisst es im Texte, und Onkelos setzt dafür: Das Memra Gottes rief den Menschen und sprach zu ihm: Die Welt, die ich erschuf, liegt offen vor mir, Finsterniss und Licht sind mir bekannt, und wie kannst du nur glauben, dass der Ort, wo du dich verborgen hältst, mir unzugänglich sei? (Ib. 4. 22.) Gott erschien vor seinem Angesichte, heisst es im Texte und nach der Uebersetzung: Gottes Schechina offenbarte sich ihm (Exod. 34. 6).

Mit einem dreifachen Logos erklärt Philo die Gottheit, die Kabbala mit einem dreifachen Ausdrucke und das Christentum durch die Dreieinigkeit, doch Alle streben Einem Ziele zu, der Definirung der Gotteinheit. Wahrlich, wir haben Alle Einen Gott, die jüdische und christliche Theologie entstammt Einer Quelle. Die esoterische Philosophie der Hebräer ist die Mutter unserer Weisheit.

Jerusalem ist der heilige Boden, in welchem der Talmud und das Evangelium wurzelt. Christen und Juden, wir sind Brüder, lieben und achten wir uns. Nur Gott ist vollkommen. Fehler hat jeder Volksstamm, aber auch Tugenden, die um so grösser sind, je länger sein Bestand auf dem Ehrenplatze der Weltgeschichte.

Im unermesslichen Meere der jüdischen Literatur ist die Kabbala, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen haben, jene seltene Perle, welche die Krone der christlichen Theologie schmückt. Es bemächtigten sich ihrer grosse Geister und bereicherten damit die Schatzkammer des Christentumes. Raymund Lullus im 13. Jahrhundert, den die dankbare Nachwelt «Doctor illuminatus» nennt, war der Erste, welcher die christliche Gelehrtenwelt mit der Kabbala bekannt machte. In seinem merkwürdigen Werke «De Auditu Kabbalistico sive ad omnes scientias introd.» nennt er die Kabbala eine göttliche Wissenschaft, eine wahre Offenbarung, welche den Geist aufklärt und zur Erforschung der Wahrheit führt. «Dicitur hæc doctrina Kabbala», schreibt er, «quod idem est secundum Hebræos ut receptio veritatis cujus libet rei divinitus revelatæ animæ rationæ . . . . . . Est igitur Kabbala habitus anima rationalis, ex recta ratione divinarum rerum cognitivus; propter quod est de maximo etiam divino consequutive divina scientia vocari debet.» Zwei Jahrhunderte später war es der einflussreiche Graf Pico de la Mirandola (1463—1495), welcher durch die Einimpfung der Kabbala in die Philosophie des Christentumes derselben frische Lebenssäfte zuführte. Eine neue philosophische Schule entstand in Italien, der der Scholasticismus seinen Platz einräumte. Die erste seiner Hauptarbeiten ist die Heptaplus, eine Schrift über die mosaische Schöpfungsgeschichte, in welcher Kenntnisse eines wahren Weisen niedergelegt sind. In einer zweiten Schrift, die an seinen Freund Lorenzo von Medicis gerichtet ist: «Adversus eos, qui aliquod ejus propositiones theologicas carpebant», verteidigt er die freie Forschung gegen die Verketzerungssucht. Diese ist besonders wichtig in Bezug auf die Reformation des folgenden Jahrhunderts. «Die Kirche mag immerhin», schreibt er, «gewisse Leute für heilig erklären, ebenso andere verdammen; aber durch einen Richterspruch verkündigen, dass diese in der Hölle seien, das kann und *darf* sie nie und nimmer.»

In einer dritten Schrift «De Ente et Uno», Vom Wesen und der Einheit, versucht Pico, die Ideen Plato's mit der Lehre des Moses und der Philosophie des Aristoteles in Einklang zu bringen. In seinem Werke «Conclu-

siones cabbalisticæ» legte er seine kabbalistischen Kenntnisse nieder. Er weihte Reuchlin, den grössten christlichen Gelehrten seiner Zeit, den Reformator der Wissenschaft in Deutschland, in die Mysterien der Kabbala ein, welche dieser in zweien seiner Werke «De Arte Cabbalistica» und «De verbo mirifico» der staunenden Gelehrtenwelt mitteilte und damit die Wissenschaft der Kabbala in Schwung brachte. Doch von Reuchlin sei später ausführlich die Rede. Sein Zeitgenosse Paul Ricci, Leibarzt des Kaisers Maximilian, bestrebt sich ebenfalls, die Dogmen des Christentumes kabbalistisch zu allegorisiren. Sein Hauptwerk «De Cœlesti Agricultura» besteht aus vier Büchern. Das erste ist der Nachweis, dass das Christentum mit allen Ansprüchen einer rationellen Philosophie in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Das zweite strebt durch scharfsichtige Deutungen den Beweis zu liefern, dass alle Dogmen des Christentumes aus dem alten Testamente sich entwickeln lassen, dass daher das talmudische System der Rabbinen auf Irrtümern beruht.

Im dritten Buche werden die divergirenden Ansichten des Christentumes auf die katholische Einheit zurückgeführt. Im vierten Buche wird endlich die Kabbala behandelt und der Nutzen hervorgehoben, welchen man aus derselben für die Bekehrung des Judentumes schöpfen kann. Nach ihm waren die vielen Juden um Jesu Zeit, welche das Evangelium annahmen, ohne die Religion ihrer Väter zu verlassen, Kabbalisten. «Cabbala cujus præcipui — haud dubie — fuere cultores primi Hæbreorum Christi auditorum et sacram ejus doctrinam atque fidei pietatem amplectentium æmuli tamen paternæ legis» (De Cœlo Agr. I. 4). In der Tat hat die Kabbala den Uebertritt bedeutender jüdischerGeleh rten, wie z. B. Ricci's selbst, Rittangel's, des berühmten Uebersetzers des Szefer Jecira, Juda Abravanel's, Verfassers des berühmten kabbalistischen Buches Dialoghi del Amore, und vieler Anderer veranlasst. Ja noch mehr, zu Ende des vorigen Jahrhundertes stiftete Frank, ein Pole, die Secte der Sohariten — Kabbalisten — und ist dann mit tausenden seiner Anhänger zum Christentume übertreten.

Von Reuchlin's Beispiel angeeifert, wurde die Kabbala immer mehr von christlichen Gelehrten cultivirt, und sie gestaltete sich zum Brennpunkte einer nachhaltigen religionsphilosophisch-wissenschaftlichen Bewegung. Die Ansichten der christlichen Theologen über den Mosaismus modificirten sich, die christliche Theologie hüllte sich in den Mantel des Mysticismus, und die christliche Kabbala gelangte zur Blüte. Männer wie Cornelius Agrippa (1486—1555), Giovano Bruno (1520—1600), Robert Flaut (1574—1637), Van Helmont (1577—1644) und Jacob Böhme (1577—1624) huldigten ihr. Archangel und Postello übersetzten das Szefer Jecira ins Lateinische, Pistorius sammelte in seinen Werken «Artis cabbalisticæ» (Basel 1584) die Schriften der Kabbalisten. Es enthält dieses Werk die Uebersetzung des Szefer Jecira, die kabbalistischen Werke Reuchlin's, einen mystischen Commentar

zu Pico de la Mirandola, Thesen und verschiedene kabbalistische Werke jüdischer Autoren. Wir übergehen hier die Werke eines Kircher, Voysin und vieler Anderer, um nicht die Geduld des Lesers zu sehr in Anspruch zu nehmen und schliessen mit der enthüllten Kabbala («Cabbala denudata») des Baron Knorr v. Rosenroth. Dieses Werk ist eine Art kabbalistischen Reallexikons. Ausser der lateinischen Uebersetzung einiger wichtiger Fragmente enthält es zahlreiche Auszüge oder gar ganze Abhandlungen kabbalistischer Werke, oft mit Commentaren und ausführlichen Tabellen versehen, und zugleich die Darstellung aller Stellen des neuen Testamentes, die mit der Kabbala ähnlichlautend sind, um die Verwandtschaft beider nachzuweisen. Mit diesem Werke legte der Verfasser den Grundstein zur rationellen Theologie des Christentumes.

Es ist gleichsam ein Monument der philosophischen, philologischen und mystischen Forschung und verdient einen Ehrenplatz in der allgemeinen Geschichte der Religionsphilosophie. Nur schade, dass Rosenroth zuweilen auch aus den Quellen der practischen Kabbala schöpfte, um so mehr, da sein Werk von den spätern Geschichtsschreibern der Philosophie mannigfach benützt wurde. Das Bestreben Reuchlin's, Rosenroth's u. A. ging dahin, die jüdische Theologie als Mutter der christlichen in ihren geheimsten Organen zu erforschen und so das Christentum aus der Quelle seiner Entstehung zu beleuchten und den Mysticismus so mancher seiner Dogmen aufzuklären. Die Kabbala ward zur Stütze der Kirche und versöhnte das Christentum mit dem Judentume. Sie ward zum Damme gegen die verheerende Sintflut von Spanien und Portugal. An ihr zerschellte Torquemada's schwarze Macht. Sie führte wissenschaftliches Streben in die Kreise des starren Glaubens ein und emanirte das Licht der Forschung in die Gauen Deutschlands, wo sie zum mächtigen Factor der Reformation wurde.

Ja wohl, Reuchlin und der von ihm ins Leben gerufene Verein der Humanisten waren die Vorkämpfer der Reformation. Ohne Reuchlin gäbe es keinen Luther und ohne Kabbala keinen Reuchlin.

Von der Voraussetzung ausgehend, dass Gott sein Wesen, seine Vorsehung und seine Natur den Hebräern durch die Kabbala offenbarte: glaubte er hier die Geheimnisse der Philosophie zu finden und verlegte sich auf deren Studium. Schliesslich ist die Kabbala nicht schwerer als die Physik, Mathematik und Logik der Alten. Zu deren Verständniss braucht man nur die Kenntniss der hebräischen und aramäischen Sprache, also erlernte er auch diese. Der Talmudgelehrte Jakob Laon, den Kaiser Friedrich zum Ritter schlug und zu seinem Hausarzte machte, war sein hebräischer Lehrer. «Er überzeugte sich so sehr», schreibt Friedrich Schlosser in seiner Weltgeschichte (IX., 315—316) «von dem Nutzen und der Notwendigkeit, die Juden für die genaue Kenntniss der hebräischen Sprache und für die Erklärung des alten Testamentes zu benützen, dass er, der bei Luther's Auftreten

ruhig blieb und von Natur vorsichtig und diplomatisch war, ganz aus seinem Charakter heraustrat, als ein fanatischer Ketzermeister die Bücher der Juden vertilgen wollte. Da diese Geschichte grosses Aufsehen erregte und dem Obscurantismus in Deutschland verderblich wurde, indem er alle guten Köpfe gegen die Mönche und deren Schulen vereinigte und das ganze Treiben der unwissenden Feinde eines jeden Denkens lächerlich machte, so müssen wir etwas weiter ausholen».

Reuchlin war damals der angesehenste Gelehrte und einflussreichste Staatsmann Deutschlands. Er war schwäbischer Bundesrichter (von denen es drei gab, die bei Streitigkeiten der Bundesmitglieder die Entscheidung trafen), Kaiser Friedrichs III. und seines Sohnes Kaiser Max I. Gesandter und Consulent und des Letzteren Freund. Die Fürsten achteten ihn und suchten seinen Rat in zahlreichen Angelegenheiten. Aber auch die Ritter und zahlreiche Familien suchten in wichtigen Angelegenheiten seinen Rechtsbeistand. Als nun die Kölner Mönche auf Anstiften Hoogstratens beim Kaiser um die Verbrennung der nach Jesus Christus erschienenen hebräischen Bücher petitionirten, wurde Reuchlin um sein Gutachten befragt. Dasselbe lautete abschlägig: Er sagt in demselben ausdrücklich, dass er den Talmud nicht kenne, die Kabbala jedoch ist eine Wissenschaft, die selbst von Päpsten hochgeschätzt sei, und auf Befehl Sixtus IV. wurde sie zum Teil ins Lateinische übersetzt. Die jüdischen Commentare zur Bibel sind von unschätzbarem Werte und zum besseren Verständnisse des alten Testamentes unentbehrlich. Es mögen daher nur jene hebräischen Bücher verbrannt werden, die eine Blasphemie gegen J. K. nachweislich enthalten. Allenfalls kann es nicht schaden, sich mit den Ansichten Andersgläubiger zu befassen, haben doch die frommen Concilsväter zu Basel sich sogar mit dem Koran beschäftigt.

Nützlicher als alles Verbrennen würde es daher sein, wenn man an deutschen Universitäten Lehrstühle für die hebräische Sprache errichtete. Die Kölner Mönche gerieten in Wut über dieses Gutachten. Pfefferkorn, ein getaufter Jude und eifriger Verfolger seiner früheren Glaubensgenossen, in einer Handspiegel betitelten Schmähschrift griff Reuchlin auf das heftigste an und bewarf die hebräische Literatur mit Kot. Merkwürdig, von einer Blutbeschuldigung konnte er nicht die geringste Spur nachweisen, da diese total aus der Luft gegriffen ist und mit der hebräischen Literatur und den jüdischen Sitten und Gebräuchen nichts gemein hat. Dass Reuchlin nicht schwieg, versteht sich von selbst und so wurde Reuchlin, wie Schlosser vortrefflich bemerkt, durch die Kriegserklärung der Mönche gedrängt, zum Vorläufer Luther's zu werden. Auf die im Herbste 1512 von den Dominikanern erfolgten Angriffe und Verketzerungen antwortete er in einem an den Kaiser Max I. zur Zeit der Ostermesse gerichteten Schreiben in äusserst heftigen Tone, worauf schon der Titel der Verteidigungsschrift hindeutet, wel-

ches lautet: «Defensio calumniatores Colonienses». Unter dem Titel standen noch die Worte «Summarium libri». «Welcher schreybt und sagt, dass ich besagter Doctor in meynem Rathschlag der Judenbücher betreffend, den ich aus bevelch Kaiserl. Majestät gemacht habe, anders gehandelt, denn ein frummer christlicher erber Biedermann, der lügt als ein unglaubhafter lychtfertiger erloser Bösewicht, dessen erbitte ich mich zu eren und recht für zu kommen».

Am Schlusse stehen sogar die Worte Arnoldus Tungarus calumniator falsarius per secula seculorum. Die Kölner verbrannten zwar sein Buch und strengten einen Inquisitionsprocess gegen ihn an, allein Reuchlin's Stellung war zu mächtig und geachtet, als dass dieser für ihn Folgen gehabt hätte. Papst Leo X. selbst schlug die ganze Processhandlung durch ein sogenanntes mandatum supersedendo nieder.

Der Federkrieg entbrannte jetzt aufs heftigste. Der Kampf für Freiheit und Wissenschaft gegen Knechtung und Finsterniss. Die Freunde der Aufklärung und Bildung, besonders die empfängliche und für alles Edle begeisterte Jugend, das Geschlecht der werdenden Reformation scharte sich unter Ulrich Hutten um Reuchlin und kämpfte gegen Obscurantismus und Tyrannei. In einer Spottschrift «Die Dunkelmänner» geisselten sie die Lebensweise der Mönche, welche sie Obscuranten (im Gegensatze zu ihren eigenen Anhängern, die Humanisten) nannten, so wie ihre despotische Verfolgungssucht. Ganz Deutschland teilte sich in zwei Lager. Hier die Reuchlinisten, die begeisterten Kämpfer für Glaubensfreiheit, und dort die Mönche und ihr kleiner Anhang. Witz und Satyre taten ihre Wirkung. Deutschlands öffentliche Meinung verurteilte das Mönchtum und dessen Bestrebungen. Der Kaiser und die Fürsten, die Ritter und Knappen, die Schriftsteller und Staatsmänner, die Kaufleute und Industriellen, sie alle erklärten sich für Reuchlin, den populärsten Mann Deutschlands, und seinen Anhang. Wäre jetzt statt Reuchlin Luther, der einfache Mönch, gegen die mächtigen Dominikaner aufgetreten, er hätte gewiss ein ähnliches Schicksal erlitten wie sein Vorgänger Hus; so trat Luther nach Reuchlin auf, als bereits die Dominikaner in Misscredit kamen und ganz Deutschland mit Begeisterung die Fahne der Wissenschaft und Gewissensfreiheit hoch schwang und die Dunkelmänner mit giftigen Pfeilen des Spottes und der Satyre unschädlich machte, — und er wurde von Ulrich Hutten und seiner begeisterten Schaar als der neue Heiland begrüsst.

Das Mittelalter erreichte sein Ende und die Wege der Reformation waren geebnet. Reuchlin's Erbe war sein von ihm erzogener Neffe Melanchton, der præceptor Germaniæ, der Lehrer Deutschlands, die Seele der Reformation. (Schluss folgt.)

Julius Samuel Spiegler.

ZUR GESCHICHTSFORSCHUNG ÜBER DIE RUMÄNEN.

V. Maniu, Secretär der historischen Section der Akademie der Wissenschaften zu Bukarest, fühlt sich höchst berufen zu beweisen, wie überaus irrig Rœsler's und Anderer, insbesondere auch meine Untersuchungen auf dem Gebiete der rumänischen Geschichte seien. Sein Werk hat P. Brosteanu, dessen Vorwort aus Montan-Reschitza (Banat) datirt ist, ins Deutsche übersetzt und die zweite Auflage dieser Verdeutschung ist 1885 in Leipzig erschienen.*

Der Uebersetzer beginnt seine Vorrede mit folgender Bemerkung: «In der Controverse über die Genesis des rumänischen Volkes und seine Sprache, sowie über seine Continuität im trajanischen Dacien, welche seit mehr als einem Jahrhundert die Gelehrtenkreise beschäftigt, wurde bis nunzu das rumänische Volk selbst eigentlich noch wenig befragt, und wo dies der Fall war, seine Meinung entweder mit oberflächlicher Widerlegung abgewiesen, oder einfach vornehm ignorirt und auf diese Weise zum Schweigen gebracht. Das ist weder gerecht, noch mit der Würde und der hohen Aufgabe der Pionniere wissenschaftlicher Forschung vereinbar! — Es ist nicht gerecht, weil sich diese Controversen um die heiligsten Attribute drehen, welche die Rechtstitel, den Stolz und den Ruhm eines Volkes bilden, das durch eine mehr als fünfzehnhundertjährige rühmliche Vergangenheit sich als ein würdiges und nicht zu unterschätzendes Glied der grossen europäischen Völkerfamilie erwiesen hat, und sich berechtigt fühlt zu fordern, dass in einer Angelegenheit, welche es so nahe berührt, nicht einseitig — de nobis sine nobis — geurteilt werde.»

Diese Erinnerung oder Rüge kann, wie ich glaube, mich nicht treffen, denn ich höre die rumänischen Schriftsteller nicht blos an, sondern ich studiere sie auch sogar, wobei ich immerfort das, und auch nur das im Auge habe: ob ihre Meinungen oder Behauptungen mit der wirklichen Geschichte, welche wir wissen können, in Uebereinstimmung stehen, oder ob sie blos Dichtungen sind, wie z. B. der Orlando furioso des Ariosto oder die Aeneis des Vergilius, welche wir, weil sie schön und rührend, mit Vergnügen lesen.

Peter Major hat im Vorbericht zu seinem *Ofner Lexicon* eine lateinische Abhandlung veröffentlicht, in welcher er die Bildung der rumänischen Sprache aus dem Lateinischen mit Hilfe von «prothesis, aphæresis, syncope, epenthesis, apocope, antithesis, metathesis» u. s. w. gelehrt erklärt. Ich habe

* Zur Geschichtsforschung über die Rumänen. Historisch-kritische und ethnologische Studien von V. Maniu, Secretär der historischen Section der Akademie der Wissenschaften zu Bukarest etc. Deutsch von P. Brosteanu. Zweite Auflage. Leipzig, 1885.

in meinem Werke «Die rumänische Sprache» (*Rumun nyelv. Nyelvtudományi Közlemények* XIV. Bd.) an einigen Beispielen nachgewiesen, was Major nicht Alles «per figuras dictionis» zu erklären im Stande ist. Z. B.:

Aphæresis: *bola* Krankheit, ist italienisch *debole*, lateinisch *debilis*; — *pricina* Ursache, ist das lateinische *facinus*, «detrita syllaba *fa*, et præfixa præpositione *prae*.» Wir wissen, dass *bola* und *pricina* slavische Wörter sind; — *lioqua*, welches nach Baritius' kleinem ungarisch-walachischen Wörterbuch *leuca* d. i. ung. lőcs, Wagenleiste «brachium currus, fulcrum laterale», ist, nach Major, «sic dictum a figura *obliqua*.»

Metathesis: *sluqitor* «factum ex dictione *servitor*, pro *sruvitor*, nisi velis deducere ab *ex lugeo*, cum servi semper *lugeant*. Inde per apocopen est formata dictio *sluga* servus.» Ex ungue leonem.

Maniu hält es für eine Vermessenheit, für welche er gar nicht die richtige Bezeichnung finden könne, dass ich Major weder als Linguisten, noch als Historiker verehre. «Es ist uns schwer den richtigen Ton zu finden, in welchem wir auf die Unhöflichkeiten eines anspruchsvollen Autors antworten sollen, der sich anmasst, das Andenken des verehrten Peter Major anzugreifen, indem er ihn als unwissend und vermessen in Sachen der rumänischen Sprache und Geschichte verurteilt». «Möge Herr Hunfalvy wissen, dass man mit Gewalt den Wert eines in der wissenschaftlichen Welt anerkannten Mannes nicht herabwürdigen kann!

Scientia violentia non aufertur
Antiquitate non corrumpitur

sagt Cassiodorus» — fügt Maniu hinzu. (S. 12.) Wir sehen, dass Densusian in seiner Untersuchung über den Ursprung der Walachen Major als den Moses der rumänischen Geschichtschreibung proclamirt; Maniu aber hält, wie wir hier vermuten, Major für den Hermes der rumänischen Sprachwissenschaft. Ich nehme mir dessenungeachtet, sowohl Densusian, als auch Maniu entgegen, die Freiheit, Dasjenige, was nicht wirkliche Geschichte ist, eine erdichtete Fabel zu nennen, und Dasjenige, was ein unwissender Phantast als Sprachwissenschaft ausgibt, für tollhäuslerische Linguisterei zu erklären, mag nun der Autor Peter Major oder wer immer sonst sein. Auch jene «wissenschaftliche Welt», selbst wenn sie auch irgendwo ausserhalb des Rumänentumes existirte, kann mich darin nicht wankend machen, denn auch ich halte das Dictum des Cassiodorus:

Scientia violentia non aufertur,
Antiquitate non corrumpitur

für heilige Warheit. — — —

Farkas lehrt in seiner *Kirchengeschichte* (Bd. I, S. 257), dass «zur Zeit der Niederlassung der Árpáden auf dem Boden Pannoniens alle Gebiete

Daciens von Romänen bewohnt waren; dass diese Romänen überhaupt und in Allem die Cultur des magyarischen Volkes beeinflusst haben» (Maniu, S. 11). Nachdem er dies bestätigt, fährt Maniu also fort: «Im XI. Jahrhundert erfuhr der Name *Ausonen* (welcher Bewohner Italiens bezeichnet) in den griechischen Chroniken die Umwandlung in Uzonen und Uzen. *Cuma* aber wurde bereits 1050 vor Christo erbaut; daher sind die Cumanen». Was sagt von diesen Livius? «Cumanii ab Chalcide Euboeia originem trahunt» und «Cumanos eiusdem juris conditionisque cujus Capuam esse placuit». Zur Zeit des Tarquinius Priscus legten nämlich in Italien angesiedelte gallische Stämme den Grund zu dem Volksnamen peucinus, pacinata, cumanus. Auch sonst sind Picener, Ausonen, Latier die ersten Einwohner Roms.

Von diesen stammen die in der ungarischen Geschichte ofterwähnten Bissenen und Cumanen, diese aber waren insgesammt Rumunen. «Die Documente und Schenkungsurkunden aus dem XIII. Jahrhundert erwähnen dieser Bissenen und Cumanen, darunter die Romänen verstehend.» S. 16. «König Béla IV. steht in engster Verbindung mit dem Cumanenvolke; er stellte sich an ihre Spitze und proclamirte sich als König der Cumanen. Seine Neigung für die Cumanen bewog ihn die cumanische (orthodoxe) Religion anzunehmen und seinem Sohne und Nachfolger Stephan V. die Tochter eines cumanischen Führers zur Frau zu geben.» (S. 17.)

Maniu fährt fort: «Es ist ferner historisch bekannt, dass Andreas III. († 1311) von den rumänischen «Asaniden» bedrängt, — deren Herrschaft sich über das Severiner Banat, Syrmien, Dalmatien und zum Teil über die Timisiana (Gegend von Temesvár) Actums bis an die Maros ausdehnte, — sich den Frieden durch Verwandtschaft mit den Asaniden erkaufte, indem er seine Tochter dem Ivan Asan zur Gattin gab.» S. 19. Soviel Blödsinn ist selbst in einer walachischen Geschichte zu stark.

«Wir wollen hier halten — sagt er S. 42 — in der vollen Ueberzeugung, dass aus dem Vorausgelassenen die Bedeutung des Namens Wlach für uns Rumänen, als Erben seiner gallo-latino-römischen Träger hervorgeht; es geht daraus zu gleicher Zeit die als ein Aenigma dargestellte historische Wahrheit unzweifelhaft hervor, dass jene Cumanen, Ausonen-Uzen, Pacinaten, Bissenen, Cazaren, von deren Taten und Ruhme die byzantinischen, slavischen und magyarischen Annalen aus dem X. bis XIII. Jahrhundert, sowie die Chroniken zwischen dem V.—VII.—IX. Jahrhundert voll sind, *Rumänen*, Nachkommen der trajanischen Colonie waren.» S. 42.

Wir wollen hier halten, sage auch ich; denn wir haben von V. Maniu's historisch-kritischen und ethnologischen Studien schon genug gehört. Und dieser Mensch dichtet uns an, dass wir über die Rumänen nur deshalb schreiben, weil wir sie *magyarisiren*, d. h. *vernichten* wollen, «in der vergeblichen Hoffnung, dass eines Tages die geographischen Grenzen Ungarns bis an das Schwarze Meer und bis an die äussersten Grenzen des alten Atelkuz

reichen werden.» S. 6. — Er hat den Mut dies zu schreiben, weil er weiss, dass er unter den Walachen genug unwissende Leser findet, die es glauben, und Brosteanu übersetzt seine Schrift in das Deutsche, weil er weiss, dass er unter den Deutschen ebensoviele oder noch mehr unwissende Leser findet, welche Alles glauben, was gegen die Ungarn geschrieben wird.

PAUL HUNFALVY.

ALFONS HUBERS ÖSTERREICHISCHE GESCHICHTE.

Unter den neuesten Büchern über die ältere Geschichte der jetzt die österreichisch-ungarische Monarchie bildenden Völker und Staaten nimmt das soeben erschienene Werk HUBER's * eine hervorragende Stellung ein. Es verzichtet von vornherein auf die Vorzüge einer wahrhaften, historischen Darstellung; es macht gar keinen Anspruch auf künstlerischen Wert, und von der Entwickelung des geschichtlichen Lebens bekommen wir darin wenig zu sehen. Aber durch die Kritik der einzelnen Tatsachen, durch die Sichtung und kurze, präcise Darlegung des Materiales, besitzt es den Wert eines sehr brauchbaren Nachschlagebuches. Es ist kaum möglich, auf einem solchen Raume mehr Daten zu vereinigen, und als Zusammenfassung der Ergebnisse der besonders in den letzten Jahren sehr tätigen Geschichtsforschung, die der Verfasser durch eigene Arbeit ergänzt und vervollständigt, ist es von selbstständigem Werte. Mit dem Werke KRONES' verglichen, das den gleichen Zweck verfolgt, zeichnet es sich durch schärfere Kritik der einzelnen Tatsachen aus, während jenes sich viel eingehender mit den allgemeineren Gesichtspunkten beschäftigt.

Das Buch führt uns die Geschichte der Länder des Donaureiches von den ersten Anfängen der Cultur in diesen Gebieten bis zur Schlacht auf dem Marchfeld, also der Begründung der Habsburgischen Macht in Oesterreich vor. Die ersten Ansiedelungen, die römische Verwaltung und ihre Ergebnisse, dann die Völkerwanderung und die Niederlassung der einzelnen Stämme bilden den Stoff des ersten Buches. Das zweite befasst sich mit der «Entstehung und Fortbildung der drei österreichischen Ländergruppen», d. h. der Mark, dann des Herzogtumes Oesterreich, der Königreiche Ungarn und Böhmen.

Wir wollen uns auf jene Punkte der Geschichte Ungarns beschränken, mit deren Auffassung wir nicht übereinstimmen können. Herr Huber hat sich zwar viel eingehender mit ungarischer Geschichte beschäftigt, als es

* Geschichte Oesterreichs von Alfons Huber. Erster Band, Gotha, Fr. Andreas Perthes, 1885.

sonst im Auslande Sitte ist, da er aber der ungarischen Sprache nicht mächtig ist, war er rein auf die Quellen und auf die auch deutsch erschienenen Bearbeitungen angewiesen. Es ist nun gewiss, dass jede historische Kenntniss, also auch die der ungarischen Geschichte, in erster Linie auf den Quellen beruht. Aber es ist schwer, auch nur einen Schritt vorwärts zu tun, ohne die bisherigen Arbeiten zu Rate zu ziehen. Selbst für die Epoche der Árpáden ist es ein grosser Nachteil, die Resultate der einheimischen Forschung nicht berücksichtigen zu können; für die spätern Epochen, wo ja die Landessprache selbst in den Quellen einen grössern Raum einnimmt, macht ihre Unkenntniss eine auch nur einigermassen zureichende Beherrschung des Stoffes beinahe unmöglich.

Schon für die Darstellung der Verhältnisse Pannoniens in der Römerzeit müssen wir bedauern, dass der Verfasser die einschlägige Arbeit Salamon's nicht benützen konnte. Derselbe Forscher hat auch die Frage über das Fürstentum Privinas und die Verbreitung des Christentums in Pannonien von Neuem angeregt, und die auch vom Verfasser geteilte Ansicht, als ob dieses Fürstentum ganz Unterpannonien zwischen der Drau und der Raab umfasst hätte, stark erschüttert.

Was nun die Ungarn selbst betrifft, ist es für uns beinahe unbegreiflich, wie ein Historiker vom Range des Herrn Huber an der Taktik des Kaisers Leo, gewiss einer der wertvollsten Quellen, vorübergehen konnte. Das Urteil des Griechenkaisers über dies kriegerische und freie Volk kann doch auf grössere Geltung Anspruch machen, und ist unvergleichlich wesentlicher, als der mitgeteilte Bericht «eines lothringischen Schriftstellers jener Zeit, demgemäss die Ungarn die Herzen der Gefangenen als Heilmittel sollen verzehrt haben.» (S. 118—119).

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, dass die byzantinischen Quellen, die ja nicht nur für ungarische, sondern auch für die speciell österreichische Geschichte viel wichtiges enthalten, nicht nach Gebühr gewürdigt werden. So z. B. wird gar nicht erwähnt, dass die Ungarn in Konstantinopel immer *Türken* genannt werden, was doch die besonders auf sprachlichen Motiven basirende Hypothese, als ob die Ungarn ein finnischer Stamm seien, stark erschüttert. Im Allgemeinen müssen für die Zeit bis Stephan den Heiligen die byzantinischen Schriftsteller nicht nur gleiche Berücksichtigung erfahren, wie die deutschen und italienischen, sondern als wichtigste Quelle gelten.

Für die ganze Auffassung und Beurteilung der ungarischen Königs-Geschichte kommt in erster Linie die Stellung in Betracht, die man der ungarischen Nationalchronik gegenüber einnimmt. Wir haben unsere Ansicht über diesen hochwichtigen Gegenstand zu verschiedenen Malen ausgeführt und zu begründen gesucht, und haben ihr kaum etwas hinzuzufügen. Sie gipfelt darin, dass die ungarische Chronik in ihrer ursprünglichen Fassung um die Mitte des XII. Jahrhunderts entstand, und um die Zeit König

Andreas II. fortgesetzt wurde, während ihre Redaction, der sie ihre gegenwärtige Gestalt verdankt, in den Anfang des XIV. Jahrhunderts fällt. Sie beruht in ihrem ältern Teile auf einer nationalen, an und für sich sehr interessanten und wertvollen Tradition. Man kann ihr im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit ebenso wenig absprechen, wie den übrigen Chroniken des Mittelalters, muss aber jedes einzelne Datum ebenso auf seine Authenticität prüfen, wie dies bei andern gleichartigen Quellen der Fall ist. Herr Huber meint, dass die Chronik «nicht vor der letzten Regierungszeit Andreas II. († 1235) entstanden ist». Er bleibt uns aber nicht nur den Beweis dieser Behauptung, sondern auch die Gründe dafür schuldig. Es ist selbstverständlich, dass er bei seiner Vorliebe für einzelne Daten den annalistischen Aufzeichnungen den Vorzug vor den chronistischen einräumt, die doch viel mehr eine bestimmte Gesammtanschauung vermitteln.

Hieraus folgt, dass die Darstellung der Regierungen König Ladislaus des Heiligen, Koloman's, Stephan's II. und Béla II. eine viel lückenhaftere ist, als sie, selbst bei einer scharfen Kritik der unserer Chronik zu Grunde liegenden Nachrichten, sein müsste. So ist z. B. nicht die Rede von dem Auftreten der Opposition gegen Stephan II. im galizischen Feldzuge: einem Ereignisse, das uns für die Geschichte der Verfassungs-Entwickelung hochwichtig erscheint. Ebenso wird der Reichstag von Arad, das Blutbad und die darauf folgende grosse Confiscation und Bereicherung der Kirche, die doch nicht ins Bereich der Mythe verwiesen werden können, ganz übergangen. Uebertriebene Kritik trübt ebenso den geschichtlichen Blick als Leichtgläubigkeit.— Ebenso ablehnend gegen unsere Tradition verhält sich der Verfasser bei der Geschichte Andreas II., besonders bei der Ermordung der Königin Gertrud. Es ist doch gewagt, dieses Verbrechen ganz dem nationalen Hasse gegen die Deutschen aufzubürden, und die Motive der persönlichen Rache ganz zu vernachlässigen. Auch ist nie von der Tochter des Bans Banko, wie der Verfasser meint, sondern von dessen Gemalin die Rede.

Am erschöpfendsten gestaltet sich die Erzählung, wo der Verfasser festen, urkundlichen oder gesetzlichen Boden unter seinen Füssen fühlt. Dieses Hervorheben der staatlichen Institutionen ist im Allgemeinen eine der schätzenswertesten Eigenschaften des Buches. Ebenso müssen wir die Hervorhebung der staatlichen und socialen Anknüpfungspunkte zwischen den einzelnen Staaten und Völkern rühmen. Wie selbstverständlich, treten alle diese Vorzüge besonders in der Behandlung des XIII. Jahrhunderts, der Regierungen Andreas' II. und Béla's IV. hervor. Wir können hieraus schliessen, dass die spätern Teile des Werkes das Niveau des gegenwärtigen überschreiten werden. In dem Maasse, als die Daten sich vermehren, muss sich die specielle Begabung des Verfassers: sie zu sichten und zu beurteilen, in höherem Maasse geltend machen. Dr. Heinr. Marczali.

VERMISCHTES.

— **Statistik des Budapester Polytechnikums.** Im ersten Semester des Schuljahres 1884/85 wurde der Unterricht an dem königl. Josef-Polytechnikum von 27 ordentlichen Professoren, 6 Privatdocenten und 3 Fachlehrern besorgt, während im zweiten Semester gleichfalls 27 ordentliche Professoren, 1 Substitut, 6 Privatdocenten und 3 Fachlehrer tätig waren. Die Zahl der Vorträge, beziehungsweise der vorgetragenen Lehrgegenstände, betrug in beiden Semestern je 85, wovon auf die ordentlichen Professoren im ersten Semester 74, im zweiten dagegen 75 Gegenstände entfielen. Die Anzahl der wöchentlichen Vortragsstunden betrug im ersten Semester 210, verbunden mit 228 Uebungsstunden, im zweiten Semester dagegen 205 mit 235 Uebungsstunden. — Die Zahl der im ersten Semester inscribirten ordentlichen Hörer betrug 620, die der ausserordentlichen 42. Von den ordentlichen Hörern entfallen auf die Bau-Abteilung 50, Ingenieur-Abteilung 385, Maschinen-Ingenieur-Abteilung 151, auf die allgemeine Abteilung und jene für Chemie 34. — Der Confession nach waren von 620 ordentlichen Hörern des ersten Semesters 235 römisch-katholisch, 5 griechisch-katholisch, 13 griechisch-orientalisch, 77 reformirt, 4 Unitarier, 242 mosaisch und 44 Augsburger Confession. Der Nationalität nach waren unter diesen 620 Hörern 604 Ungarn, 2 Kroaten, 10 aus der anderen Reichshälfte und 4 Ausländer. Im ersten Semester waren 65 vom halben, 51 vom ganzen Schulgeld befreit, die Summe der nachgesehenen Schulgelder betrug 2237 fl. 50 kr. Die Zahl der im zweiten Semester inskribirten Hörer betrug 541, die der ausserordentlichen Hörer blos 23. Von den ordentlichen Hörern entfielen auf die Bau-Abteilung 44, Ingenieur-Abteilung 333, Maschinen-Ingenieur-Abteilung 134, auf die allgemeine Abteilung und jene für Chemia 31. Der Confession nach waren von 541 ordentlichen Hörern des zweiten Semesters: römisch-katholisch 192, griechisch-katholisch 5, griechisch-orientalisch 12, Reformirte 71, Unitarier 2, mosaisch 221, Augsburger Confession 38. Der Nationalität nach waren unter diesen 541 Hörern: 525 Ungarn, 2 Kroaten, 10 aus der anderen Reichshälfte und 4 Ausländer. Im zweiten Semester waren 54 vom halben, 49 vom ganzen Schulgelde befreit; die Summe der nachgesehenen Schulgelder beziffert sich auf 1900 fl. — Im Schuljahr 1884/85 waren insgesammt 77 Hörer mit verschiedenen, teils staatlichen, teils privaten Stipendien beteilt, und betrugen die ausgefolgten Stipendien in Summe 21,286 fl. ö. W.— Im Verlaufe des ganzen Schuljahres wurden am Polytechnikum 6099 Colloquien abgehalten. Hievon entfallen auf die Bauabteilung 651, Ingenieur-Abteilung 4261, Maschinen-Ingenieur-Abteilung 1011, auf die allgemeine Abteilung und jene für Chemie 176. — Rigorosen wurden abgehalten: in der Bauabteilung 5, und zwar 4 mit, 1 ohne Erfolg; in der Ingenieur-Abteilung 116, und zwar 79 mit, 37 ohne Erfolg; in der Maschinen-Ingenieur-Abteilung 57, und zwar 42 mit, 15 ohne Erfolg; in der Abteilung für Chemie 2, beide mit gutem Erfolg. — Diplome wurden ausgefolgt: in der Bau-Abteilung 2, Ingenieur-Abteilung 33, Maschinen-Ingenieur-Abteilung 3, zusammen 38. — Abgangs-Zeugnisse wurden verabfolgt: in der Bau-Abteilung 3, Ingenieur-

Abteilung 37, Maschinen-Ingenieur-Abteilung 12, allgemeinen Abteilung 14, in jener für Chemie 2, zusammen 68. Endlich wurden 43 Ingenieuren und 4 Maschinen-Ingenieuren, zusammen daher 47 Absolutorien ausgefolgt.

— **Ungar. Akademie der Wissenschaften.** Dem soeben erschienenen Almanach der ungarischen Akademie entnehmen wir die folgenden Daten:

Die ungarische Akademie zählt alles in allem 323 Mitglieder; von diesen sind 19 Ehren-, 56 ordentliche, 151 correspondirende und 97 auswärtige Mitglieder. Dieselben verteilen sich auf die einzelnen Classen wie folgt: es zählt

	Ehren-	ordentl.	corresp.	auswärt.	zusammen
die I. Classe	5	12	32	28	77
» II. »	6	23	61	40	130
» III. »	8	21	58	29	116
	19 Ehren-	56 ord.	151 corr.	97 ausw.	323 Mitgl.

Die Akademie zählt im Sinne ihrer Statuten 24 Ehren- und 60 ordentliche Mitglieder, folglich sind von der ersteren Kategorie 5, von der letzteren 4 Stellen unbesetzt.

Von den auswärtigen Mitgliedern der Akademie entfallen auf die jenseitige Hälfte der Monarchie 14, auf das deutsche Reich 25, auf Frankreich 18, auf England und Italien je 9, auf die Schweiz und Finnland je 3, auf Schweden, Russland, Serbien, Ostindien und Amerika je 2, endlich auf Belgien, Holland, Portugal und die Türkei je 1 auswärtiges Mitglied.

Durch den Tod hat die Akademie im Jahre 1885 die folgenden Mitglieder verloren: den Dichter und Uebersetzer Wilhelm Győry, die Historiker Theodor Botka und Johann Hornyik, den Sprachforscher Johann Nagy, die Naturforscher Chrysostom Kruesz, Moritz Say, Josef Rózsai, den Rechtsgelehrten Ignaz Zsoldos, und die auswärtigen Mitglieder Georg Curtius, Jakob Henle, Edwards Milne, H. W. Reichardt und A. L. Worsaae.

Das Vermögen der Akademie betrug am 31. December 1884: 2.319.630 fl. Die Ausgaben des Jahres 1884 betrugen 152,469 fl. — Das Stammcapital der Akademie erlangte im Jahre 1884 einen Zuwachs von 11,314 fl.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Apáthy István, Emlékbeszéd Bainter János fölött. (Denkrede auf das corresp. Mitglied der ungar. Akademie Johann Baintner von Stefan Apáthy.) Budapest, 1885. Akademie, 13 S.

Beöthy Zsolt, A tragikum. (Ueber das Tragische von Zoltan Beöthy. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) Budapest, 1885, Franklin, 640 S.

Beniczkyné-Bajza Lenke, Az első nyom. (Die erste Spur, Roman von Frau Lenke Beniczky-Bajza.) Budapest, 1885, Athenäum, 229 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Baráczy Sándor, költői képek. (Poetische Bilder von Alexander Barácy.) Kronstadt, 1884, Altstädter, 151 S.

— — *Hellas. Ó-Görögország története.* (Hellas. Geschichte Alt-Griechenlands mit Rücksicht auf seine Altertümer, von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang seiner Selbständigkeit, von demselben.) Das., 175 S.

Berczik Árpád, La reine du bal. Comédie en un acte, traduite par Hippolyte Piplon. Budapest, 1885, Grill, 38 S. (Aus der »Gazette de Hongrie«.)

Boross Mihály, Fehérmegye 1861. (Das Komitat Stuhlweissenburg im Jahre 1861, als III. Bd. seiner »Erlebnisse«, auf Grund verlässlicher Quellen von Michael Boross.) Stuhlweissenburg, 1885, Klökner, 134 S.

Brassai Samuel, A mondat dualismusa. (Der Dualismus des Satzes von Samuel Brassai.) Budapest, 1885, Akademie, 92 S.

Felegyhazy August Dr., Die neuen Waaren-Usancen der Budapester Waaren- und Effectenbörse. (Allgemeine und besondere Bestimmungen.) Im Anhange: Die auf das Börsen-Schiedsgericht bezüglichen Gesetze. Das Verfahren vor dem Schiedsgerichte der Budapester Waaren- und Effectenbörse. Zweite wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Budapest, 1886. Grill, VIII, 270 S.

Felegyházy August, A hegyek közül. (Aus den Bergen, Erzählungen und Skizzen von demselben.) Budapest, 1885, Aigner, 352 S.

Csengeri Janos, Cicero a kötelességekről. (Cicero De officiis, lateinisch und ungarisch, herausgegeben, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Johann Csengeri.) Budapest, 1885, Franklin, XVI u. 334 S.

Dobos János, Egyházi beszédek. (Kirchenreden von Johann Dobos. I. Bd.). Budapest, 1885, Kókai, 244 S.

Gaal Jenő, A mezőgazdasági válság. Dasselbe auch deutsch: *Die Frage der landwirthschaftlichen Krise von Dr. Eugen Gaal.* Budapest, 1885, Landwirthschaftlicher Verein, 154 S. — Dasselbe auch französisch: *La crise agricole.* Das., 149 Seiten.

Györffy Endre, Magyar- és czigány szótár. (Ungarisch-zigeunerisches Wörterbuch von Andreas Györffy.) Budapest, 1885, Kilián, 153 S.

Gesetz-Artikel XXIV vom Jahre 1885, über die Aufhebung der in der provincialisirten ungarischen Militärgrenze bestehenden Haus-Communionen. Mit Erläuterungen und Anmerkungen von Peter Fritz. Budapest, 1885, Ráth. 34 S.

Hegyi Pal, Államfölség es papuralom. (Die Majestät des Staates und die Herrschaft des Clerus, kirchenpolitische Studien von Paul Hegyi. Mit dem Originaltext des Syllabus und der preussischen Mai-Gesetze.) Pressburg, 1885, Battisch, 186 u. 75 S.

Kuncze Leo Ferd., Systematik der Weihmünzen. Raab, 1885, Hennicke, 1—284 S.

Kazinczy Gábor, Emlékbeszéd Szemere Pal fölött, (Denkrede auf Paul Szemere von Gabriel Kazinczy). Budapest, 1885, Franklin, 61 S.

Lukacsy Alexander, Die Rothhaarige. Volks-Schauspiel mit Gesang und Tanz in drei Akten. Aus dem Ungarischen für deutsche Bühnen bearbeitet von Leo Vécsey. Pressburg, 1885, Stampfel, 80 S.

Márki Sándor, Thököly Imre életrajza. (Emerich Thököly's Leben von Alexander Márki.) Pressburg, 1885, Stampfel, 24 S.

Mikszáth Kálmán, A lohinai fű. (Das Gras von Lohina, Erzählung von Koloman Mikszáth.) Budapest, 1886, Singer u. Wolfner, 91 S.

Monumenta comitialia regni Hungariae. Magyar országgyulési emlekek. (Ungarische Reichstagsakten mit historischen Einleitungen. Im Auftrage der historischen

Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von Wilh. Fraknói und Julius Károlyi.) IX. Band, 1598—1601. Budapest, 1885, Akademie, 619 Seiten.

Monumenta Vaticana Hungariae. Erste Serie, zweiter Band: Diplomatarium der Gesandtschaft des päpstlichen Legaten Card. Gentilis in Ungarn, 1307—1311. Budapest, 1885, St. Stefans-Gesellschaft. 4°, CXX, 512 S. und 4 Tafeln.

Nyelvtudományi közlemények. (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen, herausgegeben von der linguistischen Commission der ung. Akademie, redigirt von Josef Budenz.) XIX. Bd. II. Heft, S. 161—328. Budapest, 1885, Akademie. — Inhalt: *Ignaz Halász*, Schwedisch-lappische Texte, herausgegeben und übersetzt. — *Josef Budenz*, «Der Kaufmann», wogulische Sage, neu herausgegeben und erläutert. — *Josef Budenz*, Ueber Miklosich, Die türkischen Elemente in den südost- und ost-europäischen Sprachen. — *Rajm. Vasverő*, Causatives -*l* im Konda-Wogulischen. — *Joh. Steuer*, Momentanes -*p* im Finnischen.

Ortvay Tivadar, A hazai és északeuropai praehistoricus kőeszközök. (Vergleichende Studien über den Ursprung und das Alter der ungarländischen und der nordeuropäischen [dänischen, schwedischen und norwegischen] prähistorischen Steingeräthe, von Theodor Ortvay. Erste Hälfte: Der Ursprung der Steingeräthe.) Budapest, 1885, Akademie, 75 S.

— — Dasselbe: Zweite Hälfte: Das Alter der Steinwerkzeuge. Das. 105 S.

Oeffentliche Neubauten in Budapest. Aus Anlass der Studienreise im Jänner 1885 des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines beschrieben von E. R. Lenhardt und J. Melan. Mit 8 Tafeln und 53 Textfiguren. Budapest, 1885, Révai, 4°. 45 S. und 8 Tafeln.

Pálffy Albert, Egy mérnök regénye. (Der Roman eines Ingenieurs von Albert Pálffy. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) Budapest, 1885, Franklin, 2 Bände, 244 u. 288 S.

Radó Antal, Latin költők. (Lateinische Dichter, Auswahl in ungarischen Uebersetzungen, mit Einleitungen. A. u. d. T. Literarhistorische Anthologie. I. Von Dr. Anton Radó.) Budapest, 1885, Athenäum, 272 S.

Saárossy Kapeller Edmund v., Die zehnjährige Tätigkeit der kön. ung. Staats-Eisenbahnen auf dem Gebiete der Volkswirthschaft. Budapest, 1885, Pallas, 100 S und 10 Tabellen.

P. Thewrewk Emil, Anakreon. (Anakreon, griechisch und ungarisch, herausgegeben, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Emil Thewrewk von Ponor.) Budapest, 1885, Franklin, XVI, und 410 S.

Vadnai K., Elmúlt idők. (Vergangene Zeiten. Erinnerungen von Karl Vadnai. Budapest, 1886, Athenäum, 254 S.

Wellisch Samuel, Wie man Privat-Sekretär wird. Lustspiel in zwei Akten Ungarisch-Weisskirchen, 1885, Hepke, 32 S.

Zádor Gyula, Zádor Gy. levelezése Kazinczyvel. (Georg Zádor's Briefwechsel mit Franz Kazinczy, herausgegeben von Julius Zádor.) Budapest, 1885, Révai, IX, 167 Seiten.

Zsilinszky Mihály, Az 1637/38-iki pozsonyi országgyűlés. (Zur Geschichte des Pressburger Reichstages von 1637/38, von Michael Zsilinszky.) Budapest, 1885, Akademie, 51 S.

DIE ALTEN KATHEDRALEN VON GROSSWARDEIN.

EINE STUDIE.[1]

König Ladislaus der Heilige (1077—1095) hatte für das von ihm gegründete Grosswardeiner Bistum zugleich eine Kathedrale erbaut, in welcher er selbst begraben wurde. Die Kirche war, dem Gebrauche der Zeit gemäss, *klein;* denn nur so konnte Bischof Andreas Báthory dieselbe mit seinem vom Jahre 1342 an erbauten Gotteshause umfangen. Der erste Bau stand also, abgerechnet die Verwüstung der Tartaren, zwei und ein halbes Jahrhundert aufrecht, während der zweite, nach Zrednay's Zeugniss, welches vom Jahre 1445 stammt, nur wenig über ein Jahrhundert dauerte; denn um diese Zeit war das Sanctuarium bereits seinem Untergange nahe.

Die Türken belagerten Grosswardein 1598, wobei die Kirche von neuem grossen Schaden erlitt.

Miskolczy, der die Ruine 1609 sah, mass deren Verhältnisse mit Schritten; doch selbst die Ruine ging zu Grunde, nachdem Gabriel Bethlen 1630 aus ihren Steinen die Festung umbauen liess.

So sehr verschwanden die Ueberreste, dass die Kirche in neuerer Zeit von Einigen nicht mehr in der Festung, sondern in der Stadt gesucht wurde. Bunyitay setzte jedoch die Kirche richtig an den Ort, an welchem ihre Fundamente durch die Ausgrabungen 1881 und 1883 wieder aufgefunden wurden, nämlich in den grossen Hof der Festungskaserne.[2]

Im Jahre 1881 endeckte man, gelegentlich eines Neubaues des west-

[1] Im Nachstehenden wird man eine grosse Menge von Zahlen finden, der Leser möge sich hierdurch nicht abschrecken lassen, nachdem die Berechnungen auf die vier einfachen Species beschränkt sind. Will er sich jedoch von der Richtigkeit meiner Combinationen überzeugen, kann ihm das Nachrechnen nicht erspart bleiben. Ein näheres Eingehen auf mein System der architektonischen Verhältnissbestimmung findet sich in meinem 1873 erschienenen Werke «Die Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa», Pest und Leipzig in Commission bei C. A. Haendel.

[2] S. seinen Artikel in den «Archäolog. Közlemények v. J. 1879.» «A váradi ős székesegyház.» S. 7—32.

lichen Kasernenflügels, im Fundamentgraben, in der Tiefe von 2,60 Meter, eine Torschwelle, welche bei näherer Untersuchung sich als Schwelle eines Kirchenportals auswies.

Als ich vom Ministerium des Cultus und Unterrichts dahin gesandt wurde, hatte der den Bau leitende Hauptmann Herr Alfred Komark die Gefälligkeit, einige kleinere Grabungen zu gestatten, welche zu der Constatirung von an der Fronte befindlichen Türmen führten. Herr Architect Ladislaus Steinhaus nahm die gefundenen Details auf, von welchen einige sich noch um 0,71 Meter über dem alten Fussboden erhoben. Doch konnte damals die Untersuchung nicht weiter geführt werden, einmal weil der Neubau mit grosser Raschheit fortgesetzt werden musste; dann aber weil der zu untersuchende Platz mit dem nötigen Baumaterial ganz angefüllt war. Nichtsdestoweniger durfte schon jetzt als sicher angenommen werden, dass man es hier nicht mit einem Baue aus der Zeit des h. Ladislaus, sondern mit einem Spitzbogenbaue zu tun habe. Ich habe sofort die ganze Breite der Westfronte, d. h. 24 Meter, zweimal genommen, womit ich in die Nähe des Brunnens 𝔷 kam,[1] über welchen hinaus ich die Lage des Sanctuariums annehmen konnte. Dies war die Bestimmung der Längenausdehnung einer künftigen Grabung.

Nachdem die Bewilligung zur Grabung gegeben, die Kosten derselben zu 5000 fl. ö. W. vom Bischof und dem Capitel angewiesen und der Bau des westlichen Kasernflügels hergestellt war, übernahm der Archäolog und Grosswardeiner Domherr F. F. Romer die Leitung der Arbeiten im Herbst des Jahres 1883. Die Grabungen wurden bis in eine Tiefe von 4 Meter, stellenweise auch noch tiefer geführt. Der Ingenieur Heinrich Erlesbeck nahm das jeweilige Aufdeckungsresultat genau (1 Meter=0,01) auf; und so war ich im Stande, mit Hilfe dieser und der gleichfalls präcisen Aufnahmen des Architecten Steinhaus, wie auch mit Hilfe der Angaben bei Zrednay, Miskolczy und des Grosswardeiner Cartulariums, deren bezügliche Stellen mir Bunyitay[2] gefälligst lieferte, im Stande, den Grundriss der ehemaligen Kirche des h. Ladislaus und des Bischofs Báthory mit grosser Wahrscheinlichkeit herzustellen.

[1] S. unsere Grundrisstafel.

[2] Vincent Bunyitay, Archivar d. Grossward. Kapitels, publicirt eine Geschichte des Grosswardeiner Bisthums «A váradi püspökség története», welches Werk auf fünf Bände berechnet ist, wovon bereits drei starke Bände 1883 und 1884 erschienen sind. Im dritten Bande (S. 147—174) ist meine Studie in ungarischer Sprache publicirt, jedoch kommt in gegenwärtigen Artikel manche Correctur vor, wie auch einiges hinzugekommen ist. Bunyitay hat die Gefälligkeit gehabt mir, nicht nur die handschriftlichen Daten des Cartulariums, so nennt er eine Sammlung verschiedener Daten und Documente, welche aus älteren Handschriften zwischen 1506 und 1512 zusammengelegt wurde, zu liefern, sondern auch die Benützung der Illustrationen zu gestatten.

DIE ZWEITE KATHEDRALE.

Die Reconstruction muss notwendigerweise mit jener der Kirche Báthory's beginnen; denn ihre Ueberreste sind weit zahlreicher und bestimmter zu deuten.

Die Abweichung von der strengen Orientationslinie beträgt 8° 30'. In Ungarn ist eine richtige Orientation ziemlich selten, ja es kommen Abweichungen bis zu 20 und mehr Graden vor.

Báthory's Kirche war eine ansehnliche Kathedrale, sie hatte Strahlenkapellen, einen Umgang um den Innenchor, ein dreischiffiges Langhaus und vier Türme, doch fehlte ihr das Querschiff. Ohne das westliche Turmpaar massihre Länge 5$^1/_2$Einheiten, doch erreichte ihre Breite noch nicht 2 Einheiten. Von dieser Kirche wurde jene des h. Ladislaus, in welcher das Königsgrab lag, ganz umschlossen.

Auf unserer Grundrisstafel bezeichnet *AA* die Fundamentgrube für die Hof-Fronte des neu aufgebauten Kasernflügels, *h, h, h* die in der Fundamentgrube aufgedeckten Reste des Zwillingsturmes, der südlich liegende Buchstabe *h* gibt die Grube an, welche ich mit gefälliger Zustimmung des Herrn Hauptmannes und Bauleiters Komark zum Zwecke der Auffindung der Turmecke graben liess.

B, B, B gehört zwei Flügeln der Kaserne.

C, C Erholungshof für Sträflinge. Hier konnte nicht gegraben werden.

s, t, u, v, w, x, y, z gibt den Umfang der im Jahre 1883 unternommenen Grabungen an; dieser Raum war eingeplankt. Dessen Linie wird mit ●●—●●—●●— bezeichnet.

Die einfachen Linien gehören der Kirche Báthory's, diese —●—●— der Kirche des h. Ladislaus.

a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m und *n* bezeichnen die zumeist in einer 3 bis 4 Meter tiefen Lage aufgedeckten Mauerreste oder Steinblöcke.

Mit griechischen Buchstaben sind (ausgenommen das ϛ des Brunnens) die aufgedeckten Gräber bezeichnet.

Die römischen Ziffern I, II, III, IV, V geben die Zahl der Einheiten für die Länge der Kirche Báthory's, die arabischen 1, 2, 3, 4 die Einheiten für die Länge der Kirche des h. Ladislaus.

Die Ausgrabung fand in vier Abteilungen statt, so dass die Erde jeder Abteilung auf die benachbarte geschichtet und der aufgedeckte Teil mit seinen Einzelheiten genau aufgenommen und dann wieder zugedeckt wurde. Anfangs wurde die Aufgrabung von blos 3 Abteilungen bis *u, x, y* beabsichtigt; im Laufe der Arbeit stellte sich aber die Notwendigkeit der Ausgrabung

der Grube *u, v, w, x* heraus. Doch war auch jetzt die Untersuchung nicht vollständig, denn das Sanctuarium blieb auch jetzt unaufgedeckt, und doch war ein solches vorhanden, wie dies nicht nur alle geschichtlichen Angaben, sondern auch die zwar sehr geringen Mauerreste bei *i, l* beweisen.

In den Aufnahmen Erlesbek's sind folgende Maasse verzeichnet: 24,80 (Breite zwischen der beiderseitigen Einplankung), 1,70 (zwischen den Planken und der äusseren Mauerflucht der Kirche Báthory's), 1,55 (Mauerdicke), 2,55 und 2,60 (mit unbestimmten inneren Endpunkten); sodann 10 Meter für die Länge der vierten Grabungs-Abteilung und 2,40 Meter für ein Gewände des Südportales. Alle anderen auf der Grundrisstafel vorkommenden Maasse folgen entweder aus jenen Erlesbek's oder aus meiner Combination.

In der Bestimmung der Maassverhältnisse mittelalterlicher Kirchen, ja auch jener der antiken Tempel, spielt eine Hauptrolle die *Einheit*, aus welcher alle vorkommenden Maasse abgeleitet werden. In meinen architectonischen Schriften bezeichne ich diese mit 𝔘', unitas, für die mittelalterlichen, mit U' für die antiken Bauten.

Diese Einheit wurde im Mittelalter, wo mehr Schiffe im Langhause vorkommen, von Axe zu Axe der Mittelschiffstützen in der Breite, wo aber das Langhaus ungeteilt ist, von Mauerflucht zu Mauerflucht, d. h. als Lichtenbreite bestimmt, und zwar entweder zu ganzen altrömischen Fussen, oder zu ganzen und einem Ueberschuss von ⅓, ⅔ oder ¼, ²⁄₄, ¾ Fuss.

Die *Einheit* der Kirche Báthory's habe ich folgenderweise gefunden:

	Meter
Erlesbek gibt zwischen der Einplankung an	24,80
hievon abgezogen den Grubenrand zu ...	1,70
die Mauerdicke zu	1,55
mit unbestimmtem inneren Ende *	2,55
« « « « $\frac{2,60}{2}$ ...	1,30
Zusammen	7,10

Die Summe von 7,10 ist zweimal, d. h. für jede Seite abzuziehen, demnach 24,80—14,20 = 10,60 Meter. Wir erhalten hier aber deshalb etwas mehr, weil das Mauerstück *a)* nicht in zwei gleiche Teile geteilt erscheint, dessen Axe nicht in die Mitte zwischen die Gräben ε) und ζ) fällt, was jedoch der Fall ist, wenn wir diese Axe um 0,10 nach innen rücken, d. h. 0,20 weiter abziehen. Sofort erhalten wir für unsere 𝔘' 10,40 Meter. Führen wir dieses

* Ich sage unbestimmt, weil die von Erlesbek angegebene Breite des Mauerstückes *a)* zu 2,60 keine scharfbestimmbare Grenze aufweist.

Maass, den Meter zu 40,639 Zoll genommen, auf den altrömischen Fuss zurück, erhalten wir 35′ 2,64″ altrömisch, was nicht streng regelrecht ist, während 10,44 Meter gleich sind 35′ 4,27″ altrömisch. Vernachlässigen wir nun $\frac{27}{100}$ des Zolles, was bei der Ausführung nicht in Betracht kommt, erhalten wir zu unserer *Einheit*

$$\mathfrak{M}' = 10{,}44 \text{ Meter},$$

und dieses Maass erhält seine volle Bestätigung in den nach meiner Entdeckung der mittelalterlichen Verhältnissbestimmung abgeleiteten Detailmaassen. *

Bei Bestimmung der Seitenschiffbreite bin ich folgends verfahren:

Von der Breite zwischen der Einplankung 24,80 habe ich abgezogen die Einheit, die Mauerdicke und den Raum von der äusseren Mauerflucht bis zur Einplankung, die beiden letzten Posten zweimal. Der mit 2 geteilte Rest ergab die Breite eines Seitenschiffes, daher:

	Meter
Südlicher Rand der Grube	1,70
Dicke der südl. Langmauer	1,55
Breite des südl. Seitenschiffes	3,93
Breite des Hauptschiffes 𝔐′	10,44
Breite des nördl. Seitenschiffes	3,93
Dicke der nördl. Langmauer ... — ...	1,55
Bis zur nördl. Einplankung	1,70
Zusammen	24,80 M.

Der *Seitenschiffbreite* von 3,93 Meter stehen am nächsten $\frac{3}{8}$ 𝔐′ = 3,915 Meter, was allerdings von der gewöhnlichen Breite der mittelalterlichen Seitenschiffe abweicht, indem zu deren Breitenbestimmung als Basis häufig $\frac{1}{2}$ 𝔐′, d. h. $^4/_8$ genommen erscheinen.

Den Grund für diese geringere Seitenschiffbreite haben wir besonders in dem Mangel der *Streben* zu suchen, von denen sich an den Langmauern nirgends eine Spur gefunden hat; denn auch das massige Mauerstück *p)* an der südlichen Langwand kann nicht als Rest einer Strebe betrachtet werden, indem seine grösste Ausdehnung von 2,40 Meter für eine Strebendicke zu stark ist, daher wir es hier mit einem Reste des westlichen Gewändes des Hauptportales zu tun haben. Als Ersatz für den Mangel an Streben kann man die aussergewöhnliche *Mauerdicke* betrachten (1,55 Meter). Als Basis der Mauerdicken des XIV. Jahrhundertes gilt 𝔊, nahezu $^1/_{10}$ 𝔐′. Ziehen wir

* Die Darstellung meiner Theorie siehe in meinen «Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa (Cardinals Ludwig Haynald) i. J. 1873» erschienenen Werke (Leipzig in Commission bei C. A. Haendel S. 80—100).

nun auch von *1,55* den Vorsprung des äusseren Sockels zu 0,131 und jenen des inneren Sockels zu 0,168 ab, bleibt noch immer 1,231 Meter, oder, die Vorsprünge um sehr wenig geringer angenommen, da hier eine genaue Messung nicht stattfand, ein meinem Seriengliede $\frac{1}{2}\mathfrak{a} = 1,247$ Meter entsprechendes Maass für die reine Mauerdicke, $\frac{1}{2}\mathfrak{a}$ steht in der Serie 7 Glieder über $\mathfrak{G}$. Nehmen wir aber die beiden Sockelvorsprünge noch geringer an, erreichen wir für die reine Mauerdicke $\mathfrak{F} = 1,280$ Meter und stehen hiemit um eine ganze kleine Octav über $\mathfrak{G}$. Wir können sofort den grösseren Sockelvorsprung zu $\mathfrak{K} = 0,137$ und den geringeren zu $\frac{1}{2}\mathfrak{m} = 0,133$ annehmen und erhalten dann $\mathfrak{K} + \mathfrak{F} + \frac{1}{2}\mathfrak{m} = 1,550$ Meter, genau das Maass, welches Erlesbek als ganze Mauerdicke angibt.[1]

Die *Länge* der Kirche hat Miskolczy[2] im Jahre 1609 blos mit Schritten, und auch so blos teilweise gemessen, nachdem der östliche Teil des Gebäudes bereits in Trümmern lag. Er zählte demnach, höchst wahrscheinlich, von der äusseren Turmflucht der Westtürme bis zum Anfange der Apsis des nicht mehr aufrecht stehenden Sanctuariums, 82 Schritte. Den Schritt zu 0,66 Meter angenommen (der grössere Militärschritt hat 0,70 Meter), erhalten wir für Miskolczy's 82 Schritte 54,12 Meter, was weiter[3] unten die Bestätigung erhält. Es erscheinen ferner Miskolczy's 56 Schritte, die er für die Breite angibt, als Maass der Gesammtbreite, mit Einbeziehung der Westtürme, folglich $56 \times 0,66 = 36,96$ Meter. Hier ist der Fehler bedeutender, nachdem, wie sich später ergeben wird, selbst bei den weit ausspringenden Türmen im Osten blos eine Breite von 33,642 Meter vorkommt. Hier ist ein Plus von 5 Schritten zu verzeichnen.

Wenn wir Erlesbek's Aufnahmsmaasse, mit Berücksichtigung der Turmaufnahme von 1881, und mit einer regelrechten Construction des unaufgegrabenen Sanctuariums ergänzen, erhalten wir, nach Ausschluss der Westtürme, für die Kirchenlänge $5\frac{1}{2}\,\mathfrak{M}' = 57,42$ Meter. In diesem Raume zählte Miskolczy sechs Säulenpaare: «Columnæ ex politis lapidibus duplici serie in longitudine, eæque erasæ sunt XII; quarum una hanc inscriptionem habet 1✠2✠04.» Er nennt hier Säulen, es könnten wohl auch Schafte gewesen sein; jedoch hat sich weder von Säulen noch von Schaften irgend eine Spur vorgefunden; ich behalte daher im Grundrisse Miskolczy's Säulen. Das letzte

[1] Dies ist ein Versuch, im Sinne meiner Serie, auch geringere Maasse so zu bestimmen, dass sie mit den grösseren in Einklang gesetzt werden können, auch dort, wo bei der Aufnahme die geringeren Maasse nicht bestimmt werden könnten. Zugleich ist dieser Versuch auch als Correctur des ungarischen Textes anzusehen.

[2] Miskolczy's Beschreibung der Grossward. Kirche hat Schedius im Jahrg. 1804 S. 82 ff. seiner «Zeitschrift von u. für Ungarn» mitgeteilt.

[3] Im ungarischen Texte habe ich für den Schritt blos 0,64 M. angenommen, und bin so um 1,509 M. zu kurz gekommen, während ich mit 0.66 M. des Schrittes bloss 0,14 M. mehr als das systematische Maass von 53,98 M. erhalte.

Säulenpaar ist jedoch als siebentes notwendig, Miskolczy hat es wahrscheinlich deshalb nicht angeführt, weil hier blos Hallsäulen stehen konnten, welche aus der Turmwand vorsprangen. Oestlich vom ersten Säulenpaar lag das Sanctuarium, wofür vorzüglich die Lage des grossen Grabes α) spricht.

Den Säulendurchmesser nehme ich zu 2 𝕴 = 0,929 Meter an; hat doch dieser Durchmesser selbst im Kölner Dom, bei dessen erstaunlicher Höhe, auch nur 2 𝕴 zum Maass. Andererseits sprechen für diesen Durchmesser die Gräber ε) und ζ), weil nur so die Säule zwischen denselben den gehörigen Raum erhält.

Die Säulenabstände oder die Joche der mittelalterlichen Kirchen haben nicht immer die gleiche Länge, namentlich sind jene des Sanctuariums kürzer als die des Langhauses; ja es werden letztere fortwährend kürzer, je näher sie der Apsis stehen, in welcher sie sich nach der Zahl der Strahlenkapellen richten müssen. In diesem Sinne combinire ich, indem ich dem Langchore drei Säulenpaare gebe, die Lichtenlänge der Kirche folgends:

			Meter
α) Tiefe der Chorhauptcapelle	4 𝔣	=	3,624
β) Breite des Umganges	4 𝕵	=	2,883
γ) Zum Mittelpunkt d. Innerchores	4 𝔣	=	3,624
δ) Zum Anfang des Langchores	2 𝔦	=	0,986
ε) 1. Joch des Langchores	2 𝕻	=	3,842
ζ) 2. « « «	2 𝕻	=	3.842
η) 3. « « «	$\frac{1}{8}$ 𝕻'	=	4,921
ϑ) 1. Joch des Langhauses	4 𝔡	=	5,435
ι) 2. « « «	4 𝔡	=	5,435
κ) 3. « « «	4 𝕮	=	6,276 *
λ) 4. « « «	4 𝔡	=	5,435
μ) 5. « « «	4 𝔡	=	5,435
ν) 6. « « «	4 𝔡	=	5,435
o) Vom Mittelpunkt der 7. (Halb) Säule zur Turmmauer	$\frac{1}{2}$ 𝕴	=	0,232
	Summe		57,405

5½ 𝕸' geben 57,42 Meter, demnach beträgt der Unterschied blos 15 Millimeter. Im Auslande haben die gleichzeitigen grossen Kirchen, vorzüglich die Kathedralen Frankreichs, eine weit grössere Länge, manche erstrecken sich bis zu 10 𝕸' und darüber, bei uns jedoch sind 5 𝕸' bereits ein Maass

* Im ungarischen Text (S. 154) ist in Folge eines Rechnungsfehlers das Maass von 4 𝕮 zu 6,226 M. angegeben, während die Angabe der Grundrisstafel 6,276 M. richtig ist.

für unsere grossen Kirchen, und nur ausnahmsweise haben wir einige wenige Gotteshäuser, welche über das Maass von $5\frac{1}{2}$ $\mathfrak{U}'$ hinausgehen.

Ich habe nun den Grund anzugeben, der mich bei der Wahl der Jochlängen leitete. Die Basis dieser Jochlängen war im Mittelalter $\frac{1}{2}$ $\mathfrak{U}'$; von hier aus wurde für längere Joche in der Serie aufwärts, für kürzere abwärts gegriffen. In Folgendem gebe ich zwei kleine Octaven der theoretischen Serie, in beiden ist die $\frac{1}{2}$ $\mathfrak{U}'$ immer mitzuzählen:

$4\,\mathfrak{E} = 0{,}6012$
$2\,\mathfrak{k}' = 0{,}5857$
$\frac{1}{2}\,\mathfrak{D}'' = 0{,}5773$
$2\,\mathfrak{B} = 0{,}5522$

Hier ist in der mittelalterlichen Serie eine Lücke, in der antiken steht hier $c = 0{,}5443$.

$4\,\mathfrak{d} = 0{,}5206$
$\mathfrak{B}' = 0{,}5073$
$\frac{1}{2}\,\mathfrak{U}' = 0{,}5000$ oder $4\,\mathfrak{F} = 0{,}4908$
$2\,\mathfrak{a} = 0{,}4782$
$\frac{1}{2}\,\mathfrak{D}' = 0{,}4714$
$2\,\mathfrak{E} = 0{,}4509$
$\mathfrak{k}'\,\mathrm{I} = 0{,}4393$
$4\,\mathfrak{e} = 0{,}4251$
$\mathfrak{K}' = 0{,}4142$
$4\,\mathfrak{G} = 0{,}4008$
hierüber noch $2\,\mathfrak{b} = 0{,}3905$
$\frac{1}{2}\,\mathfrak{K}'\mathrm{II} = 0{,}3804$
$2\,\mathfrak{D} = 0{,}3681$

Multipliciren wir die betreffenden Ziffern des eben angeführten Serienfragmentes mit der $\mathfrak{U}' = 10{,}44$, erhalten wir die Maasse der Längenangabe: für Posten $\varkappa = 4\,\mathfrak{E} = 6{,}276$ Meter, für die Posten ϑ) j) λ) μ) ν), für jeden derselben $4\,\mathfrak{d} = 5{,}435$ Meter, für Posten $\eta) = \frac{1}{2}\,\mathfrak{D}' = 4{,}921$ Meter, und für die Posten ε) und ζ) für jeden $2\,\mathfrak{D} = 3{,}842$ Meter. Wobei sich herausstellt, dass sich $4\,\mathfrak{d}$ zu $2\,\mathfrak{D}$ genau verhält wie $\sqrt{2:1}$, in Ziffern ausgedrückt 1,414 : 1,000. Die geringste Jochlänge $2\,\mathfrak{D}$ steht 18 Seriesglieder unter der grössten $4\,\mathfrak{E}$ (beide Endglieder gezählt), ist demnach um mehr als $\frac{3}{8}$ geringer als letztere.

Die *Länge des Langhauses* beträgt genau gemessen, von der inneren Flucht der Turmmauer bis zum Mittelpunkt der ersten Langhaussäule 33,68 Meter. Von dieser Summe ist abzuziehen $\frac{1}{2}\,\mathfrak{T} = 0{,}232$ als Entfernung des Centrums der letzten (Halb-)Säule von der Turmmauer. Wir erhalten sofort für unsere sechs Joche 33,448 Meter. Die Teilung dieser Summe mit sechs (wir haben vorläufig gleich lange Joche anzunehmen) ergibt für jedes

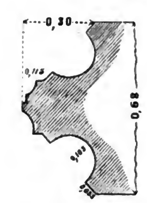
Joch 5,574 Meter. Ich suche nun das correspondirende Glied in der theoretischen Serie, indem ich 5,574 Meter mit der 𝔐'=10,44 Meter teile und erhalte 0,534, welche Ziffer in der Serie nicht vorkommt; die zunächst stehende Ziffer ist die von 4 𝔡=0,5206=5,435 Meter (d. h. 4 𝔡×𝔐'). Dieses Maass sechsmal genommen gibt 32,610 Meter. Wenn ich nun 32,610 Meter von 33,448 Meter abziehe, bleibt mir ein Ueberschuss von 0,838 Meter; diesen zu 4 𝔡=5,435 Meter hinzugegeben, erhalte ich 6,273 Meter. Es muss also eines der sechs Travées grösser sein, als jedes der anderen fünf. Ich verfahre nun wie oben, und, indem ich 6,273 Meter mit 10,44 dividire, erhalte ich die Ziffer 0,6008, welche der Serienziffer 4 𝔈=0,6012 entspricht. Sofort ist klar, dass von den sechs Jochen des Langschiffes fünf zu 4 𝔡, eines aber zu 4 𝔈 in der Länge zu nehmen sind. Welches ist nun aber dieses längere Joch? Dies bestimmen die beiden Gräber ε) und ζ), zwischen welchen sich die östliche Säule des Joches erhebt. Andererseits gibt das selbst in seinem bruchstückmässigen Zustande noch gewaltige Fundament *n)* einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Bestimmung, worüber weiter unten gesprochen wird. Schliesslich sei bemerkt, wie das Ostende des Grabes β) mit dem Mittelpunkte der ersten Säule des Langhauses in gleicher Höhe liegt, was auch für den Anfang des Langchores an diesem Punkte spricht. In der vollkommeneren antiken Serie gibt jedes untere Glied $^8/_9$ seines fünften oberen Gliedes (beide gezählt); in der mittelalterlichen ist dies blos annähernd der Fall, wie es durch das Verhältniss von 4 𝔡 des Langhausjoches zu $\frac{1}{3}$ 𝔇' des dritten Langchorjoches bewiesen wird. Die beiden ersten Langchorjoche, jedes von 2 𝔇 verhalten sich jedoch zu 4 𝔡 wie 1 : $\sqrt{2}$.

So weit, d. h. bis zum Anfang des Chorhauptes, oder der Apsis ging die Ausgrabung von 1883 wenigstens auf der Nordseite; dass aber noch ein Capellenkranz vorhanden war, und die Grundmauern möglicherweise noch aufgedeckt werden können, geht aus dem Zeugniss des Cartularium hervor «Anno domini 1342 inhoavit (Báthory) aliam ecclesiam, quæ priorem sua magnitudine *circumcinxit* et pulchritudine superat, *et consummavit omnino cellas circa chorum.»* * Die Reconstruction des Chorhauptes, d. h. des Innerchors, Umganges und der Capellen ergibt sich von selbst, wenn wir die gewöhnlich bei unseren grössten Kirchen gebräuchliche Länge zu 5$\frac{1}{2}$ 𝔐' zu Grunde legen. Die Posten α) und γ), jeder zu 4 𝔣 = 3,624 M. verhalten sich zur Länge eines Langhaustravées 4 𝔡 wie $\frac{2}{3}$: $\frac{3}{3}$. Der Umgang zu 4 𝔍 = 2,883 M. muss jedoch in der Breite geringer werden, als ein Seitenschiff des Langhauses zu $\frac{3}{8}$ 𝔐' = 3,915 M., nur annähernd ist das Verhältniss von 1 : $\sqrt{2}$, indem $\frac{3,915}{1,414}$ blos die Summe von 2,769 ergibt. Der

* Im J. 1342 begann Báthory den Bau einer anderen Kirche von welcher die frühere durch die Grösse letzterer *umfangen* und durch ihre Schönheit übertroffen wurde, auch *beendigte er alle Zellen* (Kapellen) *um den Chor.*

Posten ð) = 0,986 M. ergibt die Distanz des Gewölbmittelpunktes vom Centrum des Innenchor-Halbkreises. Diese Distanz ist notwendig, damit die vier östlichen Gewölbrippen von den beiden westlichen gegengestützt werden können. 2 i = 0,986 M.* verhält sich zu 4 J der Umgangsbreite wie $1 : 2\sqrt{2}$.

Das Cartularium gibt zwar die *Zahl der Strahlen-Capellen* nicht an, doch lassen sich diese einerseits in Hinsicht der nicht zu grossen M', andrerseits aus der häufig vorkommenden Analogie auf *fünf* bestimmen. Ein bereits früher in der Festung aufgefundenes Fenstergewände scheint einer der Capellen angehört zu haben. Es hat eine Mauerstärke von 0,68 M. ($\frac{1}{2}$ ð = 0,679), und diese ist wohl kaum zu schwach, wenn man die Capellen, was oft vorkommt, niederer annimmt als der Innnechor war. Nehmen wir nun diese Mauerstärke und die Seite des westlichen Turmes zur oben gefundenen Lichtenlänge der Kirche, erhalten wir:



Mauerdicke der östlichen Capelle	$\frac{1}{2}$ ð	=	0,679 Meter
Lichtenlänge der Kirche wie oben	$5\frac{1}{2}$ M'	=	57,420 «
Turmseite --- --- --- --- ---	4 D	=	7,686 «
Gesammtlänge der neueren Kirche			65,785 Meter,

demnach 3,145 M. über 6 M' = 62,64 M., wonach unsere Kathedrale zu den längsten Kirchen Ungarns gehört. $6\frac{1}{4}$ M' geben 65,25 Meter.

Dass ich auch bei den Strahlencapellen keine Streben anbrachte, riet die Abwesenheit derselben am Langhause, wo sie doch notwendiger gewesen wären. Mangel der Streben kommt häufiger in Deutschland als in Frankreich vor, dagegen sind die Strahlencapellen häufiger in Frankreich, seltener in Deutschland und in Ungarn. Bei uns ist die Abwesenheit der Streben noch viel häufiger als in Deutschland. Ein schlagendes Beispiel gibt die Abwesenheit der Bogenstreben an der Domkirche von Kaschau.

Was in Ungarn ziemlich charakteristisch, ist die Abwesenheit eines Querschiffes; auch hier erscheint ein solches blos scheinbar durch den weiten Aussprung der Westtürme vermittelt.

Bunyitay teilt mir folgende Stelle aus einem alten Inventar mit: «Inventarium universale rerum omnium in arce Varadiensi in anno sexcentesimo die vero prima aprilis repertarum. In hac arce est templum

* Im Grundrisse steht hier 0,980 M.

maius, quod S. Ladislai regis vocatur. *Januam* habet *primam duplicem*, ad duas partes divisas, cum pessulo ferreo magno. *Posterior* janua est *simplex*. Altaria omnia destructa. Chorus, in qua regina (Isabella) olim audire solita fuit missam, exstat una cum corpore organi. Hoc templum lateribus quadratis per totum olim erat tectum, cuius media pars una cum testudine templi jam diu est collapsa, medietas tamen ea quoque globis et vetustate satis lacera exstat. Habet hoc templum optimas duas, easque coniunctas turres (den westlichen Zwillingsturm), quarum una nonullo in loco, præsertim citra fenestras per hostes globis, uti satis cernentibus patet, est pulsata, *forma tamen manet*.» *

Die «*janua posterior*, die einfache «*simplex*» ist augenscheinlich die westliche Türe, die in die Zwischenturmhalle führte, welche 1881 aufgedeckt wurde, ihrer Oeffnung von 2,045 M. gemäss war sie einfach, dagegen lässt sich, den Anzeigen des 1883 aufgefundenen bedeutenden Mauerstückes nach, bei *p)* das doppelte Hauptportal hierherstellen, wobei das Mauerstück *p)* als Rest des westlichen Türgewändes zu betrachten ist.«Januam primam duplicem» nennt das Inventar aber dieses Portal, nicht nur wegen seiner grösseren Ausdehnung, sondern auch darum, weil sich der Bischof aus seiner südlich gelegenen Residenz durch dieses Tor in die Kirche begab. Höchst wichtig erscheint uns die Stelle und die Ausdehnung dieses Portales; weil es die Lage und Ausdehnung des längsten Langhausjoches zu 4 Œ = 6,276 Meter bestimmt, beziehungsweise mit demselben zusammenfällt. Vor diesem Tore stand die Reiterstatue des h. Ladislaus, welche die Klausenburger Meister Martin und Georg gossen und vergoldeten, dieselben, welche auch die vorzügliche Bronzestatue des h. Georg in der Prager Residenz verfertigten. Ausser der Reiterstatue befanden sich hier auch noch die Fuss-Statuen des heil. Stephan und Emerich und noch einmal jene des heil. Ladislaus.

Möglicherweise wurden die drei letzteren noch von Nicolaus, dem Vater der Meister Martin und Georg angefertigt.

* Gesammtinventar aller am 1. April 1600 in der Grosswardeiner Feste vorgefundenen Dinge (sic). — In dieser Feste befindet sich eine grössere, nach dem h. Ladislaus benannte Kirche. *Ihre erste Türe ist doppelt* (zweiflügelig) mit einem grossen Eisen-Riegel. Die *hintere Türe* ist *einfach*. Alle Altäre sind ruinirt. Der Chor (Chörlein), in welchem die Königin Isabella die Messe zu hören pflegte, besteht noch, ebenso die Orgel. Ehemals war die ganze Kirche mit quadraten Ziegeln gedeckt, die Mitte der Kirche ist mit dem Gewölbe längst eingestürzt, eine Hälfte steht jedoch noch da, obschon von Alter und Kugeln auch diese stark hergenommen erscheint. Diese Kirche hat zwei sehr gute miteinander verbundene Türme, von welchen einer an mancher Stelle, besonders um die Fenster herum, wie man sehen kann, von feindlichen Kugeln viel gelitten hat, nichtsdestoweniger hat der Turm seine Gestalt bewahrt.

Was die *Höhe der Kirche* anlangt, * ist es sehr wahrscheinlich, dass dieselbe drei gleich hohe Schiffe besass, demnach eine Hallenkirche war, wofür besonders die Abwesenheit der Streben an den Langwänden spricht. Eben deshalb dürfen wir auch die Höhe nicht allzugross annehmen, wir haben die Wahl zwischen $\mathfrak{D}''$ = 18,082 M. und 2 $\mathfrak{M}'$ = 20,880 M. Ich entscheide mich für letztere, die grössere, wie sie auch in Marburg in der Kirche der ungarischen h. Elisabeth vorkommt. Ich glaube die Höhe der Säulen zu $\frac{2}{3}$ $\mathfrak{D}''$ = 12,054 M. annehmen zu können, die Höhe des über einem gleichseitigen Dreieck construirten Spitzgewölbes, welchem eine Pfeilhöhe von etwa 8 M. zu geben wäre, zusammen 20,054 M., was der Höhenlage des Kranzgesimses ziemlich entsprechen würde.

TÜRME.

Das Cartularium erwähnt Zwillings- und Glockentürme *«turris und campanile»*; doch verwechselt es auch die beiden Ausdrücke mit einander. In Frankreich wird der Ausdruck *«toure»* für einen Kirchenturm, der Ausdruck *«clocher»* meistens für einen der Civilgemeinde eigengehörigen Turm gebraucht. Häufig war auch dieser Turm mit der Kirche verbunden, weil es vorkam, dass der Clerus das Läuten mit den Glocken des clochers, welches die Bürger zu unliebsamen Versammlungen berief, untersagen konnte. Bei uns gab es keine Civil-Glockentürme, jene der Kathedrale von Grosswardein waren demnach sämmtlich wesentliche Bestandteile der Kirche.

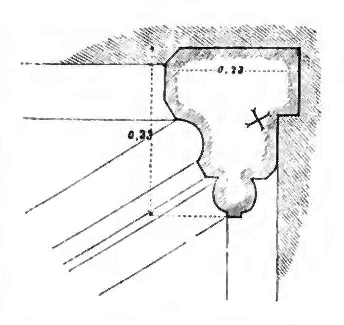
Die Maasse und die untere Form des westlichen (d. h. zweier Türme) *Zwillingsturmes* konnten bereits durch den Fund von 1881 constatirt werden; wir fanden hier nicht nur das Fundament, sondern 0,71 M. über dem Erdboden erhobene Teile. Die Seiten des quadraten Turmes waren 7,68 M., was 4 $\mathfrak{D}$ = 7,68 vollkommen entspricht, folglich das doppelte Maass des kürzesten Lang-Chorjoches hatte. Die Mauerdicke betrug 2.20 M. oder 2 $\mathfrak{r}$ = 21 M., von dieser sprang das Sockelgesimse um 0,165 d. h. $\frac{1}{2}$ l = 0,164 vor. Aus diesen drei Maassen geht hervor, dass die Einheit der Kirche bereits durch den Bau des Zwillingsturmes bestimmt

* Das theoretische Höhenmaass der Kirchen lässt sich auf folgende Basis zurückführen:

$$a)\left\{\begin{array}{l}\mathfrak{M}' = 1{,}000\\ \mathfrak{D}' = 1{,}414\\ \mathfrak{D}'' = 1{,}732\end{array}\right.\quad b)\left\{\begin{array}{l}2\,\mathfrak{M}' = 2{,}000\\ \mathfrak{M}'+\mathfrak{D}' = 2{,}414\\ \mathfrak{M}'+\mathfrak{D}'' = 2{,}732\end{array}\right.\quad c)\left\{\begin{array}{l}2\mathfrak{D}' = 2{,}828\\ 3\mathfrak{M}' = 3{,}000\\ \mathfrak{D}'+\mathfrak{D}'' = 3{,}146\end{array}\right.$$

die Höhen sub *a)* sind niedere
» » » *b)* » mittlere
» » » *c)* » hohe.

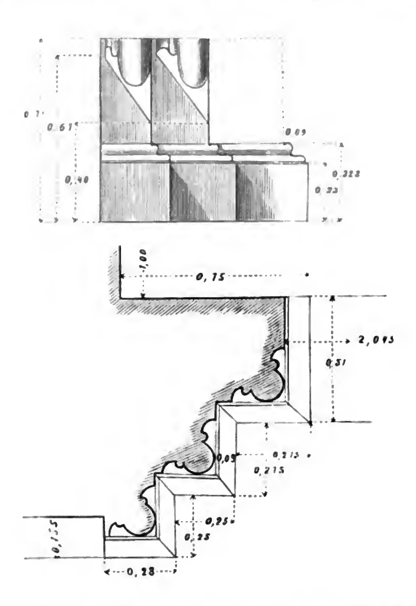
ward. Nichtsdestoweniger müssen wir diesen Bau in eine frühere Zeit setzen als jenen des Kirchenkörpers, ja auch als jenen des zwischen den beiden Türmen befindlichen Portales; nachdem sowohl der massige, unverzierte Teil des Turmes, wie auch die Verschiedenheit seines Sockelgesimses von jenem des Portales für eine ältere Zeit spricht. Auch kann man kaum annehmen, dass man zur Zeit der Heiligsprechung des Königs Ladislaus, im Jahre 1192, nicht bedacht gewesen wäre, über seinem Grabe eine grössere, würdigere Kirche za erbauen. Von 1189 bis 1200 hatte Elvin den Bischofsitz in Grosswardein inne, er war von Geburt ein Lothringer und besuchte, wie dies das Cartularium von St. Alban in Namur bezeugt, seine Familie, bei welcher Gelegenheit er dem Kloster von S. Alban verschiedene Reliquien schenkte.* Wenn wir nun den Styl der Türme mit dem Mönchs-Style des Ausganges des XII. Jahrhunderts vergleichen, dürfen wir wohl annehmen, dass Elvin, welchen besagtes Cartularium Leudvinus und einen Biharer Bischof nennt, der Urheber des Zwillingsturmes war, und dass er seinen Baumeister aus seiner Heimat mitbrachte. — Hiezu kommt, dass Miskolczy die Jahreszahl 1204 an einer Säule der Kirche sah, so dass man diese Jahreszahl als eine an der letzten, mit dem Turme verbundenen Halbsäule befindliche ansehen kann. Was allenfalls noch durch die altertümliche Form der von der Ecke ausgehenden, hier abgebildeten Rippe bestätigt wird. Die stumpfe Nase der Birne weist eben sowohl auf die Frühzeit des Spitzbogenstyeles, als auch das specifisch französische Sockelgesimse des Thurmes. Dagegen halte ich das Portal zwischen den Türmen eher für deutschen Ursprungs, nachdem die Franzosen sich mehr an wahre Halbsäulen der Portalgewände hielten, hier aber fusslose Dinste aus der Schräge des Gewändes aufstiegen, und somit das Portal eher dem Bau Báthory's angehören mag. Die Strahlenkapellen sind französisch, kommen jedoch auch in Deutschland vor.



Hierher werden auch die Worte des Cartulariums zu deuten sein, denen gemäss Báthory den Bau hier begann, indem er die Kirche verlängerte: «fecit eam (die erste Kirche) ampliorem in *longitudine*», dann aber,

* S. das Nähere bei Bunyitay III. T. S. 25 ff.

seit 1342 nahm er einen vollständigen Neubau vor: novissimis vero diebus idem anno domini millesimo XLII-mo inhoavit aliam ecclesiam, quæ priorem sua magnitudine *circumcinxit* et pulchritudine superat, et consummavit *omnino cellas circa chorum*, præter testudines, quas perfecit Demetrius episcopus (1345—1372) . . . qui . . . sepultus est in una earundem capellarum novarum.» Wahrscheinlich wollte Báthory anfangs die alte Apside beibehalten und die Kirche blos bis an den Zwillingsturm verlängern: «fecit



eam ampliorem in longitudine», später jedoch dehnte er dieselbe auch gegen Osten durch einen Langchor und den Capellenkranz aus, besonders war letzterer eine Neuerung in Ungarn und fiel dem Verfasser des Cartulariums vorzüglich auf; übrigens wurde die Kirche durch Báthory's Anordnung in der Tat eine ganz neue: «inhoavit aliam ecclesiam.» An einer früheren Stelle sagt das Cart. Báthory habe den Bau des Capellenkranzes beendet, hier aber schreibt es den Gewölbebau Báthory's Nachfolger Demeter Megyessy zu.

Miskolczy bemerkt in Hinsicht der *Turmhöhe*, dass er zuerst auf 79 Stufen, und sodann auf 14 Leitersprossen emporstieg: «Ante templum duæ turres ex quadris lapidibus visuntur (dies hat der Fund von 1881 bestätigt), ad quarum unam ab imo ad superius podium gradu 79 passibus longo, et scala 14 passibus longa ascendi.» Nehmen wir die Turmstufen zur doppelten Höhe der bequemen, gewöhnlichen Stufen, d. h. zu 0,30 M. an; — die Turmstufen sind stets höher als die in Wohnhäusern gebräuchlichen, — so haben wir für die erste Höhe des Turmes 79 × 0,30 M. = 23,70 Meter oder 75 Wiener Fuss; setzen wir voraus, dass die Leiter noch nicht im Turmhelme stand und nehmen wir für ihre Sprossenhöhe 0,40 M. an: so wird die gemauerte oder perpendiculäre Höhe des Turmes um 5,60 M. oder 16 Wiener Fuss mehr betragen und noch immer nicht eine Höhe von 100 Fuss erreichen. — Auch diese geringe Höhe weist auf eine ältere Zeit hin.

Begeben wir uns zu den beiden östlichen Türmen, welche das Cartularium gleichfalls angibt, dieselben jedoch nicht Türme, sondern «Campanile» nennt. Von diesen sagt Zrednay in einem seiner Briefe, [1] dass sie im Jahre 1445 bereits eingestürzt waren: «Cæterum, compatiendo etiam statui eiusdem Ecclesiæ, quæ, *dirutis iam et collapsis turribus*, stallis et choro, quotidianam intrantibus minatur ruinam» etc. [2] Dass die hier erwähnten Türme nicht die westlichen sein konnten, wird daraus klar, dass Miskolczy mehr als anderthalb Jahrhunderte nach Zrednay einen derselben bestieg, was wiederum für einen festern, solideren älteren Bau derselben zeugt. Zrednay spricht somit von den östlichen, und sagt, dass einer derselben 1443 einstürzte. König Sigmund erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1406 zwar nicht eines Turmes, sondern einer Sakristei, die sich jedoch wahrscheinlich unter einem Turme befand und die sammt den in ihr aufbewahrten Kirchenschätzen verbrannte: «Sacristia, seu conservatorium Ecclesiæ Varadiensis, in qua venerabiles reliquiæ etc. reconditæ fuerunt, cum prædictis universis thesauris combusta et in cineres redacta fuere.» Es sei nun, dass sich diese Sakristei in dem 1443 eingestürzten Turme befand; so verlangt doch der eine Turm einen Gegenturm, wie auch Zrednay der Türme in der Mehrzahl erwähnt: «*collapsis turribus.*» Ebenso gibt die Wiener Kronik der Grosswardeiner Kirche vier Türme; dass aber diese und keine andere Kirche gemeint sei, geht aus dem Wagen mit dem einen Heiligenschein tragenden Leichname des h. Ladislaus hervor, welchen, nach der Legende, Ochsen ohne Führer nach Grosswardein brachten. Die Ochsen fehlen zwar,

[1] Gerührt blicken wir auf den Zustand dieser Kirche, welche nach dem *Einsturz ihrer Türme*, Stallums und dem Chore den Eintretenden mit dem Zusammenbrechen bedroht.

[2] Johann de Zsedna war zur Zeit des Gubernators Hunyady Kanzler, seine Briefe sind von 1445 bis 1451 geschrieben. Der hier angeführte Brief steht bei Schwandtner «Script. rer. hung.» T. II. S. 23.

aber ein Mann, der das Wunder anstaunt, steht vor dem Wagen, der eben an der Kirche angekommen zu sein scheint. Wollte man aber einwenden, dass wir es hier mit einer typischen Zeichnung der Kirche zu tun haben, kann auch ein minder typisches Wandgemälde aus der Kirche von Turnicsa, im Eisenburger Comitat, angeführt werden, welches die Grosswardeiner, im Bau begriffene Kirche darstellt, mit der Unterschrift: «Hic beatus Ladislaus edificavit ecclesiam, in qua ibidem requiescit.» Hier baute der h. Ladislaus die Kirche, in welcher er ruht.

In besagter Kirche hat der Radkersburger Aquila die ganze Legende des h. Ladislaus gemalt, und an der Kirche, «in qua ibidem (S. Ladislaus) requiescit» kommen zwei Türme mit Spitzhelmen, welche Krabben tragen vor, während an einem dritten noch gebaut wird; der vierte ist noch nicht begonnen, jedoch als Gegenturm notwendig. Endlich sehen wir auf unsrem Grundrisse bei *k) k)* die Fundamente des nördlichen Turmes, der mit dem Zwillingsturme gleich starke Mauern hat, jedoch weniger solid gebaut war; dieser Turm erstreckt sich bis ans Ende des Seitenschiffes, bis zum Anfange des Chorhauptes, wo der Mauerrest *i) l)* einen Eingang in den Umgang bezeichnet, während der andere Rest *w)* der ersten Säule des Langchores angehört. Hätte man die Grabung nur noch um einige Meter weiter nach Osten fortgesetzt, wäre man bestimmt in die nördlichste der fünf Strahlen-Capellen gekommen; doch dies ist leider, zum Nachteil der Wissenschaft nicht geschehen.

Nachdem die östlichen Türme mit ihrem Körper vor das Seitenschiff vorsprangen, — blos die innere Turmmauer haben beide gemein, — stellt sich hier die gesammte Kirchenbreite folgends heraus:

Seite des Nordturmes	4 P =	7,686	Meter
Lichtenbreite des nördl. Seitenschiffes	⅜ W' =	3,915	«
Mittelschiffbreite	W' =	10,440	«
Lichtenbreite des südl. Seitenschiffes	⅜ W' =	3,915	«
Seite des Südturmes	4 P =	7,686	«
	Gesammtbreite	33,642	Meter.

Miskolczy bemerkt, dass der Boden der Kirche mit gelben, blauen und grünen glänzenden *Ziegeln gepflastert war*: «Templi pavimentum tegulis colore flavo, cæruleo, viridi nitentibus fuit stratum. In fronte templi statim sub fornice hic numerus legitur»:

1856 I E W (Johannes episcopus Waradiensis).

Von 1445—1465 war Johann Vitez Grosswardeiner Bischof, das Datum 1456 kann sich demnach auf eine unter diesem Bischof vorgenommene bedeudere Restauration beziehen.

Das Grosswardeiner Cartularium zählt nicht weniger als 43 Altäre, welchem Bunyitay (III, S. 43) noch weitere sieben hinzugibt. Es ist nicht

absolut unmöglich, dass in der Kirche an den Seitenwänden, vor den Säulen und in der Höhe z. B. auf dem Lettner und in den Stockwerken der Türme (für letztere Altäre spricht der Ausdruck «altaria pendentia» des Cartulariums) sich 52 Altäre anbringen liessen; auch hat die Zahl nichts besonders auffallendes, wenn man bedenkt, dass im Mittelalter Familien, Corporationen und Zünfte in Errichtung von Altären mit einander wetteiferten. Nichtsdestoweniger zwingt uns nichts darauf zu bestehen, dass alle 52 Altäre zu einer und derselben Zeit nebeneinander in der Kirche aufgerichtet waren. Die grosse Zahl legt aber ein Zeugniss ab für den Glanz und Reichtum der Kirche, sowie für die Glaubensstärke der Gemeindeglieder der Diöcese, ebenso auch für die Blüte der Tektonik unseres Vaterlandes in dieser Epoche.

ARCHITECTONISCHE SCULPTUR UND MALEREI. EINZELHEITEN.

Architectonische Gliederungen wurden in ziemlicher Menge, jedoch nicht in der Grube der Ausgrabung, sondern zumeist im niedergerissenen Kasernenflügel, als Bausteine verwendet, vorgefunden. Sie gehörten verschiedenen Zeitepochen an, besonders zahlreich auch jener der Renaissance. Diese mussten daher von Bethlen's Bauten herrühren. Hier haben wir es ausschliesslich mit den mittelalterlichen zu tun.

Schlusstein, den wir, wegen seiner symbolischen Darstellung als Schlusstein der Kirche betrachten können. Zwei gegeneinander gestellte Vögel, die zwischen sich gleichsam die Form eines Kelches mit ihren Körpern bilden. Die Vögel sind Phönixe; denn als solche bezeichnet sie ihr Schopf, obwohl derselbe nicht auf dem Scheitel, sondern rückwärts am Hinterkopfe sitzt; oben liess sich letzterer wegen der Rundung der Scheibe nicht anbringen. Den Phönix haben bereits die Egypter als symbolisches Tier betrachtet und dessen periodisches Erscheinen in ihrem Lande auf jedes 1500ste Jahr angesetzt, und die Zwischenzeit von 1500 Jahren eine Phönixperiode genannt; sie betrachteten den Phönix als das Symbol des von Typhon zerstückten Osiris, dessen Leichnam von Isis wieder zusammengesetzt und belebt wurde. *



Der Physiologus schreibt «Unser Herr, sagt Evangelist Johannes (X. 18)

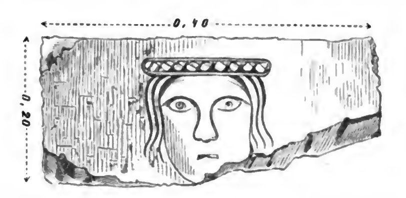
* Dr. F. G. Lauth «Aus Aegyptens Vorzeit.» Berlin 1883. S. 23 u. 48.

vermag sein Leben abzulegen und wieder aufzunehmen, worüber die Juden sich empörten.» *

«Nachdem der Phönix 500 (die Egypter sagen 1500) Jahre alt geworden, schwingt er sich auf die Höhen des Libanon und füllt seine Flügel mit einem wohlriechenden Duft dem «Abdun». Er benachrichtigt hievon den Priester von Heliopolis (dem San der Egypter) im Monate Magabit oder Mijazja, und der Priester geht zum Altar und füllt diesen mit Weinreben; während der Priester Wohlgerüche vom Altar aufsteigen lässt, kommt der Vogel an und verbrennt sich selbst zu Asche. Und wann der Priester am nächsten Tage den Altar aufsucht, findet er in der Asche einen kleinen Wurm und am dritten Tage ein Vogeljunges, welches am vierten zu einem grossen Vogel wird, sich dem Diener zeigt, den Priester begrüsst und in sein Vaterland (Ost-Indien) zurückkehrt.»

«Wenn nun aber dieser Vogel die Macht besitzt, sich zu tödten und wiederzubeleben, wie kommt es denn, dass die Juden darüber empört waren, als der Herr sprach: ich habe die Macht mein Leben zu lassen und wieder aufzunehmen. Der Phönix ist das Bild des Erlösers; er hat seine Flügel erfüllt mit dem Wohlgeruch der Schönheit und Kraft. Und ist zu uns gekommen, wir aber breiten unsre Hände im Gebet gegen ihn aus, damit wir so unsre gute Bürgerschaft mit dem Wohlgeruch der Gnade erfüllen.»

Demgemäss versinnbildet der Phönix die Macht Christi, sein Sühnopfer, seine Auferstehung und Unsterblichkeit und die Kelchform zwischen unseren beiden Phönixen erinnert überdies an den Kelch der Versöhnung.



Seinen rohen Formen gemäss gehört der hier abgebildete Kopf in eine sehr frühe Zeit; jedoch weiss ich die Krone oder den Kranz auf dem Haupte nicht zu deuten.

Die sehr sauber ausgeführten Buchstaben dieser Kapitalschrift deuten auf das XIII. Jahrhundert. Bunyitay glaubt jedoch dieselben als Reste eines Grabsteines des XIV. Jahrhunders betrachten zu sollen; indem er darauf

* S. Fritz Hommels äthiopische Uebersetzung des Physiologus, Leipzig 1877. ferner «Spicilegium Solesmense» von Pitra Parisiis III. Bd. 345, 378 u. 419.

hinweist, dass König Sigmund einem Michael von Ravenna vor dem Jahre 1437 [1] mit einem Teile von Félegyháza belehnte; dieser Michael Raveni oder Ravennai war königlicher Fiscal, und die vorstehende Schrift mag dem Grabsteine eines Vorfahren dieses Michael angehört haben. Bekannt ist, dass Sigmund Italiener an seinen Hof und in das Land zog, unter denen die Scolaris einen ausgezeichneten Rang einnahmen. Auch mag gerade Grosswardein als besonders bevorzugter Wohnort der eingewanderten Italiener erwähnt werden, was die von italienischen Städten hergeholten Namen Grosswardeiner Vorstädte: Padua, Venedig, Bologna bezeigen. Nichtsdestoweniger möchte ich unseren Stein nicht mit Bunyitay erst in das XIV. Jahrhundert setzen; auch kann ich nicht, wie B. die Inschrift «de Raven» lesen, da der erste Buchstabe kein *D* sondern ein *O* zu sein scheint. Es kann demnach ein Noe oder anderer Taufname vor «Raven» stehen. Unbestimmt bleibt, ob wir hier nicht an einen italienischen Architecten aus der Zeit Bischof



Elvins denken dürfen, oder ob wir dabei bleiben, Elvin habe seinen Architecten aus seinem Vaterlande mitgebracht?

Vor allem aber ist erwähnenswert ein in den Mauern des abgebrochenen Kasernenflügels gefundenes *Fragment eines Wandbildes.* [2] Es ist das Brustbild eines der zahlreichen heiligen Bischöfe, ohne dass wir diesem, in Ermangelung bestimmter Atribute, einen Eigennamen geben können. Das Brustbild ist in einen Vierpass eingeschlossen, von welchem jedoch blos der linke Halbkreis erhalten ist. Der Bischof ist bärtig und hat eine noch ziemlich niedere Mitra, inwiefern man dies nach dem dieselbe umgebenden Heiligenschein beurteilen kann, dessen oberes Ende jedoch fehlt. Der Nimbus ist mit neunblättrigen Rosetten verziert, das mittlere Blatt mitgerechnet. Der Bischofsmantel ist rot und hat einen gelben Kragen, unter welchem der Anfang eines gleichfarbigen gelben Kreuzes sichtbar wird. Der Grund des Vierpasses ist blau mit grauer Einrahmung. Auf diesem Grunde sieht man

[1] III. 234.
[2] Bei Bunyitay in photolithographischer Copie.

den zum Schatten abgeblassten Bischofsstab, an dessen Krümmungsende ein schreitendes Lamm (?) erscheint. Das Gesicht des Bischofs ist in natürlichem Fleischtone, mit weisser Aufhöhung gehalten, die Augen haben keinen Stern, der Mund ist halb geöffnet, die Schattirung des Antlitzes ist an den Wangen grau, an Aug, Nase und Mund rötlich braun. Der Bart grau, jedoch in der Farbe kaum als der eines Mannes von vorgerücktem Alter gedacht, sonst dürften die aus der Anlagefarbe ausgekratzten weissen Flecke fehlen, durch welche der Maler das Ergrauen bezeichnen wollte. Ich halte das Bild für das Werk eines italienischen Malers aus der Spätzeit des XIV. Jahrhunderts. Es ist eines der besten alten Wandgemälde Ungarns; spätere, die häufig im Osten des Landes vorkommen, gehören vorwiegend den deutschen Schulen an und können, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit diesem keinen Vergleich aushalten. Der Vierpass, in welchen unser Brustbild eingeschlossen ist, lässt dasselbe als ein Glied mehrerer ähnlicher, aneinander gereihter Brustbilder von Heiligen betrachten, wie ähnliche bereits in sehr alter Zeit in Italien, besonders in Ravenna, in Mosaik ausgeführt vorkommen. Auch in Deutschland und Frankreich fehlen derlei Rundbilder als Füllbilder zwischen den Bogen des Mittelschiffes nicht.

GRÄBER.

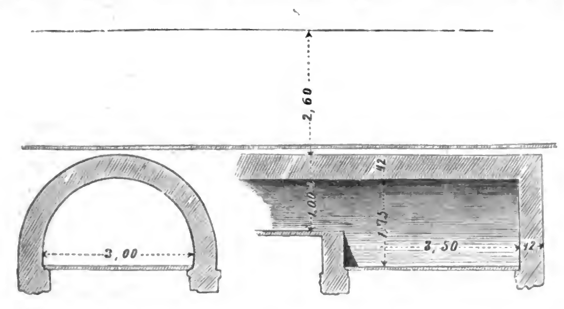
Unter den im Jahre 1883 aufgefundenen Gräbern befindet sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein einziges, das mit α) bezeichnete, welches noch der ursprünglichen Kirche angehört, während die übrigen in der Kirche Báthory's gegraben wurden.

Das grösste der Gräber der zweiten Kirche befindet sich in unserem Grundrisse unter δ); es folgt hier die Zeichnung seines Quer- und Längendurchschnittes.

Im Querdurchschnitte misst es 3,00, im Längendurchschnitte 3,50, in der Höhe 1,75 M. Zufolge seiner grossen Dimensionen, mit welchen sein Innenraum jenen des Grabes α) übertrifft, können wir es als das Grab des Kaisers und *Königs Sigmund* betrachten, welcher bekanntlich in dieser Kirche bestattet wurde. Auch war es im Mittelalter gebräuchlich sein Grab, wo möglich in der Nähe, genauer hinter den Gräbern der Heiligen zu wählen «retro sanctos», um so durch diese Nähe an den Verdiensten der Heiligen Teil zu nehmen.* Unmittelbar neben dem Grabe α), welches das des

* Ideo a maioribus provisum est, ut sanctorum ossibus corpora nostra sociemus: ut dum illis tartarus metuit, nos poena non tangat: dum illis Christus illuminat, nobis tenebrarum calligo diffugiat. Cum sanctis martyribus quiescentes, evadimus inferni tenebras eorum propriis meritis attamen consocii sanctitate. Jac Gretscher Tom V. de funere Christi p. 121.

h. Ladislaus ist, konnte jenes des Königs Sigmund nicht gegraben werden; weil hier die Untermauerung des Tribunals *n)* stand, oder aber es musste vom Ehrenplatze der Kirche der Mittelschiffachse, nach einem Seitenschiffe gerückt werden. Die meisten anderen Gräber schliessen sich an eine Säule oder Grundmauer an, während das Grab δ) ganz frei in der Mitte der Kirche steht und einen eigenen Zugang von Westen hat, wie einen ähnlichen kein anderes Grab unserer Kirche besitzt. Endlich muss auch auffallen, dass in die nordöstliche Ecke des Königsgrabes ein Bischofsgrab, welches sich durch das pædum als solches erweist, eingefügt wurde, was kaum blos zufällig geschah. Das Grab war 1883 ganz leer; doch hat sich der architectonische Teil beinahe intact erhalten, wie unsere Zeichnung zeigt, stiess der äussere Gewölbeumfang (extrados) beinahe an den Fussboden der Kirche Báthory's; wahrscheinlich wurde das Grab von einem



Steine bedeckt, auf welchem sich eine Inschrift auf Sigmunds Tätigkeit am Tridentiner Concilium: die Beilegung des Streites der drei gleichzeitigen Päpste, die Verdammung der Lehren Huss u. s. w. bezog; die Inschrift lautete:

Cæsar, et Imperium, tuus en ego Roma sacratum
Rexi non ense, sed pietatis ope.
Pontificem summum feci, spretis tribus unum,
Lustravi mundum Schisma negando malum. *

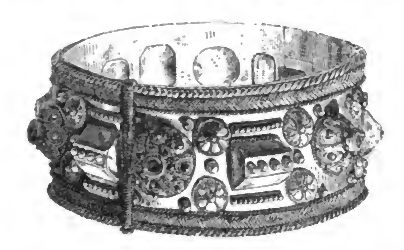
Ein markantes Grab ist das Grab β). Wir können es füglich als das der *Königin Maria*, der letzten Gemahlin Sigmunds und Tochter Ludwig's

* Bei Bunyitay III. S. 109.

Nicht mit des Schwertes Gewalt, mit fromm ergebenem Sinne
Hab' ich die heilige Stadt Roma als Caesar regiert.
Einen der Päpste hab ich gesetzt, die dreie verworfen
Und die christliche Welt klug vor Zerstücklung bewahrt.

des Grossen betrachten, mit deren Hand Sigmund den Tron Ungarns erhielt. Sigmund betraute den Erzbischof von Gran, Johann Kanizsai, damit, die Verstorbene, ihrem Wunsche gemäss, zu Füssen des h. Ladislaus zu begraben.[1] Kanizsai hielt sich derart strenge an jenen Auftrag, dass die westliche Mauer des neuen Grabes sogar in die teilweise ausgebrochene östliche des älteren Grabes eingesetzt wurde. Wahrscheinlich stammt aus diesem Grabe das jetzt im ungarischen National-Museum aufbewahrte goldene Armband, von welchem Jankovics im Kataloge seiner Sammlung sagt, dass es aus dem Grosswardeiner Brunnen herkomme, «ex puteo varadiensi». Der Brunnen ρ) wurde 1756 gegraben, und bei dieser Gelegenheit konnte das etwa während einer früheren Plünderung verstreute Armband in die Nähe des Brunnens geraten sein. Das Paar dieses Armbandes befindet sich in München.

In *K)* wurde der Grabstein des Bischofs *Andreas Solari* entdeckt. Er war ein Bruder des Günstlings Sigmunds und stammte wie dieser unter dem



Namen Pipo v. Ozora oder Spano (Obergespan) bekannte Dignitär aus Florenz, daher er folgende Grabschrift erhielt:

«Hic jacet reverendus in Christo Pater dominus Andreas *Florentinus* huius ecclesiæ waradiensis pontifex venerandus, deo, regentibus hungariæ dilectus qui obiit XVIII. die mensis Januarii VII hora noctis, anno domini MCCCCXXVI hic honorifice sepultus.[2]

Die Inschrift ist mit zierlichen Minuskeln um die mittlere Figur des Bischofs geführt. Der weisse, gewöhnliche Sandstein ist 2,13 lang, 0,89 breit. In der Mitte liegt in vollem bischöflichen Ornate der mit bereits hoher Mitra bedeckte Verstorbene, die Hände sind unter der Brust gekreuzt, an der linken Seite liegt der Bischofsstab, unter den Füssen fehlt das symbolische Tier, am rechten Fusse steht das Wappenschild, welches sieben diagonale, von rechts nach links laufende Balken zeigt. Das Antlitz ist bis zur Un-

[1] Szalay Tört. II. S. 299.
[2] Bei Bunyitay III. 110 fl. u. Tafel VI.

kenntlichkeit abgestossen. Ein Grab wurde unter dem Steine nicht gefunden, er musste demnach anderswoher verschleppt worden sein.

Ebenso fand man bei *n)* den vom ursprünglichen Orte hieher verschleppten Grabstein des Bischofs *Sigismund Thurzó.*[1] Es ist ein gewöhnlicher weisser Sandstein, 1,75 Meter lang, 0,86 Meter breit. Im oberen Teile befindet sich in eigener Einrahmung das Wappen der Thurzó's: ein wachender, nach rechts schauender gekrönter Löwe, darunter drei fünfblätterige Rosen, über dem Wappenschilde eine hohe spitze Bischofsmütze. Unter dem oberen Teile steht die Inschrift, welche den Verstorbenen selbst redend einführt.

I (?) Sigismundus Thurzo, Antistes Waradiensis De Se Ad Lectorem.
Huius Thurzo loci princeps, autorque sacelli,
Dormio dum toto personhet orbe tuba.
Parce meum, quis-quis legis haec epitaphia, somnum
Rupere, nam numerus tu quoque noster eris.[2]
MDXII pridie nonas septembris fatis concessit, VIo idus tumulatus est.

Hieraus ist ersichtlich, dass Pray's Behauptung, der Bischof Sigismund Thurzó sei in Leutschau beigesetzt, falsch ist.

Bunyitay führt noch drei bischöfliche Grabsteine an. Taf. VIII jenen mit dem Bischofstab, dessen als in einer Ecke des Sigmundsgrabes befindlichen erwähnt wurde. Taf. IX, der über dem Wappenhelme eine Bischofsmütze hat, dessen Inschrift jedoch ganz abgetreten ist, endlich ein Fragment von rotem Marmor mit einem Bischofstabfragmente: auf dem Steine befindet sich die nicht ergänzbare Jahreszahl mccc . . .

Dann gibt Bunyitay das Steinfragment mit OE RAMAN, von welchem oben die Rede war, als Rest einer Grabschrift; ebenso einen Grabstein des Pester Stadtrichters *Kenez* oder *Szücs*. Der Richter starb als Abgesandter an die Königin Isabella 1564; dieser Grabstein ward aber früher aufgefunden und befindet sich jetzt im Hofe eines Privathauses.

Die meisten auf unserem Grundrisse mit griechischen Buchstaben bezeichneten Grabsteine müssen namenlos bleiben, obschon wir wissen, dass in dieser Kirche viele hochgestellte und namhafte Personen beigesetzt wurden. Unerwähnt darf jedoch nicht bleiben, dass hier bei der Anlage von Gräbern ein gewisses Princip eingehalten erscheint, demgemäss man die Gräber an Säulen, Schafte oder vorhandene Fundamentmauern anzulehnen trachtete; so konnte durch die Gräber ε) und ζ) der Stand der zwischen ihnen sich erhebenden Säule bestimmt werden. Andererseits fällt auf, dass

[1] Bei Bunyitay III. 112 ff. u. Tafel VII.

[2] Thurzó Herr dieses Orts und Gründer zugleich der Capelle,
Schlaf' ich bis die Posaun' weit durch die Welten erschallt;
Störe wer immer du die Grabschrift liesest vom Steine
Nicht des Verblichenen Ruh', dem du dich künftig gesellst.

einige Gräbern in bestehende Fundamentmauer gleichsam eingekeilt erscheinen; so o) und π). Das Grab j) ist in einen Teil eines Altarfundamentes im nördlichen Seitenschiff eingedrungen. Endlich variiren die Grössen der Gräber ziemlich stark, so dass man einige, ihrer geringen Dimensionen wegen, für Kindergräber zu halten berechtigt ist. Ein chronologisches Hintereinander bezüglich des Ortes mit Rücksicht auf die Zeitfolge, wie dies in den Königsgräbern von Stuhlweissenburg vorkommt, lässt sich hier blos bei α) und δ) nachweisen, nachdem selbst jene Grabsteine, welche mit einer Jahreszahl versehen sind, nicht mehr an ihrem ursprünglichen Orte vorgefunden wurden.

DIE KIRCHE DES HEILIGEN LADISLAUS.

Es ist gleich eingehends zu bemerken, dass die Kirchen des 11. Jahrhunderts, besonders in Ungarn, als Untergangs- oder Dürftigkeitsbauten, blos in kleinen Dimensionen und von geringwertigem Materiale aufgeführt wurden. Eine einzige Ausnahme machte die Basilika des h. Stephan in Stuhlweissenburg, welche jedoch bis auf Béla III. keine Nachahmung fand. Die einschiffige Kathedrale in Kalocsa * hatte zur Lichtenbreite nicht mehr als 29½ Wiener Fuss, und in der Länge viermal dieses Maass ihrer Einheit, wozu noch die östliche Schlussmauer zu rechnen ist; denn westlich vom Grabe des 1851 verstorbenen Erzbischofs Nádasdy war keine Spur ihrer Ausdehnung nach Osten mehr zu finden. Diese Kirche hatte als Verteidigungskirche vier Türme, von denen jeder der westlichen mit seinem grossen Stiegenhause gleichsam ein Doppelturm war. Höchst einfach, ja roh und klein ist auch die Unterkirche in Tihany, der karge Rest der Grabkirche Andreas I. Ein halbes Jahrhundert später erbaute selbst der h. Ladislaus zu Ehren der Rechten des h. Stephan die Kirche und das Kloster zu Szentjog sogar nur aus Holz. Wir werden uns daher nicht zu wundern haben über die geringen Dimensionen seiner Grosswardeiner Kirche, obschon auch diese eine viertürmige Verteidigungskirche war. Aus ihren 1883 aufgedeckten spärlichen Resten habe ich nach Analogie der eben angeführten Kirchen und den wenigen Angaben nicht gleichzeitiger, aber doch alter Schriftsteller die Reconstruction unternommen, welche auf unserer Grundrisstafel im Umfange mit den Linien —•—•—• bezeichnet ist; vor Augen hielt ich hiebei den mehrfach bestätigten Umstand, demgemäss die Kirche des 14. Jahrhunderts die ältere des h. Ladislaus in sich fasste, dieselbe überall umgab. In der Tiefe von 2 Metern wurden mit Ausnahme des Grabes α) keine Reste der letzteren vorgefunden, und selbst in der Tiefe von 3 und 4 Metern zeigten sich blos unzusammenhängende, zerstreute Mauerfragmente, welche

* S. die Grabungen des Erzb. v. Kalocsa Pest 1873.

auf unserer Tafel doppelt schraffirt erscheinen. Zur Beseitigung der namhaften Schwierigkeiten war ich gezwungen, ausführlichen Gebrauch von dem von mir wiederentdeckten Principe der Verhältnissbestimmungen des Mittelalters zu machen.

Höchst wichtig sind die Mauerstücke *f)* und *g)*, deren grosse Ausdehnung ein ehemaliges Turmfundament mit Bestimmtheit voraussetzen lassen, und diesem Fundamente entspricht ein anderes vom nordwestlichen Turme *a)*. Das Mauerstück *f)* erstreckt sich auch weiter vom Turme gegen die Kirchenaxe und diente so als Unterlage einem Gewände des Portales, welches in die Kirche führte. Den gewaltigen Mauerblock bei *n)* kann ich jedoch, aus weiter unten anzuführenden Gründen, für kein Turmfundament, ja ich muss ihn für einen Rest des späteren Baues halten, weshalb ich denselben auch nicht doppelt, sondern blos einfach, wie die Reste des 14. Jahrhunderts, schraffirt habe.

Die Mauerstücke *b) c)* im nördlichen Seitenschiffe können, weil ein Ueberbau derselben das Seitenschiff vorzeitig abgeschlossen hätte, nicht der späteren Kirche angehören, sie geben im Gegenteile jedoch, mit *d) d)* in Verbindung gesetzt, sehr gut die Lage und die Grösse des dritten, nordöstlichen Turmes der primitiven Kirche an, welchem ein grösstenteils verschwundenes Fundament des vierten Turmes entsprechen musste, wofern nicht, was unbestimmt bleibt, die Fundamentreste *e)* und *m)*, vorzüglich aber das äussere Stück des letzteren hieher bezogen werden dürfte. Zu bemerken ist noch, dass die östliche Flucht des Fundamentes *d)* von der westlichen des späteren Turmes *k)* auch in Erlesbek's Zeichnung scharf getrennt erscheint. Wir hätten demnach, wie in Kalocsas unterster, aus der Zeit des h. Stephan stammender Kirche, vier Türme, zwei westliche, zwei östliche, von denen an beiden Orten erstere massiver und grösser sind, weil sie den einzigen Eingang zur Kirche zu verteidigen hatten.

Jeder praktische Baumeister wird bei einem Neubau womöglich die Grundmauern des alten, über dem sich der seinige erhebt, benützen; so geschah dies auch hier, wo die Säulen des Neubaues auf die Fundamente der alten Langhausmauern, wie dies bei *a), f)* und *g)* deutlich ersichtlich ist, gesetzt wurden. Dies zur Richtschnur nehmend, sind wir im Stande, die Einheit der Kirche des h. Ladislaus, als ihre Lichtbreite genau zu bestimmen; es wird diese daher nach Abzug des Untersatzes der Säulen zu $\frac{1}{2}$a=1,247 von der neuen Einheit betragen 10,44—1,247=9,193 Meter. Jedoch stimmt dieses Maass weniger mit der auf den altrömischen Fuss bezüglichen Regel, während 9,25 Meter beinahe vollkommen 31$\frac{1}{3}$ altrömische Fuss geben. Sehr nahe steht dieser Einheit jene der aus der Stephaneischen Zeit stammenden Kirche von Kalocsa mit 9,31 Meter, welche blos um 6 Centimeter grösser ist. Wir können demnach in Grosswardein rund annehmen für unsere *Einheit = 11'=9,25 Meter,*

da andererseits die Hälfte dieser 𝔘' = 4,62 Meter, die sich auf unserem Grundrisse angemerkt findet, auch der Axe des starken Mauerstückes *a)* entspricht.

Wenn wir diese Einheit mit $\frac{1}{2}$ 𝔇'' multipliciren, erhalten wir die *Seite des östlichen Turmquadrates*

*9,25 Meter×8,66 = 8,010 Meter.**

Die Seite des *westlichen Turmquadrates* ist, wegen Verteidigungszweckes des Zwillingsturmes, grösser als selbst die Einheit, indem sie 2 𝔓' = 9,384 Meter beträgt, und so springen die älteren Turmfundamente hier selbst über den Oberbau des neueren Zwillingsturmes um ein Geringes hinaus. Letzterer konnte, wegen Verlängerung der Kirche nach Westen, nicht mehr auf den alten Fundamenten aufgeführt werden.

Wie unser Grundriss zeigt, wurde die Grabung nicht bis zum Brunnen *ρ* geführt. Es musste bei dessen Herstellung der ganze östliche Teil der Kirche des h. Ladislaus verschwinden; wir können demnach hier nur auf dem Wege der Analogie vorgehen, und diese rät für eine sehr frühe romanische Kirche einen halbrunden Schluss mit einem etwas kleineren Durchmesser als die Einheit ist, anzunehmen und den Beginn dieses Schlusses in die Verlängerung der östlichen Turmmauern der Mitte nach zu setzen. Ebenso haben wir auf dem Wege der Analogie für den Radius des Halbkreises zwischen 2 ℭ = 4,16 und $\frac{1}{3}$ 𝔇' = 4,36 Meter zu wählen; die in der Serie zunächst auf $\frac{1}{3}$ 𝔇' folgende Ziffer 2 𝔞 = 4,42 ist bereits zu gross, wenig kleiner als die $\frac{1}{2}$ 𝔘'. Andererseits empfiehlt sich $\frac{1}{3}$ 𝔇' auch noch dadurch, dass, wie unsere Tafel zeigt, hiedurch die Länge der Kirche, von der äusseren Mauerflucht der Westtürme bis zum Beginn des Apsismauerscheitels gerechnet, gleich jener in Kalocsa, 4 𝔘' ergibt, die mit den arabischen Zahlen 1, 2, 3, 4 bezeichnet sind. Es beträgt sofort diese Länge 9,25 Meter × 4 = 37 Meter.

Da das Langhaus der Kirche ungeteilt war, gab es in derselben keine *Seitenschiffe* und, der bezüglichen Eigentümlichkeit der alten ungarischen Kirchen wegen auch kein *Querschiff*.

Der *Hochaltar* muss nicht weit östlich vom Grabe β) gestanden haben, hinter demselben befanden sich, nach altem Gebrauche, der auch in der Stuhlweissenburger Basilica befolgt war, im Halbrunde der Apsis die Sitze der Geistlichkeit. Sakristei und Schatzkammer mögen im Untergeschosse der beiden Osttürme angeordnet gewesen sein, und in einem der westlichen der Taufstein gestanden haben. Ueber die Höhe der Kirche und der Türme fehlen alle Angaben.

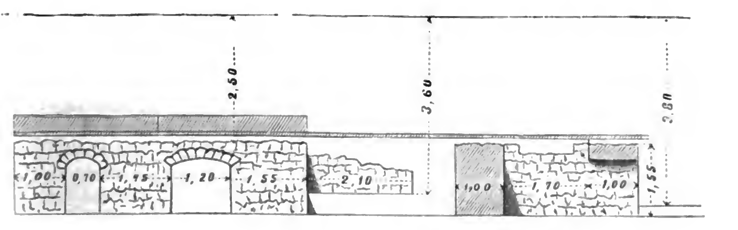
* Wir dürfen hier die Ziffern der Serie nicht mit der Einheit der neueren Kirche = 10.44 M., sondern müssen sie mit der alten 𝔘' = 9,25 multipliciren.

Die *Mauer der Apsis* nehme ich, weil sie eine Halbkuppel zu tragen hatte, zu 2 f = 1,60 Meter an, während jene der Kirche, wo blos eine Holzdecke vorkam, weit schwächer sein konnte. Dagegen scheinen die Turmfundamente voll aufgeführt worden zu sein.

Vom grössten Gewichte erscheint in der Kirche des h. Ladislaus das Grab α).

Denn es ist *unstreitig* das Grab des h. Ladislaus selbst, und an seiner Ostseite das Grab der Königin Maria β).

Die ganze Länge des Grabes misst 5,90 Meter; doch ist die Lichtenlänge geringer als jene des Grabes δ). Ebenso hat die Lichtenbreite 1,70 Meter gegen 3,00 Meter des letzteren; sehr stark aber sind die Mauern von α), nämlich 1,00 Meter. Sein Fussboden liegt etwas mehr als 4 Meter unter der Fläche des jetzigen Hofes: Den Fussboden der primitiven Kirche hat die Ausgrabung nirgends gefunden, er konnte aber kaum viel tiefer als der des



neueren Tempels gelegen haben; demnach mag das Grab, ohne über denselben stark aufzuragen, kaum gewölbt gewesen sein. Ich denke mir das Grab mit einem oder mehr flachen Steinen bedeckt, wie ich einen ähnlichen vom Grabe des h. Stephan stammenden in Stuhlweissenburg fand; aber auch jenen Deckstein musste ich in der Zeichnung noch um etwas über den Fussboden aufragend angeben. Wahrscheinlich war das Grab mit einem niederen Bronzegeländer umgeben, so dass der Ausblick auf den Hauptaltar vom Geländer nicht behindert wurde. Dem Gründer einer Kirche gebührte das ganze Mittelalter hindurch als Grabplatz der nächste vor dem Hochaltare in der Axe der Kirche, so wie wir diesen hier eingenommen sehen. Der zweite schlagende Grund für unsere Annahme ist der Standort des Grabes β) zu Füssen des Grabes α), nachdem es bekannt ist, dass die Füsse der Laien gegen Osten lagen, gleichsam um das Haupt des Todten nach dem Altare schauen zu lassen, während die Geistlichen eine umgekehrte Lage erhielten, wie sie bei der Messe im Altertume nicht vor, sondern hinter dem Altare standen; endlich wurde bereits angeführt, dass die Königin Maria, ihrem

Wunsche gemäss, zu Füssen des heiligen Königs, d. h. in β) bestattet wurde.

Das Grab α) hat an seiner Südseite zwei in seine Mauer gebrochene Oeffnungen, die höchst wahrscheinlich bei der 1192 erfolgten Canonisation gebrochen wurden, um den heiligen Leichnam herausheben und in dem von Meister Dionysus gefertigten Silbersarg in der Kirche selbst aufstellen zu können. Dass übrigens in späterer Zeit auch sonst am Grabe Veränderungen stattfanden, beweist ein in seiner südwestlichen Ecke vorgefundenes Mauerstück von Marmor.

Wir kommen zu der bei *n)* sichtbaren, sehr ausgedehnten Untermauerung, deren Erklärung mir viel Kopfbrechen verursachte, weil ich sie durchaus nicht für ein volles Turmfundament halten konnte; denn durch einen Turm an dieser Stelle würde die Kirche unverhältnissmässig verkürzt worden sein; anderenteils ist das Turmpaar weiter im Westen ohne Widerrede gesichert; endlich fand sich nicht die geringste Spur einer entsprechenden Fundation im Nordteile der primitiven Kirche.

Wir haben es also bei dieser selbst in ihrer unvollständigen Erhaltung noch immer über 6 Meter langen und mehr als 3,50 Meter breiten Untermauerung keinesfalls mit einem Turmfundament zu tun. Obschon aber besagtes Fundament erst der späteren Kirche angehören kann, habe ich seine Besprechung, wegen der Verbindung mit dem Grabe α), hieher verlegt.

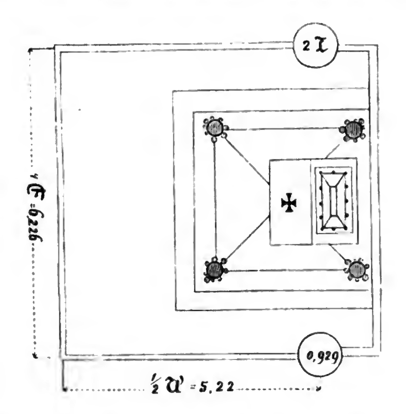
Wir lesen im Cartularium, dass nach der Canonisation dem neuen Heiligen unter seinem Namen *ein Altar* in der Nähe seines Grabes errichtet wurde.*

Wenn nun auch dieser Altar in der primitiven Kirche östlich vom Grabe stand, konnte er in jener des 14. Jahrhunderts hier wegen des höchst wahrscheinlich über den Fussboden aufragenden Grabes β) kaum Platz finden; auch hat man hier keine Spur eines Altarfundamentes entdeckt. In der neueren Kirche konnte der Altar aber auch nicht westlich vom Grabe stehen, weil er so das ohnehin durch das Grab verengte zweite Travée noch weniger zugänglich gemacht hätte. Es musste sofort für den Altar des h. Ladislaus eine Seitenstelle zwischen zwei Travéesäulen gesucht werden, und diese ergab sich von selbst im dritten Travée, dessen grössere Weite auch durch das ansehnlichere Portal bedingt war. Die grossen Flügelaltäre waren in der Zeit der Erbauung der zweiten Kirche noch nicht im allgemeinen Gebrauch; wir können daher mit Fug annehmen, dass hier ein Säulenciborium stand, unter diesem Baldachin der Altartisch, hinter und über demselben der Reliquienschrein mit dem Haupt des Heiligen, dem Caput, welches sich gegenwärtig in der Raaber Kathedrale befindet, und welches

* Post canonisationem autem sancti Regis Ladislai institutum fuit *ad eius sepulcrum* sub eius titulo altare.

Ipoly in den «Mitteilungen der Akademie» (Archæol. Közlemények), Jahrg. 1863, ausführlich beschreibt. Eine Abbildung desselben gibt auch Bunyitay, Tafel III.

Wahr ist es, dass der Altar keineswegs einen so enormen Unterbau verlangte, als der des Mauerstückes *n)* ist. Hier aber kommt uns die verbürgte Tatsache zu Hilfe, dass die Kathedrale von Grosswardein das Recht der *Gottesgerichte, der Ordalien*, besass und hiefür auch ein eigenes Tribunal haben musste. Nun ist es aber gleichfalls bekannt, dass bei den Gerichten des Mittelalters nicht nur die unmittelbar Beteiligten, sondern auch eine Unzahl von Zeugen, den sogenannten Helfern, erschien. Es ergab dieser Gebrauch die Notwendigkeit, einen Raum für das Gedränge oft von über



hundert Personen herzustellen und diesem Raum, wegen der nicht selten stürmisch bewegten Versammlung, eine möglichst feste, unerschütterliche Basis zu geben; ebenso musste dieser Raum eingefriedigt, vor dem Zudrange der Menge durch Geländer geschützt werden. Ich glaube diesen Raum in unserer Grundrisstafel zu gering angenommen zu haben und dehnte ihn daher in vorliegender Zeichnung bis an die Axe des Mittelschiffes aus. Ein anderer Einwurf ist der, dass die Ordalien nicht in der Kirche, sondern an einem bestimmten Orte ausserhalb derselben abgehalten wurden. Dies gilt wohl für die Feuer- und Wasserprobe, sowie für den gerichtlichen Zweikampf; andererseits kommen aber auch Gerichtsverhandlungen vor, in denen am Grabe des Heiligen oder auf seine Hauptreliquie geschworen werden musste. Beides konnte nur in der Kirche geschehen, wo auch gewiss das

Urteil über den Erfolg der erwähnten Proben gesprochen wurde. Der Sitz der Richter mag sich knapp vor dem Altare befunden haben. Das Gottes gericht ist älter als die Kirche Báthory's, das Tribunal aber, wie ich es mir denke, konnte erst in der Kirche Báthory's eingerichtet werden.

Miskolczy schreibt über den Altar des h. Ladislaus: Ueber dem Eingange des Sacellums des h. Ladislaus sind drei Evangelisten sichtbar; man sagt, der vierte wurde gestohlen. Von Kristoph Hagymásy, der zur Zeit König Johann's (Zápolya) Capitän der Veste Grosswardein war, heisst es, er habe die Köpfe der Evangelisten abgeschlagen, auch habe er das Sanctuarium der Kirche gebrochen.* Unter dem Eingange kann hier nicht das Prachtportal der Kirche verstanden werden, besser erklärt sich dies vom Eingang des Ciboriums, unter welchem der Reliquiensarg, das Heiltum, stand, die Statuen der vier Evangelisten aber finden den besten Platz an den vier Ecken des Baldachins. Treffend ist auch Bunyitay's Bemerkung, welcher gemäss die Kanzel, wie gebräuchlich, an der Nordseite des Mittelschiffes dem Altare und Reliquienschreine gegenüberstand, damit der Prediger stets auf den Heiligen hinweisen könne.

Es ist keine Aussicht vorhanden, dass die Grabungen erneuert werden, daher habe ich es unternommen, aus den Resultaten der vorhergegangenen eine Kette von Beweisschlüssen zu bilden, welche, fest aneinander gereiht, zur Ueberzeugung führen können, dass wir es hier nicht mit nackten Hypothesen zu tun haben. Somit darf ich mit den Worten schliessen:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Dr. E. Henszlmann.

* Supra fores sacelli sti Ladislai trium Evangelistarum effigies visuntur, quarti effigies furto dicitur ablata: capita demolitus dicitur Christophorus Hagymási, qui Joannis Regis tempore capitaneus arcis Varadiensis fuisse perhibetur. Idem dicitur Sanctuarium quoque Templi perfregisse.

BUDAPEST IM ALTERTUM.

I.

Unsere Hauptstadt nimmt schon heute nach ihrer Grösse sowie nach der Schönheit ihrer Anlage, nach der Einwohnerzahl und nach der industriellen wie commerziellen Bedeutung, aber auch in Bezug auf nationale, politische und sociale Interessen eine hervorragende Stelle unter den Grossstädten Europa's ein. Sie ist allerdings eine der jüngsten dieser Metropolen und ihr rasches Wachstum innerhalb weniger Jahre hat in unserem Erdteile kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen. * Diese blühende Gegenwart lenkt jedoch unwillkürlich den Blick auf die Vergangenheit hin. Da offenbart sich sofort die bezeichnende Tatsache, dass Ungarns schöne Hauptstadt eigentlich von ganz kurzem Datum ist. Budapest hat seine heutige Gestalt erst seit dem J. 1872 durch den Gesetzartikel 36 erhalten, wodurch die vordem getrennten königl. Freistädte Pest und Ofen und der königliche Marktflecken Alt-Ofen zu der einheitlichen ungarischen Hauptstadt Budapest vereinigt wurden. Es ist somit Budapest in seiner heutigen Gestalt auch der Zeit nach eine entschieden *moderne* Stadt, deren «Geschichte» erst in das zweite Decennium hineinreicht; allein trotz dieser Jugendlichkeit vermag diese jugendfrische Hauptstadt schon manche bemerkenswerte, weithinreichende Tat und Leistung aufzuweisen.

Die einzelnen, vordem selbständigen Bestandteile unserer Hauptstadt besitzen indessen sowohl jeder für sich, als auch in ihrer Gesammtheit eine an Zeit und Bedeutung hervorragende Geschichte, die uns bis in die graue Vorzeit historischer Erkenntniss zurückleitet und in dem Laufe der Jahrhunderte zahlreiche wichtige Ereignisse zu verzeichnen hat. Wenn die Geschichte nach den Worten Cicero's «die Lehrmeisterin des Lebens» sein soll, dann erscheint ihre Kenntniss zugleich als ernste Pflicht für Jedermann. Ohne Kenntniss der Vergangenheit entbehrt man nicht blos der zur Führung des eigenen Lebens nützlichen Lehren, Fingerzeige, Mahnungen und Warnungen, welche die geschichtlichen Tatsachen und deren Folgen uns bieten: sondern die Geschichte ist überdies die fruchtbarste Quelle geistiger und gemütlicher Erhebung, sie pflegt die Pietät gegenüber den Vorfahren, weckt und stärkt die Vaterlandsliebe, gibt Trost, Mut und Ausdauer in den Tagen der Bedrängniss und ermuntert durch das Beispiel zur Tatkraft, zum unablässigen Vor- und Aufwärtsstreben.

Diese *ethische Wirkung der Geschichtskenntniss* steht sogar bedeutend über dem materialen Nutzen, den wir für unsere practische Lebensarbeit

* Der ziffermässige Nachweis hiefür findet sich in der «Ung. Revue» 1881, S. 136 ffl.

aus derselben schöpfen. Diese heilsamen Folgen einer wahrheitsgetreuen Bekanntschaft mit der Vergangenheit unseres Landes und Volkes offenbaren sich aber auch in dem engeren Kreise der Vaterstadt oder des Wohnortes, namentlich wenn dessen Bedeutung in alter und neuer Zeit über die nächste Umgebung hinausragte. *Der achtungswürdige edle Bürgerstolz entquillt dieser Kenntniss der Geschichte des eigenen städtischen Gemeinwesens.*

Es verdient deshalb alle Anerkennung, dass gleich zu Beginn des mächtigen neuen Aufschwunges, den unsere Hauptstadt insbesondere seit dem Jahre 1870 genommen hat, der damalige Senator und nunmehrige erste Vice-Bürgermeister, Herr Karl Gerlóczy, in der Generalversammlung der Municipal-Vertretung von Pest am 3. Februar 1870 mit mehreren Gemeinderäten den Antrag stellte, es sollen zur Abfassung einer Monographie der Stadt Pest von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart entsprechende Veranstaltungen getroffen werden. Der Antrag fand sofort den ungeteilten Beifall der Versammlung, und es wurde ein Comité zur Beratung über die Durchführungsmodalitäten entsendet. Dieses Comité kam zu dem Beschlusse, es möge von der Ausschreibung eines Concurses für die Abfassung dieser Monographie abgesehen, und statt dessen ein bekannter vaterländischer Historiker mit der Abfassung des Werkes unmittelbar betraut werden. Diesen Beschluss genehmigte die hauptstädtische Generalversammlung in ihrer Sitzung vom 25. Mai 1870 und es wurde unter Einem der kön. ung. Universitäts-Professor in Pest, Herr Franz Salamon, mit der Abfassung einer Monographie der Stadt Pest betraut. Prof. Franz Salamon geniesst seit Langem den Ruf eines fleissigen Forschers und tüchtigen Gelehrten auf dem Gebiete der ungarischen Geschichte; seine Arbeiten: «Magyarország a török hóditás korában» («Ungarn während der Türkenherrschaft»), Pest, 1864; «Az első Zrinyiek» («Die ersten Zrinyi»), Pest, 1865; «A magyar királyi szék betöltése» («Die Besetzung des ung. Königstrones»), Pest, 1867 u. a. hatten ihm einen hervorragenden Platz unter den einheimischen Historikern verschafft. Fleiss, Umsicht, Scharfsinn und eine oft sehr überraschende, glückliche Combinationsgabe zeichnen diese Arbeiten aus; ebenso ist Sprache und Stil fern von Pedanterie, wenngleich nicht frei von der Neigung zur Weitläufigkeit. Der Standpunkt zeichnet sich durch unbefangene Objectivität aus.

Professor Salamon nahm den auszeichnenden Auftrag der Hauptstadt an, ohne sich jedoch hinsichtlich der Fertigstellung des Werkes an einen Termin zu binden, und griff sogleich zu den nötigen Vorarbeiten. Mittlerweile erfolgte die oberwähnte legislative Vereinigung von Pest, Ofen und Altofen, der zu Folge es wünschenswert erschien, statt einer «Monographie von Pest» vielmehr *eine umfassende Geschichte dieser drei, vordem getrennten und einzeln wie insgesammt historisch bedeutsamen Städte zu schreiben.* Diese Abänderung der ursprünglichen Absicht geschah im Jahre 1875, aber erst zwei Jahre später, am 1. März 1877, wurde zwischen der Hauptstadt

und dem Prof. Salamon der neue Vertrag geschlossen. Der Verfasser übernahm damals zugleich die Verpflichtung, das Werk binnen fünf Jahren, eventuell noch früher fertig zu stellen. Ein Beschluss des hauptstädtischen Magistrats vom 4. December 1877 drückte den Wunsch aus, es möge der erste Band dieser «Geschichte von Budapest» sofort in Druck gelegt werden, um mit demselben die Mitglieder der im Jahre 1878 in Budapest abgehaltenen Jahresversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher als «Gabe der Hauptstadt» beschenken zu können.

So geschah es, und es erschien demnach der erste Band der «Geschichte von Budapest» bereits im Sommer des Jahres 1878. Seitdem verstrichen allerdigs sieben Jahre bis zum Erscheinen des nächsten Bandes, der aber sofort als ein mächtiger Doppelband (Geschichte und Quellenkritik) erschien. Der Verfasser gibt über die Ursachen dieser Verzögerung im «Vorwort» zum zweiten Bande ausreichende Erklärung. Das Fortschreiten der Arbeit wurde und wird wesentlich verhindert einmal durch die Zerstreuung, Mangel- und Lückenhaftigkeit des historischen Materials sowie durch die häufige Unzuverlässigkeit desselben; dann durch die schwere Zugänglichkeit und Brauchbarkeit der publicirten Geschichtsquellen und endlich durch den Mangel an wissenschaftlich-kritischen Vorarbeiten. *Prof. Salamon musste in den meisten Fällen Forscher, Kritiker und Geschichtschreiber zugleich sein.* Wer das Mühselige, Zeit- und Kraftraubende einer solchen geistigen Arbeit kennt, der wird dem Verfasser alle Anerkennung zollen und seine Leistungsfähigkeit bewundern. Prof. Salamon hat sich vor Allem das hohe Verdienst erworben, an die Geschichte unserer Hauptstadt mit kritischem Blicke herangetreten zu sein und den Versuch gemacht zu haben, diese Geschichte von einer Kruste gelehrter Hypothesen, falscher Annahmen und unhaltbarer Behauptungen zu befreien. Der Versuch mag in einzelnen Punkten nicht gelungen sein, das geben wir (und auch der Verfasser) gerne zu; aber der Anfang ist geschehen und so mögen Andere auf dem betretenen Pfade einer kritischen Untersuchung der Geschichte von Budapest weiter schreiten. Wir haben uns zur Aufgabe gesetzt, auf Grund der Arbeit Salamon's hier *die Geschichte von Budapest im Altertum und Mittelalter in ihren allgemeinen Umrissen zu zeichnen.* Es ist *keine Kritik,* sondern ein *zusammenfassendes Referat,* das auch für weitere Kreise der Leser von Interesse sein soll.

Vorerst geben wir einige bibliographische Notizen. Von dem Werke: «*Budapest Története.* A főváros megbizásából irta Salamon Ferencz» d. i. «Geschichte von Budapest. Im Auftrage der Hauptstadt verfasst von Franz Salamon» sind bis jetzt erschienen: der *erste* Band im Jahre 1878 mit dem Subtitel: «Budapest im Altertum» (Budapest, 1878), gr. 8^0, VIII und 366 S., und der *zweite* und *dritte* Band, welche die «Geschichte von Budapest im Mittelalter» enthalten. Der Band II (Budapest, 1885) umfasst in gr. 8^0 VIII und 615 S.; Band III, der sich vorwiegend mit Quellenkritik

beschäftigt, hat IV und 381 S. Dieser dritte Band wird eigentlich als »Beilage» zum zweiten Bande betrachtet. Jeder Band ist mit einem dankenswerten Personen- und Sachregister versehen, ein Vorzug, dessen Mangel man bei unseren historischen Publicationen, namentlich bei der Veröffentlichung von Urkunden und Quellenschriften, leider nur zu oft beklagen und tadeln muss.

Es giebt kaum eine Stadt in Europa, die so oft und in solchem Maasse verwüstet worden wäre und demzufolge auch ebenso oft von Neuem aufgebaut werden musste, als die Hauptstadt Ungarns, als Budapest. Die auf ihrem Territorium befindliche Römerstadt verschwand gänzlich, so dass die Slaven, die sich vor den Magyaren in diesem Gebiete niedergelassen hatten, nicht einmal den Namen dieser Stadt aufbewahrten.

Unter den ungarischen Königen entstand hier abermals eine volkreiche Ortschaft. Von der Zeit Stefan des Heiligen bis zu Béla IV., also während ungefähr dritthalbhundert Jahren entwickelten sich insbesondere Pest und Alt-Ofen. Diese Zeit bildet die zweite Blütenperiode unserer Stadt, aus welcher Zeit jedoch nur sehr wenige Denkmäler sich erhalten haben. Der Mongoleneinfall des Jahres 1241 verwüstete zuerst Pest und dann Alt-Ofen sammt allen geschichtlichen Merkwürdigkeiten.

Das Werk der Wiedererbauung musste von Neuem unternommen werden. Ungefähr zweihundert Jahre nach der Mongolen-Invasion, zur Zeit des Königs Mathias, finden wir auf beiden Ufern der Donau eine blühende und reiche Stadt; die Ofner Festung, die vor 1250 noch gar nicht bestanden hatte, wurde der Mittelpunkt und die Hauptstadt des Königreiches, Pest aber gewann an Reichtum und Ausdehnung. Gerade dreihundert Jahre nach der Zerstörung durch die Mongolen fielen Ofen und Pest im Jahre 1541 in die Hände der Türken, wodurch ihre dritte Verwüstung herbeigeführt wurde.

Und nach der Türkenvertreibung musste Ungarns in Trümmern liegende Hauptstadt Ofen und deren Schwesterstadt Pest zum dritten Male neu aufgebaut werden. Seitdem sind bald zweihundert Jahre verstrichen und das gesetzlich vereinigte Budapest bildet heute nicht nur den Mittelpunkt des ungarischen Staates, sondern ist zugleich eine der glänzendsten Städte unter den Grossstädten Europa's geworden. Es lebt in uns die zuversichtliche Hoffnung, dass dieser so oft und schwer heimgesuchten Stadt keine weitern Katastrophen bevorstehen.

Jene oben angedeuteten, wiederholten Schicksalsschläge brachten es mit sich, dass nicht blos die historischen Denkmäler und Erinnerungen von Budapest grossenteils vernichtet wurden, sondern die Notwendigkeit des jedesmaligen völligen Neuaufbaues und der Neubevölkerung behinderte auch die Entstehung und continuirliche Fortentwickelung der Tradition; Budapest entbehrt der ausschmückenden Localsage. Man hat es in jeder Periode mit einer andern Stadt, mit einer andern Bevölkerung zu tun, die mit den

Vorgängern fast gar keinen Zusammenhang aufweist. Das gemeinschaftliche Band dieser sich stets erneuernden Stadtentwickelung bilden hauptsächlich die *natürlichen Verhältnisse*. Darum widmet Prof. Salamon diesen Naturverhältnissen der Stadt und ihrer Umgebung eine ganz besondere, ungewöhnlich eingehende Aufmerksamkeit, namentlich im *ersten* Bande, der uns hier zunächst beschäftigt.

«Die Römer waren in hervorragender Weise eine Geometer-Nation», meint der Verfasser. «Die Geographie und die Topographie dienen demnach als Schlüssel zur Lösung so manchen historischen Rätsels» aus den Zeiten der römischen Weltherrschaft.

Während der drei Blütenperioden, welche Budapest bis jetzt erreicht hat, erscheint diese Stadt nicht blos unter drei verschiedenen Benennungen, sondern auch auf drei verschiedenen Gebieten, die zwar einander benachbart, aber dennoch unter einander von sehr abweichender natürlicher Beschaffenheit sind. Die Römer liessen sich auf jener schiefen Ebene nieder, wo heute Alt-Ofen steht; das Mittelalter gab dem Festungsberge den Vorzug und die damalige Stadt erhielt den Namen Ofen; die Neuzeit verlegte die wahrhaft grosse Stadt in die Tiefebene des linken Donauufers nach Pest. Alle drei Epochen haben die natürlichen Verhältnisse ihren Lebensbedürfnissen und ihrer Lebensweise angemessen benützt und waren gemäss dem jeweiligen Stande der Civilisation in der Lage, manche Misslichkeiten der Situation zu bekämpfen. Es gab kein Zeitalter, in welchem man die Verhältnisse der Natur auch hier nicht in ernste Rechnung gezogen hätte.

Was nun den *Boden von Budapest* anbelangt, so besteht ein besonderer Vorzug desselben in der guten Thonerde, die das zum Baue nötigste Material in reichlichem Maasse darbietet. Von der Vortrefflichkeit der hier erzeugten römischen Ziegel zeugen die zahlreich aufgefundenen Reste noch heute und in der Gegenwart bekunden die in der Hauptstadt blühenden Ziegelfabriken die ungeschwächte Fortdauer dieser Tatsache. Auf der Pester Seite liefert die Gegend von Steinbruch und Gubacs, auf der Ofner Seite namentlich die nördlichen und nordwestlichen Teile am reichlichsten das Material für die Brennziegel und es sind hier auch die meisten grossen Ziegel-Fabriken anzutreffen. Zu Anfang der Siebziger Jahre, als die Baulust in Budapest einen so rapiden Aufschwung genommen hatte, wurden jährlich im Durchschnitte 160 Mill. Stück Brennziegel hier verbraucht. Als die beste Sorte von Ziegelthon bezeichnet Prof. Salamon jene harte, blaue Thonerde, welche oberhalb Altofens am Abhange des Klein-Zeller Berges gegraben wird. In einem Flussbett aus dieser Thonerde wogt auch der Donaustrom zwischen Pest und Ofen dahin. Die grossartigen Brückenköpfe und die Pfeiler der Kettenbrücke ruhen auf demselben Thongrunde. Auch das Gebiet von Pest hat ihn zur Unterlage, doch liegt der Thon hier in grösseren Tiefen. Es ist nun aber dieser Thon der Niederschlag eines einstigen salzigen Meeres, das

in vorgeschichtlicher Zeit die Gegend von Budapest ebenfalls bedeckt hatte. Ausser in der Form des erwähnten Thones erscheint dieser Niederschlag oder dieses Sedimentgestein in der Gegend von Ofen noch in der Form des Mergels, also mit Kalk gemengt; aus solchem Mergel besteht der Kern des Ofner Festungsberges. Derselbe bedeckt auch in dichten Schichten die dem Festungsberge zugewendete Seite des Blocksberges. Beide Berge mochten ehedem eine einzige Erhöhung gebildet haben, bis nicht die Erosion des «Teufelsgraben» in ungemessen langer Zeit durch die von den Ofner Bergen herabstürzenden Gewässer jene muldenförmige Vertiefung auswusch, in welcher wir heute die Christinen- und die Raizenstadt oder Taban ausgebreitet sehen. Ja der Festungsberg war wahrscheinlich nicht nur mit dem Blocksberge verbunden, sondern es zog sich ein einheitlicher Bergrücken über die Hügel beim Kaiserbade (bis zum Josefs- und Franzensberg), selbst bis zum kleinen und grossen Schwabenberg hin. Dieser Mergel bildet als Geröll auch den Untergrund für die Weingärten in Ofen.

Ausser der Klein-Zeller Thonerde besteht der Tiefboden von Pest, wie solches die Bohrung des artesischen Brunnens im Stadtwäldchen durch Wilhelm v. Zsigmondy ergeben hat, noch aus neogenen Thongebilden; und zwar befindet sich unter einer Tagesschicht von etwa acht Klaftern, aus Sand und Kies bestehend, bereits eine mediterrane Schichte in einer Mächtigkeit von ungefähr 132 Klafter; dieser folgt dann eine 164 Klafter dicke Pectunculus-Schichte und erst unter dieser trifft man die oberwähnte Klein-Zeller Thonerde und jenen Mergel, der in Ofen an der Oberfläche liegt. Auf der Pester Seite fand man diese Thonschichte von 178 Klafter Dicke; darnach folgt eine 2—3 Fuss starke Steinkohlenschichte und eine ungefähr ebenso dicke Schichte Jurakalk, worauf man auf Dolomit stiess, d. i. auf jenes Gestein, welches den Kern des Blocksberges und der übrigen Ofner Berge bildet. Hier, d. i. in einer Tiefe von nahezu 500 Klafter fand Herr Zsigmondy die unterirdische Fortsetzung der warmen Quellen von Ofen.

Die Thonschichte versah Pest anfänglich auch mit einer natürlichen Wasserleitung, mit reichlichen und schmackhaften Brunnen.

Der heutige Boden von Pest ist ein sehr einfaches geologisches Gebilde, sobald man nicht in die weitere Tiefe hinabsteigt. Die Oberfläche besteht bis zu einer Mächtigkeit von 1—8 Klaftern aus Sand, Kies und hie und da aus Schlammerde. Zu oberst liegt grösstenteils jener bekannte feine Flugsand, der durch den Wind bewegt wird und oft Hügel von 4—5 Klafter Höhe bildet. Aus demselben Materiale besteht auch das Geschiebe in der Donau und sind die in derselben abgelagerten Inseln zusammengesetzt. Es sind durchwegs quartäre oder jetztzeitliche Formationen, mit sehr geringem Kalkgehalte (kaum 8 pCt.), Eisenoxyd (1½ pCt.) und im Wasser löslichen Salzen (nur 0·5 pCt.); dagegen aber bestehen dieselben zum überwiegendsten Teile (87 pCt.) aus unlöslicher kieselsaurer Thonerde. Der grossen-

teils aus Quarz bestehende Sand ist zur Bearbeitung wenig geeignet; er erfüllt die Luft leicht mit dem berüchtigten «Pester Staub». Wohl aber saugt er die Niederschläge rasch auf und bildet einen vortrefflichen Wasserfilter, so dass auf der darunter befindlichen undurchdringlichen Thonschichte eine grosse Anzahl von Wasserrinnen das Becken von Pest durchziehen, und teils in offenen Läufen (Rákos-, Szilas-Bach), teils als unterirdisches Grundwasser der Donau zufliessen, so dass bei normalem Wasserstande die Donau die Rolle eines ableitenden Hauptcanales spielt. Eine im Jahre 1875 vorgenommene Untersuchung hat ergeben, dass eine mächtige Strömung unterirdisch von den Czinkotaer und Steinbrucher Höhen die Richtung nach dem Tiergarten, am Bahnhofe der österr.-ung. Staatsbahn gegen die Donau zu nimmt und bei einer Hauptmündung dieser Strömung die Dampfpumpe des Wasserleitungswerkes aufgestellt ist, die bekanntlich einem grossen Teile der Stadt gutes Trinkwasser liefert. Eine zweite mächtige Strömung unter der Erdoberfläche hat man in der Richtung der Üllöer-Strasse entdeckt; diese kommt von den Steinbrucher und vielleicht von den Szt.-Lőrinczer Höhen oder von noch weiter nach dem Donauufer; ein Zweig dieser Strömung geht unter dem Orczy-Garten, dessen Trinkwasser berühmt ist, wie denn die ganze Strecke entlang der Üllöer-Strasse gute und reichlich versehene Trinkbrunnen besitzt. Pest war überhaupt an diesem Wasserreichtum seiner Schwesterstadt Ofen von jeher überlegen. Im Mittelalter hatte die Stadt diesem Reichtum die Widerstandsfähigkeit gegen äussere Angriffe, in der Neuzeit den wichtigen Umstand zu danken, dass die Umgebung von Pest nicht zu einer vegetationslosen Sahara geworden ist.

Dieser Pester Boden war und ist zum üblichen Ackerbau sowie zur Viehzucht im Freien allerdings nicht geeignet; wohl aber bildet er bei entsprechender Düngung und Bewässerung vortreffliche Gartenerde, und so sehen wir denn auch an der Peripherie unserer Stadt eine lange Reihe meist schwäbischer und bulgarischer Gärtner-Colonien angesiedelt. Ebenso trifft man hier zahlreiche Viehzucht durch Stallfütterung, ergiebige Mastanstalten (Steinbruch), Spiritusfabriken u. s. w. Alle diese Erwerbszweige sind hier nur möglich, weil das reichliche Grundwasser vorhanden ist.

«Dieser Reichtum an Grundwasser war jedenfalls eine wesentliche Ursache, dass ungeachtet der Stiefmütterlichkeit der Natur nach anderer Richtung hin an diesem Ufer der Donau die Hauptstadt eines Landes Wurzel fassen und aufblühen konnte.» Die Vortrefflichkeit und Geniessbarkeit der Pester Trinkbrunnen hat freilich seit der rapiden Vergrösserung der Stadt durch die Zunahme der Gasleitungen sowie in Folge mangelhafter Canalisirung sehr erheblich gelitten, so dass trinkbares Brunnenwasser in Pest heute bereits zur Seltenheit geworden ist.

Auf der Ofner Seite herrscht der Dolomit vor, welcher im Terrain von Pest erst in einer Tiefe von 500 Klafter gefunden wird, und sich demnach

von dieser Tieflage bis zur Höhe des Széchenyi-Berges (1400 Fuss) in einer Höhen-Ausdehnung von 4400 Fuss erstreckt. Aus Dolomit bestehen der Blocksberg, der Adlerberg, der Széchenyi-, der Dreihotter- und der Gais-Berg. Dagegen besteht der höchste Punkt im Ofner Gebiet, der Johannisberg (1600 Fuss), sowie der westlich davon sich erhebende Piliser Berg (2400 Fuss) aus Dachsteinkalk. Die verschiedenen Arten der Kalksteinformation mit abgerundeten Kuppen und breiten Rücken sind im Ofner Gebirge vorherrschend. Der Kranz von schön geformten Dolomitbergen, die im Halbkreise das breite Silberband der Donau mit ihren smaragdgrünen Inseln umfassen, bildet einen landschaftlichen Contrast zur endlos ausgedehnten Ebene auf dem Pester Ufer. Beide vereint bieten aber eine seltene Vereinigung reizender Mannigfaltigkeit und Abwechslung, und tragen nicht wenig bei zur Verschönerung in der Lage unserer Hauptstadt.

Auf den secundären Gebilden findet man sodann den schon erwähnten oligocänen Thon und Mergel der Tertiär-Periode in grossen Massen abgelagert, wozu sich noch zahlreiche Eocän-Bildungen gesellen; diese sogenannte «ältere Tertiärformation», der Nummulithenkalk, bildet z. B. den Kern des «kleinen» Schwabenberges und liefert vortreffliche Bausteine und das Material zu Kalkbrennereien. Die zahlreichen Steinbrüche im «schönen Tal», das zum Gaisberg führt, verdanken diesem Umstande ihre Entstehung. Ueberhaupt wurden Steinbrüche und Kalkerzeugung im Ofner Gebirge von altersher in grossartiger Weise betrieben.

Ein charakteristisches Gebilde ist der «Lindenberger Kalkstein», eine Oligocän-Formation, grobkörnig, von rötlicher Farbe, ebenfalls als Baustein verwendbar. Die im Pester Terrain erwähnte Pectunculus-Schichte fehlt auf der Ofner Seite, wohl aber trifft man diese abermals am westlichen Aussenrande der Ofner Berge. Der ung. Geologe Hoffmann zieht daraus den Schluss, dass diese Berge sich bereits inselartig aus dem Ocean erhoben, bevor jene Schichte entstand. Die Entstehung der Gebirge in Ofen würde darnach in die Mitte des dritten geologischen Zeitalters (mesozöische Periode) fallen.

Auch die mediterranen Formationen treten nur am äussern Rande der Ofner Berge, und zwar in der Gegend von Promontor als Kies und Sand auf. In den Ofner Talmulden folgen auf den unter-oligocänen Mergel, Thon und Sandstein sofort diluviale Gebilde, darunter ist das bemerkenswerteste der Löss, welcher in erheblicher Mächtigkeit die Thalniederung und die Abstufungen der Berglehnen bedeckt. Diese Diluvial-Formation herrscht überhaupt auf dem rechten Donauufer vor; im Terrain des linksufrigen Pest und auf den Donau-Inseln fehlt er; erst bei Péczel und Izsaszeg gegen Gomba und Pilis beginnt abermals eine ausgedehnte Löss-Region, die aber stellenweise von Sandstellen durchbrochen wird. Der Löss ist zum Ackerbau trefflich geeignet, daher geniesst Ofen in dieser Beziehung vor Pest einen Vorzug.

Das Ofner Gebirge war ehedem mit Waldungen bedeckt, in denen die

Buche vorherrschte: heute sind an deren Stelle zumeist Weingärten getreten. Wo das nicht der Fall ist, da hat man den Wald leider häufig ausgerodet, und es starren die nackten Felsen und abgewaschenen Berglehnen dem Beschauer entgegen. Auch die Pester Seite war ehedem von der Donau an etwa zwei Meilen breit bewaldet.

Die geologische Beschaffenheit der Ofner Gebirge erklärt uns die hydrographischen Verhältnisse daselbst. Der undurchlässige Thon und Mergel, welcher in solcher Massenhaftigkeit hier auftritt, verhindert das Einsickern der Feuchtigkeit von Regen und Schnee, so dass ein grosser Teil dieser Niederschläge in meist raschem Absturze an der Oberfläche durch den «Teufelsgraben» der Donau zueilt. Der andere Teil dieser Niederschläge, welcher auf die zu Tage tretenden Dolomit-, Dachstein- und Nummulithenkalk-Schichten trifft, gelangt durch die hier zahlreichen Oeffnungen, Sprünge, Risse und Spalten in die Tiefe, wo unterirdische Bäche, Flüsse, ja in den hier befindlichen Grotten und Höhlen grosse Wasser-Reservoirs entstehen. Durch die natürliche Erdwärme werden diese angesammelten Wässer in der Tiefe erwärmt, und treten durch den hydrostatischen Druck entlang dem rechten Donauufer am Fusse des Blocks- und des Josefi-Berges als heisse Quellen zu Tage. Der Geologe, Universitäts-Professor Dr. Josef Szabó, nimmt an, dass die Ofner Thermen aus einer Tiefe von etwa 5000 Fuss heraufkommen. Die Ofner Warmquellen liefern binnen 24 Stunden insgesammt mehr als $1^1/_2$ Millionen Kubikfuss Wasser. Dass dies jedoch nicht deren grösste Leistung ist, beweist der Wasserreichtum des artesischen Brunnens auf der Margaretheninsel, der bei einer Tiefe von 62 Klafter in 24 Stunden eine halbe Million Kubikfuss Wasser liefert.

Auf der Ofner Seite gibt es sechs warme Bäder: das Schlamm-, Bruck-, Raizen-, Königs-, Lukas- und das Kaiserbad und ausserdem in Alt-Ofen vier unbenützte Quellen. Ueberdies entspringen im Donaubette warme Quellen, so z. B. zwischen dem Bombenplatz und der Kettenbrücke; auf der heut durch die Donauregulirung beseitigten, ehemaligen Badinsel oberhalb Ofen zählte man 50 bis 60 warme Quellen u. s. w. Die Ofner Thermen sind also ebenfalls nur ein Product der äusseren Niederschläge der Luft; die Natur hat Ofen statt der Trinkbrunnen warme Heilquellen verliehen und darin besitzt die Stadt einen besonderen Factor zu ihrem Gedeihen; denn die seit Tausenden von Jahren emporsprudelnden Thermen waren unstreitig gleichfalls ein Anziehungspunkt zur Niederlassung und ein Hebel zur fortschreitenden Cultur der Bewohner.

Zahlreiche Kalktuffbildungen, diese Ablagerungen der Ofner Thermal-Quellen, welche man in den Ofner Bergen an verschiedenen Punkten findet, und die heute insbesondere von der Ortschaft Pomáz bis an den Südrand des Blocksberges das Gebirge begleiten, liefern zugleich den Beweis, dass diese Quellen im Laufe der Zeiten immer mehr abwärts gewandert sind. Die

Ofner Basteien und Festungsmauern ruhen auf solchen Kalktuff-Schichten und die Keller der Häuser in der Festung sind in diesen Kalktuff gegraben. Vielleicht war der Ofner Festungsberg ehedem von einem Thermal-See bedeckt, aus dem der massenhafte Kalktuff als Niederschlag zurückgeblieben ist. Auch zum Häuserbau und zur Kalkerzeugung wurde dieser Süsswasserkalkstein verwendet. In dem Tufflager bei Altofen, wo einstens das Kloster von Klein-Zell gestanden, findet man nicht blos zahlreiche Süsswasserschnecken, sondern auch die Reste vom Mammuth, vom Riesenrhinozeros, vom Riesenhirsch und von anderen Zeugen der jüngeren Abteilung der anthropozoischen Periode.

Die einstige Römerstadt Aquincum, welche an der Stelle des heutigen Altofen sich erhob, benützte diesen leichtzugänglichen Kalkstein mit besonderer Vorliebe; die baulichen Ueberreste, die römischen Meilensteine, die Altäre, die Sarkophage und Grabsteine sind alle aus diesem Süsswasserkalk gefertigt. Ebenso bildete im mittelalterlichen Ofen der Kalktuff ein vielverwendetes Baumaterial.

Ofen leidet Mangel an gutem, frischem Trinkwasser, ebenso ist das Ofner Gebirge in Folge der oben skizzirten geologischen und hydrographischen Beschaffenheit überaus wasserarm; in dem ganzen weiten Talkessel von Ofen gibt es keinen einzigen Bach, nur selten eine Quelle (z. B. die Saukopfquelle). Infolge dessen musste auch die Cultur hier eine andere Gestalt annehmen als in dem benachbarten, doch geologisch höchst verschiedenen Pest. In Ofen ist eine ausgedehnte Gärtnerei schon darum unmöglich, weil die Brunnen meist sehr tief gegraben werden mussten und auch dann meist schlechtes und ungenügendes Wasser liefern. Der Festungsberg hat gar kein Wasser. Darum musste man schon im Mittelalter das Wasser hierher von der Donau heraufschaffen. Weit besser ist die Fläche von Altofen mit Wasser versehen. Das war ohne Zweifel ebenfalls ein mitbestimmendes Motiv, dass die umsichtigen Römer ihre Stadt gerade hier anlegten, wo sie überdies das Baumateriale, wie oben erwähnt, in reichlichem Maasse und leicht zugänglich vorfanden.

Das *dritte* Capitel unserer Vorlage beschäftigt sich mit der Schilderung der *geologisch-hydrographischen Verhältnisse* jener Berge, die im Süden und Norden das Gebiet von Budapest begrenzen. Wir begnügen uns hier mit einer kurzen Andeutung. Interessant ist der Hinweis, dass Steinbruch seine ehemalige und heutige Bedeutung wesentlich dem Umstande verdankt, weil der Hügel, auf welchem dieser Teil unserer Hauptstadt sich ausbreitet, aus Cerithium-Kalk besteht, welcher für Pest das wichtigste und charakteristischeste Baumaterial in alter und neuer Zeit geliefert hat. «Steinbruch» hat davon den Namen. Es ist zwischen der Donau und Theiss der südlichste Punkt, welcher gute Bausteine liefert. Selbst in der Türkenzeit wurden hier die Steinbrüche bearbeitet; die reformirte Kirche in Kecskemét aus der

zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist z. B. aus Steinbrucher Material erbaut. In diesem Cerithium-Kalk von Steinbruch, Promontor und Tétény sind denn auch die vorzüglichen trockenen Keller eingemeiselt; ja diese Cerithium-Kalkschichte zieht in einem weiten Bogen süd- und westwärts durch die Donau über Promontor, Klein-Tétény, Orács, Török-Bálint u. s. w. bis nach Tinnye in der Nähe des Piliser Berges hin.

Unter diesem Cerithium-Kalk kommt der Leitha-Kalk vor, der namentlich aus den Steinbrüchen von Promontor und Sóskút bei Ofen in grosser Menge gebrochen und gleichfalls zu Bauzwecken reichlich verwendet wird. Auf den Cerithium-Kalk folgt in unserer Gegend der Congerien-Thon, mit welchem die Tertiär-Periode hier ihren Abschluss findet. Der Congerien-Thon dient zur Brennziegelbereitung.

Von ganz anderer Natur als diese südliche Umrandung des Bodens von Budapest ist die Beschaffenheit der nordwestlich gelagerten Gebirge, der Berge von Visegrád, deren Waldreichtum, üppige Vegetation und grosse Anzahl von Quellen und Bächen einen völligen Contrast zu den Ofner Bergen bilden. Das Königsschloss von Visegrád beweist die Vorliebe der ungarischen Könige für diese Gegend, die auch der Jagd eine günstige Gelegenheit boten. Diese Berge bestehen in ihrem Kern aus Trachyt, welcher der Hauptstadt ein vortreffliches Pflasterungs- und Macadamisirungs-Material liefert. Die Berge von Visegrád sind vulkanischen Ursprunges, Eruptiv-Gesteine, während die Ofner Kalk- und Dolomit-Berge Sediment-Gesteinen, Ablagerungen des Wassers ihre Entstehung verdanken.

Im *vierten* Capitel gibt der Verfasser eine Skizze von der geologischen *Gestaltung der Gegend von Budapest.* Unsere Berge sind ein Product der Tertiär-Periode; die Quartär-Periode und die Jüngstzeit schufen die kleineren Bergrücken, die Thäler, den Lauf der Flüsse und machten den Boden culturfähig. Diese letzteren Perioden waren die ersten Epochen unserer jetzt lebenden Tiergattungen und auch des Menschen. Wir können jedoch trotz der in mancher Hinsicht interessanten und geistig anregenden Bemerkungen und Ausführungen des Verfassers diesem Capitel nicht eingehender folgen.

Die oro- und hydrographische Gestaltung des Bodens und der Umgebung von Budapest war vor Allem massgebend für die hier möglichen *Verkehrsverhältnisse,* mit denen sich der Verf. im *fünften* Capitel beschäftigt. Das Donautal bildete bekanntlich seit den ältesten Zeiten die belebte Völkerstrasse. Schon lange vor der sogenannten «Völkerwanderung» im engern Sinne hatten die von Ost nach West strebenden Völkerschaften ihren Weg auf und entlang diesem Strome genommen. Ausserdem gab es schon in vorrömischer Zeit noch eine zweite Völkerstrasse durch Ungarn. Die Bernsteinsucher und Bernsteinhändler kamen das Weichseltal aufwärts bis Krakau; von hier zog eine Strasse westlich nach Carnuntum (dem heutigen Petronell in Niederösterreich), die andere über die Karpathen in der Richtung von

Ofen, wo sie die Völkerlinie von Ost nach West kreuzte. Ueberhaupt beweist die geographische Configuration des Landes, dass die Wege aus allen Weltgegenden in unserem Vaterlande zu allen Zeiten an den südlichen Abhängen der innerungarischen Mittelgebirge zusammentrafen, d. h. in jener Gegend, wo heute Ungarns Hauptstadt sich erhebt. Diesem wichtigen Umstande verdankt Budapest zum grossen Teile seine wiederholte Gründung und sein Gedeihen. Freilich muss dieser Knotenpunkt der Communicationen auch als eine Hauptursache der wiederholten Zerstörungen unserer Hauptstadt betrachtet werden.

Die hohe Bedeutung des Ortes für den Völkerverkehr in Krieg und Frieden wurde wesentlich gehoben durch die Donau, welche hiezu jedoch weniger in ihrer Eigenschaft als natürliche Wasserstrasse als vielmehr dadurch beigetragen hat, dass sie ein wirksames Hinderniss des Verkehrs zu Land bildete. Die Donau und Theiss mit ihren Inundationsgebieten verhinderten im Altertum jeden Verkehr im Alföld von Osten nach Westen oder umgekehrt. Die bequemste Furt bot sich in der Gegend von Budapest, und darin erkennt Prof. SALAMON die Wichtigkeit unserer Stadt, dass sie die Vermittlerin, der Mittelpunkt des binnenländischen und des weitergehenden Verkehres war. Die Formation der Gebirgs-Umrandung Ungarns im Norden, Osten und Nordosten, die Richtung der Täler und der Flussläufe wiesen insgesammt auf diesen Mittelpunkt des Landes hin. Die Strassen und Wege in alter und neuer Zeit, sowie die Eisenbahnen in unseren Tagen folgen in ihrer Anlage nur den Weisungen, welche die Natur hierin den Menschen gegeben.

Mit dem *sechsten* Capitel unseres Werkes betreten wir den Boden der menschlichen Tätigkeit in unserer Hauptstadt. Prof. SALAMON untersucht in diesem Capitel die *Geschichte des Namens* von Budapest im Altertum. Die Darstellung ist hier ebenfalls sehr breit; denn der Verf. gieng den Tatsachen und Wandelungen hinsichtlich der Benennung bis ins Detail nach. Bemerkenswert erscheint jedenfalls, dass der römische Name unserer Hauptstadt in späterer Zeit gänzlich in Vergessenheit geraten war. Als die Ungarn sich in ihrem neuen Vaterlande niederliessen, fanden sie an der Stelle von Alt-Ofen zwar die Ruinen einer ausgedehnten Stadt, aber niemand kannte den einstigen Namen derselben. Die damaligen Bewohner dieser Gegend waren also offenbar nicht dieselben, welche zur Zeit der Römerherrschaft hier gelebt hatten.

Die mittelalterlichen Chroniken, so namentlich auch die ungarische Chronik des Simonis de Keza, nennen diese Römerstadt «Sicambria»; angeblich nach den germanischen Sicambern oder mindestens nach einer «sicambrischen» Legion, die ihren Standort hier gehabt haben soll. Gelehrte Klügelei war es auch, die für das heutige Alt-Ofen den Namen «ad Herculem» austüftelte oder behauptete, der Römerort «Curta» habe an der

Stelle Ofens gestanden. Erst in einer Ausgabe des Antoninischen «Itinerarium» vom Jahre 1575 zu Basel erscheint zum ersten Male die Bemerkung, dass Ofens römischer Name «Acincum» gelautet habe. Eine Kölner Ausgabe des Ptolomäus vom Jahre 1597 schwankt in Bezug auf die römische Benennung für Ofen zwischen den Namen «Curta» und «Aquincum». Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Gelehrten unentschieden, ob «Sicambria» oder «Aquincum» der richtige Name für diese römische Donaustadt sei. Unser Landsmann, der vortreffliche Math. Bél, meinte noch im Jahre 1740, dass Ofen zur Zeit der Römer (bis auf Kaiser Valentinianus) «Aquincum» geheissen, dann aber den Namen «Sicambria» erhalten habe. Sein Zeitgenosse, Christof Jordan, war aber entgegengesetzter Ansicht; ja der Schemnitzer Geistliche, Joh. Severinus, behauptete im Jahre 1767, man habe unter «Aquincum» — Gran zu verstehen. All diesen Streitigkeiten und Irrtümern machte unser Landsmann, der gelehrte Archäolog und Numismatiker, Stefan Schönvisner, im Jahre 1778 ein Ende, indem er auf Grund der aufgefundenen Inschriften authentisch nachwies, dass der Name der Römerstadt *Aquincum* gewesen sei. Seitdem hat diese Ansicht durch weitere Ausgrabungen und Funde ihre unumstössliche Richtigkeit erlangt. Das heutige Alt-Ofen steht an der Stelle des römischen Aquincum.

Welche waren nun aber die *ersten Ansiedler* unserer Stadt? Diese Frage erörtert das *siebente* Capitel. Unsere Hauptstadt hat alle Zeitalter der europäischen Civilisation durchlebt. Man kann sagen, dass in ihrem Boden alle jene Schichten aufgefunden werden, welche die Archäologen in Europa allenthalben aufgedeckt haben: die mittelalterliche Schichte, dann die Reste der römischen Eisenperiode, endlich der keltischen Eisen-Bronze- und der reinen Bronze-Periode, nur tritt in unserer Gegend an die Stelle der Bronze das Kupfer. Zahlreiche Funde in der Umgebung von Budapest bezeugen das *Vorhandensein prähistorischer Menschenansiedlungen*. Volksstämme, die Kupfer- und Bronze-Geräte benützten, die ihre Todten nicht bestatteten, sondern verbrannten, und die Aschenurnen in die Gräber stellten, hausten in dieser Gegend. Sie verfertigten aus Kupfer und Bronze Nadeln, Beile, Grabstichel, Schwerter u. dgl., ja auch Spangen, Armringe und andere Schmucksachen. Dass diese Gegenstände mindestens grossenteils einheimische Producte waren, beweisen die aufgefundenen Schmelztiegeln. Gefässe, Schüsseln, Pfannen, Urnen etc. bekunden die Verarbeitung des Thones, worin man eine gewisse Gewandtheit erreicht hatte. Derartige Funde geschahen in der Gegend von Szt.-Endre, dann von Alt-Ofen, von Pest, am Fusse des Blocksberges, in Soroksár, Tétény, Páty, Dorog u. a. O. Daraus geht hervor, dass der Boden von Budapest in der Bronze-Periode bewohnt war.

Diese Tatsache wird auch durch zahlreiche Namen von Orten, Völkern und Personen, die in den römischen Denkmälern aus der vorrömischen Zeit

sich erhalten haben, bestätigt. Die sprachliche Untersuchung dieser Benennungen ergibt, dass es *Kelten* oder keltische Volksstämme waren, die vor den Römern nicht nur den grössten Teil des heutigen westlichen Ungarn bis an die Save und darüber hinaus bewohnten, sondern dass deren Wohnsitze sich von der Donau an über das ganze Alpenland erstreckten. Ober-Italien, das österreichische Alpengebiet, die Schweiz, das heutige Frankreich und Süddeutschland waren damals von keltischen Völkerschaften besetzt. Von den Kelten erhielt die Donau den Namen «Danuvius», keltischer Abstammung sind (nach Prof. Salamon) auch die Flussnamen Gran (ungar. Garam) und Raab (von Arabo), ebenso die Städtenamen Arabona (heute Raab), Bregetium (Alt-Szöny), Berebis, Crumerum, Savaria (Steinamanger), Scarabantia (Oedenburg), Mursa (Essek), Singidunum (Belgrad) u. a.

Unter den keltischen Volksstämmen in Pannonien haben sich besonders die Bojer und die Aravisker in der Geschichte bemerkbar gemacht. Die Bojer wohnten hauptsächlich in der Gegend der jetzigen Comitate Eisenburg, Oedenburg und Wieselburg; die *Aravisker* (oder Eravisker) *hatten ihre Sitze entlang der Donau von Ofen bis Essek* und an dem Plattensee. Neben ihnen wohnten noch die Hercuniaten. Es ist also höchst wahrscheinlich, dass die ursprüngliche Anlage unserer Hauptstadt den Kelten und zwar den Araviskern zu danken ist. Prof. Salamon sucht dies auch aus der Etymologie des Ortsnamens «Aquincum» zu bekräftigen. Er lehnt nämlich die Ableitung dieses Namens von dem lateinischen «aqua» (Wasser) ab und erklärt das Wort für keltisch, wobei er allerdings schwankt, ob dieses reconstruirte keltische «Ak—ink» (lat. Aquincum oder Acincum) «Wasser-Reichtum» oder «Wasser-Armut» bedeutet; denn das keltische «Ak» heisst allerdings auch »Wasser»; aber die Silbe «ink» («inc») kann «Mangel», oder falls sie aus dem lat. «enc» abstammt, «Fülle» bezeichnen. Wir überlassen die Entscheidung hierüber den Etymologen.

Die Anwesenheit der Kelten in unserer Gegend sowie die daselbst aufgefundenen keltischen Denkmäler und die Ortsnamen bezeugen ferner den Bestand einer gewissen Cultur, welche man sich auf derselben Höhe denken darf, wie man sie bei den stammverwandten Völkern jener Zeit in Italien und Gallien vorgefunden hat. Die Niederlassungen in befestigten Plätzen (Burgen) deuten auf ein mehr entwickeltes sociales Leben hin, desgleichen ist der von den Kelten betriebene Ackerbau ein Beweis, dass sie auch schon zu gewerblicher und technischer Arbeit vorgeschritten waren. Allerdings stand diese Cultur noch unter der römischen am Ausgange der Republik, weshalb die Römer die Kelten als «Barbaren» betrachten konnten. Aber immerhin ergibt sich für uns die Unstichhältigkeit jener Ansicht, als ob unsere Stadt auf «militärisches Commando» von römischen Legionen mit Einem Male erbaut worden wäre. *Budapest reicht in seinen Anfängen bis*

in die vorrömische Zeit zurück; seine erste städtische Anlage erhielt unsere Stadt von dem städte- und burgengründenden Volke der Kelten.

Das *erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung* weiss über die Geschichte von Aquincum noch nichts zu berichten. Prof. SALAMON untersucht im *achten* Capitel seines Werkes die Frage, wann diese keltische Ansiedlung in die Gewalt der Römer geraten sei. Die Eroberung und Unterwerfung Pannoniens umfasst ungefähr 43 Jahre (von 34 vor Christi Geb. bis zum Jahre 9 nach Chr. Geb.) und bildete einen Hauptgegenstand der Regierungssorgen des Augustus, der zu wiederholten Malen seine Legionen persönlich gegen die pannonischen Völker geführt hatte. Die römische Besitzergreifung bezog sich aber im ersten Jahrhunderte hauptsächlich auf das Gebiet zwischen Save und Drau und dann auf die westlichen Teile Pannoniens, wo Carnuntum, Scarabantia und Savaria die Strassenlinie nach Siscia (am Zusammenflusse der Kulpa und Save, das heutige Sissek) andeuten. Die Römer zogen den ungestörten Verkehr zu Lande der oft mit Hindernissen verbundenen Schifffahrt auf der Donau vor, deshalb hatte für sie die Donau als Communicationslinie nur secundäre Bedeutung. Die Donauflotte diente vorwiegend zur Bewachung der einzelnen Flussübergänge. Es ist darum sehr wahrscheinlich, dass im Zeitalter des Augustus, ja während des ganzen ersten Jahrhunderts Aquincum und dessen Umgebung noch keine römische Ansiedlung war.

Zum Beweise dessen dient auch der wichtige Umstand, dass in Ofen und Umgebung bisher noch keine einzige Inschrift aus den ersten Jahrhunderten aufgefunden wurde. Auch die römischen und griechischen Schriftsteller und Historiker dieser und der nächstfolgenden Zeit kennen Pannonien noch nicht bis an die östliche Donaulinie. Plinius weiss von den Erasviskern und ihren nächsten Nachbarn, den Hercuniaten, die in der Gegend des heutigen Ofen wohnen, aber er nennt noch keine Stadt in diesem Teile des «barbarischen» Pannonien. Die hier wohnenden Keltenstämme waren wohl den Römern tributpflichtig, stellten ihr Söldnercontingent,, behielten aber im Uebrigen ihre Autonomie unter eigenen Stammesfürsten. Die Eravisker prägten auch besondere Münzen.

Wenn also fremde und einheimische Historiker bis auf unsere Tage die römische Niederlassung zu Aquincum in das erste Jahrhundert, und zwar in den Anfang der Regierungszeit des Kaisers Vespasianus (69—79 n. Chr.) versetzen, so ist das eine blosse Combination ohne urkundliche Beweise. Vespasian errichtete allerdings nach dem Beispiele Nero's gleich im Jahre 70 (6. März) aus Matrosen die II. Hilfslegion (legio II. adjutrix), welcher er überdies den auszeichnenden Titel «pia fidelis» (vertrauenswürdig und getreu») beilegte und die ihren spätern Standort in Aquincum hatte. Aber dies war im ersten Jahrhunderte noch nicht der Fall. Diese Legion kämpfte vielmehr geraume Zeit gegen die germanischen Völker-

schaften am Niederrhein, dann unter Domitian in Italien an der Grenze gegen Pannonien (88 n. Chr.). Wo aber damals der eigentliche Standort dieser Legion gewesen (ob am Rhein, in Pannonien oder gar in Britannien), das ist aus den geschichtlichen Quellen nicht erweisbar.

Man besitzt somit gar keinen Anhaltspunkt dafür, dass die Römer schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Aquincum occupirt und besiedelt hätten, oder dass dieser Ort den Legionen auch nur als ein «Winterquartier» (hybernum, wie anfänglich Carnuntum) gedient habe; noch weniger war derselbe eine bürgerlich geregelte, römische Stadt (municipium, colonia). Es gibt überhaupt keine Spur von der Niederlassung einer Legion in Aquincum in der Zeit vor Kaiser Trajan. Die keltische Einwohnerschaft blieb hier unangefochten in ihrem Besitze und die archäologischen Funde in Ofen beweisen, dass ausser den Producten römischer Provenienz die Bewohner Aquincums auch selbstverfertigte Industrieartikel besassen.

Pannonien war vor Trajan für die Römer noch immer kaum mehr als eine mit bewaffneter Hand expropriirte Verkehrs-Linie zum Zwecke der Leitung und Sicherung von zwei Haupt-Strassen, von denen die eine aus Griechenland nach Italien führte, die andere vom östlichen Europa nach dem Westen. Es waren demnach die Vorteile der Communicationslinien von Aquincum in diesem Jahrhunderte von den Römern noch nicht benützt worden. Für unsere Stadt und deren Umgebung dauerte damals die prähistorische oder vorgeschichtliche Zeit noch fort; aber gegen das Ende dieses und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts erfolgte eine Complication, durch welche Rom gezwungen wurde, an der Donaulinie Stellung zu nehmen, und sich hier auf andere Weise einzurichten.

Diese Verwirrung riefen die wiederholten Einbrüche der barbarischen Nachbarn von jenseits der Donau, namentlich der Daker und der mit ihnen verbündeten sarmatischen Jazyger (zwischen Donau und Theiss) hervor. Kaiser Trajanus sah sich genötigt, in zwei grossen Kriegen (100—107 n. Chr.) die Macht der Daker zu brechen und deren Land als Provinz dem römischen Reiche einzuverleiben. Durch diese Eroberung wollte der Kaiser vor allem die anwohnenden Völkerstämme im Zaume halten und deren schädliche Bündnisse gegen Rom verhindern.

Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die Römer hatte, wie Prof. SALAMON im *neunten* Capitel seines Werkes hervorhebt, zur notwendigen Folge die Ausdehnung der römischen Colonisirung bis an die pannonische Donau und namentlich bis Aquincum. Es finden sich denn auch Spuren, dass *die Besetzung dieser östlichen Donaulinie und damit die erste römische Niederlassung in Aquincum gleichzeitig mit der Eroberung Dakiens geschehen sei.* Aquincum mochte damals freilich nur als Lagerplatz (castrum) für irgend eine Legion gedient haben. Gewiss ist ferner, dass Trajan in Pannonien den Veteranen Ländereien austeilte und zu dem Zwecke musterhafte

Vermessungen vornehmen liess. Dies bezog sich unzweifelhaft auf bis dahin noch nicht occupirt gewesene Gebiete.

Aus der Zeit von Trajans Nachfolger, dem Kaiser Hadrian (117—138), besitzt man das älteste Steindenkmal aus der Gegend von Aquincum, nach dessen Inschrift dieser Ort von Römern zwar besiedelt worden war, aber die keltischen Eingebornen hatten bis dahin noch ihre eigentümliche innere Organisation fort erhalten. Auch sonst in der Nähe des römischen Aquincum trifft man um die Mitte des zweiten Jahrhunderts noch keltische Dörfer.

Allein das römische Wesen entwickelte sich auch hier schnell und gründlich. Wie es scheint, *verlich bereits Kaiser Hadrian der Ansiedlung Aquincum den Rang eines «Municipiums»* mit dem Beinamen «Aelia», was umso wahrscheinlicher ist, als derselbe Kaiser auch anderen Orten in Pannonien solche bürgerliche Rangerhöhungen erteilte. So wurde durch ihn Mursa (Essek) zur «Colonia» (dem höchsten städtischen Rang), Carnuntum (bei Petronell) zum Municipium erhoben. Ausser in Aquincum legten die Römer auch an anderen Punkten entlang der Donau (selbst auf dem linken Ufer) befestigte Niederlassungen an. Diese Besetzung der Donaulinie mit römischen Städten war weniger eine Verteidigungsmassregel als vielmehr darauf gerichtet, die benachbarten Völkerschaften im Zaume zu halten und die Communicationen zu sichern. Aquincum musste nach beiden Seiten hin von grosser Wichtigkeit sein. Im Jahre 138, da Aquincum zum Municipium erhoben ward, befanden sich daselbst bereits die Verbindung der vornehmen Augustalien und auch Zünfte. Aquincum ist der Sitz eines Proprætors (Legatus augusti proprætor), der die militärischen und bürgerlichen Angelegenheiten verwaltet. Dies bekundet ein Inschriftstein aus dem Jahre 145.

Wie rasch unsere Stadt zu massgebender Bedeutung für ihre nahe und entferntere Umgebung geworden ist, lehrt die Tatsache, dass in der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius (161—180) Aquincum schon in das Netz der römischen Staats-Strassen einbezogen war, ja dass die Meilen-Entfernungen dieser Strassen nach dem Municipium Aquincum bestimmt wurden. Auf den Meilensteinen aus dieser Zeit (161) kommt der Name «Aquincum» zum ersten Male vor; in der Literatur erscheint dieser Name ebenfalls zuerst zwischen 140—160 n. Chr., und zwar führt Ptolomäus unter den Städten Pannoniens das erste Mal auch Aquincum auf.

Von welchen Legionen das Municipium besetzt war, lässt sich nicht genau bestimmen. Nach den aufgefundenen Inschriften stationirte hier eine Zeit lang die IV. Legion, die «flavische», dann die XIII. und die XIV. Doppel-Legion («legio gemina»). Auch von anderen Legionen finden sich Spuren; aber die meisten und sichersten Nachrichten besitzt man doch von der Anwesenheit der II. Hilfs-Legion (Legio II. adjutrix) in Aquincum, ohne dass man annehmen darf, dieselbe habe von Anbeginn und ununterbrochen hier ihren Standort gehalten und etwa schon das anfängliche römische

castrum, das höchst wahrscheinlich schon zu Trajans Zeiten daselbst bestanden, erbaut. Man weiss vielmehr, dass diese Legion unter Trajan in Mursa (Essek) ihren Sitz hatte und hier bis zum Jahre 133 nachweisbar erscheint. Bald darauf, und zwar noch bei Lebzeiten Hadrian's, wurde sie nach Aquincum, das damals noch keinen Municipalrang hatte, versetzt. Dies geschah innerhalb der Zeit von 133 bis 138. Ein Inschriftstein, der zwischen diese Jahre fällt, nennt uns Veteranen dieser Legion, die mit anderen römischen Bürgern, welche sich um den Lagerplatz, das castrum, (nicht dauernd) niedergelassen hatten, dem Vulcan einen Altar errichten. Der Ort hatte damals noch «magister» und keine municipalen «duumviri».

Die II. Hilfs-Legion blieb nun einige Jahrhunderte hindurch in Aquincum heimisch. Unter ihrem Einflusse entwickelte sich der Ort rasch zum Municipium. Der neue Standort mochte für die Legion jedenfalls angenehmer gewesen sein als das sumpfige und ungesunde Terrain von Mursa. Die Gegend von Aquincum war gesund, waldig und reich an warmen Quellen. So wurde der Ort schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts in eine römische Stadt umgewandelt, die jedoch gar bald einer schweren Heimsuchung ausgesetzt ward.

In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts unterbrach nämlich eine barbarische Invafion die friedliche Entwickelung von ganz Pannonien. Im Jahre 165 erfolgten aus unbekannten Gründen die Angriffe der Gothen, Vandalen, Viktofalen u. a. bis dahin unbekannter Völker auf die den Römern in Pannonien benachbarten Quaden und Jazygen, die in Folge dessen von dem römischen Statthalter in Pannonien Schutz begehrten, widrigenfalls sie mit Gewalt in das römische Gebiet einbrechen würden. Der Drohung folgte auch bald die Tat; etwa 200,000 Barbaren überfluteten Pannonien und drangen unaufhaltsam und unter unsäglichen Verheerungen bis an die Grenzen Italiens vor. Es bedurfte eines mehrjährigen Feldzuges bis es dem Kaiser Marc Aurel gelang, das gefährliche Bündniss der Barbaren zu brechen und sie in grössere Abhängigkeit von der Macht Roms zu bringen. Marcus Aurelius legte zu diesem Zwecke auch auf dem linken Donau-Ufer Befestigungen an, wodurch die Quaden neuerdings zum Kriege gereizt wurden; ja die Römer scheinen hier wie in Dakien den Versuch gemacht zu haben, auf barbarischem Boden römische Colonien anzusiedeln. Daraus entstand ein neuer Krieg mit den Quaden, der bis 183 dauerte. Die römischen Ansiedlungen mussten sich vom jenseitigen Gebiete zurückziehen, doch blieb auch fernerhin ein breiter Streifen auf dem linken Donauufer im Besitze der Römer, welche überdies eifrig bemüht waren, am rechten Ufer möglichst zahlreiche Punkte zu besetzen und zu befestigen. Ein besonders geeigneter Punkt am Fusse des Mittelgebirges war Aquincum, von welchem aus die Barbaren jenseits des Stromes, die Quaden und Jazygen, im Zaume gehalten werden konnten.

Die zweite Hilfs-Legion hatte selbstverständlich an diesen Kämpfen

ganz besonderen Anteil genommen. In Pannonien war es auch, wo Kaiser Septimius Severus sich seine Lorbeeren erwarb, die ihn dann auf den Tron der Cäsaren erhoben. Diesem Kaiser hatte nun auch die Stadt Aquincum das Meiste zu verdanken. *Septimius Severus erteilte nämlich der Stadt den Rang einer «colonia»*, d. i. den höchsten Rang, den eine Provinzialstadt erreichen konnte. Als «Colonia Septimia Aquincum» begegnet man der Stadt in den damaligen Inschriften, welche erst aus der Zeit dieses Kaisers in grösserer Menge aufgefunden wurden, während die vorherige Periode noch arm an solchen Denkmälern war. Aber nicht nur die Stadt, sondern auch die in derselben wohnende Legio II. adjutrix erhielt den Beinamen «Severiana»; ein Beweis dafür, dass diese Legion zur Tronerhebung dieses Kaisers wesentlich mitgewirkt hatte. Septimius Severus herrschte von 193 bis 211 n. Chr. Geb. und so begann die eigentliche Blüte von Aquincum mit dem Ende des zweiten oder zu Beginn des dritten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, obgleich das Jahr der Erhebung Aquincums in den Rang einer Colonie nicht bekannt ist.

Man kann sagen, dass diese Stadt zu den jüngsten Pflanzungen des römischen Reiches gehörte und ihre Blüte vom Jahre 200 bis etwa 400 dauerte. Aus dieser Zeit stammen grösstenteils die römischen Denkmäler unserer Stadt, wiewohl die zusammenhängende Entwickelung sich heute nicht mehr nachweisen lässt.

Die römische Civilisation begann nach dem Zeitalter des Augustus zu sinken, auch war es ein Missgeschick für Aquincum, dass es ungefähr zweihundert Jahre später zur Colonie erhoben wurde, als manche Stadt Galliens. Allein trotz des Verfalles war jene Civilisation noch immer genug lebenskräftig und bewahrte ihren Charakter bis an's Ende. Dieser Stetigkeit der Entwickelung zufolge kann man bei Schilderung der Vergangenheit unserer Stadt zwei bis drei Jahrhunderte in Eines zusammenfassen. Deshalb unternimmt es auch Professor Salamon auf Grund der aufgefundenen Denkmäler die Verhältnisse und Zustände der Stadt von der Mitte des zweiten Jahrhunderts bis gegen die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten zu schildern. Er beginnt mit der Besprechung eines Lebensinteresses der Stadt, mit der Schilderung ihrer geographischen und Communications-Verhältnisse, und übergeht sodann auf die mehr oder weniger ausführliche Darstellung der militärischen und bürgerlichen Zustände, je nachdem dies die vorhandenen Denkmäler gestatten.

Wir folgen dem Verfasser auf diesem seinem Wege in bisher beobachteter Weise weiter.

Prof. Dr. J. H. Schwicker.

ANGELO DE GUBERNATIS ÜBER UNGARN.

Sagen wir es gleich heraus: Wir haben kein Glück mit den fremden Autoren, die Bücher über uns schreiben. Im Gegenteil: ein wahres Verhängniss scheint über uns in dieser Beziehung zu walten. Von des sonst ziemlich geistreichen und ziemlich unterrichteten Braun-Wiesbaden famosem «Jokai und Tokay» bis auf das vorliegende Buch * zählt die einschlägige Bibliographie, um nur der neuesten Zeit zu gedenken, ein ganzes Heer von Editionen fremder Autoren, die sich mit unserem «interessanten» Vaterland beschäftigen; und doch ist eine, man möchte fast sagen trauriger als die andere. Erst vor einigen Monaten erfüllten wir in diesen Blättern die traurige Pflicht, das Nachrichter-Werk an einem ähnlichen Buche verrichten zu müssen, eine traurige Pflicht, weil wir es damals mit dem Buche einer Dame ** zu tun hatten, die uns wohl wollte und die sich sichtlich alle Mühe gab, Gutes und Schönes über uns zu schreiben. Das ist ja eben das Unglück im Unglück, dass uns gerade jene Bücher über Ungarn am meisten Aerger verursachen, die von wohlwollenden Intentionen für uns dictirt sind, und dies aus dem einfachen Grunde, *weil uns diese Bücher am meisten schaden.* Wenn Löher und Consorten uns als die veritablen Menschenfresser hinstellen, so können wir uns noch mit der Hoffnung trösten, dass der vernünftige Leser die Absicht, uns schlecht zu machen, bald heraus haben, und dass er wenigstens nicht alles Böse und Confuse, das man uns andichtet, auch glauben wird. Allein unsere guten Freunde, wie Tissot, Madame Adam und Gubernatis, verderben die Sache vollends. Da sieht der fremde, unorientirte Leser auf den ersten Blick, dass er es mit Autoren zu tun hat, die unseres Wesens Freundlichkeit erfahren haben, mit Autoren, die offenbar bestrebt sind, uns das viele Gute und Liebe zu vergelten, das wir ihnen erwiesen, und er glaubt, all' die confusen Dinge, die ihm aufgetischt werden, auch glauben zu müssen.

Tissot, Madame Adam und Gubernatis! Die Reihe ist nicht nur eine chronologische, sie bildet auch eine logische, auch eine congeniale Kategorie. Und schicken wir voraus, in dem italienischen Literarhistoriker haben wir uns am meisten getäuscht. Mein Gott! Wie wurde dieser Herr bei uns gehätschelt und fetirt. Zwei Monate lang verweilte er in unserer Mitte, von Cicerones und Wegweisern der besten Art umgeben, materiell und geistig fast zu Tode gefüttert! Er studirte alles, was er nur auffinden konnte, er

* La Hongrie politique et sociale par Angelo de Gubernatis, membre étranger de l'Academie Hongroise des sciences. Florence. Josef Pellas, Éditeur - Rue Jacopo da Diacceto 10. 1885.

** Madame Adam. Vergl. diese *Revue* V, S. 50 ff.

ging auf alle Quellen zurück, die ihm namhaft gemacht wurden, er wollte alles mit eigenen Augen sehen, alles mit eigenen Ohren hören und schliesslich dieses — Buch, nach welchem es für uns ausser allem Zweifel stehen muss, dass Fremde überhaupt niemals ein gutes Buch über uns schreiben werden, und dass Kronprinz Rudolf in der Tat einem wahrhaft empfundenen Mangel abzuhelfen begann, indem er sich entschloss, die Herausgabe eines authentischen Buches über die Monarchie zu veranlassen, welches in die übrigen europäischen Sprachen übersetzt, vielleicht das gut machen wird, was bisher in dieser Beziehung gesündigt wurde, und dessen Studium und Lectüre vielleicht auch die illustren Fremden, die uns in Hinkunft die Ehre ihres Besuches schenken werden, in die Lage versetzen wird, klar zu sehen und richtig zu hören, was bisher nicht der Fall war. Und ehe wir an die unangenehme Aufgabe gehen, nachzuweisen, in wiefern Herr v. Gubernatis ein schlechtes Buch über Ungarn geschrieben, wollen wir auch vorausschicken, dass die fremden Autoren nicht vollkommen schuld sind daran, dass sie nichts Seriöses zu Stande bringen. Der Vorwurf, der ihnen selbst zu machen ist, besteht darin, dass sie ohne die nötigen Vorstudien hieher kommen, um uns zu *entdecken;* dass sie ein Land besuchen, in welchem ausser der herrschenden Staatsprache noch zahlreiche, den verschiedensten Sprachenzweigen angehörige Idiome gesprochen werden, ohne eines dieser Idiome zu kennen, und dass sie in der Wahl ihrer Quellen demzufolge auch nicht wählerisch sein können. *Unsere* Schuld aber ist es, dass wir derartige Autoren nicht genügend isoliren, dass wir sie von Crethi und Plethi beeinflussen lassen und dass wir lächelnd zusehen, wenn sie leichtsinnigen Spassmachern zum Opfer fallen. Dieser Vorwurf trifft in diesem Falle speciell das Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Graf Géza Kuun, dem Herr von Gubernatis sein Buch gewidmet und mit dem ihn, wie Jener in der Vorrede sagt, seit sechzehn Jahren die Bande der zartesten Freundschaft verknüpfen. «Ich wurde durch dich in das ungarische Leben eingeführt und ich begann Dein Vaterland zu lieben, weil ich Dich liebte. Du hast mir die Tore Ungarns geöffnet. Eines schönen Tages entschloss ich mich einzutreten, und dieser Tag verlängerte sich wie ein Traum zwei Monate hindurch, die ich Zeit meines Lebens nie vergessen werde. Du folgtest mir überall wie ein Schutzengel, oder besser wie ein guter Genius, ich fühlte mich durch Deine Freundschaft beschützt.» Wäre es da nicht die Aufgabe des Grafen Kuun gewesen, seinen Freund und Schützling vor Fallstricken zu bewahren, die Jenem Parteihass und persönliche Velleitäten legten? Wäre es nicht Graf Kuun's Aufgabe gewesen, Herrn von Gubernatis vor trüben oder gar vergifteten Quellen zu warnen? Aber lassen wir die Recriminationen, für welche wir keine bestimmte Adresse anzugeben wissen, und machen wir uns an's Werk, wobei wir die *antisemitische Färbung* gänzlich ausser Acht lassen, in welcher man es gut gefunden,

Herrn v. Gubernatis alle unsere Verhältnisse erblicken zu lassen, eine Färbung, welche sich bis zu der Monstruosität des Antrags versteigt, die Juden Ungarns seien ausserhalb des gemeinen Gesetzes zu stellen. «Warum sollte man den nicht christianisirten Juden nicht eine specielle politische Constitution geben, wie *sie im Mittelalter* für die fremden Colonien bestanden? Fürchtet man nicht, dass nach zwanzig Jahren auf zehn angebliche Magyaren blos eine Million veritabler Magyaren kommen wird, während die übrigen nur magyarisirte Juden oder judaisirte Magyaren sein werden? Caveant consules ne quid respublica detrimenti capiat!» * Wer immer dem fremden Autor diese Ungeheuerlichkeit soufflirt hat, er hat weder Jenem, noch unserem Vaterlande einen guten Dienst erwiesen.

* * *

Das Buch beginnt mit einem «avant propos», in welchem Land und Leute in dichterisch-phantastischer Weise geschildert werden. Beeilen wir uns zu constatiren, dass es ein falsches Spiegelbild ist, in welchem beide, sowohl Land wie Leute, hier erscheinen. Diese Idealisirung in's Ungemessene, und diese unbegründete Generalisirung, diese Uebertreibung der Puszten-Poesie muss uns wohl oder übel ein saures Lächeln entlocken und die politischen Zukunftsträume, die der Autor die Güte hat für uns zu träumen und die von der Voraussetzung eines von Deutschland verschlungenen Oesterreichs ausgehen, — wir wollen nicht leugnen, dass sie für uns einen peinlichen Beigeschmack haben. Und aus dem entgegengesetzten Grunde kann uns das Zukunftsbild, das er von der Gestaltung Mittel-Europa's in dem nächsten Capitel: «Die Völker Ungarns» entwirft, nicht eben freundlich anmuten. Als Curiosum wollen wir aus diesem Capitel nur das Dictum citiren: «An dem Tage, an welchem die Slovaken und die Slovenen sich von Ungarn losreissen werden.» Was nützt alles statistische und ethnographische Material, wenn man einen solchen geographischen Nonsens niederschreiben kann! Man weiss überhaupt nicht, was diese phantastischen Artikel, welche nicht veröffentlicht zu haben, dem Geschmacke des Herrn Buloz von de «Revue des deux mondes» alle Ehre macht, eigentlich vorstellen sollen. Als Werk eines Gelehrten (!) verraten sie zu viel Unwissenheit, die Bemerkungen über Ursprung und Charakterzüge der Magyaren sind einfach kindisch —r

* Interessant ist es, dass der Autor an einer andern Stelle desselben Werkes, eine andere Egeria utrius generis benützt zu haben scheint. Denn an einer andern Stelle sagt er: dass die Juden, deren Zahl *fast* eine Million (Wie gut unterrichtet!) beträgt, *keine Gefahr* für die Constitution des ungarischen Staates bedeuten. Sie können wohl der ungarischen Gesellschaft einige weniger reine Elemente zuführen, aber da sie der ung. Regierung alle ihre Benefizien verdanken, werden sie sich auch bestreben, so lange als möglich diese höchste Hüterin ihrer Interessen zu erhalten

als Werk eines fahrenden Publicisten aber sind sie gar zu dilettantenhaft und mit einem grossen Mangel an Beobachtungs-Talent geschrieben.

Wir überspringen zwei ganze Capitel, das eine, welches die historischen und culturellen Beziehungen Ungarns und Italiens, und das andere, welches die «Vorläufer» behandelt. Das erste, weil es nicht zu unserem Thema gehört, und das andere, weil es die bekannte Vorgeschichte der Gegenwart was die Tatsachen anbelangt à peu près richtig behandelt, jedoch alles in einer sentimentalen Beleuchtung und in einer verkehrten Auffassung sieht, die uns keineswegs anmuten kann. Es kommen auch da einzelne Curiositäten vor, wie z. B. der Versuch Petőfi, «diesen Slaven der Steppe, der sein Weib geliebt», aus dessen serbischem Ursprung erklären zu wollen, welche Bemerkung sich würdig anreiht den Aperçu's über die rumänische Abstammung Stefan's des Heiligen und sonstiger nationalen Grössen. Aber halten wir uns nicht lange auf bei dieser Verarbeitung von Notizen, welche aus unseren vulgärsten literarhistorischen Arbeiten gezogen sind und kommen wir zu der eigentlichen *partie honteuse* des Buches, das mit dem IV. Capitel: «*Die Regierung und die Presse*» beginnt. Gleich in den ersten Zeilen finden wir hier ein Dictum, das verewigt zu werden verdient. Hören wir einmal:

«Als Graf Julius Andrássy Präsident des ersten constitutionellen Cabinets war, liess er die Radialstrasse durchbrechen, in derselben Zeit, in welcher sein illustrer College Eötvös die Israeliten emancipirte. Dieses Zusammentreffen hat vielleicht nach dieser neuen und so wichtigen Arterie der ungarischen Capitale einen Haufen Juden gelockt, die es mit Genugtuung erfüllte, ihre eleganten Wohnungen unter dem so schönen, so alten und so aristokratischen Namen des Grafen Andrássy schützen zu können.»

Man wird zugeben, dass in so wenigen Zeilen unmöglich mehr Ungereimtheiten vereinigt werden können. Abgesehen davon, dass zwischen beiden Facten, die hier «zusammentreffen», in Wirklichkeit ein ganzes Lustrum und darüber liegt, ist der logische und factische Zusammenhang der beiden Tatsachen nur dann herzustellen, wenn man sich an die Jäger-Anekdote erinnert, in welcher ein im Forstlatein erfahrener Waidmann immer unverhoffter Weise einen Schuss gehört haben will, um eine seiner Geschichten vom Schiessen zum Besten geben zu können. So bringt auch Herr v. Gubernatis immer und wieder zur Zeit und zur Unzeit die Juden in Erwähnung, um seine hochweisen machiavellistischen Ansichten über dieses ausserordentliche Thema zum Besten geben zu können. Und in der Tat hatte er die Juden auch diesmal nur zu dem Behufe erwähnt, um seine Cassandrarufe im Interesse des ungarischen Vaterlandes ertönen zu lassen.

Wir haben bemerkt, dass das fragliche Capitel, in welchem wir uns soeben befinden, von der Regierung und der Presse handelt. Selbstverständlich ist auch von dem gegenwärtigen Regierungschef per longum et latum die Rede. Beeilen wir uns zu sagen, dass sich der Autor in der Schilderung

Koloman Tisza's ausschliesslich von oppositioneller Seite beeinflussen liess, und dass er die weitgehende Auszeichnung und Zuvorkommenheit, die er während seines Aufenthalts in Ungarn seitens der Regierung erfuhr, durch die übrigens mehr als wohlverdiente Lobpreisung des Unterrichtsministers genugsam quittirt zu haben glaubt. Man höre, welchen Vorwurf er gegen Tisza erhebt. Er gestattet nicht, dass das officielle Correspondenz-Bureau von den ecclatanten oratorischen Erfolgen der Linken nach Wien telegraphire! Wer da weiss, wie die Sachen gemacht werden, und wie weit entfernt man bei uns ist, diese Art des Nachrichtendienstes irgendwie zu beeinflussen, der wird für *diese Art* des Angriffes gewiss nur ein Lächeln haben, ebenso für die an Herrn v. Tisza gerichtete Apostrophe, sich lieber mit einer solideren und sympathischeren Majorität zu umgeben und die gefährlichen bureaukratischen Tendenzen seines Systems zu corrigiren. Warum ist denn Herrn v. Gubernatis die gegenwärtige Majorität nicht solid und sympathisch genug? Was haben ihm diese «Mameluks» getan, vor welchen man ihm in gewissen hiesigen Cirkeln einen solchen Abscheu eingeflösst? in Cirkeln, von denen das eine sich durch die Phrase von den «gefährlichen bureaukratischen Tendenzen dieser Regierung», das andere aber durch die Forderung von «Kanonen für die Honvédarmee» verrät. Was weiss Herr v. Gubernatis auch von unserer Honvédarmee, was von ihrer Bestimmung im Ernstfalle, was von unserer Corps-Artillerie, die dem nunmehr eingeführten Territorial-System, in welchem auch die Honvédarmee eine organische Rolle spielt, harmonisch eingefügt ist? Was lag aber den Souffleuren des italienisch-französischen Autors an der Wahrheit? Ihnen war es nur darum zu tun, auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege Herrn v. Tisza den Rat zu erteilen, «neuere, jüngere und eifrigere Elemente» seinem Cabinete einzuverleiben. Wenn Herr v. Tisza Herrn v. Gubernatis diesen Gefallen nicht tut, dann verdient er nicht, dass sein Vaterland solche uneigennützige und unparteiische Historiographen bekommt. Denn, wenn Herr v. Gubernatis auch meint, dass das nationale Ideal des Grafen Apponyi höher steht, als das des Herrn v. Tisza, so ist das gewiss auch nur ein Ausfluss jener Objectivität, deren sich «der Freund der Ungarn» in seiner «Eigenschaft als Fremder» befleissigt. Geradezu köstlich ist es aber, wenn Herr v. Gubernatis dem ungarischen Regierungschef prosaische und nüchterne Denkweise vorwirft, und wenn er entsetzt davor ist, dass Herr v. Tisza in Italien nichts so sehr bewundert, wie dessen Finanz-Minister Herrn Magliani. «Diese Prosa» — fährt der Autor fort, — «war gut, so lange sie notwendig war. Aber für die Dauer ist die Prosa allein, zumal in Ungarn ermüdend. Um dem Cabinet Tisza ein langes Leben zu sichern, ist es notwendig, dass dasselbe von einem poetischen Hauch belebt werde . . . Die Edelleute und das Volk, welche trotz alledem und alledem das wahre Ungarn bilden, sie fühlen, dass etwas Wesentliches dem nationalen Leben fehle. Und dieses etwas ist die Inspiration . . .»

Möchte man nicht glauben, wenn man diese Tiraden liest, dass man den Leitartikel eines oppositionellen Blattes vor sich hat? Trotz der zärtlichen Besorgniss für den schwunglosen und unpoetischen Koloman Tisza und dessen Cabinet, die dieser unser fremde Freund so ostentativ zur Schau trägt? Armer Gubernatis! Wenn Sie erst wüssten, dass die trockene Prosa für das Cabinet Tisza jetzt nach dem so poetisch gefeierten zehnjährigen Jubiläum desselben erst recht angebrochen ist. Ja, Ungarn muss sparen, sparen und sparen; es muss für die nächsten Jahre alle Luxusausgaben von sich weisen, und der italienische Finanzminister, der das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen verstand, wird in der nächsten Zukunft erst recht das Ideal dieses Cabinets und jedes seiner Nachfolger werden. Wer weiss, ob wir uns nicht so sehr werden einschränken müssen, um selbst illustren fremden Autoren einige tausend Gulden verweigern zu müssen, um deren Preis sie uns im Auslande höchst interessant und höchst lächerlich darstellen wollen. Ja, so weit ist es mit uns gekommen, und wer in Zukunft ein poetisches Cabinet wird sehen wollen, der möge unsere Grenzen meiden, ohne übrigens für unsere Zukunft und für die Ritterlichkeit und den Heroismus unserer Nation, deren Quellen Herr v. Tisza so grausam verstopft, sonderlich besorgt zu sein. Herr v. Gubernatis sagt: «Omen Deus avertat!» Wir versichern ihn dessen: Avertet!*

Breiten wir den Schleier interconfessioneller Menschenliebe über die Naivetäten, die man den guten Mann über die Verhältnisse der hauptstädtischen Presse sagen liess, die ebenfalls in diesem Capitel behandelt wird, sagen wir unser «Ja und Amen» zu dem nächsten Abschnitte, «der dem Minister der Renaissance» August Trefort gewidmet ist und tauchen wir abermals unter in den See von oppositionellen Perfidien, aus welchen das nachfolgende Capitel über *«Parlament und Beredtsamkeit»* besteht. Dass unter den Grössen der Opposition auch die «Orbin's» angeführt sind, wird Herrn Blasius v. Orbán, dem gefürchtetsten Redner des Abgeordnetenhauses und dem beliebtesten Redner der Journalisten, die sich mittlerweile im

* Schrecklich entrüstet geberdet sich der Autor auch darüber, dass Koloman Tisza dem Baron Gabriel Andreánszky gegenüber «brutalement» erklärt habe, dass die 600,000 Juden Ungarns bessere Patrioten seien, als die magyarischen Abgeordneten der Linken, eine Erklärung, welche einen beklagenswerten Effect hervorrief, und welche tiefe Spuren in dem Herzen jedes wahren Ungars zurücklassen dürfte. Nun, wir sind in der Lage, den aufgeregten Herrn Gubernatis ein wenig beruhigen zu können. Die wahren Magyaren waren über die betreffende Aeusserung des Ministerpräsidenten nicht ganz so entrüstet, wie der gute Autor, denn die wahren Magyaren wussten, dass der Ministerpräsident die von dem Antisemiten Andreánszky angegriffenen Juden in Schutz nehmend, deren Patriotismus blos dem der *Antisemiten* den Vorzug gab; und dass die Antisemiten mit jedem wahren Ungar identisch seien, mag wohl der Wunsch des Herrn v. Gubernatis sein, ist aber leider nicht der Fall und dürfte leider auch niemals der Fall werden.

Buffet gütlich tun können, nicht ganz unangenehm sein. Was aber soll man dazu sagen, wenn der der ungarischen Sprache ganz und gar nicht mächtige Gubernatis sagt: «In Sachen der Beredtsamkeit stehen alle Vorzüge auf Seite der Linken. Den Bänken der Opposition ist die Aufmerksamkeit des Publikums zugekehrt; von ihr verlangt man hochfliegende Worte, vibrirende Reden, Seelenschreien? Wir gönnen auch vom Herzen den Herren Daniel Irányi, Desider Szilágyi und Gr. Albert Apponyi die grossartigen Elogen, die ihnen dieser so unorientirte Autor macht; wir wissen nur nicht, warum gerade Herr v. Apponyi als Enkel von Attila gepriesen wird, dem er doch schon, was den äusseren Habitus anbelangt, so wenig entspricht. Auch werden vor Gubernatis wohl wenige Sterbliche bemerkt haben, dass der Kopf des Herrn v. Apponyi von einer wilden Schönheit ist, welche an einen Barbarenhäuptling erinnert. Uebrigens muss das unser Autor besser wissen, denn er scheint den edlen Grafen aufs Eingehendste studirt zu haben; er weiss auch, dass sein Held nie Wein trinkt, um seine Stimme zu schonen, und um nicht heiser zu werden. Er weiss auch, «dass die Frauen, die ohne Zweifel nichts sehnlicher wünschen, als diesen glänzenden magyarischen Löwen wie im Mittelalter zu krönen und ihn an ihrer Seite zu behalten, sich ganz leise vielleicht auch seufzend fragen müssen, ob denn dieser in den Wirbel der Politik gezogene Charmeur nie Zeit finden werde, um zu lieben.» Da Herr v. Gubernatis an dem Grafen Apponyi Alles und auch dessen Glauben an die Gentry bewundert, ist es selbstverständlich, dass Herr v. Tisza schliesslich zu kurz kommt, in dessen Reden der Autor keinen einzigen Blitzschlag bemerkt haben will und «ein officieller Redner muss doch in seinem Olymp donnern und blitzen können, sobald es sich um wichtige Fragen handelt.» Woher hat Herr Gubernatis dieses staatswissenschaftliche Axiom genommen? Wir sind in der Tat nicht neugierig, dies zu erfahren, verstehen aber auch nicht, was er an Tisza, diesem stets schlagfertigen und mit oratorischem Blitz und Donner immer glänzend bewaffneten Redner zu vermissen hat.

Folgt ein Capitel «*Die Aristokratie und die Oberhausreform*», in welchem wir abermals den alten Kohl von den Apponyi'schen Gegenanträgen in der verschollenen Oberhausfrage und die Apologie der Gentry aufgetischt erhalten. Auch werden da der Aristokratie gute Lehren erteilt, welche dieselbe hoffentlich beherzigen wird. Auch da wird übrigens die Götzendienerei mit der Aristokratie und der Gentry, von deren eigentlicher Bedeutung für das vergangene Ungarn und von deren Einfluss auf das gegenwärtige Ungarn man dem Autor ganz seltsame Vorstellungen beigebracht, in einer für einen freisinnigen Menschen höchst fatalen Weise betrieben. Besonders was den Gentry-Cultus anbelangt, kennt er ebensowenig Zeit noch Maass, wie seine bekannten Vorbilder in dieser Branche. Man höre einen Passus aus diesem Capitel: «Man sagt, dass der siebenbürgische Adel liebenswürdiger sei, als

der ungarische Adel.* Dies ist wohl möglich, aber für den Moment ist er nur unter sich liebenswürdig; da er nur diesen Vorzug vor dem ungarischen voraus hat, möge er daraus den Nutzen ziehen, um den ersten Schritt zu einer Versöhnung zu machen, welche beiden Seiten wohl zu Statten käme. Die Gentry könnte auf wunderbare Weise das Bindeglied zwischen Aristokratie und Bürgertum abgeben. Die Gentry ist zahlreich und besitzt einen gewissen Stolz, der sie fast über die Aristokratie setzt. Der ehemalige Edelmann, der jederzeit Herr auf seinem Grund und Boden war und bis zu einem gewissen Punkte an dem Königtum Teil nahm, schuldete Niemandem Unterwürfigkeit. Da sich nun die gesellschaftlichen Conditionen geändert haben (also doch!), hat sich die Gentry in unserer Zeit oft mit dem Bürgertum gemengt und diese Mischung war ihr nur nützlich. Gleichwohl glauben wir, dass es ihr nicht unnütz wäre, ihre Beziehungen zur Aristokratie aufrecht zu erhalten und wäre es auch nur, um sich mit ihren ländlichen Gewohnheiten bis zu einem excessiven Sans-gêne gehen zu lassen.» «Die Gentry ist in der Vergangenheit die Basis der Aristokratie gewesen, und sie wird in der Zukunft deren sicherste Stütze sein. Da man ihr jedoch diese Mission zuerkennt, sollte sie ihre adeligen Traditionen weniger gering schätzen. *Ihre Pergamente sind ein Gut, worauf sie eifersüchtig sein sollte, und denen sie Achtung verschaffen muss.»*

Ein Autor, der einer in Folge der geänderten Besitz- und Wirtschaftsverhältnisse in Verfall geratenen Gesellschaftsclasse keinen andern Rat zu geben weiss, als sich auf ihre verblichenen Pergamente weiss Gott was einzubilden und sich von ihrer Gottähnlichkeit ja nichts zu vergeben, der darf nicht verlangen, dass man ihm nach dieser Richtung hin noch weiter folge. Er mag sich auch mit dem Bewusstsein trösten, dass er seinen aristokratischen Gönnern zu Gefallen gewesen, und damit wird sein Ziel auch hoffentlich erreicht sein.

In dem VIII. Capitel wird die *«question semitique»* pertractirt, worauf endlich ein dem *Clerus* gewidmeter Abschnitt folgt, in welchem der Autor der soeben die Magyaren vor der Ueberhandnahme der fremden Race gewarnt und auf die Gefahren der Magyarisirung aufmerksam gemacht, seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, dass die verschiedenen Confessionen Ungarns so friedlich neben einander leben. Unter dem Clerus versteht der Autor übrigens nur den katholischen Hochclerus und unter diesem auch nur einige der hervorragendsten Mitglieder desselben, deren Gastfreundschaft er genossen, oder deren Bekanntschaft er gemacht. Nachträglich werden auch den übrigen Confessionen einige Zeilen gewidmet. Am besten ist der Cardinal-Erzbischof Haynald daran, dessen vollständige, mit

* Die eingeimpfte Vorliebe für die Leute jenseits des Königssteiges werden wir noch oft bei diesem Autor wiederfinden.

einer ganzen Legion von Anekdoten gewürzte Biographie gegeben wird. Er weiss über diesen geistreichen und gelehrtzn Kirchenfürsten amüsant zu plaudern; auch dem Primas und dem General-Secretär der Akademie Wilhelm Fraknói lässt er alle Gerechtigkeit widerfahren. Dann kommt er auf die jüdische Normalschule zu sprechen, und einige Notizen über protestantische Lehranstalten und eine mystische Apostrophe an die Unitarier beschliessen dieses Capitel, das vielleicht noch, wenigstens im Allgemeinen, das wenigste Aergerniss im ganzen Buche gibt.

«*La femme*» betitelt sich das letzte, das zehnte Capitel dieses merkwürdigen Buches, welches das Hohelied der Ungarin im Allgemeinen und insbesondere einiger schriftstellernden Damen ist, denen der Autor während seines Aufenthaltes in Ungarn und Siebenbürgen näher zu treten die Ehre hatte. Er schildert auch nicht die «*Frau*», sondern diese und jene Frau, denen er Complimente machen zu sollen glaubt. Was das allgemein Physische der Ungarin anbelangt, ist er die pure Begeisterung und Verzückung. «Das ganze reisende Europa» — sagt er, «huldigt einhellig der Schönheit und den Reizen des ungarischen Weibes. Gross, schlank, elegant, mit prächtigen Schultern, schneeigem Busen, runden und schmiegsamen Armen und wellenförmigem Körper, repräsentirt sie eine Mischung männlichen Stolzes und weiblicher Anmut, die verblüfft und fesselt . . .» Speciell er hat in den «ungarischen Salons» zwei Arten weiblicher Schönheit bemerkt; die eine erinnerte an die Mignongrazie der Pariserin; die andere zauberte in seinem Geiste jene grossen und fürchterlichen Amazonen Asiens hervor, deren Schönheit das Glück nnd die Qual der Helden des alten Griechenlands bildeten. Ehemals mochten die magyarischen Weiber imposante und turbulente Walküren gewesen sein: jetzt entzücken sie uns, gesittigt durch die christliche Charitas und gezähmt durch die Liebe, durch ihre zarte Herzensgrazie. *Ein kleines Bärtchen, das sich oft unter den Schläfen hinzieht, und das Gesicht leicht zu beiden Seiten einfasst,* verleiht ihrer Physiognomie etwas Pikantes und eine Art männlichen und kriegerischen Ausdrucks. Das ist noch immer der asiatische Typus in seiner ganzen Reinheit, bei dem der Schnitt der sanften und tiefen Augen an die der Gazelle erinnert, die so oft von den Poeten des Orients besungen werden, und bei dem die Glieder die Feinheit und Eleganz des Rothwilds besitzen. Die Stimme und der verhüllte Blick dieser Frau führen Liebkosungen und Drohungen im Gefolge und viele von ihnen konnten als Juno's posiren. Wie die Amazonen Asiens und wie die germanischen Walküren sind sie keusch, aber so sie sich in Liebe hingeben, umschlingen sie wollüstig wie die Lianen.» (!!)

Jeder vernünftige Mensch, der Ungarns Land und Leute kennt, wird zugeben müssen, dass man unmöglich falscher beobachten kann. Kein einziger Zug des Bildes, den der Autor entwerfen will, stimmt zu, nicht einmal die Rudimente eines Backenbärtchens, das er irgendwo bewunderte und das

er nun der Ungarin in genere andichten möchte. Die Informationen Gubernatis auf diesem wie auf manchem anderen Gebiete scheinen ausschliesslich jenseits des Königsteiges entstanden zu sein, denn «man versichert ihn, dass das transsylvanische Weib der Ungarin überlegen sei, und dass jenes auch liebenswürdiger sei.» Noch wird einigen schriftstellernden und nicht schriftstellernden Damen, in der ersteren Kategorie in einer geradezu stupenden Weise den Schwestern Wohl der Hof gemacht, worauf schliesslich die Verdienste des Frl. v. Torma in schmeichelhaftester Weise gewürdigt werden. Das ist Alles, was der Autor über die Ungarin zu sagen weiss. Es sei denn, dass er auch Frl. Parlaghi erwähnt, deren Namen nun für ewig mit dem Ludwig Kossuth's verknüpft ist.

* * *

Sollen wir, mit der Analyse dieses neuesten Buches über Ungarn schliessend, auch die Besprechung über dasselbe jäh abbrechen? Wir glauben, dass die mitgeteilten Proben genügen werden. Aber wir fürchten, uns heute nicht zum letzten Male mit diesem Herrn beschäftigt zu haben, denn auf dem Umschlage seines Werkes finden wir folgende neue Drohung:

«In Vorbereitung ein zweites Werk von demselben Autor unter dem Titel: *«Die ungarische Cultur»*. Inhalt: Die Schulen. — Die Akademie. — Die wissenschaftliche Bewegung. — Die literarische Bewegung. — Die künstlerische Bewegung. — Die industrielle Bewegung. — Die ungarischen Städte.»

Nach den Beweisen, die Angelo de Gubernatis von seiner Beobachtungsgabe, von seiner Objectivität und Unparteilichkeit, von seiner wissenschaftlichen Geschlossenheit und von seiner Urteilsfähigkeit gegeben, können wir uns auf's Neue auf ein Werk gefasst machen, das an einseitiger Lobhudelei und Verhimmelung und an hämischen Ausfällen gegen Jene, welche einer gewissen Clique nicht zu Gesichte stehen, Ausserordentliches leisten wird. Und wenn wir unsere warnende Stimme gegen derartige literarische Producte erheben, so geschieht es teilweise auch zu dem Zwecke, um Jene, die es angeht, davor zu warnen, dem Erscheinen solcher Werke, welche unser politisches, wissenschaftliches, literarisches, wirtschaftliches und sociales Leben in einem ganz falschen Lichte darstellen, ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. Was wir nicht hindern können, mag geschehen; unser Vaterland und unsere Nation scheint nun einmal vom Schicksal dazu verurteilt zu sein, von den Gegnern hämisch verläumdet und von den Freunden missverstanden zu werden. Stets soll es aber unser Trost sein, das eine ebensowenig verschuldet, als das andere veranlasst zu haben.

Und wenn wieder einmal ein illustrer Fremder mit Schreibeabsichten uns heimsuchen sollte, dann werden wir ihm als erste Quelle zunächst eine Grammatik der ungarischen Sprache empfehlen, welche ihn in den Stand

setzen wird, mit eigenen Augen zu sehen, und mit eigenen Ohren zu hören. und wir werden ihm sagen, wenn es ihm ernstlich darum zu tun ist, über uns zu schreiben und wenn es ihm nicht gleichgiltig ist, ob er sich und uns zugleich compromittirt, dann möge er gefälligst ein oder zwei Jährchen bei uns haushalten, um sich jene Kenntniss von Land und Leuten zu verschaffen, ohne welche ein ernster Mensch über Land und Leute in der Fremde nicht schreibt, und um sich nicht der Gefahr auszusetzen, dem erstbesten frivolen Blagueur oder gewissenlosen Spottvogel in das Garn zu laufen, geschweige denn gewissen Cliquen und Coterien zum — wir wollen annehmen — unbewussten Werkzeuge zu dienen. Denn mit der schwärmerischesten Liebe für unser Vaterland ist uns nicht gedient, und nach Panegyriken steht nicht unser Verlangen. Wir sind schon so weit, um vor der ganzen civilisirten Welt im Lichte der reinen und ungeschminkten Wahrheit erscheinen zu können. Wird die Wahrheit mit Wohlwollen gesagt, so werden wir dafür dankbar sein; phrasenhafte Schmeicheleien aber, die darauf ausgehen, den nationalen und Racen-Chauvinismus bei uns für sich zu gewinnen, und die im Auslande den Eindruck des Bestellten hervorrufen müssen, — der gesunden öffentlichen Meinung in unserer Mitte müssen sie ebenso ein Gräuel sein, wie dem gesunden Menschenverstande überhaupt. Dies erklärt denn auch zur Genüge die auf den ersten Blick auffallende Tatsache, dass das Werk von Gubernatis durch die vaterländische Presse in des Wortes verwegenster Bedeutung todtgeschwiegen wurde und auch im Publikum nirgends merklichen Anklang fand.

Dr. L. Hoffmann.

DIE PHILOSOPHIE DER KABBALA.

(Schluss.)

Von grossem Werte für die Geschichte der Kabbala ist Reuchlin's Werk: «De Arte Cabalistica» (in Fol. Hagenau 1517) und die als Einleitung zu diesem Werke zu betrachtende Abhandlung «De Verbo mirifico» (Basel 1494). Das erstere enthält eine ausführliche Darstellung der esoterischen Philosophie der Hebräer und letztere eine Theorie des Christentumes, die uns besonders interessirt, da sie zur Charakteristik der christlichen Kabbala, deren Hauptrepräsentant eben Reuchlin war, führt. Dr. Jelinek's Beispiel folgend wollen wir eine Analyse dieser Abhandlung geben. Sie hat die Form eines Trialogs zwischen einem epikuräischen Philosophen Sidonius, einem Juden Namens Baruch und einem Christen — dem Verfasser — welcher den griechischen Namen Kapino annimmt. Das erste Buch enthält eine Widerlegung der epikuräischen Lehre. Im zweiten Buche wird nachgewiesen, dass die wahre Philosophie von den Hebräern stammt, dass Plato, Aristoteles

und Zoroaster ihre philosophischen und theologischen Ideen aus der Bibel geschöpft haben, dass demnach in der Liturgie und in den Religionsbüchern aller anderen Völker sich Spuren von der hebräischen Sprache vorfinden. Sodann gelangt der Verfasser zur Erklärung der verschiedenen Gottesnamen.

Der erste Name, den Gott Moses offenbarte, war אהיה das «Ego sum qui sum» — in der platonischen Philosophie mit den Worten τὸ ὄντως ὤν wiedergegeben. Gott ist das absolute Sein, das erhabenste Wesen, das Ich der Welt. Der zweite Name הוא (in der Kabbala הו genannt) «er» deutet an, dass Gott ausserweltlich ist und repräsentirt gleichzeitig die Unveränderlichkeit und ewige Identität der Gottheit. Ein dritter Name Gottes ist אש «Feuer», das Alles erleuchtende, belebende und verzehrende Element, welches Moses in der ersten göttlichen Offenbarung erschien. Auch die Propheten nennen Gott das Feuer, das Alles verzehrt, und Johannes sagt: ich taufe euch mit Wasser, der nach mir kömmt wird euch mit Feuer taufen (Matth. 3, 11). Das Feuer der hebräischen Propheten ist gleichbedeutend mit dem Aether der Griechen, der in Orpheus' Hymnen erwähnt ist. Alle diese Namen bilden zusammen nur eine Bezeichnung, die der Gottheit, die sie uns, von drei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, veranschaulichen. Allein so wie es Namen Gottes gibt, die seinem Wesen entnommen sind, so gibt es wieder Namen, die sich auf seine Attribute beziehen und diese sind die zehn Szefiroth, die Kategorien der Kabbala.

Das absolute Wesen frei von jedem Attribute abstract gedacht wird durch einen Namen angedeutet, den auszusprechen verboten war, durch das dreimal heilige Tetragrammaton, durch das Wort יהוה. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, dass die Tetraktys des Pythagoras eine Nachahmung des mosaischen Tetragrammaton ist und dass der Name הוא ebenfalls bei den griechischen Philosophen in dem τατερόν entgegengesetzten ταυτὸν sich findet. Auch könnte der Cultus der Dekas im Causalnexus zu den zehn Szefiroth der Kabbala stehen.

In den vier Buchstaben des allerheiligsten Namens sind tiefe Geheimnisse der Gottheit und der Natur enthalten. Diese vier Buchstaben deuten hin auf die vier Elemente der Alten: Erde, Wasser, Luft und Feuer oder auf die feste, flüssige, luftförmige und ätherähnliche Consistenz der Elemente, ferner auf die vier Grundverschiedenheiten der Körper: Wärme, Kälte; Trockenheit, Feuchtigkeit; hell, dunkel; schön, hässlich; auf die vier geometrischen Begriffe: Punkt, Linie, Fläche, Körper u. s w. Jeder dieser vier Buchstaben für sich allein betrachtet gibt die Lösung eines geheimnissvollen Rätsels. Der erste י, der uns durch seine Gestalt an den mathematischen Punkt erinnert und das Zeichen der Zahl zehn ist, belehrt uns, dass Gott der Anfang und das Ende aller Dinge ist, denn der Punkt ist der Anfang und die Zehn das Ende alles Zählens.

Die durch den Buchstaben ה ausgedrückte Zahl fünf zeigt uns die

Vereinigung Gottes mit der Natur; Gottes, der durch die Dreiheit repräsentirt wird, und der Natur, welche nach Pythagoras und Plato durch den Dualismus dargestellt ist, da überall in der Natur eine active und eine passive Kraft vorhanden ist. (Anziehung und Abstossung.)

Der dritte Buchstabe ו gibt das Zeichen für die Zahl sechs, und wird gebildet durch die Verbindung der Einheit mit der Zweiheit und Dreiheit, was das Bild der Vollkommenheit in sich schliesst. Anderseits ist die Zahl sechs das Symbol des Cubus, also der Körper oder vielmehr der Welt und zeigt damit an, dass die Welt das Gepräge der göttlichen Vollkommenheit an sich trägt.

Der vierte Buchstabe ist wieder fünf und entspricht der menschlichen Seele, welche durch die Eindrücke der fünf Sinne das Medium zwischen dem Himmel und der Erde ist.

Das dritte Buch hat zum Gegenstande die vorzüglichsten und hervorragendsten Dogmen des Christentumes, so wie überhaupt das Gebäude der christlichen Theologie zu beleuchten und zwar in Uebereinstimmung mit kabbalistischen Ueberlieferungen, deren Träger Baruch ist, und auf den Trümmern der von Sidonius repräsentirten griechischen Philosophie eine neue Lehre zu verkünden. Zur Erläuterung des Gesagten dienen folgende Beispiele: Gleich im ersten Verse der heiligen Schrift בראשית ברא אלהים Im Anfange erschuf Gott, findet Reuchlin das Geheimniss der Dreieinigkeit. Die Buchstaben ברא sind gleichsam die Anfangsbuchstaben der Dreifaltigkeit אב רוח בן Gott-Vater heiliger — Geist Gott-Sohn. Im Verse des 118. Psalmes אבן מאסו הבנים «Der Stein, welchen die Baumeister verachteten, wurde zum Eckstein», sind im Worte אבן die zwei Hauptpersonen der Dreieinigkeit Vater und Sohn verschmolzen. Und stammt nicht der Ausdruck Gottsohn vom Worte בן אדם, das der Prophet Jezekiel so häufig gebraucht, indem wir annehmen, dass אדם gemäss den Lehren der Kabbala himmlischer Mensch, womit die Gottheit angedeutet wird, bedeutet, oder was noch bezeichnender wäre: Gottmensch.

Der Name Jesus ins Hebräische übertragen יהושה gibt den Namen יהוה nebst einem ש, welch letzterer Buchstabe in der Kabbala das Symbol des Feuers ist, aus welchem die Lichtstrahlen der Welt emanirten, und den Hieronymus in der mystischen Deutung des Alphabetes zum Zeichen des Logos gemacht hat. Dieser geheimnissvolle Name ist daher eine ganze Offenbarung, indem er uns zeigt, dass Jesus die allwaltende Vorsehung, gleichzeitig aber die allbelebende und allumfassende Intelligenz ist.

Auch das Symbol des Christentumes: das Kreuz wird im alten Testamente deutlich genug bezeichnet, sei es durch den Lebensbaum, den Gott im irdischen Paradiese gesetzt hat, oder durch den Wunderbaum, der in der Wüste Mara das bittere Wasser (des Geschickes) in süsses verwandelte, oder am bezeichnendsten in der betenden Stellung des Moses, als er nämlich

seinen Arm zum Himmel erhebt, um im Kampfe gegen Amalek — die personifizirte Bosheit — den Sieg zu erflehen.

Reuchlin teilt die Geschichte der Menschheit in drei Perioden, in welchen sich Gott, nach seiner Angabe, unter drei verschiedenen Anschauungen der Menschheit offenbarte. In der ersten Periode von der Schöpfung bis zur Offenbarung am Berge Sinai nennt er sich שדי Allmächtiger, oder auch nach einer anderen Bedeutung des Wortes Allbefruchtender — Gott des Naturreiches. So zeigt er sich dem Abraham, Isak und Jakob, den ersten Patriarchen der Hebräer. In der zweiten Periode von Moses bis Jesus, während der Zeit des theokratischen Reiches der Hebräer, nennt er sich אדני der Herr des Gesetzreiches. In der dritten Periode während des Gnadenreiches, nach Entstehung des Christentumes heisst er יהושה Heiland, Erlöser, Jesus. Wahrlich eine prachtvolle christliche Theorie, würdig eines Reuchlin.

Moses, der im wüsten Chaos der heidnischen Götzenwelt zuerst das grosse Wort: «Es werde Licht», aussprach, stellte mit der Gotteinheitslehre keine Hypothese auf, sondern erläuterte vielmehr seinen Monotheismus sonnenklar. Gott ist überall, ausser ihm gibt es kein abstractes Wesen mehr, in seiner unendlichen Intelligenz manifestirt sich unser Geist. Er ist das allumfassende Wesen, der Schöpfer und Erhalter der Geister — Potenzen — und der Elemente. Mit unumschränkter Macht regiert er die Welt, lehrt Moses. — כלא חד. Alles ist Eins, fügt die Kabbala hinzu, Gott ist die Schechina, der Weltort, oder wie Philo, der geistreichste Darsteller des hebräischen Mysticismus sich ausdrückt, Gott ist überall, denn durch seine göttlichen Potenzen τὰς δυνάμεις αὐτοῦ durchdringt er zugleich die Erde und das Wasser, die Luft und den Himmel. Er erfüllt alle Teile des Weltalles, indem er sie durch unsichtbare Kräfte mit einander verbindet (De Linguar. Conf. I., 225. ed. Mangey), Gott ist das All, — εἷς καὶ τό πᾶν αὐτὸς ἐστιν (Leg. Alleg. I.).

Philo und die Kabbala haben ihre Sentenzen aus der heiligen Schrift abgeleitet. Ihre Aussprüche sind nichts anderes als geistvolle allegorische Auslegungen des mosaischen Monotheismus. Dieser wird demnach in seiner starrsten Consequenz zum Pantheismus, welcher, wie die Kabbala dartut, mit der positiven Religion in Einklang sich bringen lässt. Darin liegt eben das Verdienst der Kabbala: sie proclamirt den Pantheismus, die logisch richtige Lehre der Philosophie, die kein Esel Viktor Hugo's wegdisputiren kann, als originelle hebräische Philosophie und nimmt diese zum Ausgangspunkte der jüdischen Theologie.

Sie beweist damit, dass Religion und Philosophie keine heterogenen Begriffe sind, und alle jüdischen Denker bewegen sich im Zauberkreise dieses himmlischen Gedankens und adoptiren die göttliche Idee des geläuterten Pantheismus. Das Gesagte ist zu wichtig, als dass wir nicht zur klaren Auseinandersetzung dieser Idee die Spannkraft unseres Geistes und den geringen Grad unseres Wissens mit hingebungsvollem Eifer verwerten wollten.

Kühnen Mutes tauchten wir in den unermesslichen, unergründbaren Ocean der hebräischen Literatur und so manche unschätzbare Perle und kostbare Koralle förderten wir zu Tage. Diese bieten wir dem gütigen Leser mit der Bitte, unsere erschöpfenden Bemühungen vieler vieler Jahre unserer besten Manneskraft mit einer nachsichtsvollen Wertschätzung des Gelieferten zu erwiedern. Im Denken manifestirt sich das Leben und Sein der Einzelwesen. Zum Denken gehören drei Factoren: Denker, Denken und Gedachtes.

Der starre hebräische Monotheismus duldet keine Mehrheit in der Gottheit, folglich ist in Gott Gedanke, das Denkende und das Gedachte Eins. Die Wirklichkeit ist mit seinem Ideale im absoluten Geiste identisch. Diese Lehre von der absoluten Identität ist, wie Mendelssohn sich so schön ausdrückt, die Idee des verfeinerten Pantheismus. Der Schwerpunkt der Kabbala liegt daher nicht in der Emanationslehre, sondern vielmehr in dem eben angeführten Satz. Rabbi Jehuda ha Levy in seinem Werke Kosari bemerkt dass das Sz. Jecira auf verschiedene Art die Gotteinheit lehrt, teils durch Dinge, die Mannigfaltigkeit und bedingtes Sein, teils durch solche, die Einheit und Selbstständigkeit bekunden, indem die Harmonie des Weltalls zeigt, dass dieses nur von einem Wesen stammen kann. Mit dem Geiste ספר Zählende Gedanken — ספר Zählen und Wort ספור Erzähltes — hat Gott auf 32 Pfaden (22 hebräische Buchstaben und 10 Zahlen) seinen heiligen glorreichen Namen in dieser Welt gegründet (den Kreis seiner Tätigkeit).

Mit diesem Satze beginnt das Sz. J. seine Theorie, damit andeutend, dass deren Ausgangspunkt der Grundsatz bildet: In Gott ist der Geist, die Idee und das Gedachte identisch. Sie haben einen Namen Szefira und deuten auf einen Begriff, den der absoluten allgemeinen Intelligenz. Gottes Schrift (die Schöpfung) ist sein Wort (sein ausgesprochener Gedanke) und sein Wort ist sein Gedanke. Die Welt ist hiemit Gottes Wort nach dem Urbilde seiner unendlichen Intelligenz. Kosari IV. 25. Gewiss, das ist eine originelle Idee und gereicht der Kabbala zur Ehre. Also nicht die deutschen Philosophen Fichte, Schelling sind die Entdecker der Lehre von der absoluten Identität, denn die Kabbala hat sie längst verkündet und Maimonides bestätiget. Wohl dürfte dir bereits bekannt sein, schreibt Maimonides, der berühmte Satz, welchen die Philosophen von der Majestät Gottes aussprachen, dass nämlich Gott der Denker, das Denken und das Gedachte ist und dass diese drei Begriffe bei ihm nur einen Gegenstand, der keine Vielheit zulässt, bezeichnen. Wir haben auch in unserem grossen Werke Mischna Thora als Axiom ausgesprochen, dass dieser oberwähnte Grundsatz den Eckstein unserer Religion bildet. (More Neb. I. 68.)

In schwungvoller Sprache entwickelt der Sohar diese Idee. Das erhabenste Wesen ist, schreibt der Sohar, der Erste, der Alte, das Rätsel aller Rätsel. Ja er ist der Erste, der erste und doch kann man ihn nicht den ersten nennen, da er doch nicht entstand. Wir können ihn nicht begreifen mit

unserer Weisheit, um wie viel weniger mit unserem kurzsichtigen Geiste. So heisst es in der heiligen Schrift: «Laufe auf deinen Platz und denke nicht weiter daran, und die Lebenden — es lebt ja doch nur, der denkt — laufen hin und her, indem sie ihn mit ihren Ideen nicht begreifen können. Deshalb wird der Heilige, der Alte auch das Nichts genannt, da er bevor noch etwas war in unbegreiflicher Weise in seinem absoluten Wesen lebte. (Sohar III. 288. a.)

Bevor wir unsere Abhandlung fortsetzen, wollen wir darauf aufmerksam machen, dass im philosophischen Systeme eines der grössten Denker neuerer Zeit eine ähnliche Idee Ausdruck findet. «Das reine Sein», schreibt Hegel, «macht den Anfang, weil es sowohl reiner Gedanke als das Unbestimmte, Einfache, Unmittelbare ist, der erste Anfang aber nichts Ermitteltes und Bestimmtes sein kann. Dies reine Sein ist nur die reine Abstraction, damit das absolut Negative, welches gleichsam unmittelbar genommen das Nichts ist» (Hegel, Enc. d. phil. Wissensch. §§ 86, 87). Kehren wir jetzt zum Sohar zurück. «Komme, betrachte», schreibt der Sohar. «der Gedanke ist der Anfang alles Seins, der Gedanke ist aber geheimnissvoll und unbekannt, wenn der Gedanke an Ausdehnung gewinnt wird er zur Idee, obschon auch diese noch von aussen unerforschlich ist, so verbreitet sie sich doch leichter und bringt eine Stimme hervor (die Welt), welche aus den Urelementen Feuer, Luft und Wasser besteht. . . . . Betrachtest du jedoch weiter diese Abstufungen so gelangst du zur Ueberzeugung, dass der Gedanke die Idee, die Stimme, das Wort, ja Alles Eins ist. Der Gedanke ist der Ursprung Alles, da gibt es keine Absonderung, sondern Alles ist Eins, Eine Verbindung. Der Gedanke wahrlich ist mit dem Nichts verbunden und von diesem nie und nimmer geschieden. Das ist der Sinn des Prophetenwortes (Zakarias, 14, 9): Gott ist Eins und sein Name ist Eins (Sohar, I, 246 a). Die göttliche Weisheit sie umfasset Alles (Sohar III, 290 a). Geheimnissvoll ist diese Weisheit, die Quelle aller Intelligenz (Sohar, III, 288). Ja wohl die himmlische Weisheit ist gleichsam die irdische Weisheit, das ist ein Axiom» (Sohar III. 299). Die menschliche וכנ"ת חכמה כילאה חכמה עתאה דא עיקר Intelligenz ist demnach nichts anderes als eine Manifestation der göttlichen, da gelangen wir zu einer Grundidee der Philosophie Hegel's.

Moses Corduero, das Haupt der Schule der theoretischen Kabbala im sechzehnten Jahrhundert (sein Zeitgenosse R. Isak Loria, Deutscher von Geburt, war das Haupt der Anhänger der practischen Kabbala. Beide lebten in Palästina in der Stadt Szafet), der geniale Commentator des Sohar in seinem ideenreichen Werke «Pardesz Rimonim» gibt ein klares Bild von der absoluten Identität. «Das Wissen des Schöpfers», schreibt er, «ist verschieden von dem der Geschöpfe; denn bei diesen ist das Wissen vom Gegenstande des Wissens verschieden und führt auf Dinge hin, die wieder von den Wissenden verschieden sind. Dieses wird durch folgende drei Worte

bezeichnet: Gedanke, das Denkende, das Gedachte. Der Schöpfer hingegen ist selbst der Denker, der Gedanke und das Gedachte. Seine Erkenntnissweise besteht nicht darin, dass er sein Denken auf Dinge, die ausser ihm befindlich wären, richtet, da es solche nicht gibt, sondern vielmehr darin, dass er sich selbst denkt und erkennt, und so weiss er auch Alles, was da ist. Es ist nichts vorhanden, das nicht mit ihm vereinigt wäre, und das er nicht in seiner eigenen Substanz fände. Er ist das Urbild alles Seins, und alle Dinge finden ihn in ihrer reinsten und vollendetesten Form, so dass die Vollkommenheit der Geschöpfe gerade in der Vereinigung mit dem Urquell ihres Seins besteht» (Pardesz Rimonim 55). Bedenken wir, dass Corduero Spanier von Geburt war, vor Spinoza lebte, der gleichsam von spanisch-portugiesischer Familie abstammte und wahrscheinlich Corduero's Buch gelesen hatte, so wird es uns nicht überraschen, wenn wir bei Spinoza eine ähnliche Behauptung finden. «Wenn ich sage», schreibt Spinoza, «dass alles in Gott sei und in ihm sich bewege, so sage ich nur mit anderen Worten dasselbe, was Paulus und vielleicht auch alle Philosophen des Altertumes, und wenn man die Behauptung wagen darf, die alten Hebräer ausgesprochen haben, in so weit man nämlich den auf vielfacher Weise gefälschten Traditionen derselben trauen darf. Omnia inquam in Deo esse et in Deo moveri cum Paulo affirmo et forte etiam cum omnibus antiquis philosophis licet alio modo et auderem etiam dicere cum antiquis omnibus hebræis quantum ex quibusdam traditionibus tametsi multis modis adulteratis conjicere licet (Epist. XXI.) Dieses scheinen einige Hebräer gleichsam durch einen Nebel gesehen zu haben, wenn sie behaupten, dass Gott, die göttliche Intelligenz und die von ihnen wahrgenommenen Dinge Eines seien. Hoc quidam Hebræorum quasi per nebulam vidisse videntur qui scilicet statuunt Deum, Dei intellectum resque ab ipso intellectas unum ed idem esse. (Eth. part. II. prop. 7. Schol.)

Bemerkenswert ist folgender Ausspruch Hegels: Den Dualismus, der im carthesianischen Systeme vorhanden ist, schreibt er, hob Spinoza also vollends auf — als ein Jude, denn diese tiefe Einheit seiner Philosophie, wie sie in Europa sich ausgesprochen hat, der Geist Unendliches und Endliches identisch in Gott nicht als einem Dritten, ist ein Nachklang des Morgenlandes. Die morgenländische Auffassung der absoluten Identität ist mit Spinoza zuerst der europäischen Denkweise eingeführt worden» (Hegel, Geschichte der Philosophie III. 332). Nach der Darstellung dieses grossen deutschen Philosophen hat Spinoza die Grundidee seines Pantheismus der hebräischen esoterischen Philosophie entnommen. Dasselbe behaupten auch wir. Jetzt ist nur die Frage offen: ist der Spinozismus identisch mit dem Pantheismus der Kabbala? Wahrlich, da fühlen wir uns zu schwach an Geist und Wissenschaft, um auch nur den Versuch zu wagen, darüber unsere Meinung auszusprechen. Wir appelliren daher an die Autorität Mendelssohn's und antworten

mit seinen gewählten goldenen Worten. In seiner Kritik des Pantheismus Spinoza's schreibt Mendelssohn im 13. Abschnitte seiner Morgenstunden Folgendes: «Die Spinozisten behaupten: Wir selbst und die sinnliche Welt ausser uns, seien nicht für sich bestehende sondern blos Modificationen der unendlichen Substanz. Kein Gedanke des Unendlichen könne ausser ihm und abgesondert von seinem Wesen zur Wirklichkeit gelangen, denn es gebe nur eine einzige Substanz von unendlicher Denkungskraft und Ausdehnung. Gott, sagt der Spinozist, ist die einzige notwendige und auch nur die einzige mögliche Substanz; alles übrige lebt, webt und ist nicht ausser Gott, sondern Modificationen des göttlichen Wesens.»

«Eins ist Alles und Alles ist Eins».

«Gedanke, das Denken und das Gedachte das sind drei Rücksichten, deren Verschiedenheit wir uns bewusst sind, so lange das Denken noch blos im Vermögen ist, so lange noch nicht wirklich gedacht wird. So lange nämlich das denkende Wesen als Subject blos die Fähigkeit hat gedacht zu werden und aus der Beziehung des Objectes auf das Subject der Gedanke noch nicht wirklich entstanden ist. So bald aber das Denken wirklich vor sich gehet, so tritt das Subject mit dem Objecte in die innigste Verbindung und erzeugt den Gedanken. Dieser ist innerhalb des Denkenden befindlich und in so weit er ein treuer Abdruck des Gedachten ist, von dem Objecte selbst nicht zu unterscheiden. Merket also bevor ihr meinen Pantheismus widerlegt. Ihr gesteht ein, dass bei wirklichem Denken und in so weit der Gedanke wahr ist, jener Unterschied der Rücksichten verschwindet, und das Gedachte von dem wirklich wahren Gedanken nicht zu unterscheiden und also mit demselben Eins sei . . . . Da nun in Gott, wie wir alle gestehen, kein blosses Vermögen stattfindet, alles vielmehr in der tätigsten Wirklichkeit sein muss, da ferner alle Gedanken Gottes wahr und treffend sind, so wird kein Gedanke in Gott von seinem Wesen zu unterscheiden sein; oder vielmehr die Gedanken Gottes, die als Abänderungen desselben in ihm anzutreffen sind, werden zugleich ihre eigenen Urbilder selbst sein. Die innere stets wirkende Tätigkeit der göttlichen Vorstellungskraft erzeugt in ihm selbst unvergängliche Bilder zufälliger Wesen mit der unendlichen Reihe aller ihrer aufeinanderfolgenden Abänderungen und Verschiedenheiten und dieses sind wir sammt der Sinnenwelt ausser uns. Diese sichtbare Welt ist also nach den Pantheisten als ein Gedanke Gottes innerhalb seines Wesens wirklich vorhanden, in so weit sie in ihm eine Vorstellung des besten und vollkommensten Inbegriffes mannigfaltiger endlicher Wesen ist, die im Zusammenhange gedacht werden können. In diesem unermesslichen Gedanken ist der Mensch, bin ich Mensch auch ein Gedanke Gottes mit dem abgesonderten eingeschränkten Bewusstsein meiner selbst begabt, völlig alles dessen unkundig, was ausserhalb meiner Eingeschränkt-

heit liegt». «Ich Mensch, Gedanke der Gottheit, werde nie aufhören ein Gedanke der Gottheit zu bleiben und werde in dieser unendlichen Folge von Zeiten glückselig oder elend sein, je nachdem ich ihn in meinem Denker mehr oder weniger erkenne, mehr oder weniger liebe, je nachdem ich mich bestrebe, (denn auch ein Bestreben muss Spinoza diesen Gedanken Gottes zukommen lassen), dieser Quelle meines Daseins ähnlich zu werden und seine übrigen Gedanken zu lieben wie mich selbst. Wenn mein Freund, der Verteidiger des geläuterten Pantheismus, alles dieses zugibt, wie er vermöge seinen Grundsätzen sicherlich getan haben würde, so ist Moral und Religion geborgen; so unterscheidet sich ferner diese Schule von unserem Systeme blos in einer Subtilität, die niemals practisch werden kann, in einer unfruchtbaren Betrachtung, ob Gott diesen Gedanken des besten Zusammenhanges zufälliger Dinge hat ausstrahlen, ausfliessen, ausströmen lassen, oder mit welchem Bilde soll ichs vergleichen (denn diese Subtilität lässt sich kaum anders als durch Bilder beschreiben), ob er das Licht hat von sich wegblitzen oder nur innerlich leuchten lassen? Ob es blos Quelle geblieben, oder ob die Quelle sich in einen Strom ergossen habe? Wenn man sich durch dergleichen bildliche Redensarten das Hervorbringen, Erschaffen, Wirklichmachen u. s. w. sinnlich machen will, so ist schwer zu verhüten, dass nicht Missdeutung oder Missverständniss die Metafer über ihre Grenze ausdehnen und auf Abwege führen, auf Atheismus oder Schwärmerei, je nachdem das Gemüt sonst zu Verzückungen oder zum trockenen Nachdenken bestimmt ist. Die Systeme scheinen in ihren Folgesätzen noch so weit von einander entfernt zu sein und im Grunde ist es Missdeutung derselben Metafer, die bald Gott zu bildlich in die Welt, bald die Welt zu bildlich in Gott versetzt. Aufrichtige Liebe zur Wahrheit führt gar bald auf den Punkt zurück, von welchem man ausgegangen ist und zeigt, dass man sich blos in Worten verwickelt habe. «*Tuet auf Worte Verzicht und Weisheitsfreund umarme deinen Bruder.*» Die Kritik des Pantheismus schliesst Mendelssohn im 15. Abschnitte mit folgenden Worten: «Sie sehen, dass Lessing sich den Pantheismus völlig so verfeinert gedacht als ich ihn vorgestellt habe, in der besten Harmonie mit allem, was auf Leben und Glückseligkeit Einfluss haben kann, ja dass er auf dem Wege war pantheistische Begriffe sogar mit der positiven Religion zu verbinden: und in der Tat geht es hiemit ebenso gut als mit dem Emanationssystem der Alten, das viele Jahrhunderte hindurch in der Religion aufgenommen und für die einzige rechtgläubige Lehre gehalten worden ist.»

Das Verdienst, den Spinozismus mit dem Pantheismus der Kabbala zuerst verglichen zu haben gebührt, wie Mendelssohn selbst anerkennt, Wachter, dem grossen Religionsphilosophen zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. In seinem ersten Werke bewährt er sich wohl nicht als Freund Spinoza's und der Kabbala, im Verlaufe seiner Forschungen jedoch ändern

sich seine Ansichten. In einem späteren Werke «Elucidarius Cabalisticus» (S. 13) schreibt Wachter: «die ersten Christen, die ältesten Kirchenväter kannten keine andere Philosophie als die der Kabbala und sie war es, die auch Spinoza auf den Weg der Wahrheit führte».

Dieser Vergleich Spinoza's mit der Kabbala hat viel dazu beigetragen, die wissenschaftliche Kritik auf die eigentliche Metaphysik der Kabbala zu lenken, welche nunmehr aufgehört hat das «noli me tangere» einer mystischen Religionsschwärmerei zu sein und einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philosophie erhielt.

Anderseits hat der Nachweis Wachter's, dass Spinoza's Ethik in der Kabbala ihre Quelle hat und mit einer positiven Religion harmonirt, den Bann, welcher lange Zeit auf Spinoza's Schriften lag, gelöst. Sein System wurde Gegenstand philosophischer Forschungen und rief das Jahrhundert der Philosophie hervor. Deutsche, englische und französische Heroen des philosophischen Jahrhunderts verherrlichten seine Lehren und erhoben die Vernunft zur Freiheit des Geistes verkündenden Königin des Weltalls.

Die Sonne, der Mond und die unzähligen unendlich grossen Weltkörper, Sterne genannt. im unermesslichen Weltenraume sind gleichsam die Atome des Universums und die dazwischen liegenden Himmelsräume und Aethersphären sind die Poren, durch welche nach ewig unabänderlichen Attractionsgesetzen es möglich wird, dass sie neben und umeinander kreisen und die Formationen annehmen, welche gemäss den höchstweisen Naturgesetzen des allmächtigen Weltenregierers ihnen zukommen, damit alles hienieden den Stempel der höchsten Vollkommenheit und Schönheit an sich trage und nur eine Einheit bilde und so die Majestät Gottes im Strahlenglanze seiner unfassbaren Herrlichkeit dem staunenden menschlichen Geiste offenbare. Der Kabbala höchster Ruhm ist es, den Pantheismus, die einzige logisch begründete Philosophie geläutert und verklärt zu haben. Einem Adler gleich schwingt sie sich in die höchsten Regionen himmlischer Sphären empor und trägt auf ihren beiden Fittigen die Ueberschrift: Glaube und Wissen, Religion und Philosophie עץ החיים ועץ הדעת.

Baum des Lebens und Baum der Erkenntniss.

Wenn die Sonne in Purpurglut dem Horizonte den Abschiedskuss zuwirft, erscheinen Millionen, Milliarden funkelnde Sterne am golddurchwirkten Himmelsteppich, die zur Verherrlichung des Weltenbeherrschers Majestät im reinsten Lichtglanze erstrahlen. Entzückt blickt das menschliche Auge nach dem himmlischen König oben und bewundert seine Allmacht und Grösse. Allein bei genauer Untersuchung findet der Forscher, dass die unzähligen Goldpunkte am Firmament Weltkörper von ungeheurer Grösse und Ausdehnung, die tausend- ja oft millionenmal grösser sind als der Planet, den wir bewohnen. Sie alle schweben frei im unendlichen Weltenraume und bewegen sich in Ruhe und Eintracht um und nebeneinander nach ewig

unveränderlichen Naturgesetzen, so dass ihr Kreislauf auf Jahrtausende sich berechnen lässt.

Fixiren wir unsern Blick auf einen dieser Weltkörper, betrachten wir unsern Planeten und halten wir Umschau nach den Dingen dieser Welt hienieden, und wir begegnen überall Spuren der Allmacht und höchsten Weisheit der allwaltenden Vorsehung. Welche Mannigfaltigkeit an Productenreichtum! Welche Abwechslung in der Pracht ihrer Naturerscheinungen! Welche unendliche Verschiedenheit in der äusseren Form und Gestalt ihrer Einzelwesen!

Aus unendlich vielen unendlich kleinen einander gleichen, starren Atomen bestehen alle Dinge der drei Reiche der Natur und doch gleichet Eines dem Anderen nicht an Gestalt und Grösse. Alle aber leben und wirken ohne Ruhe und Stillstand in ewiger Tätigkeit. Sie alle beseelt ein Hauch, der des Universums, darum bilden sie zusammen eine Einheit, das Weltall, und der Geist, der sie belebt, ist die Weltseele. In dieser Skizze liegt der Ideengang des Szefer Jecira. Ja wohl, die sich täglich erneuernde Schöpfungsgeschichte, der Sternenhimmel mit seiner ewig sich gleich bleibenden Bewegung, die ganze Welt mit dem unfassbaren Schauspiel ihrer Grösse und Herrlichkeit und den Millionen Milliarden ihrer Geschöpfe in ihrer Harmonie und Einfachheit führen uns zur Idee der Gotteinheit.

Abraham als Sohn eines chaldäischen Sterndeuters und als Nomade war von früher Jugend zur Betrachtung des Firmamentes und der Sterne wunderbaren Kreislaufes hingeleitet; aber auch der Naturschönheiten mannigfaltigste Formen und der Elementarereignisse geheimnissvoller Gang, so wie das harmonische Ineinandergreifen aller Naturkräfte regte seine Vernunft zum Nachdenken an und er gelangte zur Anerkennung der Gotteinheit, die er unerschrocken mit aller Macht seines Geistes nach allen Richtungen der Welt, wohin er gelangte, verbreitete. Darum wird behauptet, dass Abraham der erste Träger der Gotteinheitsidee, der Verfasser des Szefer Jecira, des ältesten Werkes der Kabbala sei.

In seinem merkwürdigen Buche Kusari sagt Spaniens grosser Dichter und Philosoph R. Jehuda Halevi Folgendes: Das Szefer Jecira ist das Werk Abrahams. Der langen Auseinandersetzungen kurzgefasster Gedanke des Ganzen ist die tiefsinnige Idee, dass das Dasein eines einzigen Gottes durch Dinge demonstrirt wird, in denen einerseits Mannigfaltigkeit und Vielheit, anderseits aber Einheit und Harmonie herrscht. Diese Uebereinstimmung kann blos von dem Einen kommen, der sie hervorgebracht hat durch die Dreieinheit der Begriffe ספר סיפור ספר: Zählen, Erzählung, Buch. Das erste Wort bedeutet Zählen; bei allen erschaffenen Dingen musste vor Allem das Maass und die Verhältnisszahl der Elemente bestimmt werden. Allein das Maass der Dinge, bis diese ihre Symmetrie erhalten, kann nur durch messen, zählen, wägen erkannt werden, gezählt muss sogar die Tonscala und der

Musiktact werden. Der Architect muss früher berechnen und zählen, bevor er eine Skizze vom Hause entwirft, dessen Bau er unternimmt. Die Zählung begrenzt die Idee des Gegenstandes und seine Attribute. Das zweite Wort סיפור Erzählung bedeutet das Wort und zwar das göttliche Wort, die Stimme des lebendigen Gottes, welche gleichsam das Wesen der inneren und äusseren Formen des Besprochenen d. i. der Welt in sich birgt, wie es heisst: Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht. Das dritte Wort ספר Buch bedeutet Schrift, die Schrift Gottes sind aber seine Ideen. Das Wort Gottes ist dessen Schrift und das Werk Gottes dessen Wort. So sind zählen, Erzählung und Buch, die beim Menschen heterogene Begriffe bilden, da er die Idee im Geiste sich bildet, mit dem Munde ausspricht und mit der Hand niederschreibt, bei Gott nur Eins» (Kusari IV. Abschn.) Die Idee, das Wort und die Tat, der Denker, Gedanke und Gedachtes wie andere Commentatoren die oberwähnten drei Worte ספר ספר סיפור deuten, oder was dasselbe ist: Gott, die allgemeine Intelligenz und die Welt, sie sind nach der Kabbala Eines und Dasselbe.

Setzen wir unsere Betrachtung fort so sehen wir, dass durch die verschiedenartige Gruppirung der Urelemente die mannigfaltigsten Dinge entstehen. Stärke, Zucker, Weingeist, Aether und Essig bestehen aus denselben Elementen: Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff, aber in verschiedenen Zahlenverhältnissen gruppirt, und wie ungleichartig sind nicht die Eigenschaften dieser Substanzen. Und bestehen nicht Kohle, Grafit und Diamant aus einem und demselben Urelemente, aus Carbon, und wer wird sie für gleichartig erklären? Darum ist es möglich, dass auch die verschiedenen Elemente, die wir in der Chemie von einander unterscheiden, ursprünglich nur aus einem Urelemente bestehen, in dessen verschiedenartiger Gruppirung seiner Atome die ungleichartige Qualität und Dichte der Elemente liegt.

Aber auch die Buchstaben sind verschieden von einander, ihr Zahlenwert ist ein ungleicher, wie das Aequivalentengewicht der Elemente. Die verschiedenartige Gruppirung der Buchstaben in den Wörtern verleihet diesen eine mannigfache Bedeutung. Zahlen und Buchstaben sind das Gerippe der Sprache und bilden im Szefer Jecira die äusseren Symbole der Wesen. In der hebräischen Sprache gibt es 22 Buchstaben und zehn Zahlen, in deren verschiedenartigen Permutationen liegt das Rätsel der Schöpfung, deren Lösung ein Hauptthema der Kabbala ist. Ihr Endziel ist jedoch, die Gotteinheitslehre als unumstössliche Wahrheit darzustellen. «Die bewährten Zeugen für die Einheit Gottes und dessen allwalltende Vorsehung sind die Welt, das Jahr und die Seele», oder der Lebensorganismus עדים נאמנים עולם שנה נפש schreibt das Szefer Jecira am Schlusse seiner Theorie. Aus Atomen ist jedes Einzelwesen zusammengesetzt, zwischen diesen liegen die Poren, welche deren Cohäsion widerstreben. Ein inneres Lebensorgan vereinigt die Atome und bildet aus verschiedenen Gruppen besondere Individuen. Diese

werden von der Erde gravitirt und bilden mit derselben gleichsam ein Ganzes. Allein auch die Erde und andere Planeten und Trabanten sind nur Atomen gleich im Sonnensystem und die dazwischen liegenden Atmosphären die Poren. In einem Jahre vollenden sie eine sich ewig gleichbleibende Bewegung, die ihr Leben documentirt. Aber auch die Sonne mit allen ihren Teilen bildet nur ein Atom im grossen Weltenraume und zwischen diesen unendlich grossen Weltkörpern breiten sich die Himmelssphären gleich Poren aus und alle zusammen bilden ein Ganzes: die Welt, die in ihrer Einheit von einem Geiste beseelt wird, wie jedes Einzelwesen trotz der unendlichen Vielheit in seiner Zusammensetzung von dem seinen. Ein Wesen waltet in seiner Vorsehung über Alles, denn überall herrscht Harmonie und Ordnung, wie wir dies an unserem Planeten in seinem jährlichen Kreislauf bemerken; die Welt, das Jahr und die Lebenskraft der Einzelwesen sind somit die bewährten Zeugen der Gotteinheit.

Der Sohar, das Buch des Glanzes, ist die Sonne der Kabbala. Es verbreitet Leben, Licht und Wärme in die kabbalistische Literatur. Mit den leuchtenden Strahlen phantasiereicher Ideen werden philosophische Probleme gelöst, und der Mysticismus, welcher im Szefer Jecira angedeutet wird, erhält eine wissenschaftliche Bedeutung. Die erhabenen Ideen über das Wesen der Gottheit und des Menschen Seele werden Edelsteinen gleich in goldenen Allegorien gefasst und in echt orientalischer Weise mit farbenreichen Bildern geschmückt. Die originellste aber gleichzeitig die grossartigste Theorie des Sohar ist dessen Emanationslehre. Gott ist, wie wir oben gesehen haben, das absolute Wesen, der Uranfang alles Seins. Die Welt als materieller Körper ist begrenzt im Raume und in der Zeit. Es gibt einen Moment, als die Welt noch nicht war, und einen Raum, wo sie nicht dasteht. Gott aber ist unendlich im Raume und in der Zeit. Es gibt keinen Raum, also auch den nicht der Welt, welcher in der Gottheit sich nicht befände und keine Zeit, in welcher er nicht existirte. Da ferner der Sohar dem Grundsatze huldigt: «ex nihilo nihil fit» aus nichts kann nichts entstehen, was aber ist, kann nie und nimmer aufhören zu sein, so muss folgerichtig die Welt aus einem Urwesen ausser ihrer selbt, also aus Gott emanirt sein. Die Prämisse ist ein nicht wegzuleugnendes Axiom; auch die Conclusion, die Emanationslehre muss von der vorurteilsfreien Denkkraft unseres Geistes anerkannt werden. Diese Lehre ist die Perle des Mysticismus, die mit grosser Mühe und Geistesgegenwart aus der Meerestiefe der Metafer ans Sonnenlicht gefördert worden. Die Perle jedoch ist echt und ihr Wert unschätzbar. Betrachten wir dieselbe wie der Sohar sie uns bietet.

«Wem wollet ihr mich vergleichen in Wirklichkeit», ruft der Prophet Jesaias im Namen Gottes aus. Daran anknüpfend schreibt der Sohar: «Gott, bevor er in der Welt eine Gestalt erschuf, oder auch nur ein Bild entwarf, war einzig und allein, ohne Bild und Gestalt. Wer sich daher von Gott eine

Vorstellung machen will, wie er vor der Schöpfung war als er noch in keiner Verbindung mit irgend welcher Gestalt stand, darf kein Gleichniss oder Bild von ihm entwerfen, sei es auch nur der Buchstabe י oder ה oder irgend welch anderer Buchstabe von Gottesnamen oder gar nur ein mathematischer Punkt. Darauf beziehen sich die Worte der Schrift. «Wahrlich ihr habet keine Gestalt gesehen» (Deut. II. 18.), ihr habet nämlich nichts gesehen, was ihr unter einem Bilde, oder einer Gestalt darstellen könnt. Nachdem er aber die Gestalt des Wagens (die Natur) des himmlischen Menschen (Gottes) erschaffen hatte, liess er sich damit herab und wurde nach dieser Gestalt genannt Jehova — absolutes Wesen alles Seins und Werdens. — In dieser Gestalt wollte er gekannt sein, ferner so, dass man ihn nach seinen Potenzen und zwar nach jeder besonders erkenne und er liess sich Gott der Gnade, der Gerechtigkeit, allmächtiger Gott Cebaoth (der Potenzen) nennen. Er wollte, dass man seine Eigenschaften kenne, dass man wisse, wie die Welt mit Güte und Gerechtigkeit je nach der Menschen Taten geführt werde. Wahrlich wäre sein Licht nicht über alle Geschöpfe ausgestrahlet, wie könnten wir ihn erkennen, wie könnte in Erfüllung gehen das Wort der heiligen Schrift «Die Welt ist von seiner Herrlichkeit erfüllet». (Jes. 6.).

Wehe dem, der ihm irgend welche Attribute beilegt, und wären es auch solche, die anscheinend die Gottheit bezeichnen, geschweige denn solche, die menschlichen Wesen entnommen sind, solchen, die dem Staube entstanden sind und der Verwesung anheimfallen. Man muss ihn vielmehr in seiner unendlichen Macht auffassen, erhaben über jedes Attribut endlicher Wesen. Wenn man ihn nun aller Attribute und Figürlichkeit entkleidet, so erhält man eine Idee wie vom grenzenlosen Meere, dessen Gewässer formlos sind. Verbreiten sie sich aber über einem Gefässe, wie das Meereswasser auf begrenztem festen Boden, so entsteht ein Bild. Wir können nunmehr folgende Gleichung aufstellen. Das Meer in seinem Ursprunge ist Eins. Daraus sprudelt sodann das Meerwasser in Strahlen hervor, etwa wie aus dem Punkte der Bogen im Buchstaben י. Mithin wäre die Quelle Eins und der Strahl Zweites. Dann bildete sich ein grosser Wasserbehälter, in welchen die Wasserstrahlen sich verbreiten, dieser wird Meer genannt und ist das Dritte. Dieses unermessliche Gefäss verzweigt sich in sieben Bäche, in Gefässe nämlich nach Art der Canäle und das Meerwasser verbreitet sich solcher Art in sieben Hauptströmen. Die Quelle, der Wasserstrahl, das Meer und die sieben Ströme sind in ihrer Gesammtheit zehn. Wenn jedoch der, welcher die Gefässe gemacht, sie wieder zerbricht, so kehrt das Wasser zur Quelle zurück und die Trümmer der Gefässe bleiben ausgetrocknet ohne Wasser. (Gott, der die Welt hervorgebracht, kann sie wieder vernichten.) Auf diese Weise hat die Ursache aller Ursachen die zehn Szefiroth geschaffen (das Wort Szefira bedeutet im Hebräischen Zahl und im Griechischen nach dem Wort σφαῖρα Kategorie). Er nannte die Krone (den Geist) Quelle, da diese

im Hervorsprudeln der Lichtstrahlen unerschöpflich ist, und daher kömmt auch der Name des Unendlichen (denn der Geist ist in seinem Wesen unendlich). Sie hat wie das Unendliche im Allgemeinen weder Form noch Gestalt, Da gibt es weder ein Mittel sie zu erfassen, noch eine Weise sie zu erkennen, darum heisst es auch: «Denke nicht über das, was vor dir verborgen ist» (Ben Sira 32).

Jetzt machte er ein Gefäss, das so geformt wie der Buchstabe י ist, dieses ward von seinem Geiste erfüllt, er bezeichnete es als Quelle der Weisheit, nach der die Ursache aller Ursachen «den Weisen» sich nannte und das Medium nannte er Weisheit. Sodann liess er ein grosses Gefäss dem Meere gleich entstehen und bestimmte damit die Intelligenz, die Erkenntniss und sich legt er deshalb den Namen bei der Intelligente, der Verständige. Wahrlich er ist weise durch sich selbst und intelligent ebenfalls durch sich selbst, denn die Weisheit erhält den Namen nicht ihrethalber, sondern sie entlehnt ihn von der Intelligenz, wodurch sie zum Ausdrucke gelangt. Ohne Erkenntniss versieget die Weisheit nach den Worten der heiligen Schrift. Die Wasser sind aus dem Meere verschwunden und der Strom vertrocknet.

Endlich teilt sich der See sieben Strömen mit durch sieben wertvolle Gefässe, die man nennen kann: Grösse, Stärke, Schönheit, Triumph, Majestät, Grund, Reich. Er selbst, die Ursache aller Ursachen wird deshalb genannt der Grosse und Gnädige, der unendlich Starke, die Zierde der Schönheit, der Herr der Triumphe der durch die Besiegung alles Widerstrebens alles vereinigt und beherrscht, ferner der Majestätische, ihm wird der Name, die Majestät unseres Schöpfers beigelegt. Durch den Grund erhält er auch die Bezeichnung der Gerechte, denn die Basis der Welt sind die unabänderlichen Naturgesetze. Endlich ist das Universum sein Reich und er ist der König des Weltalls. . . . . Die zehn Szefiroth können gleichgestellt werden den zehn Worten, mit welchen die Welt erschaffen worden ist. (Sohar II. 42, 43.)

Die Szefiroth in ihrer Gesammtheit repräsentiren die Welt der Emanation nach den Manifestationen der Gottheit. Da aber die Szefiroth Gottes Tätigkeit in der Natur zum Ausdrucke bringen und so das Medium sind zur Erkenntniss seiner Allgegenwart, so bezeichnet der Sohar sie als die Gestalt, welche Gott annahm, als er von seinem absoluten Wesen heraus die Welt emanirte. Gott und die Welt sind Eins, diese Vereinigung wird durch des Menschen Bild veranschaulicht und demnach wurden die Szefiroth als die Organe der unendlichen göttlichen Tätigkeit in der Natur durch Organe und Teile des menschlichen Körpers symbolisirt. Die Anhänger der practischen Kabbala gingen noch weiter, sie haben die Szefiroth mit gewissen Gottesnamen identificirt und schrieben letzteren die Kraft zu Krankheiten des menschlichen Körpers zu heilen an Organen und Gliedern, durch welche die Szefiroth ausgedrückt werden, was freilich von der wissenschaftlichen Kab-

bala negirt wird. Ja wohl, in der Gestalt des Menschen, schreibt der Sohar, ist die Gestalt der himmlischen und irdischen Elemente vereinigt (Sohar III. 141.). Durch die Gestalt des Menschen wird veranschaulicht die Vollkommenheit, die Harmonie und das wahre Wesen des Weltalls. (Sohar III. 144.) ונהאי תקונא דאדם אתחזי שלימותא מהימנותא דכלא Die Szefiroth repräsentiren Gottes Majestät und Grösse. Sie offenbaren sich uns von drei Gesichtspunkten und werden demnach in drei Dreiheiten geteilt, welche in der zehnten Szefira ihren Gesammtausdruck finden. Die erste Dreiheit repräsentirt die Welt der Gedanken עולם מושכל das Reich der Ideen oder vielmehr des Geistes עולם רוחני. Hier wird der Mensch mit staunenden Blicken gewahr, dass das absolute Wesen die Quelle der Weisheit und Intelligenz ist, aus denen die Wissenschaften und die Kenntnisse resultiren. Die allgemeine Intelligenz mit dem Wissen, der Gedanke mit der Idee und dem Gedachten ist bei Gott und in Gott identisch. Ihr Centrum ist der Geist, die Krone der Szefiroth, die Quelle aller göttlichen Potenzen. Die Krone ist die erhabenste Szefira, lehrt der Sohar, durch sie werden alle übrigen Potenzen gekrönt, ja wohl alle himmlischen Lichter entzünden sich an ihr, sie ist das unverfälschliche, unbegreifliche, ursprüngliche Licht der Emanation . . . . Die himmlische Krone ist die Ursache aller Ursachen, der Anfang aller Anfänge . . . . Der Alte, der Heilige wird durch sie repräsentirt und doch ist er unbegreiflich in seiner Einheit. Er ist Eins, ja das *All ist Eins*. Es sind mithin alle übrigen Lichter (Potenzen) in einander verschlungen, in Einem verherrlicht und bilden eine Einheit. (Sohar III. 288 b.). Am Kabbalabaum wird die Krone durch die Stirne (Gehirn) und die Weisheit und Intelligenz durch die beiden Schläfen ausgedrückt.

Die drei folgenden Szefiroth sind idealer Natur und veranschaulichen in ihrer Gesammtheit die sittliche Welt, die Welt der Gefühle עולם מורגש, oder vielmehr עולם המדות. Sie stellen Gott in seiner Weltordnung als die Identität der Güte und Gerechtigkeit dar, aus deren Verbindung die Schönheit resultirt. Diese kann daher als die Resultirende der sittlichen und idealen Eigenschaften betrachtet werden, mit einem Worte als das Ideal der Grösse und Stärke Gottes. «Aus der göttlichen Intelligenz, welche an und für sich die vollkommenste Manifestation repräsentirt», schreibt der Sohar, «sind zwei einander entgegengesetzte und in ihrer Vereinigung eine Einheit bildende Grundlagen entsprungen, eine männliche und eine weibliche» (männliche und weibliche sind nach der Kabbala zwei heterogene aber doch mit einander sich verbindende Potenzen, die überall gegenwärtig sind und in ihrer Vereinigung die Welt beleben und erhalten). Die Gnade oder auch die Barmherzigkeit ist die Eine und die Gerechtigkeit die Zweite». In der Gnade manifestirt sich Gottes Grösse und in der Gerechtigkeit seine Stärke, beide zusammen sind die Elemente seiner Tätigkeit, die Expansions- und Concentrationskraft der Welt und werden durch die beiden Arme dargestellt. Die Rechte

erteilt Leben (Individualität und Liebe) und die Linke Tod (das Aufgehen des Individiums in das All) und Stärke (Sohar III. 296.) Wahrlich in der Natur gibt es keine Vernichtung. Die Auflösung des einen lebenden Organismus hat neue Gruppirungen zur Folge. Aus den aufgelösten Teilen schöpfen andere Organe ihre Kräfte und mit verjüngter Kraft bilden sich neue Producte. Die Erde wird mit verfaulten und in Verwesung begriffenen Substanzen gedüngt und dadurch erblüht sie in neuer Pracht und Schönheit. Der Tod ist die Quelle eines neuen Lebens. Ohne Tod gäbe es keine Verjüngung in der Natur. So ist die Gerechtigkeit mit der Barmherzigkeit verbunden, lehrt der Sohar, Eines kann ohne das Andere nicht bestehen. Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Gnade. (III. 141. b.)

Aus der Vereinigung beider resultirt die Schönheit in der ewigen Verjüngung der Natur. Fürwahr die Schönheit ist eine Harmonie der Güte und Gerechtigkeit. Sie hat ihren Ursprung in der innersten Herzkammer (und wird daher in der Kabbala durch das Herz veranschaulicht). Sie ist gleichsam der Mittelpunkt des Weltorganismus (Sohar III. 141.) Die drei folgenden Szefiroth endlich sind dynamischer Natur ספרות הפעולה. Sie bilden in ihrer Gesammtheit die Welt der Natur עולם המוטנע. «Die Natur, die Königin der Schöpfung wird wahrlich nur befruchtet», schreibt der Sohar, «durch die Vereinigung dieser drei Szefiroth, welche Triumph, Majestät und Grund benannt werden. (Sohar III. 213. b.) Majestät und Triumph sind die Potenzen, von welchen alle Kräfte der Natur ausgehen. Die Figurabilität, das Wachstum und der Organismus aller Dinge entwickelt sich aus ihnen. Deshalb werden sie Cebaoth-Heerscharen genannt, denn alle himmlischen und irdischen Scharen stammen aus ihnen. Sie werden symbolisirt durch die zwei Schenkel, zwischen denen die Nieren (Absonderungsorgane des Unbrauchbaren) und die Befruchtungsorgane liegen. Aus ihrer Vereinigung resultirt die alles belebende Natur, der Grund יסוד des Weltalls. Ihr Symbol ist das Zeugungsorgan. Der Grund ist die unversiegbare Quelle der Natur, von welcher alle Dinge ausgehen und zu welcher sie zurückkehren so wie der ewig unveränderliche Lebensprocess es erheischt. Wahrlich alle Dinge der Welt kehren zum Ursprunge, zur Wurzel, zum Grunde zurück, von welchen sie ausgegangen sind (Sohar II. 213) Deshalb wird der Grund «Gott der Heerschaaren» genannt ובג' כ ה' צבאות אקרי יסוד (Sohar III. 296). Mit den Worten Spinoza's «Deus sive Natura». In der Naturwelt manifestirt sich Gottes Majestät und Triumph in der natura naturatus und natura naturans, welche trotz der heterogenen Strömungen der Elemente in ihrem Endresultate harmoniren und die Natur, die Grundquelle alles Seins bilden.

In den drei Dreiheiten der Szefiroth bilden die Krone, die Schönheit und der Grund durch ihre symbolische Form, Gehirn, Herz, Zeugungsorgan die Säule der Mitte עמודא דאמצעיתא. Sie repräsentiren das Denken, das Ideal und das Leben, oder auch den Geist, das Herz und die Kraft; die Ver-

edlung des geistigen und materiellen Lebens durch die Schönheit. Diese ist der Mittelpunkt Aller, das Herz der Szefiroth und des Weltorganismus. Ohne Schönheit gibts kein Leben in der Natur, erstarren alle Dinge in ihren Elementen zu Mumien. Ohne Schönheit besteht alles Denken und Handeln ohne Ideal und bleibet ziel- und gehaltlos. In der Sittenreinheit und Menschenliebe erblicken wir den Adel des Herzens, die Schönheit der Seele. Die Schönheit ist, wie wir oben gesehen haben, der Mittelpunkt aller göttlichen Manifestationen, der Ausfluss seiner höchsten Güte, das Herz in der Welt der Emanation, das Ideal der göttlichen Allmacht. Ja wohl, die Schönheit ist die Gottheit selbst תפארת הוא אלהים ruft der Sohar (III. 296. a) in seiner hyperbolischen Sprache aus. Sie verleihet Leben und Reiz allen Dingen dieser Welt, sie ist die Seele der Natur. Schliesslich ergeben die Szefiroth in ihrer Totalität das Reich Gottes in der Natur und führen uns durch ihr harmonisches Zusammenwirken zur zehnten Szefira, die durch das Wort מלכות Reich oder auch Weltregierung ausgedrückt wird, indem sie uns die allwaltende Vorsehung repräsentirt. Sie wird in der Kabbala auch mit dem Worte Schechina, welches eben die allwaltende Vorsehung bedeutet, veranschaulicht.

Die Szefiroth sind demnach, die Potenzen durch welche Gott das aus ihm emanirte Weltall nach dem Ideale seiner ewig unübertrefflichen Intelligenz mit seiner allwaltenden Vorsehung leitet und regiert. «Alle Einzelheiten der göttlichen Manifestationen», schreibt der Sohar, «haben die Bestimmung, dass Gottes Herrlichkeit — Schechinain — derWelt residire» (Sohar II. 245. a). Geheimnissvoll sind die Ursachen alles Seins hienieden, sie alle werden durch die Szefiroth repräsentirt. Die Szefiroth bilden das Medium zwischen Gott und der Welt. (Sohar I. 23. a).

Julius Samuel Spiegler.

DIE MADONNA BÁTHORY IM NATIONAL-MUSEUM.

Im VII-ten Sale der Antiquitäten-Abteilung des National-Museums wird unsere Aufmerksamkeit durch ein Relief angezogen, dessen Entstehung, laut der Aufschrift, in das Jahr 1526 fällt, also in das Jahr jenes trauervollen Ereignisses, von welchem die lange und traurige Epoche des Niederganges der ungarischen Cultur gerechnet zu werden pflegt. — Wir wissen nicht, wer dieses Relief gemacht, noch ob es das Werk eines heimischen oder eines italienischen Künstlers ist? Auch ist uns dessen specielle Verwendung unbekannt, so wie auch das Schicksal des Werkes selbst im Laufe der auf die Mohácser Katastrophe folgenden Jahrhunderte unbekannt geblieben ist. Wie ist das Werk wohl der Zerstörung entgangen, welcher so viele unserer Kunstschätze zum Opfer gefallen? All diese Fragen, welche nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein allgemein geschichtliches

Interesse haben dürften, vermögen wir nicht zu beantworten. Wir wissen nur soviel, dass es unmittelbar aus Waitzen in die Antiquitäten-Abteilung des National-Museums gelangt ist. — Das aber bezeugt dieses Denkmal unwiderlegbar, dass die künstlerische Tätigkeit in unserem Vaterlande mit der glanzvollen Regierung des Königs Mathias nicht aufgehört, vielmehr sich weiter entfaltet hat. Es fanden sich Vornehme, die den Künstlern Beschäftigung gaben, und solcherweise eine Grundlage schufen, auf welcher eine Möglichkeit der Entwicklung der Künste in Ungarn gegeben gewesen wäre, hätte die inzwischen erfolgte Türken-Eroberung diese Basis nicht zerstört.

Soviel lehrt uns die Aufschrift des Reliefs, bezüglich alles Uebrigen sind wir auf blosses Erraten angewiesen.

Unser Relief ist aus Kehlheimer Stein, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind in halber Lebensgrösse darstellend, ober ihrem Haupte halten zwei schwebende Engel eine Krone. Den Rahmen der Platte bildet (wie dies unser, auf zinkographischem Wege hergestelltes Bild zeigt) ein Astralagos im Renaissance-Style. Der untere Teil des Rahmens ist, wie auf zahlreichen Reliefs der Renaissance, so z. B. auf den Brustbildern von Matthias Corvinus und Beatrix, bedeutend breiter und wölbt sich aus der Fläche als ein Kreisschnitt heraus, und trägt die folgende Aufschrift:

ORA·PRO·NOBIS·SANCTA·DEI·GENITRIX·VIRGO·MARIA·PAX·IN·GREDIENTI
B(VS)·EGREGII·HOC·OPVS·FECIT·FIERI·ANDREAS·FILI(VS)
ANDREE·DE·BATHOR.
1·5·2·6·

Soviel ist also unbestritten, dass es der gleichnamige Sohn des Andreas Báthory war, der das Relief verfertigen liess. Laut den in Ivan Nagy's «Ungarischen Familien» Band I. zusammengestellten Stammbaum-Tabellen, gehörte der Besteller des Reliefs zum Zweige Ecsedi der Familie Báthory, weil gegen Ende des XV. und im XVI. Jahrhundert der Name Andreas blos in diesem Zweige, u. z. durch drei Generationen von Vater auf Sohn übergehend, vorkommt.

Des I. Andreas Báthory Leben fällt in eine frühere Epoche, kann sonach hier nicht in Betracht kommen. Das Geburts- und Todesjahr des Andreas Báthory II. ist in unseren Quellen nicht angemerkt; wir wissen nur, dass er Obergespan von Szathmár war und von 1521 Banus von Belgrad: dass er ferner an der Mohácser Schlacht teilgenommen und im darauffolgenden Jahre von Kaiser Ferdinand zum Tavernicus ernannt wurde. — Bonaventura Báthory, gemeiniglich gleichfalls Andreas genannt, Obergespan mehrerer Comitate, Tavernicus, Obercapitain der Heere Kaiser Ferdinands, später Judex Curiae, im Jahre 1552 Vojwode von Siebenbürgen, starb am 4. October 1566 und wurde in der Paulinerkirche zu Tálya beerdigt.


ORA·PRO·NOBIS·SANCTA·DEI·GENITRIX·VIRGO·MARIA·PAX·INGREDIENTI
HOC·OPUS·FECIT·FIERI·ANDREAS·FILIUS·ANDREE·DE·BATHOR

Welcher dieser Letzteren zwei das Relief anfertigen liess, ist schwer zu bestimmen. Wir kommen der Wahrheit vielleicht näher, wenn wir dies Andreas II. zumuten, welcher damals auch an der Schlacht von Mohács teilnahm. Es wäre übrigens völlig zwecklos, uns diesbezüglich auf ein weiteres Erraten einzulassen.

In Ermangelung aufklärender Daten wäre auch ein Versuch müssig, erraten zu wollen, ob das Relief das Werk eines heimischen oder eines fremden Künstlers ist. Wir wollen uns deshalb auch blos auf ein umständlicheres Untersuchen der künstlerischen Eigenschaften des Reliefs beschränken, bezüglich welcher uns das Werk selbst genügend klare Beweise liefert.

Vor Allem sei es constatirt — wovon sich übrigens Jedermann auf den ersten Blick überzeugen kann — dass wir hier nicht das Werk eines Künstlers von erstem Range besitzen, wenn es auch die Aufschrift «egregium opus» nennt. Auch ist die Bemerkung des Cimeliotheca Mus. Nat: «magis ad græcæ quam latinæ ecclesiæ usum» eine ungerechtfertigte, da ja das Relief, weder was die Auffassung noch was die Ausführung anlangt, einen Byzantinischen Character zeigt, ja das Jesuskind hält sogar den Daumen der erhobenen Rechten frei, erteilt also den Segen nach dem lateinischen Ritus.

Was einigermassen an Byzanz erinnert, das ist die Steifheit und Trockenheit der Kleidung; doch der Umstand, dass der Künstler die zur reicheren Gestaltung in der Kleidung sich dargebotene Gelegenheit nicht auszunützen verstand, bezeugt auf der anderen Seite nur das Ebengesagte, dass wir es nämlich hier nicht mit einem Künstler ersten Ranges zu tun haben.

Wenn wir nun schon nicht nachzuweisen vermögen, dass das Relief unter dem Meissel eines Ungars entstand, so wären wir geneigt, dasselbe für das Werk eines mittelmässigen Italieners zu halten. Diese Annahme wäre durch den Gesichtsausdruck im Allgemeinen, durch die gewölbten Augenbrauen, die vollgeöffneten grossen Augen, ferner durch die Bildung des Mundes, sowie durch das jugendlich frische Aussehen des Kindes und der Mutter begründet; auch wäre dieser Annahme durch die anatomisch verfehlte linke Schulter der Mutter, sowie durch die fehlerhaften Proportionen des Kindes nicht widersprochen, da es ja gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, dass es im Anfang des XVI. Jahrhunderts einen italienischen Bildhauer gegeben hätte, der in dieser Beziehung keine Erfahrung besass. — Weniger gelungen ist die Gestaltung des Kinnes der Mutter (was unsere Zeichnung nicht treu genug ersichtlich macht). Indessen steht dieser Annahme die furchtsam-einfache Behandlung der Kleidung sowie des Haares entgegen, weil es sich eben schwer vorstellen lässt, es könne anfangs des XVI. Jahrhunderts ein italienischer Künstler so wenig Gefühl für die durch eine leichtere, reichere Anordnung der Kleidung zu erreichende Wirkung

an den Tag gelegt haben. Jene lange gleichförmige Linie, welche uns der an der linken Seite der Mutter vom Kopfe herabfallende Stoff zeigt, wäre wenigstens schwer mit der italienischen Sculptur des XVI. Jahrhunderts zu vereinbaren. Sodann stellen wir uns nur jenen aussergewöhnlichen Reichtum vor, welchen so die Malerei als die Sculptur bei gleichen Bildern in der Gestaltung der Haarlocken bereits im Laufe des XV. Jahrhunderts entfaltet hat. Dass unser Künstler in der Kunst der Gestaltung nicht gehörig gewandt war, dies beweist — ausser den Locken und der Kleidung — die auffallende Unförmigkeit der linken Hand der Mutter, insbesondere die gerade und harte Linie auf der untern Partie der Hand, welche umso mehr auffällt, als die Modellirung des Körpers des Kindes, sowie des Gesichtes der Mutter eine genügend weiche ist. — Doch von diesen Mängeln abgesehen, bilden die zwei Engel, welche die Krone halten, den schwächsten Teil des Werkes. Diese Figuren sind nämlich geradezu plump und ist auch deren Ausführung eine auffallend rohe.

Es wäre überflüssig zu bemerken, dass das Relief — was die Invention anlangt — kein Originalwerk ist, doch wäre es immerhin gewagt, jenes Werk bestimmen zu wollen, welches zum Vorbilde gedient hat. Unser Relief ist eben ein Mitglied einer sehr zahlreichen Familie. Am nächsten steht dasselbe jenen Reliefs der Madonnen, welche die florentiner Decorativ-Bildhauer, insbesondere Verocchio, im XV. Jahrhundert im Marmor gehauen haben, so wie jenen, welche die Mitglieder der Familie Robbia anfangs des XVI. Jahrhunderts aus emaillirtem gebrannten Thon in grosser Anzahl verfertigt haben.

Unter den mit dem Namen Robbia bezeichneten Reliefwerken gibt es mehrere, u. z.: in Florenz: Via dell' Agnolo, Via della Scala und in der Kunst-Akademie; in der Kathedrale zu Pistoja; im Louvre und im Cluny-Museum in Paris, schliesslich im Kensington-Museum in London. Auf allen diesen wird die halbe Figur der heil. Jungfrau dargestellt, wie dieselbe den vor ihr stehenden Jesus hält, und alle erinnern mehr oder weniger an unser Relief, doch ohne dass dieses eine Copie welches immer der angeführten wäre. Wir bemerken noch, dass das Gesicht der Robbia'schen Madonna eher ein länglich-ovales, das der Báthory'schen hingegen eher ein rundliches ist; dieses steht also in dieser Hinsicht den Verocchioschen Relief-Madonnen näher.

Dr. Julius Pasteiner.

ANAKREON IN UNGARN.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften, bisher auf drei Fach-Sectionen mit sehr ausgedehntem Programm beschränkt, hat am 14. Juni 1883 die schon seit Jahren discutirte Idee einer classisch-philologischen Fach-Commission verwirklicht. Die geistige Tragweite dieser Tatsache kann nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn man die Gefühllosigkeit vieler unserer hiezu ganz eigentlich berufenen Gesellschaftsschichten der classischen Philologie gegenüber in ihrem ganzen Umfange kennt, und wenn man erwägt, dass die Wissenschaft, welche schon so oft den Entwickelungsprocess einer nationalen Cultur mit ihrem Gehalte durchdrang und läuterte, hier in Ungarn trotz der sogenannten classischen Schule unserer Literatur ihre Aufgabe noch lange nicht zu Ende geführt hat. Es gab zwar in Ungarn immer classisch gebildete Laien, oder solche, die sich für Griechen und Römer erwärmten, auch ist ja nunmehr die classische Philologie auf unseren Universitäten würdig vertreten, indess verhält sich das gebildete Publicum noch immer zurückhaltend, kühl, ja gelegentlich auch abstossend gegenüber einer Wissenschaft, für deren Popularisirung man so wenig Sorge getragen und deren Unbeliebtheit durch die zahlreichen Angriffe in- und ausländischer Realisten natürlicher Weise nicht abnahm.

Die classisch-philologische Commission unserer Akademie mit Herrn Anton Zichy an der Spitze, und Hrn. Professor Emil Thewrewk als Referenten hat sich demgemäss eine doppelte Aufgabe gestellt: erstens durch strenge Methode die philologische Wissenschaft als solche dem bedeutendsten ungarischen Culturinstitute einzuverleiben, zweitens aber auch alles aufzubieten, um durch gediegene Uebersetzungen, Monographieen, literarhistorische Werke die Gefahr der zunftmässigen Exclusivität zu verhüten, und in den Stamm des nationalen Lebens den objectiven Gehalt antiker Gedankenwelt behufs weiteren Wachstumes einzuimpfen.

Die Reihe dieser Publicationen wurde mit Thewrewk's Anakreon eröffnet. Es ist dies ein Werk vieljährigen Fleisses und eingehender Liebe, welchem bereits sowohl in Ungarn, als auch im Auslande gerechte Würdigung zu Teil wurde.

Anakreon ist der einzige griechische Lyriker, dessen Dichtung den modernen Geschmack wirklich anheimelt. Ein Pindar, eine Sappho, ein Alcæus sind unserem Denken und Fühlen so gänzlich entrückt, ihre lyrische Stimmung unserem modernen Temperamente so widerstreitend, ihre Ausdrucksweise so wenig individuell, dass wir, gewöhnt an das Typische eines Heine, erst durch langjähriges Hineindenken in antiken Geist die Berechtigung dieser vornehmen Ruhe und dieser blassen Färbung anerkennen.

Der gebildete Laie hingegen wird sich sehr bald enttäuscht zurückziehen und seine volle Sympathie stärker ausgeprägten Gestalten zuwenden.

Doch wie ganz anders der ewig jugendliche Sänger von Teos! Die seichte Moral seiner Dichtung hindert nicht, diese lebensfrischen und lebenslustigen Lieder voll schäumenden Uebermuts, orientalischer Glut und sinniger Kindlichkeit als echte und rechte Gelegenheitspoesie anzuerkennen. Das Silber des Haares und das Gold des Weines, ein kraftloser Körper und ein liebedurchglühtes Herz, ein Greis mit Jugendgefühlen — allerdings des Interessanten genug für uns, die wir nur allzu geneigt sind, jedweden Zwiespalt einer naiven Seelenharmonie vorzuziehen.

Zu Teos in Kleinasien, in der Nähe des heutigen Bodrun ist er geboren im Jahre 572 vor Christus. Von den vier überlieferten Eigennamen seines Vaters ist Skythinos der richtige (S. 8—9). Ob er auch eine Schwester gehabt, muss dahingestellt werden, da in fr. 12*A* die Worte «meine leibliche Schwester» sich nicht nothwendig auf Anakreon beziehen und bei demselben auch andere Personen sprechend eingeführt werden (p. 10). Seine Glanzepoche war in Samos, bei dessen stimmungsvoller Beschreibung der Verfasser, mit Einschaltung Polyæns (I. 23) und Berichtigung des über Caligula Gesagten, Ernst Curtius zu Grunde legt.* Dieser Epoche gehören an die Fragmente über Smerdies, Kleobulos, Bathyllos, Megistes, höchst wahrscheinlich auch fr. 21 über Artemon. Ferner fr. 15, welches mit Hartung auf Anakreon zu beziehen und als Ausdruck seiner Stimmung bei den samischen Ereignissen (vgl. fr. 16) zu verstehen ist. Fr. 11 ist (wie auch fr. 2) durch den Dialect als samisch gekennzeichnet.

Das zweite glänzende Heim Anakreons war Hipparchs Hof, wohin ihn eine ehrenvolle Einladung berief. Hier, wo die Liebe zur Kunst und Wissenschaft auch in höchster Machtsphäre der Anerkennung sicher sein konnte, weilte er, vielleicht längere Zeit hindurch, obwohl wir aus dieser seiner Tätigkeit wenig Sicheres aufweisen können. Das Bruchstück 103 ist gewiss im Auftrage des Echekratidas verfasst, aber für einen längeren Aufenthalt bei den Alenaden nach Verfassers Argumentation kein ausreichender Beweis. Ottfried Müller's chronologische Argumentation ist nicht stichhältig.

Gedichte aus Abdera sind Ep. 100. fr., 130 fr. 55. Auch das Sprichwort «Abdera, die schöne Tochterstadt der Teier» wird dem Anakreon vindicirt und in die Zeit des Aufenthaltes in Abdera verlegt.

Doch der karg bemessene Raum drängt uns, nicht länger bei diesen schätzbaren Einzelheiten zu verweilen, die jedoch sämmtlich das Ergebniss eingehender Forschungen sind, und als Detailuntersuchungen für muster-

* Die Frage Bergk's, ob der von Himerius V, 3 erwähnte Xanthippos nicht etwa der Sohn des Polykrates ist, wird entschieden verneint. Himerius nennt ihn den grossen, was nur auf den Vater des Perikles passen kann.

haft gelten können. Bei dem spärlichen Stande der biographischen Ueberreste ist es dem Verfasser gelungen, vieles bisher Unverständliche, weil isolirt Dastehende, mittelst anderweitig erforschter Nachrichten ins gehörige Licht zu stellen, das Positive und Unantastbare von dem Zweifelhaften zu scheiden, und dadurch auch für fernere Untersuchungen eine feste Basis zu gewinnen.

In dem Abschnitte «Die Werke des Anakreon» werden vorerst die vier Arten der Anakreontischen Dichtung besprochen, weiterhin aber die Geschichte der Fragmenten-Sammlung entwickelt. Hier finden wir auch alle jene Fragmente mitgeteilt, welche von dem einen oder andern Herausgeber fälschlich dem Anakreon zugeschrieben werden. Die aus Scaliger genommenen haben Scaliger selbst zum Verfasser.

Das Capitel über die Anakreonteen enthält die Geschichte des Cod. Pal., die Beschreibung der Ed. princeps, die von Spaletti, die Bekanntmachung der photographischen Ausgabe der Pariser Handschrift. Die dem Verfasser zugekommene Nachricht von den in Russland sich befindenden Handschriften, sowie auch die Angabe der Valguarnera'schen Anakreon-Ausgabe über zwei Handschriften in Palermo, hat sich bisher nicht bestätigt.

Nach der Geschichte der Anakreontischen Frage werden die Beweisgründe für die Unechtheit sämmtlicher Anakreonteen aufgeführt. Dass auch Nr. 3 unecht ist, setzt der Verfasser ausser Zweifel. Denn ausser den allgemeinen Gründen, die gegen die ganze Sammlung sprechen, ist entscheidend 1. der Halbiambos (κατὰ στίχον), 2. der von den Nachahmern bevorzugte Bathyllos, 3. die in eine spätere Zeit passende Erwähnung der Toreutik. 4. Der Dialect. Das α von καλός ist bei Anakreon immer lang, hier hingegen kurz. Die Arbeiten von Hanssen, Flach und Panagiotis Tzénos haben erst nachträglich während des Druckes verwertet werden können.

In dem Capitel über Anakreon als Musiker wird von den Tonarten, den Instrumenten und den Rhythmus-Versmaassen des Anakreon gehandelt. Dass die Melodien der in ionischen Versmaassen geschriebenen Gedichte in phrygischer Tonart componirt waren, beweist Anakreonteor. 50, ein Argument, welches Bergk erst nachträglich bemerkt hat. Was Rich von der Form des Barbitos vermutet, ist falsch. Wer die Form desselben bestimmen will, muss, da dies Instrument characteristisch für Anakreon ist, nach des Verfassers Methode von den alten Anakreonbildnissen, der Borghesischen Statue und der Teischen Münze aus der Zeit des Prætors Tiberius Pepon ausgehen

Bei der Andeutung des Einflusses der Anakreontischen Poesie auf die Griechen und Römer, wird unter anderem auch erwähnt, dass das travestirende Verfahren der Kirchenväter sich auch in der neuern Zeit wiederholt. Unter den christlichen Umdichtungen gibt es nicht nur einen katholischen, sondern auch einen protestantischen Anakreon.

In dem überaus reichhaltigen Abschnitte über den Einfluss auf die

neue Literatur ist es interessant zu hören, dass in Russland die Anakreonteen schon im XVII. Jahrhunderte bekannt waren. In einem damals nach dem Buche Judith verfassten Kirchenspiel werden Nachahmungen von Anakreonteor. 7 und 54 gesungen. Nr. 24 ist auch ins Hebräische übersetzt. Während die Uebersetzungen und Nachahmungen der westlichen grossen Nationen weithin sich verbreiten, während das Französische und Spanische sogar mundartliche Uebersetzungen aufweist, während der Deutsche sich sogar im Capland mit seinem Anakreon beschäftigt (dort in Graaf-Reinet am Zondagsflusse entstand die in Berlin 1877 erschienene Uebersetzung von Alsberg), während das mercantile Amerika seinen Tribut der Bewunderung mit einer eigenen Uebersetzung dem ionischen Dichter abstattet, suchen wir bei den Türken, Arabern, Persern und den übrigen östlichen Völkern, wie vieles Andere, so auch eine Uebersetzung oder Nachahmung des Anakreon vergebens. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Syrer, Araber, Armenier und Perser sich lebhaft mit der griechischen Literatur, namentlich mit der griech. Philosophie und medicinischen Wissenschaft befassten; auf die griechischen Dichter aber — mit Ausnahme Homers — haben sie auch damals nicht ihre Aufmerksamkeit gelenkt.

Sehr lehrreich ist das Capitel: «Einfluss auf die Künste.» Alle auf Anakreon oder auf die Anakreonteen Bezug habenden Statuen, Gemälde, Zeichnungen und musikalischen Compositionen der verschiedenen Meister werden hier angeführt. Interessant ist die lange Reihe der Anakreon-Opern. Die erste von Sartorio aus dem Jahre 1678: »Anacreonte tiranno», welchen Titel Thewrewk mit Recht bezweifelt, und dazusetzt: «Vielleicht: Anacreonte e Policrate tiranno».

Es mag vielleicht für den geneigten Leser dieser Blätter nicht uninteressant sein, wenn ich das nächstfolgende Capitel «Anakreon in der ungarischen Literatur» eingehender behandle. Der in Deutschland seinerzeit so weit verbreitete Anakreon-Cultus hat seinen Einfluss auch in Ungarn geltend gemacht. Der erste Anakreon-Uebersetzer war Josef Rájnis, dessen Uebertragungen zweier Lieder (22 und 23) im Jahre 1781 erschienen. Der erste, welcher den ganzen Anakreon ins Ungarische übersetzte, war Anton Zechenter (Prag, 1785). Die Uebersetzung wird aber schon von den Zeitgenossen für «charakterlos» gehalten, und hat ausser dem Verdienste der Bahnbrechung nicht viel für sich. — Viel glücklicher war der Regenerator des ungarischen literarischen Geschmackes, Franz von Kazinczy, welcher 12 Anakreontika übertrug. Ferner sind hier zu erwähnen Graf Gedeon Ráday sen. (5), Dr. Johann Földi (3), Stephan Sándor (4), Gabriel Dayka (5), Nikolaus Révai (dessen Uebersetzungen im Drucke nicht erschienen sind). Die zweite vollständige Uebersetzung (mit Nachahmungen als Anhang) ist die ebenfalls nicht besonders gelungene von Gregor Édes (1803). Folgt Michael Csokonai, nicht als Uebersetzer, sondern als wahrhaft bedeutender Nachahmer. Seine im ana-

kreontischen Versmaasse geschriebenen Lieder sind im echten Geiste und bezauberndem Dufte des Originals gehalten, — ein Beweis, dass sich ihr Verfasser in seinen Anakreon gänzlich hineingelebt hat. Eben derselbe war es auch, der in Ungarn zuerst über Anakreon schrieb. Folgen Josef Fabchich (den ganzen Anakreon, aber auch geschmacklos), Isidor Guzmics (dessen Uebertragungen verloren gingen), Graf Josef Dessewfy (4), Josef Szász (Paraphrast), Alois Szentmiklósy (1), Johann Zeyk (Nachahmer), Karl Taubner und Peter Vajda (ganz in Prosa und Versen), Carl Szabó (10) u. s. w. Unter den zahlreichen Nachahmern verdient aber Ladislaus Tóth von Ungvárnémet unsere besondere Aufmerksamkeit. Derselbe hat Anakreon nicht nur in ungarischer, sondern auch in griechischer Sprache nachgeahmt. Seine in Pest 1818 erschienenen griechischen Gedichte haben seiner Zeit auch in Deutschland Anerkennung gefunden.

Unter den in Ungarn erschienenen Abhandlungen ist das in deutscher Sprache verfasste Büchlein von Dankovszky als Curiosum besonders zu erwähnen. Den Inhalt besagt folgender Titel: Anakreon der fröhliche Grieche sang vor 2370 Jahren griechisch-slawisch, oder Anakreons Oden griechisch und slawisch gleichlautend und gleichbedeutend; auch den der griechischen und slawischen Sprache Unkundigen verständlich gemacht, mit Berücksichtigung der deutschen, französischen, italienischen, lateinischen, ungarischen und walachischen Sprache von Gregor Dankowsky, Professor der griechischen Sprache an der königl. Akademie zu Pressburg. Erste Ode. Pressburg, 1847. Gedruckt bei Franz Edlen von Schmid et J. J. Busch. Verlag von J. Kaliwoda. 16°. 56 Seiten. — Das Verfahren mögen folgende Zeilen illustriren:

Ṫelo legjen Atrjedas
ṫelo de kadmon aidjen;
to barbiton de chordais
Eroota munon jechje;
jembjebsa neyra proojen etc.

So wird der griechische Text gelesen und folgendermassen übersetzt:

Ṫelu leganje Atrjedatse
ṫelu de Kadma gaidjenje;
to barbiton de kordamis
Jehroota samunon jekje;
jemjembsam pneyra prvojen etc.

Die Aussprache des griechischen Textes ist slawisch präparirt und die slawische Uebersetzung so gestaltet, dass eine lautliche Uebereinstimmung erzielt wird!

Der Thewrewk'sche Text entspricht zwar im Ganzen und Grossen dem Bergk'schen (in Poet. lyr. Græci ed. IV.), weist aber doch eine ganze Reihe von interessanten Emendationen auf. Bei der Textesrecension der Ana-

kreonteen ist die photographische Ausgabe der Handschrift benützt worden, und wird auf Grund dessen die Ueberlieferung an vielen Stellen in Schutz genommen. *

Auch die Anmerkungen, welche dem Texte und der Uebersetzung folgen, enthalten so viel des Neuen und Originellen, bezeugen so viel Verständniss und Beherrschung des ziemlich beträchtlichen Stoffes, dass wir hier ganz besonders auf das Verdienst der Thewrewk'schen Arbeit hinweisen müssen. — Als Exeget und Commentator ist Thewrewk recht eigentlich in seinem Fahrwasser. Seine klare Logik, sein Eindringen in den Geist der alten Sprachen, sein eminenter Geschmack und sein angebornes Sprachgefühl in Verbindung mit seltener Congenialität für die Griechen eignen ihn vortrefflich zur Erklärung der schwierigsten Einzelstellen. So hat er auch hier eine wertvolle Mosaikarbeit verfertigt, deren zahlreiche Sonderstücke hier aufzuzählen unmöglich wäre.

Für uns Ungarn jedoch ist die Uebersetzung, die erste musterhafte Uebersetzung Anakreons in ungarischer Sprache, hauptsächlich wichtig und wertvoll. Getreu und doch nicht ans Wort gebunden, scheint des Uersetzers Fahrzeug an den gefährlichsten Klippen griechischer und speciell anakreontischer Denkungsweise spielend hinzugleiten; in echt ungarischer Sprache des Dichters ureigenen Geist wiedergebend. schmeicheln sich diese unga-

* Emendationen in den Fragmenten fr. 1, 5: δίνησιν statt: δίνησι; 4, 2: κλύεις statt: κοεῖς; 9, 1—2: Τί μὴ πέτεαι σηράγγων statt Τί λίην πέτεαι συρίγγων; 13 A nach Hartung; 31 αἰχμήν st. αἰχμάν; 33 Πειθώ st. πειθώ; 45 μελῶν λόγων θ' st. νέοι λόγων; 64: Χθόνιον δέ μ' αὖτ ὄνειρον st. χθόνιον δ' ἐμαυτὸν ἦρεν. 70 μεναίχμαν Druckfehler statt μεναίχμην; 80 κὰδ δὲ st. καδδὲ; 104 ist nach der attischen Inschrift gegeben; 107 Ῥυσαμένη u. θυστηχέος statt Ῥυσαμένα u. δυσαχέος; 108, 1—2 ἡ δέ und δ' ἡ 'ς χορὸν statt ἥ τε u. τ' ἐνσχερὼ (Vgl. Anth. Pal. VI, 208); 112, 1: Τελλίᾳ st. Τελλιδι. — Folgende Fragmente sind wahrscheinlich so zu fassen: 120 τῷ δ' ἔρωτι | τὰ δίκαια καλόν ἐστιν. 121 κατηρεφέες τε τράπεζαι | παντοίων ἀγαθῶν (aus einer Elegie). Fr. 129 ist so gestaltet:

Ὑβριστὴς καὶ ἀτάσθαλος
κοὐκ εἰδώς, τὰ βέλεμν' ἐφ' σὺς
κυκλώσεαι. τόγ' ἀπειλέω,
εἰ μὴ παῖδά μοι αὐτίκα
τιτρώσκῃς, μέλος οὐκέτι
εὐφημῶν σ' ἀνακρούσω.

Beiläufig so mochten nach Verfassers Reconstruction Anakreons Worte gelautet haben, welche Himerius Or. XX. 4. seiner Rede teils als oratio directa, teils als obliqua einverleibt. Da Anakreon nur einen Eros kennt, somit der Plural im Citate dem Sophisten zuzuschreiben ist; da aus dem Anfange des Citats glyboneischer Rhythmus herausklingt; da es ferner mehr als wahrscheinlich ist, dass Himerios die tadelnde Anrede und die Drohung nicht zwei verschiedenen Liedern, sondern Beides einem und demselben Gedichte entnommen, so kann die beispielsweise Reconstruirung des Fragmentes nicht für ungerechtfertigt angesehen werden. — Beispiele aus den Emendationen in den Anakreonteen: 18, 5 παρὰ δ' αὐτῷ ῥοθιάζει. 21, 2 πίνει τὰ δένδρα δ' αὖ γῆν. Unliebsamer Druckfehler: 55, 2 μανεὶς ἀτέχνα statt μανεῖσα τέχνα.

rischen Anakreon-Lieder auch ohne Reimgeklingel dem Ohre ein, begünstigt durch die Fähigkeit der ungarischen Sprache, den Wortaccent mit der Sylbenquantität in harmonischer Fülle vereinigen zu können, — eine Fähigkeit, die wir vor allen modernen Sprachen mit meistem Recht für uns beanspruchen.

Wir wünschen, dass der ungarischen Akademie der Wissenschaften noch recht oft die Gelegenheit geboten würde, unter ihrer Aegide Werke von so umfassendem Wissen und gutem Geschmacke, wie das vorliegende, erscheinen lassen zu können. Dr. Ernst Fináczy.



DIE URGESCHICHTE DER LANGOBARDEN.

I.

Jene monotone, an Bodenerhebungen so arme, doch moorreiche Gegend, welche sich zwischen der Nord- und Ostsee dahinflacht, ist dem antiken Namen nach die cimbrische Halbinsel; sie ist eine Ebene, insoferne dieselbe nicht einmal oder vielmehr höchstens einen fünfhundert Fuss hoch gelegenen Punkt darbietet. Die Ebene an Flüssen gesegnet zu halten, wäre ein Wagniss; denn auch diese wenigen, die Grundfläche durchschneidend, fliessen ruhig in ihren Betten und nur in der Nähe des Meeres überfluten sie die Ufer und bilden Moräste. Und dies charakterisirt noch viel mehr jene Linie, welche sich zwischen den Mündungen des Elbe- und Rheinstromes ausbreitet. Ist ja doch Holland nichts anderes als eine flüssige Scholle, und Dänemark besteht zum sechzehnten Teile aus Wasser — ungerechnet die Busen und Canäle. Naturgemäss sind auch die Luftströmungen dieser Gegend sehr mit Feuchte durchschwängert; ewige Wolkenveste drückt den Horizont und langsam zieht das finstere Gewölke am Firmamente dahin, ballt sich, — und schon schauert vom Himmel kräftiger Regen. Kein Wunder bei diesen fortwährenden Regengüssen, dass dieser Teil Europa's einen grossen Reichtum an Pflanzen aufweist. Schon vor uralten Zeiten grünte hier prachtvoll die Natur, — Zeuge davon jene ungeheueren Wälderstriche, die noch im elften Jahrhunderte diese Gegenden bedeckten.

Wohl auch könnten wir jenes Land glücklich preisen, wäre ihm nicht ein furchtbarer Feind zur Seite gewachsen: das Meer. Schon die alten Sagen singen von jenem Bunde, welchen die Friesen gegen den bösen Ocean geschlossen. Das Meer stürmt hier nicht nur gegen den sich hinschlängelnden Inselkranz, sondern durchbricht auch den Continent und richtet unendlichen Schaden an. Holland liegt zum Teile 24 Fuss unter dem Meeresniveau und nur die ungeheuern Wälle schützen es vor gänz-

lichem Untergang. Jütland's nördlicher Teil wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts mit solch' furchtbarer Gewalt durchbrochen, dass der Lymfjord-Busen mit der Nordsee zusammenfloss; seither ist jener Teil eine Insel.

Es ist daher durchaus nicht auffallend, dass in diesen Gegenden die Völker schon in früheren Zeiten fortwährend wanderten. Das Meer, diese furchtbare Macht, stimmte das Gemüt des Ureinwohners nicht nur rauh, sondern sogar grausam, und zwang ihn überdies noch zu fortwährender Wanderung. Hier wurden auch die Cimbern und Teutonen aus ihren Ursitzen gewaltsam verdrängt.[1]

Jenes Volk, dessen Urgeschichte und Wanderung ich darzustellen versuche, lagerte sich zuerst in diesen Gegenden. Die Urheimat der Langobarden war die cimbrische Halbinsel oder genauer der nördliche Teil des heutigen Jütland. Zwar finden sich diesbezüglich keine bestimmten historischen Daten; doch alles weist darauf, dass wir den Ursitz der Langobarden *hier* zu suchen haben.

Die cimbrische Halbinsel nimmt nach dem Zeugnisse des Ptolemæus gleich an der rechten Seite der Elbemündung ihren Anfang,[2] und es scheint sogar, dass ausser Schleswig und Jütland, auch ein Teil von Holstein dazu gehört. Ptolemæus gibt eine Reihe jener germanischen Stämme an, welche diese Halbinsel bewohnten. Die hervorragendsten unter ihnen sind die *Charuden*, deren Name sie schon als starke Kämpfer bezeichnet; (das Wort «charud» hat dieselbe Bedeutung, wie das neuhochdeutsche «hart»). Ariovist liebte sie sehr als Soldner in seinen Heeren. Die *Sachsen* (Saxones) sitzen in Holstein und zeigten damals noch nicht jenen historischen Beruf, welcher sie später in den Vordergrund drängte. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts ist Ptolemæus der erste Schriftsteller des Altertums, welcher den Sachsennamen niederschrieb. Das Wort selbst bedeutet übrigens soviel, als Messer- oder Schwertträger, von dem kurzen Schwerte, das sie führten.[3] Die *Angeln* (Angli) bewohnten damals das östliche Elbeufer und standen im innigen Verkehre mit den *Jüten*. Letztere gaben ihrem Lande den Namen Jütland, wo noch ein für uns sehr wichtiger Stamm wohnte, nämlich die *Wenla*'s oder *Winniles*.

Für die Geschichte der Langobarden ist die älteste Quelle die *Origo gentis Langobardorum*;[4] diese — in der zweiten Hälfte des siebenten

[1] Strabo II. 6. VII. 2. Festus s. v. *Ambrones.* Florus III. 3: cum terras eorum inundasset oceanus, novas sedes toto orbe quaerebant.

[2] Ptolemaeus *Geogr.* II, 11, 2: κιμβρικῆς χερσονήσου. Ἡ μετὰ τὸν Ἄλβιν ἐξοχὴ λβ.

[3] Widukind *Res gest. Saxon.* I. 7: Fuerunt autem et qui hoc facinore nomen illis inditum tradunt. Cultelli enim nostra lingua *sahs* dicuntur, ideoque Saxones nuncupatos, quia cultellis tantam multitudinem fudissent.

[4] Waitz: *Scriptores rerum Langobardicarum.* Hannoverae, 1878. S. 1—6. und Pertz: *Monumenta Germ. Historica.* Leg. IV. S. 641—646.

Jahrhunderts verfertigt — ist nichts anderes als eine kurze Niederschrift jener Volkserinnerungen, die seit Alters her unter den Langobarden, von Generation zu Generation, weiterlebten. Diese Hauptquelle beginnt die langobardische Geschichte mit folgenden Worten: «Est insula qui dicitur Scadanan, quod interpretatur excidia, in partibus aquilonis, ubi multæ gentes habitant; inter quos erat gens parva quæ Winnilis vocabatur.» Sie erzählt dann weiters: wie der Name des Volksstammes von Winnilis auf «Langobardi» sich veränderte. Aus dem Worte «Scadanan» bildete Paulus Diaconus, der hervorragendste Geschichtschreiber der Langobarden, Scandinavien,[1] und noch in der Neuzeit haben in Folge dessen die Historiker gemeint, dieser Stamm sei aus Scandinavien gekommen.[2] Der Name Winnilis aber gehörte für Letztere schon in die Sage.

Es ist nicht der einzige Fall in der Geschichte, dass irgend ein Volk seinen alten Namen mit einem neuen vertauscht habe. Auch jener Teil Jütlands, aus welchem der Lymfjord eine Insel schuf, heisst noch heutzutage Wendsyssel (Wends-Insel);[3] ja sogar den Isländern gebührt noch aus alten Zeiten her der Name Vendilskaga oder Vandilsysla. Unter diesem Namen lebt höchstwahrscheinlich das alte Windilis oder Winnilis fort. Diese Annahme wird noch dadurch bekräftigt, dass Jütlands nördlichster Punkt: *Skagen* gleichbedeutend mit «Scadanan» der Origo scheint, indem wir nur den durch den Copisten irrtümlich aufgezeichneten Buchstaben «g» restituiren.[4]

Friedrich Bluhme, der die Urgeschichte der Langobarden bis jetzt mit dem grössten Apparate durchforschte,[5] erklärt: für die Geschichte des Langobardenaufenthaltes in Jütland biete eine wichtige Kunde das »Chro-

[1] Scanzia, Scandinavia bezeichnet zu Anfang des Mittelalters 1. Scandinavien, 2. die Nordseeinseln, 3. Jütland und endlich 4. die deutsche Küste der Nordsee. Wietersheim: *Geschichte der Völkerwanderung*. Umgearbeitet von F. Dahn, Leipzig, 1881. II. S. 337. Anm. b.

[2] Bei Paulus Diaconus (*Historia Langobardorum* bei Waitz a. a. O.) erkennt man eigentlich nicht Scandinavien bei seiner Beschreibung derselben I. 2: non tam in mari est posita, quam marinis fluctibus propter planitiem marginum terras ambientibus circumfusa.

[3] Adam von Bremen: *De situ Daniae*, Leyden 1629. c. 208. erwähnt noch im XI. Jahrhundert (starb um 1076) unter Wendila jenen Teil Jütlands: et prima quidem pars Daniae, quae Jutland dicitur, ab Egdora in boream longitudine protenditur... in eum angulum, qui *Wendila* dicitur, ubi Jutland finem habet.

[4] Dr. Platner in seiner Abhandlung: *Ueber die Art der deutschen Völkerzüge zur Zeit der Wanderung* (S. *Forschungen zur deutschen Geschichte*. XX. B. 1880. S. 174. Anm. 3) neigt sich nicht zur Annahme dieser Combination; jedoch gibt er seine Gründe dafür nicht an.

[5] Bluhme: *Die gens Langobardorum und ihre Herkunft*. I. 1868. Ihre Sprache. II. 1874. S. noch *Monum. Germ.* Leg. IV. S. IX—X.

nicon Gothanum».[1] Und, obwohl diese Chronik nur eine spätere Ueberarbeitung der Origo aus der Zeit 807—810 ist, enthält sie dennoch viel selbständige und wertvolle Daten. Der Passus, auf welchen Bluhme sich beruft,[2] ist folgender: «Vindilicus dicitur amnis ab extremis Galliæ (l. Cimbriæ) finibus; juxta eundem fluvio primis habitatio et proprietas eorum fuit. — Hic supradictus Ligurius (?) fluvius Albiæ fluvii canalis (l. canales) inundans, et nomen (nomine?) finitur.» Seine Meinung lautet dahin: der Lymfjord floss damals zusammen mit den durch zahlreiche Inseln und Halligen gebildeten schmalen Meeresarmen, die sich von den Elbe- und Eidermündungen bis Nordjütland hin erstreckten.

Ein Punkt steht ausser Zweifel und dieser ist: dass die Langobarden in jenes Territorium, wo sie zuerst die Geschichtsforschung antrifft, das ist: an die Elbemündung, eingewandert waren. Alle Traditionen weisen darauf hin. Und es ist selbstverständlich, dass auch wir jene, durch die geographischen Namen vollkommen gerechtfertigte Ansicht, wonach ihr ältestes Vaterland Jütland war, als erwiesen annehmen. Die Ueberlieferungen der Gothen, Heruler und Gepiden, welche ihre Abstammung aus Scandinavien herleiten, scheinen jenes Motiv hervorgerufen zu haben, welchem zuliebe auch die Langobarden ihre Wiege auf jenem Boden entdeckt haben wollten.

II.

Den Germanen charakterisirt im Allgemeinen das wildrollende blaue Auge, rötliches Haar, hohe Gestalt, der nicht zu sättigende Mahlgenuss, welchen er mit Fleisch und Käse zu befriedigen trachtet und nebenbei durch starke geistige Getränke erregt. Kaltblütigkeit lehrt ihn erst in späten Tagen die Liebe, aber um so heiliger ist ihm des Hauses Herd. In Friedenszeiten fliessen die Stunden tatenlos dahin: es ist ein fortwährender Wechsel von Schlaf, Essen und Trinken. Nackt wärmt er sich im süssen Nichtstun tagelang an des Feuers Glut.[3] Als freies Kind der freien Natur stärkt seinen Körper der Geschicke Unzahl und der Witterung rauhe Hand. Er ist nicht allein im Essen unmässig, im Trinken masslos,[4] auch dem Gemüte nach hart; Stahl in den Kämpfen und tollkühn in Gefahren, verachtet er den Tod. Und dies überspannte Streben nach dem Vollgenuss ihrer Handlungen, sei es nun in Tugenden, Untugenden oder Lastern, — machte wenigstens die nördlichen germanischen Völker grausam; auf ihren

[1] Bei Waitz a. a. O.
[2] Bluhme *Die gens langob.* I. 10—11.
[3] Tacitus *Germania* 17: cetera intecti, totos dies juxta focum atque ignem agunt.
[4] Id. 22: diem noctemque continuare potando, nulli probrum.

Kriegszügen folgte ihnen auf der Ferse: Verheerung, Asche und Tod. «Von der Wut der Jüten erlöse uns, oh unser Gott!» — betet eine alte Litanei.

Auch auf die Langobarden kann man all' dies beziehen. Jener römische Schriftsteller, der sie zuerst kannte, bemerkt, dass sie in noch grösserer als germanischer Wildheit leben.[1] Einer ihrer späteren Könige, Alboin, bereitete sich aus dem Schädel des Gepidenkönigs Kunimund einen Trinkpokal, und dennoch nahm er desselben Königs Tochter zur Frau. Zur Zeit, als die Langobarden im Heere des Narses Söldnerdienste leisteten, stieg ihre Zügellosigkeit in solchem Grade, dass sie die Häuser friedlicher Bürger ausplünderten, an dieselben Brand legten und sogar am Altare Schutz suchende zarte Frauen nicht verschonten; und Narses sah sich zuletzt gezwungen, dieselben aus dem Heere zu entlassen.[2] Sind ja übrigens die Edictus der langobardischen Könige übervoll von Strafen auf derlei Schandtaten.

In Bezug der Fauna bemerkt Tacitus, dass Germanien reich an Rindern ist, wenngleich dieselben zum grössten Teile mager sind und auch den Zuchttieren die gehörige Pracht und das mächtige Stirngeweih fehlt.[3] Jedoch ist deren Zahl gross und sie bilden das einzige und nutzreichste Eigentum der Germanen. Jütland ist noch heutzutage bekannt als ein Land, wo auf fetten Triften viel schönes Rind, starke Pferde und Schweine weiden; die Bienenzucht ist ausgebreitet und die Fischerei von europäischem Rufe. Wenn dies auch in alten Zeiten nicht gerade derart war, soviel ist gewiss, dass Jütland immer hinlänglich Rind und Fische zum Lebensunterhalte primitiver Völker geliefert habe. Was war also wohl die Ursache, dass die Langobarden, diese Gegenden verlassend, nach Süden wanderten? — In der deutschen Gelehrtenwelt bildet noch jetzt die Ursache der Wanderung germanischer Völkerschaften den Gegenstand einer lebhaften, strittigen Discussion. Die Einen finden im Andrange der benachbarten Völker (z. B. Slaven) den Grund der Völkerwanderung; die Anderen in Uebervölkerung der sich vermehrenden germanischen Race; endlich gibt es auch Solche, welche glauben und bestimmt behaupten, dass die einzelnen Stämme im Laufe der Zeit die durch sie bewohnten Gründe ausgenützt haben und in Hoffnung besserer Weide weiterzogen.[4]

[1] Vellejus Paterculus II. 106: fracti Langobardi, gens etiam Germana feritate ferocior.

[2] Procopius *De bello Gotthico* IV. 33: καὶ πρῶτα μὲν τῶν οἱ ἑπισπομένων Λαγγοβάρδων ἀλλαξείων τὰς ἀτοπίας (οἵ γε πρὸς τῇ ἄλλῃ ἐς τὴν δίαιταν παρανομίᾳ τάς τε οἰκοδομίας, αἷς ἂν ἐντύχοιεν ἐνεπίμπρασαν καὶ γυναιξὶ ταῖς εἰς τὰ ἱερὰ καταφευγούσαις βιαζόμενοι ἐπλησίαζον.)

[3] Tacitus 5: pecorum fecunda, sed plerumque improcera: ne armentis quidem suus honor, aut gloria frontis: numero gaudent: eaeque solae et gratissimae opes sunt.

[4] S. besonders letztere Ansicht in Felix Dahn's *Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker*. Berlin, 1881. I. B. 76.

Die Langobarden — richtiger noch die Winniler — zwang weder der Druck fremder Völker, noch Uebervölkerung, noch ausgebeutete Triften, Jütland zu verlassen. Isolirt, sozusagen auf sich selbst belassen, leben sie im nördlichen Teile der Halbinsel; auch sind sie nicht ihrer Viele; denn noch am Ende des I. Jahrhunderts nach Chr. sagt von ihnen die Geschichtsschreibung, dass sie durch ihre geringe Anzahl hervorstechen und, wenn auch sehr viele und gar mächtige Völker sie umgeben, sichert sie dennoch nicht Unterwerfung, sondern nur Kampf und Trotz.[1] Sobald fernerhin Jütland so viele nach ihnen kommende Völker mit Nahrung versorgen konnte; sobald Angeln, Sachsen, Jüten, Friesen und später auch Dänen, auf diesem Gebiete sich zu erhalten vermochten: wie wäre es möglich, gerade die Langobarden des Betriebes einer Brandwirtschaft auf dieser Halbinsel zu zeihen?

Der grössten Wahrscheinlichkeit nach trieb die Langobarden das tobende Meer aus Jütland. Als die Cimbern und Teutonen zu Anfang des II. Jahrhunderts vor Chr. (113) in so furchtbaren Massen[2] aus der cimbrischen Halbinsel fortzogen, liessen sie eine Lücke hinter sich, welche nicht lange unausgefüllt bleiben konnte. Was ist natürlicher, als dass die den Norden bewohnenden Stämme — darunter auch die Winniler — diese passenderen und dem Meere nicht so sehr ausgesetzten Gegenden aufgesucht haben?

Und wohl übte auch schon damals auf diese nördlichen germanischen Völker oder, wenn auch nicht auf des Volkes Gesammtheit, so doch wenigstens auf die Abenteuer suchende Jugend, — jener unwiderstehliche Zauber seine Wirkung, welcher sie immer mehr nach Süden, immer näher zu den Grenzen des römischen Reiches hinzog.

An die Küste der Ostsee führten vom Süden her drei uralte Handelsstrassen: die erste, welche schon im IV. Jahrhundert vor Chr. der Massilier Pytheas als Verkehrslinie des Bernsteinhandels kennen lernte,[3] zieht sich aus Gallien über die Elbe hin; die andere, am adriatischen Meere beginnend, führt über die Alpen zur Donau und läuft von deren Ufern weg im Tale der Weichsel aufwärts gegen Norden; und endlich auf der dritten gelangt man von Südosten aus, längs des Dnieper, in die nördlichen Gegenden. Letztere benützten am meisten griechische Händler.[4] Als nun römische Kaufleute Pelze, Häute und Bernstein, weiter Dunen und germanisches Haar, womit sich die vornehmen Römerinnen schmück-

[1] Tacitus 40.: Langobardos paucitas nobilitat: plurimis ac valentissimis nationibus cincti, non per obsequium, sed praeliis et periclitando tuti sunt.

[2] Dahn, *Urgesch.* II. 2.

[3] Zeuss, *Die Deutschen* S. 268.

[4] Arnold, *Deutsche Urzeit.* Gotha, 1879. 233.

ten, in diesen nördlichen Strichen suchten, verkündeten sie sicher den Barbaren des römischen Reiches Grösse und Reichtum. Jene Völker, welche nahe am Limes wohnten, fanden nicht einmal das Römertum so bewundernswert, wie die ferner ab wohnenden.[1] Und daher kommt es, dass die Donau- und Rheinufer-Germanen während der ganzen Völkerwanderung sozusagen ruhig bleiben und auf die germanische Civilisation eminent wohltätig wirkten. Denn während wir dieselben gleichsam in einer Bienenarbeit fortwährender Colonisation und Cultivirung begriffen finden: stürzen die Ostgermanen (Langobarden, Wandalen, Burgunder, Gothen, Heruler, Rugier und Gepiden) gleich Fluten stossweise in das Reich, — verwüstend und alles in Besitz nehmend, was ihnen im Wege steht. Hungrigen Adlern gleich stossen sie herab auf das beutereiche römische Imperium, und der befriedigte Blick auf die kaum errungene Beute erregt in ihnen den Wunsch und die Gier nach ferneren Schätzen.

Die Winniler näherten sich vollends dem Ufer der Elbe. Es scheint, dass sie anfangs an dem rechten Ufer des Stromes sich niederzulassen und gegen Osten auszudehnen versucht haben. Jedoch die benachbarten Wandalen drängten sie allmälig weiter auf des Stromes andere Seite. Ihre Traditionen zeugen von heftigen Kämpfen mit den Wandalen und, obwohl nach jenen Sagen solche Zusammenstösse zu Gunsten der Langobarden sich entschieden hätten, — beweist dennoch die historische Kritik das Gegenteil.[2]

So kamen die Langobarden westlich der Elbe auf das Gebiet des

[1] S. bei Tacitus 29 die Bataver und Mattiaken; von diesen sagt er: ita sede finibusque in sua ripa, mente animoque nobiscum agunt.

[2] Strabo VII. 3. scheint von dieser Sache etwas zu wissen; jedoch spricht er davon sehr oberflächlich, indem er sagt, dass die Hermunduren und Langobarden am rechten Ufer der Elbe wohnten und von hier fliehend (φεύγοντες) hinübergedrängt (ἐκπεπτώκασι) wurden auf das linke Ufer. Seine eigenen Worte lauten: μέγιστον μὲν οὖν τὸ τῶν Σοήβων ἔθνος. διήκει γὰρ ἀπὸ τοῦ Ῥήνου μέχρι τοῦ Ἄλβιος μέρος δέ τι αὐτῶν καὶ πέραν τοῦ Ἄλβιος νέμεται, καθάπερ Ἑρμόνδοροι καὶ Λαγκόβαρδοι νυνὶ δὲ καὶ τελέως εἰς τὴν περαίαν οὗτοί γε ἐκπεπτώκασι φεύγοντες. Hammerstein-Loxten: *Der Bardengau* S. 71. versucht die Wandalen, mit denen die Langobarden gleich nach ihrer Auswanderung in Krieg verwickelt wurden, mit den Wenden zu identificiren. Doch sprechen gegen sein Raisonnement historische Daten. Gregor von Tours, der zwischen 538—594 lebte und sein Werk: *Historia ecclesiastica Francorum* schrieb, ferners Venantius Fortunatus, der zwischen 536—600 seine *Verse* verfasste, geben eine Reihe jener kleinen Völkerschaften an der Elbe an, erwähnen der nördlichen Schwaben, Jüten, Westdänen und ihrer Beziehungen zu den Franken; aber von Wenden ist ihnen noch nichts bekannt. Den ersten Bericht von den Elbeslaven liefert die *Chronik* Fredegar's (welche mit dem J. 641 abbricht). Dieser schreibt c. 48 vom J. 623: anno XL regni Chlotharii homo quidam nomine Samo, natione Francus de pago Sennonago, plures secum negotiantes adscivit, ad exercendum negotium in Sclavos, cognomento Winidos, perrexit.

jetzigen Lüneburger Fürstentums, in die unmittelbare Nachbarschaft der Chauken, Cherusker und Angrivarier, oder in den sogenannten Bardengau, über den wir um so eingehender sprechen müssen, da hier die Geschichtsschreibung zum ersten Male die Langobarden deutlicher erkennt und über sie bestimmtere Daten bietet.

III.

Ueber den Bardengau steht uns eine wahrhaft ausgezeichnete und tiefwissenschaftliche Monographie zur Verfügung, nämlich die Arbeit des hannoveranischen Staatsministers, Freiherrn Hammerstein-Loxten.[1] Der Verfasser zeichnet nicht nur deutlich die Grenzen des Gaues, wie es Niemand vor ihm gelungen ist, sondern zeigt auch glänzend unter anderem die Identität der Langobarden und der im Bardengau wohnhaft gewesenen Barden; begründet den längeren Aufenthalt der Langobarden auf dem Gebiete des Gaues; endlich bietet er eine höchst interessante Vergleichung der Gesetze, Institutionen, Orts- und Personennamen der Langobarden und des Bardengaues selbst.

Des Bardengaues Grenze nach Norden hin bildet die Elbe; nach Süden hin jene Linie, welche wir uns zwischen dem Städtchen Müden und dem Stöckener See oder Teich ziehen; von dem Stöckener See bis zur Mündung des Cateminerbaches in die Elbe eine Linie gezogen, gibt die östliche, — endlich von der Stadt Müden bis zur Quelle der Seve und von da längs des Flusses bis zur Elbe zieht sich die westliche Grenze hin. Die älteste und bedeutendste Stadt des Gaues ist Bardowiek (Bardorum vicus), nicht weit von der Elbe gelegen. Es ist bekannt, dass die gegen die Sachsen geführten Kriegszüge Karl des Grossen gewöhnlich in Bardowiek ihr Ende fanden.[2] Hier auch traf Karl mit den Herzogen Widukind und Abbio zusammen, welch' Zusammentreffen bekanntlich zu der Unterwerfung der Sachsen und zur Taufe Widukind's führte.

Die südwestliche Gegend des Bardengaues begrenzte den Loingo. Und das ist ein sehr bemerkenswerter Umstand; denn ungemein gross ist die Aehnlichkeit zwischen den Loingauern und Bardengauern, sei es in ihrer äussern Erscheinung, in Sitten, individuellem Charakter, Gewohnheiten und Rechtsleben; sei es in der Sprache und im Dialecte, in den Orts- oder Personennamen. Um nur etwas zu erwähnen: das «Schilling»-

[1] *Der Bardengau, eine historische Untersuchung über dessen Verhältnisse und über den Güterbesitz der Billunger.* Vom Staatsminister W. C. C. Freih. v. Hammerstein-Loxten. Nebst einer Karte des Bardengaues. Hannover, 1869. I—VI. 1—637.

[2] *Annales Laureshamenses* (ed. Pertz *Mon. Germ.* I) ad 798: Carolus — et ipsa aestate pervenit cum exercitu suo ad Bardunwih.

Gewohnheitsrecht, welches auf dem Gebiete des Bardengaues eine so grosse Rolle spielt, wird nirgendwo sonst aufgefunden, als nur im Loingo. Den Schillingshof empfing der Bauer vom Gutsherrn mit einem Schilling zur Benützung, dieser konnte ihm auch mit einem Schilling wieder aufkündigen, wie er auch selbst mit einem Schilling den Hof aufsagen konnte.

Die Langobarden zogen also aus Jütlands nördlichem Teile in das Gebiet des Bardengaus und teilweise des Loingos. Auf diesem Raume brachten sie mehrere Jahrhunderte zu und blieben so lange, bis ein neuer Anstoss sie wieder jenseits der Elbe führte. Und hier finden sich bleibende Monumente ihrer Ansässigkeit.

Vor Allem dürfen wir nicht vergessen, dass das linke Elbeufer die Sachsen bewohnten und, wenn auch betreffs dieser jede historische Quelle schweigt, so standen sie doch zweifellos in der innigsten Verbindung mit den Bardengauern, — ja, zu Ende des IV. Jahrhunderts nahmen letztere sogar den Sachsennamen an. Eine historische Tatsache bleibt es, dass die Sachsen noch vor dem Ende des IV. Jahrhunderts zahlreiche Schwärme an die Ufer Englands und Frankreichs ausschickten; und es ist eben gar nicht auffällig, dass die Sachsen, nach dem Abzuge der Langobarden von der Elbe, an dem linken Ufer dieses Flusses, im nördlichen Suevengau die Gebieter waren. Dies beweist schon die gleiche Heeresorganisation der Langobarden und Angel-Sachsen. Zieht ja auch Paulus Diaconus häufig Parallelen zwischen den Langobarden und Angel-Sachsen. [1]

Aus dieser Ursache erklärt es sich von selbst, warum die sächsischen Institutionen des Bardengaues mit jenen der Langobarden so viele Aehnlichkeit aufweisen. Hammerstein-Loxten bringt folgende Momente. [2]

Die Langobarden nennen sich auch einfach Barden, [3] und Jordanis erwähnt sie in seiner Geschichte der Gothen unter dem Namen «Bardores»; [4] Barden waren die Bewohner des Bardengaues noch im XII. Jahrhundert genannt.

Die Langobarden nannten «marpahis» den «marscalcus» oder den Aufseher des Pferdegestütes. Der Schlussteil «pahis» ist dasselbe, was noch heutzutage in den Gegenden von Lüneburg und Hamburg das noch lebende Wort «Bahs» bezeichnet, nämlich: Meister, Aufseher.

Unter jenen Personennamen, welche Paulus Diaconus bei der Einwanderung der Langobarden in Italien erwähnt, sind fast alle bei den Bardengau-Sachsen wiederzufinden. Tato, Audoin, Alboin, Albswintha,

[1] Paulus Diac. II. 23: Vestimenta vero eis (Langobardis) erant laxa et maxime linea, qualia Angli-Saxones habere solent.

[2] a. a. O. S. 58—65.

[3] Paul, Diac. III. 18.

[4] *De Getarum orig. et reb. gest.* c. 53.

Waltari, Droctulf, Ago, Aio, Wulfari, Warnefrid, Amalongus, Lupus, Tazo, Ursus, Bardo u. s. w. kommen insgesammt in den Nekrologien der älteten Bardengauer Klöster, namentlich jenem des St.-Michaeler Klosters zu Lüneburg vor, und zwar im XI. und XII. Jahrhundert. Bei Paulus Diaconus trifft unser Verfasser elf Personennamen, welche in *-ulf* und *-lap* (= *-lef*) enden, und das Nekrologium des genannten Klosters erwähnt sogar 17 solche. Es fehlen auch nicht die Namen der zwei ersten langobardischen Herzoge *Ybor* und *Aio* in den sächsischen Gegenden; jenem entspricht Bere, Bor, Ypere; diesem: Agio, Aio, Eio; alles Familiennamen. Der königliche Stammesname *Gausi* findet seinen Wiederklang in den Namen Goos der Edlen von Putlitz und Ritter von Hitzacker; der Königsname: *Todo* aber in dem *Todones* des alten Stammes von Lüneburg. Eben so ist noch der königliche Familienname *Guginqi* in der Form «Ghighingi» und «Hughingi» aufbewahrt u. s. w.

Die Langobarden maassen ihre Ackergründe nach Fussen und eine 14 Fuss lange Stange machte eine tabula (Rute) aus. Diese Rute misst auch im Bardengau 14 Fuss; dies ist um so charakteristischer, weil in ganz Norddeutschland nur eben *hier* nach diesem Längenmaasse, — in Westfalen aber die Rute à 18, in Loingau à 16 Fuss gezählt wird.

Bei den Langobarden wie bei den Sachsen gibt es einen dritten Stand; bei jenen sind es die Aldionen, bei diesen die Liten; letztere werden auch «Altistæ» genannt, welches auf einen gleichen Stamm mit Aldiones zeigt.

Der Amtsname *sculdahis* (Schultheiss, ungarisch *soltész*) findet sich in dem alten Namen der Magistrate von Bardowiek, in *scultetus* vor. In den langobardischen Gesetzen trifft man häufig neben sculdais oder sculdasius — sculdor oder sculdhor; die Abgabe von Amelingenhausen im Bardengau, welche an das Stift Verden gezahlt wurde, so wie auch die der Stadt Lüneburg, wird mit *scult* bezeichnet, — der Schultheiss war übrigens niemand anderer als der «Schult-Heischer», «Steuerexecutor.»

Die Gesetze des Königs Liutprand erwähnen das Beten am heiligen Baume.[1] Auch bei den Sachsen findet sich der Jedutten-Bom, welchen das Volk auch *Blutbaum* nennt.

Ein bei den Langobarden gebräuchliches Wort *sundrum, sundrialis* kehrt auch im Bardengau wieder: *Sunderhöfe, Sundergüter*. Die Maasseinheit war «scefili, iscafilli», welches mit dem sächsischen «Scheffel» gleichbedeutend ist; ein Maass bezeichnet auch das Wort *breida, braida*, das mit dem bardengauischen «Brede» (Breite) identisch ist. Die Langobarden drück-

[1] *Monum. Germ.* Leg. IV. 142: Simili modo qui ad arbore quam rustici sanctivum vocant, atque ad fontanas adoraverit, aut sagrilegium vel incantationis fecerit, similiter mediaetatem pratii sui conponat in sagro palatio.

ten unter *thinx* die Donation von Gütern vor dem Richter aus; gleich dem alten Hamburger Stadtrecht: «wo een man syn dyng berichten schal». — Die Langobarden kauften ihre Frauen mittelst der «meta»; dasselbe Wort kommt auch in der Form *mêd, mêdsceat* bei den Angelsachsen vor. Endlich geschah die Freilassung der Leibeigenen bei den Langobarden, wie bei den Sachsen «per sagittam.»

IV.

Es wurde schon erwähnt, dass das Volk unserer Abhandlung seinen Originalnamen «Winnilis» auf Langobarden[1] abänderte. Wie geschah dies? Hören wir nun vor Allem des Langobardenvolkes eigene Sage, die an und für sich die Abstammung der Langobarden mit solch' schlichter Naivetät erzählt, dass diese Mähre ohne Zweifel für eine der schönsten des Mittelalters gelten kann.

«Bei den Winnilern war ein Weib, mit Namen Gambara, die hatte zwei Söhne: der eine hiess Ybor und der andere hiess Agio. Die führten mit ihrer Mutter Gambara die Herrschaft über die Winniler. Es erhoben sich nun gegen sie die Herzoge der Wandalen, nämlich Ambri und Assi mit ihrem Volk und sprachen zu den Winnilern: «Entweder zahlet uns Zins oder rüstet euch zum Streit und streitet mit uns.» Darauf antworteten Ybor und Agio mit ihrer Mutter Gambara und sprachen: «Es ist besser für uns, zum Streite zu rüsten, als den Wandalen Zins zu zahlen.» Da baten Ambri und Assi, die Herzoge der Wandalen, Godan, dass er ihnen Sieg verleihe über die Winniler. Godan antwortete und sprach: «Die ich bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde, denen will ich den Sieg geben.» Zu derselben Zeit gingen auch Gambara und ihre Söhne Ybor und Agio, welche die Fürsten der Winniler waren, hin und baten Frea, Godans Frau, dass sie den Winnilern helfe. Da gab Frea den Rat, wenn die Sonne aufgehe, sollten die Winniler kommen, und die Weiber sollten ihr Haar wie einen Bart ins Gesicht hängen lassen und mit ihren Männern kommen. Da ging, als der Himmel hell wurde und die Sonne aufgehen wollte, Frea die Frau Godans an das Bett, wo ihr Mann lag, und richtete sein Antlitz gen Morgen und weckte ihn auf. Und als er aufsah, so erblickte er die Winniler und ihre Weiber wie ihnen das Haar um das Gesicht hing. Und er sprach: «Wer sind diese Langbärte (Longibarbæ)?» Da sprach Frea zu

[1] Die älteste Form dieses Wortes ist ohne Zweifel Langobardi, Λαγγόβαρδοι, Λαγγοβάρδαι, Λαγγίβαρδοι, Λαγγίβαρδαι. Die Form «Longobard» gewann das Wort erst im XII. Jahrhundert und aus diesem entstand sehr bald das «Lombard.» S. Abel, *Paulus Diaconus und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden.* Berlin, 1849. S. XXVIII. Anm. 1.

Godan: «Herr, du hast ihnen den Namen gegeben, so gib ihnen nun auch den Sieg.» Und er gab ihnen den Sieg, so dass sie nach seinem Ratschluss sich wehrten und den Sieg erlangten. Seit der Zeit sind die Winniler Langobarden geworden.»[1]

Jedem aufmerksamen Leser springt es von selbst in die Augen, dass des Volkes Phantasie die Schale für den Kern schuf und den schon dagewesenen Namen mit märchenhaftem Schmuck verwebte. Das Mittelalter nahm sich stets die Freiheit, Wortspiele zu lieben und jedem Namen, der ihm besonders passend klang, augenblicklich eine Erklärung anzudichten. Gedenken wir nur unsers Anonymus Belae regis Notarius.

Sonderbar, ja geradezu überraschend bleibt es, dass dennoch ernste, tüchtige Gelehrte die obige Erklärung des Langobardennamens ohne Zögern annahmen, indem sie folgender Weise klügelten: Tacitus reiht die Langobarden zu den Sueven; und von den Sueven sagt er ganz deutlich, dass eine eigentümliche Tracht dieses Volkes das Rückkämmen ihres Haares und das Binden desselben auf dem Scheitel in Knoten ist.[2] Ja, aber was unterscheidet dann den Sueven vom Langobarden, und warum nennt man gerade diesen Stamm des suevischen Volkes nach der Tracht seines Haares, besser gesagt seines Bartes? Diese Frage wird dahin beantwortet: der Langobarden Haartracht stach unter allen suevischen Stämmen hervor. Ich aber bin dafür, dass Tacitus, der doch über die Langobarden einige sehr interessante Daten liefert und eine aussergewöhnliche Tracht der einzelnen germanischen Stämme gewöhnlich zu erwähnen pflegt, — keineswegs unterlassen hätte, dieser Eigentümlichkeit des langobardischen Volkes zu gedenken, wäre die Verschiedenheit wirklich eine so grosse gewesen.

Nach einer andern Hypothese sind die Langobarden nach ihren Hellebarden benannt,[3] gerade wie die Franken (?) und die Sachsen ihren Namen von ihren Waffen erhielten. Ausser Zweifel steht, dass das Wort «Barde» oder «Barte» bei den Barden eine kleine «Braxe» bedeutet.[4] Die Ansicht, wonach die Barden wirklich von dieser Waffe ihren Namen ableiten, stützt noch dieser Umstand, dass auf ihren alten Nekrologien, Wappen etc. häufig die Barde vorkommt, — und dieselbe noch in späterer Zeit eine sehr beliebte Waffe der Bardengauer war. Nur der erste Teil

[1] *Origo gentis Langob.* a. a. O. Simrock *Deutsche Mythologie.* II. Ausg. S. 382—384, sieht in dieser dichterischen Erzählung ein verlorenes Edda-Bruchstück; die auch im Lateinischen bemerkbare Alliteration der Eigennamen eiferte ihn zur Zusammenfügung dieser Sage in Verse an.

[2] Tacit. 38. sagt übrigens auch von den Chatten, dass sie, sobald sie mannbar werden, Haar und Bart unbeschoren lassen.

[3] Möller, *Aelteste Geschichte der Longobarden* S. 12.

[4] Die Bezeichnung «Barde» der deutschen Sprache ging von dieser Waffe in das Ungarische als «bárd» über.

«Lango-» bildet ein Hinderniss; denselben mit «lang» zu erklären, ist geradezu unmöglich, da die Bardengauer Barde in alter Zeit kurz war. Die Klinge der Barde konnte füglich breit sein, aber der Stiel war jedenfalls in Hinsicht seiner practischen Handhabung kurz.[1]

Meiner Ansicht nach steht die dritte Erklärung der Wirklichkeit am nächsten.[2] Nicht blos obenhin hatte ich vorher betont, dass die Barden die nächsten Nachbarn der Loingoer waren und wie so manche ihrer Institutionen eine auffallende Gleichheit zeigen. Dieser Umstand führte Ledebur[3] und Müller[4] zu der Schlussfolgerung: dass die Barden und die ihnen benachbarten Loingoer ihre Kriege gemeinschaftlich auskämpften, und die verbündeten zwei Stämme erhielten den Namen: Loingo + Bard, Langobard. Daraus wäre auch jene enge Verbindung zu erklären, in welcher die Langobarden mit den an Loingo grenzenden Cheruskern standen. Die Etymologie des Wortes selbst streitet nicht gegen diese Auslegung. Die älteste Form war tatsächlich Langobardi, griechisch Λαγγοβάρδοι, — nur im XII. Jahrhundert änderte es sich zu Longobarden um. Endlich sind die ältesten Varianten des Loingo-Namens: Laginga, Lagena, Lainga, Lacne oder der heutige Leine-Fluss, welcher dieses Territorium durchschneidet.[5]

V.

Die Urgeschichte des langobardischen Volkes und seine Wanderung ist eine der hochgehendsten Wogen der grossen Völkerflut des Mittelalters. Befassen wir uns mit dem Gange dieses Volkes nach Süden eingehender, so erhebt sich vor unsern Augen ein ziemlich klares Bild von der Art, Weise und Richtung der Wanderung auch anderer ost-germanischer Völker. Und hieraus ist auch jene Vorliebe erklärbar, welche sich in der deutschen Geschichtsschreibung der Neuzeit besonders kundgibt, die sich gerne mit der Geschichte dieses Volkes befasst. Legion ist die Zahl jener Arbeiten

[1] Hammerstein-Loxten a. a. O. S. 74. Wie beschaffen die Barde der Langobarden gewesen sein mochte, kann man aus der Beilage ersehen, welche der Seite XXX. Pertz *Mon. Germ.* Leg. IV. beigegeben ist und die Copie einer Illustration des Caveser Codex gibt. Der vom Könige links stehende Kriegsmann hält zwar einen Speer in der Hand, aber auf diesem ist keine Barde; der Rechtsstehende aber hält auf die Schulter gelegt die wirklich kurzstielige Barde.

[2] Jene Hypothese, welche den Namen «Langobard» von dem Ausdrucke «lange Börde» an der Elbe ableitet, ist die schwächste. S. die Abhandlung Richter's: *Ueber die Abkunft und Wanderungen der Longobarden (Jahrbücher der Literatur.* 89. B. Wien, 1840. Anzeige-Blatt. S. 37.)

[3] *Die Bructerer.* S. 124.

[4] *Die deutschen Stämme und ihre Fürsten.* Berlin, 1840. I. S. 196.

[5] Hammerstein-Loxten, S. 73—75.

und Monographien, welche über diesen Gegenstand bis jetzt in Deutschland erschienen sind. Da sich aber bei uns in dieser Richtung «sozusagen» Niemand noch beschäftigt hat, finde ich es ganz berechtigt, wenn wir die Quellen der Urgeschichte dieses Volkes — wenigstens in Hauptumrissen — kennen lernen.

Leider krönen in erster Linie die classischen Quellen die grösste Mühe mit herzlich geringem Erfolge. Der zu Anfang des I. Jahrhunderts nach Chr. lebende grosse Geograph *Strabo* befasst sich höchstens damit, jenes Territorium zu bestimmen, auf welchem die Langobarden wohnen; er berichtet: Unter den germanischen Volkern sei der grösste Volksstamm der der Sueven, und derselbe wohne zwischen dem Rhein und der Elbe, ja sogar zum Teile auf dem Gebiete des rechten Elbegestades, und dorthin gehören auch die Langobarden.[1] *Vellejus Paterculus* (um 30 n. Chr.) beschreibt, als Augenzeuge, den im Jahre 5 n. Chr. geführten Kriegszug des Tiberius in Germanien. Aus seinen Worten erhellt, dass das römische Heer gezwungen war, das Gebiet der Chauken und Cheruskerstämme zu durchziehen, um sich den Langobarden zu nähern. Er fällt über letztere ein gerade nicht günstiges Urteil.[2] Nach *Tacitus* ist ihre Anzahl gering; lobend hebt er ihre durch Kämpfe und Gefahren errungene Sicherheit hervor, über die er um so mehr erstaunt, da die Langobarden von gar vielen und mächtigen Völkern umgeben sind. Durch ihn auch sind uns ihre Beziehungen zu Marobod bekannt.

Marobod erhielt seine Ausbildung zu Rom, und selbst Augustus schätzte ihn. Die unter seiner Macht stehenden Markomannen (der Sueven entfernteste Ausflügler, daher ihr Name) hielten sich zu den Zeiten Cæsar's in dem Rheintale auf. Wie aber Rom's Legionen an den Donauufern erschienen, fanden sie es für rätlich, sich in die Nähe der Franken zu begeben. Auch hier waren sie nicht in gehoffter Sicherheit und nahmen daher unter Marobod's Anführung das böhmische Gebiet in Besitz. Dieser markomannische Häuptling vereinigte teils durch glückliche Kriege, teils durch Bündnisse successive alle suevischen Stämme unter seinem Königsscepter; ja selbst die im Nordwesten hausenden Langobarden waren ihm untergeben. Nachdem jedoch Arminius die Legionen des Varus vernichtet hatte und die germanischen Völker in ihm den aufgehenden Freiheitsmorgen begrüssten, verliessen sie Marobod und traten zu Arminius über. Unter ihnen waren auch die Langobarden.[3]

Damals nun, als die Cherusker ihren König Italicus, den Blutsver-

[1] S. oben S. 190. Anm. 2.

[2] S. oben S. 188. Anm. 1.

[3] Tacitus *Annales* II 45: Igitur non modo Cherusci sociique eorum, vetus Arminii miles, sumpsere bellum, sed e regno etiam Marobodui Suevae gentes, Semnones ac Langobardi defecere ad eum.

wandten des Arminius und den Günstling der Römer vertrieben, sind es die Langobarden, die ihm den Tron wieder verschaffen.[1]

Ptolemæus, welcher zur Zeit des Markomannenkrieges gelebt und ein Bild der während eines Intervalles von 20 Jahren vor sich gegangenen Veränderungen gegeben hat, beschreibt am besten die von Langobarden bewohnten Gegenden. Durch ihn wissen wir, dass der Wohnsitz der Langobarden in der Nähe der Sygambrer ist, also in der Gegend des heutigen Paderborn. Ausser ihnen kennt er noch Lakkobarden oberhalb der Angrivarier oder auf dem Gebiete des Bardengaus.[2]

Aus der Zeit des Markomannenkrieges (165—181) steht uns ein einziges auf die Langobarden Bezug nehmendes Moment zu Gebote. Während des Trajanus dacischem und des Marcus Aurelius markomannischem Heereszuge nämlich übersetzen 6000 Langobarden und Obier (vielleicht eins mit Aviones, Chaviones) die Donau und brechen mit räuberischen Gelüsten in das römische Reich ein; jedoch des Vindex Reiterei und des Candidus Infanterie drängen sie so heftig zurück, dass sie mit Intervention eines markomannischen Königs Ballomar durch 10 Abgesandte um Frieden flehen.[3] Es zeigt sich keine Spur von irgend einem Rückzuge dieser Langobarden in ihre alte Heimat. Höchst wahrscheinlich colonisirte sie der römische Genius an den Gestaden der Donau an.

Dies ist alles, was wir über die Langobarden bis zum IV. Jahrhundert aus classischen Quellen schöpfen; nicht viel von ethnographischem, — und zu wenig von historischem Werte.

Sobald wir nun die Urgeschichte dieses germanischen Stammes erforschen wollen, ist das Hauptgewicht *nicht* auf die classischen Quellen zu legen. Die Gunst des Schicksals hat so wertvolle *nationale Quellen* aufbewahrt, wie deren sich wenige Völker rühmen können. Dieser Umstand

[1] Id. XI. 17: Dein secunda fortuna ad superbiam prolapsus (sc. Italicus) pulsusque ac rursus Langobardorum opibus refectus, per laeta, per adversa res Cheruscas adflictabat.

[2] Ptolemaeus *Geogr.* II. 10: κατέχουσι δὲ τῆς Γερμανίας τὰ μὲν παρὰ τὸν Ῥῆνον ποταμὸν ἀρχόμενοι ἀπ' ἄρκτων οἵ τε Βουσάκτεροι οἱ μικροὶ καὶ οἱ Συγαμβροι· ὑφ' οὓς οἱ Σούηβοι, οἱ Λαγγοβάρδοι εἶτα Τεγκεροι κ. τ. λ. — Ibid: τῶν δὲ ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν μέγιστα μέν ἐστι τό γε τῶν Σουήβων τῶν Ἀγγιλῶν, οἵ εἰσιν ἀνατολικώτεροι τῶν Λαγγοβάρδων ἀνατείνοντες πρὸς τὰς ἄρκτους μέχρι τῶν μέσων τοῦ Ἄλβιος ποταμου κ. τ. λ. — Endlich: Ἐλάσσονα δὲ ἔθνη καὶ μεταξὺ κεῖνται Κάυχων μὲν τῶν μικρῶν καὶ τῶν Σουήβων Βουσάκτεροι οἱ μείζονες, ὑφ' οὓς Χαῖμαι· Καύχων δὲ τῶν μειζόνων καὶ τῶν Σουήβων Ἀγγριωνάριοι· εἶτα Λακκοβάρδοι, ὑφ' οὓς Δουλγούμνιοι.

[3] Petrus Patricius, *Excerp. Legationum* ed. Bonn. S. 124: ὅτι Λαγγιβάρδων καὶ Ὀβίων ἑξακισχιλίων Ἴστρον περαιωθέντων, τῶν περὶ Βίνδικα ἱππέων ἐξελασάντων καὶ τῶν ἀμφὶ Κάνδιδον πεζῶν ἐπιφθασάντων, εἰς παντελῆ φυγὴν οἱ βάρβαροι ἐτραποντο. ἐφ οἷς οὕτω πραχθεῖσιν ἐν δέει καταστάντες ἐκ πρώτης ἐπιχειρήσεως οἱ βάρβαροι, πρέσβεις παρὰ Αἴλιον Βάσσον τὴν Παιονίαν διέποντα στέλλουσι, Βαλλομάριόν τε τὸν βασιλέα Μαρκομάννων καὶ ἑτέρους δέκα, κατ' ἔθνος ἐπιλεξάμενοι ἕνα. καὶ ὅρκοις τὴν εἰρήνην οἱ πρέσβεις πιστωσάμενοι οἴκαδε χωροῦσιν.

würde ganz mit Recht unser Erstaunen erregen, wenn wir das germanische Volksgemüt und dessen ausserordentliche Neigung zu «Sagen» nicht kennen und auch nicht wissen würden, dass die Langobarden eben in Italien, in der Heimat classischer Cultur, all Jenes aufgezeichnet haben, was von Vater auf Sohn als Tradition fortlebte. Dieser kleine, in sich geschlossene Stamm — sagt Gervinus — bildete in seiner Wanderung nach Süden eine *Masse*, nicht wie die Gothen, in unzählige Teile zerstückelt; dieser Stamm liess sich auf einem Platze nieder, nicht wie die Gothen auf ungeheuern Gebieten, und starr, kalt, im ewigen Kampfe gegen das Römertum, den Gothen nicht gleich, die dasselbe aufsaugend ihre nationale Poesie fast gänzlich verloren: die Langobarden, dies wilde, zerstörende Volk, ward auch nicht durch weitere Eroberungen zersplittert; ja diese, in ihrer neuen Heimat noch inniger verkitteten Langobarden bewahrten ihre grossartigen Sagen auch hier und sangen historische Gesänge, welche die blendendste Phantasie zurückspiegeln.

Diese Volkssagen sind an dreierlei Stellen für unsere Zeit aufbewahrt. Unter diesen Aufzeichnungen ist die älteste: «Entstehung des Volks der Langobarden» (Origo gentis Langobardorum); an zweiter Stelle folgt das «Chronicon Gothanum» und zuletzt steht des Paulus Diaconus «Geschichte der Langobarden» (Historia Langobardorum).

Die *Origo gentis Langobardorum* bildet eigentlich nur ein Vorwort (Prologus) zum Gesetzbuche des Königs Rothari, und enthält alles, was sich auf die Entstehung und Wanderung des Volkes bezieht und was von den alten Königen allgemein bekannt war. Sie erhielt sich in drei Handschriften; in den Archiven zu Madrid, Cava und Modena. Von diesen Codexen ist der Modeneser der älteste, in welchem die *Origo* mit dem Jahre 669, daher mit dem Tode des Kaisers Konstantinus und im siebenten Jahre der Regierumg des Königs Grimuald ihre Erzählung schliesst. Der im Jahre 1023 geschriebene Caveser und der ziemlich gleichaltrige Madrider Codex erwähnen noch des Königs Pertari. Wenn wir nun zugeben, dass die älteste Handschrift nicht weiter zurückgeht als bis auf König Grimuald's Zeiten, so wurde sie auch dann noch hundert Jahre nach Gründung von Lombardien und etwa ein Jahrhundert vor dem Zusammensturze des Reichs verfasst. Und obwohl sie nur in Hauptumrissen die langobardische Geschichte zeichnet, so ist doch alles, was sie bietet, frei von jeder fremden Gelehrsamkeit, welche die gothischen und fränkischen Sagen so unendlich verunstaltet. In Hinsicht ihrer Daten ist sie eine Quelle ersten Ranges. Ihre Wichtigkeit ist schon deshalb gross, weil Paulus Diaconus, nach seinen eigenen Worten, sie ganz in sein Werk übernahm. [1]

Auch tat dies das *Chronicon Gothanum*, dessen Namen daher stammt,

[1] Die Ausgaben der *Origo* S. oben S. 185. Anm. 4.

dass es vor der Handschrift der langobardischen Gesetzsammlung der Gothaisch herzoglichen Bibliothek stand. Dasselbe zeigt die grösste Verwandtschaft mit dem Texte der Modeneser *Origo*, nur ist es durch zahlreiche Daten erweitert und führt auch die Ereignisse bis auf Karls des Grossen Zeiten herab. Dem Verfasser scheint das Werk des Paulus Diaconus unbekannt gewesen zu sein; wenigstens nahm er nichts von diesem, ja sogar — was mehrmals noch Gelegenheit sein wird zu bemerken — schreitet das *Chronicon* auf ganz andern Spuren und hat über den Ursitz und die Wanderung der Langobarden bestimmte und wertvolle Berichte aufbewahrt. Uebrigens verrät es von Schritt zu Schritt den eifrigen Christen. Der Verfasser benützte die Chronik Isidor's (570—636), aber irrt sich darin gewaltig, wenn er die *Origo* dem Hieronymus zuschreibt. Die Chronik wurde in der Zeit des Königs Pipin, des Sohnes Karls des Grossen verfasst (807—810). Ihre Schreibweise ist in der Tat sehr rauh und manchmal kaum verständlich.[1]

Der Nestor der langobardischen Geschichtsschreibung, Paulus, Warnefrid's Sohn (daher nannte man ihn auch Paul Warnefrid), entstammte einem adeligen Geschlechte (um 730), dessen Güter sich in Friaul befanden. Seine Erziehung erhielt er am Hofe des Königs Ratchis (in Pavia, damals Ticinus), und noch in seinen alten Tagen gedenkt er mit Pietät seines dortigen Lehrers, des Flavianus.[2] Möglicherweise war er auch des letzten langobardischen Königs Desiderius Liebling; daher die Vorliebe, welche er für des Königs Tochter Adelperga, die Gemahlin des Herzogs von Benevent, hegte. Paulus war der Lehrer dieses gebildeten Weibes, und als sie beklagte, dass die *Historia* des Eutropius so kurz sei und derselbe die Kirchengeschichte beinahe ganz ausser Augen lasse, schrieb Paulus eines seiner Hauptwerke «*Die römische Geschichte*», welches diese in sechs Büchern bis zum Sturze des gothischen Reichs behandelt. Für den Herzog Arichis, Adelperga's Gemahl, verfasste er jene Inschriften, mit welchen derselbe seine glänzenden Bauten zu Salerno schmückte; bei Gelegenheit der Ueberführung der Leiche des heiligen Mercurius nach Benevent dichtete er einen Hymnus, welchen man noch heutzutage dort absingt, und der insofern bemerkenswert ist, weil Guido von Arezzo nach den Anfangssylben der Verszeilen seine Klangzeichen benannte.[3]

Die Zeit, wann Paulus Benevent verlassen und den Dienst der Kirche erwählt habe — ist unbekannt. Genug, dass er in das Kloster des Bene-

[1] Waitz, *Scriptores rer. Lang.* 7. S.
[2] *Hist. Langob.* VI. 7:
[3] UT queant laxis REsonare fibris
MIra gestorum FAmuli tuorum
SOlve polluti LAbii reatum, Sancte Johannes!

dictiner-Ordens zu Monte Cassino eintrat, wo sein einstiger Wohltäter, der König Ratchis, seine Weinberge bebaute. Hier fühlte sich Paul wohl und hätten ihn nicht politische Verhältnisse dazu gezwungen, so würde er dies Asyl auch niemals verlassen haben. Es geschah nämlich, dass sein Bruder Arichis im Jahre 776 bei Gelegenheit des friaulischen Aufstandes in fränkische Gefangenschaft geriet; in Folge dessen richtete Paul an Karl den Grossen bei dessen Anwesenheit in Rom (781) eine Elegie, in welcher er um Gnade bat für seinen Bruder. Karl dem Grossen, der eben um diese Zeit die Weltgelehrten an seinen Hof zu berufen sich bemühte, gefiel der Mönch und er nahm ihn zu sich. Am Hofe des grossen Herrschers brachte dann Paulus einige Jahre in rastloser Arbeitsamkeit zu. Jedoch fühlte er wohl Schmerz in seiner Seele bei dem Gedanken: gerade dem Knechter seiner Nation durch seine geistigen Fähigkeiten dienen zu sollen; und er wünschte sehnlichst sich loszumachen von diesem glänzenden Hofe, wo ihm wohl auszeichnende Ehre zu Teil wurde, aber wo dennoch, trotz des Hoflebens und der Hofpracht, sein Herz blutete. Schon 787 finden wir ihn wieder auf dem ruhigen Monte Cassino und hier enstand sein letztes Werk: «die Geschichte seines Volkes» in sechs Büchern, vor deren Abschlusse der Tod ihn ereilte. Er erlebte auf keinen Fall das neue Jahrhundert; sein Todestag fällt auf den 13. April, das Jahr ist unbekannt.

«*Die Geschichte der Langobarden*» ist, gemäss der mittelalterlichen Gewohnheit, ihrem Wesen nach nichts anderes als Compilation. Aus Beda, Gregor von Tours, aus «Dem Leben der Päpste» schrieb der Verfasser ganze Capiteln wortgetreu aus; jedoch ist er immerhin wählerisch in seinen Quellen und versucht auch dieselben gewissermassen kritisch zu verarbeiten. Seine unglückliche Chronologie hat sehr geringen Wert; in der Erzählung der Ereignisse braucht er gewöhnlich die Phrasen «in dieser Zeit», «nach einigen Jahren», «in diesen Tagen» u. s. w. Und trotzdem er sich nur mit der Geschichte seines Volkes befassen will, mengt er dennoch ohne Maass und Princip weitliegende Gegenstände in seinen Vortrag. Vieles, für seine Nation nicht Schmeichelhaftes verschweigt er. Doch die schlichte Einfachheit seiner Erzählung, die aufrichtige Liebe zur Wahrheit und seine glühende Anhänglichkeit an sein Volk erweckt warme Sympathie für ihn. Wenn wir jenes Schatzes gedenken, welchen er von den Lippen des Volkes sammelnd gerettet; wenn wir jene prächtigen Geschichten lesen, welche Alboin's Jugendjahre, Rosimunda's schreckliches Schicksal, Authari's brennende Liebe zu Theodelinda, Grimuald's und Bertari's Feindseligkeiten, Kunibert's listige Nachstellungen gegen Aldo und Grauso oder Ferdulf's Tod, in so packender Weise malen, dass auch der Leser der Jetztzeit sich von ihrem Zauber kaum zu befreien weiss: dann vergessen wir unwillkürlich seine Fehler: bieten ja für letztere jene Vorzüge ergiebigen Ersatz. Wahrlich, all dies wäre beim Zusammensturze des lombardischen

Reiches unrettbar verloren gewesen, — hätte nicht des greisen Mönches sorgliche Hand es aufgezeichnet.[1]

Die *Historia Langobardorum* erfreute sich auch in Mittelalter eines grossen Ruhmes und war ungemein verbreitet. Zahlreiche Schriftsteller setzten sie fort, ja sogar auch Jene, welche um vieles später die Geschichte der Langobarden und Italiens behandelten, benützten in erster Linie das Werk des Paulus. Unter diesen zuerst der Verfasser der «Gesta episcoporum Neapolitanorum» und der Abt Regino. Saxo Grammaticus, der weit im Norden seine dänische Geschichte schrieb, gebraucht vielfach des Paulus Diaconus Buch. In zahlreichen Handschriften ging dieses Geschichtswerk von Hand zu Hand, so zwar, dass mit Ausnahme der Chronik des Martinus von Troppau kein historisches Werk bekannt ist, welches mehr copirt wurde als die *Historia Langobardorum* des Paulus Diaconus. Gegenwärtig sind 107 Codices bekannt, aber massenhaft ist die Zahl jener, die verloren gegangen sind.[1]

VI.

Welche Triften die nach Süden wandernden Langobarden durchstreiften, werden wir gestützt auf die drei glaubwürdigen nationalen Quellen ersehen.

[1] Die über Paulus Diaconus erschienenen Werke bilden bis jetzt schon ziemlich eine kleine Literatur. Wen die hierauf bezüglichen Monographien interessiren, den verweise ich auf Wietersheim-Dahn l. c. II. S. 487, und Dahn: *Langobardische Studien* I. Paulus Diaconus. Leipzig, 1876. XI—LVI., der eine vollständige Bibliographie gibt. Ich habe folgende Werke benützt: Bethmann, *Paulus Diaconus Leben und Schriften.* Pertz, *Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde* 1849. X. B. 1. S. dann die Einleitung Abel's zu seiner Uebersetzung und Waitz's lateinische Biographie (*Script. rer. Lang.* S. 12—15.)

[2] Die Handschriften und verschiedenen Ausgaben zählt Waitz a. a. O. auf. Auch die Bibliothek des Budapester National-Museums bewahrt eine Handschrift der Historia des Paulus Diaconus. (Cod. MSS. Lat. 22.) Diese Handschrift war früher im Besitze des Baron Brandau, von wo sie in die Hände des Nicolaus von Jankovich überging und ist seit 1832 im Museum. Auf der innern Seite des ersten Blattes liest man: Lib' iste ē Soror. Sc̄e Clare ī Argnt' (Liber iste est Sororum Sancte Clare in Argentorato); oberhalb der ersten Seite des zweiten Blattes in Cursiv-Schrift: *Collegy Soctis JESV......* (auf der punktirten Stelle ist eine Radirung bemerkbar). Der Codex in Quarto beläuft sich auf 80 unnumerirte Pergamentblätter und stammt aus dem XII. Jahrhundert. Es scheint, dass Conrad Peutinger nach dem Texte dieser Handschrift seine Augsburger Ausgabe vom Jahre 1515 drucken liess. An den Rändern des Codex sind in der Tat handschriftliche Anmerkungen aus dem XVI. Jahrhunderte zu sehen. Uebrigens variirt er nicht stark; abweichende Formen: Scadanavia, Hildeoc, Godeoc, Glaffo, Vvacho filius Truchilonis, Rugilant, Felt, Ruodolfus, Odoacar u. n. m.

Nach der *Origo* «brachen die Langobarden auf und kamen nach Golaida, und hierauf besassen sie als Aldonen Anthaib und Bainaib, ja sogar auch Burgundhaib.»[1]

Nach dem *Chronicon Gothanum* «schlugen die Langobarden in Scatenauga neben dem Gestade der Elbe ihre neuen Sitze auf; hierauf gelangten sie unter fortwährenden Kämpfen in das Sachsenland und in die Ortschaft, welche Patespruna genannt wird. In dieser Gegend wohnten einst unsere Urväter lange Zeit, und nach allen Richtungen hin schickten sie ihre Kriegsschwärme aus. Von hier führten sie ihre Heere in das Land der Beowinniden, wo noch heutigen Tages die Reste der Wohnung und des Palastes des Königs Wacho sichtbar sind».[2]

Endlich nach *Paulus Diaconus* «zwang Hungersnot die Langobarden Skoringa (wohin sie von Scandinavien aus gingen) zu verlassen und in Mauringe Wohnplätze zu suchen. Von hier aus weiter streifend erreichten sie Golanda, wo sie nach der Sage längere Zeit hindurch verblieben. Hierauf bewohnten sie mehrere Jahre lang Anthaib, Banthaib wie auch Burgundhaib, welche Benennungen als Gau- oder Ortsnamen betrachtet werden können».[3]

Weder die angelsächsischen Volkssagen, noch Saxo Grammaticus, welcher den Ueberlieferungen dünkelhafte Erklärungen beifügt, erreichen in Hinsicht der Preiswürdigkeit diese zwar auf den ersten Blick einander widersprechenden, aber — wie wir später sehen werden — im Grunde dennoch überzeugenden und einander prächtig ergänzenden Daten.

Paulus Diaconus stellt die Wanderung der Langobarden an der Hand der *Origo* dar; jedoch ergänzt er die Zahl der durchzogenen Gegenden aus andern Quellen. Die gothaische Chronik dagegen versucht nach ihrer Weise die durchwanderte Richtung der Langobarden deutlicher zu beschreiben.

[1] Et moverunt se exhinde Langobardi, et venerunt in Golaidam, et postea possiderunt aldonns Anthaib et Bainaib seu et Burgundaib.

[2] Scatenauge Albiae fluvii ripa primis novum habitationem posuerunt; sic deinde certantes Saxoniae patria attigerunt, locus ubi Patespruna cognominantur; ubi sicut nostri antiqui patres longo tempore asserunt habitasse, et in multis partibus bella et pericula generarunt. Unde in Beowinidis aciem et clauses seu tuba clangencium ad suam proprietatem perduxerunt; unde usque hodie praesentem diem Wachoni regi eorum domus et habitatio apparet signa.

[3] I. 10, 11, 13: Magnam famis penuriam in Scoringa provincia perpessi, in Mauringam transire disponerent. Egressi Langobardi de Mauringa, applicuerunt in Golanda, ubi aliquanto tempore commorati, dicuntur post haec Anthaib et Banthaib, pari modo et Burgundaib, per annos aliquot possedisse; quae nos arbitrari possumus esse vocabula pagorum seu quorumcumque locorum. — Der oben erwähnte Budapester Codex gibt diesen Passus in folgender Weisse: Egressi itaque langobardj de mauringa applicuer̄ ingolanda. Ubi aliquando tpore cōmorati d'nr p'hec anthab & banthaib parimodo & uurgundaib per annos aliquot possedisse.

Ich lege jener sonderbaren Combination kein Gewicht bei, wonach sie die Langobarden früher nach Thracien schickt und dann zweimal nach Pannonien verlegt; dagegen scheinen mir die richtigen Daten in der Chronik von eminenter Bedeutung.

Die durchzogenen Gegenden, welche unsere Quellen erwähnen, reihen sich nicht so aneinander, wie sie das im Zuge begriffene Volk berührte, da sie eben nur aus dem Munde des Volkes geschöpft sind. Beispielshalber folgen in der Volkspoesie die sich reimenden Namen Anthaib — Banthaib nach einander. Der Geschichtsschreibung gelang es mehr oder weniger, die Erklärung der Ortsnamen zu geben, und ich glaube am richtigsten zu handeln, wenn ich die naturgemässe Reihe derselben verfolge.

Skoringa war also nach Paulus Diaconus die erste Haltestelle der Langobarden. Müllenhoff ist der Meinung, den Sinn der Benennung im angelsächsischen «scora» und im englischen «shore», das Ufer bedeutet, zu finden, und so würde Skoringa nichts anderes bedeuten, als die Elbe-Ufergegend (Ufergau).[1] Wirklich war im Mittelalter für das linke Ufer der Elbe die Bezeichnung «dat Elfgestade» gebräuchlich.[2] Hammerstein-Loxten glaubt im Ortsnamen «Sciringa» (heute Schieringen) den der alten Form entsprechenden Namen zu finden.[3] Dieser im Barskamper Walde, nahe bei Bleckede befindliche Meierhof liegt an einem uralten Uebergangspunkte der Elbe mit lebhaftem Verkehre, und auf seinem Revier ist eine ganze Reihe alter Steindenkmäler erhalten, welche Bardenüberreste zu sein scheinen.[4] Nach Bluhme's Dafürhalten ist die Ortschaft «Scatenauga» der Chronik nur eine Variation des Wortes Skoringa.[5]

[1] Müllenhoff, *Nordalbingische Studien.* 1858. I. 141.

[2] Hammerstein-Loxten, l. c. S. 56. Anm. 1).

[3] In der Tat ist in einem alten Auszuge des Paulus, welchen Christ 1728 herausgegeben hat, an Stelle «Scoringa» «Sciringa» geschrieben. S. *Archiv für alt. d. Geschichtskunde* IV. 465. X. 366.

[4] Hammerstein-Loxten, l. c. S. 56.

[5] Bluhme *Die gens langob.* I. 17. — Was den Namen Blekingia des Saxo Grammaticus (*Historia Daniae* ed. Müller 1839. VIII. 418: Primum itaque Blekingiam advecti ac deinde Moringiam praeternavigantes ad. Gutlandium se appulerunt, ubi, et Paulo teste, autore Frig dea Langobardorum vocabulum, quorum postea gentem condiderunt, traduntur adepti; tandem ad Rugiam se applicantes desertisque navigiis solidum iter ingressi (hier confundirt er Rugiland mit der Insel Rügen) cum multam terrarum partem emensi armisque depopulati essent, post editas late strages, postremo petitis in Italia sedibus, priscum gentis vocabulum suo nomine permutarunt etc.) betrifft, so halte ich denselben für eine Reminiscenz. In Süd-Scandinavien (Sveden) liegt Gottland (heute Wisby-län) und Blekingen (heute Karlskrona-län). Meiner Ansicht nach ist Scatenauga auch nichts anderes als eine Variation von Schatanavia (Scandinavia). S. Fredigarius ed. Bouquet, *Recueil des histor. des Gaules.* II.

Von Scoringa aus wandten sich die Langobarden, wie wir bei Paulus Diaconus lesen, nach *Mauringa*. In der Lagebestimmung dieser Gegend gehen die Ansichten stark auseinander. Schon Zeuss macht darauf aufmerksam, dass dies Wort auch beim Ravennaten Anonymus in der Form Mauringani verkömmt, als anderer älterer Name der grossen «patria Albis», welche unterhalb Danien sich ausbreitend bis Dacien sich erstreckt, und auch das Land Baias oder Bajohaim in sich schloss.[1] Müllenhoff zeigt auf das bei Sangerhausen befindliche *Morungen*, wie auch auf das in dem Gebiet von Nordheim liegende *Moringen*. Hammerstein behauptet: abgesehen von dem — in der Göttinger Gegend auf dem Gebiet von Moringen gelegenen — Morongano benannten Gaue, sei die Frage völlig gelöst, wenn wir die fragliche Ortschaft in die Gegend von Magdeburg verlegen.

Hier sind die folgenden Worte des Chronicon Gothanum von entscheidendem Werte: «Saxoniae patriam attigerunt, locus ubi Patespruna cognominantur.» Der Moringau grenzte in der Tat eng an die Gegend von Paderborn, denn das erwähnte Patespruna ist nichts anderes als Paderborn. So wird auch Ptolemæus verständlich, wo er die Langobardsveven als die nächsten Nachbarn der Sygambrer nennt.[2] Und Alles zeigt darauf, dass hieher nicht das gesammte langobardische Volk einzog. Ptolemæus kennt auch auf dem Elbgebiet hinter den Angrivariern noch Langobarden: Λακκοβάρδοι. Ja im weitern ersehen wir sogar, dass nicht einmal aus Paderborn's Umgebung der gesammte Volksschwarm fortzog. Bluhme fand nämlich eine grosse Aehnlichkeit in Familiennamen, bäuerischen Einrichtungen und Rechtsentwicklung der Bevölkerung Mittel-Westfalen's (besonders auf dem Territorium Paderborn und Soest) mit denen der Elbeufer-Einwohnerschaft von Lüneburg, und das alte soest-lübische Recht erinnert uns in einigen seiner Satzungen an den langobardischen Edictus Rothari's.[3] Das ist nur dann erklärbar, wenn auf beiden Punkten Ueberbleibsel langobardischer Elemente angenommen werden.[4]

Dieser Umstand verrät — sollten wir auch in der Schlussfolgerung ein wenig kühn vorgehen —, dass die Mauringauer Langobarden, nachdem sie sich hier niedergelassen, das durch sie bewohnte Gebiet übrigens gar nicht verliessen. Dieser Annahme bietet einige Stütze jene Kunde des *Chronicon Gothanum*, wonach die Langobarden länger in diesem Lande

[1] Zeuss, *Die Deutschen* S. 472. Anm. **) Eben hier wirft er die Frage auf, ob Mauringa nicht etwa nur der andere Name des sich an der Ostseite der Elbe ausbreitenden Niederlandes sei, *maur* = aus *mor*, das deut. Moor, Sumpfland.

[2] S. oben Ptolemaeus, S. 198. Anm. 2.

[3] In dem Gesetzbuche König Rothari's kommt das Wort *silpmundia* vor, welches in demselben Sinne und derselben Form sonst nirgends als im alten lübischen Recht wiederkehrt.

[4] Bluhme, *Die gens l.* I. 23—25. und Platner, a. a. O. 175—176.

hausten, und selbst die *Origo* bringt sie aus ihrer Urheimat nach *Golaida*, ohne weder von Mauringa etwas zu wissen, noch dieser Kunde des Chronicon — trotz ihres höheren Alters — zu gedenken.

Den Namen Golaida substituirt Paulus Diaconus mit dem verständlicheren Golanda, und die älteste Handschrift seines Werkes verbessert es auf Rugolanda. Zeuss dachte zuerst an Gotland, dann aber neigte er sich mehr zum St.-Gallener Texte.[1] Neuestens hat sich mit der Etymologie dieses Wortes Förstemann[2] beschäftigt, der zu dem Resultate gelangte, dass Golanda, aus der älteren Form «Gaviland» entstanden, einen weit ausgedehnten flachen Ackergrund bezeichne, wie einen solchen der Zug der Langobarden entweder in der goldenen Aue bei Nordhausen oder in der fruchtbaren Magdeburger Börde berührt hat. Wie immer auch dieser Name gedeutet wird, so viel ist gewiss, dass es das Land der Gothen, welches weit im Osten jenseits der Weichsel lag und wo die Langobarden niemals erschienen waren, keinesfalls bezeichnet.

In den folgenden Benennungen: Anthaib, Bainaib und Burgundhaib ist es schon auf den ersten Blick unmöglich, die Bildung «haib» oder «aib», die alte Form des heutigen «heim» (das in diesen Namen nach Grimm[3] gleichbedeutend ist mit Gau) zu übersehen.

Das Wort *Anthaib* erklärt Zeuss im Sinne von «Antarum pagus», und Šafařik beeilt sich diese Erklärung anzunehmen. Wenn wir aber bedenken, dass auf jenem Gebiete, wo die Langobarden dahinwandelten, niemals die slawischen Anten gehaust haben und der Letzteren Name nur während des Zeitraums von zwei Jahrhunderten (550—770) vom Dniester und der Mæotis gegen Nordosten zu erwähnt wird, und wenn wir weiterhin bedenken, dass den Namen «Ant» Ostgermanen gar niemals benützten: so sehen wir uns unwillkürlich gedrängt, eine andere Combination zu suchen. Der Annahme Loserth's, diesen Namen mit dem des hervorragenden bayerischen Stammes Aenniená's, dessen das alte bayerische Recht und eine angelsächsische Sage unter Aenenas Namen gedenkt, — in Verbindung zu setzen, — können wir auf keinen Fall einen positiven Wert zusprechen.[4]

Ich bin dafür, dass an Stelle von Anthaib in den erwähnten Quellen «Wandhaib», richtiger noch «Wand(a)lhaib» stehen sollte.[5] Die Lango-

[1] Zeuss, l. c. S. 472.

[2] *Geschichte d. deut. Sprachstammes.* II. S. 211.

[3] *Geschichte d. d. Sprache.* II. S. 412.

[4] Loserth, *Die Herrschaft der Langobarden in Böhmen, Mähren und Rugiland,* (s. *Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung.* II. Innsbruck, 1881.) S. 359. Anm. 3.

[5] Im Germanischen fällt der Accent in diesem Wort auf die erste Sylbe; somit konnte eine Sylbe von Wand(al)haib ausfallen. Ferners verschwindet ohne Schwie-

barden waren nämlich auf ihrem Zuge nach Südosten, bevor sie noch Burgundhaib erreichten, gezwungen, die einstigen Wohnsitze der Wandalen, von wo dieselben noch zu Zeiten des markomannischen Krieges an die Lisaire der Askiburgischen Berge (Riesengebirge) gezogen waren, zu berühren. Dies Gebirge erwähnt die Geschichtsschreibung auch unter dem Namen «Wandalgebirge.»[1] Jedoch steht uns eine Nachricht zu Gebote, wonach ein Teil des Wandalenvolkes — wahrscheinlich der Silinger-Zweig — zuhause in der alten Heimat blieb.[2] und dass die nach Afrika Ausgewanderten sich fortwährend ihren Anspruch auf die alten Besitze vorbehielten. Die Zurückgebliebenen waren Verteidiger des Erbes der fernen Genossen, und sie schützten auch dasselbe mit grossem Eifer.[3]

Damit die Langobarden hieher gelangen konnten, mussten sie einen grösseren Fluss, nämlich die Oder (dem alten Namen nach Viadrus) übersetzt haben. Dieses Flusses erinnert sich auch ihre Tradition. Ich wenigstens sehe in ihren Kämpfen mit den Amazonen und Bulgaren nichts anders als das heisse Ringen mit den Wandalen; und nur verschrobener Gelehrsamkeit eigne ich die Verwechslung dieses Namens mit jenem zu. Dem Sammler dieser Sagen war es sicherlich unbegreiflich, wie das Wandervolk nach derartiger langer Route wieder mit Wandalen im Kampfe gewesen sein konnte; besonders nachdem sie schon einmal mit Godan's Hilfe Letztere gänzlich vernichtet hatten.

Wo immer aber auch Anthaib gelegen war, die Langobarden gingen von hier aus sicher zuerst nach *Burgundhaib*. In der Ortsbestimmung Burgundhaib's stimmt die Geschichtsforschung vollkommen überein. Die Stammverwandten der Wandalen, die Burgunden, tauchten aus ihrer Urheimat im Elbegebiete um 373 empor und drängten sich dem Mittelrheine zu, den gleich darauf nachströmenden Langobarden Platz machend. Und in der Tat treffen wir diese um 379 in grosser Gährung,[4] was eben-

rigkeit in jeder Sprache der das Wort beginnende mutuale Labiallaut (w.); z. B. erweicht sich im Langobardischen das deutsche Wolf zu 'olf, 'ulf; lat. Viadrus, deutsch Oder.

[1] Dio Cassius, 55. 1: ῥεῖ δὲ (ὁ Ἄλβιος) ἐκ τῶν Οὐανδαλικῶν ὀρῶν.

[2] Procopius, *De bello Vandalico*. I. 22: τούτων μὲν οὖν Βανδίλων, οἳ ἔμειναν ἐν γῇ τῇ πατρῴᾳ, οὔτε μνήμη τις οὔτε ὄνομα ἐς ἐμὲ σώζεται. ἅτε γάρ, οἶμαι, ὀλίγοις τισὶν οὖσιν ἢ βεβιάσθαι πρὸς βαρβάρων τῶν σφίσιν ὁμόρων ἢ ἀναμεμίχθαι οὔτι ἀκουσίοις τετύχηκε, τό τε ὄνομα ἐς αὐτοὺς πη ἀποκεκρίσθαι.

[3] Platner, a. a. O, S. 167—168. — Zeuss, S. 454. irrt, wenn er diese Urheimat als in Pannonien befindlich erwähnt.

[4] Prosper Aquitanus' *Chronicon* ad a. 379: Langobardi ab extremis Germaniae finibus oceanique protinus litore Scandiaque insula magna egressi, et novarum sedium avidi, Iborea et Aione ducibus Vandalos primum vicerunt. — Hier fasst der Chronist Ereignisse einer langen Zeit unter ein Jahr zusammen; gerade so, wie es der Abt Regino beim Jahre 889, die Ungarn betreffend, tut.

falls dahin deutet, dass sie sich beeilten den Besitz der Wandalen, das ist Anthaib, sobald als möglich freizugeben.

Uebrig ist noch die letzte dieser strittigen Stationen der langobardischen Wanderung, nämlich *Bainaib*, oder nach der mit Anthaib reimenden Form, Banthaib, wie sie bei Paulus gelesen wird. An letzteres sich anklammernd behauptete Šafařik: es wäre das eins mit «Wendhaib» oder dem Gau der Wenden.[1] Karl Müllenhoff aber, dem die deutsche Linguistik in der Interpretation der alten Ortsnamen neben Grimm das Meiste verdankt, — entwickelte neuestens glänzend die Bedeutung dieses Wortes.[2] Die Originalform desselben lautet nach ihm «Baynaib.» Wahrscheinlich verbirgt sich in dieser Form ein alter schwacher Pluralgenitiv des Langobardischen. Bajina = goth. Bajanè, althd. Bajono, angsächs. Bajena. Baynaib trat daher an Stelle von Bajina-aib, und bedeutet «Bojorum regio.»

Das Land der den Kelten entstammenden Bojer, deren Macht die Daken vernichteten, ist Böhmen und dessen Umgebung (in classischen Quellen Bojohæmum). Dass die Langobarden wirklich in diesem Lande gehaust haben, davon gibt uns das *Chronicon Gothanum* unverfälschliche Kunde. Denn die Beowinnides, welche es erwähnt, sind jene slavischen Wenden, die sich nach Abzug der Langobarden aus Böhmen auf dies Gebiet begaben, und die zum Unterschiede von andern Wenden Bojer-Winniden genannt wurden.[3] Ja die Chronik sagt sogar, dass eines Langobardenkönigs Palast (nämlich der des Wacho) allhier gestanden und Trümmer dieses Palastes noch zu ihrer Zeit, also Anfangs des IX. Jahrhunderts, sichtbar waren. Nach Bluhme ist diese königliche Burg dasselbe Camburg, welches das Heer Karls des Grossen bei Gelegenheit des Angriffes auf die Beowinniden 805, dann abermals 810 in Trümmer warf. Es ist das heutige Kamberg, südöstlich von Prag.

VII.

Der langobardischen Tradition gemäss zog das Volk unter Führung von Gambara's Söhnen, der Herzoge Ybor und Agio, aus seinen Ursitzen neben den Gestaden der Elbe fort.

Könnte man nicht, wenn auch nur annähernd, die Zeit dieser Auswanderung bestimmen? Zum Teile ist jener Bericht, welchen wir bei Prosper Aquitanus finden, hiefür von eminentem Werte. Er sagt nämlich: der

[1] Šafařik, *Slavische Altertumer.* S. 130—132.

[2] In seiner Abhandlung: *Verderbte Namen bei Tacitus*, in Haupt's *Zeitschrift*, IX. 223 und folg.

[3] Der Beowiniden erwähnt das *Chronicon Moissiacense* ad a. 805. (*Monum. Germ.* II.258) unter dem Namen beuhuuinidis und die *Annales Xantenses* ad a. 845. (ibid. II. 228).

Herzog Agio hatte bis 389 die Zügel der Regierung; damals starb er. Ihm folgte sein Sohn Agelmund als König, und dieser beherrschte 30 Jahre während der Wanderung sein Volk. Wenn wir nun an der Glaubwürdigkeit dieser Daten nichts auszustellen haben — und in der Tat ist dies kaum möglich — so können wir den Uebergang der Langobarden über die Elbe in die erste Hälfte oder höchstens auf die Mitte des IV. Jahrhunderts verlegen. Ziemlich früher entstanden zwischen dem Rhein und der Elbe zwei grossartige Völkerbündnisse, welche damals sich auszubreiten begannen und ausser dem römischen Reiche auch die eigenen Blutstämme bedrohten. Am untern Rheine wurden aus den Sygambern, Amsivariern und Chatten die *Franken;* — am Ufer der Elbe aus den Chauken, Angrivariern und Cheruskern die *Sachsen.* Diese zwei mächtigen Völkergruppen saugten entweder die langsam einer Entwicklung entgegengehenden selbstständigen kleineren Stämme auf oder zwangen sie, wenn sie sich nicht unterwarfen, zur Auswanderung. Unter den letzteren waren auch die Langobarden.*

* Die Chronologie der langobardischen Urgeschichte zu bestimmen, ist eine ungemein schwierige Aufgabe. Wir sind bemüssigt, dem Laufe der Zeit entgegengesetzt zurückzugehen, um irgend eine chronologische Ordnung erreichen zu können. Das Jahr der Auswanderung der Langobarden aus Pannonien ist uns gegeben; das ist das J. 568. Paulus Diaconus II. 7. setzt den Aufenthalt der Langobarden in Pannonien — ganz sicher nach der *Origo* — auf 42 Jahre, in Folge dessen Zeuss (S. 474, Anm. **) behauptet, dass die Langobarden 526 den pannonischen Boden betraten. Jedoch Paulus I, 22 selbst sagt übereinstimmend mit der *Origo* und dem *Chronicon,* dass das Volk nach Pannonien Audoin geführt hat; Audoin aber gelangte nur nach der siebenjährigen Regierung Waltari's, des Sohnes des Wacho, auf den Königstron. Procopius *De B. G.* III, 33 erwähnt ebenfalls die Einwanderung der Langobarden nach Pannonien, behauptend, dass der Kaiser Justinian Pannonien dem Langobardenkönig als Geschenk verliehen hatte; aber er nennt diesen nicht. Jedoch notirt er die sehr wichtige Angabe, wonach wenigstens der Zeitraum der Wacho'schen Regierung bestimmbar ist. Der Fürst der Ostgothen Vitigis ruft nämlich im J. 539, als ihn Belizar in Ravenna drängte, den Wacho zu Hilfe (II, 22: ἐς δὲ Λαγγοβάρδων τὸν ἄρχοντα Οὐάκιν πρέσβεις ἔπεμψαν, χρήματά τε μεγάλα προτεινόμενοι καὶ ἐς τὴν ὁμαιχμίαν παρακαλοῦντες.) Also 539 lebt noch Wacho; wahrscheinlich starb er aber in diesem Jahre. Nach ihm herrschte Waltari sieben Jahre lang, d. i. bis 546 und nach dessen Tode nimmt Audoin den Tron ein. Angenommen, dass bei seiner Tronbesteigung es seine erste Aufgabe war, sein Volk nach Pannonien zu führen, so konnte diese Einwanderung vor 546 auf keinen Fall vor sich gegangen sein. Somit erstreckt sich der Aufenthalt der Langobarden in Pannonien auf nicht mehr als circa 20 Jahre. Und diese Combination wird auch durch folgende Worte des *Chronicon Gothanum* bekräftigt: Deinde in Pannoniae urbis patriam suam hereditatem affixerunt; et *viginti et duos annos ibi habitare perhibentur* (daher wirklich von 546—568). Siehe diese chronologischen Aufklärungen bei Platner, a. a. O. S. 180 Anm. [3]).

Die Heruler vernichtete noch König Tato; dieser Krieg ging 508 vor sich (Wiese, *Die älteste Geschichte der Langob.* Halle, 1877. S. 43) und da nach Paulus (I. 21) Tato sich nicht lange seines Sieges erfreute, so glaube ich nicht sehr zu irren,

Während der Zeit, bis die Langobarden nach Burgundhaib gelangten, starben ihre Herzoge Ybor und Agio. Damals entschlossen sie sich, nie mehr Herzoge, sondern nach dem Beispiele der übrigen Völker einen König zu wählen. Dazu trieb sie hauptsächlich der Entschluss, in einer centralisirten Macht des Volkes Einheit und Zusammenhalt für immer zu sichern. Das den Wechselfällen des Wanderlebens ausgesetzte Volk war sehr bald zu der Einsicht gekommen, dass wo mehrere Herzoge sich in der Herrschergewalt teilen, diese die Kraft des Stammes zersplittern; dass den Einen die Lust nach Abenteuern, den Andern Unzufriedenheit oder der Lockruf fremder Völker leicht dazu führe, sich aus dem Schoosse des Volkes ein Heer zu schaffen und die Masse dadurch zu zerstückeln. Und darin hatten sie wirklich Recht; die späteren Ereignisse bestätigten diese Logik.

Ihr erster König war Agio's Sohn *Agelmund*, der aus dem Heldengeschlechte der Guginger stammte. Seine Herrschaft über die Langobarden dauerte 33 Jahre, «wie von den Voreltern überliefert wird», sagt Paulus Diaconus.

wenn ich behaupte, dass ihn Wacho 509 vom Throne stürzte. So regierte daher Wacho 30 Jahre, was auch Loserth annimmt, a. a. O. S. 364. Es ist jetzt bekannt, dass Agelmund 389 das Königreich gewann und 33 Jahre d. i. bis 422 herrschte; Lamissio's dreijährige (S. Prosp. Aquit. ad a. 423) Regierung nahm daher 425 ihr Ende; ferner ist bekannt, dass Leth 40 Jahre die höchste Gewalt trug. In die Jahre 465—509 fällt die Regierung von vier Königen (Gildehok, Godehok, Klaffo und Tato), unter welchen wir nur von Godehok wissen, dass er der Zeitgenosse Odovachar's war.

Waitz *(Scriptores rer. Langob. et Italic.* S. 503.) veröffentlicht einen Catalog des aus dem XIII. Jahrhundert stammenden St.-Faustiner Codex, welcher die folgende Chronologie der Langobardenkönige gibt: Agilmond, filius Aion, fil. Theon., duc. Scandin., primus rex Long., regn. ann. 33. Lamusi nothus regn. ann. 40, dictus Lintigior, a quorum reges b. Lintigior, id est gloriosus, a quo septem reges vocati Lintigior. Oethei regn. ann. 41, Glidoochim regn. ann. 11. Codoc regn. ann. 12. Clafon regn. ann. 5. Vant regn. ann. 10. Unac regn. ann. 18. Waltarahis regn. ann. 7. Audoin regn. ann. 42. Alboin regn. ann. 31 in Pannonia. Sobald wir diese Jahre addiren, und vom Jahre 568, als die Regierung Alboin's in Pannonien aufhörte, subtrahiren, — bekommen wir als Resultat das Jahr 318. Dies ist annehmbar. Von diesem Termin aufwärts gezählt, würde die Regierung Godehok's, von dem es sicher ist, dass er um 487 gelebt, auf 443—455 fallen. Diese Chronologie kann daher im Allgemeinen nicht angenommen werden. Doch an unserer Combination festhaltend, können jene Zahlen, welche als Regierungsjahre des Gildehok, Godehok und Klaffo gelten, vollkommen in unsere Berechnung eingeschaltet werden. Hienach regierten: Gildehok 465—476, Godehok 476—488, Klaffo 488—493.

Die chronologische Tabelle der Regierung der langobardischen Könige stelle ich somit folgender Weise zusammen:

Agelmund	389—422	Godehok	476—488	Waltari	539—546
Lamissio	422—425	Klaffo	488—493	Audoin	546—563(?)
Leth	425—465	Tato	493—509	Alboin	563—572
Gildehok	465—476	Wacho	509—539		

Hierauf kam (im J. 422) *Lamissio*, der Sage nach das Kind einer Dirne. Diese hatte sieben Kinder auf einmal geboren und warf sie in einen Teich. Zufällig ging Agelmund diesen Weg und hielt sein Pferd an; wie er aber verwundert die armen Kinder mit dem Speer, den er in der Hand trug, hin und herwandte, so ergriff eines derselben mit dem Händchen den Speer des Königs. Der König erzog den Knaben und da er ihn in einem Teich gefunden und der Name des Teiches auf langobardisch «lama» (Lehm) hiess, nannte er ihn Lamissio.

Es ist klar, dass diese Märe die nach Wortspielen jagende Findigkeit des Mittelalters ersonnen hat.

Nachdem die Langobarden den erwähnten Fluss überschritten hatten, weilten sie lange am jenseitigen Ufer. Während sie nun von den Mühseligkeiten ausruhten, geschah es, dass die Bulgaren (?) plötzlich in einer Nacht sie überfielen, unter ihnen viele erschlugen und in solch' schrecklicher Weise wüteten, dass sie sogar den König Agelmund tödteten, dessen einzige Tochter aber zur Gefangenen machten. Lamissio, König geworden, feuerte sein Volk an und rächte den Tod seines Ziehvaters. Aber grössere Taten zu vollbringen, gebrach es ihm an Zeit, denn — wie Prosper Aquitanus schreibt — trug er nur drei Jahre die königliche Würde.

Leth gelangte alsdann auf den Tron; über ihn berichtet die Tradition nur soviel, dass er 40 Jahre lang geherrscht habe. Mit ihm beginnen die aus der Lethinger-Familie stammenden Könige. Nach seinem Tode kam sein Sohn Gildehok zur Regierung und, nachdem auch dieser gestorben, wurde dessen Nachfolger Godehok. Godehok tronte schon auf dem Gebiete von Böhmen.

Noch immer hausten die Langobarden im Norden, als Attila's grosser Heereszug Europa erschütterte. An diesem nahmen zahlreiche kleinere und grössere Völkerstämme Germaniens Teil. Dort sehen wir den nördlichen Rugier, dessen Namen damals zum ersten Male gehört wird, den Scyrren und Turcilinger, den schnell anstürmenden, im Kampfe unbesiegbaren, doch grausamen Heruler, den langsam erfassenden, schwer sich bewegenden Gepiden und den Ostgothen. Zwei Quellen berichten von den an diesem Kriegszuge teilnehmenden Völkern: Sidonius Apollinaris (später Bischof zu Clermont), der Zeitgenosse dieser ereignissreichen Tage und Schwiegersohn des Kaisers Avitus, an den er beim Antritte seines Consulats (1. Jänner 456) einen Panegyricus richtete; — und die «Historia miscella», eine wenig bedeutende spätere Compilation nicht auf uns gelangter Chroniken, die aber dennoch zahlreiche wertvolle Daten enthält. Keine von ihnen erwähnt die Teilnahme der Langobarden im Heere der Hunnen. Aus der Natur der Sache können wir höchstens soviel folgern, dass wenn auch nicht das gesammte langobardische Volk sich den Hunnen anschloss, — dennoch einzelne Truppen mit ihnen verbunden

waren. Jordanis (c. 53) verrät so nebenbei, dass Attila's Sohn Dinzio (Dengisich) in seinem Heere, mit dem er die Mark der pannonischen Stadt Bassianae verwüstete, neben andern ihm treu gebliebenen, meist ugrischen Völkern, auch Bardores hatte. Darunter können wir nur Langobarden verstehen.

Die Langobarden kamen auf dem Gebiete Böhmens in eine sehr eigentümliche Lage. Germanische Stämme von ausserordentlicher Tapferkeit umgaben sie von allen Seiten, und je näher diese einander verwandt waren, desto leidenschaftlicher hassten sie sich wechselseitig. Jeder Volksstamm, in sein eigenes Nest eingekeilt, lauerte nur auf den günstigen Augenblick, auf den andern loszuschlagen. Die Langobarden mussten den Kampf mit jenen Völkern entweder einzeln aufnehmen oder wieder ruhig zurückziehen.

Die durch die Revolution der Hunnen hervorgerufenen Veränderungen waren sehr gross. Die Territorien Europa's verschoben sich nach allen Richtungen und die Ansiedlung der damaligen Völker ging unter eigentümlichen Verhältnissen vor sich. Den Kern des Hunnenreiches, das frühere Dacien, nahmen die Gepiden unter Ardarich in Besitz. Als Hauptteilnehmer an der Vernichtung des Hunnenreichs r.ssen sie den Löwenteil an sich. Gepidien erstreckte sich vom Alt bis zur Theiss, von der Donau bis zu den Karpathen: ja sogar das heutige Syrmien war in gepidischem Besitz. In der Zerstörung der römischen Bauten des zu hoher Blüte gelangten Daciens boten wohl die Gepiden trotz ihrer kurzen Wohnzeit (453—567) sicherlich dem nagenden Zahne der Zeit die hilfreichste Hand, und was der Wandalen und Gothen verwüstende Uncultur noch nicht zerstört hatte, das wenige verschwand unter ihrer Herrschaft vom Erdboden.

Auf dem einstens civilisirten Boden Pannoniens glimmte nur noch von Zeit zu Zeit ein letzter Funke des Römertums. Beiläufig der fünfte Teil unseres heutigen Vaterlandes jenseits der Donau, ein schmaler Strich des östlichen Oesterreich mit Wien, weiterhin Slavonien und Croatien mit der alten Militärgrenze und ein kleiner Teil Kärntens, das war das damalige Gebiet Pannoniens. Die drei Fürsten der Ostgothen, die Söhne des Amalungen Wandalar: Walamer, Theodemer und Widemer teilten sich in dies Land und herrschten über dasselbe. Während dieses, nicht einmal vier Jahrzehnte dauernden Aufenthaltes dahier bis zur Auswanderung nach Italien (454—488), werden ihre verwüstenden Kriegszüge häufig in den Jahrbüchern erwähnt.

Im Norden, am Fusse der Karpathen, hauste der wilde Stamm der Heruler. Auch er spielte eine grosse Rolle im Hunnenkriege. Ueberdies war er von ausserordentlich unruhiger Natur; es gibt kein Volk der Erde, das mehr Länder durchstrichen hätte, als die Heruler. Kaum an den Gestaden des Dniester aufgetaucht, sehen wir sie schon im Rheintale; sie

morden und brennen in Griechenland, dann plündern sie wieder Spanien und in den Gefilden Italiens fühlen sie sich gerade so zuhause, wie in jenen Scandinaviens. Das Gemälde, welches Procopius von ihnen liefert, zeigt sie als tapfere, aber wilde Gesellen. Gen Westen hin grenzte ihr Land an den Besitz der Langobarden.

An den Ufern der österreichischen Donau, ungefähr von Linz bis Wien, welches jedoch schon zu Pannonien gehörte, lag Rugiland. Die Rugier, ein kleines Volk von ebenfalls germanischer Abstammung, wählten diesen Boden zu ihrer Heimat. Südlich der Donau, in Noricum, pulsirte noch ziemlich stark römisches Leben. Doch die Rugier waren Arianer, die Bewohner Noricums aber katholisch. Die rugische Königin Gisa, die Gemahlin des Feletheus (welchen die Geschichte auch unter dem Namen Feva kennt), wandte alles an, um auch Letztere dem Arianismus zu gewinnen. Sie peinigte und quälte dieselben; wie auch überhaupt die Politik der rugischen Könige darin sich concentrirt, das reiche römische Element möglichst aufzusaugen. Die Lage ihrer Residenz Favianae ist bis heute nicht klargelegt. Einige suchen es im Namen «Wien» und identificiren es mit letzterem.*

Rugiland hatte gerade in jener Zeit eine sehr interessante Persönlichkeit, deren die Historie immerwährend mit Wohlwollen gedenken wird. Der fromme Mönch St. Severin, der weit aus Osten hieher kam, suchte mit rufendem Worte und durch hehres Beispiel die alten, in Fäulniss geratenen Sitten wieder zu erwecken. Sein Einfluss macht sich auch auf die Königsfamilie bemerkbar und seine sich erfüllenden Prophezeiungen bewahrten ihm eine bis zur Bewunderung steigende Verehrung und blinden Gehorsam. Gleich einem Apostel wandelt er herum, heilt Kranke, baut Klöster, predigt den heidnischen Alamannen und den arianischen Rugiern Barmherzigkeit und Frieden, sammelt Zehnden für die Armen, warnt die Städte vor der drohenden Gefahr einbrechender Barbaren oder verteidigt sie durch die Kraft seiner Rede, und verwertet seinen Einfluss auf die Mächtigen zu Gunsten der Verfolgten. Und all dies bewirkt er ohne irgend ein kirchliches oder weltliches Amt, blos nur durch den Zauber seines starken Glaubens und seiner ehrwürdigen Persönlichkeit.

Aber kaum ist der gnadenreiche Severin gestorben (482), allsogleich erhebt sich das blutige Haupt der Zwietracht zwischen dem Könige und seinen Verwandten. Dies benützt Odovachar, Italiens damaliger Herr,

* Zur Form Favianae *(Vita S. Severini)* finden wir noch Fafiana *(Not. Imp.* bei Mannert *Germania* etc. Leipzig, 1820, S. 639) und Febianae (ibid. S. 630). Die Identifizirung mit Wien bestreitet Tauschinski *(Sitzungsberichte der Wiener Akad.* B. XXXVIII.), entgegengesetzter Meinung ist Blumberger *(Archiv der Wiener Akad.* III. 1849.)

überfällt die Rugier, fängt den König sammt seiner stolzen Gemahlin und schleppt sie als Gefangene nach Italien. Ja er übersiedelt sogar durch den Comes Pierius die Römer des Donauufers nach Italien (486). Mit ihnen verschwindet das Römertum auch aus Noricum vollends.[1]

Kaum liess Odovachar das öde Rugiland hinter sich, drangen die Langobarden in dasselbe und «einige Jahre wohnten sie dort, da der Boden sehr fruchtbar war.»

Unterdessen war Godehok gestorben und sein Sohn *Klaffo* wurde König. (Unter seiner Führung gingen die Langobarden nach Rugiland.) Nach seinem Tode nahm sein Sohn Tato, der siebente langobardische König, den Tron seiner Väter ein. Die Langobarden verliessen jetzt auch Rugiland und lagerten sich «in campis patentibus, qui sermone barbarico *feld* appellantur.» Welches «Feld» darunter zu verstehen sei, ist noch heute zweifelhaft. Dass es zwischen der Donau und Theiss keinesfalls gelegen war — weil Einige dieser Meinung sind — erhellt aus dem Umstande, wonach sie mit den Gepiden von Pannonien aus nur nach Besiegung der Heruler in Verbindung stehen. Die Heruler würden sicher, wenn die Langobarden zwischen ihnen und den Gepiden gewohnt hätten, die mit ihnen im guten Verhältnisse stehenden Gepiden auf die Langobarden, die Todfeinde der Gepiden, gehetzt haben. Da nun aber dies nicht geschieht, so ist es höchst wahrscheinlich, dass dieses Feld kein anderes ist, als das *Marchfeld*, die fruchtbare Ebene an der March.[2]

[1] Hier wiederholt sich jene Massregel, welche einstens Aurelianus in Dacien anwandte. (Flavius Vopiscus *Aurelianus* 39). Eugippius, St. Severins Schüler und Biograph (circa 511. Sauppe *Monum. Germ. histor. autor. antiquiss.* I. 2. Berol. 1879) sagt. c. 31: universos in Romani soli provinciam absque ullo libertatis migraturos incommodo. Siehe noch die cc. 40, 45. Ein Verständiger legt diese Stelle bei weitem nicht dahin aus, als wenn jedes römische Individuum von Noricum seine Heimat verlassen hätte. Der reichern Classe, welche ihr Eigentum leichterdings mit sich nehmen konnte, z. B. dem Beamten-Corps, Militär u. s. w., war es jedenfalls möglich auszuwandern; aber dass sich die ärmeren Ackerbauer, die sich überall auf der Welt zuhause fühlenden Kaufleute und die kleineren Industriellen wenigstens zum grösseren Teile nicht regten, erhellt aus der Natur der Sachlage. Daher kann von einer tabula rasa gar nicht die Rede sein; davon aber ja, dass die zuhause gebliebene niedere Volksclasse, welche übrigens — vielleicht Italien ausgenommen — in keiner Provinz stark romanisirt war, die Traditionen des Römertums — zu deren Aufrechterhaltung sie überhaupt nicht so fähig war, wie die Aristokratie — nicht weiter pflegen konnte. Das führte in Folge der fortwährenden Berührung mit den Barbaren langsam zur vollkommenen Vermischung. Hiemit kann jener Standpunkt keineswegs als stabil erachtet werden, welchen Jung in seinem Werke (*Römer und Romanen in den Donauländern.* Innsbruck, 1877) als Hauptziel gewählt hatte, nämlich: in den Völkern der Donauprovinzen auch nach der Völkerwanderung noch Jahrhunderte hindurch das Fortleben des Römertums zu constatiren.

[2] So auch Zeuss, 473. Bolze, *De rebus Herulorum.* Berlin, 1855. S. 13, Anm. [2]) Wiese, 36. Wietersheim-Dahn, II. 339. Ein interessantes Shicksal wurde dem Zwi-

VIII.

Unter der Regierung des Königs *Tato* brach ein Krieg aus zwischen den Langobarden und Herulern.

Die Nationalsage erzählt dies Ereigniss mit folgenden Worten:

«Nachdem die Langobarden im Feld drei Jahre zugebracht hatten, erhob sich Krieg zwischen Tato und Rodulf, dem Herulerkönige. Zwischen Beiden hatte zuvor ein Bündniss bestanden; die Ursache des Streites war folgende. Der Bruder Rodulfs war zu Tato gekommen, um einen Frieden abzuschliessen. Als dieser seine Botschaft ausgerichtet hatte und nun wieder heimkehrte, begab es sich, dass er vor dem Hause der Königstochter, die Rometrud hiess, vorbeizog. Wie diese die vielen Männer und das vornehme Geleite sah, fragte sie: wer es wohl sein könne, der ein so hohes Gefolge habe? Wie man ihr sagte, es sei der Bruder des Königs Rodulf, der, nachdem er seine Botschaft ausgerichtet habe, nun nach Hause zurückkehre, liess sie ihn durch ihre Dienerin einladen, einen Becher von ihr entgegenzunehmen. Er folgte einfältigen Herzens der Einladung: weil er aber klein von Gestalt war, so benahm sich das Mädchen hochmütig gegen ihn und machte sich über ihn lustig. Er von Scham wie von Entrüstung überwältigt, erwiderte ihr in solchen Worten, dass sie noch mehr gereizt wurde. Da konnte sie, in weiblichem Zorn entbrannt, ihr verletztes Herz nicht mehr bekämpfen und beschloss das Verbrechen, das ihr in den Sinn kam, auch auszuführen. Sie heuchelte Gelassenheit, machte ein heiteres Gesicht, nötigte ihn mit freundlichen und besänftigenden Worten sich niederzulassen und setzte ihn so, dass er das Fenster der Wand im Rücken hatte. Dieses Fenster liess sie nun, anscheinend um den Gast zu ehren, zugleich aber, damit ihm kein Argwohn ankäme, mit einem kostbaren Teppich verdecken, und gab dann ihren Dienern den grässlichen Befehl, jenen, — sobald sie dem Mundschenk «mische» zurufen werde — von rückwärts mit ihren Speeren zu durchbohren. Und so geschah es: bald gab das grausame Weib das Zeichen, worauf die Diener nach ihrer Weisung taten und jener durchbohrt zu Boden stürzte und den Geist aufgab. Wie das dem König Rodulf gemeldet wurde, da jammerte er über den grausamen Tod seines Bruders und entbrannte, seines Schmerzes nicht mächtig, von dem Verlangen, den Bruder zu rächen; er brach das eben erst mit Tato abgeschlossene Bündniss und erklärte ihm den Krieg. Die beiderseiti-

schenterritorium Donau-Theiss zu Teil; nicht nur dieses *Feld* glaubte man dorthin verlegen zu sollen, sondern sucht auch die «deserta Bojorum» des Plinius (*Hist. Nat.* III. 24, 27) hier, obwohl es in beiden Fällen sehr klar zu Tage liegt, dass es nicht dasselbe sei (S. Roesler, *Rom. Stud.* S. 29, und nach ihm Hunfalvy, *Ethnogr.* 64.)

gen Heere trafen im Blachfeld zusammen: Rodulf schickte die Seinen in den Kampf; er selbst aber blieb, am Siege gar nicht zweifelnd, im Lager beim Brettspiel sitzen. Es waren aber damals die Heruler äusserst kriegsgeübt und hatten durch viele Siege, die sie schon erfochten, einen grossen Namen erworben. Entweder um leichter zu streiten, oder um zu zeigen, dass sie die vom Feinde kommenden Wunden verachten, zogen sie nackt in die Schlacht und bedeckten nur die Schamteile. Auf deren Stärke baute nun der König ganz fest und hiess, während er selbst sorglos beim Spiele sass, einen seiner Leute auf einen danebenstehenden Baum steigen, damit er ihm den Sieg der Seinigen melden könne, drohte ihm aber zugleich den Kopf abzuschlagen, wenn er von der Flucht der Heruler berichte. Als dieser nun die Schlachtreihe der Heruler wanken und sie von den Langobarden bedrängt sah, so gab er auf die häufigen Fragen des Königs, wie es mit den Herulern stehe, immer die Antwort, sie kämpfen vortrefflich. Und da er nicht frei zu sprechen wagte, so tat er das Unglück, das er mit ansah, nicht früher kund, als bis das gesammte Heer vor dem Feinde floh. Jetzt brach er, wiewohl zu spät, in den Ruf aus: «Wehe dir, Herulervolk, was für ein Zorn kommt über dich von dem Herrn des Himmels!» Durch diese Worte beunruhigt sprach der König: «Fliehen denn etwa meine Heruler?» Jener erwiderte: «Nicht ich, sondern du selbst, o König! hast das gesagt.» Als nun, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, der König und Alle um ihn in ihrer Bestürzung unschlüssig waren, was zu tun sei, kamen die Langobarden über sie und hieben sie nieder. Auch der König selbst, so mannhaft er sich hielt, ward umgebracht. Wie aber die Heruler da und dorthin auseinander flohen, traf sie der Zorn des Himmels also, dass sie die grünen Flachsfelder für Wasser ansahen, das sie durchschwimmen könnten: wie sie aber die Arme zum Schwimmen ausbreiteten, wurden sie vom Schwert der Feinde jämmerlich erschlagen. Nach gewonnenem Siege teilten die Langobarden die reiche Beute, die sie im Lager machten, unter sich. Tato aber trug Rodulfs Banner, das sie Bandum nennen, so wie den Helm davon, den derselbe im Streit gewöhnlich getragen hatte. Und seit jener Zeit war die Kraft der Heruler gebrochen, so dass sie von nun ab keinen eigenen König mehr hatten. Die Langobarden aber wurden seitdem gewaltiger, ihre Mannschaft war durch die verschiedenen Völkerschaften, die sie besiegt hatten, gewachsen; und sie fingen jetzt an — auch ohne Anlass zu Kriegen — auszuziehen und den Ruhm ihrer Tapferkeit allenthalben zu verbreiten.»*

Wie ganz anders erzählt Procopius dieses Ereigniss! Procopius lebte im VI. Jahrhunderte, und er konnte sich wohl leicht ziemlich gründ-

* Paulus Diaconus. I, 20.

liche Nachrichten über die, den byzantinischen Hof um jene Zeit stark besuchenden Donaugermanen verschaffen.

Vor allem gibt er ein äusserst interessantes Bild der barbarischen Heruler, deren Institutionen sich ungemein von denen der andern germanischen Stämme unterschieden. Dies Volk duldete keinen Greis oder Kranken in seinen Reihen: wer an Altersschwäche oder Krankheit siechte, war verpflichtet, seine Genossen zu bitten, sie möchten doch den Faden seines Lebens zerreissen; worauf diese einen riesigen Scheiterhaufen errichteten, ihn auf die Spitze desselben legten und einen fremden Heruler zu ihm sandten (da verwandtes Blut zu vergiessen verboten war), damit er ihn mit seinem Schwerte durchbohre. Nach dieser traurigen Aufgabe wurde der Scheiterhaufen mit Fackeln angezündet. Die Asche wurde gesammelt und allsogleich in den Boden vergraben. Herulische Frauen, deren Männer natürlichen Todes starben und die ihrem Manne die Treue beweisen wollten und auch nach ewigem Ruhme strebten, waren verpflichtet, sich kurze Zeit nach dem Absterben ihres Mannes auf dem Grabe desselben zu erhängen; unterliessen sie dies, so überkamen sie Schande, Schmach und die Verachtung der Anverwandten ihres Mannes.*

Procopius lehrt uns auch, dass die Langobarden damals den Herulern tributpflichtig waren; und wenn nach der Ueberlieferung die Langobarden in Rugiland, dessen Boden doch so fruchtbar (solo fertilis) war, nur kurze Zeit verweilten, so kann das nur in dem Andrange der Heruler seinen erklärenden Grund haben.

Die Heruler, erzählt fernerhin Procopius, lebten endlich, nachdem sie alle um sie gelegenen Völker zum Tribute gezwungen hatten, in Frieden. Darob grollend warfen sie ihrem Könige Feigheit vor und nötigten ihn dadurch, wie auch durch andere Schmähungen, dass er sich zu einem Kriegszuge gegen die Langobarden entschloss, wenn auch dieselben zu einem Kriege wohl nicht den geringsten Anlass gegeben hatten. Die erschreckten Langobarden schickten auch dreimal Friedensgesandte und waren eher bereit zu allem, um nur diesem Kriege auszuweichen. Jedoch Rodulf, der König der Heruler, wies sie jedesmal unter Drohungen ab. Die Ereignisse spitzten sich zum Kampfe zu. Die Schlachtreihen standen sich schon gegenüber, als schwarze Wolken über den Langobarden sich bildeten, die Heruler jedoch durchsichtiges Gewölke überwölbte. Die Heruler, übermütig in ihrer Mehrzahl, machten einen sorglosen Angriff auf die Langobarden; diese aber warfen sie mit solcher Kraft zurück, dass jene gezwungen waren in wilder Flucht ihr Heil zu suchen. Ein grosser Teil

* Procopius *De bello Gotth.* II, 15. Die Aufopferung des Weibes nach dem Tode des Mannes war auch bei den thracischen Völkern Sitte. S. Borovszky, *A dakok. (Die Dacier.)* Budapest, 1883, S. 34.

derselben, unter ihnen auch der König Rodulf, blieb auf dem Schlachtfelde.[1]

Diese Nachricht ist um vieles wahrscheinlicher, als die erstere. Paulus Diaconus legte den dichterischen Sagen einen weit grösseren Wert bei, als trockenen Tatsachen. Klar erhellt aus der Beschreibung des mit den Herulern gekämpften Kampfes die mit Wahrheit — zum Nachteile *dieser* — vermischte Poesie. Procopius, als Zeitgenosse, steht schon *eben deshalb* der Wirklichkeit näher. Nur klingt es auch bei ihm sonderbar, wenn der Herulerkönig ohne ihnen irgendetwas vorzuwerfen, die Langobarden angreift, und zwar mit der vollen Wucht und Kraft seines gesammten Volkes; und trotzdem haben die Langobarden mit den Herulern bald endgiltig abgerechnet. Sagenhaft erscheint auch die Verfinsterung auf Seiten der Langobarden, die Klarheit des Himmels jedoch auf Seiten der Heruler. Es war der Glaube germanischer Völker, dass zu Gunsten jenes kämpfenden Teiles, über welchen ein mit Blitz und Donner verbundenes Gewitter dahinstürmt, der Schlachtengott entscheide.

Zur Bestimmung des Zeitpunktes dieser blutigen Schlacht liegen keine positiven Daten vor. Procopius beginnt zwar die Beschreibung des Krieges damit: dass die Heruler nach der Tronbesteigung des Kaisers Anastasius drei Jahre lang ruhig geblieben waren.[3] Anastasius aber wurde 491 Kaiser, und demgemäss hätten die Heruler 494 den Krieg begonnen. Nur steht dem im Wege, dass ein Brief des Theodorich aus dem Jahre 497 eines Königs der Heruler erwähnt.[4] Und eine Chronik verlegt auf 512 die Einwanderung der Heruler in das römische Reich.[5]

Das heisst: die besiegten und aus ihren Wohnsitzen fliehenden Heruler liessen sich in dem von den Langobarden verlassenen Rugiland nieder; aber von hieraus vertreibt sie baldigst Hungersnot (wo sind die ackerbauenden Römer!), und sie wandten sich den Besitzen der Gepiden, ihrer Nachbaren und Verwandten zu; aber diese empfangen sie mit keiner besonders brüderlichen Herzlichkeit; sie bedrücken und überziehen sie mit ihren Heeren. Zu schwach Widerstand zu leisten, übersetzen sie die Donau und lassen sich mit Genehmigung des Kaisers Anastasius im römischen Reiche nieder und zwar, wie ich erwähnte, im Jahre 512.

[1] Procop., II, 14.

[2] Procop. II, 14: ἡνίκα μέντοι Ἀναστάσιος Ῥωμαίων τὴν βασιλείαν παρέλαβεν, οὐκ ἔχοντες Ἔρουλοι ἐφ' οὕστινας ἀνθρώπων τὸ λοιπὸν ἔλθοιεν, καταθέμενοι τὰ ὅπλα, ἡσυχῇ ἔμενον, χρόνος τε αὐτοῖς ἐνιαυτῶν τριῶν ἐν ταύτῃ δὴ τῇ εἰρήνῃ ἐτρίβη.

[3] Cassidor, *Variar.* 3, 3: Regi Herulorum Theodoricus Rex.

[4] Marcellinus comes, *Chronicon* ed. Roncall. II, 312: Paulo et Musciano consulibus (512) gens Erulorum in terras atque civitates Romanorum jussu Anastasii Caesaris introducta.

Mit Rücksicht auf die nicht viele Zeit erheischende Wanderung der Heruler setzt neuestens die Geschichtschreibung das Jahr der Vernichtung ihrer Macht auf 508, was auch mit dem Gange der Ereignisse vollkommen übereinstimmt. Auch wir geben uns damit zufrieden. Im Jahre 505 wurden daher die Langobarden den Herulern unterworfen.*

Dr. Samuel Borovszky.

VIER MÄRCHEN DER TRANSSILVANISCHEN ZIGEUNER.



Inedita. Originaltexte nebst Verdeutschung und Glossar.

Die älteste und primitivste Literaturerscheinung eines Volkes sind seine Sagen und Märchen, in denen sich seine Denkart, seine einstigen und jetzigen Zustände, Anschauungen und Gebräuche, sein ureigentümlichster Geist am unverfälschtesten offenbart. Wie vieles aber, was dem Volke selbst in seinen Sagen und Märchen voll von Bedeutung und Sinn ist, bleibt demjenigen, der die geheimen, feinen Beziehungen nicht kennt, an deren unsichtbaren Fäden eben Sinn und Bedeutung hängen, dunkel und unerklärlich, und scheint ihm oft unbedeutend, ja selbst sinnlos, eben weil er diesen Zusammenhang mit dem innern Leben des Volkes nicht kennt, das sich darin abspiegelt. Und oft ist es gerade eine solche scheinbar unverständliche Sage oder ein Märchen, deren Sinn uns nicht klar ist, die ein Mittelglied, eine Ergänzung bereits erforschter Sagen und Märchen anderer Völker bilden, und indem man Dies und Jenes wieder zusammenfügt, entsteht aus zerbrochenen Pfeilern und umhergestreuten Steinen wieder ein grosser Bau. Beispiele hiefür können wir in hinlänglicher Zahl anführen. Die Veden und der Avesta, die Weltentstehung und Schöpfungslehren der Römer und Griechen, wie diejenigen von Aegypten, Babylon und Judäa werden oft plötzlich in höchst schlagender Weise durch eine eddische Stelle oder durch eine noch landläufige Sage oder ein Märchen irgend eines anderen Volkes erhellt. Namentlich ist dies der Fall auf dem Gebiete der Sage, deren Verständniss eben durch ihren weltlich-religiösen oder religiös-weltlichen Ursprung gar oft erschwert wird. Denn fassen wir das Wesen der Volkssage ins Ange, so müssen wir sagen, sie habe einen zwiefachen Ursprung: einen religiösen, der ins weltliche, und einen weltlichen, der ins religiöse Bereich hinüber spielt. Sie schöpft ihren Inhalt entweder unmittelbar aus der religiösen Mythe selbst, die sich in der Volksphantasie mit der Erinnerung an eine geschichtliche Tatsache oder ein merkwürdiges Naturereigniss verbin-

* L. Schmidt, *Zur Geschichte der Langobarden.* Leipzig, 1885. S. 54. Ein vortreffliches Werk, welches mir aber nur nach Vollendung meiner Abhandlung zur Hand gekommen war.

det, oder sie schöpft ihn unmittelbar aus einem derartigen, fühlbar in das Leben eines Volkes eingreifenden und auf seinem heimatlichen Boden sich abspinnenden, geschichtlichen oder natürlichen Vorgange, der im Volksgedächtniss auf eine entsprechende mythische Glaubensidee stösst und mit dieser zu einem phantastischen Ganzen verschmolzen, zur Sage oder zum sagenhaften Liede und Märchen wird. In ihrer Wurzel Geheimniss und von mythischem Glaubensstoff durchdrungen, nimmt die Sage und das sagenhafte Lied und Märchen so im Gemüt und Munde des Volkes feste, unwandelbare Gestalt an, und deshalb sehen wir in ihnen gewisse feststehende Züge, Uebereinstimmungen ihres inneren und äusseren Gepräges mit geringfügigen Abänderungen wiederkehren, wie weit dieselben auch örtlich oder zeitlich innerhalb der Grenzen eines Volksstammes auseinander liegen mögen. Die Sagen, sagenhaften Märchen und Lieder sind kein so flüssiges Element, dass sie an einem Orte entstünden, um gelegentlich für immer von dort wieder zu verschwinden. Sie ziehen allerdings von Land zu Land und breiten sich überall hin aus, wo sie in Glauben, Ansicht und Sitten der Völker *Anknüpfungspunkte* finden: aber in ihrem Wesen liegt es, zugleich am Orte ihres Ursprungs haften zu bleiben, mögen auch die Bewohner, welche darüber hinziehen und sich auf längere oder kürzere Zeit dort festsetzen, hundertmal wechseln. Dies ist die Unvertilgbarkeit, die Ewigkeit der Sage, darin beruht zugleich ihre geheimnissvolle Natur und ihre Unerforschlichkeit. Allerdings entstehen auch Sagen, und wol die meisten, in späterer, nachmythischer Zeit durch Ereignisse meist schreckhafter oder geheimnissvoller Art, aber ein gewisser mythischer Zug, ein Reis vom alten Stamme wird gewöhnlich auch auf sie gepfropft. Vom Märchen, als allernächstem Verwandten der Sage, gilt beinahe dasselbe, nur mit dem Unterschiede, dass es seltener an historische, religiöse Ereignisse und Vorkommnisse anknüpfend, mehr zur leichten Befriedigung des Unterhaltungstriebes als zum ernsten Nachsinnen dient und daher, trotz seiner häufigen Beziehungen, für den Forscher und Leser leichter verständlich ist.

An ein tieferes Eingehen in alle diese, in ihrer Art höchst merkwürdigen Kundgebungen eines durchaus selbsttätigen dichterischen Volksgenius hat es nicht gemangelt. Frühzeitig wurden sie zum Gegenstande interessanter Forschungen gemacht, aber es bedurfte erst des klärenden Geistes eines Grimm, um uns das rechte Verständniss dafür zu öffnen. Ganz absehend von aller politischen Neigung und Abneigung haben sie alle Culturvölker von ethischer und ästhetischer Seite zu würdigen verstanden und täglich mehren sich die Sammlungen diesbezüglicher Erzeugnisse des Volksgenius. Trotz alledem ist lange noch nicht Alles gesammelt und durchforscht worden. Dies ist der Fall mit einem besondern, und diesbezüglich wahrlich nicht minder bedeutenden Volke. Es hat dies seinen Grund zum Teil in dem erst späteren Auffinden seiner Poesie überhaupt, zum Teil wohl auch in der min-

der leichten Zugänglichkeit des genügenden Verständnisses seiner Sprache. Ist es schon nicht ganz leicht, auch nur das äussere Walten eines so wenig gekannten Volkes, wie jenes der Zigeuner auch noch heute ist, und die poetischen Gestaltungen desselben ohne vorangegangene Studien zu begreifen, so ist es vollends kaum möglich, sein inneres Leben und dessen Offenbarungen ohne genaueste Kenntniss des Volkes selbst, ohne völliges Hineinleben in seine einzelnsten und besondersten Lebenskreise und Anschauungsweisen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Um wie viel mehr muss es von den poetischen Ausstrahlungen des innern Lebens eines Volksstammes gelten, der uns trotz seiner Nähe immer noch so fernab liegt, wie der der Zigeuner, und namentlich von seiner Poesie, von den dichterischen Reflexen nicht nur seiner Anschauungsweise von religiösen Dingen, sondern auch seiner gesammten Ethik und practischen Lebensweisheit.

Im Folgenden teile ich vier Märchen der transsilvanischen Zigeuner in wörtlich nachgeschriebenem Originaltext nebst Verdeutschung aus meiner bislang unedirten Sammlung mit, die inhaltlich durch ihre Einfachheit, sprachlich aber durch höchst interessantes Material hervorragen. Aus diesem Grunde hielt ich es für angeraten, ein Glossar beizuschliessen, besonders da ohnehin bald die Zeit eintrifft, wo die Zigeuner den Culturbestrebungen weichen, vom Erdboden verschwinden und für Philologen jedes zu Papier gebrachte «zigeunerische Wort» besondern Wert haben wird.

I. O meriben sár piráno. *

Yekvár shukáre, terneçáre yeká romñi ávlás, láke ná ávlás dád ná dáy te ná pçrálá te náshválá, adá ebe merdyenás. Jidelás yoy eyedüles pro cuno ker te ñiváso jielás kiyá láke, yoy ná jielás kiyá ñiváso. Ákor ávelás ráciye kiyá láke yek shukár dromengro, páledálás udár te vicinelás: «Me som dromengro te ávávás dures pro lime; me ádái kámáv th'ávriacel; me násci dureder the jiel!» E terneçáre romñi penelás: «Ac ádái! me dáv tute párná the sovel te káná tu kámes çában te piben, so cá mánge hin.» Shukár dromengro páshlyolás te penelás: «Mosht sováv ismet, dindyárdes me ná sováv!» Terneçáre romñi pçucelás: «Pen mánge, móta tu ná sovedyál?» Penelás o rom: «Gule romñi, pál deshvársel bershá cá yekvár me sováv!» Akor áselás terneçáre romñi te penelás: «Tu peráskeres, cáces? tu sál miseç gádsio!» Uvá o dromengro ebe sovelás te tosárá káná ushcelás, penelás yov: «Tu sál yeká shukáre, terneçáre romñi, káná kámes, ádái ácáv yek kurko!» E romñi láces ádáles kámelás, bo ebe shukár dromengres piránelás.

* Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c dem Laute tsch ç = ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j Vrgl. meine «Sprache der transsilvanischen Zigeuner» S. 3.

Yekvár yon sovená te ákor ushcávelás shukáres dromengres e romñi te penelás: «Gule báci, shuná! mánge ávláhás miseç suno. Tu sál legshiláleder te legpárneder te ámen pál shukár urdon urdonáhás. Tu pçurdehás ándre shing báre. Akor pirená muláná te tuhál jiánená; bo tu thágár ávehás te tute ávlás yek shukáre tçánune thályik.» Akor o shukár rom penelás: «Adá hin miseç!» Ushcenelás te penelás: «Piráñiye, kámpel the jiáv, bo pro lime mosht dindyárdes ñiváso merdyás: kámpel the jiáv; mik mán!» E romñi ápsárelás te penelás: «Ná jiá okiyá! ác meg cepes!» Akor penelás o mánush: «Kámpel the jiáv! ferinel tut'o del!» Uvá romñi cándelás, káná láke yov kikidelás vást te yoy penelás: «Pen mánge, ko tu sál?» Akor vicinelás o mursh: «Ko sherinel ádáles, ádá merel! Tu hiábá pçucehás; tute ná me penáv: ko me som!» Akor rovelás te penelás e romñi: «Me kámáv minden the ávrilyikeráv, cá pen mánge: ko tu sál!» Akor penelás o dromengro: «Láces, ákor mánsá prejiás! me som meriben!»

E terneçáre romñi tráselás te merelás...

Der Tod als Geliebter. *

Es was einmal eine schöne, junge Frau, die hatte keinen Vater und keine Mutter, auch keine Brüder und Bekannten, die waren alle schon gestorben. Sie lebte allein in einem kleinen Hause und Niemand kam zu ihr; sie gieng auch zu Niemandem hin. Da kam einmal abends ein schöner Wanderer zu ihr, machte die Tür auf und rief: «Ich bin ein Wanderer und war weit in der Welt; ich will hier rasten, ich kann nicht mehr weiter gehen!» Die junge Frau sagte: «Bleib' nur hier! ich gebe dir einen Polster zum Schlafen und wenn du willst auch Speise und Trank, was ich eben habe.» Der schöne Wanderer legte sich nieder und sagte: «Jetzt schlafe ich wieder einmal, seit lange habe ich nicht geschlafen!» Die junge Frau frug: «Sag' mir, hast du seit lange nicht geschlafen?» Der Mann sagte: «Liebe Frau, in tausend Jahren schlafe ich nur einmal!» Da lachte die Frau und sprach: «Du scherzest, nicht wahr? Du bist ein schlimmer Mann!» Der Wanderer aber schlief schon und morgens, als er aufstand, sagte er: «Du bist eine schöne, junge Frau, wenn du willst, so bleibe ich hier noch eine Woche lang.» Die Frau wollte es gern, denn sie liebte schon den schönen Wanderer.

Einmal schliefen sie und da weckte die Frau den schönen Mann auf und sagte: «Lieber Mann, höre! ich hatte einen bösen Traum. Du warst sehr kalt und weiss, und wir fuhren auf einem schönen Wagen. Du bliesest in ein grosses Horn. Da kamen die Gestorbenen heran und giengen mit dir;

* Die Titel sind beibehalten worden, so wie sie vom Volke den einzelnen Stücken gegeben worden, daher das in den meisten Fällen Unzutreffende derselben.

denn du warst König und hattest einen schönen Tuchmantel an.» Da sagte der schöne Mann: «Das ist sehr schlecht!» Er stand auf und sagte: «Geliebte, ich muss gehen, denn in der Welt ist jetzt seit lange Niemand gestorben, ich muss gehen; lasse mich los!» Die Frau weinte und sprach: «Nicht geh' weg! bleib' noch ein wenig!» Da sprach der Mann: «Ich muss gehen! behüt' dich Gott!» Die Frau aber schluchzte, als er ihr die Hand reichte und sprach: «Sag mir, wer du bist!» Da sagte der Mann: «Wer es erfährt, der stirbt! Du fragst vergebens; ich sage es dir nicht: wer ich bin!» Da weinte die Frau und sprach: «Ich will alles erdulden sag' mir nur: wer du bist!» Da sagte der Wanderer: «Gut, dann kommst du mit mir! ich bin der Tod!»

Die junge Frau erschrak und starb...

II. Stár pçrálá.

Yekvár stár pçrálá jidená, ádá sá ávnás legcoredyá. Akor penelás yekto pçrál: «Me kámáv ná cores th'ável, Jiáv ándre lime te káná bárváles ávává, áváv páshál tumen te áláv tumen.» O pçrál coro ráciye te jivese jiálás te leske ná ávlás çáben; ávlás yov máy pçáres ándro ves báro, ádáleske ná ávlás ágor. Páshlyolás o pçrál te sovelás. Káná sovelás, ávelás yek mánushoro culo, ádáleske ávlás págonis dindyárdo párno te vicinelás yov: «Opre ác! tu sál romes coro te jivesehá páshlyes pál e pçuv; tu sál kovlyemoskres te ná kámes the butyikerel! Ushci!» O pçrál ushcelás te penelás: «Me som pçáres te mánge ná hin kériben!» Mánushoro pçuro penelás: «Adárde ándro mro kér! dáv tute çában te piben! te máy buter lová, rup te somnákálf, káná jiánes, so ádá párámisá hin, ádálá penává tute.» Pirená yon ándro ves te shukár kér báro ávlás. Duysine jiánená pál e dis mánushoreskro pçureskro te ádá udár báro trástuno páledelás te penelás: «Dikh, ádá somnákálf but tute hin, káná mánge tu penes, so ádá párámisá hin! Shuná:

Yeká kástori, stár sheloro,
Yek ciloro, but báloro,
Piránen vicinen
Kiyá e kelyiben!

Pen, so hin ádá?» Penelás o pçrál: «Mishto mánusheyá, me ná jiánáv, so ádá hin!» — «Láces!» vicinelás pçuro mánush, «ádá hin *hegedüve;* káná ná jiánes, ádárde ác te mange slugádjis ávehá!» Coro slugádjis pçáres mosht the kerel mushinelás te pçuro mánush márelás les mindig, yov ávlás máy soráles, çoc cuno ávlás yov.

Androdová pçrálá ná jiánená, kode yekto pçrál th'ávlás te yekvár duyto pçrál penelás: «Pçrál ámáro ná ável. Me mosht jiáv okiyá; káná bárváles ávává. áváv kiyá tumenge!» Duyto pçrál okiyá jiánelás te pirelás ándro ves

báro te yov páshlyolás. Káná sovelás yov, mánushoro culo, pçuro ávelás te vicinelás: «Opre ác! tu coro romes sál te ná keres. Adárde, dáv çáben te piben te máy buter lová, rup te somnákálf, káná tu jiánes, so ádá párámisá hin, ádálá tute me penává! «Yon pirená ándro kér shukár pçureskro te yov páledálás udár trástuno te penelás: «Dikh, ádá but somnákálf tute hin, káná tu penes, so ádá párámisá hin! Shuná:

Biçerengro, bicibákro jiukel,
Káná opre les lável,
Becinel te vicinel,
Páshlyol te ná penel;

So hin ádá? Jiánes?» — «Me ná jiánáv!» penelás duyto pçrál, «me ná som kide godsiável!» Akor penelás pçuro mánush: «Káná tu sál kide biçábneckro te náne jiánes, penáv tute: ádá hin *lancos!* mosht ác ádái te mánge slugádjis ávehá!» Mosht duy corá pçrálá ávnás kiyá pçuro mánushoro te yon ávnás may bibaçtráles.

Duy áver pçrálá ná jiánená, kode pçrálá leskre hin te akor penelás trito pçrál: «Gule pçrál, ávrá bristyé men; me okiyá jiáv te káná bárváles hin, áváv kiyá tuke.» Okiyá jiálás te ávelás ándro ves báro te pçáres páshlyolás. Te káná yov sovelás, ishmet pirelás pçuro mánushoro te vicinelás: «Opre ác, tu hiábáçábneskro! tu sal romes coro te soves te ná keres! Ushci, ádárde! dáv tute çáben te piben, but lovo, káná jiánes, so ádá párámisá hin, ádá tute penává.» Yon pirená pál kér shukár pçuro mánusheskro. ádá páledelás udár trástuno te penelás: «Dikh, ádá tute dáv, káná jiánes, so ádá párámisá hin! Shuná:

Máshkár duy résá kándeno jiukel
Pále sárále themlin becinel!

Pen, so hin ádá?» — «Me násei!» penelás o pçrál, «ná but mán sikIyáváv te ná som godsiável sár tu; tu sál pçuro, uvá meg me terneçár te ná jiánáv but!» — «Láces!» penelás pçuro, «káná náne tu jiánes, penáv tute: ádá hin *rtl!*» Akor ávelás o pçrál, uvá o pçuro mánush penelás: «Ná ásá, tu meg rovehá! tu mánge slugádjis ávehá!» Te coro o pçrál duy ávrá pçrálensá pçureskro manusheskro slugádjis te máy bibáçtráles yon ávnás.

Akor stárto, legterneçáreder o pçrál gindelás: «Pçrálá gelyé okiyá te mán bristyé, me jiáv ándre lime!» Leske ávlás trin jiuklá, ádá ávnás yek o medve, te o ruv te o resun, ádálen yov máy kámelás te ádá les kámená te jiánená lehá. Yon pirená ándro ves te terneçár o pçrál penelás: «Jiánen tumen romá mirá! Çánáren tumende çáben, káná pçurdáv, kide pirden sár kiyá mánge!» Yon okiya ávená te yov páshlyolás te sovelás. Akor pirelás pçuro mursh te viceneIás: «Tu rom! ná sová! Ushci te kere!» O pçrál opre ácelás te penelás: «So tu kámes?» — «Adárde!» penelás pçuro mánush,

«dáv tute çában te piben ce but lova, rup te somnákálf, káná penes mánge, so ádá párámisá hin, ko tute penává!» Yon pirená ándro báre, shukár kér mánushoreskro pçuro, ádá páledálás udár trástuno te penelás: «Adá but rup te somnákálf dáv tute, káná penes, so ádá párámisá hin:

Melyálo, dindyárdo poçtán
Pál e pçuv çárpinán!

So hin ádá? «Terneçár mursh penelás: «Adá hin *dromá*, ádá pál e pçuv hin.» — «Láces!» penelás pçuro mánush, «tu sál godsiáveleder sár pçrálá tire; kámpel tute the ável miro slugádjis. Tire pçrálá ebe mánge hin slugádjisá.» — «Me ná kámáv,» penelás legterneçáreder o pçrál; «de mánge somnákálf tires.» Pçuro mánush ná kámelás somnákálf the del te márelás les, ákor pçurdelás te yon pirená o medve, o ruv te o resun te cingárenás mánushes pçuro. Uvá stár pçrálenge ávlás but lová, rup te somnákálf te mosht bárvále te báre ráyá ávnás.....

Die vier Brüder.

Es lebten einmal vier Brüder, die waren immer sehr arm. Da sagte der erste Bruder: «Ich will nicht mehr arm sein. Ich gehe in die Welt und wenn ich reich werde, komme ich zu euch und hole euch ab.» Der arme Bruder gieng Tag und Nacht und hatte nichts zu essen; er war sehr müde und kam in einen grossen Wald, der hatte kein Ende. Der Bruder legte sich nieder und schlief ein. Als er schlief, kam ein kleines Männchen, das hatte einen langen, weissen Bart und schrie: «Steh' auf! du bist ein armer Zigeuner und liegst am Tage auf der Erde; du bist faul und willst nicht arbeiten; steh' auf!» Der Bruder stand auf und sagte! «Ich bin müd und habe keine Arbeit!» Das alte Männchen sprach: «Komm' her in mein Haus! ich gebe dir Speise und Trank und sehr viel Geld, Silber und Gold, wenn du weisst, was das Rätsel ist, welches ich dir sagen werde.» Sie giengen in den Wald hinein und da war ein grosses, schönes Haus. Sie giengen zusammen in die Wohnung des alten Männchens und dieses sperrte eine grosse eiserne Türe auf und sagte: «Sieh, dies viele Gold gehört dir, wenn du mir sagst, was dies Rätsel bedeutet! Höre:

Ein Hölzchen, vier Schnürchen,
Ein Stäbchen, viel Härchen,
Sie rufen zum Tanze
Verliebte Pärchen!

Sag', was ist das?» Der Bruder sagte: «Guter Mann, ich weiss es nicht, was das ist!» — «Gut!» sprach der alte Mann, «es ist *die Geige*; wenn du es nicht weisst, so bleibst du hier und wirst mein Diener!» Der arme

Diener musste jetzt schwer arbeiten und der alte Mann schlug ihn immer; er war sehr stark, obwol er klein war.

Die Brüder wussten inzwischen nicht, wo der erste Bruder sei und einmal sagte der zweite Bruder: «Unser Bruder kommt nicht. Ich gehe jetzt fort, wenn ich reich werde, so komme ich nach euch!» Der zweite Bruder gieng auch weg und kam in den grossen Wald und legte sich nieder. Als er schlief, kam das kleine, alte Männchen und schrie: «Steh' auf! du bist ein armer Zigeuner und arbeitest nicht. Komm' mit mir, ich gebe dir Speise und Trank und sehr viel Geld, Silber und Gold, wenn du weisst, was das Rätsel ist, welches ich dir sagen werde!» Sie giengen in das schöne Haus des Alten und er sperrte die eiserne Türe auf und sprach: «Sieh, dies viele Gold ist dein, wenn du sagst was das Rätsel bedeutet! Höre:

> Beinlos ist ein Hund und zungenlos,
> Hebst ihn aber du in deinen Schooss,
> Bellt und heult und kläfft er fürchterlich,
> Legst du nieder ihn, nicht muckst er sich!

Was ist das? weisst du es?» — «Ich weiss es nicht!» sagte der zweite Bruder, «ich bin nicht so klug!» Da sagte der alte Mann: «Wenn du so dumm bist und nichts weisst, so sage ich es dir: es ist *die Kette!* jetzt bleibst du hier und wirst mein Diener!» Nun waren die zwei armen Brüder beim alten Männchen und sie waren sehr unglücklich.

Die zwei anderen Brüder wussten nicht, wo ihre Brüder sind und da sagte der dritte Bruder: «Lieber Bruder, die anderen haben uns vergessen; ich gehe fort und wenn ich reich bin, so komme ich nach dir.» Er gieng weg und kam in den grossen Wald und müde legte er sich nieder. Und als er schlief, kam wieder das alte Männchen und schrie: «Steh' auf, du Faulpelz! du bist ein armer Zigeuner und schläfst und arbeitest nicht! Steh' auf, komm' her! ich gebe dir Speise und Trank, viel Geld, wenn du weisst, was das Rätsel bedeutet, welches ich dir sagen werde.» Sie giengen in das schöne Haus des alten Männchens, dies sperrte die eiserne Türe auf und sprach: «Sieh, dies gebe ich dir, wenn du weisst, was dies Märchen bedeutet! Höre:

> Zwischen zwei Bergen bellt ein stinkiger Hund
> Laut in dem dunklen, finstren Waldesgrund!

Sag', was ist das?» — «Ich weiss es nicht!» sagte der Bruder, «ich habe nicht viel gelernt und bin nicht so klug, wie du; du bist alt, ich aber bin noch jung und weiss nicht viel!» — «Gut!» sagte der Alte, «wenn du es nicht weisst, so sage ich es dir: es ist *der F.. z!*» Da lachte der Bruder, aber der alte Mann sprach: «Lache nicht, denn du wirst noch weinen! du wirst mein Diener!» Und der arme Bruder wurde nun mit den zwei andern Brüdern Diener des alten Mannes und sie waren sehr unglücklich.

Da dachte der vierte, der jüngste Bruder: «Die Brüder sind fort gegangen und haben mich vergessen, ich gehe in die Welt!» Er hatte drei Hunde, das waren ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs, diese liebte er sehr und diese liebten ihn auch und giengen mit ihm. Sie kamen in den Wald und der junge Bruder sagte: «Geht ihr, meine Freunde! sucht euch Speise, aber wenn ich pfeife, so kommt sogleich zu mir!» Sie giengen weg und er legte sich nieder and schlief. Da kam der alte Mann und schrie: «Du Zigeuner! nicht schlaf! Steh' auf und arbeite!» Der Bruder stand auf und sprach: «Was willst du?» — «Komm,» sprach der alte Mann, «ich gebe dir Speise und Trank und viel Geld, Silber und Gold, wenn du mir sagst, was das Rätsel ist, wslches ich dir sagen werde!» Sie giengen in das grosse, schöne Haus des alten Männchens, dieses sperrte die eiserne Türe auf und sprach: «Dies viele Silber und Gold gebe ich dir, wenn du sagst, was das Rätsel bedeutet:

Graue, endlos lange Leinewand
Spreitet man durch's ganze Land!

Was ist das?» Der junge Mann sagte: «Dss sind *die Wege*, die im Lande sind!» — «Gut!» sagte der alte Mann, «du bist klüger als deine Brüder; du sollst auch mein Diener sein. Deine Brüder sind schon meine Diener.» — «Ich will nicht!» sagte der jüngste Bruder, «gieb mir dein Gold.» Der alte Mann wollte ihm nicht das Gold geben und schlug ihn, da pfiff er und es kamen der Bär, der Wolf und der Fuchs und zerrissen den alten Mann. Den vier Brüdern aber gehörte das viele Geld, Silber und Gold und sie waren nun reiche und grosse Herren.....

III. O coro rom.

Yekvár jidelás yek coro rom, ádá jielás pál sáko kurko yekvár kiyá bárvále çuláiyá the mángel. Yekvár pirelás kiyá pçivlyi te máro mángelás; ákor penelás e pçivlyi: «Máro me ná pekyom, mánge hin cá yevá.» O coro rom penelás: «De mánge tehát yevá!» Gádsi çolyisárelás lá te penelás: «Adái! yev tute hin!» te cidelás leske yek yev. O rom tçovelás ándro peskro gono te prejielás. E pçivlyi shinbrinelás te o rom yevehá jielás kiyá áver çulái te penelás: «Gulo çulái! dáv tute yek yev; ferine ádáles; me miñár ávává!» Káy o rom ishmet pirelás, yev çályehás yeka cátrá ráyeskro. Akor penelás o rom: «E cátrá hin mánge; so miro yev çályás!» Te o ráy leske kámpel cátrá delás. O ráy jielás kiyá somsédos te penelás: «Gulo somséd, me dáv tute ádá cátrá; ferine lá; me ishmet ávává!» Te káy ishmet pirelás, e máckå çuláyeskro cátrá çályehás. O coro rom penelás: «E máckå m're cátrá çályás: mánge hin e mackå!» Te yov jielás okiyá máckáhá, bo gádsio kámpel lá leske the delás te yov jielás kiyá áver ráy te penelás: «Gulo ráy! ferine tu m're máckå; me sik piráv.» Káy ishmet pirelás, o jiuklo ráyeskro máckå

cingárdyehás. Akor penelás o rom: «Mánge hin jiuklo!» te okiyá jielás jiuklehá. O rom jinkles ishmet delás áver ráyeske te penelás: «Gulo ráy! ferine tu m'ro jiukles, me sik piráv!» Káy uvá o coro rom pirelás, mulánes ávlás o jiuklo. Yek guruv bárválo ráyeskro les mules pçosdyehás. O rom penelás: «Mánge hin o guruv!» O ráy kámpel guruves leske the delás te o rom lehá jielás okiyá. Pirelás yov kiyá legbárváleder, báro ráy te penelás: «Gulo ráy, me dáv tute m'ro guruves; me sik ishmet piráv.» Káy pirelás ishmet, yek grái leskro guruves mudárdyehás. O rom penelás: «Mánge hin o grái!» te okiyá prejielás gráyehá. Akor o thágár pirelás te prejielás gráyehá romeskro okiyá. O grái thágáreskro násháles ávlás te yov sikovelás, kide prejielás gráyehá romeskro. Káy o rom ándro foros thágáreskro pirelás, o grái mulánes ávlás te o thágár penelás: «Gulo rom! grái tiro hin muláno uvá bute lová me dáv tute vásh tiro muláno grái.» Te o thágár romeske delás legbuder lová, yov bárvályolás te káy kére pirelás, ná buter mángelás, uvá jidelás báçtáles pro legshukáre kér te biyelás pçivlyá, e leske yekvár diñehás yek yev....

Der arme Zigeuner.

Einmal lebte ein armer Zigeuner, der gieng jede Woche einmal zu den reichen Hausherren betteln. Einmal kam er zu einer Witwe und bettelte Brod; da sagte die Witwe: «Brod habe ich nicht gebacken, ich habe nur Weizen.» Der arme Zigeuner sagte: «Gieb mir also Weizen!» Die Frau ärgerte sich und sprach: «Da! hast du Weizen!» und warf ihm ein Weizenkorn hin. Der Zigeuner steckte es in seine Tasche und gieng weg. Die Witwe lachte und der Zigeuner gieng mit dem Weizenkorn zu einem andern Hausherrn und sprach: «Lieber Hausherr! ich gebe dir ein Weizenkorn; behüte es mir: ich werde gleich zurück kommen!» Als der Zigeuner wieder kam, hatte das Weizenkorn eine Henne des Herrn gefressen. Da sagte der Zigeuner: «Die Henne ist mein; warum hat sie mein Weizenkorn gefressen!» Und der Herr musste ihm die Henne geben. Der Zigeuner gieng zum Nachbarn und sprach: «Lieber Nachbar, ich gebe dir diese Henne, behüte sie: ich komme wieder zurück!» Und als er wieder kam, hatte die Katze des Hausherrn die Henne gefressen. Der arme Zigeuner sprach: «Die Katze hat meine Henne gefressen, die Katze ist mein!» Und er gieng mit der Katze fort, denn der Mann musste sie ihm geben, und er gieng zu einem anderen Herrn und sagte: «Lieber Herr! behüte meine Katze; ich komme sogleich zurück.» Als er wiederkam, hatte der Hund des Herrn die Katze zerrissen. Da sprach der Zigeuner: «Der Hund gehört mir!» und gieng mit dem Hund fort. Der Zigeuner gab den Hund wieder einem anderen Herrn und sagte: «Lieber Herr! behüte meinen Hund, ich komme gleich!» Als aber der arme Zigeuner kam, war der Hund todt. Ein Ochs des reichen Herrn hatte ihn todt gestossen. Der Zigeuner sprach: «Mein ist der Ochs!» Der Herr musste den

Ochsen ihm geben und der Zigeuner gieng mit ihm weg. Er kam zu einem sehr reichen, grossen Herrn und sagte: «Lieber Herr, ich gebe dir meinen Ochsen; ich komme sogleich wieder.» Als er wieder kam, hatte ein Pferd seinen Ochsen todtgeschlagen. Der Zigeuner sagte: «Das Pferd ist mein!» und er gieng mit dem Pferde weg. Da kam der König und gieng mit dem Pferde des Zigeuners fort. Das Pferd des Königs war krank und er eilte, so gieng er mit dem Pferde der Zigeuners fort. Als der Zigeuner in die Stadt des Königs kam, war das Pferd krepirt und der König sagte: «Lieber Zigeuner! dein Pferd ist krepirt, aber ich gebe dir viel Geld für dein todtes Pferd.» Und der König gab dem Zigeuner sehr viel Geld, er bereicherte sich und als er nach Hause kam, bettelte er nicht mehr, sondern lebte glücklich in einem sehr schönen Haus und heiratete die Witwe, die ihm einst ein Weizenkorn gegeben hatte....

IV. Sváto Nikulái.

Andro yek gáv jidelás yekvár coro terneçár rom, ádá butyikerelás kéróră ciriklengré, ádálen ándro foros bikinelás. Jielás yov yekvár ishmet ándro báro foros te kéróră ciriklengré kámelás the bikenelás uvá ñiko ádálen ciñelás. Akor pirelás somores kére te yov beshelás prál o drom te gindelás: Be láces th'ávlás ákumá * láce çában, me kide bokháles som. Akor prál o drom pirelás yek máy shukáreder ráy te o terneçár rom ushcelás te mángelás: «Gule ráy, de mánge yek bánuc! máro kámáv mánge the ciñáv; mánge ná hin çában.» O ráy rushárdes penelás: «Tu sál ternes te ná butyikerelás.» O cero rom rovelás te penelás: «Me kéróră ciriklengré butyikerdyom, uvá ñiko kámel ádálen the ciñel.» Akor penelás o ráy: «Dikh, ándro yek kéróro ciriklengré beshel yek ciriklo, áda tute dávelá, so tu kámes.» O coro rom dikhelás cáces yek legshukareder cirikles, yov rádisályolás te sik penelás: «Gule cirikleyá, de mánge çában te piben!» Te ákor sik ávnás but peko más, párno máro, márikli, bálabásh, mol. O rom çávelás te piyelás te cályuvelás te pályikerelás láco ráyeske, uvá ádá ebe pregelyehás. O rom jielás te pro o drom máy pçáres ávlás yov. Akor cirikleske penelás: «Gulo cirikleyá! me som pçáres. Yek grái mánge máy láces th'ávlás.» Akor pirelás yek shukár grái te o rom beshelás prál leske te penelás: «Gulo cirikleyá! mánge cibinel shukáre uribená!» Akor yekvár shukáre uribená ávnás te o rom lá urelás. Te gindelás: me jiáv ándre lime, so me keráv kére? Te jielás ándre lime. Yekvár pirelás kiyá báro, shukár kér, odvi beshelás legbárváleder hercego. Káy ándrál kér pirelás, biyáv ávlás te ávná odoi legbuter biyáveskrá, bute

* Ein merkwürdiges Gemisch rumänischer und ungarischer Lehnwörter findet sich in diesem Märchen vor, welches mir ein Dévaer Zigeuner erzählt hat. Der Zigeuner-Dialekt dieser Gegend ist überhaupt ein interessantes Conglomerat rumänischer, ungarischer, deutscher, ja selbst serbischer Elemente.

ráyá te ráñiyá te yon kelená te çávená te piyená. O rom penelás, yov th'ávlás hercego te the beshel dur ándre pçuv, odoi mindik ñiláy th'ávláste e pçuv pál báro muros civerdel.* Yov the shunelás hercegestár te yov the pirdyás les the dikhyás. Ráyá te ráñiyá rádisályoná te rom cirikleske penelás: «Gulo cirikleyá! mánge kámáv çáben te piben!» Akor ávlás yekvár pro skámindá forte feder çaben, forte feder mol. Akor mángelás o rom cirikletár somnákálf te gemántos te delás ráyenge. Te áfostálás odoi yeká shukáre ráklyi hercegeskro te o rom lá mángávelás. O hercegos delás lá romeske te ádá ákumá báçtáles jidelás but improper bershá romñáhá. Káy merelás yov, prejielás o ciriklo, bo ádá ávlás sváto Nikoláyeske, ádá leske yekvár diñehás...

Der heilige Nikolaus.

In einem Dorfe lebte einmal ein armer junger Zigeuner, der verfertigte Vogelbauer, welche er in der Stadt verkaufte. Einmal gieng er wieder in die grosse Stadt und wollte Vogelbauer verkaufen, aber Niemand kaufte sie. Da gieng er traurig nach Hause und auf dem Wege setzte er sich nieder und dachte: Wie gut wäre jetzt eine gute Speise, ich bin so hungrig. Da kam auf dem Wege ein sehr schöner Herr und der junge Zigeuner stand auf und bettelte: «Lieber Herr, gieb mir einen Kreuzer! ich will mir Brod kaufen; ich habe keine Speise.» Der Herr sagte zornig: «Du bist jung und arbeitest nicht.» Der arme Zigeuner weinte und sagte: «Ich habe Vogelhäuser gemacht, aber Niemand will sie kaufen.» Da sagte der Herr: «Sieh, in einem Vogelhaus sitzt ein Vogel, der wird dir geben, was du willst.» Der arme Zigeuner sah wirklich einen sehr schönen Vogel, er freute sich und sagte sogleich: «Lieber Vogel, gieb mir Speise und Trank!» Und da war gleich viel gebratenes Fleisch, weisses Brod, Kuchen, Speck, Wein. Der Zigeuner ass und trank und sättigte sich und dankte dem guten Herrn, aber dieser war schon fortgegangen. Der Zigeuner gieng (auch weiter) und auf dem Weg war er sehr müde. Da sagte er dem Vogel: «Lieber Vogel, ich bin müde. Ein Pferd wäre mir sehr gut.» Da kam ein schönes Pferd und der Zigeuner setzte sich auf dasselbe und sprach: «Lieber Vogel! es fehlen mir schöne Kleider!» Da waren auf einmal schöne Kleider und der Zigeuner zog sie an. Und er dachte: ich gehe in die Welt; was mache ich zu Hause? Und er gieng in die Welt. Einmal kam er zu einem grossen, schönen Hause, da wohnte ein sehr reicher Herzog. Als er in das Zimmer kam, war (grade) Ball und es waren dort sehr viele Gäste, viele Herren und Frauen und sie tanzten und assen und tranken. Der Zigeuner sagte, er sei ein Herzog und

* Häufig vorkommende Wendung. Was unter der «grossen Mauer, welche das Land umgiebt», verstanden werden soll, konnten mir die Zigeuner nicht sagen. Scheint eine alte Reminiscenz zu sein! (Chinesische Mauer?)

wohne weit in einem Lande, wo es immer Sommer sei und das Land sei von einer grossen Mauer umgeben. Er habe gehört vom Herzog und er sei gekommen ihn zu sehen. Die Herren und Frauen freuten sich und der Zigeuner sagte dem Vogel: «Lieber Vogel! ich brauche Speise und Trank!» Da war auf einmal auf den Tischen das beste Essen, der beste Wein. Dann verlangte der Zigeuner vom Vogel Gold und Diamanten und gab sie den Herren. Und da war auch ein schönes Mädchen des Herzogs und der Zigeuner freite sie. Der Herzog gab sie dem Zigeuner und dieser lebte nun glücklich mit seiner Frau viele Jahre. Als er starb, gieng der Vogel weg, denn er gehörte dem heiligen Nikolaus, dieser hatte ihn einmal ihm geschenkt....

GLOSSAR.

Das nachfolgende Glossar soll dem Leser Aufschluss geben über die grammatischen Formen vorangehender Märchen. Der Raum bedingte möglichste Abkürzungen, die aber Jedem verständlich sind, der auch nur halbwegs mit grammatikalischen und lexikographischen Dingen vertraut ist. Die *Märchen* sind durch römische, die *Person* durch arabische Ziffern angedeutet. Die angezogenen §§ verweisen auf meine *«Sprache der transsilvanischen Zigeuner»* (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1884).

Acár bleiben; ác Imper., ácelás 3. sg. Impf. (III), opre ác (II) steh auf.

ádá dieser, ádáles (III) acc. sp. m., ádáleske (II) dat. sg. m., ádálá (II) acc. sg. f., ádálen (II. IV) acc. pl. m.

ádái hier.

ádárde hier! komm her! (II).

áfostálás s. som (IV).

ágor f. Ende (II).

ákor da, dann, als (ungarisches Lehnwort).

ákumá (IV) jetzt (rumänisches Lehnwort).

álár (II) hole ab.

ámáro unser (II).

ámen s. me.

ándre vor fem., *ándro* vor masc. praep. in, auf, an.

androdórá adv. inzwischen, unterdessen (II).

ásár lache; áselás (I. II.) 3 sg. Impf. ásá (II) Imper.

ápsárár träne, weine, ápsárelás (I.) 3. sg. Impf.

árár gehe, ávelás 3. sg. Impf., ávává (III) kommen 1. sg. Fut.

árárá, ávlás, ávláhá-, ávehás, ávelás, ávnás, ável, ávehá, ávená, ávávás s. som.

árer anderer, ávrá (II). n. pl. m.

árriácár ich raste, th'ávriácel (I). Inf. Form.

árrilyikerár ertrage, erdulde; the ávrilyikeráv 1. sg. Praes. conj. (I).

Báci m. Mann (I. ungarisches Lehnwort)

báçtálo glücklich; báçtáles adv. (III).

bánuc f. Kreuzer (IV. rumänisches Lehnwort).

bálábásh m. Speck (IV. vgl. meinen Artikel: «Zigeunerische Lehnwörter im Siebenbürgisch-Sächsischen» in «Egyetemes Philologiai Közl.» 1884.)

báloro m. Härchen (II).

báro adj. gross (II); bárvále (II) n. pl. § 37.

bárválo adj. reich; bárváles adv. (II); bárvále n. pl. (II. III) § 37, legbárváleder (III) Superl.

bárvályovár ich bereichere mich; bárvályolás (III) 3. sg. Impf.
be wie (IV. ungarisches Lehnwort).
becinár heule, schreie, belle; becinel (II) 3. sg. Impf.
bersh m. Jahr, bershá (I) n. pl.
beshár sitze, setze mich, wohne; beshel (IV) 3. sg. Praes., beshelás (IV) 3. sg. Impf.
bibáçtráles adv. unglücklich (II vgl. ung. bibasz.)
bicibákro adj. zungenlos (II. bi = ohne, cib = Zunge).
biçábneskro adj. dumm (II. bi = ohne, çáb = Speise?)
biçerengro adv. beinlos (II.)
bikenár verkaufen, bikenelás (IV) 3. sg. Impf.
biyár m. Hochzeit, Ball, Gelage (IV).
biyár heirate, biyelás (III) 3. sg. Impf.
biyáveskro m. Gast, biyáveskrá (IV) n. pl.
bo conj. denn, weil (I).
bokhálo hungrig, bokháles adv. (IV).
bristár vergesse, bristyé (II) 3. pl. Perf.
but adj. viel, buter mehr, legbuder (III) und máy buter Superl. (II) § 46 ff.
butyikerár arbeite, mache, verfertige; the butyikerel (II) Inf. Form, butyikerelás (IV) 3. sg. Impf., butyikerdyom (IV) 1. sg. Perf.
Cá nur, auch (I. ung. Lehnwort).
cáces adv. wahrlich, wirklich (I).
cándár schluchze, cándelás (IV) 3. sg. Impf.
cályuvár sättige mich, cályuvelás (IV) 3. sg. Impf.
cátrá f. Henne (III) § 24.
cepes adv. wenig (I).
cibinel impers. es fehlt (IV).
cidár werfe, werfe hin, cidelás (III) 3. sg. Impf.
cingárár zerstückele, zerreisse, cingárenás (II) 3. pl. Impf., cingárdyelás (III) 3. sg. Plusgpf.
ciñár kaufe, ciñelás (IV) 3. sg. Impf., the ciñáv (IV) 1. sg. Praes. Conj., the ciñel (IV) Inf. Form.
cilóro m. Stäbchen (II).
ciriklo m. Vogel (IV), ciriklengré (IV). gen. pl., cirikles (IV) acc. sg. cirikleske (IV) dat. sg., cirikleyá (IV) voc., cirikletár (IV) abl. instr.
civerdár umgebe, umringe, civerdel (IV) 3. sg. Praes.
coro adj. arm, cores (II) adv., corá (II) n. pl., legcoreder Superl.
culo adj. klein (II).
cuno adj. klein, wenig, gering (II).
Dád m. Vater (I).
dáy f. Mutter (I).
dár ich gebe (I), de (II. III.) Imper., delás (III. IV) 3. sg. Impf., diñelás (III. IV) 3. sg. Plusqpf. the del (II) Inf. Form, dávelá (IV) 1. sg. Fut.
deshvárael tausend.
dikhár sehe, dikh, (II) Imper., dikhelás (IV) 3. sg. Impf., the dikhyás (IV) 3. sp. conj. Perf.
dindyárdo (II) adj. lang, dindyárdes adv. lange, seit lange (I).
dis f. Wohnung, Haus, Zimmer (II).
drom m. Weg (II), dromá (II) n. pl.
dromengro m. Wanderer (I), dromengres (I) acc. sg.
dures adv. weit (I), dureder comp. adv. (I).
duy zwei (II).
duysine adv. zusammen (II).
duyto der zweite (II).
E Art. fem. die, § 14. 68.
ebe adv. schon (I. IV).
eyedüles adv. allein (I. ungarisches Lehnwort).
Feder Comp. von *láco* (IV) § 43. 48.
ferinár behüte, bewache, ferine (III) Imper., ferinel (I) 3. sg. Praes.
foros m. Stadt (III. IV).
forte sehr (IV. rumänisches Lehnwort) § 46.
Gádsi f. Frau, Herrin (III).
gádsio m. Herr, Mann (III).

gelyé s. jiáv.
gémántos m. Diamant (IV. ungarisches Lehnwort).
gindár denke, gindelás (II. IV) 3. sg. Impf. (wol ein ungarisches Lehnwort = gondolok, denke).
godsiárel adj. klug (II), godsiáveleder adv. comp. (II).
gono m. Sack, Tasche (III).
grái m. Pferd (III. IV), gráyehá (III) abl. instr.
gulo, gule adj. süss (I), gule báci (I) voc.
guruv m. Ochs (III), guruves (III) acc. sg.
Hercego m. Herzog (IV. Lehnwort), hercegeskro (IV) gen. sg; hercegestár (IV) abl.
hegedüre f. Geige (II. ungarisches Lehnwort; vrgl. meinen Artikel: «Ungarische Lehnwörter im Zigeunerischen» in: «Egyetemes Philologiai Közlöny» 1884).
hiábá adv. vergebens (I. ungarisches Lehnwort).
hiábáçábneskro adj. Umsonstesser, Taugenichts (II. hiábá = vergebens und çáben = Speise).
hin s. som.
Çáben f. Speise (I. II. IV).
çánárár sammle, suche; çánáren (II) 2. pl. Impf.
çárpinár streue, ausbreite; cárpinán statt çárpinen (II) 3. pl. Praes.
çár esse, çályehás (III) 3. sg. Plusqp., çályás (III) 3. sg. Prft; çávelás (IV) 3. sg. Impf., çávená (IV) 3. pl. Impf.
çolyisárár ich ärgere mich, çolyisárelás (III) 3. sg. Impf.
çulái m. Herr, Hausherr (III), çuláiyá (III) n. pl., çuláveskro (III) gen. sg.
Ishmét adv. abermals, wieder (ung. Lehnwort ismét).
Yek, yeká ein, eine §. 59.
yekto der erste (II).
yekvár adv. einmal, einst.
yer m. Weizen, yevá acc. pl. yevehá (III) abl.
yov er, yoy sie, les ihn; yon pl. sie, lá acc. sie, lehá (láhá) mit ihr, leske ihm, les ihn, § 60.
Jiánár ich weiss, jiánes (II) 2. sg. Praes.
jiár ich gehe, jielás und jiálás (I. II) 3. sg. Impf., the jiel (I) Inf. Form, jiálás (II) 3. sg. Impf., jiánen (II) 2. pl. Praes., jiánená (I. II) 3. pl. Impf., the jiáv (I) 1. sg. Praes. conj., gelyé (II) 3. pl. Perf.
jidár ich lebe, jidelás (I) 3. sg. Impf., jidená (II) 3. pl. Impf.
jiuklo m. Hund, jiuklá (II) n. pl. jiuklehá (III) instr., jiukles (III) acc. sg.
jives m. Tag, jivese am Tage (j. te rácive Tag und Nacht § 35), jivesehá (II) instr.
Kámár ich will (I. II), kámes (I. II) 2. sg. Praes., kámel (IV) 3. sg. Praes., kámelás (I. II. IV) 3. sg. Impf., kámená (II) 3. pl. Impf.
kámpel verb. impers. es muss sein (III), k. the jiáv (I) ich muss gehen (I), k. the ável (II), vgl. §. 92.
káná conj. wenn (I. II), als (II).
kándeno, e adj. stinkig, stinkend (II).
kástori f. Hölzchen (II).
káy cj. als (III).
kelár ich tanze, kelená (IV) 3. pl. Imp.
kelyiben Tanz.
kér m. Haus, Wohnung, Zimmer, kére (vgl. § 35) nach Hause. kérorá ciriklengré Vogelhäuser (IV).
kerár ich mache (IV), the kerel inf. Form (II. merkwürdige Verbindung mit mushinár), keres (II) 2. sg. Praes.. kere (II) Imper.
keriben m. Arbeit (II).
kide adv. so (II).
kikidár ich drücke (Hand), kikidelás (I). 3. sg. Impf.
kiyá praep. zu (bisweilen mit Dativ statt Nominativ).
ko pron. interrog. wer? (I. § 66).

kode wo? (II. sonst selten gebraucht).
korlyemoskres adv. (weichmündig), faul (II. kovlo = weich, muy = Mund).
kurko m. Woche (I).
Lá s. lehá (láhá), láke, leske, les s. yov, yoy §. 60.
láco, e adj. gut (IV), láces (I. II. IV) adv.
láncos m. Kette (II. ungarisches Lehnwort).
lár ich nehme, lege, lável (II) 3. sg. Praes.
legbárvaleder Superl. (III) s. bárválo.
legbuder, legbuter Superl. (III. IV) s. but. (ung. leg-)
legcoredyá n. pl. Superl. (II) s. coro.
legpárneder Superl. (I) s. párno.
legshiláleder Superl. (I) von shilálo kalt.
legshukáre fem. Superl. von shukár.
leskro sein § 64.
lime f. Welt (I. II. IV).
lovo m. Geld, lová (II. III) acc. pl.
Mácká f. Katze (III. ungarisches Lehnwort), máckáhá (III) instr. sg.
máy adv. sehr (II) Als Vorsilbe st. leg- beim Superlativ § 47. (rum. Lehnw.)
mángár bitte, bettele, the mángel (III) Inf. Form, mángelás (III) 3. sg. Impf.
mángárav freie, mángávelás (IV) 3. sg. Impf.
mánush m. Mann (I), mánusheyá (II) voc., mánushes (II) acc. sg.
mánushoro m. Männchen (II) mánushoreskro (II) gen. sg.
márár schlage, prügele, márelás (II) 3. sg. Impf.
márikli f. Kuchen (IV).
máro m. Brod (IV).
más m. Fleisch (IV).
máshkár praep. zwischen (II).
me pron. ich, mánge mir, mán mich, mánsá (I) mit mir, men mich.
medve m. Bär (II. ungarisches Lehnwort).
meg adv. noch (I. II. ungarisches Lehnwort).
melyálo adj. schmutzig, staubig, grau (II).
merár ich sterbe, merel (I) 3. sg. Praes., merelás (IV) 3. sg. Impf., merdyás (I) 3. sg. Perf., merdyenás (I) 3. pl. Plsqpft.
meriben m. Tod (I).
mikár ich lasse los, frei, mik (I) Imper.
minden Alles (I. ungarisches Lehnwort).
miñár adv. gleich (III. ungarisches Lehnwort).
mindik adv. stets, immer (IV. ungarisches Lehnwort).
miro m'ro mein, mirá (II) nom. pl. masc.
miseç adj. schlecht (I).
mishto adj. gut (II).
mol f. Wein (IV).
most adv. jetzt (I. II).
mótá adv. seit wann (I. ungarisches Lehnwort).
mudárár ich lösche aus, ermorde, mudyehás (III) 3, sg. Plqp.
muláno adj. todt (III), muláná (I) n. pl., mulánes adv. (III).
mules adv. todt (III).
muros m. Mauer (IV. ungarisches Lehnwort: »múr«.)
mursh m. Mann (I. II).
mushinár ich muss, mushinelás (II) 3. sg. Impf. vrgl. kerel.
Ná neg. nicht, nein.
náne nichts (II).
násci ich weiss nicht (I. II).
násháles adv. krank (III).
náshválo m. Verwandter, násháló (I) acc. pl.
ñiko Niemand (IV).
ñiláy f. Sommer (IV).
ñiváso Niemand (I), gar Keiner.
O art. masc. der (§ 14. 68).
odái, odoi (II. IV) dort, da.
okiyá fort (I. II), jielás o. (III) gieng weiter, fort, o. prejielás (III) gieng fort.

opre auf (II. rumänisches Lehnwort), opre ác (II) steh' auf.
Pagonis m. Bart (II).
pál, pále in, auf (I. II. III. IV).
páledár öffne, mache auf, páledelás (I. II) 3. sg. Impf.
pályikerár danken, bedanken, pályikerelás (IV) 3. sg. Impf.
pírámisá f. Rätsel, Erzählung, Märchen, Dichtung (II).
párná f. Polster (I. acc. sg., ungarisches Lehnwort).
párno adj. weiss (II. IV), legpárneder (I) superl.
páshál praep. nach (II).
páshlyorár lege mich nieder, páshlyol (II) 3. sg. Praes., páshlyos (II) 2. sg. Praes., páshlyolás (I. II) 3. sg. Impf.
pekár ich backe, brate, pekyom (III) 1. sg. Perf.
peko adj. gebraten (IV), vgl. pekáv.
penár ich sage, spreche, rede, penes (II) 2. sg. Praes., penelás (II) 3. sg. Impf., penává (II) 1. sg. Fut., pen (I. II) Imper.
peráskerár ich scherze, peráskeres (I) 2. sg. Praes.
peskro pron. sein (III. § 63).
pçáres adv. müde (II. IV).
pçivlyi f. Witwe (III), pçivlyá (III) acc. sg.
pçucár ich frage, pçucelás (I) 3. sg. Impf., pçucehás (I) 2. sg. Impf.
pçrál m. Bruder (II), pçrálá (I. II) n. pl., pçrálensá (II) instr. pl., pçrálenge (II) dat. pl.
pçurdár ich blase, pfeife (II), pçurdehás (I) 3. sg. Impf. pçurdelás (II) 3. sg. Impf.
pçuro adj. alt (II), pçureskro (II) gen. sg.
pçur f. Erde (II. IV).
piben m. Trank (I. II. IV).
piyár ich trinke, piyelás (IV) 3. sg. Impf., piyená (IV) 3. pl. Impf.
piránár ich liebe, piránelás (I) 3. sg. Impf.
piráñi f. Geliebte, piráñiye (I) voc.
piráno m. Geliebter, piránen (II) acc. pl.
pirár ich komme (III) pirená (I. II) 3. pl. Impf., pirelás (II. III. IV) 3. sg. Impf., pirden (II) 2. pl. Praes.
prál praep. auf, in (IV).
prejiár ich gehe weg, prejiás (I) 3. sg. Praes., prejielás (III. IV) 3. sg. Impf., pregelyehás (IV) 3. sg. Plusqpf.
pro praep. auf (IV).
Ráci f. Nacht, ráciye nachts (I), jivese te ráciye Tag und Nacht § 35).
rádisályorár ich freue mich, rádisályolás (IV) 3. sg. Impf., rádisholyoná (IV) 3. pl. Impf.
ráy m. Herr (III. IV), ráyeskro (III) gen. sg., ráyeske (III. IV) dat. sg., ráyá (IV) n. pl., ráyenge (IV) dat. pl.
ráklyi f. Mädchen, Jungfrau (IV).
ráñi f. Herrin, Frau; ráñiyá (IV) n. pl.
resun m. Fuchs (II).
ril f. Furz (III).
rom m. Mann, Zigeuner (I—IV), romeskro (III) g. sg., romeske (III. IV) dat. sg., romes (II) acc. sg., romáñáhá (IV) instr.
romñi f. Frau, Zigeunerin (I).
rovár ich weine, rovelás (IV) 3. sg. Impf., rovehá (II) 2. sg. Fut.
rup m. Silber (II).
rusházrdes adv. erzürnt, zornig (IV).
rur m. Wolf (II).
Sáko adj. jeder (III).
sár adv. als, wie (I. II).
sárálo, e adj. haarig (II).
sheloro m. Strickchen, Schnürchen (II).
sherinár ich erfahre, sherinel (I) 3. sg. Praes.
shinbrinár ich lache, shinbrinelás (III) 3. sg. Impf.
shing f. Horn (I).
shukár adj. schön, legshukáreder Superl.
shunár ich höre, shuná (I. II) Imper.
skámind m. Tisch, skámindá (IV) n. pl.
sik adv. sogleich (III).
siklyárár ich lehre, mán s. (II) lerne

sikorár ich eile, sikovelás (III) 3. sg. Impf.

slugádjis m. Diener (II), slugádjisá (II) acc. pl. (rumänisches Lehnwort).

so pron. was (I. II).

som ich bin, sál 2. sg. Praes., ávlás, ávelás 3. sg. Impf., ávehás 2. sg. Impf., ávláhás = ávelás, ávnás 3. pl. Impf., the ável Inf. Form, ávehá 2. sg. Fut., ávená 3. pl. Fut., áváváa 1. sg. Impf. § 87. hin 3. sg. Praes., in Verbindung mit dem Dativ der Person = est mihi, habeo §. 93.

somnákálf m. Gold (II).

somores adv. traurig (IV. ungarisches Lehnwort = szomorú).

somsedos m. Nachbar (IV. ungarisches Lehnwort = szomszéd).

soráles adv. stark (II).

sorár ich schlafe (I), sovedyál (I) 2. sg. Prf., sovelás (I. II) 3. sg. Impf., sovená (I) 3. pl. Imp.

stár vier (II).

stárto vierte (II).

suno m. Traum, Schlaf (I).

sváto adj. heilig (IV).

Te conj. und.

tehát adv. also (III. ungarisches Lehnwort).

terneçár, *e* adj. jung, legterneçáreder superlativ.

thágár m. Fürst, König (I. III) thágáreskro (III) g. sg.

thályik f. Mantel (I).

the part. nur vor dem Infinitiv und Conjunctiv gebraucht ohne besondere Bedeutung §. 75.

themlin f. Gebirge (II).

tiro, *tire* dein, tires (II) acc. sg. m.

tçovár ich lege hin, stecke ein, tçovelás (III) 3. sg. Impf.

tosárá ad. morgens, am Morgen (I).

tçánuno, *e* adj. aus Tuch verfertigt (I).

trásár ich erschrecke, tráselár (I) 3. sg. Impf.

trástuno adj. eisern (II).

trito der dritte.

tu pron., tute, tuke dat., tut' acc., tunen acc. pl., tumenge, tumende dat. pl., tuhál (tuhá) instr.

Udár m. Tür (I. II).

urdon m. Wagen (I).

urdonár ich fahre, urdonáhás (I) 1. pl.

uriben m. Kleid. uribená (IV) n. pl.

urár ich ziehe an, urelás (IV) 3. sg. Impf. Impf.

ushcár ich stehe auf. ushcelás (I. II. IV) 3. sg. Impf., ushci (II) Imper.

ushcárár ich wecke auf, ushcevelás (I) 3. sg. Impf.

urá conj. aber (I—IV).

Vást m. Hand, (I) acc. sg.

res m. Wald (II).

vicinár ich schreie, rufe; vicinelás (I. II) 3. sg. Impf., vicinen (II) 3. pl. Praes.

Dr. Heinrich v. Wlislocki.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Ungarische Akademie der Wissenschaften. In der *Sitzung der zweiten (philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen) Classe am 12. October* las das correspondirende Mitglied Theodor Ortvay *Ueber die Charakter-Merkmale der prähistorischen Steinwerkzeuge.* Die französischen, englischen und deutschen Altertumsforscher glaubten im Materiale, in der Technik, im Stielloche und in der Polirung jene Charakter-Merkmale entdeckt zu haben, auf Grund deren man das Alter der prähistorischen Steinwerkzeuge bestimmen könne. Der Vortragende weist die Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit dieses Verfahrens nach. Die Steinwerkzeuge liefern uns gar keine Beweise in Bezug auf ihr grösseres oder jüngeres Alter. Wir haben keinen Grund, vermöge dessen wir dem Flintstein in der Reihe der Steinwerkzeuge eine ältere Verwendung zumessen könnten. Auch die Technik bildet keinen alterbestimmenden Charakter. Bei derselben hat sich das Naturgesetz immer und allerorts geltend gemacht. Der Unterschied in der Technik kann nur auf die Verschiedenheit der Fähigkeiten der arbeitenden Racen und auf die Verschiedenheit des durch sie bearbeiteten Materials zurückgeführt werden. Ebenso gewiss ist es, dass uns auch die Polirung der Steinwerkzeuge keine Anhaltspunkte in Bezug auf die Priorität derselben liefert. Dem Urmenschen mangelte es nicht an der Idee der Polirung. Die Natur selbst legte ihm verschiedene polirte Materialmuster vor. Sowohl die Erzeugungsart, als die Gebrauchsbestimmung der Steinwerkzeuge beweisen es, dass die Polirung stets mit der paläolithischen Zeitperiode zugleich auftritt. Auch das Stielloch der Steinwerkzeuge verweist uns nicht in die Metallzeit. Die Natur selbst war es, welche im Urmenschen die Idee der Durchbohrung seiner Artefacte weckte. In der Natur kommen sehr viele durchlöcherte Steinexemplare vor. Das Stielloch ist demnach keine Erfindung, sondern nur eine Projection. Schliesslich sind auch die geologischen und zoologischen Beweise nicht stets hinreichend zur Altersbestimmung der Steinwerkzeuge, denn die Fundverhältnisse kommen in den meisten Fällen nur unbestimmt zu unserer Kenntniss. Auch können wir uns über die lokalen Verhältnisse der geologischen Schichtungen — namentlich beim Löss — sehr leicht täuschen und wurden diesbezüglich selbst die Fachgelehrten mehr als einmal irregeführt. Im Ganzen können wir daher nur über das grössere oder jüngere Alter der Steincultur und nicht der einzelnen Steinwerkzeuge sprechen und auch dies nicht auf Grund der Steinwerkzeuge, sondern nur auf Grund der allgemeinen Racenbewegung. Diejenigen Gegenden, welche geographisch näher zum Ausgangspunkte der Ur-Racenbewegung liegen, haben eine ältere Steincultur als jene Gegenden, welche vom centralen Ausgangsherde der Racenbewegung entfernter liegen.

Hierauf hielt das correspondirende Mitglied Julius Kovács einen Vortrag unter dem Titel: »*Ein ungarischer Eheprocess im XIV. Jahrhundert.*« Der sehr interessante Rechtsfall ist nach jenem Codex der Admonter Abtei erzählt, welcher im XIV. Jahrhundert von Bartholomäus Tapolcha geschrieben wurde. Eine Frau Agathe klagt gegen ihren Gatten wegen nicht vollzogener Ehe (matrimonium non

consumatum). Ueber den Fall Recht zu sprechen war der Stuhlweissenburger Archidiacon Benedikt berufen. Die Aussöhnung gelang nicht, ja nicht einmal das, dass der Gatte (Johannes de villa Senging) mit kirchlicher Censur bedroht wurde. Der Gatte entschuldigte sich damit, dass seine Frau zum Vollzug der Ehe untauglich sei. Demzufolge wurde die Frau von Gerichtswegen durch drei sachverständige Matronen untersucht. Da diese erklärten, dass der Gatte Recht habe, sprach der Archidiacon nach Einvernehmung rechtskundiger Personen die Scheidung aus und gestattete den Parteien die Wiederverheiratung mit Anderen. Der Gatte macht von der Erlaubniss auch Gebrauch und heiratet Helena. Jetzt erst folgt die Verwickelung. Agathe erneuert den Process für die Giltigkeit der ersten Ehe, weil sie mittlerweile von ihrem Gebrechen genesen sei. Der Process wurde wieder aufgenommen. Die wiederholte Untersuchung erweist, dass das Uebel der ersten Frau nicht unheilbar gewesen. Demzufolge wurde der Gatte seiner ersten Frau wieder zugeurteilt und der zweiten Gattin Helena erlaubt, sich wieder zu verheiraten.

Vortragender weist bezüglich dieser neuen Urteilsfällung nach, dass dieselbe dem positiven canonischen Rechte vollständig entspreche. In einem ähnlichen Falle hat der grosse Papst-Jurist Innocenz III. im Jahre 1206 eine ganz ähnliche Entscheidung gefällt. — Diese Entscheidung ist auch in die Canonsammlung Gregor's IX. aufgenommen. Vortragender constatirt, dass in einem Falle, wo auf eine wegen Impotenz aufgelöste Ehe eine zweite Ehe folgt und die letztere infolge einer Processerneuerung sich als ungiltig herausstellt, durch päpstliche Dispensation geholfen werden könne. — In dem erwähnten Admonter Codex kommt noch ein zweiter Rechtsfall vor, welcher das Vorgehen zeigt, welches in dem Falle befolgt wurde, wenn der Bräutigam spurlos verschwunden war und die Braut mit einem Anderen in die Ehe treten wollte. Beide Fälle sind interessante Beiträge zur Kenntniss des mittelalterlichen ungarischen canonischen Processes.

In der Sitzung derselben Classe am 9. November las das ordentl. Mitglied Prof. *Stephan Apáthy* eine Abhandlung: *Würdigung des Gesetzes über das Urheberrecht (Ges.-Art. XV: 1884) vom rechtlichen und ökonomischen Gesichtspunkte.* Vortragender spricht einleitungsweise eingehend von der rechtlichen Basis des Schutzes der geistigen Schöpfung und von den bei der Organisirung des Rechtsschutzes in Betracht kommenden Gesichtspunkten. Wie auf allen Gebieten ist auch auf geistigem Gebiete das Interesse die Triebfeder der Tätigkeit. Hier wirken aber vornehmlich zweierlei Interessen zusammen: ein materielles und ein ideelles. Das erste Absehn des geistigen Arbeiters ist es, sich durch seine Arbeit einen materiellen Vorteil zu sichern, eine materielle Existenz zu schaffen. Ein weit mächtigerer Ansporn zur geistigen Tätigkeit ist indessen das ideelle Interesse: der Schriftsteller strebt durch seine Werke seinem Namen Ruhm, Glanz und bleibendes Andenken zu sichern, zugleich ist er ein Arbeiter seiner Nation und der Menschheit, welcher er seine beste Kraft und bisweilen sein Leben opfert. Die beiden verschiedenartigen Interessen halten einander die Gegenwage. Manche schreiben dem materiellen Interesse einen überwiegenden Einfluss zu, jedoch mit Unrecht. Es gab Zeiten, wo das geistige Schaffen, die Wissenschaft und die Kunst, dem Schaffenden keinen oder nur einen elenden materiellen Ersatz schuf. Diese Zeit kann dessenungeachtet nicht als eine Periode geistiger Stockung angesehen werden. Der schaffende Geist schöpfte trotz der materiellen Sorgen Arbeitskraft

aus dem idealen Ziele, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zum Schaffen antrieb˙ Vortragender motivirt in eingehender Erörterung, dass die Gesellschaft ihren eigenen Interessen zuwiderhandeln würde, wenn sie die Berechtigung des Doppelinteresses des geistigen Arbeiters nicht anerkennte, dasselbe nicht des gebührenden Schutzes theilaftig werden liesse.

Die rechtliche Basis des Schutzes des geistigen Schaffens hat zu jeder Zeit Anerkennung gefunden, die bewusste Schaffung des objectiv verstandenen Urheberrechtes ist indessen entschieden ein Product der neueren Rechtsentwickelung. Das erreichte Ergebniss ist jedoch noch immer nicht das erstrebte Ziel: der Grund davon ist nicht blos die Mangelhaftigkeit der Gesetze, sondern auch die natürliche Grundlage des Rechtsverhältnisses, welche es unmöglich macht, dem Urheber unbeschränktes Verfügungsrecht über die geistige Schöpfung zu sichern. Der Staat kann die geistige Schöpfung nur so des Rechtsschutzes teilhaft werden lassen, wenn ungeachtet der Veröffentlichung des Gedankens, die materielle Verwertung der geistigen Schöpfung ausschliesslich ihrem Urheber vorbehalten wird. Indessen kann auch diese ausschliessliche Vorbehaltung dem Urheber nur unter gewissen Einschränkungen zuerkannt und zugesichert werden.

Es ist unzweifelhaft, dass das Gesetz verpflichtet ist, die materiellen und ideellen Interessen des Urhebers durch den Schutz in gleichem Maasse zu befriedigen. Dennoch kann die Gesetzgebung durch die Verfügung des Schutzes kein geistiges Monopol schaffen. Der Verfasser kann fordern, dass sein Werk nicht vervielfältigt und durch Andere ohne Ermächtigung ausgebeutet werde; er kann jedoch nicht verbieten, dass die von ihm constatirten Tatsachen von Anderen nicht in anderer Form verarbeitet, zu Objecten weiterer Forschungen und Studien gemacht werden. Trotz dieser Schwierigkeit, trotz dieser nur beschränkten Verwirklichungsmöglichkeit des Schutzes der geistigen Schöpfung, ist die Notwendigkeit dieses Schutzes allgemein anerkannt worden. Vortragender beschäftigt sich hierauf mit der Beantwortung der beiden Fragen: ob es bei uns notwendig gewesen, für den Schutz der geistigen Schöpfung durch ein Gesetz zu sorgen? und ob die Principien und Verfügungen des geschaffenen Gesetzes der rechtlichen Natur der aus der geistigen Schöpfung entspringenden Verhältnisse und den unerlässlichen Bedingungen des richtigen und gedeihlichen Schutzes der geistigen Schöpfung entsprechen?

Nach kurz begründeter Bejahung der ersten Frage, weist er vor Allem darauf hin, dass unser Gesetz der entsprechenden Gesetzgebung anderer europäischer Staaten gegenüber einen entschiedenen Fortschritt aufweise. Denn während die übrigen europäischen Gesetzgebungen über die vorzüglicheren Arten der Urheberrechte besonders verfügen, bildet unser Gesetz ein einheitliches Ganzes, erstreckt es sich auf alle jene Zweige der geistigen Schöpfung, welche nach heutiger Auffassung des Schutzes würdig sind. Diese einheitliche Verfügung des Gesetzes hat auch eine wichtige staatsrechtliche Bedeutung: sie hat es möglich gemacht, dass das Gesetz in seiner Gänze nicht blos auf Ungarn, sondern auch auf die Nachbarländer ausgedehnt werden konnte. Ein weiterer Vorzug unseres Gesetzes ist es, dass es jede doctinäre Definition vermeidet, dass es mit der im französischen und englischen Rechte noch heute geltenden Auffassung bricht, welche das Ergebniss der geistigen Tätigkeit des Urhebers als dessen geistiges Eigentum betrachtet Es

regelt die Rechte des Urhebers ohne das Eigentum oder ein anderes verwandtes Rechtselement als Basis dieser Rechte zu proclamiren. Es sichert dem Verfasser das ausschliessliche Verfügungsrecht über sein Werk, soweit es der Natur der geistigen Tätigkeit nach überhaupt möglich ist; es schützt die materiellen und ideellen Interessen des Urhebers ohne Rücksicht auf den inneren Gehalt des Werkes.

Eine der wichtigsten Fragen bei der Regelung des Urheberrechtes ist die richtige Bestimmung der Schutzdauer. Bei uns hat sie der ministerielle Entwurf auf 30, das Abgeordnetenhaus aber auf 50 Jahre festgesetzt. Gegen die fünfzigjährige Schutzfrist sprechen jedoch besonders wirtschaftliche Gründe. Bei uns muss für die Förderung der allgemeinen Bildung alles Mögliche getan werden. Durch die Ausdehnung des ausschliesslichen Urheberrechtes auf 50 Jahre ist für das Publikum die Möglichkeit, das Werk billiger anzuschaffen, zu weit hinausgerückt. Sodann bespricht Vortragender das Urheberrecht mit Bezug auf die verschiedenen Gattungen der geistigen Production. Endlich findet er einen Mangel dieses Gesetzes darin, dass es die Fragen der Expropriation und des Rechtsverlustes unerledigt lässt.

Hierauf las das correspondirende Mitglied *Julius Schwarcz: «Weitere Beiträge zur kritischen Geschichte der politischen Literatur der Griechen und staatswissenschaftliche Bemerkungen zu Susemihl's Aristoteles-Kritik.»* Der Vortrag ist eine Fortsetzung des vorjährigen über den Umfang und die Anfänge der politischen Literatur der Griechen. Vortragender weist unter den Griechen ausser den im Vorjahre angeführten noch folgende vorplatonische politische Denker auf, deren Fragmente Henkel und Susemihl, auf Aristoteles' Politik gestützt, unbeachtet gelassen hatten: Xenophanes, Empedokles, Antisthenes, Lykophron und Alkidamas. Hierauf geht Vortragender auf die Theorien der Historiker, namentlich auf die Staatsformen des Herodot über. Indem er diese vom Gesichtspunkte der egyptischen Monarchie beurteilt, weist er einerseits dessen grossen Einfluss auf Plutarch, andererseits die schädliche Einwirkung seiner Staatsformenlehre auf die moderne Staatswissenschaft nach. Sodann würdigt er die Fragmente der Sophisten und Rhetoren. Schliesslich weist Vortragender den Beurteilern seiner Werke Holm und Susemihl, gegenüber eingehend nach, dass der Historiker Holm durch seine bedingungslose Bewunderung Grote's irregeführt worden sei, der Philolog Susemihl aber mit jeder Zeile verrate, dass er sich mit Staatswissenschaften nie beschäftigt habe.

In der Sitzung *der schön- und sprachwissenschaftlichen Classe* am 3. Nov. sprach Dr. Ignaz Goldziher über die *Fortschritte der Kenntniss Palästinas in den letzten drei Jahrzehnten.* Die Fortschritte der Palästina-Wissenschaft — führt Vortragender aus — kann man ihrem ganzen Umfange nach erst recht würdigen, wenn man das Dunkel kennt, in welchem dieser Teil unserer Kenntnisse noch im vorigen Jahrhundert schwebte. Vortragender weist aus einer Aeusserung des Begründers dieser Wissenschaft, des Utrechter Professors Roland (Anfang des vorigen Jahrhunderts) nach, wie wenig Hoffnung man damals hatte, über Palästina je mehr zu erfahren, als was aus den Schriften der Alten (Josephus, Plinius, Strabo, Talmud und Kirchenväter) zu erschliessen ist.

Hierauf untersucht Vortragender die Factoren, die in unserem Jahrhundert die durch Roland aufgezählten Hindernisse zu besiegen vermochten. Nach einer kurzen Charakteristik der Literatur der frommen peregrinationes stellt ihnen Vortragender die mit Seetzen begonnenen und durch den Amerikaner Robinson (1838) gekrönten wissenschaftlichen Reise-Unternehmungen entgegen. Mit Robinson beginnt die wissenschaftliche Palästina-Kunde. Diese hatte aber noch lange an der Unzuverlässigkeit, welche die notwendige Folge von Einzelforschungen ist, zu leiden, bis in den fünfziger Jahren die ersten Anfänge der für die Erforschung Palästinas gebildeten grossen Vereinigungen auftreten. Vortragender weist nach, dass die erste Anregung zu einer solchen Vereinigung von Jerusalem selbst ausging, wo der englische Consul Finn, unterstützt durch seine geistvolle Frau, die «Jerusalem'sche literarische Gesellschaft» schuf. Viel Erfolg hatte dieselbe nicht aufzuweisen. Das Eis wurde endlich durch zwei fast gleichzeitig (in den ersten sechziger Jahren) gegründete Palästina-Gesellschaften in England und Amerika gebrochen; jene sollte das West-, diese das Ostjordanland durchforschen. Sie unternahmen ihre Arbeiten unter der lebhaftesten materiellen und geistigen Beteiligung und Unterstützung aller Schichten der Bevölkerung. Die Königin von England ist Protector der Palestina Exploration Society. Nachdem die Arbeiten nach dreissigjähriger Mühewaltung in epochalen kartographischen und Memoirwerken abgeschlossen vorliegen, hält es Vortragender für zeitgemäss, ein Resumé der Resultate dieser merkwürdigen, in historischer und archäologischer Beziehung hochwichtigen Forschungen zu liefern. Dies geschieht parallel mit der Besprechung der Methode, welche die englischen Forscher beobachteten. Es werden im ersten Teile des Vortrages in systematischer Darstellung die einzelnen Momente der Untersuchungen der amerikanischen und englischen Forschergesellschaften im östlichen und westlichen Palästina sowohl auf geographischem, als auch historischem und archäologischem Gebiete vorgeführt und durch Beispiele erleuchtet, wieso es ihnen gelungen, auf allen diesen Gebieten die Fragezeichen zu tilgen und die Probleme zu lösen. Hiebei fällt manches Schlaglicht auf Fragen der Grenzgebiete wissenschaftlicher Forschung. Besonders wichtig ist die Förderung, welche die Kenntniss von der alten sassanidischen Cultur in Ostsyrien erfahren, ein Gebiet, wo ein orientalisches Pompeji erst seit Seetzen entdeckt, durch Wetzstein zuerst historisch gewürdigt und durch De Vogüé und Waddington in allen Details nachgewiesen ward. In einem besonderen Abschnitte verbreitet sich der Verfasser über das Verhältniss der modernen Ortsnamen in Palästina zu der geographischen Nomenclatur des biblischen Altertums und den durch die römische Eroberung eingeführten Namen. Besonderes Augenmerk richtet der Verfasser auf die Stellung der modernen Forschungen zur geographischen und topographischen Tradition über palästinische Fragen. Im zweiten Teile seiner Arbeit behandelt der Vortragende die Ausgrabungen der Engländer in und um Jerusalem und die Resultate derselben, um in einem Schlusscapitel auf den Einfluss einzugehen, den die Arbeiten und glänzenden Publicationen der Palästinaforscher auf die Entwicklung und Förderung dieser Wissenschaft auf dem Continente, namentlich in Frankreich und Deutschland ausgeübt haben.

Hierauf las Eugen Abel über den dem Homer zugeschriebenen *Demeter-Hymnus*, welcher seit seiner Entdeckung (1788) den Gegenstand der divergirend-

sten Untersuchungen gebildet hat. Abel will unter Anwendung der strengsten Kritik, die Ergebnisse der Specialuntersuchung sichtend, frei von jeder Einseitigkeit und die verschiedensten Gesichtspunkte in Betracht ziehend, feststellen, was mit möglichster Wahrscheinlichkeit über die Tendenz, den Verfasser und die Zeit der Abfassung des Hymnus gesagt werden könne. Nach Abel hat das Gedicht, dessen poetischen Wert er durchaus nicht hoch anschlägt, den Zweck, die zu den eleusinischen Mysterien kommenden Fremden mit der Entstehungsgeschichte der Mysterien, mit der Güte und den Verheissungen der Göttin bekannt zu machen. Der Hymnus wurde bei den geselligen Zusammenkünften der Fremden mit Einwilligung oder vielleicht sogar auf Veranlassung der die Feier veranstaltenden Priester vorgetragen. Der Verfasser, welcher auch selbst in die Mysterien eingeweiht war, wohnte wahrscheinlich in Eleusis, und zwar im siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt, bevor noch die orphischen Lehren die ursprüngliche Form der eleusinischen Mysterien verändert hatten.

In der Sitzung derselben Classe am 4. Jan. 1866 bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung ein Vortrag des Ehrenmitgliedes Georg Joannovics unter dem Titel: *Studien über die ungarische Wortfolge.* Der Vortrag bildet die Einleitung zu einem systematischen Werke über die ungarische Wortfolge und wirft einen historisch-kritischen Rückblick auf alles das, was bisher über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Es werden die Aeusserungen der älteren ungarischen Grammatiker von A. Molnár angefangen, Pereszlényi's und Gyarmathy's, der Debrecziner Grammatik, Márton's, Verseghy's kurz gemustert. Eine ausführlichere Analyse und Kritik wird den bezüglichen Arbeiten Fogarassy's: «Εὕρηκα» (1836) und «System der ungarischen Sprache» (Magyar nyelv rendszere 1846), welche einem Fortschritt bedeuten, zuteil. Eine kürzere Betrachtung erfahren dann die Arbeiten Stefan Szilágyi's (Magyar szókötés d. h. Ungarische Wortfügung, 1846), Stefan Fábián's (1847), Gyergyai's (1856), und Fogarasi's Abhandlung A hangsúlyról (Ueber den Satz-Accent, 1858), worauf wieder dem die Theorie der ungarischen Wortfolge betreffenden Abschnitte des bedeutenden Brassai'schen Werkes A mondatról (Ueber den Satz) eine eingehende Analyse gewidmet wird. Die Betrachtung von Ludwig Vadnai's A magyar szórend (Die ungarische Wortfolge, 1867), Johann Arany's gleichbetitelter Abhandlung im Nyelvőr (1873), der ebendort erschienenen Aufsätze des Vortragenden (1872—1877) und der betreffenden Abschnitte der neueren Grammatiken bildet den Schluss dieser kritischen Revue.

Hierauf legte der Classensecretär Paul Gyulai die Arbeiten zweier Gäste vor. Die erste derselben ist verfasst von Dr. Wilhelm Petz und trägt den Titel: «*Die Tropen der kleineren griechischen Tragiker* in culturhistorischer und poetischer Rücksicht behandelt, als Beitrag zur vergleichenden Tropik der Poesie.» Sie ist eine Fortsetzung der Abhandlungen des Verfassers über die Tropen des Aeschylus, Sophokles und Euripides. Von den kleineren griechischen Tragikern, unter welcher Benennung der Vortragende die übrigen griechischen Tragiker ausser Aeschylus, Sophokles und Euripides zusammenfasst, sind nur Fragmente übriggeblieben, diese aber bilden einen so kleinen Teil der unzählbaren Tragödien, die der staunenerregend productive Geist der Griechen während dreier Jahrhunderte (des fünften, vierten und sechsten vor Christi Geburt) schuf, dass aus ihnen Schlüsse in culturhistorischer- und poetischer Rücksicht auf die betreffenden Zeitalter und Dichter

nicht gezogen werden können. Die Fragmente der kleineren griechischen Tragiker, deren Behandlung ein notwendiges Glied in der Kette der Untersuchungen über die Tropen des griechischen Dramas ist, haben mehr nur vom rhetorischen, grammatischen und lexikographischen Standpunkte aus Interesse, und es ist möglich, dass sie bei der Behandlung der Fragmente der Komiker zu irgendwelcher Vergleichung Gelegenheit bieten werden.

Die zweite Arbeit hat Dr. Alexander Nagy zum Verfasser und betitelt sich: *Stefan Gyöngyössy's poetische Uebersetzungen.* In einem handschriftlichen Folianten der Bibliothek des ungarischen National-Museums befindet sich gleich hinter den Werken Zrinyi's die Uebersetzung dreier Heroiden des Ovidius in ungarischen Alexandrinern, und zwar: Paris an Helena; Helena an Paris; Penelope an Ulysses. Vortragender charakterisirt die Diction der Uebersetzung und kommt zu dem Resultate, dass sie das Werk des Dichters der «Venus von Murány» seien, welcher uns bisher blos als Verfasser von Originalwerken bekannt gewesen. Gyulai findet die lediglich äusseren Gründe des Verfassers der Ergänzung durch innere Gründe bedürftig, um seine Hypothese über den Verfasser dieser übrigens sehr interessanten Bearbeitungen Ovid'scher Dichtungen zu vollständiger Gewissheit zu erheben.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** In der December-Sitzung dieser Gesellschaft trug zunächst Graf Géza Zichy einige stimmungsvolle und formell vollendete Gedichte («Sängerfahrt») vor, welche ausserordentlichen Beifall fanden.

Der nächste Vortrag war eine Denkrede Alex. Baksay's auf Johann Dömötör, das früh verstorbene begabte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Mitglied der Gesellschaft. Dömötör hat nur wenige Gedichte und einige ästhetisch-kritische Aufsätze veröffentlicht, aber in diesen Arbeiten echtes Talent, reiche Bildung und originelle Auffassung verraten. Sein Tod — er endete in einem Momente des Irrsinnes von eigener Hand — ist ein grosser Verlust für die ungarische Literatur.

Hierauf las Prof. Gustav Heinrich eine umfassende Studie *Ueber Schiller's dramatische Entwürfe*, welche bisher beiweitem nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Wohl an fünfzig dramatische Stoffe, Pläne und Entwürfe fanden sich in dem Nachlasse des Dichters, deren älteste in die Knabenjahre Schiller's zurückreichen, während die jüngsten aus den letzten Lebenstagen desselben stammen. Einzelne bestehen aus trockenen Titeln, deren Enträtselung oft nur zu sehr vagen Vermutungen führt; von anderen liegen ausführliche Entwürfe vor, welche die Gestaltung des Stoffes und die Tendenz des Dichters erkennen lassen; endlich besitzen wir von einzelnen selbst mehr oder minder ausgeführte Fragmente, welche sogar ein Urteil über den Wert der Bruchstück gebliebenen Werke gestatten. Prof. Heinrich behandelte dies Material nicht in chronologischer Folge (welche oft gar nicht genau nachgewiesen werden kann), sondern gruppirte die Entwürfe und Fragmente nach inneren Gesichtspunkten. In der ersten Gruppe fasste er die geplanten Ueberarbeitungen älterer Stücke zusammen. So wollte Schiller Shakespeare's «Timon von Athen», Kalidasa's «Sakontala», Klopstock's «Hermannsschlacht», Sophokles' «König Ödipus» für die deutsche Bühne bearbeiten, ohne diese Pläne auszuführen. Nur «Timon» regte ihn zu einem selbstständigen Schauspiel «Der Menschenfeind» an, das aber ebenfalls Fragment blieb und das insofern

als ein Gegenstück des Skakespeare'schen Dramas gelten darf, da Schiller hier den Menschenhass als unmotivirt und unbillig darstellen wollte. — Eine zweite Gruppe bilden jene Dramen-Titel, welche überhaupt nicht zu ergründen sind. Hieher gehört Schiller's erstes Drama «Die Christen», das er in seinem vierzehnten Jahre verfasst haben soll, und besonders ein Schauspiel «Friedrich Imhof.» mit dem er sich lange Jahre trug. — Eine dritte Gruppe umfasst jene erfundenen Stoffe, welche in mehr oder weniger ausgeführten Entwürfen vorliegen oder bei denen doch entweder der Stoff oder die Tendenz des Dichters mit grösserer oder geringerer Sicherheit nachgewiesen werden kann. Hieher gehört Schiller's zweites Stück «Der Student von Nassau», wie es scheint, eine dramatische Wertheriade; hieher besonders der projectirte zweite Teil der «Räuber», in welchem er, um die Angriffe gegen die Moralität seines epochalen Dramas zurückzuweisen, einen neuen Abschluss der Handlung plante. Karl Moor sollte versuchen, die durch seine Taten beleidigte Weltordnung in einem auf edle Ziele gerichteten Leben zu versöhnen, aber trotzdem eben auf der Höhe seines Glückes als Opfer der unversöhnlichen Nemesis fallen. Derselbe Gedanke, dass die Rache den Sünder spät und gerade da er in der Fülle des Glückes eine Gewähr für die Dauer desselben zu besitzen glaubt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft, liegt noch mehreren Entwürfen des Dichters («Narbonne», «Die Polizei» u. A.) zu Grunde, welche insgesammt auf die Structur des Sophokles'chen «König Oedipus» zurückweisen. Dies Meisterwerk der antiken Tragödie hielt Schiller besonders hoch; auch in «Maria Stuart» und noch mehr in der «Braut von Messina» ist der Einfluss desselben unverkennbar. Am ausführlichsten behandelte Heinrich die Entwürfe der vierten Gruppe: die dramatischen Pläne mit historischen Stoffen. Schiller durchforschte alle Gebiete der Geschichte nach geeigneten Sujets: antike («Medea», «Agrippina», «Themistokles»), mittelalterliche («Friedrich von Oesterreich», «Rudolf von Habsburg», «Heinrich der Löwe») und Episoden der neueren Geschichte («Die sizilianische Vesper», «Die Prinzessin von Celle», «Warbek») beschäftigten seinen ruhelosen Schaffensdrang, aber alle diese Entwürfe blieben Entwürfe und nur bei wenigen ist die Tendenz des Dichters klar, der Charakter des geplanten Werkes wenigstens annähernd erkennbar. Die bedeutendsten Fragmente dieser Gruppe sind «Die Malthuser», eine gross angelegte Verherrlichung des Heroismus, welche Schiller ganz in antiker Form (mit dem Chor und ohne Gliederung in Aufzüge) durchführen wollte; «Elfride», die durch Originalität der Auffassung ausgezeichnete Bearbeitung einer von englischen (Mason) und deutschen Dichtern (Bertuch, Klinger, später Marggraff, Heyse) wiederholt behandelten Episode aus der Geschichte der angelsächsischen Dynastie; vor Allem aber «Demetrius», unstreitig die grossartigste Conception Schiller's, an deren Bearbeitung bereits zahlreiche moderne Dichter gescheitert sind. Ueberall liegen in Schiller's Nachlass grossartige Vorstudien und Sammlungen zu diesen Entwürfen vor, welche beweisen, dass auch das beneidenswerte Genie Grosses und Bleibendes nicht ohne eisernen Fleiss und eindringendes Studium zu leisten vermag. Zu dem vollen und ganzen Bilde Schiller's gehören auch diese Stoffe, Pläne und Entwürfe, welche zeigen, welch ein reiches Material gewaltigen Schaffens der Dichter zu bewältigen vorhatte, als ihn das neidische Geschick mitten aus der Bahn riss.

Schliesslich legte Karl Szász einen Band *Uebersetzungen Schiller'scher*

Gedichte vor; die Uebertragungen rühren von Szász selbst, Julius Varga und Franz Váró her. Die zum Vortrage gebrachten Proben («Berglied», «Der Taucher», «Die vier Weltalter») ernteten reichen Beifall.

VERMISCHTES.

— **Ueber die Erwerbungen des National-Museums im Jahre 1885** gibt Franz Pulszky, der ausgezeichnete Director des Museums im «N. P. J.» vom 30. December 1885 folgende zusammenfassende Uebersicht:

Im Tolnaer Comitat entdeckte der gelehrte Pfarrer von Zavoda, Moriz Wosinszky, im Lengyeler Walde des Grafen Alexander Apponyi eine Niederlassung und ein Grabfeld aus der spätesten Steinzeit, die in die Bronzezeit übergeht. Der Graf liess bereitwillig einen Teil des Waldes fällen und gab alle Mittel dazu, damit die Ausgrabungen mit Erfolg fortgesetzt werden, die sehr bald ein merkwürdiges Resultat lieferten. Unterirdische kleine einfache Wohnungen, Küchen mit Knochenresten und Thongerät-Bruchstücken, Vorratskammern: mit verkohlten Weizen- und Hirsekörnern und einer Erbsenart in grossen, mit der Hand gearbeiteten, schlecht gebrannten irdenen Gefässen wurden hier entdeckt; dabei kamen eine grosse Menge von geschliffenen Steinwerkzeugen, Pfeilspitzen und Messern von Kiesel, Jaspis und Osidian, auch einige unbedeutende Bronzegegenstände zu Tage. Auf dem Grabfelde dieser Niederlassung liegen die Gerippe mit aufgezogenen Knien auf der Seite, als ob sie schliefen. Ein Thongefäss, das mit Speise gefüllt jedem Todten in das Grab mitgegeben wurde, beweist, dass der Glaube an die Unsterblichkeit bei diesem Urvolke nicht fehlte; der einfache Halsschmuck der Frauen, aus der dicken Schale einer Meermuschel geschnitzt, zeugt andererseits von einer Handelsverbindung mit fernen Ländern. Herrn Wosinszky gelang es, ein solches Gerippe mit seinem ganzen Zubehör unversehrt mit dem festen Schlammboden, in den es gebettet ist, auszuheben und zur Ausstellung im Stadtwäldchen einzusenden, wo es in einem Winkel an der Treppe der Musikhalle ziemlich unbeachtet blieb und jetzt von dort ins Museum gelangt ist.

Ein wichtiger Fund aus der Kupferzeit, über hundert geschmiedete Halsringe aus reinem Kupfer, im Pressburger Comitat beisammen gefunden, kommt als Geschenk des Wiener Malers Delhaes in unsere Sammlung.

An dem Ufer des canalisirten Kaposflusses bei Kurd im Tolnaer Comitat fanden spielende Kinder einen Bronze-Eimer aus getriebenem Blech mit Reifen geziert, oben mit doppelt gedrehter Handhabe, genau wie die Cisten, die in Bologna in grösster Zahl, sonst aber an mehreren Orten in Italien, in Deutschland bis hinauf nach Posen, in Frankreich und selbst in England gefunden werden und, offenbar etrurischen Ursprunges, Zeugen der Handelswege des Altertums sind. Auch in Kurd kamen bei weiterem Nachforschen im Ganzen vierzehn solche geriffelte Cisten zum Vorschein, daneben ein grosses einfaches Bronzegefäss, in welchem sie ursprünglich verpackt waren. Neun dieser Cisten und die grosse Vase gelangten als Geschenk des Grafen Alexander Apponyi, die zehnte durch die Freundlichkeit des Ingenieurs Koloman Dobrovszky in's Museum.

Aus Kér im Somogyer Comitat gelang es, die Reste einer antiken Gussstätte zu erwerben, grösstenteils Prachtstücke von Schwertern, Lanzenspitzen, Sicheln, getriebenen Gefässen und Meisseln verschiedener Art, die zum Umguss bestimmt waren. Der Fond besteht aus mehr als hundert Stücken, unter denen sich kaum ein Dutzend unversehrter Celte und Palstäbe befindet.

Ein kleinerer Bronzeschatz, Sicheln, Meissel, Spirale und Messer kamen aus dem Borsoder Comitate ins Museum. Der Stuhlrichter Gustav Zsóry erfuhr nämlich, dass Hirten in Sajó-Lád Altertümer gefunden hätten; er ging gleich selbst hin, sammelte die Bronzen und schickte sie im Wege des Vizegespans Melczer ein. Es ist ein erfreuliches Zeichen des regeren Interesses, welches selbst unscheinbare Denkmäler des Altertums jetzt auch bei den politischen Behörden erwecken. Dr. Wilhelm Lipp, der Prämonstratenser-Domherr und Director des Keszthelyer Gymnasiums, der bei seinen Forschungen vom Glücke ganz besonders begünstigt wird, hat neuerdings eine Steingrabkammer aus der Bronzezeit entdeckt, in welcher neben dem Gerippe ein schönes Bronzeschwert von eigentümlicher Form und feiner Ornamentation lag. Ein zweites Schwert wurde ebenfalls durch ihn erworben, sowie eine in der Nähe des Grabes gefundene Hälfte einer Bleilampe mit Bronzefuss in der Gestalt eines grossen Käfers.

Keltische Eisenschwerter mit ihrem Kettengehänge erhielten wir aus Imely zum Geschenk vom Ortsnotär Johann Peredi; über 200 geschliffene Steinwerkzeuge wurden durch die Vermittlung des Raaber Domherrn Ebenhöch angekauft.

Geringer an Anzahl, aber wichtiger durch den Kunstwert sind unsere Erwerbungen aus der Römerzeit. Angeblich in den Weingärten von Szent-Endre wurde ein köstlicher Fund gemacht, der im Wege des Kaufes ins Museum gelangte: eine kleine Gruppe des jugendlichen Bacchus, eines Satyrs und eines Panisken, tanzend, in heiterer Weinlaune. Der Ring an der Rückseite und die elegante Palmette über der Gruppe zeigen, dass dies eine Verzierung vielleicht eines Wagens oder eines Tragsessels war; denselben ornamentalen Charakter hat ein sitzendes Tigerweibchen, das mit der Gruppe gefunden wurde, und ein etwas roherer bacchischer Knabenkopf, der offenbar das Ende einer Deichsel oder der Tragestange der Sänfte war. Wahrscheinlich gehörte noch eine Tigerin zu diesem Funde; in der Ausstellung sahen wir nämlich eine sitzende Bacchus-Statuette zwischen zwei gleichmässig bewaffneten Kriegern und zwei gehenden Tigern aus der Gegend von Esseg, aber von geringem Kunstwerte, aus spätrömischer Zeit, die eine Analogie zu unserer Gruppe bilden.

Spätrömisch, aber von grosser Wichtigkeit und noch grösserer Seltenheit sind zwei Goldmedaillons des Kaisers Maximian, die im Gewicht von je 27 Gramm nebst anderen Gold- und Silbermünzen in Szőny durch einen Bauer ausgeackert wurden. Goldmedaillons sind an und für sich selten, von diesen, die durch Kauf in die Münzsammlung gelangten, ist kein zweites Exemplar bekannt. Auf dem Avers beider Denkmünzen sehen wir das Brustbild des Kaisers mit dem Löwenfellschmuck seines Schutzheroen, des Herkules. Auf dem Revers des einen Medaillons wird der Kaiser in der Gestalt des Herkules von der Göttin Roma bekränzt; vor ihm ruht der Flussgott Danubius, in bequemer Stellung sich auf die Urne stützend, aus der das Wasser fliesst. Die Umschrift verherrlicht die bleibende Tapferkeit des Kaisers. Wichtiger ist der Revers des zweiten Medaillons. Beide

Kaiser, Diocletian und Maximian, tronen hier, jeder eine Weltkugel in der Rechten haltend, auf dem römischen Faltstuhl; der Erstere wird durch Jupiter, der Andere durch Herkules gekrönt. Die Umschrift soll die fortwährende Eintracht der zwei Kaiser verewigen.

Spätrömisch ist auch eine schöne Silbervase, die Dr. Ladislaus Weckerle in Altofen ausgrub; er suchte das Grab Árpád's und fand die Reste einer römischen Villa, unter deren Trümmern die Vase begraben war.

In die Zeit Valentinians III., dessen Name weniger bekannt ist, als der seines grossen Gegners Attila, durch die Münzen des Kaisers gekennzeichnet, gehört das Grabfeld von Fenék am Plattensee, das durch Dr. Wilhelm Lipp teilweise ausgegraben wurde. In einem Grabe fand sich dort der Bronzebeschlag eines Kästchens vor, auf dem die vier Jahreszeiten zweimal ganz identisch vorkommen, also auf demselben Modelle gepresst wurden. Auf der dritten Seite sehen wir ein Weinlesefest. Unter Tanz und Spiel werden die Trauben gelesen und gekeltert, doch die lebendige Vorstellung zeigt in der incorrecten Zeichnung und der schleuderischen Arbeit schon den Verfall der Kunst. In den Gräbern von Fenék, dem alten Mogentiana, sehen wir eben die Kunst der Barbaren der Völkerwanderung und des sinkenden römischen Reiches miteinander vermischt; römisches Glas neben langen germanischen Schwertern und jenen Ohrringen, welche das Volk charakterisiren, das zu jener Zeit den unteren Teil des Plattensees bewohnte. Wahrscheinlich waren es Ostgothen, denn in Oberitalien und in der Gegend von Ravenna kommen ebenfalls Goldohrringe vor, an denen wir dasselbe eigentümliche birnenförmige Anhängsel finden, wie an den Ohrgehängen von Keszthely und der Umgegend.

Das Grabfeld von Páhok, ebenfalls in der Nähe von Keszthely, wird schon seit zwei Jahren durch unseren Freund Lipp ausgegraben. Offenbar gehört es demselben Volke an, wie Fenék, Keszthely und Dobogó; dieselben Ohrgehänge, hier grösstenteils von Silber, Zierschnallen und Scheibenspangen sind auch hier charakteristisch und unterscheiden sich von den späteren Grabfunden der Völkerwanderungszeit.

Ausgezeichnet ist bei diesen der Fund von Perjámos, den Herr v. Tallián, der Vicegespan des Torontáler Comitats, einsandte. Es war das Grab einer Dame aus des Völkerwanderung, zwei gewaltige Silberfibeln hatten ihr Gewand an den Schultern zusammengehalten, reiche Ohrgehänge, Granaten in der Gestalt eines an allen vier Ecken abgestumpften Würfels, breit in Gold gefasst, zierten die Ohren, ein Band von kleinen Gold- und grösseren Glasperlen den Hals.

Eine schwere Goldschnalle, die den im vorigen Jahre erworbenen Goldfund von Mező-Berény vervollständigte, und ein gewichtiges Goldornament, vielleicht von einer Schwertscheide der Völkerwanderung, wurden durch Kauf erworben. Je einen Grabfund verdanken wir Herrn Csáky, dem Ortslehrer von Püspök-Szent-Erzsébet, dem Grundbesitzer Karl Kohner aus Szt.-Iván und Herrn Ernst Kammerer aus Német-Sűrű, alle aus der Völkerwanderungszeit, die in Ungarn viel reicher vertreten ist, wie in anderen Ländern, und deren Denkmäler es mit der Zeit ermöglichen werden, etwas mehr Licht in diese finstere Epoche der Geschichte einzuführen. So viel können wir schon jetzt erkennen, dass alle diese Völker, die wir Barbaren nennen, in technischer Hinsicht sich einer hohen Cultur rühmen konnten.

Roher, aber höchst interessant ist ein Bronzegefäss in der Gestalt eines Reiters in langem Kleide mit dem Schilde gerüstet, an einem Riemen den erlegten Hasen tragend, während der Jagdhund auf der Croupe des Pferdes steht. Dieses Gefäss aus der Árpádenzeit wurde auf dem Gute des Grafen Wenckheim gefunden; in Erfüllung seines letzten Willens übergab es sein Schwager und Erbe Graf Aladár Andrássy dem Museum.

Als im Jahre vor der Revolution in Stuhlweissenburg ein Canal gegraben wurde, stiessen die Arbeiter auf die Grundmauern der Basilika des heiligen Stephan und darin auf die Königsgräber. Die meisten waren schon ausgeraubt; in zwei unversehrten Sarkophagen fand man die Ueberreste des Königs Béla III. und seiner Gemalin Anna von Antiochien mit vollem Todesschmuck, der gleich damals ins Museum kam. Aus einem anderen Grabe stammten einige Goldornamente der feinsten byzantinischen Arbeit, die sehr bald verschollen waren. Es hiess, der Stuhlrichter habe sie, als Armband gefasst, einer Schauspielerin geschenkt, von der sie in andere Hände gerieten, bis sie endlich in diesem Jahre bei einem Weissenburger Hausherrn erkannt und für das Museum angekauft wurden.

Zu den Acquisitionen des Jahres gehören noch die römischen Denkmäler aus Alt-Szőny, dem alten Bregetio: Sarkophage, Grabstätten, Inschriftsteine, Meilenzeiger, verstümmelte Statuen, Säulen, Vasen und Kapitäler und andere Architectur-Ornamente. Alles dies mehr von wissenschaftlichem, als von Kunstwert, wurde jetzt provisorisch im inneren Hofe des Gebäudes aufgestellt, bis ein würdigerer Platz für alle Steinmonumente gefunden wird. Einen Teil von diesen stellten die Gutbesitzer Tusla und Vásonkői der Altertums-Sammlung zur Disposition, ein anderer Teil wurde in Folge einer Verfügung des gemeinsamen Kriegsministeriums vom Komorner Festungs-Commando mit einer ganzen Menge von Antikaglien aus Bronze, Glas, Bein, Eisen und Thon dem Museum übergeben.

Nicht minder bedeutend sind die Erwerbungen des Naturalien-Cabinets. Ihre Hauptstücke sind ein Gorilla und der schöne Hirsch, der bei der Ausstellung im Pavillon des Erzherzogs Albrecht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Für die Mineralien-Sammlung kaufte Herr v. Semsey mit fürstlicher Freigebigkeit zwei grosse Meteoriten-Sammlungen, die des verstorbenen Professors Baumhauer in Utrecht und die berühmte Sammlung des Staatsrates Braun in Wien. Herr v. Semsey, der überdies auch in diesem Jahre bei der Ausstellung und im Auslande eine bedeutende Anzahl von Mineralien für das Museum ankaufte, welches unter den mineralogischen Sammlungen Europa's den dritten oder vierten Platz einnimmt, ist jetzt mit einem wissenschaftlichen Katalog der Meteoritensammlung des Nationalmuseums beschäftigt, der im nächsten Jahre im Drucke erscheinen wird.

Diese bedeutenden Erwerbungen des Museums, trotz der durchaus unzulänglichen Landesdotation, beweisen den Patriotismus einzelner Freunde unseres Instituts, dessen Aufblühen mit dem Culturleben der Nation auf das innigste verknüpft ist und zum lebendigen Zeugniss unseres Fortschrittes in Kunst und Wissenschaft wird.

— **Die Schulsparcassen in Ungarn.** Der Vice-Präsident der Schulsparcassen-Section des Landes-Agriculturvereines, der um die Einbürgerung und

Verbreitung dieser wichtigen Institution unermüdlich tätige und hochverdiente königl. Rath, BERNHARD FRANZ WEISS, hat über den Fortgang und Bestand der Schulsparcassen in Ungarn soeben den folgenden Bericht vorgelegt und veröffentlicht:

Die Institution der ungarländischen Schul-Sparcassen feiert jetzt das zehnjährige Jubiläum ihres Bestandes.

Dank der göttlichen Vorsehung und der Mitwirkung jener zahlreichen Patrioten, welche die heilbringende und segensreiche Institution der Schul-Sparcassen in voller Würdigung ihrer grossen Tragweite sowohl geistig als materiell unterstützten und förderten, hat dieselbe in stetiger Zunahme nunmehr folgende erfreuliche Resultate erzielt.

Die nachstehenden statistischen Daten mögen darüber Zeugniss geben, welch' reichliche Früchte die ausgestreute Saat bereits getragen.

Es waren nämlich:

im Jahre	an Orten	Schulen	Manipulanten	Schüler	Ersparte Beträge in Gulden
1876	13	15	32	2,621	13,337
1877	17	20	95	2,010	18,884
1878	30	36	105	3,682	30,416
1879	35	50	93	2,865	33,650
1880	96	141	222	7,333	54,647
1881	178	240	451	14,984	71,817
1882	256	365	565	16,273	114,734
1883	314	438	697	21,992	131,580
1884	317	458	758	24,085	151,461
1885	334	517*	775	23,494	152,474

Summirt man diese Jahresersparnisse und lässt jene Geldbeträge ausser Acht, welche die Kinder oder deren Eltern im Laufe des Schuljahres zur Bestreitung verschiedener Bedürfnisse herausnahmen, so ergibt sich mit Ende des Schuljahres 1884/1885, dass 119,339 Schulkinder zusammen 773,000 Gulden ersparten, — eine gewiss beachtenswerte Erscheinung!

Ohne den Bestand der Schul-Sparcassen hätten wohl diese 119,339 Kinder keine Gelegenheit gehabt, sich mit der Sparsamkeit bekannt zu machen, — und 773,000 Gulden wären nicht erspart, sondern leichtsinnigerweise auf Näschereien, Spielzug und sogar auf Branntwein und Cigarren verschwendet worden.

Trotzdem findet diese Institution vom Beginn an bis zum heutigen Tage in unserem Vaterlande viele Gegner. Bereits im Jahre 1875, als ich zum ersten Male im Interesse der Schul-Sparcassen auftrat, fanden sich Feinde, die diese Institution als «Schwindel», als «todtgebornes Kind» bezeichneten, und noch heute haben die Verfolgungen in Wort und Schrift nicht aufgehört.

Wir schenkten jedoch den Worten der Pessimisten und falschen Propheten kein Gehör, begannen energisch unser Werk und können uns nun, wie obige Daten beweisen, eines vollen Sieges erfreuen.

* Ausserdem wurden noch angemeldet 174 Schulen, von denen jedoch die Ausweise nicht eingelaufen sind.

Wir gewinnen immer mehr die Erfahrung, dass die interessirten Kreise es täglich mehr und mehr einsehen und sich davon überzeugen, dass die Sparsamkeit der Grundstein des Gedeihens unseres Vaterlandes ist, und in Betracht dessen, dass die Sparsamkeit nicht mit einem Schlage in die Menschheit eingeimpft, ja auch der Erwachsene nicht auf einmal vom Leichtsinnigen zum nüchtern Denkenden umgewandelt werden kann, werden jene interessirten Kreise die grosse Tragweite der Schul-Sparcassen eben aus dem Grunde immer mehr anerkennen müssen, weil diese Institution bereits die Kinder im zarten Alter zur Tugend der Sparsamkeit ermahnt. sie dazu anleitet und daran gewöhnt.

Diese Tatsache wird auf Grund ihrer Erfahrungen neuerdings durch jene 775 Lehrer bekräftigt, die aus patriotischem Antriebe, weder Zeit, noch Mühe und Verantwortung scheuend — sich opferwillig mit der Leitung der Schul-Sparcassen gegenwärtig besassen.

Nachdem dieselben sowohl mit den Kindern, als deren Eltern unmittelbar verkehren, können sie den guten Eindruck und jene moralische Wirkung, die unsere Institution auf dieselben ausübt, am besten beurteilen.

Den ecclantesten Beweis dessen, was ein eifriger, für unsere Sache begeisterter Patriot zu leisten und zu erreichen im Stande ist, zeigt die Schul-Sparcasse in Szabadka.

Daselbst hat der Sparcasse- und Volksbank-Director Dr. Georg Gulu die genannte Institution im März des Jahres 1875 ins Leben gerufen, und seiner eifrigen und patriotischen Aneiferung ist es gelungen, dass die Einlagen und Zinsen der Schul-Sparkasse im verflossenen Jahre den Betrag von 91,883 fl. 96 kr. erreichten.

Wenn doch unser Vaterland noch viele so ernste und eifrige Söhne besässe, die unsere Institution mit gleichem Eifer fördern würden!

Es möge mir gestattet sein, nachfolgende — nur scheinbar abschweifende — Bemerkungen hinzuzufügen.

Betrachten wir nämlich die Conclusion der bei Gelegenheit des jüngst abgehaltenen landwirtschaftlichen Congresses durch Andreas György unterbreiteten Abhandlung: «Die Mängel der Creditorganisation des Kleingrundbesitzes.» Der dritte und entscheidende Punkt derselben legt das Hauptgewicht auf die Erlangung des Personal-Credits und trifft damit wahrhaftig den «Nagel auf den Kopf.»

Wodurch aber kann man Personal-Credit erlangen?

Es wird wohl Jedermann einleuchten, dass derselbe ausser durch Arbeitsamkeit nur durch Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Pünktlichkeit zu erreichen ist.

Der Verschwender, der Prasser, der Leichtsinnige kann bei Sparcassen und Banken keinen billigen Credit erlangen, sondern ist bemüssigt, sich an Wucherer zu wenden.

Es bestehen gegenwärtig in Ungarn — nach Mihók — 372 Sparcassen und 121 Banken, zusammen daher 493 Geldinstitute, welche sich freuen, die ihnen zur Verfügung stehenden grossen Geldsummen, die gegenwärtig gegen 488 Millionen Gulden betragen, an sicheren Orten und bei sicheren Personen gegen billige Zinsen placiren zu können; — denn hierin besteht ihr Geschäft, brach liegendes Geld aber bringt ihnen nur Verlust.

Die Wichtigkeit der Sache entschuldige meine Wiederholung des Satzes, dass

der verschwenderische, leichtsinnige, mit seiner materiellen Lage nicht rechnende, nicht pünktlich zahlende Mann auf billigen Credit keinen Anspruch machen kann; er verfällt unbedingt den Händen der Wucherer, und das Ende davon ist das Falliment, der Untergang, das Elend.

Hingegen findet der fleissige, sparsame, ehrliche und pünktliche Zahler — selbst wenn er nicht reich ist — bei jedem Geldinstitute, selbst bei privaten Geldleihern zu billigen Zinsen stets offene Casse.

Dies ist das ganze Geheimniss des Personalcredits.

Gewöhnen wir daher — wie wir dies bereits unzählige Male sagten — unsere Kinder an die heilsame Tugend der Sparsamkeit, damit sie als Erwachsene sowohl ihr eigenes, als das Glück ihrer Familie zu begründen im Stande seien.

Eben deshalb sagte auch Anton Csengery in einer seiner Programm-Reden, dass an der Türe eines jeden Bürgers Ungarns, ja selbst an der Pforte des Abgeordnetenhauses dies Wort anzubringen wäre: «Sparsamkeit».

Es ist interessant zu erfahren, in welchem Maasse im Auslande zum Frommen des Volkes zweckdienliche Verfügungen zur Förderung der Sparsamkeit getroffen werden. So werden zum Beispiel laut Erlass der englischen Regierung nur jene Schulen als den Gesetzen entsprechend und als perfect anerkannt, in denen man Schul-Sparcassen eingeführt hat. Daselbst haben auch zahlreiche Fabrikanten und Gewerbetreibende das System angenommen, ihren Arbeitern den Wochenlohn nicht wie bisher am Samstag, sondern am Freitag auszuzahlen; sie gehen nämlich von der Erfahrung aus, dass der Arbeiter, wenn er sein Geld am Samstag Abend erhält, damit ins Wirtshaus geht und dort das Ganze oder einen grossen Teil des Geldes die Nacht hindurch verprasst, da er am Sonntag Morgen nicht zur Arbeit eilen muss; den etwa noch verbliebenen Rest aber verzehrt er, vielleicht in Gesellschaft seines Weibes, Sonntags ebenfalls bis spät in die Nacht hinein, und geht Tags darauf am blauen Montag spät zur Arbeit. Dieser Vergeudung wird auch durch den Umstand Vorschub geleistet, dass die Sparcassen Sonntags geschlossen sind. Wenn er aber seinen Wochenlohn am Freitag empfängt, kann er nicht im Gasthause die Nacht verjubeln, weil er am Samstag Früh wieder zeitlich zur Arbeit eilen muss; sein Weib hingegen kann Samstag das Geld in die Sparkasse einlegen, ihre nötigen Einkäufe besorgen — und es findet sich somit kaum eine Gelegenheit zur Verschwendung. Ja, man begnügt sich dort nicht mit den bereits bestehenden allgemeinen Sparcassen, Post- und Schul-Sparcassen, sondern um auch den Schiffsleuten Gelegenheit zu bieten, wenigstens einen Teil ihrer Bezüge hinterlegen zu können, hat man in England bereits vor Langem die Schiffs-Sparcassen eingeführt. Die Capitäne oder andere Schiffsbeamte manipuliren so lange das Geld, bis dasselbe in eine Post-Sparcasse eingelegt werden kann.

Dieses gute Beispiel wurde in jüngster Zeit in Frankreich nachgeahmt. Auf Befehl des Präsidenten der Republik vom 18. März laufenden Jahres wurden nämlich die Schiffs-Sparcassen am 1. Juni laufenden Jahres obligatorisch eingeführt.

Ebenso ist es von Frankreich bekannt, dass dort die Schul-Sparcassen bereits in 23,000 Schulen eingeführt sind, und die Einlagen der Kinder gegen 11 Millionen Francs betragen.

Bei einer anderen Gelegenheit bemerkten wir, dass Schul-Sparcassen auch in Belgien, Italien, Sachsen, Holland, Dänemark, Schweden, Russland, Spanien,

Portugal, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten — meist mit grossem Erfolge — manipulirt werden.

Wir müssen noch bemerken, dass der Verbreitung der ungarischen Schul-Sparcassen ausser dem an der Spitze stehenden Ungarischen Landes Agricultur-verein noch folgende Persönlichkeiten die wärmste Unterstützung in Wort, Schrift und Tat angedeihen liessen:

Dr. Bernhard Alexander, Baron Béla Atzél, Dr Moriz Ballagi, die Sparcasse in Neusohl, Johann Böngérfi, das Municipium der Hauptstadt Budapest, die Budapester dritte Bezirks-Sparcasse, die Budapester pädagogische Gesellschaft, Dr. Peter Busbach, Armin Buzogány, Graf Andreas Csekonics, Anton und Lorant Csengery, Franz Deák, Albert Détsi, Eduard Dorner, die Hauptstädtische Vereinigte Sparcasse, Dr. Wilhelm Fraknói, Gustav Fuchs, Karl Galgóczy, Ludwig Gang, Moriz Gelléri, Girokuti, Jakob Gottlieb, Paul Gönczy, Dr. Georg Guln, Johann Györffy, Eduard Horn, Michael Horváth, Ferdinand Kálnay, Josef Kálóczy, Graf Alexander Károlyi, Baron Gabriel Kemény, Koloman Kenessey, Paul Királyi, Alexius Kerékgyártó, Ladislaus Korizmics, Josef Kövessy, Emerich Lábos, Abraham Lederer, Heinrich Lévay, Graf Melchior Lónyay, Josef Lukács, die Mátészalkaer Sparcasse, Alexander Matlekovics; die Comitate: Fehér, Pest, Trencsén, Veszprém, Zala etc.: Stefan Mendl, August Mocskonyi, Aladár Molnár, Möhrling, die Nationalökonomische Gesellschaft, Michael Nickl, die pädagogische Fachsection des Vereins der Volkserzieher, Franz Ney, Ludwig Ordódy, der Landes-Unterrichtsrat, Stefan Pajor, die Fünfkirchner Sparcasse, die Pester Ungarische Commerzialbank, Armin Popper, Ober-Bürgermeister Karl Ráth, Géza Robonyi, Konstantin Röck, Erzbischof Josef Samassa, Carina Schröter, Ludwig Sretvizer, Graf Paul Széchenyi, die Sparcasse in Szegedin, Josef Szlávy, die Lehrer-Repräsentions-Generalversammlung, Emerich Tanos, Koloman Tisza, Georg Tömöry, Josef Török, August Tréfort, Stefan Türr, Schulinspector Karl Várady, Ladislaus Wagner, die Waitzner Sparcasse, Albert Wodianer, Julius Wolfner, Julius Zádor.

Und im Auslande folgende hervorragende Staatsmänner und Gelehrte, als:

Die belgische Akademie, Bismarck, Bluntschli, Cardinal Erzbischof Bonnechose, der Kaiser von Brasilien, Gladstone, Emil Lavelaye, Malarce, Maus, Kardinal Erzbischof Manning, Moltke, Friedr. Passy, Waddington — sämmtlich Namen, von deren Trägern man kaum voraussetzen kann, dass sie für eine Sache eintreten würden, deren Nützlichkeit nicht vollkommen erprobt und anerkannt ist. Rechnen wir hinzu jene zahlreichen günstigen Aeusserungen, die in den verflossenen Jahren von Seite der Schul-Sparcassen-Manipulanten (ca. 1500) auf unsere systematische Frage: «Welche moralische Wirkung übt die Schul-Sparcassen-Institution auf die Kinder und deren Eltern?» erfolgten, dann glauben wir, dass jedes Bedenken und jeder Zweifel verschwindet und Jedermann davon überzeugt sein muss, dass das Resultat der Schul-Sparcassen-Institution für unser geliebtes Vaterland nur ein gutes, segensreiches, beseligendes und glückbringendes sein kann.

Auch während des laufenden Jahres erhielt die Institution folgende materielle Unterstützungen, welche dazu dienen, im gewohnten Wege der Verlosung*

* Bei der am 20. November stattgehabten Verlosung wurde ein Treffer mit 100 fl., 1 Treffer mit 50 fl., 1 Treffer mit 35 fl. und 100 Treffer mit je 25 fl. gezo-

den manipulirenden Lehrern eine, wenn auch sehr bescheidene Belohnung für ihre Mühewaltung zuzuwenden:

August Tréfort, Cultus- und Unterrichtsminister	2000 fl.
Graf Paul Széchényi, Minister für Ackerbau, Handel und Gewerbe	1000 «
Graf Alexander Károlyi	100 «
Franz Bernhard Weiss	100 «
Pester Ungarische Commercialbank	100 «
Erste Pester vaterländische Sparcasse	100 «
Albert Détsi	50 «
Johann Ráth	35 «

für welche gütigen Spenden auch bei dieser Gelegenheit der wärmste Dank Ausdruck finden möge.

Die soeben von Seite der hohen Regierung ins Leben gerufenen Post-Sparcassen werden die Institution der Schul-Sparcassen insoweit fördern, da die Lehrer die ersparten Gelder dort leichter anlegen können, als bisher bei den Privat-Instituten.

Und jetzt möge es mir erlaubt sein, mich jener Hoffnung — vielleicht Optimismus? — hingeben zu dürfen, dass nach den erfolgreichen zehn Probejahren — am Ende des zweiten Jahrzehnts in unserem Vaterlande statt 775—7000 Lehrer sich mit der Manipulation der Schul-Sparcassen befassen, statt 120,000—1.000,000 Kinder am Sparen teilnehmen und statt 770,000 — 7.000,000 fl. erspart sein werden!

Dies beglückende Ziel können wir erreichen, wenn wir folgende goldene Worte des grössten Ungars, des Grafen Stefan Széchenyi, uns zu Herzen nehmen und befolgen:

«Seien wir dessen überzeugt, dass unter uns mehr oder minder Jedermann, ja jeder Sohn unseres Vaterlandes ein Retter unseres Blutes, Wohltäter unserer Völkerfamilie und eine Zierde unserer Nation sein kann; darum fülle jeder Ungar seinen Platz treu wirtschaftend aus.»

Und dann wird nicht nur die jetzige Generation, sondern auch deren späte Nachkommen den Ungarischen Landes-Agriculturverein und dessen hochgeschätzte Leiter dafür segnen, dass sie unsere Institution zur Bereicherung und Beglückung unseres teueren Vaterlandes unterstützten und verbreiteten.

— **Die Mittelschulen der Hauptstadt Budapest 1884/5.** Die Zahl der *Gymnasien* war 8, an welchen 123 Professoren wirkten (im Jahre 1880/81 104). Eingeschrieben waren 3226 Schüler (gegen 2750 im Jahre 1880/81), die Prüfung bestanden 2971 (im Jahre 1880/81 2471). Daraus geht hervor, dass die Zahl der

gen. Die Namen jener Lehrer, welche im Jahre 1883 und 1884 mit Treffern gezogen wurden, kamen heuer nicht in die Urne, sondern werden erst im Jahre 1887, beziehungsweise 1888 zur Verlosung kommen. Laut Ministerial-Verordnung konnten auch jene Lehrer nicht an der Verlosung teilnehmen, welche ihre Berichte nicht von irgendwelcher amtlichen Persönlichkeit bestätigen liessen, worauf sie bereits früher aufmerksam gemacht wurden. An 113 Lehrer, welche 5 Jahre fortgesetzt manipuliren, werden Anerkennungs-Diplome verliehen.

Gymnasialschüler von Jahr zu Jahr steigt und zwar zeigen im letzten Lustrum das Piaristen- und das Ofner Gymnasium die stärkste Zunahme. Die Maturitätsprüfung haben abgelegt 233, darunter 24 mit ausgezeichnetem Erfolge, 19 entsprachen nicht. Den juridischen Beruf erwählten 95, den ärztlichen 50, den philosophischen 10, den technischen 21, den theologischen 6, den landwirtschaftlichen 18. Die Religion der Schüler betreffend, ist zu constatiren, dass die Zahl der Katholiken stetig zunimmt; während sie im Jahre 1879 44 Percent der Gesammtzahl betrugen, waren sie im letzten Schuljahre bereits mit 50 Percent vertreten; dagegen nimmt die Zahl der Israeliten ab. (Im Jahre 1879 noch 36 Percent, jetzt nur mehr 29½ Percent.)

Realschulen bestanden 4, an welchen 96 Professoren (gegen 94 im Jahre 1880/81) wirkten. Die Zahl der Schüler war 1857 (gegen 1838 im Jahre 1880/81). Die Vorliebe für die Gymnasialstudien ist unverändert geblieben; wenn auch die Frequenz der Realschulen zunimmt, so beträgt doch die Steigerung bei diesen nur 2 Percent, bei den Gymnasien dagegen 70 Percent. Und dabei ist noch ein Umstand nicht ohne Interesse. Während auf 100 Schüler der ersten Gymnasialclasse 35 der achten entfallen, ist dieses Verhältniss bezüglich der Realschulen nur wie 100: 12. Vor fünf Jahren war diese Proportion noch 100: 29. Diese Erscheinung dürfte damit erklärt werden können, dass zahlreiche Zöglinge der Realschule, wenn sie die ersten vier Classen absolvirt haben, sich der commerciellen, gewerblichen oder einer anderen Laufbahn zuzuwenden pflegen. Der Religion nach waren in den Realschulen 47.42 Percent Katholiken (gegen 45.67 Percent im Jahre 1882/83), 5.29 Percent Evangelische, 2.89 Percent Reformirte und 43.92 Percent Israeliten (gegen 46.23 Percent im Jahre 1881/82). Die Maturitätsprüfung bestanden 74, davon 10 mit ausgezeichnetem Erfolge, 7 entsprachen nicht.

ZU DEN «ASPIRATIONEN DER CROATEN.»

Im Januarhefte des VI. Jahrganges der «Ung. Revue» schreibt Herr Friedrich Pesty auf Seite 64 Folgendes: «Nach Pliverics soll Virozsil gesagt haben, dass Croatien gleichsam als verbündet sich der Krone Ungarns anschloss. Aber Pliverics *citirt ungenau*, denn Virozsil schreibt Folgendes: Dalmatien hingegen hat König Koloman ....» (folgt das Citat). *Virozsil spricht also von Dalmatien und nicht von Croatien.*»

So Herr Pesty.

Nun lautet die Stelle bei Virozsil (Band I. S. 148—151) folgendermassen: «*Croatien und Slavonien* ..... hat der heil. Ladislaus, König von Ungarn ..... gegen Ende des XI. Jahrh., — *Dalmatien* hingegen König Koloman beim Beginn des folgenden XII. Jahrh. teils durch Gewalt der Waffen, teils im Wege freiwilliger Uebereinkunft und Unterwerfung .... *gleichsam als verbündet — der Krone Ungarns angeschlossen*, obwohl dieser Verband eine durchgängig gleiche Gemeinschaft hinsichtlich der Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung *dieser Länder* mit dem Mutterlande keineswegs mit sich führte.»

Hieraus ist zu ersehen, dass *mich* der Vorwurf eines ungenauen Citirens nicht treffen kann, und dass Virozsil nicht blos von Dalmatien, sondern von Croatien, Slavonien und Dalmatien, also von allen »*diesen Ländern*«, oder wie ich es in Kürze sage: von Croatien (S. 14 meiner Schrift: Das rechtliche Verhältniss Croatiens zu Ungarn. Agram 1885), spricht. Jenes »*hat*«, welches Herr Pesty — auf S. 64, Zeile 4 von oben — nach dem Worte: *hingegen* anführt, findet sich bei Virozsil nicht, bezieht sich vielmehr auf alle drei Länder. Den Satz ganz kurz fassend, lautet also die Stelle aus Virozsil: Croatien und Slavonien hat der heil. Ladislaus, Dalmatien hingegen Koloman gleichsam als verbündet der Krone Ungarns angeschlossen. — Dass sich die Worte Virozsil's: »*gleichsam als verbündet*« nicht blos auf Dalmatien, sondern auch auf Croatien und Slavonien beziehen, dürfte nicht nur für Jene, welche da wissen, was Virozsil sonst (z. B. I. S. 146, Text und Note, dann Note auf S. 151 und 152; II. S. 384, 386, Text und Note e, S. 393, 398 etc.) von dem Verhältnisse Croatiens zu Ungarn sagt, sondern auch für Jedermann schon aus dem Wortlaute als einzig folgerichtig sich ergeben. Und wenn dieses Verhältniss nicht immer juristisch correct bezeichnet wurde, so sind daran, was Virozsil (III. S. 255) von dem Verhältnisse Ungarns gegenüber Oesterreich sagt — »wohl die schwankenden und unklaren Begriffe jener Zeit über dergleichen Staatsverhältnisse die Hauptursache«. Zu bedauern ist nur, dass eine gleiche Unklarheit trotz dessen 15jähriger Neuregelung, auch über das heutige Verhältniss Croatiens zu Ungarn herrscht; denn *darin, und nur darin* liegt die Ursache aller Missverständnisse und der gegenseitig gereizten Stimmung dieser 800jährigen Bundesgenossen!

Agram, am 23. Januar 1886.

Dr. Josef Pliverić,
k. Universitatsprofessor.

Die löbliche Redaction der »Ungarischen Revue« hatte die Anfrage an mich gerichtet, ob ich nicht gesonnen bin, zu vorstehender Berichtigung des Herrn Professors Pliverić Bemerkungen zu machen.

Obgleich ich anfangs hiezu keine Neigung hatte, so liess ich mich durch die Rücksicht anders bestimmen, dass ich nicht den Schein auf mich laden will, als könnte ich Stimmen von gegnerischer Seite nicht ihrem vollen Werte nach würdigen — und ferners, weil ich aus dem Briefwechsel des Herrn Professors Pliverić mit dem Wiener Universitätsprofessor Dr. Georg Jellinek die Ueberzeugung gewonnen habe, dass Professor Pliverić zu jenen seltenen Gegnern im croatischen Lager gehört, mit welchen sich eine anständige Polemik über staatsrechtliche Verhältnisse führen lässt, und für die eine streng wissenschaftliche Methode massgebend ist.

Was die obige Berichtigung betrifft, so erkenne ich an, dass der Text bei Virozsil allerdings so lautet, dass nicht nur Dalmatien, sondern auch Slavonien und Croatien teils durch Gewalt der Waffen, teils im Wege freiwilliger Uebereinkunft und Unterwerfung der Krone Ungarns angeschlossen worden sei. Was gewinnt aber dabei Professor Pliverić? Es kann ihm nur darum zu tun sein, den Beweis zu liefern, dass jene Gebiete, welche wir *heute* Slavonien und Croatien nennen, nicht nur durch Waffengewalt und Unterwerfung, sondern teilweise auch

durch Verträge an Ungarn kamen. Desto schlechter für Virozsil. Die Geschichte weiss nichts davon, dass die Eroberungen des Königs Ladislaus des Heiligen auch durch Verträge unterstützt worden wären. Die angeblichen Verträge, auf welche sich croatische Schriftsteller so gerne berufen und die mit König Koloman geschlossen worden sein sollen, werden auf das Jahr 1102 gesetzt. Damals aber waren die Eroberungen Ladislaus des Heiligen schon in Comitate eingeteilt, damals hatte der eben so fromme als ritterliche König schon das Agramer Bistum errichtet. Welcher Anachronismus also, die dem Archidiacon von Spalato unterschobenen Verträge auf die Eroberungen Ladislaus I. anwenden zu wollen! von Verträgen zu sprechen, wo im wahren Texte des Archidiacons nur von *subjugatio* die Rede ist!

Ich wiederhole, um so schlechter für Virozsil, wenn er die Lehre von den Ländern, welche «gleichsam als verbündet der Krone Ungarns angeschlossen» wurden, auch auf jene Gebiete ausdehnt, welche wir *heute* ganz unrichtig Slavonien und Croatien nennen.

Bei Schilderung der «Aspirationen der Croaten» in der «Ungar. Revue» schwebte mir vor Augen, dass ein Gelehrter von der Qualität Virozsil's eine Gleichstellung Croatiens, Slavoniens und Dalmatiens nicht gemeint haben *konnte*, und diese Auffassung hat die Stilisirung des von Professor Pliverić beanstandeten Textes verschuldet.

In ernsten Fragen ist eine strenge Richtigstellung des Textes immer geboten. Aber eben deshalb müssen auch wir Einsprache erheben gegen einen Vorgang, welchen Dr. Pliverić in obiger Berichtigung von sich selbst eingesteht, indem er die drei Länder «kurz» Croatien nennt. Qui bene distinguit, bene docet. Heute fühlen wir es ja Alle, wie weit uns das Spiel mit geographischen Namen gebracht hat.

Budapest, 30. Januar 1886.

FRIEDRICH PESTY.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Almasi Tihamer, Sári neni (Tante Sári. Volksstück in drei Aufzügen von Tihamér Almási). Budapest, 1885, Grill, 81 S.

Baráth Ferencz, Aesthetika (Aesthetik, mit einem Grundriss der ungar. Verslehre von Franz Baráth. Zweite Auflage). Budapest, 1885, Franklin, XIII und 392 S.

Budapesti Társaság (Die Budapester Gesellschaft). Budapest, 1886, Pallas, XXIII und 571 S.

Bunyitay Vincze, A mai Nagyvarad megalapitása (Die Gründung des heutigen Grosswardein von Vincenz Bunyitay). Budapest, 1885, Akademie, 20 S. und 1 Karte.

Duka Tivadar, Korösi Csoma S. dolgozatai (Alexander Csoma's von Körös Werke, gesammelt und mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Dr. Theodor Duka.) Budapest, 1885. VIII, 438 S. und eine Karte.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

ZUR GESCHICHTE DER PHILOSOPHISCHEN BESTREBUNGEN IN UNGARN.*

Der tiefere Einblick in den inneren Zusammenhang, der sich dem aufmerksamen Beobachter auch in der Entwickelung der mannigfachen Schöpfungen des menschlichen Geistes zeigt, hat denkende Geschichtschreiber in neuerer Zeit dazu veranlasst, auch die Entwickelung einzelner Wissenszweige nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern im Zusammenhang mit der allgemeinen Culturentwickelung zu betrachten.

Von diesem Gesichtspunkte gewinnt man auch das Verständniss und das tiefere Interesse für die Eigentümlichkeiten, welche in den geistigen Bestrebungen verschiedener Völker auf den einzelnen Gebieten der Geistesarbeit zu Tage treten. Es ist kaum zu verkennen, dass nicht ein vom Anbeginn der Dinge fertig dastehender, unwandelbarer Volksgeist oder Nationalcharakter — denn auch der Volkscharakter bildet sich, unter dem Einfluss vieler Factoren, aus gewissen primitiven Eigenschaften erst «im Strom der Welt» — sondern der Einfluss der mannigfachen «Lebensbedingungen», der natürlichen, politischen, socialen, religiösen Verhältnisse auch für die Richtung der wissenschaftlichen Bestrebungen eines Volkes in bestimmten Wissensgebieten massgebend ist. Der Einfluss jener Culturelemente, welche an ihrem Theile zur Ausbildung des Volkscharakters beitragen, auf die wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen darf — wie sehr man auch auf gewisse urwüchsige Dispositionen Gewicht legen mag — keinesfalls unterschätzt werden.

Dieser Einfluss tritt vielleicht auf keinem theoretischen Gebiet — abgesehen von gewissen Specialgebieten der positiven Jurisprudenz und der

* Der vorliegende Essay soll, im Anschluss an die kürzlich in Buchform erschienene Arbeit Joh. Erdélyi's über die Philosophie in Ungarn, einen Ueberblick über die philosophischen Bestrebungen in Ungarn bis zum XVIII. Jahrhundert geben. Vielleicht bietet sich später auch eine Gelegenheit zu einer allgemeinen Charakteristik der neueren philosophischen Bestrebungen und Arbeiten. Für einen Teil derselben hat auch schon Erdélyi dankenswerte Vorarbeiten ausgeführt, welche neuerdings herausgegeben werden sollen.

Politik — so entschieden zu Tage wie in der Philosophie. Mehr als die Geschichte anderer Wissenszweige muss die Geschichte der Philosophie vermöge der Natur ihres Gegenstandes — wie dies von berufenen neueren Bearbeitern dieses Feldes anerkannt wird — im innigen Zusammenhang mit der Geschichte der allgemeinen Culturbestrebungen behandelt werden;[1] denn die Lehren, welche sie vorführt, fassen im Grossen und Ganzen die allgemeinsten Ergebnisse und die Grundideen der Geistesarbeit verschiedener Epochen in ein Gesammtbild zusammen. Darauf verweist der treffende Ausspruch eines Denkers, dessen bedeutsame Forschungen der Entwickelung der wissenschaftlichen Philosophie in unserem Zeitalter wichtige und nachhaltige Impulse gegeben haben: «Die Systeme, welche die Geschichte der Philosophie auf ihren Blättern verzeichnet, sind, soweit sie eine bleibende Bedeutung gewonnen haben, nicht müssige Ideenverbindungen einzelner Denker, sondern die zahlreichen Quellen der Erkenntniss, die in den Einzelwissenschaftan fliessen, sammelt die Geschichte der Philosophie zu einem grossen Strom, an welchem man zwar nicht den Verlauf jeder einzelnen Quelle, wohl aber die Richtung wieder erkennt, die sie alle zusammen genommen haben.»[2]

Auch die Geschichte der philosophischen Bestrebungen in Ungarn will von dem bezeichneten, wahrhaft historischen Gesichtspunkt betrachtet und in ihren einzelnen Phasen beurteilt werden.

Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte legt die Frage nahe: ob in den langen, sozusagen ununterbrochenen Kämpfen um Existenz und Freiheit, in welchen die ganze Geschichte der Nation aufgeht, viele Factoren wirksam waren, die eine auch die abstracteste Denkarbeit fördernde geistige Atmosphäre erzeugen? Berücksichtigt man die Antwort der Geschichte, so könnte — trotz dem Mangel an originalen und fruchtbaren Conceptionen, an systematischen Leistungen grossen Styls, trotz dem vergleichsweise geringen Umfang der eigenen philosophischen Literatur — das Facit, welches die Analyse der einzelnen Erscheinungen ergibt, eventuell in ein günstigeres Licht gerückt werden, als man bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge vermuthen möchte.

Wie dem auch sei, die Frage: ob und in welcher Richtung die gebildeten Kreise des ungarischen Volkes auch in früheren Zeiten an den philosophischen Bestrebungen der europäischen Culturvölker — productiv oder

[1] Es möge hier nur auf eine von den neuesten Arbeiten auf diesem Gebiete, welche dem bezeichneten Postulat gerecht zu werden bemüht sind, hingewiesen werden, und zwar auf das tüchtige Werk von W. Windelband: «Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften dargestellt.» Bd. I und II. 1878—80.

[2] W. Wundt: Ueber die Aufgaben der Philosophie in der Gegenwart. 1874.

auch nur reproductiv — theilgenommen haben? hat ihr culturgeschichtliches Interesse und rechtfertigt mithin den Versuch einer eindringlichen historischen Untersuchung.

Die Ergebnisse einer solchen Untersuchung sollen im Folgenden in grossen Umrissen skizzirt werden, um eine wenigstens im Grossen und Ganzen zutreffende Antwort auf obige Frage zu erhalten. Zur eingehenderen Erörterung und zu dem Versuch einer Beantwortung der aufgeworfenen Frage veranlasst uns hier die kürzlich in Buchform erschienene Arbeit von Johann Erdélyi über die Philosophie in Ungarn.* Dieses Werk ist leider unvollendet geblieben, da die Geschichtsdarstellung kaum bis zum XVIII. Jahrhundert reicht. Aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt beansprucht es volle Beachtung, da es sich im Ganzen einer sachlichen, auf solider wissenschaftlicher Grundlage fussenden, quellenmässigen Darstellung befleissigt und die Grundlinien einer auf dem entsprechenden culturgeschichtlichen Hintergrund ausgeführten Geschichte der philosophischen Bestrebungen in Ungarn bietet.

Wir versuchen nun, auf dieser Grundlage eine allgemeine Charakteristik (oder genauer die Umrisse einer solchen) auszuführen und hiebei die Hauptmomente der Entwickelung zu beleuchten.

Vor allem mag schon hier auf ein allgemeines Ergebniss der Untersuchungen hingewiesen werden, das Erdélyi schon im ersten Capitel seiner Arbeit vorwegnimmt, um auch den Schein der Voreingenommenheit schon auf der Schwelle abzustreifen und mit einem allgemeinen Urteil über den Durchschnitts-Wert und Charakter der Leistungen den Standpunkt der Betrachtung zu bestimmen. «Die Philosophie als Wissenschaft würde auch ohne uns dort stehen, wo sie heute steht, ja es mag sein, dass wir nicht den Beruf haben, in diesem Felde eine ruhmreiche Rolle zu spielen; doch das soll Niemand beunruhigen; grosse Staatswesen haben sich ohne Philosophie beholfen und können derselben auch weiter entraten. Doch bleibt es immerhin schön, die Geschichte des Denkens, des Verstandes, der Ueberzeugungen zu betrachten und zu erkennen, auf welche Weise sich unsere Nation allgemach den europäischen Zuständen anbequemt hat; was in dem, was die gelehrte Welt Philosophie nennt, ihren Beifall gewann; ob und worin sich ihre Empfänglichkeit für diese Wissenschaft auf eclatante Weise offenbarte; schliesslich: wo und wie sich dies erkennen lässt?...» Das allgemeine

* A bölcsészet Magyarországon. Irta Erdélyi János (Die Philosophie in Ungarn. Von J. Erdélyi). Budapest, Franklin-társulat. 1885. — Das Werk erschien als VI. Band der mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften von den Herren Dr. Bernhard Alexander und Dr. Josef Bánóczi herausgegebenen ungarischen «Philosophischen Bibliothek» (Filozófiai irók tára), welche die Verbreitung philosophischer Kenntnisse in erster Linie durch die Uebertragung namhafter Werke der Weltliteratur auf verdienstliche Weise zu fördern trachtet.

Ergebniss wird in einem «Bekenntniss» zusammengefasst, das der Autor schon im Vorhinein ablegt, indem er anerkennt, dass «wir uns keiner eigenen Entdeckungen und keiner Neuerungen — auch nicht der raschen Erzeugung minutiöser Systeme — rühmen können». * Er fügt aber zu diesem Bekenntniss sofort die Erklärung, es dürfe uns genügen, «wenn wir uns in das wissenschaftliche Bewusstsein, in die Ueberzeugungen der Zeitalter zu finden wussten».

Damit scheint das Wesen und das Gewicht der aufgewiesenen Leistungen richtig bestimmt zu sein. Weist doch die Verschiedenheit der Lebensbedingungen schon für sich darauf hin, dass auch Staaten und Völker nicht Alles in Allem leisten können. Genug, wenn sie sich der Culturarbeit auf verschiedenen Gebieten anzuschliessen, den Bewegungen derselben zu folgen und den Errungenschaften derselben ihr eigenes Geistesleben offen zu erhalten verstehen. Denn damit ist die Möglichkeit geboten, die besten Früchte der Culturarbeit eines Zeitalters zu Bestandteilen der nationalen Cultur zu machen.

I.

Bei der Einteilung des Stoffes knüpft Erdélyi bei Ereignissen von unbestrittener nationaler (literarhistorischer und culturgeschichtlicher) Bedeutung an; indem er drei Hauptperioden annimmt: die Vorzeit, welche bis zu dem Auftreten des Johann Apáczai Cseri reicht, die zweite Periode, die mit dem Auftreten des Grafen Stephan von Széchenyi, resp. mit der Gründung der ungarischen Akademie abschliesst, die dritte Periode, welche die neueren Bestrebungen bis zur Gegenwart umfasst.

Die erste Periode wird mit Recht als Vorzeit betrachtet. Es handelt sich hier im Grossen und Ganzen um eine Vorgeschichte des allgemeineren und regeren wissenschaftlichen Lebens, gleichsam um die Urgeschichte desselben. Von diesem Gesichtspunkte wollen aber auch die Bestrebungen und Versuche dieser Periode in ihrer Bedeutung für die Entwickelung der nationalen Cultur gewürdigt werden. Denn eben hier muss sich zeigen, wie sich die gebildetsten und reifsten Geister der Nation «in die europäische Denkweise einleben», wie die scholastische Philosophie ihrem Beruf, den mensch-

* An einer späteren Stelle wird dieses allgemeine Urteil mit einigen treffenden Aperçus illustrirt. Es wird betont, dass die Entwickelung dieser Wissenschaft hier keine durchgängige Continuität zeige, sondern einen vielfach unterbrochenen Gang in einer lückenhaften Literatur. Ein System kam und ging «wie ein Gast». . Die Raschheit der Entwickelung «beschämte das beste Wollen». Die geringe Zahl der Kenner und Arbeiter liess keine grossen Strömungen aufkommen. Inmitten der vielfachen schweren Kämpfe und Heimsuchungen war es genug, wenn ab und zu «eine reife Frucht vom Baume des Wissens gepflückt werden konnte».

lichen Geist in der strengen Schule des abstracten Denkens zu discipliniren, auch auf den Stätten keimender Cultur gerecht zu werden bemüht ist, wie sich strebsame Geister den ersten wissenschaftlichen Versuchen zuwenden.

Ein Blick auf die historische Rolle der Nation und auf die markantesten Lebensäusserungen des Volksgeistes weckt von vorneherein die Vermutung, dass sich die philosophische Speculation vorwiegend den Fragen und Interessen des tätigen Lebens, den Problemen der «Sciences morales et politiques» zugewendet habe. Die Geschichte bestätigt im Allgemeinen — und ganz besonders mit Bezug auf die erste Periode, die «Vorzeit» — diese Annahme auf das Nachdrücklichste. So resumirt denn Erdélyi die Ergebnisse der näheren Betrachtung in dem Aperçu, dass die ungarische Denkweise «vom Anbeginn vorwiegend auf das öffentliche Leben und die Verwaltung Gewicht gelegt habe». Ein «Blutvertrag» sei für die Nation «Tradition und Verfassung, Mythus und Geschichte» gewesen. Die Natur als Gegenstand der Erkenntniss habe die Wissbegierde derselben nicht tiefer erregt. Auch die spontane, wissbegierige Vertiefung in die Probleme des Glaubens komme im Allgemeinen nicht zur Geltung. Dagegen ist die «moralisch-politische Färbung» des theoretischen Bedürfnisses unverkennbar, die wohl mit Recht mit der vergleichsweise hohen Entwicklungsstufe des politischen Lebens und des Staatswesens in Zusammenhang gebracht wird.

So tritt uns schon auf der Schwelle der «Vorzeit» der erste Staatsweise des ungarischen Volkes entgegen. Der weise Staatsmann, der den Grundbau eines neuen europäischen Staatswesens mit sicherer Hand aufgeführt und zuerst die ungarische Königskrone getragen hat, ist auch «der erste Philosoph der Ungarn». Das staatsmännische Ingenium des heiligen Stephan bringt auch die ersten Früchte politisch-ethischer Reflexion zur Reife. Dies Urteil stützt sich nicht nur im Allgemeinen auf die scharfe Ausprägung gewisser Grundideen und Principien in staats- nnd verwaltungsrechtlichen Bestimmungen und Institutionen, sondern insbesondere auch auf die gedankenreiche, in das Corpus juris hung. übergegangene Schrift «De morum institutione ad Emericum ducem liber», in welcher der weise Herrscher seinem Sohne, dem Prinzen Emerich, mancherlei politische und moralische Winke und Weisungen gibt, um denselben für seinen Herrscherberuf vorzubereiten und die Fortsetzung des glücklich begonnenen Werkes anzubahnen. Diese Schrift ist ein schönes Denkmal des staatsmännischen Geistes und der Gemütstiefe, der väterlichen Liebe dieses apostolischen Königs. Sie deutet aber auch auf den tragischen Zug seines Lebens hin. Er konnte in seinem Sohne nicht den Erben seiner Ideen und seiner Schaffenskraft erblicken. Die sensitive Natur des Prinzen war den grossen und schweren staatsmännischen Aufgaben, welche die Schöpfungen seines Vaters dem Nachfolger stellten, nicht gewachsen. Sein früher Tod ersparte dem jungen Fürsten aussichtslose Bemühungen und Kämpfe. Aber die Lehren seines

königlichen Vaters sind nicht wirkungslos verhallt. Die Schrift, welche ein günstiges Geschick der Nachwelt erhalten hat, sprach als ein Vermächtniss des weisen Königs Lehren aus, deren Kern ein den Führern der Nation, ja dem ganzen Volke zugedachtes Vermächtniss war. Und das nationale Bewusstsein hat auch in der Tat manche Idee, welche in diesem «Handbuch der Staats-Sittenlehre» zum Durchbruch kommt, assimilirt.

Die Schrift enthält ein Vorwort, in dem der königliche Autor seinem Sohne die Notwendigkeit, den Zweck und die Tragweite seiner Belehrungen beleuchtet. Die Tendenz und der Inhalt der einzelnen Abschnitte ist schon in den folgenden Titeln angedeutet: I. De observanda catholica fide. II. De ecclesia et continendo ecclesiastico statu. III. De episcoporum nomenclatura et impendendo honore pontificum. IV. De merito honore principum et baronum. V. De servanda virtute patientiæ et tribuendo judicio. VI. De acceptione exterorum et nutrimento hospitum. VII. De magnitudine consilii. VIII. De executione filiorum (quod majores imitari debeant et filii obedire parentibus). IX. De observatione orationis. X. De pietate et misericordia, ceterisque virtutibus.

Wir müssen uns hier damit begnügen, einige charakteristische Punkte dieser königlichen «zehn Gebote» hervorzuheben.

Im ersten Abschnitt wird die Bedeutung der christlichen Religion, des lebendigen, werktätigen Glaubens im Allgemeinen betont. Die folgenden Capitel enthalten manchen Wink über die Ziele und Wege der durch den königlichen Autor inaugurirten und nach seinem Wunsche consequent weiterzuführenden Kirchenpolitik. Der weise König sieht das Heil der Nation und des jungen Staatswesens im Durchgreifen des Geistes der christlichen Lehren. Es gilt daher auch die Macht und die Würde der christlichen Kirche auf breite, gediegene, unerschütterliche Grundlagen zu stellen und gegen jeden Anprall feindlicher Mächte zu schützen. Auch der Bedeutung der sorgsamen Pflege und Förderung kriegerischer Tüchtigkeit wird gedacht. Ein festes Band, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, soll den Herrscher und seine Krieger wie Glieder einer Familie verbinden. Die Krieger sollen sich nicht als Knechte, sondern als die Edlen des Reiches um den Herrscher schaaren; sie haben als solche ganz besonders auf eine milde und gerechte Herrschaft Anspruch. Doch der Beruf des Herrschers fordert ja in allen Beziehungen Gerechtigkeit und Geduld. Der königliche Weise erkennt, dass Gerechtigkeit der festeste Grund der Herrschaft ist. Er legt grosses Gewicht auf das Bedürfniss einer wirksamen, geordneten Rechtspflege und empfiehlt dem künftigen Herrscher, diese in die Hände rechtskundiger Richter zu legen, die «gemäss dem Gesetz entscheiden sollen». Die richterliche Gewalt soll von der Herrschergewalt getrennt werden; insoweit der Herrscher wenigstens in der grössten Zahl der Rechtsfälle nicht persönlich Recht sprechen und der Schatten eines verfehlten Urteils nicht auf die königliche

Würde fallen soll. Geduld und Mitgefühl sollen sich zu der Gerechtigkeit des Herrschers gesellen. Wo er urteilen muss, wo sich die Rechtsprechung mit der königlichen Würde vereinbaren lässt, da soll die höhere Billigkeit, die auch dem Wahrspruch des Gemütes Rechnung trägt, den Ausschlag geben, da soll Geduld und Mitgefühl die Härten des summum jus mildern. So wird hier die Gnade als ein schönes Prärogativ des Herrschers erkannt.

Die folgenden Abschnitte (VI—IX) enthalten manche bedeutsame politische Lehre. Eine polyglotte Bevölkerung hatte nichts Schreckhaftes für den königlichen Staatsmann. Er gestattete und begünstigte die Einwanderung aus fremden Ländern. Er erblickte das Gegenmittel gegen etwaige Uebelstände in Einrichtungen der Staatskunst, welche bewirken, dass «die Einwanderer sich in dem neuen Domicil wohler fühlen als in ihrer ursprünglichen Heimat». Das war in der Tat «ein eines weisen Herrschers würdiger Gedanke». Der königliche Autor empfiehlt dem künftigen Herrscher die freundliche Aufnahme der Fremden und den Schutz ihrer Interessen. Ja er sieht geradezu einen Vorteil darin, dass die aus verschiedenen Ländern kommenden Einwanderer verschiedene Sprachen und Gebräuche, Kenntnisse und Fertigkeiten mitbringen, welche insgesammt den Glanz des Königreiches erhöhen. Er formulirt diese Ueberzeugung mit voller Schärfe und gibt seinem Grundgedanken in dem Satze Ausdruck: «regnum unius linguae, uniusque moris, imbecille et fragile.

Diese Maxime ist von manchen Seiten angefochten worden, und man hat zumal in neuerer Zeit auf die mannigfachen Schwierigkeiten und Uebel hingewiesen, mit welchen polyglotte Staaten seit der Verbreitung der Lehre von der absoluten Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Sprachen zu kämpfen haben. Manche neuere Erscheinung konnte in Vielen die Ueberzeugung erwecken, dass der denkwürdige Satz durch die Verhältnisse der modernen Staaten im Allgemeinen nicht mehr verificirt werden könne. Wie dem auch sei, jenes Princip hat sicherlich die Politik der späteren Herrscher in den wichtigsten Punkten bis in die neuere Zeit geleitet, und es hat sich wohl auch recht lange in der politischen Praxis bewährt. Immerhin ist zu bemerken, dass durch lange Zeit ein einigendes Band in der lateinischen Sprache gegeben war, die keinen «Sprachenkampf» aufkommen liess.

Der königliche Autor legt im weiteren Verlauf seiner Schrift dem künftigen Herrscher die sorgsame Wahl seiner Räte ans Herz und betont die Wichtigkeit des treuen Festhaltens an gewissen Traditionen der Vorfahren. Die Räte des Herrschers sollen aus der Reihe der Alten, der Erprobten und Erfahrenen gewählt werden.

Das königliche Geistesvermächtniss schliesst mit religiösen und moralischen Betrachtungen, deren Grundton die Lehre ist, dass Religion und Moral die besten Stützen der Herrscher sind, und dass in einer vom Geist der christlichen Moral beherrschten Denkweise und Lebensführung, in einer den

sittlichen Gehalt der christlichen Lehren einschliessenden Lebensansicht das wahre Heil der Völker gefunden werden kann. An die Könige ergeht die Mahnung, auch «edel, hülfreich und gut» zu sein, wie «der König der Könige», der «Herr der Tugenden» gnädig ist. Die wahre Frömmigkeit soll sich im sittlichen Leben und Trachten bewähren. Der Herrscher soll sich mit wahrem Mitgefühl der Bedrängten und Machtlosen annehmen; er soll mit Beständigkeit der Gerechtigkeit nachstreben, aber auch in christlicher Demut, mit Geduld und Langmut, mit Selbstbeherrschung, ohne maasslose Strenge, mit christlicher Milde und Liebe seines schweren und verantwortungsreichen Amtes walten und für das wahre Heil seiner Untertanen wirken. Sittenreinheit, achtungs- und liebevolle Behandlung der Mitmenschen, Beherzigung und treue Befolgung der erhabenen sittlichen Lehren des Christentums werden als wahre Herrschertugenden, als Grundlage wahrer Grösse gepriesen.

Solche Lehren enthält das Vermächtniss des königlichen Staatsweisen, der seinem Volke als «Apostel der Religion» den Weg zu den Gütern der christlichen Civilisation gewiesen hat. So wenig auch die Reflexionen des weitblickenden Herrschers mit der systematischen Speculation philosophischer Theoretiker gemein haben mögen; man wird auch in den im schlichten Gewande erscheinenden moralisch-politischen Lehren die Offenbarungen eines bedeutenden politischen Scharfblicks und tieferer ethischer Reflexion, charakteristische Züge der staatsmännischen Weisheit erkennen, von welcher die Schöpfungen des königlichen Staatsmannes, die Institutionen, deren Grundfesten die Stürme der Jahrhunderte überdauert haben, lebendiges Zeugniss ablegen.

* * *

Bald nach der glorreichen Regierung Stefan's zeigen sich bescheidene Anfänge der Entwickelung des Schulwesens. Von einem allgemeineren und namhafteren Aufschwung auf den Gebieten wissenschaftlicher oder philosophischer Bestrebungen ist jedoch noch lange keine Rede. Ueber das XI. und XII. Jahrhundert lässt sich aus wenigen, mangelhaften und flüchtigen Aufzeichnungen fast nichts entnehmen. Einige Daten deuten darauf hin, dass es an gelehrigen Schülern der kirchlichen Philosophie nicht gänzlich gefehlt hat. Von einer bedeutenderen und allgemeineren Pflege der scholastischen Philosophie, von einer regeren literarischen Tätigkeit in diesem Felde wird nichts berichtet. Auch im XIII. Jahrhundert zeigen sich nur vereinzelte bescheidene Ansätze. So wird in den spärlichen Quellen der Namen des ungarischen Marcel, des ungarischen Augustinus, des Petrus de Dacia gedacht; doch die Beiträge zur Charakteristik ihrer Versuche reduciren sich auf wenige allgemeine Daten. Im XIV. Jahrhundert scheint das Studium des Aristoteles mehr und mehr in Gang zu kommen; als

Früchte desselben werden einige Arbeiten des Boëtius ex Transylvania bezeichnet: «De sensu et sensibili», «De vita et morte» und «De somno et vigilia».

Im XV. Jahrhundert regen sich auch schon — allerdings nur in isolirten Erscheinungen — die scholastische Tradition befehdende Tendenzen. Ferrarius gedenkt der kühnen Sentenzen eines Ungenannten, dessen abstracter, schroffer Rationalismus das Gebäude der traditionellen Lehren mit Zweifeln und Bedenken aller Art zu erschüttern schien und sich nur mit der Annahme bescheiden mochte, dass «das Universum *ein* Grundprincip, *eine* Hauptursache habe». Doch ist man auch hier auf einige Angaben des genannten Berichterstatters angewiesen, da sich Werke des ungenannten Priesters nicht erhalten haben. Aber auch die Skizze seines Lebens und Wirkens enthüllt manchen interessanten Zug. Man kann schon aus der Schilderung seiner Schicksale auf den schroffen, heterodoxen Charakter seiner Denkweise schliessen. Es wird von der Einkerkerung des Zweiflers, von wiederholten Bekehrungsversuchen, von der vergeblichen Intervention geistlicher Autoritäten berichtet. Endlich sei es der Folterkammer gelungen, den hartnäckigen Widerstand zu brechen und den Renitenten zum Aufgeben seiner vorgefassten Meinung zu bewegen.

Der dominirende Einfluss der scholastischen Philosophie in Lehre und Schule kann — trotz dem grossen Mangel an literarischen Materialien — für diese Zeit als Norm betrachtet werden. Aber auf Gebieten, welche den Interessen und Bestrebungen des praktischen (socialen und politischen) Lebens näher liegen, scheint schon ziemlich früh eine freiere, von den Traditionen der Schule unabhängigere Geistesbewegung begonnen und das Schöpfen aus fremden Quellen — abgesehen von der Anlehnung an einzelne Lehren des Aristoteles — keine allzugrossen Dimensionen angenommen zu haben. Im Einzelnen sind wir hier noch vielfach auf Wahrscheinlichkeitsschlüsse und Vermutungen beschränkt. Im Allgemeinen kann man sagen, dass das öffentliche Leben der Nation in den wesentlichsten Beziehungen «für den europäischen Geist gewonnen» und die «Solidarität» in den allgemeinsten Culturinteressen hergestellt war.

* * *

Unter der Herrschaft des Königs Mathias, der als Repräsentant der europäischen Bildung seines Zeitalters auf die Hebung des allgemeinen Culturniveau der Nations bedacht war, nehmen auch die wissenschaftlichen Bestrebungen einen kräftigeren Aufschwung. Das Schulwesen entwickelt sich zusehends; zahlreiche neue Schulen erstehen; das Studium an ausländischen Schulen kommt mehr und mehr auf; Druckereien, Bibliotheken,

buchhändlerische Unternehmungen, wissenschaftliche Gesellschaften entstehen; die Herausgabe von Büchern kommt allgemach in Gang; die Literatur der Alten wird ein Gegenstand des Studiums, die lateinische Sprache das Organ der Wissenschaft und der Gesetzgebung, die Sprache der Bildung. Aber auch die Keime, aus welchen auf einem anderen Boden die Reformation erwuchs, zeigen sich bald; die stramme Geistesdisciplin lässt nach, das Bedürfniss nach einer freieren Gedankenbewegung und nach Aenderungen in der Structur der Gesellschaft regt sich mehr und mehr, das theoretische Interesse wendet sich zusehends den realen Verhältnissen, den Gebieten des empirischen Wissens, speciell der Naturerkenntniss, zu; und das Denken emancipirt sich damit allmälig von den Autoritäten und Traditionen der Schule. Der Geist des Humanismus bricht sich Bahn, die Bildung eines neuen Zeitalters eignet sich die Schätze an, welche aus den reichen Schachten der antiken Gedankenwelt gehoben werden; aus folgenreichen Entdeckungen und Erfindungen, aus neuen oder noch unverwerteten Erkenntnissquellen gehen die neuen Güter der neuen Culturepoche hervor.

Das Urteil des Culturhistorikers, dass die Nation in diesem Zeitalter «auf dem Niveau der europäischen Bildung» stand, und dass keine grosse Culturidee dem nationalen Bewusstsein fremd war, stützt sich auf zuverlässige Zeugnisse. Man wird ihm auch rückhaltslos beistimmen dürfen, wenn er behauptet: «das war unser Glück in den Tagen der türkischen Herrschaft . . . Die Verteidigung der Heimat war von nun an nicht blos eine Verteidigung der Nation, sondern die Verteidigung des Christentums.» Für die Güter der christlichen Civilisation konnte nur eine Nation, welche derselben teilhaftig war, so unverdrossen kämpfen.

König Mathias war keine contemplative Natur, sondern ein Mann der Tat, der vor allen Dingen auf die Lösung naheliegender praktischer Aufgaben, zumal auf die Verhinderung oligarchischer Willküracte und die Herbeiführung einer dem Gemeinwohl besser entsprechenden Ordnung bedacht war. Doch es gebrach ihm auch nicht an philosophischer Bildung und an Neigung zur tatkräftigen Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen.

Höhere allgemeine Bildung, humane und liberale Gesinnung, wissenschaftlicher Eifer gehören zu den besten Traditionen des ungarischen Clerus. Vertreter verschiedener religiöser und wissenschaftlicher Standpunkte erkennen unumwunden an, dass der höhere Clerus in Ungarn sich glänzende Verdienste um den Aufschwung des nationalen Geisteslebens, um das Gedeihen der wissenschaftlichen Bestrebungen in verschiedenen Gebieten erworben hat. Die Geschichte gedenkt rühmend der Verdienste des Erzbischofs Johann Vitéz, der Bischöfe Johann Cesinge, gen. Janus Pannonius, Nicolaus Báthori, Urban Dóczi, Stefan Fodor, Ladislaus Geréb, welche sich die «Pflege der sanften Wissenschaften und die Erziehung der Menschheit» zur Aufgabe machten. Der Geist des Humanismus regt sich auch in den wissenschaft-

lichen Bestrebungen dieses Kreises. Italien, die «Quelle aller höheren Gelehrsamkeit», gab auch hier den Ton an und schenkte dem Lande manchen Pionnier der Wissenschaft. In italienischen Schulen erhielten einige hervorragende Prälaten ihre höhere Bildung. Italienische Gelehrte haben grossen und nachhaltigen Einfluss auf «die wissenschaftlichen Zustände» geübt. Marsilius Ficinus sendet (1489) Philipp Valori nach Ofen, damit er den König — seinem Wunsche gemäss — in die Lehren Platon's einführe. Ein Teil der Lehrer der ungarischen Hochschulen kommt aus Italien, so Brandolini, Gattus; doch auch andere Länder, speciell Deutschland, senden Apostel der Wissenschaft in die ungarischen Schulen. Im Ganzen überwiegt allerdings der italienische Einfluss am Hofe und in dem gelehrten Freundeskreise des Königs Mathias. Da nun die italienische Philosophie dieses Zeitalters platonischen Spuren folgte, sind Manche geneigt anzunehmen, dass auch in Ofen die platonische Philosophie im Schwang gewesen sei. Dagegen macht Erdélyi auf die durchaus unzureichende Begründung dieser Annahme aufmerksam. Bestimmtes lässt sich mangels literarischer Materialien im Einzelnen nicht feststellen. Jene «Einführung» in die Lehren Platon's fällt in die letzte Lebenszeit des Königs.

Der Beruf der genannten kirchlichen Würdenträger war im Allgemeinen die Anregung und verständnissvolle Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen und die eifrige Sorge für die Einbürgerung der höheren Bildung. So sagt Galeottus von Vitéz, dass er Gelehrte «ex toto orbe» um sich versammelt und Ungarn zum Wohnsitz der Musen gemacht habe. Er zog manchen tüchtigen Kämpen aus der Reihe der nach Italien geflohenen griechischen Gelehrten ins Land und gab so dem Aufschwung der nationalen Bildung die kräftigsten Impulse.

Die geistige Physiognomie des Johann Cesinge (Janus Pannonius) lässt sich aus seinen Werken genauer entnehmen. So weit man aus seinen Gedichten ersehen kann, hat er sich mit der klassischen Literatur und mit den philosophischen Schätzen derselben befasst und gewissen theoretischen Vorurteilen seiner Zeit gegenüber ein unbefangenes Urteil zu bilden gesucht; so z. B. in Sachen der Astrologie. Er neigt in seinen Dichtungen mehr «zum leichteren Teil» der Philosophie «ohne platonische Erhabenheit». Seine Epigramme enthalten die zwanglosen Reflexionen und die ohne Scheu an jede Sache und jede Autorität herantretende rücksichtslose Kritik des denkenden Weltmannes. Er steht in der ersten Reihe der Humanisten. Das wissenschaftliche Leben der Nation verdankt ihm vielfältige Anregung und Förderung.

Die philosophische Bildung des Königs Mathias selbst baute sich, wie sich aus den vorhandenen Berichten entnehmen lässt, aus verschiedenartigen Elementen auf. Auch die Weisheit der Völker, die Spruchweisheit und die Astrologie blieben nicht ohne Einfluss. Von einem Durchgreifen und von

einer dominirenden Stellung der platonischen Philosophie kann angesichts verschiedener beglaubigter Daten füglich nicht gesprochen werden. Dagegen ist der Einfluss des Klassicismus und die Erschütterung und Verdrängung mancher Schultraditionen unverkennbar. Der Mysticismus behauptet freilich noch manche fast allgemein respectirte Position. In diesem Zustand allgemeiner Gährung beherrscht kein einheitliches System die wissenschaftliche Gedankenbewegung mit unbestrittener Autorität und in allen Richtungen. Das nächste unmittelbare Ergebniss des regeren wissenschaftlichen Lebens ist nichts weniger als glänzend. Der wissenschaftliche Kreis des Königs löst sich auf. Auch in den Hochschulen tritt nach dem Tod ihrer Gründer und Förderer zunächst eine Periode des Niederganges ein. Nur weniger, schüchterner Versuche wird gedacht; einige unentmutigte Geister arbeiten im Stillen weiter, die Continuität bricht nicht völlig ab. Nach der Auflösung jener imposanten «wissenschaftlichen Phalanstere», an deren Spitze Mathias stand, wenden sich anregungsbedürftige Geister nach aussen und finden in den Schulen der fremden Gelehrten, zumal in Italien und Deutschland, das, was sie suchen. Es fehlt nicht an Anregung zu literarischer Tätigkeit. Sebastianus Maghus Pannonius schreibt ein Werk über die Wechselfälle des menschlichen Lebens.

Es wurde schon angedeutet, dass die Reformation die ungarische Nation nicht unvorbereitet traf. Die Aera der Hunyadi's und insbesondere die Wirksamkeit des Königs Mathias wirkte mächtig auf das nationale Bewusstsein ein; die geistige «Grossjährigkeit» war im Grossen und Ganzen erreicht. Einerseits wurzelten manche herrschende Ideen, Sitten, Tendenzen, Institutionen des Mittelalters nicht so tief im Volksgeist, um dem Druck einer allgemeinen, mächtigen geistigen Strömung lange zu widerstehen; andererseits hatten die vorangehenden Culturbestrebungen in Verbindung mit den speciellen, von den europäischen Typen in manchem Betracht abweichenden, der nationalen Eigenart angepassten, politisch-socialen Verhältnissen die Geister für die neuen Lehren empfänglich gemacht.

* * *

Die Reformation hatte bald in Lehre und Leben tiefe Wurzeln geschlagen. Die unabhängigere Geisteshaltung der dominirenden Classen kam ihr in vielen Fällen auf halbem Wege entgegen und öffnete ihr bald die Pforten der Schule. Neue Schulen wurden unter ihren Auspicien zur Verbreitung ihrer Lehren gegründet. Manche Anhänger der neuen Lehren suchten die berühmten Lehrer im Ausland auf; so lauschte mancher ungarische Schüler den Worten Melanchthon's. Nach dem schmalkaldischen Frieden vermehrt sich die Zahl der ungarischen Schüler an den deutschen Universitäten

zusehends. Mancher junge «Pannonius» findet in Deutschland seinen Wirkungskreis, so Christof Preysius (Cristophorus Pannonius) in Frankfurt a. O.

Als ein merkwürdiges Kind seiner Zeit muss der 1534 zu Agram geborene «wissenschaftliche Abenteurer» Paulus Scalichius de Lika (Skalikh) erwähnt werden, der als Günstling des Markgrafen in Königsberg seine Rechnung zu finden und durch wiederholte Uebertritte und andere Auskunftsmittel sich in den verschiedensten Lagen zu helfen gewusst hat. Dieser versatile Streber gehört zu den productiveren Schriftstellern des Zeitalters. In seiner frühesten Jugend stellt er sich schon mit Collectaneen ein: «Conclusiones in omni genere scientiarum, quas juvenis 12 annorum scripserat olim.» Er wurde mit den Hauptlehren der antiken Philosophie bekannt und soll die Werke von etwa vierhundert Autoren aller Zeiten und Länder ohne Unterschied der Richtung und Bedeutung gelesen und zum beträchtlichen Teil auch excerpirt haben. Encyklopädie bedeutet bei ihm ein Conglomerat dieser Excerpte. Man hat ihm auch vorgeworfen, dass er in der Arbeit «De justitia æterna» an der Schrift eines Autors, dessen er nirgends gedenkt, an der Arbeit «De perenni philosophia» des Steuch Eugubum ein Plagiat verübt habe. Seine Denkweise neigt, wie man aus den Zeichen seiner wissenschaftlichen Neigungen und Interessen ersehen kann, im Ganzen zu jenem Mysticismus, der alle Gebiete des Glaubens und des Wissens in den absonderlichsten Combinationen durcheinander mischt. Sein «abenteuerlicher Geist» und sein «maassloser» speculativer Eifer treiben ihn auf den Gebieten der Theologie und der Philosophie in dieser Richtung vorwärts. So begegnet man bei ihm der Lehre von den sechs Stufen der erkennbaren Welt (scala sex gradibus continatur), in specie von der Musterwelt (mundus archetypus), von der Verstandeswelt, von der Himmelswelt, der kleineren, der Elementen- und der Unterwelt, deren entsprechenden Inhalt und Erkenntnissobject die Gottheit, die Vernunft, die Natur, die Form, die Körper, die Rechtspflege bilden. Der mundus archetypus entspricht wohl der platonischen Ideenwelt.

Ein solcher Geist herrscht in den «Mysticæ philosophiæ theses» dieses Autors. Doch man vernimmt ab und zu wohl auch eine verständlichere Sprache; so in den Lehren von der Bewegung der Erde und von der Unbeweglichkeit des Himmels. Erdélyi bemerkt aber mit Recht, dass es ein vergebliches Bemühen wäre, sich aus den peinlich wirkenden, abenteuerlichen Gedankenflügen dieses Mystosophen ein verständliches Gedankengebäude construiren zu wollen, und dass die Lehre des phantastischen Polyhistors manchem Zug seines Lebens und seines Charakters entspricht. Es wäre in der Tat eine geistige Tortur, sich mit solchen Geisteserzeugnissen im Einzelnen näher befassen zu müssen. Als culturhistorische Merkwürdigkeit, als ein «Zeichen der Zeit» verdient aber auch diese Erscheinung Beachtung,

Im Gegensatz zu dem haltlosen Mystosophen weiss sich Andreas Dudith (Dudics) in den ernstesten Collisionen «das Gleichgewicht des Denkens» zu erhalten. Er erreichte die höchsten kirchlichen Würden; aber seine Ueberzeugungen brachten ihn in Conflict mit den kirchlichen Autoritäten. Die Gunst des Kaisers schützte ihn gegen alle Widersacher. Nicht als philosophischer Schriftsteller, sondern als mutiger Denker und Redner wird er gerühmt, der «das Princip des Fortschritts» in die Kirche einführen wollte und mit dem Mut einer festen Ueberzeugung wahre Toleranz verband. Man rühmt zumal seine philosophische Bildung und Gesinnung, welche sich in Reden und brieflichen Aeusserungen zeigten. Er nennt selbst den Aristoteles seinen Lehrer auf dem philosophischen Gebiet; bekämpft aber den jede selbstständige Regung verwehrenden Cultus der vorbehaltslos auf die Worte des Meisters schwörenden Schüler.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts versucht man schon abstractere Themata in magyarischer Sprache zu behandeln. In einer Streitschrift des Melius gegen die Irrtümer des Thomas Aran (Aran Tamás tévelgésének megczáfolása) finden sich bemerkenswerte Ansätze einer philosophischen Terminologie. Im Allgemeinen bedienen sich die philosophischen Arbeiten auch weiterhin der lateinischen Sprache. Simon Fischer und Georg Deidrich beschäftigen sich mit der Analyse aristotelischer Schriften, auch Nicolas Hammer folgt in der Schrift «De propositionum natura» den Spuren des Aristoteles. Georg Henisch befasst sich vorwiegend mit medicinischen und mathematischen Arbeiten, darf aber im Hinblick auf sein Werk «Institutionum dialecticarum libri V.» auch hier angeführt werden. Besondere Beachtung verdient Petrus Monedulatus Lascovius (Laskói Csókás Péter), der in verschiedenen Disciplinen literarisch tätig war und auch ein grösseres philosophisches Werk schrieb: «De homine, magno illo in rerum natura miraculo et partibus essentialibus libri V.» Autore Petro Monedulato Lascovio Ungaro. Wittembergæ. Per hæredes Johannis Cratonis. 1585 (439 S.). Das Werk besteht aus zwei Teilen, der philosophische Hauptteil aus zwei Büchern.

Das Werk enthält Untersuchungen über theosophische und psychologische Fragen. Es geht von der Betrachtung des Universums, der grossen Welt, zur Betrachtung des Menschen, der kleinen Welt, über. Die Betrachtungen verraten die Kenntniss der Lehren von Platon, Aristoteles, Augustinus, Ambrosius, Pico Mirandola. Der Autor adoptirt in den Hauptpunkten die Lehren des Cusanus, auf Grund welcher sich ihm die Welt als dreifach darstellt: im Menschen, im Universum, in Gott — als kleine, grössere und grösste Welt. Der Mensch ist die kleine Welt. In ihm ist der Geist des Lebens mit dem Koth der Erde verbunden . . . Wie im Universum nur *eine* bewegende Kraft ist, die Intelligenz: so auch im Menschen, als Mikrokosmos . . . Der Leib mit den Sinnen und die Seele mit der Vernunft sind die

wesentlichen Bestandteile des Menschen . . . Die vernünftige Seele ist unzerstörbar, unsterblich . . . Keine Seelenwanderung, individuelle Unsterblichkeit ist gemeint . . . Im Ganzen trifft wohl das Urteil Erdélyi's zu, dass Lascovius «mehr Theolog als Philosoph» i. e. S. ist.

Aus der Reihe der Autoren dieser Zeit ragt besonders Johann Decsi Csimor (Joannes Decius Barovius Csimor) hervor, welcher die Sache der philosophischen Bildung mit seinem Werk «Synopsis philosophiæ» (Wittemberg 1595) zu fördern bemüht war und eine vielseitige literarische Tätigkeit entfaltete, speciell auf juristischen und historischen Gebieten.

Seine Synopsis ist als der erste grössere systematische Versuch bemerkenswert. Der Autor hat demselben die Lehren des Aristoteles zu Grunde gelegt. Aber trotz dem Streben nach systematischer Zusammenfassung der einzelnen Lehren werden eigentlich nur die Umrisse eines Systems geboten, dessen Hauptlehren in völlig aphoristischer Fassung, in der Form von knappen Definitionen erscheinen. Die Philosophie wird hier als Erkenntniss der göttlichen und menschlichen Dinge und ihrer Ursachen bezeichnet, die Logik als das Organon, das zur Erwerbung derselben führt. Die theoretische Philosophie, deren Ziel Wahrheit und Erkenntniss («veritas et cognitio») ist, umfasst hier die Mathematik, die Naturlehre und die Ontologie — die praktische Philosophie umfasst Ethik, Politik und Oekonomik. Die Grundlehren dieser Disciplinen sind in zahlreichen aphoristisch gehaltenen Thesen zusammengefasst, in denen die aristotelische Grundlage grossenteils leicht erkannt werden kann. Csimor hält sich in den verschiedenen Wissensgebieten an den Gehalt der aristotelischen Lehren. Sein System ist «eigentlich das System des Aristoteles». Er sieht das höchste sittliche Gut nicht in vergänglichen äusseren Gütern, auch nicht in den platonischen Ideen — «quæ nullæ» sunt, sondern in der rechten Tätigkeit und Function der Vernunft (in actione et functione facultatis rationalis). Auf der Form beruht «das Wesen, die Bezeichnung, die Definition» der Dinge. Die theoretische Vernunfttätigkeit ist das Höchste. Das Gemeinwohl, die Glückseligkeit der Bürger ist das Ziel der Politik.

Csimor weicht in unverkennbarer Weise von der theologischen Schultradition ab; um so strammer hält er sich an seine philosophische Autorität. Er lehnt die verschiedensten Schulen und Systeme schroff ab. Platon, die Pythagoräer, die Atomistik sind ihm — wie Erdélyi bemerkt — «Nichts» — «Aristoteles Alles». Er ist zwar kein Denker von grosser, originaler Conception, aber ein «durchaus positiver Geist», der das Wesentliche und Entscheidende in den adoptirten Lehren im Ganzen mit anempfindendem Verständniss erfasst und mit Entschiedenheit, meist in fester, dogmatischer Fassung als abschliessendes Ergebniss hinstellt. Man wird immerhin zugeben dürfen, dass er in der Vertretung des gewählten Standpunktes und in der positiven Darlegung der nach seiner Anschauung der Dinge die zureichendste Erklärung

bietenden Lehren sich als einen philosophisch gebildeten, tiefer denkenden Geist, der überall nach der Erkenntniss des «Wesens der Dinge» trachtet, erwiesen und Proben einer liebevollen Vertiefung in die aristotelische Gedankenwelt und der verständnissvollen Beschäftigung mit mehreren Wissensgebieten geliefert hat. Als «philosophus et sapientiæ studiis addictus» bewegt er sich nicht ohne Geschick auf dem Felde literarischer und historischer Kritik und fällt manches treffende Urteil über zeitgenössische Bestrebungen; er unternimmt überdies von seinem philosophischen Standpunkt aus eine rechtsvergleichende Untersuchung, um das römische Recht mit dem ungarischen Recht in einen gewissen Zusammenhang zu bringen — wobei er «ex ipsis fontibus animi» ausgeht.

* * *

Vom Ende des XVI. Jahrhunderts an nimmt die literarische Production sichtlich zu. Zahlreiche Dissertationen, Streitschriften, Gelegenheitsschriften entstehen auch auf philosophischem Gebiete. Der Siebenbürger Lenart Hermann widmet dem Stephan von Bocskay zehn Disputationen. Sein Compatriot Mihael Adolf publicirt eine Abhandlung «De fine demonstrationis, quod sit, quid sit», welche die Philosophie als Kunst der Demonstration bezeichnet. Georg Káreez, der poeta laureatus, befasst sich mit theologischen und philosophischen Studien, deren Frucht die Disputation «De transsubstantiatione» ist. Er übersetzt das «βασιλικόν δῶρον» Jakobs I. Stefan Lossics schreibt logische Disputationen, Thomas Suba eine metaphysische Abhandlung «De entis affectionibus, uno, vero, bono» (Marburg 1618), Martin Dus eine «Disputatio metaphysica de causa et causato», Gregor Nádudvari eine Disputation «De affectionibus entis» (Marburg 1619). Die Abhandlung des Martin Dus gibt, wie Erdélyi nach der Vorführung eines Auszuges bemerkt, ein gutes Bild der wissenschaftlichen Richtung und Methode jener subtilen ontologischen Untersuchungen, in denen die scholastische Schultradition noch vorherrscht. Der Geist dieser Schultradition, die eigentümliche Richtung der Gedankenbewegung, der «ontologische» Hang, die hergebrachte Neigung zu den alten Fragestellungen und manchen subtilen Wortuntersuchungen der schulmässigen Ontologie, der Schul-Metaphysik und der Schul-Logik, herrscht aber — wie auch Erdélyi mit anerkennenswerter Unbefangenheit zugesteht — auch in den Arbeiten der protestantischen Autoren der neueren Zeit noch lange fort. Doch muss diesen Autoren andererseits zugestanden werden, dass sie das Ihrige getan haben, um eine regere Tätigkeit und einen lebhafteren Verkehr der Geister auf dem philosophischen Gebiet in Fluss zu bringen und ihren Landsleuten die Notwendigkeit einer strengeren Schule des Denkens zu Gemüt zu führen.

In dieser Zeit mehren sich auch die naturphilosophischen Arbeiten, die in sachlicher Beziehung einem allgemeinen Geistesbedürfniss entgegenkommen, in der Ausführung aber noch der alten Schultradition Heeresfolge leisten. Johann Füsüs publicirt in Heidelberg seine «Positiones physicæ de elementis» (1617), Franz Pastoris schreibt «De subjecto, principiis et affectionibus generalibus philosophiæ naturalis», Martin Szilvási eine «Disputatio de cœlo», Samuel Pénteki eine Abhandlung «De forma rerum naturalium» (1630). Das Interesse wendet sich übrigens im Ganzen mehr den moralischen Gegenständen zu. Der vielgereiste und vielerfahrene Martin Csombor (polytropus Hungariæ magnus) schreibt für seinen Zögling Franz von Nyári seine religiös-moralische Arbeit «Udvari Schola» (Hofschule), welche zwanzig moralische Gebote und Mahnungen enthält, Lehren der christlichen Moral und uralte Regeln der praktischen Lebensweisheit, welche durch historische Beispiele, Bibelstellen und Aussprüche der bedeutendsten Autoren illustrirt und gestützt werden. Der Autor liefert Proben seines sittlichen Gefühls, seiner Weltkenntniss und seines pädagogischen Tactes.

Johann Duchon schreibt mehrere metaphysische Abhandlungen, so eine «De potentia et actu» (1624), Baron Ladislaus von Forgách seine «Theses animasticæ de sensibus» (1624), Balthasar Frisovicz publicirt Reden und Abhandlungen über moralische und juristische Themata; Mathias Czanaki legt die Ergebnisse seiner Studien in den Werken «Controversiæ logicæ, philosophicæ et theologicæ» und «Institutiones logicæ et metaphysicæ» nieder und schreibt eine ungarische Arbeit über die Pest.

Dem mit Vorliebe cultivirten Gebiete der Moralia gehört der «Spiegel der Könige», eine in magyarischer Sprache abgefasste Arbeit von Johann Füsüs an, die im ersten Buch vom Gesetz, von der wahren Religion und von der Gerechtigkeit handelt, und im zweiten Buch die aus den ersteren stammenden Kleinodien (Tugenden) der Fürsten darstellt. Füsüs liefert Proben einer grossen Belesenheit und verdolmetscht im Allgemeinen die Auffassung seines Zeitalters.

Auch die Uebersetzung der einschlägigen Werke fremder Autoren ist in dieser Zeit im Schwang. Die Verfasser von Dissertationen benützen fleissig die Werke berühmter Autoren. Aus der Menge mittelmässiger Versuche und fleissiger kleiner Specialarbeiten ragt keine Leistung von grösserem wissenschaftlichen Kaliber hervor.

Durch seine vielseitige literarische Tätigkeit, namentlich durch linguistische und translatorische Arbeiten, hat auch Albert Molnár Szenczi anregend gewirkt. Moralphilosophische Arbeiten haben u. A. Graf Georg von Ilyésházi (De justitia originali, 1640) und Johann Kucsera (Disputatio ethica de virtute, 1641, und De virtutibus homileticis, 1643) geboten. Caspar Schœn aus Eperjes publicirt die Abhandlungen: De abstractione, De formalitate und De ingeniosissima specie intelligibili. Benedict Tegző schreibt

theologische und philosophische Abhandlungen, Johann Mautner eine die Grundlehren der Logik zusammenfassende Arbeit «Tirocinium logicum et gymnasium logicum» (1640), Bernhard Nyári eine Abhandlung «De summa rebus in gerendis dexteritate» (Utrecht 1646).

* * *

Im XVII. Jahrhundert zeigt sich ein allgemeiner und bedeutender Aufschwung der philosophischen Studien. Die Philosophie schlägt in Schule und Literatur tiefere Wurzeln. Die siebenbürgischen Fürsten fördern die Pflege derselben mit tatkräftigem Interesse in den protestantischen Schulen. Aber auch die katholischen Kreise erwärmen sich für die Sache der philosophischen Bildung. Eine der glänzendsten Erscheinungen in der Geschichte der ungarischen Literatur, ein stilistisches Talent ersten Ranges, ein bedeutender Redner und Schriftsteller der katholischen Kirche, der gedankenreiche, hochgebildete Kirchenfürst Peter Pázmány, fördert auch auf diesem Gebiet durch eine zielbewusste Organisirung der geistigen Arbeit den Aufschwung des nationalen Geisteslebens im hohen Grade. Sein weitblickender Geist, sein eminentes organisatorisches Talent findet die rechten Mittel und Wege. Er entschliesst sich, in Tyrnau (Nagyszombat) einen Brennpunkt geistiger Arbeit und nationaler Bildung zu schaffen, und sorgt dafür, dass die von ihm gegründete Hochschule die Mission einer hohen Schule philosophischer Bildung erfülle. Er verordnet, dass an der im Jahre 1635 eröffneten Universität alsbald ein Cursus der Philosophie eingerichtet und im Lauf der nächsten Jahre successive ergänzt werde. «Tenebitur etiam Societas (Jesu) Tyrnaviæ hoc ipso anno . . . unum cursum philosophicum inchoare, successivis vero consequenter annis tres philosophici cursus una cum Ethica et Mathesi habeantur . . .» Martin Palkovics eröffnet die Hochschule mit einer Rede «De philosophica rationali». Die Schöpfung des ausgezeichneten Kirchenfürsten beginnt ihre Laufbahn unter den Auspicien der Philosophie.

Aber auch die protestantischen Schulen gingen auf dem philosophischen Feld nicht müssig. Die «ausgezeichnete Schulstadt» Sárospatak ist in dieser Zeit ein Schauplatz wissenschaftlicher Kämpfe. Neben den Lehrbüchern Melanchthon's waren hier u. A. auch die philosophischen und theologischen Bücher von Keckermann eingeführt. So Keckermann's Systema theologicum, die Rhetorica major, das logische System, die Naturlehre und die Metaphysik desselben Autors. «Also Keckermann und abermals Keckermann!» Die scholastische Schultradition behauptet ihre dominirende Stellung. Da zeigt sich kein fundamentaler Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Richtung. Erdélyi meint, Tyrnau habe «keine perfecteren Scholastiker» gehabt, als Gyula-Fehérvár und

Sárospatak, die Pflanzstätten des protestantischen Geistes. Da gibt Johann Tolnai, der mit der Leitung der Hochschule zu Sárospatak betraut wird, den Anstoss zu einer «Schulrevolution», indem er die Autorität Keckermann's bekämpft und sich zur Eliminirung der Compendien desselben aus der Schule entschliesst. Er bezeichnet die Keckermann'sche Logik als ein Gewirre unnützer Classificationen und falscher Regeln. Die Tradition der Schule kommt ins Schwanken. Aber viele Männer der Kirche und Schule treten für dieselbe ein und bekämpfen die Neuerungsversuche Tolnai's auf das Heftigste. Man schreibt ihm mancherlei radicale Tendenzen — so die Verleugnung der Metaphysik — zu.

In diesem Wettstreit der Schultradition und der neueren wissenschaftlichen Bestrebungen geben vielfach theologische Tendenzen den Ton an. Die Reaction gegen das Verfahren der scholastischen Logik und Ontologie fasst allmälig festen Fuss. Nicht aus dem Kreise der Theologen, wohl aber aus der Reihe der Laien gehen Anhänger und Verteidiger Tolnai's hervor, die in der Befehdung der Schultradition keine Sünde erblicken. Die herkömmliche Metaphysik scheint dem wissenschaftlichen Bedürfniss der Zeitgenossen nicht mehr zu genügen. Ein neuer Geist, dessen Hauch aus den Werken der bahnbrechenden Denker der Neuzeit dringt, gibt der Gedankenbewegung Mancher eine andere Richtung. Das Interesse Vieler wendet sich vorwiegend der moralischen und politischen Reflexion zu, Gebieten, die dem Volksgeist im Allgemeinen besser entsprechen. Die zahlreichen moralischen Betrachtungen bringen die Lehren der Philosophen dem Leben näher. Andererseits treten aber mancherlei naturphilosophische Versuche neben die herkömmlichen ontologischen Lehren, allerdings nur «akademische Geringfügigkeiten», aber immerhin als junge Triebe des wissenschaftlichen Lebens beachtenswert.

Auf Anregung Tolnai's wurde auch Johann Amos Comenius, dem das nationale Geistesleben dieser Zeit mächtige und nachhaltige Anregung verdankt, nach Sárospatak berufen. Hier wirkte Comenius durch vier Jahre als Pädagogiarch an der Hochschule der Rákoczy's. So kurz auch diese Tätigkeit war, sie hinterliess tiefe Spuren; sie gewann den leitenden Ideen der occidentalischen Culturbestrebungen die wichtigste Position, die Schule, das weite Feld der Erziehung und des Unterrichtes, das Gebiet der eigentlichen «praktischen Philosophie der Menschheit». Seine pädagogischen Winke und Lehren kommen dem Bedürfniss nach «realen» Kenntnissen entgegen und stellen Wegweiser für die Mitteilung und Verbreitung derselben auf. Er tritt mit der ganzen Energie seines Geistes für die Sache des Anschauungsunterrichtes in die Schranken und macht es sich zur Aufgabe, das neue Princip, dessen Bedeutung er in seinem Orbis pictus erörtert, in die Wirklichkeit einzuführen. Dies Princip wird seine ganze wissenschaftliche Bedeutung und Fruchtbarkeit erst erlangen können, wenn es sich die Geister in Erziehung und Unterricht gewonnen hat. Comenius erkennt die Tragweite desselben,

indem er es als «Fundament aller übrigen Dinge» bezeichnet. Denn durch die sinnliche Anschauung führt der Weg zum Verstand, zum verstandesmässigen Begreifen der Dinge. Auch die Philosophie kann diesen Ausgangspunkt nicht aufgeben.

In diesem Sinne ebnet Comenius dem Geist eines neuen Zeitalters in Schule und Wissenschaft die Wege. Wie sein bewegtes Leben ihn mit verschiedenen Völkern in Berührung kommen liess, so hinterliess sein regsamer, aus der tiefen Begeisterung für eine grosse Lebensaufgabe in allen Bedrängnissen Kraft, Trost und Ausdauer schöpfender Geist im Culturleben der europäischen Völker vielfache Spuren. Auch das Culturleben Ungarns hat seiner Wirksamkeit und seinen Werken mannigfache Förderung und Anregung zu verdanken.

Mit Comenius schliesst diese «Vorgeschichte» ab. Mit dem tieferen Interesse für die Gegenstände des «realen» Wissens, für neue Ziele und Wege des Denkens erwacht auch schon bei Manchen das Bedürfniss, die philosophischen Fragen in der eigenen Muttersprache, in der Sprache ihres Volkes zu behandeln. Wir begegnen in Ungarn schon ziemlich früh den ersten Versuchen dieser Art. Die Nationalsprache erwirbt das Bürgerrecht in der wissenschaftlichen Literatur, das allerdings erst in viel späterer Zeit zu voller praktischer Geltung kommt. Aber das Eis ist gebrochen. Auch das bringt die Wissenschaft, die Philosophie dem Leben allgemach näher und führt zu wechselseitiger Förderung. Andererseits dringen die Lehren der bedeutendsten neueren Philosophen in weitere Kreise. So kommen von verschiedenen Seiten die Vorboten eines neuen Geistes, eines neuen Lebens.

FRIEDR. V. MEDVECZKY.

DENKREDE AUF JOHANN BÓKAI.

Das neue Kinderspital steht beinahe am Ende der Stadt. Die Schmucklosigkeit seines Aeussern muss Jedem auffallen, der soeben an den Prachtbauten der medizinischen Facultät und an so vielen anderen öffentlichen wie privaten Palästen vorübergekommen ist. Ein einfaches Eisengitter vor dem Stück Rasengrund trennt den unscheinbaren Rohziegelbau von der Strasse; nichts zieht den Blick auf sich, und als wär's aus Bescheidenheit, finden sich Façade und Haupteingang erst um die Ecke herum in der Seitengasse. So denken wir uns eine derartige Anstalt drüben in der neuen Welt, in unserer prunkliebenden Heimat sind wir an solches nicht gewöhnt. — Nun treten wir über die Schwelle, und vom ersten Schritte, den wir tun, durch alle Gelasse dieses Hauses begleitet uns das Gefühl, dass wir in einem Tempel der Menschenliebe wandeln. Wahrhafte Prachträume beherbergen die kleinen Insassen; ihre Spielzimmer laden zum Verweilen ein; Säle, Treppen,

Korridore schwimmen in Licht; gute Luft ohne irgendwelche verpönte Beimischung strömt von allen Seiten; Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmässigkeit, wohltuender Luxus leuchten aus dem letzten Winkel hervor. Von aussen einfach, drinnen aber gar prächtig ist dieses Haus — und gerade so war auch der Mann, der es errichtete: Johann Bókai.

Ihnen, meine Herren, ein Bild von diesem Manne und seinen Leistungen zu entwerfen, hätte ich nicht nötig; hat er doch seine Mannesjahre mitten unter uns verlebt, haben wir ihn doch Tag für Tag an der Arbeit gesehen, stand er doch eine Reihe von Jahren an der Spitze dieses Vereins, und ist gewiss nicht Einer unter Ihnen, der den immer freundlichen, immer bescheidenen, immer tätigen Kollegen nicht schmerzlich vermisste. Aber nicht blos die uns Allen gemeinsame Pietät, nicht der schöne althergebrachte Brauch allein heischen von uns, dass wir uns bei dieser solennen Gelegenheit mit der Erscheinung unseres dahingegangenen Freundes beschäftigen; mehr als Alles gebietet es die Rücksicht auf die heranwachsende Generation. Man lebt gar rasch in der heutigen Welt, man hat weder Zeit noch Neigung zur Sammlung — dum loquimur fugerit invida aetas; und mehr als jemals scheint es dringend geboten, den Jüngeren unter uns das Beispiel eines Mannes vor die Augen zu stellen, der als Mensch und Arzt die liebevolle Verehrung der Mitlebenden sowie ein dauerndes Andenken bei den Nachkommen in so hohem Grade verdient hat. Wir Aelteren aber, die den zurückgelegten Weg mehr durch Leichensteine als durch Erfolge bezeichnet sehen, betrachten es als einen Vorzug und als den schönsten Gewinn des vielgeschmähten Alters, das Andenken an so viele Vortreffliche bei den Zeitgenossen nicht schwinden zu lassen und gleichsam als bestellte Hüter der Tempelschätze der Erinnerung zu walten.

Bókai war das Kind armer Eltern. Zu Igló, dem Hauptorte jener sechzehn Zipserstädte, war er in dem bescheidenen Gasthause geboren, das sein Vater in Pacht hatte und von dessen Ertrage dieser seinen Haushalt nur kümmerlich bestreiten konnte. Der Grossvater, in dessen Hause der Knabe aufwuchs, war gleichfalls nur ein armer Handwerker, aber in dem ärmlich eingerichteten Wohnzimmer fehlte es nicht an einem alten Flügel, von welchem allabendlich und an Feiertagen Luther's Lieder und Choräle erklangen, die sich dem Gedächtnisse oder vielmehr dem Gefühle junger Menschen für das ganze Leben einzuprägen pflegen. Rastlose Arbeit, strenge Rechtlichkeit, Glaubensfreudigkeit und ehrsame Armut — das waren die beherrschenden Einflüsse, unter welchen Bókai's Knaben- und ersten Schuljahre verliefen, und die auch noch dem gereiftem Character des Mannes ihr unverkennbares Gepräge verliehen haben.

Wir begegneten einander zum ersten Male 1846 im Hörsaal der Wiener Augenklinik, wo ich damals nicht wenig stolz auf meine neue Würde als unbesoldeter zweiter Secundar-Arzt hinter dem Professor Platz

nahm, indess Bókai als eifriger Fünftjähriger stets in der ersten Reihe der Zuhörer zu sehen war. Er hatte es nämlich nach dem in Leutschau und Eperies absolvirten Gymnasium anfänglich in Sárospatak mit dem Jus versucht, wodurch er sich um ein Jahr verspätete, war aber, von dem trockenen Studium abgeschreckt, von der Medizin hingegen mächtig angezogen, nach Pest gegangen, wo er die ersten vier Jahrgänge an unserer Facultät frequentirte.

Rosas, der die unter den Professoren alten Schlages nicht seltene Gewohnheit hatte, seine Vorträge mit Witzen und Anekdoten zu würzen, zu welchen Name, Herkunft, wohl auch Statur der Studenten Gelegenheit boten, fand an dem hochgewachsenen, ernstblickenden Bock — so hiess unser Freund ursprünglich — den erwünschtesten Stoff für seine Wortspiele. Hinter diesen Skurrilitäten unseres Landsmannes Rosas stak jedoch ein tüchtiges Maass von Beobachtungsgabe und Menschenkenntniss, und widmete er seinen Schülern weit mehr Aufmerksamkeit als diese vermuteten, wo es denn nicht fehlen konnte, dass Fleiss, Ernst, Bildung und lebhafte Auffassung unseres Bókai bald vom Professor bemerkt, ihm die Achtung sowie häufige lobende Anerkennung desselben eintrugen.

Bókai benützte die kurze Zeit seines Wiener Aufenthaltes, wie es sich von der Innigkeit, mit der er sich dem selbstgewählten Berufe hingab, von selbst versteht. Es war damals dem Schüler nicht so leicht gemacht, wie heute. Noch bestand ein Rest jenes Dualismus von alter und neuer Schule, von offizieller Kathederweisheit und neue Wege suchender Forschung, der erst 1848 mit Pensionirung der alten Professoren sein Ende erreichte. Lippich, gleichfalls ein Iglóer, ein hochbegabter Mann, der aber in eine falsche Richtung verrannt, der pathologischen Anatomie den Krieg erklärt hatte, war eben gestorben, um Skoda Platz zu machen, an dessen Fähigkeit zum klinischen Unterrichte damals noch Viele zweifelten, so dass seine Ernennung als ein Wagestück angesehen wurde; Rokitansky's Fach war nicht obligat; beinahe alle Lehrstühle mit überlebten Männern besetzt; da war es wirklich schwer, den Forderungen der Schule und zugleich dem Drange nach brauchbarem Wissen Genüge zu tun, und es gehörte Selbstdenken und glückliche Inspiration für den Neuling dazu, zwischen dem abgetanen Dogmatismus und den umstürzenden neuen Lehren den richtigen Weg zu finden.

Bókai besass nun selbstständiges Denken genug, er war überdies von einer Begeisterung für das Studium erfüllt, die ihn glücklich über diese Klippen hinwegführten und zum ernsten Forscher heranbildeten. Er hat die Schule mit einer Reife verlassen wie Wenige und unabänderlich ist er später den Weg gegangen, der in der Medizin allein zum Heile führt, auf welchem nüchternes Beobachten, unbefangenes Versuchen, unvoreingenommenes Schliessen nach und nach zu festem Wissen und Können sich gestalten, mit

deren Hilfe der Arzt zum Wohltäter der Menschen wird. Die Eigenschaften, die dazu befähigen, werden nicht in den Hörsälen erworben, man bringt sie mit — medicus nascitur —; die Schule kann nur Richtung und Methode bieten. Bókai war, wie so Mancher aus jener Zeit, Autodidakt in jedem Sinne, denn die Schule, aus der er hervorging, konnte alles eher bieten als Richtung und Methode. Wenn Zimmermann in seinem Buche «von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft» sagt, ein grosser Arzt so gut wie ein grosser Staatsmann oder Feldherr stehe schon mit 30 Jahren fertig da, darf man hinzufügen, dass sie allesammt Autodidakten, alle von Gottes Gnaden sind.

Als ich unsern Freund 1850 in Budapest wiedersah, war nichts an ihm verändert, als sein Name. Patriotische Begeisterung hatte ihn am Tage der Erstürmung der Ofner Festung dazu bewogen, die Magyarisirung seines Familiennamens nachzusuchen; die Polizeibehörde der absolutistischen Regierung versagte übrigens noch lange hernach die Anerkennung des Namenswechsels. Ich fand ihn schon an der Arbeit im Kinderspital in der Herbstgasse, dort, wo er den grössern Teil seiner Mannesjahre zugebracht und so Vortreffliches geleistet hat.

Es ist mit dem Betreten dieser Laufbahn nicht ganz einfach, nicht ohne Zufälligkeit zugegangen. Zwar hatte sich schon seine Doctor-Dissertation mit dem Klumpfusse beschäftigt und war er gleich nach Erlangung des Diploms als Assistent Schöpf-Mérei's in die damals unansehnliche Anstalt eingetreten und unter der Leitung dieses genialen Mannes mit dem Fache bekannt geworden, hatte diesen auch später nach seiner Entfernung (zum Heere) in der Krankenbehandlung vertreten; sein Ehrgeiz aber war auf die Assistentenstelle der chirurgischen Klinik gerichtet, wofür ihm die Gunst Balassa's alle Aussicht eröffnete. Es darf als eine glückliche Fügung angesehen werden, was Bókai damals so tief geschmerzt hat, dass er im Concurse um die Stelle während Balassa's Suspension und Haft als Protestant den Kürzern gezogen hat; denn eben dadurch ward er dem Kinderspital und der Kinderheilkunde definitiv erhalten. Nicht immer waltet ein so gutes Gestirn bei der Wahl des Berufes.

Es gibt wohl nicht leicht eine zweite wichtige Angelegenheit, die so sehr dem Zufalle überlassen würde, wie eben die Wahl des Berufes. Aus einem Extrem in das andere. In Urväterzeit entschied die Geburt darüber, heutzutage tut es die Mode, tun es Laune und Gedankenlosigkeit. Und doch was wäre die Welt, wenn immer der rechte Mann am rechten Platze stände! Dies möglich zu machen, wäre die ideale Aufgabe der Erziehung, dadurch erst würde die Erziehung des Individuums zur Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Zufall war es, der den Buchbinderlehrling in den Experimentirsaal Humphrey-Davy's führte; einmal hineingeraten, konnte es gar nicht anders kommen, als dass aus dem armen Laufjungen der grosse Fara-

day geworden ist, dem die Menschheit den beträchtlichsten Teil ihrer heutigen Macht über die Naturkräfte zu danken hat. In blendender Glorie erschiene die Zukunft vor unserer Einbildungskraft, wenn wir denken könnten, dass die Erziehung einst für alle Individuen der Menschenfamilie das zu tun vermöchte, was hier der Zufall für das einzelne getan hat!

Die Digression möge in dem hohen Range, den Bókai als Kinderarzt einnahm, sowie in der Bedeutung, die der Kinderheilkunde in unserer Wissenschaft zukommt, ihre Rechtfertigung finden. Man hat oft darüber gestritten, ob die Kinderheilkunde ein Recht darauf habe, als Specialität zu gelten; in unserem Vaterlande, wo die Klage über immense Kindermortalität nicht so bald verstummen dürfte, ist solcher Zweifel am wenigsten am Platze. Freilich lässt das Kindesalter keine so scharfe Umgrenzung zu, wie sie Auge, Ohr und Nase besitzen; freilich mag es den Unmut eines auf das ihm geschenkte Zutrauen allzu eifersüchtigen Familienarztes wecken, wenn die Besorgniss der Eltern ihm ein Consilium aufdrängt; — aber dort, wo specielle Forschungen anzustellen sind, wo die Beobachtung nur an reichem Materiale zu neuen Aufschlüssen führt, wo endlich wissenschaftliche Leistungen vorliegen, da ist sie eine Specialität, sie mag nun von den Handwerkern im Fache oder selbst von einem Collegium anerkannt werden oder nicht.

Man brauchte übrigens nur Bókai's Auseinandersetzungen im Hörsaale zu folgen oder ihn am Krankenbette zu sehen, um von dem Segen solcher Arbeitsteilung volle Ueberzeugung zu gewinnen. Welche Gründlichkeit der Kenntniss aller Eigentümlichkeiten des kindlichen Organismus zeigte sich da, welch unerwartet reiches Detail der Analyse, welch rasches Ueberblicken des Krankheitsbildes, bei dem doch auch das unscheinbarste Symptom nicht übersehen wurde.

Nur Jahre lang fortgesetzte Beobachtung und eingehendes Studium der anatomischen wie physiologischen Beziehungen führen zur Beherrschung der pathologischen Verhältnisse. Einem Beobachter, dem das Kleinste nicht gering schien, der den kindlichen Organismus wie ein offenes Buch vor sich liegen sah, konnte in der Tat nicht leicht etwas entgehen. Zudem war seine Untersuchungs-Methode musterhaft, sie erstreckte sich auf Alles und Jedes und ging nach festgegliedertem System zu Werke, wodurch sie sich auch ganz besonders im Unterweisen Anderer auf's glücklichste bewährte. In seinem Tun war nichts von jener Genialität zu bemerken, die den Schüler überrascht und blendet, zugleich aber auch den richtigen Weg für ihn im Dunkel lässt; er gefiel sich nicht in schillernden Inspirationen und Orakelsprüchen, die ihren Eindruck auf die Hörer niemals verfehlen; im Gegenteil war ihm, der in den Geheimnissen des kranken kindlichen Organismus so geläufig zu lesen verstand, das Buchstabiren gleichsam zur Gewohnheit geworden; stand aber das Wort einmal fertig da, dann liess sich auch kein Jota davon raubn.

Der Charakter, das moralische Grundwesen eines Menschen offenbart sich vielleicht nirgends in so unverkennbarer Weise wie in seinem wissenschaftlichen Tun. Es gibt Leute genug, die bei aller Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit im socialen Verkehr sich doch nicht immer die gleiche Strenge gegen sich selbst in der Wissenschaft zur Pflicht und Regel machen; ganz ohne alle mala fides ist ein gelegentliches Straucheln dieser Männer einzig die Folge von Uebereilung, Entdeckungskitzel, übergrossem Selbstvertrauen, wenn man will, Folge des Temperaments. Unseren Freund nun bewahrte das seine ein- für allemal vor dieser Klippe. Wo ein Anderer überlegt hätte, überlegte er zweimal, wo ein Anderer zweifelte, da blieb er für's Erste stehen. Nicht dass er den Zweifel des Zweifels halber geliebt hätte, er war von Haus aus kein Skeptiker; aber da ihm die Wahrheit über Alles ging, fiel ihm keine Anstrengung, keine Entsagung zu schwer, um den rechten Weg zu ihr nicht zu verfehlen. Er traute sich sozusagen nichts zu als Ehrlichkeit, deshalb war er von den Resultaten seines Forschens, von den Früchten, die seine unverdrossene Arbeit gezeitigt hatte, selbst überrascht und betrachtete sie wohl auch wie eine unverdiente Gnade des Schicksals.

Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit, diese Grundsäulen seines Characters, sie zeichnen aber auch jede seiner Arbeiten aus, verleihen diesen einen bleibenden Wert und verschaffen ihm die hohe Stellung in der Wissenschaft, die ihm von allen Fachcollegen des In- und Auslandes mit Einstimmigkeit zuerkannt wurde. Erst kürzlich in Karlsbad traf ich einen italienischen Kinderarzt, der mit den Arbeiten unseres Freundes gründlich bekannt war und selben die wärmste Anerkennung zollte.

Die eingehende Besprechung dieser Arbeiten, von denen einige, wie zum Beispiel die über den retropharyngealen Abscess, bahnbrechend waren, muss ich einem hiezu Berufeneren überlassen; ich habe es heute nur mit Bókai's Charakter zu tun.

Kehre ich in Gedanken zu den Anfängen seiner erfolgreichen Laufbahn zurück, so verweile ich gern beim Winter 1853—54, weil damals der Grund zu unserer engeren Freundschaft gelegt wurde. Die Veranlassung war übrigens keine erfreuliche. Er hatte sich eine heftige Augenentzündung zugezogen, wegen welcher er mich zu sich rufen liess. Als ich ihm wohl mit Schonung eröffnete, dass an dem erkrankten Organe Iritis vorhanden sei, war seine Bestürzung gross, die sich nur allmälig, weniger durch mein Zureden, als durch die wohltätige Wirkung des Atropins und auch nicht vollständig beschwichtigen liess.

Trotz entschieden günstigen Verlaufs des Krankheitsprozesses hatte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit seiner bemächtigt, welcher Zustand seiner Schwester, die damals die kleine Junggesellen-Wirtschaft führte, nicht wenig Kummer bereitete. Eines Tages teilte er mir den Grund seiner gedrückten Gemütsstimmung mit. Im Begriffe einer tiefbegründeten Neigung

zu folgen und um die Hand der Heissgeliebten anzuhalten, erfüllte ihn diese Krankheit mit tausend Skrupeln und quälte er sich mit der Frage, ob es nicht gewissenlos sei, das Los eines geliebten Wesens an seine eigene, wie er meinte, bedrohte Zukunft zu knüpfen. Die bald erfolgte völlige Herstellung machte allen Zweifeln ein Ende, und mein Freund hatte das unschätzbare Glück einen Bund zu schliessen, der zum unversiegbaren Quell von Segen für alle seine weiteren Lebenstage geworden ist.

Wie sollte ich hier nicht mit pietätvoller Dankbarkeit dessen gedenken, dass mir Bókai eben damals das reiche Material des aufstrebenden Kinderspitals zur Verfügung gestellt hat. Es war das keine geringe Wohltat für mich, dem die Pforten des Rochusspitals so gut wie jene der Universität ein- für allemal sich geschlossen hatten, ja mit einer Brutalität geschlossen worden waren, die meine Auswanderung zur Folge gehabt haben würde, wenn höhere moralische Gründe mich nicht auf dem sterilen Boden zurückgehalten hätten. Nie habe ich es vergessen, wie mir Bókai damals die hilfreiche Hand entgegenstreckte, mich, den bereits resignirten Okulisten in partibus in den Besitz einer Abteilung eingesetzt, mir Mittel und Wege zum wissenschaftlichen Fortschreiten, zu öffentlichem Wirken, ja selbst zum Heranbilden von Schülern geboten hat.

Die Uneigennützigkeit, die herzliche Collegialität, mit der Bókai, kaum erst selbst in eine sichere Stellung gelangt, die Vorteile derselben mit einem Andern zu teilen bereit war, hat er dann in späteren Jahren noch vielfach jüngeren Kräften gegenüber in gleicher Weise an den Tag gelegt, wobei ihn ausser seiner Teilnahme für fremdes Streben auch der Wunsch leitete, die Leistungen seines Instituts durch Teilung der Arbeit auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen. Auf diese Art ist das Kinderspital nach und nach zu einer Stätte fruchtbarer Arbeit, zu einer wahren Hochschule im Kleinen geworden, deren wohltätige Wirkung für Stadt und Land nicht laut genug anerkannt werden kann, wie deren Ruf sich auch weit über die Landesgrenzen, überallhin, wo Pädiatrik wissenschaftlich getrieben wird, verbreitet hat.

Vom erreichten Gipfel sieht man gern auf den langsam zurückgelegten Pfad zurück und im Gefühle des Erfolges hat man halb und halb die Mühen und Widerwärtigkeiten vergessen, die zum Ziele geführt haben. Habe ich doch hier von dem Institute, das Bókai zu unvergänglichem Ruhme gereicht, gesprochen, als hätte er es, so wie wir es heute kennen, betreten, oder mindestens im Handumdrehen zu dem gemacht, was es ist, Ich bin es aber dem Andenken unseres edlen Freundes schuldig, hier zu erklären, dass jeder Stein daran die Spuren seines Schweisses trägt, dass beinahe vier Jahrzehnte währende unablässige Arbeit, eine Hingebung ohne gleichen, Mut und Ueberzeugung und Ausdauer, wie er sie besessen, dazu gehört haben, das ruhmreiche Werk zu Stande zu bringen. Jeder Andere

würde von den Schwierigkeiten abgeschreckt, es auf halbem Wege fallen gelassen, oder auch von halbem Erfolge befriedigt, die Hände in den Schoss gelegt haben: er aber, treu und fest, blieb auf dem Posten, er harrte aus, und ich glaube, das habe seinem Leben vor der Zeit ein Ende bereitet.

Die Jüngeren unter Ihnen, die eine grosse Anzahl wohltätiger Vereine in Tätigkeit und Tag für Tag deren neue aufkommen sehen, verstehen es kaum und die folgende Generation wird es nicht mehr glauben, mit welchen Hindernissen die Errichtung eines gemeinnützigen Instituts — sagen wir eines Spitals —, auf privatem Wege noch vor wenig Decennien zu kämpfen hatte. (Uebrigens haben wir auch heute noch keinen Ueberfluss an solchen Krankenhäusern, wie wir überhaupt puncto Spitäler arg zurückgeblieben sind.)

Mérei hatte die Anstalt mit einigen wenigen Betten und einem kleinen Capitale zurückgelassen, als er in der Fremde ein Asyl zu suchen genötigt war; die stürmischen Zeiten würden das Wenige gar bald weggefegt haben, wäre Bókai nicht da gewesen. Nun aber begannen die Sorgen und Mühen. Einige Dutzend Vereinsmitglieder mit spärlichen Beiträgen, eine eifersüchtig wachsame Polizei-Behörde, die jedem Vereinsleben abhold war, eine apathische Bevölkerung, totales Fehlen von Organisation und Leitung des vorhandenen Wohltätigkeitssinnes, lange Angewöhnung, Alles durch die Behörde schaffen zu lassen: das kennzeichnet die damalige Lage der Dinge.

Was Bókai nun auf diesem anfänglich so überaus sterilen Boden und noch mehr die Art und Weise, wie er es geschaffen hat, verdiente ausführlich verzeichnet zu werden, vorzüglich für Jene, die in wohltätigen Vereinen die Befriedigung ihres Ehrgeizes suchen, oder wohl auch nur einen Zeitvertreib und Sport daraus machen. Von Haus aus jeder Reclame fern, verschmähte er sie auch für sein Schosskind und ersetzte durch consequenten stillen Fleiss und treue Ausdauer, was Andere mit dem Sammelbogen und der Lärmtrommel zustande zu bringen suchen. Mit ganzer Seele an dem Werke hängend und stets auf neue Mittel und Wege bedacht, es zu fördern, hat er doch nie, wie es heute geschieht, die Stadt abgelaufen, ist nie irgend Jemandem zur Last gefallen, hat sein Ansehen und Vertrauen nie dazu benützt, die Liebessteuer auf dem Wege der Brandschatzung hereinzubringen.

Seinem bescheidenen Sinn lag das Alles fern und trug er sich auch unausgesetzt mit Anschlägen auf Schenkungen und Legate, von welchen er ganze Listen im Vorrat hatte, oder besprach er auch hie und da mit mir eine Razzia auf den oder jenen Millionär: es blieb immer wieder beim Abwarten und dem langsamen, aber beharrlichen Vorwärtsschreiten. Wie dankbar war er aber hingegen für jede kleinste Gabe! Bis an sein Ende gedachte er mit Rührung eines ältern Verwandten von mir, der ihm anfangs der sechziger Jahre einen Bogen mit hundert ordentlichen Mitgliedern überreicht hatte.

Der Jahresbericht, in welchem die stetig anwachsende Zahl der geheilten Kinder allerdings laut genug die segensreiche Leistung der Anstalt verkündete, der aber immer nur Wenigen in die Hände kam und von noch Wenigeren gelesen wurde, sollte alles Andere ersetzen; und so hörte man auch unfehlbar von jedem Neuangeworbenen die tief bedauernde Klage darüber, dass ein so überaus wohltätiges, geradezu unentbehrliches Institut so wenig in der Stadt bekannt sei, dass so wenig für die Hebung seines Rufes geschehe.

Und dennoch trug sein System der Arbeit und Bescheidenheit mit der Zeit die reichsten Früchte, wie es auch gar nicht anders kommen konnte. Wie sich der Kreis seiner Klienten erweiterte, wuchs die Anzahl seiner Verehrer, die ihren Dank für die gewissenhafte, heilbringende Pflichterfüllung des Arztes auf das von ihm grossgezogene Institut übertrugen, wuchs die Namensliste der Gründer und Bettstifter in Stadt und Land, bis zuletzt kein Name darin fehlte vom Trone herab durch alle Schichten der Gesellschaft, und das Budapester Armenkinderspital eine Wohltätigkeitsanstalt ersten Ranges, ein Lieblingsinstitut der Bevölkerung geworden ist.

Es gehörte alle die Hingebung und Selbstverleugnung eines Menschenfreundes, wie Bókai es war, dazu, aus geringen Anfängen nach und nach eine Musteranstalt zu entwickeln. In dem kleinen Spitale der Herbstgasse, das nur aus einigen Zimmern des ersten Stockwerkes, umgeben von Mietparteien bestand, brachte er den grössten Teil des Tages zu, alle Stunden, die von der Privatpraxis frei blieben. Nicht die kleinste Wirtschaftsangelegenheit liess er sich entgehen; Küche, Wäsche, vor Allem aber die Pflege der Kleinen bildeten seine eingehende Beschäftigung, und überglücklich war er, wenn ihm eine kleine Ersparniss, der Zuwachs eines Bettchens oder gar die Herstellung einer hygienischen Verbesserung gelungen war.

Mit den Nachbarmietern, die in den ersten Jahren beinahe ausschliesslich Mitglieder des Nationaltheaters waren, stellte sich alsbald ein vertrauliches Einverständniss her; die Künstler wurden Bókai's Freunde und gleichsam seine Spitalscollegen, die sich nach Kräften an seinem Liebeswerke beteiligten — ein rührend menschliches Verhältniss zwischen zwei so heterogenen Berufskreisen, wie es zum zweiten Male nicht wieder erscheinen dürfte. Bókai ward Arzt des Nationaltheaters, die ersten Künstler dieses Instituts hinwiederum waren die eifrigsten Proselyten des Kinderspitals; und als Andenken dieses schönen Verbandes trug Jener bis an sein Ende einen alten Brillantring am Finger, den ihm der unvergessliche Szentpéteri geschenkt hatte. Als in den sechziger Jahren die liebenswürdige Künstlerin Hegedüs jung hingerafft ward, ihr Mann aber beinahe erblindet dem Grabe zuwankte, nahm Bókai die beiden Waisen gänzlich zu sich und würde sie mit seinen Kindern auferzogen haben, hätte die Diphteritis ihrem jungen Leben nicht allzubald ein Ende bereitet. Nie sah ich Bókai ergriffe-

ner, als in jenen Tagen. Der Anfall war glücklich vorübergegangen, es stellten sich aber die consecutiven Muskellähmungen ein, die sich von den Augäpfeln über den ganzen Körper erstreckten — und ratlos stand er vor der Erscheinung, die er an diesen seinen Adoptivkindern zum ersten Male in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu beobachten Gelegenheit fand. So oft er in späteren Jahren auf diese Krankheit als Lehrer zu reden kam, traten ihm immer wieder Tränen ins Auge.

Wollte ich sie alle aufzählen, die Züge rührender Menschlichkeit, die unser verewigter Freund im Ringen nach seinem Ideale entfaltete, ich müsste die meiner Aufgabe gesetzten Schranken weit überschreiten; zweier Schwierigkeiten hingegen, die ihm auf seinem Wege viel zu schaffen gemacht haben, muss ich hier noch in Kürze gedenken.

Als in den fünfziger Jahren das absolutistische Regiment einen wahren Fanatismus, Alles zu centralisiren und zu verstaatlichen, an den Tag legte, war es bald auch auf das sichtlich gedeihende Kinderspital abgesehen und wurden wiederholte Versuche gemacht, dasselbe dem Vereine aus den Händen zu winden, die von Seiten mancher wohldienerischer, mit der Regierung liebäugelnder Vereinsmitglieder auf jede Weise gefördert wurden. Jedesmal wenn von der städtischen Behörde irgend eine Rücksichtnahme oder gar eine Begünstigung für das Institut erbeten ward, erneuerten sich die Insinuationen, die, wie gesagt, um so bedenklicher waren, als sie im Ausschusse immer auf hartnäckige Wortführer zählen konnten. Das bereitete Bókai, dem die Selbstständigkeit des Spitals am Herzen lag, schwere Sorgen, welche erst mit dem Eintreten der constitutionellen Regierung ein Ende nahmen.

Eine andere Quelle von Nergeleien und Kämpfen floss aus der Missgunst einiger Ausschuss-Mitglieder, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, der Herrschaft Bókai's — wie sie es nannten — den Garaus zu machen. Wohl kann nicht in Abrede gestellt werden, dass in der mühselig zu Stande gekommenen und viele Jahre lang einzig und allein durch Bókai's Arbeit gefristeten Anstalt sich eine Art von patriarchalischer Selbstherrschaft herausgebildet hatte, die dem bureaukratischen Paragraphensinne, vielleicht auch hie und da den ambitiösen Absichten eines oder des andern Ausschuss-Mitgliedes nicht in den Kram passte. Genug, es war damit willkommene Veranlassung gegeben, den Leiter des Instituts mit immer neuen Invectiven zu behelligen, unaufhörliche Reibungen und schliesslich eine Verbitterung herbeizuführen, die jeden Andern als Bókai zum Verlassen seiner Stellung vermocht haben würden. Er jedoch hielt standhaft aus, denn ihm lag an der Zukunft des Spitals mehr als an seiner persönlichen Ruhe; und liess sich der edle, friedliebende Mann auch einmal im Bewusstsein des gekränkten Rechts bis zu den Präliminarien eines Ehrenhandels fortreissen, dahin brachten es die Minen der Widersacher doch nicht, dass er sich von seiner Schöpfung losgesagt hätte.

Endlich um die Mitte der sechziger Jahre hörten diese Reibungen für immer auf und damit begann der glücklichste Zeitraum seines Lebens. Er konnte nun schon über das ganze erste Stockwerk und selbst einen Teil des Erdgeschosses im Institutsgebäude verfügen, eine Anzahl tüchtiger Specialisten und Assistenten teilte sich in die Arbeit, in immer anwachsenden Proportionen mehrte sich die Schaar der Hilfesuchenden und von Jahr zu Jahr steigerte sich die Zahl der Hörer, die den begeisterten Lehrer umgaben. Von der schier erdrückend grossen Tagesmühe fand er im glücklichsten Familienleben Erholung, wie solche nur die vollständigste Uebereinstimmung mit einer treuen Lebensgefährtin und die gedeihliche Erziehung der Kinder zu bieten vermögen.

Ein einziger Wunsch blieb ihm im Herzen: ein neues, nach hygienischen Grundsätzen eingerichtetes Krankenhaus an die Stelle des alten zu setzen, mit einer so grossen Anzahl von Betten, dass den steigenden Bedürfnissen von Stadt und Land entsprochen werden könnte. Im Jahre 1865 erhielt ich von ihm in der Schweiz einen Brief mit der dringenden Mahnung, das Kinderspital in Basel doch gewiss eingehend zu besichtigen. Wie leuchtete sein Auge, wie färbte die Erregung seine Wangen, als ich ihm bei meiner Heimkehr das schöne Haus, ein Geschenk zweier grossherzigen Schwestern, in allen Einzelheiten schilderte! Seine Seele erhob sich bei dem Gedanken, einst ein solches Institut auch hier, in seiner geliebten zweiten Vaterstadt, ins Leben zu rufen. Nach beinahe vollen zwanzig Jahren sah er die schöne Erfüllung auch dieses seines Herzenswunsches, aber nur um von dem erreichten Ziele auf immer zu scheiden. Bald nach Eröffnung des neuen Spitals im Herbste 1883 erkrankte er und starb am 20. October des vorigen Jahres.

Bókai hing mit allen Fasern seines Herzens an der Zips, an dem Städtchen, in dem er das Licht erblickte; alljährlich zog es ihn an die Stätte seiner Kinderjahre, die er »das Land der guten Menschen« zu nennen pflegte. Und ein guter Mensch war er selbst, ein überguter, selbstloser, wohlwollender, herzlicher Mensch. Sein ganzer Charakter, mit allen Licht- und Schattenseiten, erwuchs aus dieser Herzensgüte. Erscheint ein Puritaner mit weichem Gemüt beinahe wie ein Widerspruch, in ihm war er verkörpert. Streng allein gegen sich selbst, war er anderen gegenüber bis zur Selbstverleugnung nachsichtig und tolerant. Eine Ausnahme hierin machte nur das Spitalspersonal, aber auch nur insoweit Behandlung und Pflege der Kinder in Frage kam, worin er stets drakonische Strenge walten liess.

War er aber in diesem Punkte unerbittlich, so ging er selbst auch Allen voran mit dem Beispiel eines nie erlahmenden Eifers. Es war anfänglich zwischen uns verabredet worden, nach Beendigung der Morgen-Ordination uns miteinander wegzubegeben; aber bald überzeugte ich mich von der Untunlichkeit dieses Vorhabens. Denn waren auch Visite und Ordination

schon lange beendigt, hatte er auch schon den Hut auf dem Kopfe, die angezündete Cigarre im Munde, da konnte ihn bald das Weinen eines Kindes an der Tür zur Umkehr veranlassen, bald ihm ein schlecht angelegter Verband noch ins Auge fallen, den er sofort zu erneuern sich anschickte, bald war in der Eile noch die Bitte einer Wärterin anzuhören; und waren wir auch endlich glücklich die Treppe hinunter gelangt und dem Hausmeister noch ein letztes Wort zugerufen, so kam unfehlbar noch ein armes Weib mit ihrem elenden Kindlein, die sich nur um zwei Stundnn verspätet hatte: und nun war keine Macht der Welt, die den Herrn Director abgehalten hätte, die Treppe mit dem neuen Klienten wieder hinaufzugehen, um ihn wenigstens dem Assistenten dringend ans Herz zu legen. Dieser, der sich auch schon zum dritten Male die Hände gereinigt haben mochte, wird von der Sache nicht eben erbaut gewesen sein.

Der Ernst, die Strenge, mit der er seinen ganzen Pflichtenkreis auf sich nahm, war mit einem wahren Abscheu vor jeder Frivolität gepaart und nichts konnte ihn mehr verstimmen, als wenn er solcher auf dem Gebiete der Wissenschaft oder des ärztlichen Berufes begegnete; aber nur selten entschlüpfte ihm ein tadelndes Wort, wohl niemals ein verdammendes Urteil — er zog sich zurück und schwieg. Ich habe schon gesagt, dass seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten alle von seiner Bedächtigkeit und Gewissenhaftigkeit Zeugniss ablegen; aber Niemand macht sich einen Begriff von seiner Skrupulosität, ehe er etwas veröffentlichte. Kaum genügte ihm das nonum prematur in annum, und ein Schatz von Erfahrungen ging mit ihm verloren, weil er diese nicht genug gesichert und für die Publication gereift wähnte.

Und wie wenig traute er sich als Schriftsteller zu! Trotzdem ihm das Ungarische bis ins achtzehnte Jahr fremd geblieben war, handhabte er die erlernte Sprache mit Leichtigkeit und gebot über einen klaren sachlichen Styl; nichtsdestoweniger konnte ihm jeder Satz schwere Bedenken einflössen, die oft nur durch Besprechung mit Literaten von Fach beschwichtigt wurden.

Dasselbe Misstrauen gegen sein Können hielt ihn von öffentlichem Reden zurück und bereitete ihm wohl ab und zu beim Vorsitze in unseren Sitzungen eine kleine Verlegenheit, weil er sich so schwer dazu verstand, die Discussion durch Aeusserung seiner eigenen Ansicht zu klären, oder auch nur vor der Abstimmung die Frage bestimmt zu formuliren. Bescheidenheit ist eben eine Tugend von zweifelhaftem Werte, wenn es gilt, Andere zu dirigiren.

Wem ist es nicht schon aufgefallen, dass Bókai, dessen Arbeiten vielleicht unter allen medicinischen unseres Vaterlandes sich des grössten Ansehens im Auslande erfreuen, nicht Mitglied der Akademie war? Auch das rührt eigentlich mit davon her, wie ernst er die Dinge zu nehmen pflegte.

Seinerzeit habe ich es im Auftrag berufener Männer übernommen, den diesbezüglichen Vorschlag zu machen, bin aber damit eben damals gekommen, als es in der Classe gleichsam Mode geworden war, die Candidaten 1 – 2mal durchfallen zu lassen. Damit war das Schicksal meines umständlich ausgearbeiteten Vorschlages schon im voraus entschieden, es fehlten eben 1—2 Stimmen zu der erforderlichen Zweidrittelmehrheit. Nun ergeben sich unsere jungen Gelehrten mit guter Miene in ihr Geschick und kommen ein zweites Mal wieder; keine Ueberredung aber vermochte Bókai die Erlaubniss zu einem zweiten Versuche abzugewinnen.

Der Ernst war eben Grundzug seines ganzen Wesens. Er kannte kein Kartenspiel. Erholung suchte und fand er im trauten Familienkreise, im Verkehr mit einigen Freunden sowie im Anhören classischer Musik, für welche ihm der Sinn von Jugend auf, da er selbst das Cello spielte, geblieben war. Auch das Theater liebte er sehr, besonders das edlere Drama.

Die Würze des Lebens war ihm aber immer, wieder in das heimatliche Städtchen einzuziehen, dessen Bewohner ihn so sehr liebten und ihn mit Stolz den ihrigen nannten, und von dort hinauf in die Waldespracht der Tátra, deren Gipfel so gross und lieblich zugleich nach Igló hereinblicken. Sie durften ihn den ihrigen nennen, denn er war es wirklich sein Leben lang geblieben, ein echter Zipser: fleissig, schlicht, sparsam, tatkräftig, bescheiden, hilfreich und vor Allem feind jedem Geflunker mit äusseren Auszeichnungen, mit vollem Bewusstsein ein Bürger. Dass er nicht auch arm geblieben ist wie seine Vorfahren, lag wahrhaftig nicht an ihm, denn ihm fehlte der Sinn für Gelderwerb beinahe gänzlich; und nur der Ordnungsliebe, der weisen Haushaltung hatte er es zu danken, dass er den Seinigen ein bescheidenes Vermögen hinterlassen konnte.

Wie viele sind nicht von Jenen, die als Knaben und Jünglinge gehungert haben, im Glücke zu Wohllebern und Feinschmeckern geworden; er blieb immer bei seinen alten Gewohnheiten und Neigungen; auf seinen Tisch kamen die einfachsten Speisen, Wein aber nur einem Gaste zu Ehren; und selbst die Havanna-Cigarre, der einzige Luxus, den er sich erlaubte, behielt einen kleinbürgerlichen Anstrich durch seine Gewohnheit, sich seinen Bedarf täglich im Laden zu holen.

Noch wäre von seinen Leistungen als Universitäts-Professor, von seinen Ehrenstellen und Auszeichnungen, und was mehr gilt als diese, von dem nur Wenigen beschiedenen Glücke zu sprechen, dass er sein Streben durch wackere Söhne fortgesetzt sah, in deren einem er überdies seinen Nachfolger im Spitale mit Zuversicht erblicken konnte; — aber ich halte inne und frage mich, ob ich mit dem Aufzählen so vieler kleiner Züge denn auch dem Andenken des Gefeierten und ob ich damit der Würde des Vereins gerecht werde, der in ihm seinen Präsidenten verehrt hat?

Von der Wissenschaft selbst, die unsere Sitzungen sonst so inhaltreich

und anziehend macht, war allerdings in diesen Blättern wenig die Rede; aber soll nicht der Mensch den Vortritt vor dem Gelehrten haben? Und hatten die Gründer unseres Vereines nicht neben der Wissenschaft auch die Pflege der Collegialität vor Allem im Auge? Die Collegialität aber ist es, die unserem einstmaligen Präsidenten den schönsten Kranz geflochten hat. Sie war ihm kein leeres Wort, sie war ihm eine Herzensangelegenheit, ein Cultus. Niemand hat für die Interessen des Standes wärmer gefühlt und tatkräftiger Hand angelegt als er. Wo es ein Unrecht gutzumachen, eine schlimme Lage zu heben gab, war er der Erste zur Stelle.

Im Verkehre mit jüngeren Collegen war er liebreich und schlicht und diesen werden die mit ihm gepflogenen Consultationen am Krankenbette unvergesslich bleiben. Voll Anerkennung für das richtig eingeschlagene Verfahren, trug er, wo er es besser wusste, seine Ansicht mit einer Bescheidenheit vor, die auch den Schein des Belehrenwollens ausschloss; und auch auf diese Weise hat er für Verbreitung geläuterter pädiatrischer Kenntnisse nachhaltig gewirkt. Vor Allem das Heil des Kranken, dann aber zunächst lag ihm das Ansehen, die Wohlfahrt des Collegen am Herzen, und immer hat er getrachtet, diese auf jede Weise zu fördern.

Nichts knüpft Menschen enger zusammen als gemeinsames Streben nach einem hohen Ziele. Humanität und Wissenschaft, Wissenschaft und Humanität, sie schlingen um alle Aerzte der Erde ein Band gleich einem Freimaurerorden, aber ohne Geheimniss, Rituale und Würden. Erteilte er Würden, dann wäre Bókai ein Grossmeister gewesen.

Dr. Ignaz Hirschler.

DIE ANFÄNGE EINER POLITISCHEN LITERATUR DER GRIECHEN UND DIE STAATSFORMENLEHRE DES ARISTOTELES.

Eine Erwiderung an Prof. Susemihl.

Die politische Literatur der Griechen fängt nicht erst mit den Schriften jener Denker an, welche Aristoteles in den acht Büchern seiner Πολιτικῶν ausdrücklich als politische Schriftsteller einer mehr oder minder eingehenden kritischen Behandlung unterzieht (Hippodamos, Phaleas, Pheidon, Telekles, Thibron, Platon und Lykophron). Zweifellos hatte Aristoteles ausser diesen wohl auch noch andere Staatsdenker der Griechen gekannt; und wenn er auch auf den Herakleitos von Ephesos (VIII, 11, 1315, a) und Antisthenes (III, 13, 1284, a) blos in einem Zusammenhange Bezug nimmt, dessen stylistische Momente nicht unmittelbar auf eine politische Schriftstellerei dieser beiden Philosophen schliessen lassen: so ist es kaum denkbar, dass er auf beiden Stellen es auf etwas Anderes abgesehen hätte, als auf

die politische Natur der betreffenden Schriften derselben. In der Tat musste Aristoteles anlässlich der Abfassung seiner Πολιτικῶν schon eine ziemlich reiche politische Literatur der Griechen vorgefunden haben; denn sonst würde er ja sich kaum bewogen gefühlt haben, sich der nachstehenden Ausdrucksweise zu bedienen (II, 12, 1273, b): τῶν δὲ ἀποφηναμένων περὶ πολιτείας ἔνιοι μὲν οὐκ ἐκοινώνησαν πράξεων πολιτικῶν οὐδ' ὡντινωνοῦν, ἀλλὰ διετέλεσαν ἰδιωτεύοντες τὸν βίον, περὶ ὧν εἴ τι ἀξιόλογον, εἴρηται σχεδὸν περὶ πάντων. Also εἴ τι ἀξιόλογον (für seinen speciellen schriftstellerischen Zweck), und auch diesbezüglich nicht περὶ πάντων schlechthin, sondern blos σχεδὸν περὶ πάντων. Aus der Stelle II, 7, 1266, a: εἰσὶ δέ τινες πολιτεῖαι καὶ ἄλλαι, αἳ μὲν ἰδιωτῶν αἳ δὲ φιλοσόφων καὶ πολιτικῶν dürfte man Aehnliches folgern. Auch bestärkt uns in dieser Ansicht die nachstehende Ausdrucksweise, welche er in seinem VI. Buche gebraucht: οἱ μὲν πλεῖστοι τῶν ἀποφαινομένων περὶ πολιτείας (VI, 1, 1288, b). — Ἔνιοι und τινὲς — diesen Ausdruck gebraucht der Verfasser der Πολιτικῶν gar häufig; so wie er sich in seiner Schrift Περὶ οὐρανοῦ begnügt, die Begründer der wichtigeren astronomischen Lehren mit ἔνιοι und τινὲς zu bezeichnen, das ist ihre Namen zu verschweigen: so polemisirt er wohl auch in seinen Büchern Πολιτικῶν sogar mit Bezugnahme auf die weittragendsten politischen Lehren recht häufig blos gegen ἔνιοι und τινὲς, ohne sie zu nennen. So sagt er in Bezug auf die Sclaven (I, 2. 1253, b): Τοῖς δὲ παρὰ φύσιν τὸ δεσπόζειν· νόμῳ γὰρ τὸν μὲν δοῦλον εἶναι τὸν δ'ἐλεύθερον, φύσει δ'οὐδὲν διαφέρειν. διόπερ οὐδὲ δίκαιον. βίαιον γάρ. Aristoteles musste wissen, dass hierin eine grosse Lehre stecke: trotzdem verschweigt er hier sowohl den Namen des Alkidamas als auch den des Metrodoros.

All dies genügt, die Annahme derjenigen, welche, gestützt auf eine gewisse Stelle der Πολιτικῶν, die Epoche der politischen Literatur der Griechen von dem Erscheinen des Werkes des Hippodamos her datiren wollen, in dem Lichte einer gar argen Akrisie erscheinen zu lassen. Und zwar umsomehr, da Aristoteles an der betreffenden Stelle (II, 8, 1267, b) nicht behauptet, Hippodamos sei der erste Grieche gewesen, der über den Staat geschrieben habe, sondern nur sagt: πρῶτος τῶν μὴ πολιτευομένων ἐνεχείρησέ τι περὶ πολιτείας εἰπεῖν τῆς ἀρίστης — was doch etwas ganz Anderes ist.

Auf der andern Seite liegen vor uns zahlreiche Fragmente vor-aristotelischer Staatsdenker und theoretisch politisirender Schriftsteller, deren Authenticität wohl nicht dadurch gefährdet wird, dass Aristoteles dieselben in seinen Büchern Πολιτικῶν nicht dem Namen nach vorführt. Da sind vor Allem die Bruchstücke aus dem Werke des Herakleitos von Ephesos (500 v. Chr.), Diog. Laert IX, 5, 6: τὸ δὲ φερόμενον αὐτοῦ βιβλίον ἐστι μὲν ἀπὸ συνέχοντος περὶ φύσεως· διῄρηται δὲ εἰς τρεῖς λόγους, εἴς τε τὸν περὶ τοῦ παντὸς, καὶ πολιτικόν, καὶ θεολογικόν. — 12: ἐπιγράφουσι δὲ αὐτὸ οἱ μὲν Μούσας, οἱ δὲ περὶ φύσεως κ. τ. λ. Zwar findet es Henkel (Studien zur Geschichte der griech. Lehre v. Staat, 1872) nicht für zweckdienlich, die Natur dieser Fragmente

für seine «Politische Literatur der Griechen» zu verwerten, wie auch sogar Lassalle in den Fragmenten des Herakleitos nicht einen staatswissenschaftlich zu würdigenden Gedanken gefunden zu haben scheint: doch wird dieser Umstand einen vorurteilsfreien Kritiker sicherlich nicht abhalten, in den nachstehenden Fragmenten politische Gedanken zu erkennen:

Stob. Flor. III, 84:

Ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων, ὅκωσπερ νόμῳ πόλις καὶ πολὺ ἰσχυροτέρως · τρέφονται γὰρ πάντες οἱ ἀνθρώπινοι νόμοι ὑπὸ ἑνὸς τοῦ θείου · κρατέει γὰρ τοσοῦτον ὁκόσον ἐθέλει, καὶ ἐξαρκέει πᾶσι καὶ περιγίνεται.

Diog. Laert. IX, 2:

Μάχεσθαι χρὴ τὸν δῆμον ὑπὲρ νόμου ὅκως ὑπὲρ τείχεος.

Plat. Hippias Maior, p. 289, B:

Πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι, πάντων δὲ βασιλεύς, καὶ τοὺς μὲν θεοὺς ἔδειξε τοὺς δὲ ἀνθρώπους, τοὺς μὲν δούλους ἐποίησε, τοὺς δὲ ἐλευθέρους.

Clemens Stromat. V, 14, p. 718:

Νόμος καὶ βουλῇ πείθεσθαι ἑνός.

Diog. Laert. IX, 2:

Καθάπτεται δὲ καὶ τῶν Ἐφεσίων ἐπὶ τῷ τὸν ἑταῖρον ἐκβαλεῖν Ἑρμόδωρον, εν οἷς φησιν · Ἄξιον Ἐφεσίοισι ἡβηδὸν ἀποθανέειν πᾶσι καὶ τοῖσι ἀνήβοισι τὴν πόλιν καταλιπέειν, οἵτινες Ἑρμόδωρον ἑωυτῶν ὀνήϊστον ἐξέβαλον λέγοντες Ἡμέων μηδὲ εἷς ὀνήϊστος ἔστω · εἰ δέ τις τοιοῦτος, ἄλλῃ τε καὶ μετ' ἄλλων.

Sext. Empir. adv. Mathem. VII, 133:

Διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ ξυνῷ · τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν.

Plutarch. aud. poet. 8:

Βλὰξ ἄρθρωπος ἐπὶ παντὶ λόγῳ ἐπτοῆσθαι φιλέει.

Clem. Stromat. IV, 3, p. 568:

Δίκης ὄνομα οὐκ ἂν ᾔδεσαν, εἰ ταῦτα μὴ ἦν.

Procl. in Plat. Alcibiad., p. 255:

Ὀρθῶς οὖν καὶ ὁ γενναῖος Ἡράκλειτος ἀποσκορακίζει τὸ πλῆθος ὡς ἄνουν καὶ ἄλογιστον · Τίς γὰρ αὐτῶν, φησί, νόος ἢ φρήν; ὅτι οἱ πολλοὶ κακοί, ὀλίγοι δὲ ἀγαθοί · ταῦτα μὲν Ἡράκλειτος.

Ist das nicht Politik? Wenn das nicht Politik ist: dann wüsste ich wirklich nicht, mit welchem Rechte man diesen Ἀλκιβιάδης zu den politischen Dialogen rechnet!

Aristoteles erwähnt auch der politischen Gedanken des Demokritos von Abdera nicht. Demgemäss hält diesen Denker auch Henkel nicht für geeignet, in seine «Politische Literatur der Griechen» einzurücken. Mullach urteilt anders. Der hochverdiente Forscher steht nicht an, den nachstehenden Fragmenten den Titel Περὶ νόμων καὶ πολιτηΐης zu gewähren (Fragm. Philos. (Graec. I, 352 ff. Didot):

Stob. Flor. V, 23:

Νόμῳ καὶ ἄρχοντι καὶ σοφωτέρῳ εἴκειν κόσμιον.

Stob. Flor. XXII, 42:

Τελευτᾷ γὰρ εἰς κακοδοξίην κακὴν ὁ παρεκτεινόμενος τῷ κρέσσονι.

Stob. Flor. XLVII, 19:

Φύσει τὸ ἄρχειν οἰκήϊον τῷ κρέσσονι.

Democr. ap. Orell. 15:

Χαλεπὸν ἄρχεσθαι ὑπὸ χερείονος.

Stob. Flor. XLIV, 14:

Κρέσσον ἄρχεσθαι τοῖσι ἀνοήτοισι, ἢ ἄρχειν.

Stob. Flor. XLVI, 45:

Δικῆς καὶ ἀρετῆς μεγίστην μετέχει μοῖραν ὁ τιμὰς ἀξίας τάμνων.

Plut. Mor. p. 1100:

Ἀρχὰς ἢ πολιτείας καὶ φιλίας βασιλέων ἀφ' ὧν τὰ μεγάλα καλὰ εἰς τὸν βίον γίνεσθαι ἔφη Δημόκριτος.

Stob. Flor. XXXVIII, 57:

Οὐκ ἂν ἐκώλυον οἱ νόμοι ζῆν ἕκαστον κατ' ἰδίην ἐξουσίην, εἰ μὴ ἕτερος ἕτερον ἐλυμαίνετο · φθόνος γὰρ στάσιος ἀρχὴν ἀπεργάζεται.

Stob. Flor. XLIII, 33:

Ὁ νόμος βούλεται μὲν εὐεργετέειν βίον ἀνθρώπων · δύναται δὲ ὅταν αὐτοὶ βούλωνται πάσχειν · τοῖσι γὰρ πειθομένοισι τὴν ἰδίην ἀρετὴν ἐνδείκνυται.

Stob. Flor. XLIII, 40:

Ἀπὸ ὁμονοίης τὰ μέγαλα ἔργα καὶ τῇσι πόλισι τοὺς πολέμους δυνατὸν κατεργάζεσθαι, ἄλλως δ'οὔ.

Ant. et Max. p. 806:

Τοῖς τῶν καιρῶν μεταβολαῖς καὶ οἱ σφόδρα δυνατοὶ τῶν ἀσθενεστέρων ἐνδεεῖς γίνονται.

Stob. Flor. XLIII, 34:

Στάσις ἐμφύλιος ἐς ἑκάτερα κακόν . καὶ γὰρ νικέουσι καὶ ἡσσωμένοισι ὁμοίη φθορή.

Stob. Flor. XLVI, 4:

Ἀδικεομένοισι τιμωρέειν κατὰ δύναμιν χρὴ καὶ μὴ παριέναι · τὸ μὲν γὰρ τοιοῦτον δίκαιον καὶ ἀγαθόν, τὸ δὲ μὴ τοιοῦτον ἄδικον καὶ κακόν.

Stob. Flor. XLVI, 44:

Καὶ οἳ φυγῆς ἄξια ἔρδουσι, ἢ δεσμῶν ἢ ποινῆς ἄξιοι, καταψηφιστέον καὶ μὴ ἀπολύειν · ὃς δ'ἂν παρὰ νόμον ἀπολύῃ, κέρδεϊ ὁρίζων ἢ ἡδονῇ, ἀδικέει · καὶ τοῦτο ἐγκάρδιον ἀνάγκη εἶναι.

Stob. Flor. XLVI, 47:

Τῶν ἡμαρτημένων ἄνθρωποι μεμνέαται μᾶλλον ἢ τῶν εὖ πεποιημένων. καὶ γὰρ δίκαιον οὕτως · ὥσπερ τὰς παρακαταθήκας ἀποδιδόντα οὐ χρὴ ἐπαινέεσθαι, τὸν δὲ μὴ ἀποδιδόντα κακῶς ἀκούειν καὶ πάσχειν, οὕτω καὶ τὸν ἄρχοντα. οὐ γὰρ ἐπὶ τουτέῳ ἡρέθη ὡς κακῶς ποιήσων, ἀλλ' ὡς εὖ.

Stob. Flor. XLVI, 48:

Οὐδεμίη μηχανὴ τῷ νῦν κατεστεῶσι ῥυσμῷ μὴ οὐκ ἀδικέειν τοὺς ἄρχοντας, ἢν καὶ πάνυ ἀγαθοὶ ἔωσι· οὐδενὶ γὰρ ἄλλῳ ἔοικε ἢ ἑωυτῷ τὸν αὐτὸν ἐπ' ἑτέροισι γίνεσθαι. δέει δέ κως οὕτω καὶ ταῦτα κοσμηθῆναι, ὅκως ὁ μηδὲν ἀδικέων, ἢν καὶ πάνυ ἐτάζῃ τοὺς ἀδικέοντας, μὴ ὑπ' ἐκείνοισι γενέσθαι, ἀλλά τις ἢ θεσμὸς ἤ τι ἄλλο ἀμυνέει τῷ τὰ δίκαια ποιεῦντι.

Stob. Flor. XLVI, 16:

Κατὰ δὲ ζώων ἔστι ὧν φόνον καὶ μὴ φόνον ὧδε ἔχει· τὰ ἀδικέοντα καὶ θέλοντα ἀδικέειν ἀθῷος ὁ κτείνων, καὶ πρὸς εὐεστοῦν τοῦτο ἔρδειν μᾶλλον ἢ μή.

Stob. Flor. XLIV, 17:

Κτείνειν χρὴ τὰ πημαίνοντα παρὰ δίκην πάντα περὶ παντός· καὶ ταῦτα ὁ ποιέων εὐθυμίης καὶ δίκης καὶ θάρσεος καὶ κτήσιος ἐν παντὶ κόσμῳ μείζω μοῖραν μετέξει.

Stob. Flor. XLIV, 18:

Ὅκωσπερ περὶ κιναδέων τε καὶ ἑρπετέων γεγράφαται τῶν πολεμίων, οὕτω καὶ κατὰ ἀνθρώπων δοκέει μοι χρεὼν εἶναι ποιέειν· κατὰ νόμους τοὺς πατρίους κτείνειν πολέμιον ἐν παντὶ κόσμῳ, ἐν ᾧ μὴ νόμος ἀπείργει· νόμος δὲ ἀπείργει, ἱερὰ ἑκάστοισι ἐπιχώρια καὶ σπονδαὶ καὶ ὅρκοι.

Stob. Flor. XLIV, 19:

Κιξάλλην καὶ ληΐστὴν πάντα κτείνων τις ἀθῷος ἂν εἴη, καὶ αὐτοχειρίῃ καὶ κελεύων καὶ ψήφῳ.

Stob. Flor. XLII, 45:

Οἰκέτῃσι, ὡς μέρεσι τοῦ σκήνεος, χρῶ ἄλλῳ πρὸς ἄλλο.

Stob. Flor. XLIII, 42:

Ἡ ἐν δημοκρατίῃ πενίη τῆς παρὰ τοῖσι δυνατοῖσι καλεομένης εὐδαιμονίης τοσοῦτόν ἐστι αἱρετωτέρη, ὁκόσον ἐλευθερίη δουλείης.

Stob. Flor. XLIII, 43:

Τὰ κατὰ τὴν πόλιν χρεὼν τῶν λοιπῶν μέγιστα ἡγέεσθαι, ὅκως ἄξεται εὖ, μήτε φιλονεικέοντα παρὰ τὸ ἐπιεικές, μήτε ἰσχὺν ἑωυτῷ περιτιθέμενον παρὰ τὸ χρηστὸν τὸ τοῦ ξυνοῦ. πόλις γὰρ εὖ ἀγομένη μεγίστη ὄρθωσις ἐστι. καὶ ἐν τούτῳ πάντα ἔνι, καὶ τούτου σωζομένου πάντα σώζεται, καὶ τούτου φθειρομένου τὰ πάντα διαφθείρεται.

Stob. Flor. XLIII, 44:

Τοῖσι χρηστοῖσι οὐ ξυμφέρον ἀμελέοντας τοῖσι ἑωυτῶν ἄλλα πρήσσειν· τὰ γὰρ ἴδια πακῶς ἂν ἔσχεν. εἰ δὲ ἀμελέοιτο τῶν δημοσίων τι, κακῶς ἀκούειν γίνεται, καὶ ἢν μηδὲν μήτε κλέπτῃ μήτε ἀδικέῃ· ἐπεὶ καὶ ἀμελέοντι (οὐκ ἧσσον) ἢ ἀδικέοντι κίνδυνος κακῶς ἀκούειν καὶ δὴ καὶ παθέειν τι. ἀνάγκη δὴ ἁμαρτάνειν, ξυγγινώσκεσθαι δὲ τοὺς ἀνθρώπους οὐκ εὐπετές.

Stob. Flor. XLIII, 45:

Οἱ κακοὶ ἰόντες ἐς τὰς τιμάς, ὁκόσῳ ἂν μᾶλλον ἀνάξιοι ἐόντες ἴωσι, τοσούτῳ μᾶλλον ἀνακηδέες γίνονται καὶ ἀφροσύνης καὶ θράσεος πίμπλανται.

Stob. Flor. XLIII, 46:

Ὅταν οἱ δυνάμενοι τοῖσι μὴ ἔχουσι καὶ προτελέειν τολμέωσι καὶ ὑπουργέειν καὶ χαρίζεσθαι, ἐν τούτῳ ἤδη καὶ τὸ οἰκτείρειν ἔνεστι καὶ μὴ ἐρήμους εἶναι καὶ τὸ ἑταίρους γίνεσθαι καὶ τὸ ἀμύνειν ἀλλήλοισι καὶ τοὺς πολίτας ὁμονόους εἶναι καὶ ἄλλα ἀγαθά, ὅσσα οὐδεὶς ἂν δύναιτο καταλέξαι.

Nun hat auch Mullach die politische Natur all dieser Fragmente erkannt; ausserdem muss ich noch auf ein Fragment bei Stobaios (XIII, 40) aufmerksam machen. Dasselbe lautet folgendermassen: Οἰκήϊον ἐλευθερίης παῤῥησίη· κίνδυνος δὲ ἡ τοῦ καιροῦ διάγνωσις.

Dass die Stelle, welche die Redefreiheit als ein Element der politischen Freiheit in Betracht gezogen wissen will, nur einem politischen Werke des Demokritos entlehnt sein kann: dies bedarf doch keiner näheren Erörterung. Höchst wahrscheinlich hatte Henkel das politische Schriftstellertum dieses Philosophen aus dem Grunde ignorirt, weil in jenem Thrasyllos-Katalog der Schriften desselben, welchen wir bei Diogenes Laertios (IX, 46—49) vorfinden, nicht ein Werk namhaft gemacht wird, dessen Titel auch nur annäherungsweise auf Politik hindeuten dürfte, es sei denn die Schrift Περὶ ἀνδραγαθίης ἢ περὶ ἀρετῆς und möglicherweise wohl auch die Schrift Ὑπομνημάτων ἠθικῶν.

In derselben Abhandlung, in welcher ich auf diese unleugbar politischen Fragmente der beiden soeben erwähnten φυσικοί hingewiesen hatte (Sitzung der Ungar. Akad. d. Wiss., 4. Dec. 1884, s. Ung. Rev. 1885), habe ich wohl auch die Gründe erörtert, welche den letzten φυσικὸς der ionischen Schule (in Athen), Archelaos u. A. auch als einen politischen Denker erscheinen lassen. In der Tat entbehrt Brandis' und Zeller's Annahme, die Worte des Gewährsmannes bei Diogenes Laertios (II, 16) in Bezug auf Archelaos — ἔοικε δὲ καὶ οὗτος ἅψασθαι τῆς ἠθικῆς, καὶ γὰρ περὶ νόμων πεφιλοσόφηκε καὶ καλῶν καὶ δικαίων — ἔλεγε δὲ δίκαιον εἶναι καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φύσει, ἀλλὰ νόμῳ — teils naturphilosophisch zu nehmen, teils aber als eine spätere, tendenziöse (Sokrates-) Klügelei zu verwerfen — einer grossen literaturgeschichtlichen Tatsache gegenüber — einer jeden festen aitiologischen Unterlage. Diese grosse literaturgeschichtliche Tatsache besteht darin, dass, wie es aus der Schrift des Philosophen Sallustios Περὶ θεῶν καὶ κόσμου erhellt, die Schriften Περὶ φύσεως oder Περὶ κόσμου nicht nur metaphysische und physiologische, sondern wohl auch ethische und insbesondere politische Abschnitte enthalten hatten, — zumal unter diesem Titel meist solche Denker zu schreiben pflegten, welche die Ergebnisse ihres gesammten Denkerlebens in einem einzigen Werke niederzulegen liebten. Dieser Zug kennzeichnet das Lehrgedicht des Lucretius Carus: also eines Römers, der nicht nur den Stoff, sondern auch den Titel («De Rerum Natura» = Περὶ φύσεως) den griechischen Philosophen entlehnt. (S. De Rerum Natura V, «Quod si quis vera vitam ratione gubernet — Qui violat factis communia fœdera pacis.) — Diesen Zug der Schriften der griechischen Denker, Περὶ

φύσεως und Περὶ κόσμου scheint wohl auch jener Epigone ganz genau gekannt zu haben, von welchem das auf uns gelangte Buch Ὠκέλλου τοῦ Λευκανοῦ περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως βιβλίον herrührt. (S. Ocelli Luc. de Univ. Nat. 4.: διὰ γὰρ ταύτην τὴν αἰτίαν καὶ τὰς πόλεις εὐνομουμένας οἰκήσουσι — κατὰ τὰς πολιτείας καὶ τὰς πολιτικὰς πράξεις, ὅτε μὴ μόνον πολυπληθείᾳ ἀνθρώπων, ἀλλὰ καὶ εὐανδρίᾳ χορηγοῦνται. μέρη γὰρ τῶν πόλεων οἱ οἶκοι — οὕτως οὖν καὶ ἐπὶ πολιτείας εὐνομουμένης τε καὶ κακονομουμένης οἴκων κατάστασις καὶ συναρμογὴ μέγιστα συμβάλλεται κ. τ. λ.) Ich lege kein Gewicht auf den Umstand, dass Aristoteles den Hippodamos, dessen Staatsideal er einer so gestrengen Kritik unterzieht, als einen Schriftsteller bezeichnet, der λόγιος δὲ καὶ περὶ τὴν ὅλην φύσιν werden wollte (Vgl. K. Fr. Hermann, De Hippodamo Milesio 1841, Henkel 99 u. 114; Muret. Var. lect. L, 14; XV, 18; Vetterio Var. lect XXXVIII, 11): doch genügt mir die Tatsache, dass sowohl Herakleitos und Lucretius als auch der Verfertiger des Okellianischen Machwerkes und der Philosoph Sallustios entschieden politische Abschnitte in Schriften zum Besten gegeben haben, deren eigentlicher Inhalt durch den Titel derselben — Περὶ φύσεως — De Rerum natura — Περὶ θεῶν καὶ κόσμου — gar nicht einmal annäherungsweise angedeutet zu sein scheint.

Aus diesem Grunde halte ich für wahrscheinlich, dass nicht nur die Elegien, sondern auch das grosse Lehrgedicht des Xenophanes von Kolophon Περὶ φύσεως u. A. wohl auch einen politischen Abschnitt enthalten haben mochten: deuten ja seine beiden Bruchstücke bei Athenaios auf einen Denker hin, der die althergebrachte brutale Vernachlässigung der Geistesbildung durch so manch' einen faustkampf- und wettrennenfreundlichen Hellenenstaat nicht minder politisch-umherblickend beklagt, —

> ἀλλ' εἰ μὲν ταχυτῆτι ποδῶν νίκην τε ἄροιτο
> ἢ πενταθλεύων, ἔνθα Διὸς τέμενος
> παρ' Πίσαο ῥοῆς ἐν Ὀλυμπίῃ, εἴτε παλαίων
> ἢ κα πυκτοσύνην ἀλγινόεσσαν ἔχων,
> εἴτε τὸ δεινὸς ἄεθλον ὃ παγκράτιον καλέουσιν,
> ἀστοῖσίν τ' εἴη κυδρότερος προσορᾶν,
> καί κε προεδρίην φανέρην ἐν ἀγῶσιν ἄροιτο
> καὶ κεν σῖτ' εἴη δημοσίων κτεάνων
> ἐκ πόλιος καὶ δῶρον ὅ οἱ κειμήλιον εἴη.
> εἴτε καὶ ἵπποισιν, ταῦτά γ' ἅπαντα λάχοι,
> οὐκ ἐὼν ἄξιος ὥσπερ ἐγώ· ῥώμης γὰρ ἀμείνων
> ἀνδρῶν ἠδ' ἵππων ἡμετέρη σοφίη.
> ἀλλ' εἰκῇ μάλα τοῦτο νομίζεται, οὐδὲ δίκαιον
> προκρίνειν ῥώμην τῆς ἀγαθῆς σοφίης.
> οὔτε γὰρ εἰ πύκτης ἀγαθὸς λαοῖσι μετείη,
> οὔτ' εἰ πενταθλεῖν, οὔτε παλαισμοσύνην,
> οὐδὲ μὲν εἰ ταχυτῆτι ποδῶν, τόπερ ἐστὶ πρότιμον
> ῥώμης, ὅσσ' ἀνδρῶν ἔργ' ἐν ἀγῶνι πέλει,
> τοὔνεκεν ἂν δὴ μᾶλλον ἐν εὐνομίῃ πόλις εἴη.
> σμικρὸν δ' ἄν τι πόλει χάρμα γένοιτ' ἐπὶ τῷ

εἴ τις ἀεθλεύων νικῷ Πίσαο παρ' ὄχθας.
οὐ γὰρ πιαίνει ταῦτα μυχοὺς πόλεως

(Deipnos. X, p. 413 ff).

als er die noch freien Völker vor Ueppigkeit und Völlerei warnt, damit sie nicht in Folge ihrer Genusssucht in das Joch der Tyrannis stürzen. —

ἀφροσύνας δὲ μαθόντες ἀνωφελέας παρὰ Λυδῶν,
ὄφρα τυραννείης ἦσαν ἄνευ στυγερῆς,
ἤισαν εἰς ἀγορὴν παναλουργέα φάρε' ἔχοντες
οὐ μείους ἥπερ χίλιοι ὡς ἐπίπαν
αὐχαλέοι, χαίτῃσιν ἀγαλλόμενοι χαριέσσῃς,
ἀσκητοῖς ὀδμὴν χρίμασι δευόμενοι.

(Deipnos, XII p. 526).

Freilich ist das keine systematische Politik: doch Alles in Allem verdienen diese Gedanken des Begründers der Eleatenschule mindestens so ernsthaft die Aufmerksamkeit eines staatswissenschaftlichen Kritikers wie die bekannten Zeilen Pindar's, dessen schwunghaft dahingeworfenes Dichterwort in neuester Zeit eine ganze kleine Pindar-Literatur «De optima constituendæ reipublicæ forma» wachgerufen hat.

Eingehender als Xenophanes befasste sich mit der Politik Empedokles von Akragas. Zwar enthalten die Bruchstücke seines Lehrgedichtes Περὶ φύσεως (eig. Περὶ φύσιος) nicht einen politischen Gedanken: doch behauptet Hieronymos ausdrücklich bei Diog. L. (VIII, 62), dass dieser Forscher und Denker u. A. auch über Politik geschrieben habe. (Vgl. Eudok. u. Suid.) — καθόλου δέ φησι καὶ τραγῳδίαν — αὐτὸν γράψαι καὶ πολιτικά. Nichts war natürlicher als dies: hatte ja Empedokles mit solch' einer epochalen Kraft in das Verfassungsleben eingegriffen, dass ein so fruchtbar schriftstellernder Denker wie er, sich unmöglich eine eigene Theorie des Staats versagen konnte. Noch intensiver aber als der Bericht des Hieronymos bezeugt die politische Lehrtätigkeit des Empedokles der Nachwuchs von Rhetoren und Sophisten, welche ihre — teilweise pythagorisirenden — Gedanken über den Staat wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar von dem grossen Hersteller der Demokratie von Akragas erhalten hatten. Die wichtigsten «Irrlehren» der antiken Politik stehen damit in Verbindung. Ich meine die Angriffe des Alkidamas gegen die orthodoxe Lehre von der rechtlichen Begründung des Sclaventums, — und die schonungslose Theorie des Lykophron von der Nichtigkeit des Adelsbegriffs. Die Lehre, welche Alkidamas verkündete — ἐλευθέρους ἀφῆκε πάντας ὁ θεός, οὐδένα δοῦλον ἡ φύσις πεποίηκεν — diese Lehre bedeutete mehr, als die menschenfreundlichen Betrachtungen, welche Euripides und später Philemon und Menandros auf der athenischen Staatsbühne zu verkünden wagten; und der Ausspruch des Lykophron — die εὐγένεια sei κενόν τι παμπάν. ἐκεῖνος (Λυκόφρων) γὰρ ἀντιπαραβάλλων ἑτέροις

ἀγαθοῖς αὐτήν, εὐγενείας μὲν οὖν φησιν ἀφανὲς τὸ κάλλος, ἐν λόγῳ δὲ τὸ σεμνόν, ὡς πρὸς δόξαν οὖσαν τὴν αἵρεσιν αὐτῆς, κατὰ δ' ἀλήθειαν οὐθὲν διαφέροντας τοὺς ἀγεννεῖς τῶν εὐγενῶν (Fragm. Aristot. Περὶ εὐγενείας) —[1] hätte sicherlich verdient in die acht Bücher Πολιτικῶν aufgenommen zu werden, was jedoch nicht geschehen ist. Weder Alkidamas, noch Lykophron sind die Begründer dieser «Irrlehren» der antiken Politik gewesen — sonst wären sie ja zu einem weit berühmteren Namen gelangt — ein Begründer dieser Lehren könnte auch der unmittelbare Lehrmeister des Alkidamas und Lykophron, d. i. Gorgias von Leontinoi nicht gewesen sein: denn hätte der Tischgenosse des Kallias und sonstiger steinreicher Highlifemen von Athen irgendwo, noch vor 424 v. Ch. derartige Lehren verkündet: so würde ihm dies sein Archilochos in dem Γοργίας des Platon ganz gewiss zum Vorwurfe gemacht haben; später aber konnte dieser glänzende Unterrichtsspeculant es doch nicht für zweckdienlich erachten, gegen den Adel und gegen die Einrichtung des Sclaventums loszuziehen: da ihm dafür die ahnenstolzen Pentakosiomedimnen und Ritter sowie die athenischen Geldmänner überhaupt, auf die er es wohl in erster Linie abgesehen hatte, ganz gewiss jedwede Freundschaft, Tischgenossenschaft und Schülerschaft gekündigt haben würden, auf immer.

Alkidamas und Lykophron konnten diese Lehren nur aus den Schriften des Lehrmeisters des Gorgias, d. i. nur aus den Schriften des Empedokles, der wohl auch eine Τέχνη geschrieben haben soll (vgl. Blass, Gesch. d. Ber.) geschöpft haben. (Demokritos hatte diese Lehren nicht, vgl. das Frgm. seines Schülers Metrodoros von Chios bei Stob. CLXXIV, p. 600). Ich habe nirgends behauptet, dass ich die politischen Fragmente des Archytas in der Form, in welcher dieselben bei Stobaios (XLVI, 61 u. s. w.) erscheinen, für genuin halte (vgl. Gruppe Archyt.): doch werde ich an der Tatsache, dass Archytas über Politik geschrieben und u. A. Vorzüge der «gemischten Staatsform» hervorgehoben hatte, solange festhalten, bis mich Jemand nicht eines Besseren belehren wird. Aehnliches gilt von dem Gedankenkern der in ihrer jetzigen Form sicherlich untergeschobenen Fragmente des Diotogenes, Sthenidas und Ekphantos; (vergl. Zeller N. a. e. a. O). — Prof. Susemihl scheint auch darüber zu lächeln, dass ich den Prodikos von Keos und den Hippias von Elis zu den politischen Schriftstellern der Griechen gerechnet habe. Dass Prodikos über den Staat geschrieben hat, erhellt nicht nur aus Platon (De Rep. X, p. 600: ἀλλὰ Πρωταγόρας μὲν ἄρα ὁ Ἀβδηρίτης καὶ Πρόδικος ὁ Κεῖος καὶ ἄλλοι πάμπολλοι δύνανται τοῖς ἐφ' ἑαυτῶν παριστάναι, ἰδίᾳ ξυγγιγνόμενοι, ὡς οὔτε οἰκίαν, οὔτε πόλιν τὴν αὑτῶν διοικεῖν οἷοί τ' ἔσονται, ἐὰν μὴ σφεῖς αὐτῶν ἐπιστατήσωσι τῆς παιδείας, καὶ ἐπὶ ταύτῃ τῇ σοφίᾳ οὕτω σφόδρα φιλοῦνται, ὥστε μόνον οὐκ ἐπὶ ταῖς κεφαλαῖς περιφέρουσιν αὐτοὺς οἱ ἑταῖροι), sondern wohl auch seinem Pseudo-Phokylides, dessen Zeilen Aristoteles zur Verherrlichung des Mittelstandes citirt:

πολλὰ μέσοισιν ἄριστα· μέσος θέλω ἐν πόλει εἶναι

(Pol. VI (IV) 11, 1295, b),

so wie aus der Stelle bei Pseudo-Platon (Axioch. p. 366) ἀλλ' ἡ πολυτίμητος πολιτεία (πολλὰ γὰρ ὑπερβαίνω) διὰ πόσων ἐλαύνεται δεινῶν; τὴν μὲν χαρὰν ἔχουσα, φλεγμονῆς δίκην, ταλλομένην καὶ σφυγματώδη, τὴν δὲ ἀπότευξιν ἀλγεινὴν καὶ θανάτων μυρίων χείρω. τίς γὰρ ἂν εὐδαιμονήσειε πρὸς ὄχλον ζῶν, εἰ ποππυσθείη καὶ κροτηθείη δήμου παίγνιον ἐκβαλλόμενον; ἐπει τοίγε, Ἀξίοχε πολιτικέ, ποῦ τέθνηκε Μιλτιάδης; ποῦ δὲ Θεμιστοκλῆς; ποῦ δὲ Εφιάλτης; ποῦ δὲ οἱ πρώην δέκα στρατηγοί;

Prodikos war ein Schüler des Protagoras (Suidas), also eines Sophisten, der den Thuriern Gesetze gegeben und u. A. Περὶ πολιτείας (D. L. IX, 55), — sodann περὶ τῆς ἐν ἀρχῇ καταστάσεως (D. L. a. u. O.) (Vgl. Bernays Rhein. Mus. VII, 166) und auch Ἀντιλογιῶν δύο geschrieben hatte; und wenn auch Aristoxenos kaum das Richtige getroffen haben mochte, indem er behauptet, Platon habe nahezu seine ganze Πολιτεία diesen zwei Büchern Ἀντιλογιῶν entlehnt (D. L. III, 37: ἣν Πολιτείαν Ἀριστόξενός φησι πᾶσαν σχεδὸν ἐν τοῖς Πρωταγόρου γέγραφθαι Ἀντιλογικοῖς. Vgl. III, 57: τῆς μὲν Πολιτείας εἰς δέκα διαιρουμένης, ἣν καὶ εὑρίσκεσθαι σχεδὸν ὅλην παρὰ Πρωταγόρᾳ ἐν τοῖς Ἀντιλογικοῖς φησι Φαβωρῖνος ἐν παντοδαπῆς ἱστορίας δευτέρῳ — so dürfte doch die Bedeutung der Περὶ πολιτείας des Protagoras all denjenigen als unanfechtbar erscheinen, welche die Bedeutung des Protagoras überhaupt für platonische Politik nicht ignoriren wollen. Auf der andern Seite darf wohl auch die geschichtlich beglaubigte Verfassungspolitik eines athenischen Staatsmannes nicht allzugering geschätzt werden, dessen Census-Theorie in den Parteikämpfen des Demos gen Ende des 5-ten Jahrhunderts eine so verhängnissvolle Rolle spielt. Dieser Staatsmann war Theramenes, ein Schüler dieses selben Prodikos von Keos. Würde Aristoteles mit solcher Wärme dieses Theramenes gedenken, wenn nicht die Staatslehre des Prodikos den Boden jener Theorie für ihn gebildet hätte, in welcher er, der Theorist der politischen Vorzüge der Präponderanz des Mittelstandes, sich mit dem Andenken eines so eifrigen parteipolitischen Vorkämpfers des Mittelstandes solidarisch fühlen musste? (Ueber Euripides a. e. a. O.) Das verfassungsgeschichtliche Schriftstellertum des Hippias von Elis steht über jeden Zweifel erhaben; (vgl. Philostrat. Vit. Sophist. p. 495: ἐν Λακεδαίμονι δὲ γένη τε διῄει πόλεων καὶ ἀποικίας καὶ ἔργα ἐπεὶ οἱ Λακεδαιμόνιοι διὰ τὸ βούλεσθαι ἄρχειν τῇ ἰδέᾳ ταύτῃ ἔχαιρον. Phrynich. p. 312: παραθήκην Ἱππίαν καὶ Ἴωνά τινα συγγραφέα φασὶν εἰρηκέναι, ἡμεῖς δὲ τοῦτο παρακαταθήκην ἐροῦμεν, ὡς Πλάτων καὶ Θουκυδίδης καὶ Δημοσθένης — Plat. Hipp. p. 97. l.: συλλήβδην πάσης τῆς ἀρχαιολογίας); was aber die Fragmente des Kritias, deren politische Natur Susemihl selber nicht streitig machen will, von diesem Standpunkte aus anbelangt, habe ich Nichts zu sagen. Wenn also Prof. Susemihl meint,

ich «entwickelte (in meiner Schrift «Die Staatsformen des Aristoteles und die moderne Staatswissenschaft», Leipzig, G. Wolf. 1884) eine wirklich beneidenswerte Kenntniss der Staatsweisheit des Herakleitos, Demokritos, Archytas, Archelaos (?), Prodikos, Hippias, Kritias, welche Aristoteles sich teils stillschweigend angeeignet, teils nicht gehörig benutzt haben soll; nur schade, dass die Phantasie die einzige Grundlage dieser Kenntniss (sic) bildet und dass die Reste der Politieen des Kritias und des Aristoteles, was doch wohl schwerlich auf blossem Zufall beruht, so gar keine Berührung mit einander zeigen»:* so kann ich dem hochverdienten Greifswalder Professor nur erwiedern, dass ich mir nicht sowohl eine «Kenntniss der Staatsweisheit» der genannten Philosophen und Sophisten, als vielmehr nur eine Kenntniss jener Quellen vindicirt habe, aus welchen einem jeden unvoreingenommenen Kritiker ersichtlich sein dürfte, dass es ausser jenen Griechen, deren Aristoteles in seinen acht Büchern Πολιτικῶν ausdrücklich erwähnt, wohl auch noch andere Schriftsteller über Politik bei den Griechen vor der Abfassungszeit dieser acht Bücher Πολιτικῶν gegeben habe. Nicht ich habe zum erstenmale an Aristoteles gerügt, dass dieser die Lehren derjenigen, deren Werke er kritisirt, nicht selten ganz und gar entstellt (Muret. Var. lect. I, 14, XV, 18; Barthélemy Saint Hilaire Polit. d'Aristote, II, 1, 15; II, 3, 12, u. s. w.); und wenn er sich derlei Incorrectheiten erlauben konnte in Bezug auf Werke, deren Verfasser er ausdrücklich, dem Namen nach bezeichnet: so ist es doch keine Akrisie anzunehmen, dass er sich auch seinen ἔνιοι und seinen τινές gegenüber nicht immer eben mustergiltig benommen haben mochte. Auf jeden Fall wäre es aber eine Akrisie, im Angesichte einer so bedeutenden politischen Literatur der Vor-Aristotelischen Griechen, den Jüngern der Staatswissenschaft glauben machen zu wollen, dass Aristoteles den ganzen Angabenschatz, sowie den ganzen Gedankeninhalt seiner «Politik,» insofern dieser nicht auf eine Veranlassung durch Hippodamos, Phaleas, Pheidon, Lykophron, Telekles und Platon hinzudeuten scheint, durch Autopsie gesammelt und — höchstens mit Herbeiziehung von Gesetzen, Geschichtswerken, Staatsreden und Gedichten — aus sich selber herausgearbeitet habe. Dass die spärlichen Fragmente des Kritias mit den verfassungsgeschichtlichen Partien des Aristoteles (die Πολιτεῖαι πόλεων δυοῖν δεούσαιν ἑξήκοντα καὶ ἑκατόν miteingerechnet) keine derartige Berührung verraten, welche Prof. Susemihl auf den ersten Anblick hätte erkennen müssen, kommt dabei kaum in Betracht.

Nein, ich hätte an jener Stelle meiner Schrift über die Staatsformenlehre des Aristoteles, ausser den von mir genannten, wohl auch noch andere Denker nennen können, welche über den Staat, sowie über politische Gegen-

* «Wochenschrift für klass. Philologie, unter Mitwirkung v. Andresen und H. Heller, herausgegeben v. Wilhelm Hirschfelder» Berlin, 1885, Februar 25. Nr. 9•

stände geschrieben hatten, bevor noch Aristoteles daran denken mochte, seine Zuhörer und die Nachwelt mit seinen acht Büchern Πολιτικῶν zu bescheeren. Da erscheint vor Allem Antisthenes, der Gründer der Kynischen Schule mit seinen Schriften: Περὶ νόμου ἢ περὶ πολιτείας (D. L. VI, 16); Πολιτικὸς διάλογος (ἁπάντων καταδρομὴν περιέχει τῶν Ἀθήνησι δημαγωγῶν Athen. V, 220 d), — Μενέξενος ἢ περὶ τοῦ ἄρχειν (D. L. VI, 18 vgl. Zeller II, 232, Anm. 3); Κῦρος ἢ περὶ βασιλείας (D. L. VI, 16), — Ἀρχέλαος ἢ περὶ βασιλείας (D. L. VI. 18; Athen. V, 220 d.: ὁ δ᾽ Ἀρχέλαος Γοργίου τοῦ ῥήτορος — περιέχει — διαβολήν). Henkel (p. 6) erkennt zwar die politische Natur dieser letzteren Schrift, demgemäss setzt er auch hinzu: «vgl. Plat. Gorg. 470 d. fgg» ; fühlt sich aber dadurch noch keineswegs bewogen in Folge dieser polemischen Schrift des Antisthenes auch in dem «Rhetor» Gorgias einen Verfasser von verlorengegangenen politischen Schriften zu vermuten; auch nimmt Henkel Anstand die nachstehenden, nach meiner Ansicht entschieden politischen Schriften des Antisthenes: Περὶ ἐλευθερίας καὶ δουλείας, — Περὶ νόμου ἢ περὶ καλοῦ καὶ δικαίου, — Κύριοι ἢ κατάσκοποι in seinen Katalog der politischen Schriftsteller der Griechen aufzunehmen, obwohl Mullach (Frgm. Philos. Græc. II, p. 270—2) dieselben nicht minder unter die Rubrik «Scripta moralia et politica» gestellt hatte als die Schriften Περὶ δικαιοσύνης καὶ ἀνδρείας — Περὶ Θεόγνιδος — und Ἀλκιβιάδης. — (Vgl. D. L. u. Athen. a. a. O.) — Ueberhaupt verfährt Henkel mit diesem merkwürdigen Vorkämpfer des Gleichheitsprinzips sehr stiefväterlich. (Vgl. D. L. VI, 11: ἀπεδείκνυε (ὁ Ἀντισθένης) τοὺς αὐτοὺς εὐγενεῖς τοὺς καὶ ἐναρέτους. — D. L. VI, 1: καὶ αὐτὸς δὲ τοὺς Ἀθηναίους ἐπὶ τῷ γηγενεῖς εἶναι σεμνονομένους ἐκφαυλίζων ἔλεγε μηδὲν εἶναι κοχλέων καὶ ἀττελέβων εὐγενεστέρους — Socrat. epist. p. 15. ed. Orelli: πολὺ κρείσσων γάρ ἐστιν οὗτος τοῦ παρὰ Διονυσίου οἴνου. ἐκεῖνος μὲν γὰρ μανίαν ποιεῖ πολλήν, οὗτος δὲ ἀποπαύει. — Stob. Flor. XLIX, 47: ὅτι ὑπὸ μὲν τῶν δημοσίων οἱ ἀδικοῦντες ἀναιροῦνται, ὑπὸ δὲ τῶν τυράννων οἱ μηδὲν ἁμαρτάνοντες.) Und doch ist Antisthenes, dieser stammbaumlose und eben ob «seiner niedrigen Herkunft» so sehr verachtete Denker in dem brutal-ahnenstolzen Athen eine Erscheinung, welche von den Geschichtschreibern der politischen Literatur der Griechen die grösste Aufmerksamkeit verdiente!

Speusippos der Akademiker (geb. 393 v. Ch.) hatte u. A. Περὶ νομοθεσίας (D. L. IV, 5), — sodann unter dem Titel Πολίτης (D. L. IV, 4) und Πρὸς Κλεοφῶντα (Clem. Alex. Stromat. II, 4, 19: εἰ ἡ βασιλεία σπουδαῖον ὅ τε σοφὸς μόνος βασιλεὺς καὶ ἄρχων, ὁ νόμος λόγος ὢν ὀρθὸς σπουδαῖος, vgl. Zeller II, 661, Anm. 1. u. Henkel p. 18) Politisches geschrieben. Allein auch seine Ὅροι enthalten Gedanken, welche als Definitionen staatswissenschaftlicher Begriffe kaum einen geringeren Grad kritischer Beachtung in Anspruch nehmen dürften, als gar so manche unter den Definitionen, welche nur aus dem Grunde einen verhängnissvollen Einfluss auf die Entwicklung

der Staatswissenschaft ausgeübt hatten, weil dieselben in den acht Büchern Πολιτικῶν des Aristoteles geschrieben stehen. (S. Mullach Frgm. Philos. Græc. III. 77 ff: Πολιτικὴ ἐπιστήμη καλῶν καὶ συμφερόντων· ἐπιστήμη ποιητικὴ δικαιοσύνης ἐν πόλει (59). — Εὐγένεια ἀρετὴ εὐγενοῦς ἤθους εὐαγωγία ψυχῆς πρὸς λόγους καὶ πράξεις (53). — Δίκη ἀπόφασις κυρία περὶ ἀμφισβητουμένου πράγματος (72). — Νόμος ἀμφισβήτησις περὶ τοῦ ἀδικεῖν ἢ μή (73). — Εὐνομία πειθαρχία νόμων σπουδαίων (74). — Πολιτεία κοινωνία πλήθους ἀνθρώπων αὐτάρκης πρὸς εὐδαιμονίαν· κοινωνία πλήθους ἔννομος (80). — Δίκαιον νόμου τάγμα ποιητικὸν δικαιοσύνης (113). — Βασιλεὺς ἄρχων κατὰ νόμους· ἀνυπεύθυνος. πολιτικῆς κατασκευῆς ἄρχων (125). — Ἀρχὴ ἐπιμέλεια τοῦ παντός (126). — Ἐξουσία ἐπιτροπὴ νόμου (127). — Νομοθέτης ποιητὴς νόμων καθ' οὓς δεῖ πολιτεύεσθαι (128). — Νόμος δόγμα πλήθους πολιτικὸν οὐκ εἴς τινα χρόνον ἀφωρισμένον (129). — Ψήφισμα δόγμα πολιτικὸν εἴς τινα χρόνον ἀφωρισμένον. (131). — Πολιτικὸς ἐπιστήμων πολιτικῆς κατασκευῆς (132). — Πόλις οἴκησις πλήθους ἀνθρώπων κοινοῖς δόγμασι χρωμένων· πλῆθος ἀνθρώπων ὑπὸ νόμον τὸν αὐτὸν ὄντων. (133). — Πόλεως ἀρετὴ κατάστασις ὀρθῆς πολιτείας. (134). — Συμμαχία κοινωνία πολέμου (136). — Τύραννος ἄρχων πόλεως κατὰ τὴν ἑαυτοῦ διάνοιαν. (138). — Σοφιστὴς νέων πλουσίων ἐνδόξων ἔμμισθος θηρευτής. (139). — Παίδευσις παιδείας παράδοσις (179). — Νομοθετικὴ ἐπιστήμη ποιητικὴ πόλεως εὐπαγής (180). — Δεσποτεία ἀρχὴ ἀνυπεύθυνος δικαία (150). — Ἐλεύθερον τὸ ἄρχον αὐτοῦ (115). — Ἐλευθερία ἡγεμονία βίου· αὐτοκράτεια ἐπὶ παντί· ἐξουσία τοῦ καθ' ἑαυτὸν ἐν βίῳ· ἀφειδία ἐν χρήσει καὶ ἐν κτήσει οὐσίας (34). — Ἀρετή· κοινωνία νόμων δικαία· ἕξις ποιητικὴ εὐνομίας (21). — (Ueber den Zusammenhang dieser Ὅροι mit der Philosophie Platon's N. a. e. o. O.)

Auch Xenokrates dürfte zu den Philosophen gerechnet werden, welche noch vor der Abfassungszeit der Aristotelischen Politik über den Staat geschrieben hatten; denn wenn es Tatsache ist, was Plut. adv. Colot. 32 sagt — παρὰ Ξενοκράτους Ἀλέξανδρος ὑποθήκας ᾔτησε περὶ βασιλείας: so ist hiemit nur die Epoche seiner Schrift Στοιχεῖα πρὸς Ἀλέξανδρον περὶ βασιλείας (D. L. IV, 14) in einem entgegengesetzten Sinne fixirt; es liegt Nichts vor, demgemäss wir annehmen müssten, dass Xenokrates seine Schriften Περὶ δυνάμεως νόμου (D. L. IV, 12; Plut. adv. Colot. 30), — Περὶ πολιτείας (D. L. IV, 12), — Περὶ τῆς Πλάτωνος πολιτείας (Suid), — Πολιτικός (D. L. IV, 13) später geschrieben hätte, als Aristoteles seine acht Bücher Πολιτικῶν. Im Gegenteil, der Umstand an sich, dass Alexandros sich mit einem solchen Anliegen an den Philosophen von Chalkedon gewendet hatte, — dieser Umstand macht es schon an sich wahrscheinlich, dass dieser zu dieser Zeit bereits Einiges über den Staat veröffentlicht haben musste (Vgl. Zeller z. 1. b. St.) — Aehnliches gilt von dem Demokriteer Anaxarchos. (Περὶ βασιλείας — Clem. Alex. Stromat. I, 6, vgl. Henkel p. 3, der auch auf Plut. Alex. 52, ad princip. iner. 4, Arrian. Anab. IV, 9 und auf Zeller I, 779 fgg. verweist.)

Alle diese Philosophen hatten also über den Staat geschrieben; die

überwiegende Mehrzahl derselben ganz gewiss, Einige höchst wahrscheinlich noch vor der Abfassungszeit der acht Bücher der Aristotelischen Πολιτικῶν. Sollten wir etwa die Nachrichten über ihr politisches Schriftstellertum blos aus dem Grunde verwerfen, weil Aristoteles in seinen Acht Büchern Πολιτικῶν der Schriften derselben ausdrücklich nicht erwähnt? In diesem Falle müssten wir ja wohl auch die politischen Schriften des Xenophon (Λακεδαιμονίων πολιτεία — Κύρου παιδεία — Ἱερὸν ἢ τυραννικός) für aprokyph erklären: denn auch den Namen des Xenophon vermissen wir in den acht Büchern Πολιτικῶν, obwohl — was auch Prof. Susemihl kaum in Zweifel ziehen dürfte — Aristoteles gegen die politischen Schriften des Xenophon in denselben acht Büchern Πολιτικῶν ziemlich oft polemisirt. Ja wir müssten in diesem Falle auch die Authenticität der Ἀθηναίων πολιτεία (Böckh und Platen: Kritias; Helbig: Alkibiades; Roscher u. Schæfer: irgend ein Oligarch; Moritz Schmidt: Xenophon, Rhetor aus der Umgebung des Thukydides, Sohn des Melesias; Müller-Strübing: Phrynichos) zurückweisen, so wie auch die politischen Schriften des Antiphon von Rhamnos (oder des Philosophen Antiphon vgl. den I. Band meines Werkes «Die Demokratie» Leipzig. G. Wolf, 1884 p. 684 fgg.) und auch die politischen Schriften sämmtlicher Sophisten (Thrasymachos, Kallikles, Polos, u. s. w.) für unmöglich erklären, gegen welche doch Platon (De Republ. I, 338 d, 343 b. u. s. w. vgl. Henkel p. 30; Zeller z. b. St.; Nohle, Die Staatslehre Plat. z. b. St.) so meisterhaft loszieht!

Wohin würde eine derartige Kritik führen? Verlassen wir die Pfade einer solchen Voreingenommenheit und gestehen wir, dass die Griechen schon vor der Abfassungszeit der acht Bücher der Aristotelischen Politik eine nicht minder reiche, als dem Inhalt nach bedeutende Literatur über den Staat, über Verfassungsgeschichte, so wie über praktische Politik haben mussten. Freilich besitzen wir heutzutage weder die Schrift des Theophrastos Περὶ Ἀρχελάου, noch auch die politischen Schriften des Theophrastos überhaupt; wir besitzen weder die politischen Schriften des Demetrios von Phaleron, noch auch die der Pythagoreier, Eleaten, Kyniker, Akademiker, Peripatetiker und Stoiker: würden wir diese besitzen, ja würden wir blos die anderweitigen politischen Schriften des Aristoteles (Νομίμων, Anon. Vit. 65, D. L. V, 26: Apoll. Mirab. 11, Athen. Deipmos I, 23 d; Δικαιωμάτων πόλεων D. L. V, 26; Τὰ ἐκ τῶν νόμων Πλάτωνος D. L. VI, 22; Θέσεις πολιτικαὶ An. 63, D. L. V, 24; Πολιτικός D. L. V, 22; Περὶ βασιλείας D. L. V, 22; Πολιτεῖαι πόλεων δυοῖν δέουσαιν ἑξήκοντα καὶ ἑκατὸν καὶ ἰδίᾳ δημοκρατικαί, ὀλιγαρχικαί, ἀριστοκρατικαὶ καὶ τυραννικαὶ D. L. V, 27. Τὰ ἐκ τῆς πολιτείας Πλάτωνος D. L. V. 22, vgl. Henkel p. 15 fgg; Περὶ εὐγενείας vgl. C. Müller Fragm. Hist. Græc. u. s. w.), oder nur die Ὑπομνήματα von Themistios zu diesen politischen Schriften des Aristoteles, Phot. cod. 74, p. 52, 15) besitzen: so würden wir wohl noch auch Kunde erhalten von sonstigen vor-aristotelischen

Schriftstellern der Griechen über den Staat, denen wir heutzutage nicht mehr auf die Spur zu kommen fähig sind.

Der Katalog, den ich in diesen Zeilen zu begründen versucht habe, dürfte an sich schon den Gesichtskreis des Geschichtschreibers der politischen Literatur der Griechen im Vergleich zu dem Henkel'schen Katalog so ziemlich erweitert haben: doch ein Blick auf den Katalog der landwirtschaftlichen Schriftsteller der Griechen bei Varro (De Re Rustica I pr.) genügt, um unseren Begriff von dem Umfange der politischen Literatur der vor-aristotelischen Griechen noch namhafter zu erweitern. Hätte Varro nicht diesen seinen Katalog veröffentlicht, dann hätte wohl auch Columella kaum die fünfzig landwirtschaftlichen Schriftsteller der Griechen, deren Namen er von Varro einfach copirt, zum Besten geben können: und da Athenaios die Schriften der überwiegenden Mehrzahl der erwähnten Fünfzig nicht mehr kennt, in den Γεωπονικὰ aber bis auf einige nicht speciell landwirtschaftliche Schriftsteller weder die Fünfzig des Varro-Columella noch die bei Athenaios und bei Diogenes Laertios, sowie bei den Lexikographen erwähnten griechischen Schriftsteller vom Fache vorkommen: so würden wir — falls der Römer Varro seinen Katalog nicht zufällig in sein Werk «De Re Rusticä» miteingewoben hätte — die landwirtschaftlichen Schriftsteller der älteren Griechen heutzutage nicht sowohl nach Dutzenden, sondern höchstens nur nach Paaren zählen. (Vgl. meine Schrift «The Failure of Geological Attempts made by the Greeks.» London, Trübner 1868.) Kein Realphilologe würde ahnen können, dass es vor Varro derlei landwirtschaftliche Schriftsteller gegeben haben mochte, wie «Amphilochus Atheniensis, Anaxipolis Thasius, Aristophanes Mallotes, Antigonus Cymaeus, Apollonius Pergamenus, Aristandrus Atheniensis, Agathocles Chius, Bacchius Milesius, Bion Soleus, Chaeresteus et Chaereas Athenienses, Diodorus Prienaeus, Dion Colophonius, Diophanes Nicaeensis, Epigenes Rhodius, Euagon Thasius, Euphronii duo, unus Atheniensis, alter Amphipolites, Hegesias Maronites, Menandri duo, unus Prienaeus, alter Heracleotes, Nicesius Maronites, Pythion Rhodius; — Androtion, Aeschrion, Aristomenes, Athenagoras, Crates, Dadis, Euphiton, Eubolus, Lysimachus, Mnaseas, Menestratus, Pleutiphanes, Persis, Theophilus» Varro «De Re Rust.» o. a. O.): und doch war die Geoponik ein Redactionswerk, welches unter den Auspicien eines grossmächtigen Autokrators nach jahrelanger Arbeit mit dem Vorhaben zustandegebracht wurde, dass dasselbe τὰ διαφόροις τῶν παλαιῶς (sic), περί τε γεωργίας κ. τ. λ. — συλλέξας εἰς ἓν (Geop. praef.) den Zeitgenossen und der Nachwelt verkünde.

Auf Grund eines solchen Analogons erscheinen uns freilich auch die möglichen Grenzen des Umfanges und der Reichhaltigkeit der politischen Literatur der Griechen in einer Beleuchtung, welche sich dem ererbten Horizonte unserer Orthodoxie kaum besonders erspriesslich erweisen dürfte. Πάμπολλοι

(Plat. d. Rep. X, p. 600) dürften — in der Tat — schon die vor-platonischen politischen Schriftsteller der Griechen gewesen sein: diese Ahnung bemächtigt sich des Forschers, wenn er den Katalog des Varro zu Rate zieht und dabei bedenkt, was am Ende die Landwirtschaft war im Vergleich zur Politik, für — griechische Denker!

Im Angesichte eines solchen Tatbestandes kann ich nur bedauern, wenn Prof. Susemihl darüber ironisirt, dass ich Herakleitos, Demokritos, Archelaos, Archytas, Prodikos, Hippias und Kritias zu den politischen Schriftstellern der Griechen zu rechnen wage. Oder will der hochverdiente Professor zwar zugeben, dass diese vor-aristotelischen Denker, resp. Sophisten über Politik geschrieben haben mochten, und dennoch will er darauf bestehen, dass Aristoteles aus ihren politischen Schriften gar nichts gelernt, gar keine Eindrücke empfangen, ja dieselben überhaupt nicht beachtet hatte? In diesem Falle würde die Berechtigung meiner Kritik doch kaum einen Abbruch erleiden!

Allein Prof. Susemihl hat auch anderweitige Rügen. Diese beziehen sich teils auf meine Kritik der aristotelischen Staatsformenlehre an sich, teils aber darauf, dass ich in meiner Schrift die betreffenden Stellen nicht nach seiner Ausgabe citirt habe.

Nun, was meine Kritik der aristotelischen Staatsformen an sich betrifft, so ist zwar Prof. Susemihl so gütig (Wochenschr. f. klass. Philol., Berlin, Febr. 25, 1885), «erhebliche Punkte» zu würdigen, «in denen die Kritik von Schvarcz nicht blos neu, sondern auch richtig und treffend ist, wie wenn z. B. in der Lehre vom Königtum und der Oligarchie die unleugbare Begriffsverwirrung hervorgehoben wird, die darin liegt, wenn Aristoteles mit dem Herrschen nach den Gesetzen den gesetzlichen, d. h. (!) erblichen Ursprung vermengt»: doch im Ganzen meint er, dass meine Kritik dieser Staatsformenlehre «den schärfsten Tadel» verdiene. «Der grösste Teil der mit Recht von ihm getadelten inneren Widersprüche und Unhaltbarkeiten der aristotelischen Theorie der Verfassungsformen ist nicht erst von ihm entdeckt, sondern teils von Zeller, teils von mir in meiner erklärenden Ausgabe (I, S. 62—69, vgl. II, S. 140) ausführlich zusammengestellt, freilich ohne die gehäuften Schimpfreden und Kraftausdrücke, mit denen er seine Kritik würzen zu müssen glaubt.» So Prof. Susemihl, und um mir mit gutem Beispiel voranzugehen, setzt er dieser seiner Erklärung allsogleich die nachstehenden Worte hinzu: «Ein nicht geringer Teil seiner sonstigen Vorwürfe beruht auf groben (!) Missverständnissen. So hat er vor allem nicht begriffen (!), dass die eigentliche Aristokratie mit der absolut besten Verfassung des Aristoteles zusammenfällt, in welcher die persönliche Tüchtigkeit durch Staatserziehung organisirt wird u. s. w.»

«Noch sinnloser (!) ist es, dass Alles, was Aristoteles in Aporienerörterungen vorbringt, behandelt wird, als wäre es seine endgiltige Meinung, von

wo aus es denn freilich leicht ist, ihm Widersprüche und Abgeschmacktheiten vorzuwerfen.»

Nun, auf alle diese zart angelegten Exhortationen beehre ich mich Folgendes zu antworten: Was Zeller, vor dessen hohen Leistungen ich mich beuge, über die «inneren Widersprüche und Unhaltbarkeiten der aristotelischen Theorie der Verfassungsformen» (in seiner Gesch. d. Philos. d. Griech.) schreibt, ist lehrreich für den Geschichtschreiber der Philosophie sowie auch für den Philologen, fällt aber bei weitem nicht mit dem «grössten Teil der mit Recht von» mir «getadelten inneren Widersprüchen und Unhaltbarkeiten der aristotelischen Theorie der Verfassungsforme» zusammen, wie es überhaupt wohl auch nicht eine staatswissenschaftliche Kritik zu üben zu der Teleologie des Zeller'schen grossen Werkes gehört. Ein jeder Brabeute vom Fache wird dies anerkennen müssen, der die betreffenden Stellen des Zeller'schen Werkes (Aristot.) mit meiner kleinen Schrift vergleicht. Was jedoch Prof. Susemihl aus dem Bereiche der Lehre von diesen «inneren Widersprüchen und Unhaltbarkeiten der aristotelischen Theorie der Verfassungsformen» für sich vindicirt, dies dürfte schon aus dem Grunde keinen Anspruch auf einen Rechtstitel staatswissenschaftlicher Kritik erheben, weil die staatswissenschaftlichen Begriffe, deren sich der hochverdiente Greifswalder Professor in seinen Erörterungen (Erkl. Ausg. I, 62—69 u. a. a. O.) bedient, derart elastisch sind, dass dieselben eine jede eingehende, meritorische staatswissenschaftliche Kritik an sich vereiteln dürften. Abgesehen von der obigen Stelle in seiner Recension, in welcher er den «gesetzlichen Ursprung der Herrschaft» mit dem «erblichen Ursprung der Herrschaft» ohneweiteres identificirt (Wochenschr. f. d. klass. Philol., 25. Febr. 1885, p. 260), handhabt er diese Elasticität seiner staatswissenschaftlichen Begriffe stets auch mit einer Kunstfertigkeit, welche sich zwar zum Behufe einer herkömmlich-philologischen Polemie recht nett verwerten lassen mag, doch sich anlässlich einer staatswissenschaftlichen Kritik kaum je mehr als brauchbar erweisen wird. Um nicht weiter gehen zu müssen, erlaube ich mir nur, auf die nachstehende Stelle in seiner Recension (W. f. kl. Ph., 25. Febr. 1885, p. 259) aufmerksam zu machen: «Es ist daher völlig unrichtig, dass die Aristokratie des Aristoteles auch nur eine Oligarchie, ein Regiment des Reichtums und des Geburtsadels sei; davon ist nichts wahr, als dass der eiserne (!) Grundbesitz (!) an den übrigens (!) unter sich völlig gleichberechtigten Erb(!)bürgern haftet.» Was soll das heissen? Bemerkt denn der hochverdiente Professor nicht, dass er dadurch, dass er einen «eisernen Grundbesitz» und «Erbbürger» als Qualificationsmerkmale einer Aristokratie gegen mich ins Treffen führt, schon hiedurch an sich Elemente eines «Regiments des Reichtums und des Geburtsadels» namhaft gemacht hat? Ein ähnliches Zeugniss hat Prof. Susemihl seiner staatswissenschaftlichen Schärfe ausgestellt, indem er den nachstehenden Passus

niederschrieb: «Wenn ferner Schwarcz behauptet, ἐπιεικεῖς bedeute nicht die Tüchtigen, sondern die Gebildeten, so erhellt vielmehr (!) eben hieraus, dass beides für Aristoteles gleichbedeutende Begriffe sind.» (W. f. kl. Ph., 25. Febr. 1885, p. 259). Mit gleichem Rechte dürfte ihm irgend ein humorvoller Kritiker (vgl. Müller-Strübing, Aristoph. u. d. hist. Kritik) entgegenhalten: «Gelehrte sind es, welche in der Philologie bewandert sind, Gelehrte sind es auch, welche in der Staatswissenschaft bewandert sind: also sind es die Philologen, welche, ohne Ausnahme, schon aus dem Grunde, weil sie Philologen sind, auch in der Staatswissenschaft bewandert sind.» (Hätte Prof. Susemihl Arist. Polit. III, 6, 10, 11, 1281 a, 19—1281 b, 3, fgg. einer eingehenderen Beherzigung gewürdigt, so hätte er sich schon durch die Worte καὶ γὰρ τὸ ἑλέσθαι ὀρθῶς τῶν εἰδότων ἔργον ἐστίν, οἷον γεωμέτρην τε τῶν γεωμετρικῶν καὶ κυβερνήτην τῶν κυβερνητικῶν, εἰ γὰρ καὶ περὶ ἐνίων ἔργων καὶ τεχνῶν μετέχουσι καὶ τῶν ἰδιωτῶν τινές, ἀλλ' οὔ τι τῶν εἰδότων γε μᾶλλον eines Besseren belehren können. Vgl. meine «Demokratie», I. p. 486 fgg.)

Prof. Susemihl's Annahme, die «eigentliche Aristokratie falle mit der absolut besten Verfassung des Aristoteles zusammen, in welcher die persönliche Tüchtigkeit durch Staatserziehung organisirt wird, und dass die uneigentlichen Aristokratien in demselben Maasse hinter ihr zurücktreten, in welchem diese öffentliche Erziehung in ihnen mangelhafter oder gänzlich aufgegeben wird (W. f. kl. Ph. a. a. St.), diese Annahme bedarf wohl erst einer ernsthafteren Begründung, als welche uns die — sonst so sehr wertvolle — Textrecension des hochverdienten Greifswalder Professors geliefert hat. Meines Erachtens befindet sich der auf uns gelangte Text — Dank jenem würmerreichen Keller in Skepsis, in welchem die Urhandschrift dieses unvollendeten Opus postumum zweihundert Jahre verborgen lag (vgl. Hildenbrand) — noch immer in einem Zustande, welchen keine geringere Notabilität der schulgerechten Philologen als L. Spengel einst (Abh. bair. Akad. V, 6) eine «sehr verderbte Gestalt» genannt hat. Allerdings hat sowohl die Reihenfolge der acht Bücher nach Barthélemy Saint-Hilaire, als auch die Reihenfolge nach Prof. Susemihl eine gewisse philologische Plausibilität für sich, welche dem Philologen in so manch einer Hinsicht imponiren mag: allein die staatswissenschaftliche Kritik bedarf wohl noch ganz anderer Beweise, als eine ausschliesslich philologische Anheftung desjenigen Buches, in welchem über den besten Staat abgehandelt wird, an diejenige Stelle eines andern Buches, in welcher die Abhandlung des Aristoteles über die Staatsform ἀριστοκρατία angeblich urplötzlich in einen Torso hinausläuft. Die acht Bücher Πολιτικῶν sind kein von Aristoteles allseitig ausgearbeitetes und veröffentlichtes Werk (Bernays), sondern ist der Hauptbestand des auf uns gelangten Textes dieser Πολιτικῶν entweder «aus einer späteren Verarbeitung von Nachschriften seiner Hörer gebildet», was die Benützung auch nachgelassener Aufzeichnungen des Aristoteles selber keineswegs ausschliesst (Oncken), oder ist wohl

der Hauptbestand dieses Textes «eine Reihe vorläufiger Aufzeichnungen (des Aristoteles) zum Gebrauch bei seiner mündlichen Lehrtätigkeit» (Bernays); es ist ein Text, dessen «Mängel» sogar Oncken — dieser warme Bewunderer des «Naturforschers der hellenischen Staatsidee» — «aus den naturgemässen Mängeln einmal des peripatetischen Monologs — und sodann eilig (!) nachgeschriebener, später schlecht (!) redigirter Zuhörerhefte» (!) — am leichtesten und am wahrscheinlichsten erklären zu können meint (Arist. Staatsl. II, 160, I, 62). Diese Mängel sind da — Lücken, Disintegrationen, innere Widersprüche, Unhaltbarkeiten, Abgeschmacktheiten in Hülle und Fülle! Hat nun Prof. Susemihl alle diese Mängel vielleicht schon endgiltig hinweggeräumt, auf immer? Werden denn diese Mängel wesentlich geringer durch die Annahme des hochverdienten Greifswalder Professors, dass diese acht Bücher Πολιτικῶν «ihrem echten (!) Kerne nach weder nachgeschriebene Collegienhefte seiner Zuhörer, noch blosse hypomnematische Aufzeichnungen von ihm selbst, sondern wahrscheinlich (!) mehr oder weniger (!) unfertig gebliebene weitere Ausarbeitungen seiner Vorträge von seiner eigenen Hand zu Lehrbüchern für seine Schüler» (W. f. kl. Ph., Febr. 25, 1885, p. 258) seien? Wäre dies der Fall, dann würde kaum Prof. Susemihl über 7 pp. über die inneren Widersprüche und Unhaltbarkeiten der aristotelischen Theorie der Verfassungsformen zusammengebracht haben (Erkl. Ausg. I, 62—69). Nein, sogar in dem Falle, wenn Prof. Susemihl's Annahme von der Identität der eigentlichen Staatsform ἀριστοκρατία mit dem besten Staat des Aristoteles, in welchem die persönliche Tüchtigkeit durch Staatserziehung organisirt wird, begründet wäre, würde die Staatsform ἀριστοκρατία nicht sowohl eine Herrschaft der durch eine Staatserziehung organisirten persönlichen Tüchtigkeit, d. h. der geistigen und sittlichen Tüchtigkeit ohne Bezugnahme auf Vermögensstufe und Geburt aller Freien im Staate schlechthin, als vielmehr blos eine Herrschaft des Census in Anknüpfung an das genealogische Moment des Adels, oder wie sich Prof. Susemihl ausdrückt, blos eine Herrschaft des «eisernen Grundbesitzes» auf Grundlage des «Erbbürgertums» bedeuten.

Wenn Prof. Susemihl mich ferner auch beschuldigt, als hätte ich «alles, was Aristoteles in den Aporienerörterungen vorbringt», als «seine (des Aristoteles) endgiltige Meinung behandelt» (p. 259): so ist dies eine Zumutung, welche ich — so lange mir Prof. Susemihl nicht einen einzigen concreten Fall des Näheren namhaft zu machen vermag, ganz einfach zurückweise.

Noch Eines. Prof. Susemihl kann es mir nicht verzeihen, dass ich die Stellen aus der «Politik» des Aristoteles nicht nach seinem Texte citirt habe. «Er citirt noch immer nach den alten fehlerhaften (!) Texten und macht dem Aristoteles seitenlange Vorwürfe über Partien, deren Unechtheit ich nachgewiesen habe, wie VI (IV), 3, 4, 1289 b 27—1291, 613 (wo er über-

dies nicht einmal merkt, was nach dem bereits von Camerarius genommenen Anstoss schon der alte Garve sah, dass das zweimalige δῆμος, 1290 b, 11, 15, auf verkehrter Ueberlieferung beruht), oder in denen der Widerspruch durch eine leichte Textberichtigung zu heben ist, wie ich VI (IV), 4, 1291 b, 39 nach Schlosser getan habe» (S. 257—8). Nun, ich habe nicht nach seinem Texte citirt, weil seine Textrecension noch nicht in jenen Kreisen für orthodox gilt, an deren Adresse ich meine Kritik der Staatsformenlehre des Aristoteles vorzugsweise zu richten wünschte. Ausserdem sehe ich wohl nicht ein, was auch eigentlich eine Verwertung seines Textes an dem Wesen der Sachlage zu ändern vermocht hätte. Die «Ungereimtheit», welche ich (S. 24) betont habe, wird nicht ausgemerzt, wenn wir auch 1290 b, 11—15, statt δῆμος einmal ὀλιγαρχία setzen, denn ein δῆμος bleibt doch im Texte, und dies an sich verursacht schon eine Begriffsverwirrung, welche staatswissenschaftlich gesprochen überhaupt nicht da stehen sollte. Kann ja doch der δῆμος in einer stichhaltigen Theorie der Staatsformen nicht zur Deckung desselben Begriffs herbeigezogen werden, welchen die δημοκρατία als Staatsform bei Aristoteles ausdrücken sollte! Doch wozu auch noch mit Prof. Susemihl hierüber zu streiten? Es ist ja offenkundig, wie Prof. Susemihl mit den staatsmorphologischen Schwierigkeiten, sobald er diese nur als Ungereimtheiten, «innere Widersprüche» und «Unhaltbarkeiten» erkennt, philologisch zu verfahren pflegt! (Vgl. ad Arist. Pol. VI [IV] 1289 b 27—1291 b 13: «Et ego quoque, quamquam ne præcedentia quidem 1289 b 27—1290 b 20 ab ipso Aristotele scripta esse puto, tamen minime nego sequentia, 1290 b 21—ὅτι—1291 b 13 ὀλιγαρχία, mihi etiam suspectiore videri: quapropter si illa, ut opinor, ab aliquo peripatetico inserta sunt, haec postea ab altero eiusdem scholae interpolatore addita esse crediderim», etc. Arist. Pol. Libri octo cum vetusta translatione Guilelmi de Moerbeka, recensuit Franciscus Susemihl, Lips., Teubner 1872, p. 386, vgl. p. 385, 11a δῆμος ὀλιγαρχία Garvius, mendum inesse in verbis iam antea intellexerat Camerarius, at cf. quae [!] afferam ad v. 15.) In der Tat scheinen derlei Textberichtigungen dem hochverdienten Philologen nicht besonders viel Kopfzerbrechen verursacht zu haben: doch bezweifle ich, ob durch eine derartige «leichte Textberichtigung» (Wochenschr. f. klass. Philol. Februar 25 1885, S. 258) jener «Widerspruch» zu heben wäre, welchen einerseits zwischen den grundlegenden Definitionen von den sechs Staatsformen im III. Buche der Πολιτικῶν III, 7, 1279 a, 22—1279 b, 6 und anderseits zwischen den späteren, stets neue Definitionselemente involvirenden staatsmorphologischen Partien der Πολιτικῶν (so u. A. auch schon VI [IV] 4, 1290 a, 25—1290 b, 13 fgg.) ein jeder staatswissenschaftlicher Kritiker erkennen und stets auch tief beklagen müsste.

Und doch sollten sich die Aristoteles-Philologen einmal dieser Sache ohne Voreingenommenheit annehmen: denn wenn auch einst Moerbeka δῆς

ὁ μὲν Χαρώνδας καλεῖ ὁμοσιπύους, Ἐπιμενίδης δὲ ὁ Κρὴς ὁμοκάπνους mit »quos Charondas quidem vocat homosipyos, Epimenides autem okres (sic) homokapnos» (a. a. O., p. 5) übersetzte, hiedurch drohte wohl noch keine Gefahr der Wissenschaft: doch wenn hervorragende Philologen wie Prof. Susemihl die »inneren Widersprüche und Unhaltbarkeiten» auch fernerhin durch »leichte Textberichtigungen» zu heben suchen werden, anstatt den staatswissenschaftlichen Forscher und Denker auf solche Blössen noch rechtzeitig aufmerksam zu machen: so könnten, bei dem Aristoteles-Culte, dem man in gewissen Schulen der Staatswissenschaft noch heutzutage fröhnt, mit leichter Mühe wohl auch Interessen verletzt werden, welche doch in allen Zweigen menschlichen Wissens stets für erhabener gelten sollten, als was immer für eine philologische Tradition.

JULIUS SCHVARCZ.

ETRUSKISCHE BRONCE-GEFÄSSE IN KURD.

Der Fund von Kurd ist nicht allein bei uns in Ungarn der erste in seiner Art, sondern auch diesseits der Alpen ohne seinesgleichen. Er besteht aus 14 Bronce-Cisten und dem dieselben enthaltenden grossen broncenen Kessel. Bisher wurden an verschiedenen Orten nur einzelne Cisten gefunden; in so massenhafter Zahl aber sind Cisten bisher in Mitteleuropa noch nicht gefunden worden.

Der interessante Fund kam zum Vorschein, als in den Sommermonaten des Jahres 1884 das Wasser des Kaposflusses ziemlich seicht wurde. Die badenden Kinder aus der Gemeinde Kurd (im Tolnauer Comitate) wurden im Ufer einen glänzenden Gegenstand gewahr. Indem sie ihn herauszugraben suchten, sahen sie alsbald, dass es ein grosser Gegenstand sei, den sie nicht so leicht von seiner Stelle heben konnten. Da es verboten war, an dem das Eigentum der Canalregulirungsgesellschaft bildenden Ufer durch Grabung Schaden zu tun, gingen sie nur bei Nacht zugleich mit ihren Eltern zurück, um den Schatz zu heben. Sie fanden bei dieser Gelegenheit im grossen Kessel acht Cisten, welche sie verkauften und welche auf diese Weise alsbald verzettelt wurden. So kam zufällig auch Graf Alexander Apponyi in den Besitz einer der Cisten. Als ich dieses interessante Gefäss sah, eilte ich unverzüglich an Ort und Stelle und war auch so glücklich, den grossen Kessel, einige abgesprungene Bruchstücke desselben und die noch vorhandenen Cisten zusammenzukaufen. Ich liess die Kinder rufen, erfragte von ihnen die Umstände des Fundes und ging auch selbst an den Fundort hinaus. Meine Mühe wurde reichlich belohnt, da ich bei genauerer Nachforschung noch vier vollkommen unversehrte Cisten eigenhändig aus dem Torfe herausziehen konnte.

Der ganze Fund kam aus dem Ufer des Kaposcanales heraus. Der Kessel hatte eine auf die Seite gestürzte Lage, der Art, dass die Oeffnung des Kessels mehr einwärts dem Ufer zu, sein Boden dagegen dem Flussbette zugekehrt war. Der Kessel wurde nicht in unversehrtem Zustande gefunden, sondern war durch das Gewicht der darüber befindlichen Erde so weit platt gedrückt, wie weit es der Durchmesser einer Ciste zuliess, und so waren die acht Cisten nebeneinander auf die Seite gestürzt im Kessel. Die Finder hatten, um ihre Arbeit zu beschleunigen, die herausstehende Seite des plattgedrückten Kessels zerrissen und so die darin befindlichen acht Cisten herausgehoben. Die durch mich herausgesuchten vier Cisten befanden sich bereits ausserhalb des Kessels, etwas mehr einwärts im Ufer, ebenfalls in einer halb auf die Seite gestürzten Lage. Als ich die vier Cisten herausgeholt hatte, wurde es bereits dunkel und ich kehrte zurück nach Hause. Da das neugierige Volk meine Arbeit von mehreren Seiten her belauscht hatte, gruben die Schatzgräber natürlich in der Nacht an demselben Orte weiter und fanden auch noch zwei Cisten. Die Lage des ganzen Fundes giebt hinreichenden Aufschluss über die Art, wie er hieher gekommen und wie diese Cisten zerstreut worden sind. Im Kessel konnten alle 14 Cisten reichlich Raum finden und sie sind auch ganz gewiss ursprünglich alle 14 darin beisammen gewesen. Der ganze Fund stürzte wahrscheinlich in Folge eines Schiffahrts-Unfalles in das Bett des alten Flusses. Beim Hinausstürzen des Kessels fielen sechs Cisten aus der überkippenden weiten Oeffnung desselben hinaus. Der Kessel kam in Folge seines Gewichts seitwärts zu liegen und da die darin gebliebenen acht Cisten seinen inneren Hohlraum nicht ausfüllten, wurde selbstverständlich die Seite desselben durch das Gewicht der im Laufe der Jahrhunderte sich darüber bildenden schweren Torferde soweit plattgedrückt, wie weit dies der unausgefüllt gebliebene Hohlraum zuliess. Der ganze Fund war von einer acht Fuss hohen Schichte Torferde überdeckt. Der grösste Teil der Torferde bildete sich nach dem Sturze des Kessels in das Flussbett, denn kaum eine Spanne tief unter der unteren Seite des Kessels folgt sandiger Boden, das Bett des alten Flusses. Durch diese Torfschichte wurde später das Bett des regulirten Canales durchgeschnitten. Der die Gefässe unmittelbar berührende Torfschlamm war goldgelb. Aus den vier von mir gefundenen Cisten leerte ich den Torfschlamm selbst aus und fand in demselben bei aufmerksamer Untersuchung ebensowenig irgend einen Gegenstand, als die anderen Finder in den übrigen gefunden hatten; blos einige Blattabdrücke waren in dem aus den Gefässen ausgeleerten Torfe sichtbar.

Diese unter dem Namen «cista» bekannten cylinderförmigen Zuber sind von zweierlei Grösse; der Unterschied besteht blos darin, dass die kleineren in die grösseren hineingehen. Hinsichtlich der Arbeit unterscheiden sich blos zwei Stücke, durch eine gröbere Arbeit und durch den



5



4



3



2



1

Mangel des Schraubenornaments an den Handhaben, von den übrigen. Patina hat sich im Zuber nicht gebildet. An mehreren Stellen sind die Gefässe von einer feinen, braunen Plattenrinde überzogen, welche sich indessen beim Ritzen losschält und eine goldgelbe Farbe zeigt. Die nicht überkrusteten Teile der Cisten schimmern im Allgemeinen blassgelb, an manchen Stellen grünlichgelb, an anderen rosenfarbig, was ich für einen Rest von Feuervergoldung hielt. Die kunstverständige Untersuchung hat indessen an ihnen keine Vergoldung gefunden und diese Farbenveränderung ist durch den Einfluss des Feuers hervorgebracht worden. An einigen unter den Gefässen ist eine hellgrüne Patina in Tropfenform sichtbar und beinahe an allen grössere, dunkel-stahlblaue Flecken, welche wahrscheinlich von der durch Wasser bewirkten Oxydation der am oberen Teile der Zuber befindlichen dicken Eisenreifen und der Bronzenieten herrühren.

Die Höhe der grösseren Zuber beträgt: 19, 19·5 und 26 Cm.; ihre Breite: 22, 22·5 und 23 Cm. Die Aussenseite der Gefässe hat, vom Boden bis zur oberen Oeffnung eilf reifenähnliche Protuberanzen, welche bei den kleineren 4, bei den grösseren 8 Millimeter hoch sind und wagrecht parallel in 1·3 Cm. Entfernung von einander herumlaufen; * eine Ausnahme bilden blos zwei Exemplare, welche blos 10 reifenförmige Vorsprünge haben. Diese stark vorspringenden Reifen wurden nicht als blosser Zierat verwendet und zeugen von grosser Vollkommenheit der Metallbearbeitungskunst und genauer Berechnung des Meisters. Diese regelmässigen Protuberanzen erhöhen nämlich bedeutend die Widerstandsfähigkeit der Gefässwände gegen Eindrücke von aussen; sie leisten als ebensoviele kleinere Wölbungsbogen den auf die Seitenwände gerichteten Schlägen einen grösseren Widerstand. Da wir den practischen Vorzug der Protuberanzen vor den glatten Gefässwänden kennen, können wir die Verwirklichung dieser Theorie häufig ebenso an den Fabrikserzeugnissen unserer Tage wie an den Wasserzubern der kesselschmiedenden Zigeuner und der südungarischen Serben sehen. Von einer grossen Vollkommenheit der Metallbearbeitungskunst zeugt auch der Umstand, dass die Seitenwände der Zuber ausnahmlos aus je einer einzigen Bronceplatte angefertigt sind, welche Bronceplatten nicht durch Guss, nicht durch Schmiedung, sondern durch Pressung oder Walzung hergestellt wurden, wodurch das Vorspringenlassen der Reifen leicht wurde, und eben daran ist die reine Arbeit der Pressung sichtbar. Nachdem die aus einem Stücke bestehende — in parallel fortlaufende Protuberanzen gepresste, mehr gelb als rot gefärbte — Bronceplatte walzenförmig gebogen war, wurden die Enden der bei den grösseren 2, bei den kleineren 1·5 Cm. weit übereinandergelegten Metallplatten durch Nieten befestigt. Die Nieten wurden von innenher nach aussen zu angebracht und an der Aussenwand des Gefässes

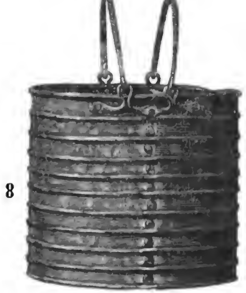
* Vgl. «Das Grabfeld von Hallstadt.» 1868. S. 98.



10



9



8

7



6

1 oder 1·2 Cm. breit und so glatt abgeschmiedet, dass sie bisweilen kaum wahrnehmbar sind, während an der inneren Gefässseite die Nieten 2 bis 3 Millimeter hervorragen. Die Nieten wurden zwischen den reifenartigen Protuberanzen derart angebracht, dass die übereinandergelegten Enden der Bronceplatte zwischen 11 Protuberanzen von 10 Nieten in vertikaler Linie zusammengehalten werden. Am oberen Rande des Zubers, also in die von unten gezählt letzte Protuberanz, ist ein Eisenreif von 1 Cm. Dicke eingelegt und diesen verdeckt der obere Rand der Bronceplatte. Ich habe den Rand jedes einzelnen Gefässes aufwärtsgebogen und bei den grösseren Gefässen überall einen starken Eisenreif unter der Verhüllung gefunden, bei den kleineren jedoch nirgends. Wie erwähnt, hat die reifenförmige Protuberanz der kleineren Gefässe nicht einmal die halbe Dicke derjenigen der grösseren; bei diesen verhüllt daher die am offenen Ende des Gefässes befindliche Protuberanz nicht einen Metalldraht, sondern ein dünnes Holzrädchen, welches ich in petrificirtem Zustande stückchenweise hervorziehen konnte.

Der Boden des Gefässes besteht aus einer an ihren Rändern nach abwärts gebogenen Rundplatte und ist bei jedem Gefässe in der Weise an dasselbe befestigt, dass die unterste reifförmige Protuberanz des cylinderförmigen Gefässes einfach über den abwärts gebogenen Rand der Rundplatte darübergebogen wurde. Der Boden liegt demnach nicht ganz flach, sondern ohngefähr um einen Cm. höher als der Bodenranft. Der Boden eines jeden Gefässes ist verziert (S. die Abbildung S. 317 und 319). Die Verzierung besteht an der Aussenseite aus einem 2·5 Cm. breiten erhaben gearbeiteten Ringbande, innerhalb dessen sich drei vertiefte, concentrische Kreise um die haselnussgrosse Vertiefung des Mittelpunktes herumziehen. Ueberdies sind an zwei Exemplaren der grösseren Gefässe auf den Boden vier in Kreuzform gezogene Durchmesserlinien geritzt, welche den Kreis des ganzen Bodens von der Vertiefung des Mittelpunktes aus in acht gleich weit von einander entfernte Radien teilen. Eine solche Bodenverzierung mit concentrischen Kreisen kommt blos an den Exemplaren von Eygenbilsen, Luttum, Panstorf und Primentdorf vor. *

Die Oehre des Gefässes bestehen aus 3—4 Mm. dicken Broncedrähten (S. Abbild. *c*) auf S. 217—19), welche auf den beiden entgegengesetzten Seiten des oberen Zuberrandes, zwischen den obersten zwei Reifvorsprüngen derart mit drei Nieten an das Gefäss befestigt sind, dass die mittlere Niete in die Verticallinie der übrigen das Gefäss zusammenhaltenden Nieten fällt und dieses die zehnte Vernietung bildet.

Der dicke Broncedraht bildet zwischen drei Nieten zwei, sich über

* Vgl. Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique à Stockholm: «Virchow, sur la ciste trouvée a Primentdorf.» I. 526.

das Gefäss erhebende Bögen und in diese Bögen sind die beiden regelmässig gekrümmten Handhaben hineingeschlungen, welche sehr zweckmässig zu beiden Seiten auf dem Rande des Gefässes ruhen und nur wenn das



Gefäss getragen werden soll, mit der Hand emporgehoben werden. Es muss bemerkt werden, dass die Nietung der Gefäss-Oehre immer das Gegenteil der Nietung der Seitenwände ist. Bei letzterer wurden die Nieten von innenher nach aussenhin eingepasst. Die dreifache Nietung des Gefäss-

Oehres dagegen fand von aussenher nach innenzu statt und darum stehen die runden Nietenköpfe an der Aussenseite hervor und sind an der Innenseite abgeschmiedet.

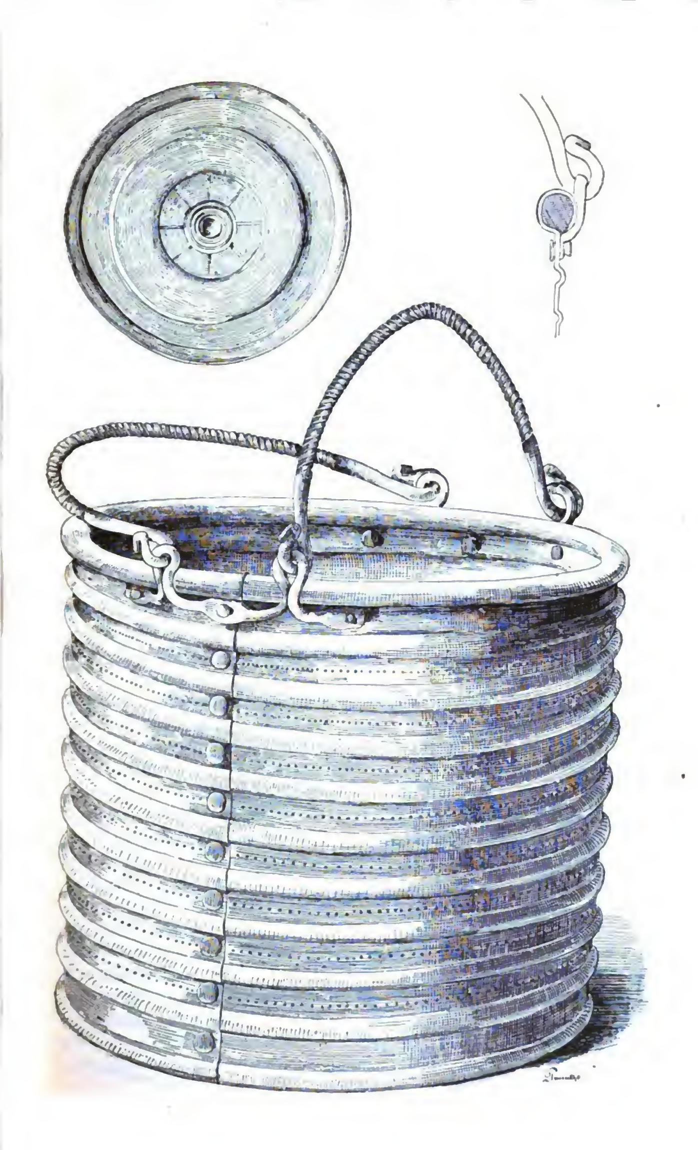
Die Handhabe besteht aus einem in der Mitte dickeren und an beiden Enden dünner geschmiedeten Broncedrahte, welcher an seinem mittleren dickeren Teile — nur mit Ausnahme zweier Handhaben — einen Schraubenzierrat hat. Ein jeder Zuber hat zwei solcher Handhaben. Der Zierrat wurde durch Drehung hergestellt. Einige Handhaben wurden aus viereckigem Drahte gedreht, an runden Drähten aber wurden behufs Erleichterung der Drehung Einschnitte gemacht. Das Ende der Handhaben ist fest zusammengeschmiedet; dieses geschmiedete Ende wurde in das befestigte Oehr hineingepasst und derart doppelt niedergebogen, dass diese Handhaben den primitiven Vogelköpfen ähneln.

Der die Cisten enthaltende grosse Kessel (S. S. 315) hat die Gestalt eines umgekehrten abgestumpften Kegels, seine Höhe misst 82 Cm. Der Durchmesser seines Bodens misst 28 Cm., der Durchmesser seiner Oeffnung aber 65 Cm. Sein oberer Randumfang misst 208 Cm. Die Gefässwand erhebt sich vom Boden sich gleichmässig verbreiternd schräg nach auswärts, während sein oberer Ranft in 4 Cm. Breite schräg einwärts gebogen ist und an seinem Rande wieder eine Erhebung von kaum 1 Cm. zeigt. Diese geringe Randerhebung ist indessen nicht gleichmässig weggeschnitten, sondern blos abgerissen, was darauf schliessen lässt, dass der Rand ursprünglich wahrscheinlich — ebenso wie bei den Cisten — rohrförmig umgebogen war und vielleicht einen starken Metalldraht umhüllte, welcher den 4 Cm. breiten, einwärts gebogenen Ranft abschloss. Der Ranft der in Hallstadt gefundenen Kessel von gleicher Grösse endet ebenfalls rohrförmig. Die Seitenwand des Gefässes besteht aus 6 trapezförmigen Platten und zwar in ihrem oberen Teile aus 4 der Länge nach zusammengefügten und in ihrem unteren Teile aus 2 überzwerch gelegten. Bei den 4 trapezförmigen Platten misst der obere Rand 52—55 Cm., der untere 37—38 Cm. und die Höhe 56·5 Cm. Die überzwerch angebrachten unteren Platten sind 78 Cm. lang und 25·5 Cm. hoch.

Die unteren Zwerchplatten sind etwas über einen Millimeter dick, jedoch ebenfalls überall gleichmässig, während die darüber der Länge nach zusammengefügten Platten kaum die halbe Dicke der unteren haben, aber doch dicker als die Platten der Cisten sind.

Die Platten sind in derselben Weise wie bei den Cisten zusammengefügt, d. i. die übereinander gelegten Enden der Platten sind durch Nieten aneinander befestigt. Die der Länge nach zusammengepassten Platten sind 2 Cm. breit übereinander gelegt, dieselben verengern sich aber auf den dickeren überzwerch angebrachten Platten bereits zu 2·5 bis 3 Cm.

Die Ränder der übereinandergelegten Platten sind durch von innen



nach aussen angebrachte Nieten zusammengeheftet, welche nur an der Aussenseite sorgfältig platt gehämmert sind, während an der Innenseite die Nietenköpfe hervorragen. Bei zwei Nietungen wurden — möglicherweise erst nachträglich — behufs Befestigung zwischen die Nietenköpfe und die Gefässwand viereckige kleine Plättchen eingefügt. Die Nietenköpfe sind auch hier nicht stärker, als bei den grösseren Cisten. Der Boden besteht aus einer besonderen Platte, welche die Gestalt einer Schale von 29 Cm. Durchmesser mit 5 Cm. hoher Seitenwand erhielt, welche wieder durch Nietung an den unteren, engeren Teil des die Form eines umgekehrten gestutzten Kegels habenden Kessels befestigt wurde.

Drei übereinander gestellte Cisten füllen nicht die ganze Höhe des Kessels aus. Auf dem Boden des Kessels haben drei der grösseren Cisten nebeneinander Platz; darüber deren vier und in der obersten Breite deren fünf, demnach im Ganzen 12 von den grösseren oder 24, wenn je zwei ineinander gesteckt wurden.

Die Verwendung der Cisten war eine sehr verschiedene. Die mittel-etrurischen Cisten enthielten grösstenteils, sowie die Primentdorfer, Schmuckgegenstände und wurden nicht an Begräbnisstätten gefunden. In den Exemplaren von Fraora, Certosa, Bologna und aus Frankreich wurden Asche und verbrannte Menschenknochen angetroffen. Das Exemplar von Grauholz in der Schweiz befand sich in einem Tumulus und enthielt Bronce-, Gold- und Eisengegenstände. Bei Nocera war die Ciste als Schmuckgefäss dem Grabe beigegeben. In Hallstadt waren sie ebenfalls als Schmuckgefässe den Leichenresten beigefügt und enthielten entweder Schmucksachen oder waren leer.

An manchen wurde starke Berussung, Feuerspuren wahrgenommen, als ob sie zum Kochen gebraucht worden wären. Der vorliegende Fund unterscheidet sich von den übrigen insofern vollständig, als nicht ein einzelnes Exemplar, sondern deren 14 und zugleich mit dem sie enthaltenden Kessel gefunden wurden; sie waren keinem Grabe zugesellt, enthielten auch weder Asche noch Schmuckobjekte. Auf Gebrauch weisen auch bei diesen nicht nur zahlreiche Verstümmelungen, sondern auch stellenweise nachträgliche Arbeit hin. So waren von dem einen gröber gearbeiteten Exemplar die Oehre und die in dieselben eingefügten Handhaben abhanden gekommen. Demzufolge hat ein viel ungeschickterer Meister nachträglich Oehre verfertigt und zwar nicht aus starkem Broncedraht, wie an den übrigen zu sehen ist, sondern aus einer dünnen Bronceplatte, die er vielleicht aus einem anderen unbrauchbaren Gefäss schnitt, so dass die eigentlichen bogenförmig aufwärtsragenden Oehre nicht stark rund gehämmert, sondern blos aus zusammengebogenem Blech verfertigt sind. Ebenso sind die beiden Handhaben nachträglich verfertigt und zwar aus ganz anderem Material, nämlich aus Kupfer, blos durch starkes Schmieden, und sind nicht gedrehte Arbeit, son-



dern glatt und viel dicker als die übrigen Handhaben, so dass die Einfügung solch grober starker Handhaben in solch schwache, blos aus zusammengebogenem Blech verfertigte Oehre auf den ersten Blick in die Augen fällt. Dass die Gefässe nicht gerade zum Zwecke des Kochens angefertigt worden seien, beweist schon der Umstand, dass die aufeinandergelegten Platten und die Nieten von aussenher so sorgfältig glatt gehämmert sind, während auf die Glättung und Hämmerung der innern Teile keine Sorgfalt verwendet wurde, was indessen nicht ausschliesst, dass sie zu anderweitigen Haushaltszwecken gedient haben können.

Ursprung der Cisten. Nach der übereinstimenden Ansicht der Archäologen sind diese Gefässe etruskische Einfuhr-Artikel. Die Erzeugnisse des etruskischen Volkes verbreiteten sich auf dem Wege des blühenden Handels in ganz Mitteleuropa.

Der etruskische Handel kann historisch im VI. Jahrhunderte vor Chr. Geb. nachgewiesen werden; er geht seinem gänzlichen Verfalle entgegen, als 283 vor Chr. Geb. die etruskische Macht von den Römern gebrochen wird.

Die Cisten etruskischer Kunst stammen demnach spätestens aus dem zweiten Jahrhunderte vor Christi Geburt, als Rom bereits nach allen Richtungen im Besitze des Handels war. Helbig setzt die Zeit dieser Cisten in das V. Jahrhundert vor Chr. Geburt und erklärt sie für eine Nachahmung eines hellenischen Typus. Sie kommen in Griechenland vor.

Etruskische Arbeit verraten an diesen Cisten die hochentwickelte Technik der Metallbearbeitung, die gepressten Metallplatten, die Ornamentik und vornehmlich die Niet-Arbeit. In etruskischen Gräbern wurden Cisten und andere Gefässe von dieser Arbeit gefunden. Auf mehreren Exemplaren befinden sich etruskische Stempel, Schriftzeichen, ja ganze Inschriften, wodurch ihr Ursprung in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise festgestellt wird. Bei dem vorliegenden Cisten-Funde giebt meiner Ansicht nach die acht Fuss hohe Torfschichte ein gewichtiges Argument für das hohe Alter desselben ab.

Zum Schluss habe ich hier die Fundorte der bisher bekannten ähnlichen Cisten zusammengestellt.

Cisten sind bisher vorgekommen * an folgenden Orten:

In Italien:

1. in Este, Paduaner Bezirk. Den Hallstädtern ähnliche Cisten mit Menschenleichenresten;
2. in Marzabotto zwei Exemplare mit Schmuckgegenständen;
3. in Certosa, bei Bologna, 1869 ein Exemplar mit Menschenasche;
4. in Villanova, bei Bologna;

* Vgl. Genthe, «Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden», 121.

5. bei Fraora im Parmesaner Distrikt 1872 ein Exemplar mit Menschenresten;
6. in Orvieto ein Exemplar in einem etruskischen Grabe;
7. bei Monteveglio 1817, in Gräbern, zwei Exemplare mit verkohlten Knochen.
8. in Cumae bei Neapel ein Exemplar von 1 Fuss 4 Zoll Höhe, mit 10 Reifen.
9. bei Nocera, in einem Grabe, ein Exemplar mit 9 Reifen. Tolentino. — Verrmo.

In der Schweiz:

10. im Inser Funde war ein Exemplar vorfindlich;
11. in einem Grauholzer Tumulus ein Exemplar von 26 Cm. Durchmesser, 20 Cm. Höhe, mit 10 Reifen und zwei beweglichen Handhaben, am oberen Rande mit Eisendraht. Es ist ganz ähnlich den Exemplaren von Monceau-Laurent (Côte-d'-or), Primentdorf, Hallstadt und den unsrigen;
12. in Russik, bei Zürich, wurden gleichfalls einige Exemplare gefunden.

In Frankreich:

13. in Monceau-Laurent (Côte-d'-or). Ein Exemplar von 32 Cm. Höhe, 34.5 Cm. Durchmesser, mit sechs Reifen. Die Seitenwand ist aus zwei Platten mit 39 Nieten zusammengepasst;
14. in Gemmeville (Côte-d'-or) ein Exemplar, etwas einfacher und kleiner, als das vorher beschriebene.

In Tyrol:

15. in Val di Cembra wurde 1828 auf dem Caslyr-Berge unter einem Steinhaufen ein Gefäss mit etruskischer Inschrift gefunden.

In Siebenbürgen:

16. in Bárdócz wurden ebenfalls zwei Broncegefässe gefunden, welche zwar nicht cylinderförmig und mit reifenartigen Protuberanzen versehen, aber durch die Nietarbeit und die Befestigung der doppelten Handhabe den unsrigen ähnlich sind.

In Oesterreich:

17. in Hallstadt wurden in einzelnen Gräbern 6 Stücke gefunden, von welchen 4 mit den unsrigen völlig identisch sind.

In der Provinz Hessen:

18. in der Mainzer Gegend wurde ein Exemplar mit 9 Reifen gefunden, bei welchem die Bodenbefestigung von der Art ist, wie bei den Exemplaren von Luttum, Hallstadt, Primentdorf und bei den unsrigen.

In Preussen:

19. in Wald-Algesheim, ein kleines Exemplar mit Handhaben, Reifenprotuberanzen und fein gravirter Verzierung, dessen Boden mit Nieten befestigt ist.

In Hannover:

20. in Luttun fand sich unter einem Grabhügel ein Exemplar mit 9 Reifenprotuberanzen, bei dem die Nietung und die Art der Bodenbefestigung mit derjenigen der unsrigen übereinstimmt.

In Posen:

21. in Primentdorf, ein Schmuckgegenstände enthaltendes Exemplar mit eilf Reifenprotuberanzen, welches auch in kleineren Details den unsrigen gleicht.

In Mecklenburg:

22. in Panstorf, ein Exemplar, welches sich vom vorhererwähnten nur durch den Mangel des spiralen Ornaments an den Handhaben unterscheidet.

In Holland:

23. in Nordbrabant wurde ebenfalls ein Exemplar mit Reifenprotuberanzen gefunden.

In Belgien:

24. im Eygenbilsener Fund befand sich ein dem Panstorfer und Luttumer ähnliches Exemplar.

Endlich wurden auch in Irland Cisten von ähnlicher Arbeit, wie die vorgenannten, gefunden.

In Württemberg:

in Bellerinese: zwei Exemplare mit dichtliegenden Reifen in einem Tumulus;
in Hundersingen: zwei Exemplare mit schütterer angebrachten Reifen in einem Tumulus;
in Kl.-Aspergle: mit dichtliegenden Reifen in einem Tumulus.

In Baiern:

in Fridolfing: zerstreuter Fund in Bruchstücken;
in Uffing: 3 Exemplare unter Torf.

MORIZ WOSINSZKY.

UNGARISCHE GEOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT.

Jahresversammlung am 21. Januar.

Die diesjährige Jahresversammlung der Ungarischen Geographischen Gesellschaft wurde von dem zweiten Präsidenten, *Professor* Dr. HERMANN VÁMBÉRY, mit der folgenden Rede eröffnet:

Erlauben Sie mir, dass ich dieses Jahr bezüglich unserer alten Gepflogenheit eine Ausnahme mache und anstatt die während der letzten zwölf Monate gemachten geographischen Entdeckungen aufzuzählen, mich in Betrachtung jener Verhältnisse ergehe, die in der Neuzeit zwischen den

Errungenschaften der geographischen Wissenschaft und deren Verwertung durch die politischen Factoren unseres Jahrhunderts wahrzunehmen sind. Wollte ich mich in einen geographisch-fachwissenschaftlichen Rechenschafts-Bericht einlassen, so hätte ich alles in allem jener Detailforschungen zu erwähnen, die in Afrika, in und um den neuen Congostaat, im Gebiete zwischen dem Mozambique und dem Njassa-See, so wie im Süden des schwarzen Weltteiles durch Engländer, Franzosen, Deutsche und Holländer ausgeführt, der Wissenschaft allerdings zu Gute kommen, aber zum Gegenstande einer Vorlesung sich nicht besonders eignen. Ich müsste Ihnen von gleichgearteten Entdeckungen in Asien sprechen, unter denen die Erforschung der Ausläufer des Paropamisus, ferner einiger minder bekannter Täler im Nordwesten Indiens und namentlich die allerdings noch immer flüchtige Erforschung des westlichen Tzeidams, des oberen Hoang-ho und der mittleren Kette des Künlüngebirges eine in der Tat nicht uninteressante Rolle spielen. Schliesslich müsste ich derjenigen Reisen erwähnen, die in den bisher unbekannten westlichen Küstengebieten Korea's, in Australien und in einzelnen anderen Gebieten unseres grossen Erdballes ausgeführt wurden. Doch ich habe mir vorgenommen diesmal eine Ausnahme zu machen, und will Ihre Aufmerksamkeit auf das früher erwähnte Verhältniss hinlenkend die grosse Frage zu besprechen versuchen, die sich heute schon jedem denkenden Menschen aufdrängt und die darin gipfelt: «Wie kann und wird Europa, das an Menschen-Ueberfluss leidet, wo der Kampf um das Dasein von Tag zu Tag härter wird und wo das Expansionsgelüste, von den Satzungen des Darwin'schen Gesetzes unterstützt und ermuntert, sich vollauf berechtigt zeigt, die Werke und Taten der Helden unserer Wissenschaft verwerten?»

Sie werden lächeln und wahrscheinlich der Befürchtung Raum geben, ich hätte einen geographischen Leitartikel geschrieben und wollte Ihnen denselben hier auftischen. Nun, über die Beschaffenheit meiner Aeusserungen kann ich selbst kein Urteil fällen, doch dass die aufgeworfene Frage von hohem Interesse sei, wird wohl Niemand bezweifeln wollen. Wenn wir auf die Wirkungen, welche die Entdeckungen in fremden Weltteilen auf das politische und socielle Europa gemacht, näher eingehen, so werden wir finden, dass während der ersten Hälfte unseres Jahrtausends die aus dem Schlafe erwachende abendländische Welt einem hilflosen Kinde gleich nach seiner Wiege d. h. nach Asien geschaut und in Asien das Ideal seiner Wünsche verfolgend, bald sub titulo Kreuzzüge, bald sub titulo Handelsinteressen sich daselbst ein Feld der Tätigkeit erspäht hat. Ganz spurlos ist unser Wirken im alten Muttererdteil nicht geblieben, denn trotz der höheren Cultur der damaligen moslimischen und buddhistischen Völker hat das Erscheinen der christlichen Reisenden doch hie und da an der Oberfläche gerüttelt, ohne jedoch an einen weitgehenderen Einfluss denken zu können. Die

Fahrten der Minoritenbrüder, der Marco Polo's, der Haytune, der Rubruquis und anderer hatten eine ganze Reihe von Wundersagen und Märchen über Asien verbreitet, doch der tatsächliche Einfluss, den sich selbst die kühnste Phantasie ersann, bestand höchstens in neuen Absatzgebieten für unsere Industriezweige und in einem erhofften Felde für unsere Glaubensboten. An Gründung von Colonien hatte das damals dünn bevölkerte Europa nicht denken können und wollen und nur nachdem der grosse Italiener die westliche Hemisphäre unserer Erkenntniss nahe gebracht, erst dann begannen einzelne schüchterne Versuche der Auswanderung in die Gold, Segen und Reichtum verheissenden Gefilde. Vom XVI. Jahrhundert angefangen bis in die Neuzeit hat die Fahrt in westlicher Richtung ununterbrochen gedauert; sie dauert selbst heute einigermassen fort, doch ist man seit einem Jahrzehnt zu der Ueberzeugung gelangt, dass Amerika im Grunde nicht unerschöpflich sei und den alten Ruf eines günstigen Einwanderungsgebietes eingebüsst hat. Durch den riesigen Aufschwung unserer Maschinenindustrie werden in Europa jahraus jahrein Hunderttausende von Menschenarmen brachgelegt; fortgeschrittene hygienische Mittel, vielleicht auch medicinische Wissenschaft sind schuld daran, dass die Uebervölkerung Europa's stets wachsende, riesige Dimensionen annimmt. Das dichtgedrängte Menschenmeer sucht einen Ausfluss, und da das fieberhafte Drängen auch so gefährliche Krankheitssymptome, wie Anarchismus und Communismus zu Tage gefördert, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn unsere besorgten Schicksalslenker mit angsterfüllten Augen nach einem Ausweg blicken und mit aller Gewalt ein neues Amerika entdecken wollen.

Dieses neue Amerika soll Dank dem Forschungsgeiste der geographischen Wissenschaft im dunklen Weltteile entdeckt werden. Auf nach Afrika! ist die Parole des Tages und die entferntesten Regionen des äquatorialen westlichen und östlichen Afrika's sind auf einmal zum Sturmobjecte unserer europäischen Staaten geworden. Wer dieses Colonisationsfieber auf seinem Höhepunkte beobachtete, musste sich wol die Frage stellen: Was in der Welt mag wohl so urplötzlich dem alten Afrika den bestrickenden Zauber herrlicher Zukunftsbilder verliehen haben? Man hätte sich wohl sagen können, woher dieses Afrika, das Phönicier, Griechen, Römer weidlich gekannt, stets aber nur an die Ränder desselben den Tummelplatz ihrer Tätigkeit verlegt hatten, nun so urplötzlich ein Object der allgemeinen Beliebtheit, grossangelegter politischer und öconomischer Pläne geworden sei. Die Antwort war allerdings leicht. Seit Livingstone, Barth, Speke, Grant, Burton, Du Chaillu, Serpa Pinto, Cameron und besonders Stanley die Wunder ihrer Entdeckungen mitgeteilt, ist Afrika naturgemäss immer mehr in den Vordergrund gedrängt und zum urbaren Felde reicher Zukunftspläne gemacht worden. Ja, so kam es, dass nicht nur Private, sondern selbst die Staaten

in die Arena des Wettkampfes um afrikanische Besitzungen eintraten und so haben wir es erlebt, dass der bedeutendste Staat Mitteleuropa's und der grösste Staatsmann unserer Zeit für das heisse Afrika sich erhitzten. Die Speculationen geographischer Forscher wurden als Basis politischer und öconomischer Pläne verwertet. Europa braucht Land, Raum für das überflüssige Menschenmaterial und in der ängstlichen Suche vergass man völlig, dass die Natur im æquatorialen Afrika sich unseren guten Europäern zu lieb nicht ändern könne und dass der schwarze Continent, der seit Jahrtausenden nur sporadisch und nur von solchen Elementen colonisirt werden konnte, die ein verwandtes und nachbarliches Klima dazu befähigt hatte, dem Anthropos aus Europa wohl schwer zugänglich sei. Dies Verhältniss ausser Acht lassend hat die hochtrabende Comödie der Congo-Conferenz an der Spree wohl bei vielen nur heitere Momente erzeugt; und kaum sind zwei Jahre nach dieser Sanctionirung des freien Congostaates vergangen und schon werden Stimmen laut, welche es verkünden, wie unwürdig es des grossen Staates und des grossen Staatsmannes gewesen, die Contouren dieses Luftschlosses ernst zu nehmen!

Wir wollen hier nicht besonders auf Dr. Wolff's in den Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV. Heft erschienenen Aufsatz, noch auf die scharfe, aber ganz gerechte Schrift des Dr. Pechuël-Lösche, der dem Amerikaner Stanley hart zu Leibe geht, reflectiren; denn selbst ohne diese ernüchternden Arbeiten wäre die Welt gar bald von der Afrika-Krankheit geheilt worden. Die vom staatsmännischen Ernst unterstützte Seifenblase hätte früher oder später platzen müssen, denn Afrika kann von europäischen Colonisten nur an jenen wenigen Punkten bewohnt werden, die seit den letzten Jahrhunderten als günstige Versuchsstationen sich erwiesen haben. Was speciell das Congogebiet anbelangt, so hat Dr. Wolff vollends recht, indem er sagt: «Das Klima ist überall am Congo bis Stanley-Pool hin sehr schlecht für Weisse und wenn Jemand, der die Verhältnisse am Congo genau kennen sollte, behauptet, dass das Klima gesund und die Leute, die am Congo krank werden und sterben, meist selbst schuld an ihrem Tode wegen übermässigen Genusses der Alkoholika seien, so muss derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzuteilen, denn es kann ihm nicht unbekannt sein, dass Missionäre in gleich grosser Anzahl krank werden und sterben, wie Kaufleute und sonstige dort angestellte Leute, und von ersteren kann man wohl behaupten, dass sie mit ganz geringen Ausnahmen in Bezug auf Alkoholika sehr enthaltsam leben, hingegen sonst, so weit möglich, mit allem Comfort versehen sind. Dass von der Küste nach dem Pool zu das Klima mit geringen Ausnahmen stetig schlechter wird, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist in S. Salvador ein allgemein angenommener Erfahrungssatz; dass andererseits die Möglichkeit, sich Alkoholika zu ver-

schaffen, stetig abnimmt, je weiter man sich von der Küste entfernt, brauche ich nicht zu erwähnen.»

Die bunten Phantasiebilder des grossen Congostaates: der Eisenbahn zwischen Vivi und Stanley-Pool, des jährlichen Exportes von Waaren von 60 Millionen Gulden Wert und vieler anderer solcher Zukunftskizzen transatlantischer Färbung beginnen daher schon allmälig zu zerrinnen, die Congo-Enthusiasten überläuft ein kalter Schauer der Ernüchterung und mit diesem glaube ich wird auch der Traum der Afrika-Enthusiasten im Allgemeinen zu Ende gehen. Der Stolz, der jüngstens bei den Einwohnern unseres Nachbarstaates gelegentlich der Acquisition von Angra-Pequeña und anderer Küstenpunkte den patriotischen Busen so hoch anschwellen liess, ist augenblicklich schon stark im Abnehmen begriffen, die Actien der Afrika-Unternehmungen gehen rapid zurück und mit dem Taumel wird es wohl bald sein völliges Ende haben. Hätten die Politiker die geographische Sachlage jener Gegenden einer genaueren Würdigung unterzogen, so wäre die allgemeine Enttäuschung wohl geringer ausgefallen. Die auf dem amerikanischen Continente gemachten Erfahrungen werden auf den dunklen Weltteil wohl kaum ihre Anwendung finden, denn die günstigen klimatischen und territorialen Verhältnisse der westlichen Hemisphäre werden wir in Afrika vergebens suchen.

Alles in allem ist es nur der Nordrand, wo Spaniern, Italienern und Südfranzosen, aber nicht jedem Europäer, ein weiteres Gebiet der Colonisation sich eröffnet, während die südliche und südwestliche Spitze nur nach Beseitigung grosser Uebelstände grössere Einwanderungen zulässt. Vorderhand muss Europa's Tun und Wirken in Afrika sich nur auf Handelsfactoreien beschränken, auf Gründung von Stapelplätzen für die Erzeugnisse unserer Industrie; doch auch diesbezüglich wäre es sehr gewagt, den allzu sanguinischen Hoffnungen begeisterter Reisender blindlings zu folgen. Es wird noch lange dauern, bis die spärliche und ärmliche Bevölkerung Innerafrika's ihren Bedarf an Kleiderstoffen ausschliesslich aus unseren Fabriken beziehen wird. Der Mensch in Afrika ist von dem in Asien grundverschieden. Im letztgenannten Weltteile hatten wir erst eine alte Cultur in Ruinen zu legen, um auf denselben das wirtschaftliche Gebäude unserer Welt zu errichten, während der Mensch in Afrika rauh und primitiv erst in den Anfängen einer culturellen Existenz unterrichtet und an die Bedürfnisse derselben gewöhnt werden muss. Auf dem Handelsgebiete steht daher dem strebsamen Europa in Afrika eine Zukunft bevor, doch nicht so in der Colonisation und nicht so bezüglich des glücklich entdeckten Canales einer Ableitung unserer Ueberbevölkerung.

Eine ähnliche Bemerkung passt wohl auch auf die an anderen Orten unseres Erdballes versuchte Coloniengründung. Einzelne Punkte, bedeutungslose Flächen stehen dem Eroberungsgelüste moderner Staaten wohl

noch offen, doch von wahrhaft ergiebigen, Zukunft versprechenden Gebieten haben andere schiffahrende Völker bereits Besitz genommen. Tarde venientibus ossa und die saft- und kraftlosen Knochen taugen zur Stillung des Erdhungers eben so wenig, wie zur Nährung des Menschen. Die wasserarmen Strecken Inneraustraliens, die von Sonnenglut gesengten Gegenden des südlichen Amerika werden dem an das gemässigte Klima Europa's gewöhnten Menschen nur in äusserster Not zum Aufenthalte dienen können und der Ersatz für das immer mehr und mehr sich verengende Gebiet wird wohl nicht mehr in südlicher und westlicher, sondern auch in östlicher Richtung gesucht werden müssen.

Es mag Ihnen, meine Herren, wunderlich dünken, wenn ich behaupte, dass Asien als zukünftiges Gebiet für die Einwanderung aus Europa bisher nicht genügend berücksichtigt worden ist. Der alte Muttererdteil ist erschöpft, seine Productionsfähigkeit ist ausgestorben, seine Berge sind kahl, seine Ebenen entweder nackt oder mit mehrere Fuss tiefem Sand bedeckt, seine Flüsse nehmen ab und seine Meeresufer werden immer seichter — hört man gewöhnlich sagen. Dass das heutige Asien mit geringer Ausnahme eine schaudervolle Ruine darstellt, will ich nicht bestreiten, doch ist diese Ruine nicht der alten, aussterbenden Natur, sondern der Verkommenheit des Menschen und dessen schlechten Institutionen zuzuschreiben. Die Natur stirbt nicht, sondern sie ist ewig jung, und wo sie in Ausschüttung ihres Füllhornes verhindert ist, dort ist meistens der Mensch daran schuld. Asien und namentlich der bei weitem grössere westliche Teil desselben ist seit mehr als drei Jahrtausenden von ewigen Kriegen, Wirren und von der schrecklichsten Despotie in jene Wüstenei verwandelt worden, als welche er sich heute darstellt. Ob Assyrier, Meder, Uriranier, Saken, Ujguren etc. über einzelne Teile herrschten: ein Zeitalter der Blüte war stets nur das Werk exceptioneller Herrscher und ein Erfolg von deren weisen Massregeln. Ihre Regierung war der segensvolle Sonnenstrahl in der dunkeln Zeit barbarischer Weltanschauung. Dass jedoch diese zeitweiligen Sonnenstrahlen dem Boden immer Reichtümer zu entlocken vermochten, das beweist am besten die ewig fortlebende Productionsfähigkeit des Bodens, der am beredtesten auch für die zukünftige Entfaltung der uns heute als Ruinen anstarrenden Gegenden spricht. Ich bin kein Schwärmer für die russische Civilisationsfähigkeit, doch man lese das vor drei Jahren erschienene russische Buch von Jadrinzew, betitelt: »Sibirien als Colonie« und man wird mit nicht geringem Staunen sehen, was aus dieser uns irrtümlich als grauenvolles Land bekannten Gegend im Laufe des letzten Jahrhunderts geworden ist. Die Zahl der Einwohner ist eine zehn- wenn nicht zwanzigfache geworden, Landstriche, die als unwirtbar verrufen waren, erfreuen sich heute des Rufes der Fruchtbarkeit, und wenn dieser Fortschritt unter der verkommenen despotischen Herrschaft Russlands möglich gewesen, so kann man sich vorstellen, welche

Wunder eine wahrhaft freie und gebildete Regierung dort hervorzubringen im Stande wäre. Dies sehen wir am besten in Indien, wo Grossbritannien in dieser Beziehung wahrlich ganz Aussergewöhnliches geleistet hat. Es klingt geradezu fabelhaft, wenn wir hören, dass dieses Land, der Sitz ehemaliger Hungersnot, in der Neuzeit viele Millionen Centner Getreide auf den europäischen Markt geworfen und mit unseren Kornkammern, wie auch mit dem jungfräulichen Boden Amerika's erfolgreich in den Wettkampf getreten ist. Von der sonstigen Productionsfähigkeit Indiens und anderer Teile Asiens will ich gar nicht sprechen, denn ich glaube hinreichend bewiesen zu haben, dass die Natur im Morgenlande nicht gestorben ist, sondern dass nur der Mensch infolge grauenvoller Tyrannei und verkommener Institutionen altersschwach, krank und die Schätze des Bodens auszubeuten unfähig geworden ist.

Was ich im vergangenen Jahre am Ufer der Themse von der Fruchtbarkeit eines Punktes an den Ausläufern des Paropamisus gesprochen, das gilt auch von vielen, vielen anderen Punkten der asiatischen Welt. Europa müsste nur dem unglücklichen Menschenbruder im Morgenlande kräftiger unter die Arme greifen und die kleinlichen, aus nationalen Sonderinteressen entspringenden Eifersüchteleien bei Seite lassend, auch schon vom Standpunkte des eigenen Nutzens mit mehr Humanität und mit lebenskräftigeren Mitteln auftreten. Unser Wirken in Asien glich bisher mehr oder weniger einem mit Eleganz und in Glacéhandschuhen ausgeführten Raubzuge, indem wir die alte Welt öconomisch ausgebeutet, hie und da, wie es in Indien der Fall ist, mit Wohltaten überhäuft, im Grossen und Ganzen aber nicht die richtigen Mittel getroffen haben, um durch unmittelbaren Einfluss die dortige Menschheit einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Ich ziele hiermit auf das bisherige, sehr mangelhafte und träge Colonisationssystem in asiatischen Ländern. Asien hat kein mörderisches Klima, wie Afrika, und dennoch ist der Kaukasus, Centralasien und die nördliche Hälfte der indischen Halbinsel trotz des kräftigen russisch-englischen Machtgebotes daselbst von Europäern bisher fast gar nicht oder nur wenig colonisirt worden, obwohl es an Raum nicht gebricht und die Acclimatisirung des Europäers daselbst gar nicht besonders schwierig ist. Von Persien, vom alten Assyrien und Kleinasien will ich gar nicht reden. Doch glaube ich, dass die segensreiche Periode des Altertums sich daselbst wieder leicht ins Leben rufen liesse, falls wir, wie gesagt, anstatt der nationalen Eifersüchteleien mit rechtschaffenen energischen und zweckdienlichen Massregeln daselbst auftreten würden. Asien und Afrika gegenüber ist Europa heute nur eine Nation, ein durch gleichmässige Institutionen, Religion, geschichtliche Vergangenheit und verwandte Geistesrichtung vereinigter Körper, ja, ein so mächtiger Körper, dessen Einfluss mit Zauberkraft wirkend, Wunder erzeugen könnte.

Um dem Abendlande in Erfüllung dieser Pflicht beizustehen, hat die geographische Wissenschaft bis heute schon mehr als eine Handhabe geliefert. Das redliche Werk der Forschung steht unseren Staatslenkern reichlich zu Gebote; schwindelhafte Kundgebungen können nur eine Zeit lang irrtümliche Begriffe verbreiten, denn schliesslich wird man zu der Ueberzeugung gelangen, dass die von der Fackel der Forschung verbreitete Helle der einzig tüchtige Leitstern in den öconomischen und politischen Tagesfragen werden kann und darf. Hat die Geographie in diesem Sinne schon Erhebliches geleistet, so steht ihr für die Zukunft eine noch grössere und wichtigere Rolle bevor. Es ist daher erklärlich, dass diese jüngste Tochter der Musen im Abendlande eben in der Neuzeit zum Gegenstande solcher Huldigungen und Ehrenbezeugungen geworden, wie nie zuvor. Früher waren es die Söhne des Mars, heute sind es die Jünger Mercur's, die ihr besonders den Hof machen. Auf den verschiedensten Punkten unserer Bildungswelt tauchen commercielle, geographische Vereine auf, deren Wirksamkeit grosse Resultate verspricht. Auch wir Ungarn dürfen auf diesem Gebiete nicht zurückbleiben; das Zeitalter unseres militärischen Wirkens im Osten ist längst vorüber und die Notwendigkeit einer Ausdehnung unseres commerciellen, öconomischen und politischen Interessenkreises wird von Tag zu Tag gebieterischer. Unserer Gesellschaft obliegt es in erster Reihe, dieser Pflicht nachzukommen und in diesem Sinne begrüsse auch ich mit Freuden den schwachen Versuch, der in dieser Richtung gemacht worden ist. *Keletre magyar!* (Nach Osten, Ungar!) ist ein allbekanntes Losungswort bei uns, doch unter *Kelet* (Osten) dürfen wir nicht das ferne China, Japan, Indien u. s. w., wo andere mehr begünstigte Völker uns schon längst zuvorgekommen sind, sondern den nahen Osten, d. h. die Balkanländer verstehen. Hier hat geschichtliche Vergangenheit uns eine Stellung von Ansehen und Achtung verschafft, die mittelst Eifers, Tätigkeit und staatsmännischer Einsicht noch weidlich ausgebeutet werden kann. Wenn unsere Gesellschaft an diesem nationalen Werke mitschaffen könnte, so hätte sie der Nation einen grossen Dienst geleistet.

Hierauf las der General-Secretär Anton Berecz seinen Bericht über das Wirken und den Stand der Ungarischen Geographischen Gesellschaft im Jahre 1885. Dieses Jahr ist im Leben der Gesellschaft das Jahr der vollständigen Erstarkung. Es ist für die vaterländische geographische Literatur bedeutend durch das Inslebentreten des in Folge der Initiative und unter Mitwirkung des Kronprinzen Rudolf erschienenen Werkes: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild;* es ist ferner denkwürdig durch die *Landesausstellung,* auf welcher auch die Geographische Gesellschaft würdig vertreten war und die grosse Medaille erhielt.

Die Gesellschaft hielt im Jahre 1885 6 Ausschuss- und 8 Vortrags-Sitzungen. Von den «Geographischen Mitteilungen» der Gesellschaft erschien der XIII. Band.

Im Tauschverkehr stand die Gesellschaft mit 53 ausländischen Vereinen verwandter Richtung und 5 ausländischen Zeitschriften, sowie mit 6 inländischen Vereinen und Zeitschriften. Die Zahl der Gesellschafts-Mitglieder belief sich Ende 1885 auf 707. Auch in materieller Hinsicht hat die Gesellschaft zugenommen, indem sie allein an Jahresbeiträgen 2665 fl. einnahm. Sie erhielt auch in diesem Jahre 1000 fl. Landes-Subvention, 600 fl. Subvention von der Akademie der Wissenschaften und 100 fl. von der Ersten Ungarischen Allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen 1885 im Ganzen 5202 fl., die Ausgaben 4904 fl., der Vermögensstand Ende 1885 betrug 4000 fl.

Dem hierauf folgenden Berichte des zweiten Secretärs Paul Király über die Zunahme der Bibliothek und Kartensammlung der Gesellschaft entnehmen wir, dass die Bibliothek mit 127 Werken, die Kartensammlung mit 62 Blättern bereichert wurde.

Hierauf folgte die Abgabe der Stimmzettel für die Wahl des Ausschusses und die Verlesung des Ergebnisses der Schüler-Preisausschreibungen für 1885. Auf die erste Preisfrage: «Ethnographische Schilderung der Kumanen» lief keine, auf die zweite: «Beschreibung irgend einer Gegend Ungarns» liefen zwei Concurrenz-Arbeiten ein. Die erste dieser Arbeiten, welche *Nagy-Körös und Umgebung* behandelt, wurde des Preises (50 Francs), die zweite der Belobung wert erklärt. Verfasser der ersten ist Blasius Benke, der zweiten Samu Columbán, beide Zöglinge des Pädagogiums. Für 1886 wird blos ein Preis (100 Francs in Gold) für die beste «Beschreibung einer Gegend Ungarns, besonders in topographischer Hinsicht» ausgeschrieben. Es concurriren Schüler der Hochschulen, Einsendungstermin 31. October l. J. — Zum Schlusse wurde das Ergebniss der Ausschusswahl verkündigt.

XXXIX. FESTSITZUNG DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

7. Feber 1886.

Die alljährlich am Sonntag der Geburtswoche Karl Kisfaludy's von der seinen Namen tragenden Literatur-Gesellschaft gehaltene Festsitzung bildet jedesmal eine nationale Feier. Ein aus allen gebildeten Schichten der Hauptstadt herbeiströmendes Auditorium erfüllt dann den Prunksaal des Akademiepalastes in allen Räumen des Parquets und der Galerien, ja selbst die für die Mitglieder bestimmte Estrade muss ihre Schranken den Verehrern der ungarischen Muse öffnen. Dieses Bild bot der Prunksaal auch heute. Im Hintergrunde der Estrade erhob sich inmitten eines aus immergrünen Gewächsen gebildeten Bosquets das Porträt Paul Szemere's, dessen Andenken Karl Szász heute feierte. Um 10 Uhr erschienen die Functionäre und Mitglieder der Gesellschaft und nahmen ihre Plätze auf der geschmückten Estrade ein.

Hierauf begann die Feier mit der *Eröffnungsrede des Präsidenten* Paul Gyulai, welche hier im Auszuge folgt:

Ein Hauptgegenstand unserer heutigen Sitzung ist die hundertjährige Ge-

burtsfeier Paul Szemere's, des trefflichen Teilnehmers an den Kämpfen von vier literarischen Generationen. Die Denkrede wird mein Mitpräsident Karl Szász halten: ich will, gleichsam als Einleitung, Betrachtungen darüber anstellen, welchen Einfluss unsere Literatur seit einem Jahrhundert auf unsere nationale Entwicklung gehabt und welche Aufgaben ihrer diesbezüglich in der Gegenwart und Zukunft harren.

Jede grössere Aenderung im Leben der Menschheit und der Nationen kündet sich vorher in den Gesängen der Dichter und den Büchern der Denker an. Daher der grosse Einfluss der Literatur auf die menschliche und nationale Entwicklung. Es gibt kaum ein grösseres Unglück für ein Volk, als wenn seine Literatur auf seine Entwicklung aufhört einzuwirken oder aber ganz verstummt. So verstummte sie bei uns in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, und in dieser Erscheinung äusserte sich am grellsten der Verfall des nationalen Geistes, den politische und sociale Ursachen herbeigeführt hatten. Die Schmach unserer Erniedrigung begannen einige Dichter zu empfinden, und 1772 erhob unsere Literatur neuerdings ihre Stimme, um nicht wieder zu verstummen, sondern fortwährend unser sociales und politisches Leben zu erwecken, ja wiederzugebären. Die Bewegung wurde durch die Regierung Josef's II. gefördert: die Entwicklung der Nationalitätsidee durch sein germanisatorisches System, die Verbreitung der modernen Ideen durch seinen Liberalismus. Doch drang keine der beiden Strömungen tiefer in die Nation. Der Reichstag von 1790 tat ebenso wenig für die Entwicklung der Nationalität, wie für Reformen, und die bereits grossgewachsene politische Reaction nahm den politischen und socialen Reformträumern die Freiheit oder das Leben. Das öffentliche Leben Ungarns verkümmerte immer mehr; desto lebendiger war die literarische Bewegung. Révay regelte die Grammatik und Orthographie unserer Sprache, Kazinczy trat als Geschmacks- und Sprachreformer auf, die Herzen der Dichter ergriff die Grösse der Vergangenheit und der Jammer der Gegenwart. Alexander Kisfaludy's Lieder, Berzsenyi's Oden, Kölcsey's Elegien weckten und nährten fortwährend den Patriotismus der Nation. Karl Kisfaludy und Vörösmarty erweckten den Glanz der Vergangenheit, die grossen Kämpfe des ungarischen Staates. Nationalität, Patriotismus, Reform wurden die Losungsworte der Literatur. Alles dies drang allmälig auch in das sociale und politische Leben hinüber.

Ohne den halbhundertjährigen Kampf Kazinczy's und seiner Genossen würden Széchenyi's Ideen keine Empfänglichkeit vorgefunden haben. Ohne die Literatur- und Sprachreform wäre die Verfassungsreform unmöglich gewesen. Das Literatur-Centrum Pest wurde sociales und politisches Centrum. Die literarische Journalistik (Bajza's «Kritikai lapok», «Athenäum») bereitete die politische (Kossuth's «Pesti Hirlap») vor. So wie unsere Literatur, ihren Kreis erweiternd, auch aus der Volksdichtung Kraft zu schöpfen begann, neigte auch unsere Politik mehr zur Demokratie hin. Den innigen Zusammenhang der literarischen, socialen und politischen Ideen zeigt am besten Petőfi, der nicht allein die ästhetischen, sondern auch die politischen Seiten des volkstümlich-nationalen Elements erfasste und entwickelte. Seine Dichtung liess ebenso den originellen naiven Liederton des ungarischen Volksgeistes, wie die Dithyramben der europäischen Demokratie erklingen; er ersehnte, erwartete und prophezeite die Revolution, welche auch

wirklich ausbrach. Das Schicksal unserer Ideen und Bestrebungen wurde nicht mehr in der Literatur und im Beratungssaal, sondern auf dem Schlachtfeld entschieden — und unglücklich entschieden. Die Nationalität niedergetreten, der Patriotismus verfolgt, jede Reform gegen uns gekehrt. In der tiefen Stille erhob zuerst die Literatur die Stimme, um sich und die Nation zu orientiren, behutsam und bescheiden, aber ohne Selbsterniedrigung. Sie hielt fest an der Rechtscontinuität ihrer Bestrebungen, aber in anderer Stimmung als vor einem Jahrzehnt, wo die Reform der Sprache, Literatur und Verfassung keine Grenzen kannte und mehr weniger bis zur Revolution fortschritt. Jetzt beschränkten wir die Spracherneuerung, ohne Preisgebung ihrer wirklichen Errungenschaften; in der Poesie stützten wir uns auch ferner auf das volkstümlich-nationale Element, strebten aber noch mehr Geschmack und reinere Formen an. Wir studirten unsere alte Sprache, Literatur und Geschichte, um daraus Trost und Kraft zu schöpfen. Da die Nationalität und der Patriotismus aller staatlichen Hilfsquellen beraubt waren, blieb ihnen kein anderes Feld, als das literarische und sociale. Der socialen Kraft Richtung zu geben, der literarischen Tätigkeit die leitenden Ideen vorzuzeichnen, wurde zur wichtigsten Frage der Zeit.

Die Richtung und Tätigkeit auf diesen beiden Gebieten diente auch zur Vorbereitung und Befruchtung unserer im Erwachen begriffenen politischen Bewegungen. Der auf dem politischen Gebiete sich entwickelnde grosse Kampf wollte ebenso Vergangenheit und Gegenwart verbinden, ebenso die aus der Rechts- und Reform-Continuität fliessenden Gegensätze versöhnen, wie der literarische, und Franz Deák, der jenen grossen Kampf zum Siege, zum Ausgleich und zur Wiedererrichtung der Verfassung führte, war in der Politik ebenso der Ausdruck der edelsten Eigenschaften des ungarischen Stammes, wie Johann Arany in der Poesie.

Dies ist mit wenigen Zügen die Geschichte eines Jahrhunderts. Wie die Literatur eines jeden um sein Dasein ringenden Volkes, ist auch die unsrige vornehmlich der Ausdruck der nationalen Strebungen und Kämpfe. «Die ungarischen Schriftsteller leitete — sagt Toldy richtig — vornehmlich der Patriotismus; ihre Lebensaufgabe war die Pflege und Verbreitung der ungarischen Sprache, nicht als Endziel, sondern als Mittel zur Wiederbelebung der Nationalität und wo möglich des ungarischen Staates. Danach strebten Grosse und Kleine, das machte die ungarischen Schriftsteller, starke und schwache, zu Brüdern, und gleich den ersten Christen ermutigten, begeisterten sie einander in dem stolzen Selbstgefühl, dass schliesslich doch sie die Nation am Leben erhalten würden, bis die Stunde des politischen Erwachens und der Befreiung schlägt.» Preis sei ihrem Namen, Segen ihrer Asche! Wir aber müssen als treue Nachfolger in die Fusstapfen unserer hehren Vorgänger treten. Wenn sie mit ganzer Seele für die Wiederbelebung des niedergesunkenen ungarischen Staates kämpften, müssen wir mit gleicher Begeisterung auf die Erstarkung des neubelebten ungarischen Staates hinarbeiten. Die höchste Kraft des Staates liegt in der Tugend, Bildung und Wohlhabenheit der Bürger; diese sich gegenseitig erzeugenden Factoren aber stehen stets in innigem Verbande mit dem in der Literatur herrschenden Geiste. Die nationalen Elemente des alten Patriotismus müssen ebenso mit den Anforderungen des modernen staatlichen und socialen Lebens in Einklang gebracht werden, wie in der Literatur das volkstümlich-nationale Element mit dem weiteren Horizont der

europäischen Ideen. Aehnlich verhält es sich mit der Nationalität. Die staatlichen und socialen Institutionen sind für sich nicht ausreichend, um die Nationalität sicherzustellen; der Reiz der Literatur, die Wucht der Wissenschaft ist das, was am besten sichert, erobert und entwickelt. Und eben dieser Umstand stellt der gegenwärtigen und kommenden Literaten-Generation Aufgaben, welche unsere älteren Schriftsteller nur teilweise erfüllen konnten.

Unsere Literatur ging am Ende des vorigen Jahrhunderts von der Cultur der Sprache aus, und cultivirte auch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts blos die Dichtung und jene Gattungen der Kunstprosa, welche am unmittelbarsten auf den Nationalgeist einwirken; zur Bearbeitung der Wissenschaft in literarischer Form kam sie weniger, und noch weniger zur selbständigen Pflege der Wissenschaft. Und dies konnte nicht anders sein. Ueberall in Europa waren die staatlichen und socialen höheren Lehranstalten, die Universitäten, die Herde der Wissenschaftspflege. Bei uns gab es bis in die neuere Zeit nur wenige solche Anstalten und auch diese vegetirten nur kümmerlich. Aber seit einigen Jahrzehnten werden die stetig erstarkenden wissenschaftlichen Bestrebungen Einzelner und der Akademie immer mehr seitens der staatlichen Hochschulen unterstützt, und wir gewahren auf dem Gebiete der ungarischen Wissenschaft auch jetzt schon eine so lebhafte Bewegung, wie es die literarische in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts gewesen. Neben der Literatur beginnt die Wissenschaft eine verheissungsreiche Rolle zu spielen. Wie die Literatur den Nationalgeist geweckt, den gesunkenen ungarischen Staat wiederbelebt und auf seine Entwicklung eingewirkt hat, werden die historischen, politischen, socialen und Naturwissenschaften unseren Staat und unsere Nationalität immer mehr kräftigen und festigen. Die Dichtung und streng genommene Nationalliteratur wird darum nicht in den Hintergrund treten, sie wird nicht aufhören, die Nährerin des Nationalgeistes, der Ausdruck der socialen Wünsche und Kämpfe zu sein, ja sie wird aus der Entwicklung der Wissenschaft Kraft schöpfen und auf sie mit dem Hauche des nationalen Genius zurückwirken. Das sind keine Träume; das sind vollberechtigte Hoffnungen.

Viele klagen über Verfall des ungarischen Gemeingeistes und über Gleichgiltigkeit den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber. Diese Klage ist nichts weiter, als die Missdeutung einer natürlichen Erscheinung. Unsere Nation hat in den sechziger Jahren, als ihre Verfassung, ja ihr Sein in Frage stand, ihre ganze Kraft im grossen Kampfe angespannt. Sobald sie ihre Verfassung errungen hatte, ihre Entwicklung gesichert glaubte, wurde sie allmälig ruhiger und hielt den politischen Wirkungskreis nicht mehr für den alleinseligmachenden. Das öffentliche Leben wird auch nicht durch den politischen Kampf erschöpft, und je vielseitiger die Tätigkeit einer Nation ist, desto harmonischer ist sie. Darum sollen wir nicht über den Verfall des öffentlichen Geistes klagen, während wir dessen Vielseitigkeit wahrnehmen; wir sollen über diese Erscheinung vielmehr Freude empfinden. Es mangelt uns allerdings nicht an Uebelständen, grossen Uebelständen. Die patriotische Sorge und Bekümmerniss hat sich von unseren Vorfahren auf uns vererbt, und wir vererben sie auf unsere Nachkommen als wertvolles Vermächtniss; denn Ungarns Stellung ist seit Jahrhunderten complicirt und die ungarische Politik die schwierigste der Welt. Doch ist durchaus kein Grund zu jenem Pessimismus, jener Verzweiflung vorhanden, die Viele mit so viel patriotischer Prätension ausposau-

nen. Es sei mir erlaubt, mich in dieser Hinsicht auf Paul Szemere zu berufen, dessen Andenken wir feiern. Im Winter 1849 und Frühling 1850 besuchten wir einige hier in Pest lebende Schriftsteller bisweilen Paul Szemere, als den Nestor unserer Literatur, und gossen unsern patriotischen Schmerz, unsere patriotische Verzweiflung in sein Herz aus. Es ist mir, als ob ich den Alten mit seinen gutmütigen blauen Augen und dem spöttischen Lächeln seiner feinen Lippen noch jetzt vor mir sähe. Er teilte unseren Schmerz, aber nicht unsere Verzweiflung, und wurde vielmehr von Tag zu Tag heiterer. «Meine Kinder,» sagte er, «nur ich weiss es, was diese Nation war, als ich am Anfang des Jahrhunderts in die Welt eintrat. Ich hätte nie geglaubt, dass sie sich so weit entwickeln und solche Kraft entfalten könne. Ich habe mich oft geschämt, ein Ungar zu sein; jetzt bin ich stolz darauf; ich rasire auch meinen Schnurrbart nicht mehr, denn ich kann ihn fortan ohne Erröten tragen. Seit fast einem Jahrhundert bestand unsere Geschichte blos aus epigrammartigen Blitzen; jetzt haben wir sie wenigstens zum Tragischen emporgebracht. Dieser Patriotismus, dieser Heldenmut, diese Kraft, dieses vergossene Blut bleibt nicht ohne Folgen. Arbeitet ihr! ich glaube und hoffe.» — Es sei auch mir, der ich den Schmerz, den Jammer, die Verzweiflung der fünfziger Jahre durchlebt habe, gestattet, unter den jetzigen Verhältnissen mit grösserem Rechte, als Szemere es sagte, zu sagen: «Arbeiten wir! ich glaube und hoffe!» — Und hiermit eröffne ich die XXXIX. Generalversammlung der Kisfaludy-Gesellschaft.

Hierauf folgte der *Jahresbericht des Secretärs* Zoltán Beöthy.

Derselbe gedenkt vor Allem in einem warmen Nachrufe des am 14. April vorigen Jahres dahingeschiedenen Genossen und Freundes Wilhelm Györy. «Er erregte — so führte Redner aus — auf dem Felde der Erzählung Aufsehen; seinen edlen Empfindungen gab seine zarte Lyrik unmittelbaren Ausdruck; sein Studium des ungarischen Volksgeistes und der ungarischen Volkssprache verwertete er auch auf dem Felde des Volksschauspiels; aber als ob all dies mehr nur Uebung in der Mannigfaltigkeit der poetischen Formen und Töne gewesen wäre: seine hervorragendsten Erfolge erntete er auf dem Felde der Kunstübersetzung, auf welches ihn 1868 unsere Gesellschaft leitete. Als ob die Vorsehung jenen herrschenden Zug seines edlen Geistes — seine stete Bereitwilligkeit, sich Anderen zu opfern — mit jener schriftstellerischen Begabung hätte belohnen wollen, welche eben diese Selbstaufopferung zur Quelle seines wahrsten Ruhmes machte! Er opferte auch in der Poesie sein Talent jenen bewunderten Grössen, die er mit feinem Geschmack, mit seltener Treue, mit künstlerischer Vollendung und mit dem ganzen Reichtum unserer poetischen Diction verdolmetschte. Er flocht aus den im Donau-Theiss-Mittel entsprossenen Blumen Anderen einen Kranz, den grossen Geistern des fernen Westens und Nordens; er hat aber mit ihrem Namen in unserer Literatur für ewig den seinigen verbunden, und der Strahl, der von ihrer Ruhmesglorie auf ungarischen Boden fällt, erglänzt auf dem bescheidenen Grabstein unseres heimgegangenen Genossen.»

Hierauf gedenkt der Bericht der Teilnahme der Gesellschaft an jenen Festen, welche zu Ehren mehrerer vortrefflicher Männer unserer Literatur im vorigen Jahre gefeiert wurden.

Die Szalontaer haben die Denkmäler des grössten Sohnes ihrer Stadt gesammelt und in einem Arany-Zimmer vereinigt, welches am 6. Juni feierlich eröffnet wurde. Am 17. November wurde in Marmaros-Sziget Stefan Szilágyi begrüsst, der vor vierzig Jahren in Arany die im Erlöschen begriffene Lust zur Dichtung anfachte und diesen uns und der Nation schenkte. Am 20. September wurde in Arad das Geburtshaus Gabriel Fábián's, am 22. October die Geburtshäuser Michael Horváth's und Josef Tóth's mit Gedenktafeln feierlich geschmückt. — Auch in die eigene Reliquiensammlung der Gesellschaft flossen mehrere fromme Spenden: Handschriften Alexander Kisfaludy's von Frau Andreas Gaál, ein Jugendporträt Kölcsey's von Frau Willh. Györy, die Kufsteiner Ketten Gregor Czuczor's von Frau Franz Toldy, das von M. Kovács gemalte Porträt Czuczor's von Béla Tárkányi und das hier aufgestellte Porträt Paul Szemere's von Josef Szvorényi, dessen berufener Freundeshand wir demnächst auch jene zweibändige Sammlung der Werke Paul Szemere's verdanken werden, durch deren Edition die Gesellschaft das hundertste Geburtsjahr dieses Vortrefflichen zu feiern beschloss. Ausserdem gibt die Gesellschaft in diesem Jahre einen Band wertvoller literarhistorischer und kritischer Arbeiten Johann Erdélyi's unter dem Titel: «Pályák és pálmák» («Laufbahnen und Palmen»), eine zweibändige Sammlung volksmässiger Novellen von Alexander Baksay und möglicherweise die indische Sakuntala in Karl Fiók's gelungener ungarischer Uebersetzung heraus. Im vergangenen Jahre erhielten die gründenden Mitglieder der Gesellschaft folgende drei Werke: den XX. Band der «Jahrbücher der Kisfaludy-Gesellschaft», welcher Emerich Henszlmann's Aesthetik der bildenden Kunst enthält; Nala und Damajanti in Karl Fiók's Uebersetzung und die Theorie des Tragischen von Zoltán Beöthy. Ausserdem gab die Gesellschaft die hinterlassenen Studien August Greguss', darunter sein hervorragendstes Werk, die Theorie der Ballade, heraus. — Ausser ihren Editionen hat die Gesellschaft an ihren zahlreich besuchten monatlichen Vortragsabenden Proben ihrer Tätigkeit gegeben. Es kamen von 18 Mitgliedern und 8 Nichtmitgliedern im Ganzen 45 Arbeiten (30 in Versen und 15 in Prosa), den verschiedendsten poetischen und prosaischen Darstellungsgattungen angehörend, zum Vortrag.

Schliesslich zählt der Bericht die der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre zugekommenen Stiftungen und Spenden auf, durch welche das Stammcapital der Gesellschaft auf 100.000 Gulden stieg. «Dieser Bericht — so fährt Redner fort — betrifft die vorjährige Geschichte der Gesellschaft. Die gegenwärtige Jahressitzung bildet indessen zugleich einen bedeutenden Wendepunkt im Leben der Gesellschaft. Es ist eben ein halbes Jahrhundert, dass ihr Name einen bescheidenen, aber vielleicht nicht verdienstlosen Platz unter den ungarischen Cultur-Institutionen einnimmt. Von ihren siebzehn begeisterten Begründern lebt heute keiner mehr; aber das Institut, welches sie schufen, lebt und wirkt: es ist auf breiterer Basis, mit reicheren Mitteln an dem grossen nationalen Werke teilzunehmen bestrebt, dessen Bahnbrecher sie gewesen. Widmen wir ihnen eine dankbare Erinnerung, ihnen, aus deren Träumen, Begeisterung und Begabung diese halbhundertjährige Entwicklung hervorgegangen ist. Segnen wir ihr Andenken und flechten wir auf ihr Grab einen Kranz aus den Lorbeern der Dichter des «Toldi» und der «Tragödie des Menschen», der Uebersetzer des ungarischen Shakespeare und des ungarischen Molière!»

Nachdem der Secretär geendigt, bestieg der zweite Präsident Karl Szász die Rednerbühne und sprach seine *Denkrede auf* PAUL SZEMERE.

In der vom «weisen Szemere», dem Sohne des árpádischen Heerführers Huba, stammenden Familie Szemere wurde am 19. Feber 1785 zu Péczel ein schwächliches Knäblein geboren, welches keine sieben Tage zu leben versprach, und dann 77 Jahre lebte und wirkte, der Aesthetiker Paul Szemere († 1861), dessen hundertstes Geburtsjahr die Gesellschaft zur Herausgabe seiner Werke und zur Feier seines Andenkens veranlasst. Es war eine für die Geschichte der Welt, des Vaterlandes und der ungarischen Literatur bedeutende Zeit, in welche diese Geburt und dieses lange Leben fiel. Für die Welt die mit der französischen Revolution beginnende Epoche, für Ungarn die Zeit Josef's II. und Leopold's II., der Martinovics'schen Verschwörung, der napoleonischen Kriege, der Metternich'schen Herrschaft, des Erwachens der Nation, ihrer kräftigen Erhebung und ihrer Niederschmetterung. Ihre Wiederaufrichtung sah Szemere nicht mehr mit dem leiblichen Auge, er sah sie aber mit dem geistigen Auge, denn er hatte aus ihrer mächtigen Erhebung den unerschütterlichen Glauben an ihre Auferstehung geschöpft. Was die Literatur Ungarns betrifft, fiel Szemere's Geburt gerade mit ihrer Wiedergeburt zusammen, und er durchlebte die Zeiten der Kazinczy und Kölcsey, Kisfaludy und Vörösmarty, Petőfi und Arany, allen diesen epochalen Erscheinungen jene feine Empfänglichkeit entgegenbringend, die seinen hervorragendsten Charakterzug bildet. Er besuchte die Schulen in Halas, Körös, Pápa, Pressburg, Pest, wo er 1808 auch die Advokatenprüfung machte. Doch er hatte sich vom 17. Jahre angefangen in der Poesie versucht und erklärte mit 23 Jahren seinem Vater, dass er weder beim Dicasterium, noch beim Komitat, noch als Advocat wirken, sondern Schriftsteller werden wolle. Und er ward es und blieb es bis an sein Ende. Er gewann die Freundschaft Kazinczy's und bildete mit Stefan Horváth und Michael Vitkovics die literarische «Trias», welche in Kazinczy ihren Meister begrüsste und seine Ideen in der Hauptstadt vertrat.

Szemere mit seinem feinen Geschmack war der kritische Geist der Trias. Bald schloss er die für seine kritische Richtung bedeutsame Freundschaft mit dem um fünf Jahre jüngeren Kölcsey. Mit strenger Selbstkritik, mit der Unzufriedenheit des die Vollkommenheit anstrebenden Geschmacks vernichtete er seine poetischen Jugendversuche und producirte auch nachher wenig Poetisches, wiewohl seine herrliche Epistel an Ladislaus Vida, seine durch tadellose Technik, anmutige Sprache, edle und zarte Empfindung ausgezeichneten Sonette, das Gedicht «Titkos vidék» (Geheimnissvolle Gegend), das kleine 1848er Lied und Anderes auch von wahrer poetischer Begabung Zeugniss ablegen. Er wurde kritischer Schriftsteller. Seine frühzeitig gefasste Idee der Herausgabe einer eigenen ästhetisch-kritischen Zeitschrift fand jedoch erst spät Verwirklichung, als er im Verein mit Kölcsey von 1826 an die Zeitschriften «Élet és Literatura» (Leben und Literatur) und «Musarion» herausgab. Seine volle Bedeutung und weitreichende Wirksamkeit als ästhetischer Kritiker und Sprachneuerer wird erst aus der bald erscheinenden Correspondenz Kazinczy's und seiner eigenen umfassenden literarischen Briefsammlung erkennbar werden.

Nun trug EDUARD PAULAY das folgende Gedicht JULIUS VARGHAS vor, das wir hier in ERNST LINDNER's getreuer Uebersetzung vollständig mitteilen:

Rákóczi's Grabfahrt.

Historisches Bild.

Es blinkt des Himmels blaues Zelt
Von holder Sterne Heer.
Es wieget weich sein Flutgewog
Marmora's schlafend Meer;
Eine Galeere schweigend schwimmt
Die Wogenflut daher.

Das Segel schwillt von holdem Hauch,
Das Ruder liegt in Ruh',
Die Sklaven sitzen stumm und kalt,
Wie Stücke von der Fluh.
In Schiffes Mitt', in Schwarz gehüllt,
Schlicht, eine Todtentruh'.

Csáky, Mikes und Andre aus
Der Ungerflüchtlingsschaar,
Am schwarzen Sarge sitzen sie,
Voll Harm, die Häupter bar,
Und trocknen für den Fürsten manch
Verborgne Träne klar.

Sie starren in die Nacht hinein....
Die Wogen rauschen bang,
Zur Seite dunkeln düster die
Cypressen strandentlang,
Der Nachtwind lispelt übers Meer
Ein Lied voll Klageklang.

Csáky starrt, starrt ... als See von Blut
Sieht er das dunkle Meer,
Sieht kühnen Kampf, versagten Sieg,
Zerstreut ein flüchtig Heer ....
Mikes erblickt Rákóczi blos,
Lieb war sein Fürst ihm sehr.

Nur seinethalb ist Flüchtling er,
Isst Brot er von der Hand,

Die wutblind oft verwüstet hat
Das schöne Ungarland,
Die Ungern hier als Sklaven an
Die Ruderbank gebannt.

Doch fühllos sitzt, in Fetzen kaum
Gehüllt, der Sklaven Schaar,
Zerrbilder all, entblösst die Brust,
Verwahrlost, wirr das Haar;
Das Vaterland, sie haben's längst
Vergessen ganz und gar!

In grossem Bogen schwenkt das Schiff,
Und stracks der Schiffer sieht
Auftauchen Stambuls Türme stolz,
Wo, fern vom Heimgebiet,
Der mühsalmüde flücht'ge Fürst
Sein mallos Grab bezieht.

Und Csáky stöhnt: «Oh, tapfrer Fürst,
Dich deckt der fremde Strand!
Eindringlinge verdrängen dich,
Ungar, vom Vaterland;
In deinem Gut und Blute wühlt
Nach Lust die freche Hand.

«Ganz barg jetzt unsrer schwindenden
Hoffnung Gestirn sein Licht.
Todt ist die Hoffnung. — Türkenhilf',
Ach, hilft nunmehr uns nicht,
Und *selbst* sein Band zu brechen dem
Ungar die Kraft gebricht!»

Mikes, der treue, schluchzet dann:
«Beschützer, Vater süss!
Oh, was verlässest du die Schaar,
Die niemals dich verliess;
Oh, was erdrückst du sie mit Leid,
Die nie dir Leid erwies!

«Heerd' ohne Hirt sind wir ohn' dir,
Zerstreut am fremden Strand,
Und sterben hier . . . . doch sterben wir
Viel besser hier, verbannt,
Denn Türkenhilf', als Fluch, zu ziehn
Auf's arme Vaterland.»

Die Nacht ist still, der Wind entschlief,
Kein Hauch das Segel schwellt;
Des türk'schen Vogtes Pfiff erschrillt.
Und stracks empor sich schnellt
Der fünfzig Sklaven Reihe rings,
Und rasch in's Ruder fällt.

Und rings im Reih'n an Sklav' und Sklav'
Die schwere Kett' erklingt,
Und rauschend rings in Flutgefurch
Die schwere Schaufel dringt,
Und Ruck auf Ruck am Arme renkt.
Der mächtig mit ihr ringt.

Die Kette klirrt, die Kehle stöhnt.
Welch grause Grabmusik!
Und 's ist, als ob aus Sterngestrahl
Traurig hernieder nick'
Auf Sklaven und auf Flüchtlinge
Rákóczi's Geisterblick.

Hierauf las Árpád Berczik eine espritvolle Erzählung unter dem Titel: «*Ein ungeschickter Hofmacher*». Ludwig Domokosi liebt das Fräulein Thekla Seregélyi, nähert sich ihr aber nicht, weil sein Freund Oskar Egri ihr den Hof macht. Erst als dieser wegbleibt und ihm erklärt, dass er auf Thekla keine Absichten habe, tritt er hervor. Er ist jedoch ein ungeschickter Hofmacher, vermag deshalb das Herz der für Egri schwärmenden Thekla nicht zu gewinnen, und reizt andererseits durch sein Auftreten den wankelmütigen Egri, zur alten Flamme zurückzukehren und sie heimzuführen. Ein vorübergehendes Schmollen und die Aussöhnung der Freunde bildet den Schluss der mit viel Humor ausgeführten Erzählung.

Nun betrat neuerdings Eduard Paulay die Sprecherbühne, um die mit dem Bulyovszky-Preise gekrönte poetische Erzählung «Az apród» (Der Edelknabe) vorzulesen. Der im Dienste der Königstochter und Tronerbin Margot stehende Edelknabe Heinrich liebt heimlich seine schöne Herrin. Gelegentlich eines Turniers, wo er aus ihrer Hand den Siegerkranz empfängt, sieht er in ihrem Auge Gegenliebe. Sein alter Freund, der Burghauptmann, rät ihm, die unselige Leidenschaft aufzugeben, den Hof zu meiden. Er kann keines von beiden. Der Staatsrat vermählt die Prinzessin. Während ihrer Trauung tönt Trauerglockengeläute, welches sie mächtig ergreift. Nach ihrem vermissten Edelknaben fragend, erfährt sie vom Hauptmann, dass er sich das Schwert durch das Herz gestossen habe und eben begraben wurde. Die ohne Liebe vermählte Königin nimmt sich den Tod des heimlich geliebten Edelknaben so zu Gemüte, dass sie bald nach ihm stirbt.

Den Schluss bildete die Verlesung des Resultats der 1885er Preisausschreibungen durch den zweiten Sekretär Gregor Csiky und die Eröffnung der die

Namen der Verfasser der drei preisgekrönten Concurrenzarbeiten bergenden Devisenbriefe durch den Präsidenten. Den für eine *Geschichte des ungarischen Schauspielwesens* ausgeschriebenen grösseren Preis gewinnt Prof. Josef Bayer, den kleineren Dr. Béla Váli, den Bulyovszky-Preis für die poetische Erzählung *Der Edelknabe* Alexander Somló. Die kleinere poetische Erzählung «Peter Bakó» von Edmund Jakab wurde lobend hervorgehoben.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der zweiten Classe am 8. Feber las Ludwig Láng über *die Entwicklung des Volksunterrichts in unserem Vaterlande von 1869 bis 1884.* Zunächst wirft Vortragender einleitend einen Blick auf jenen Zustand, in welchem sich unser Volksunterricht zur Zeit der Wiederherstellung unserer Verfassung befand, damit der seitherige Fortschritt, die noch vorhandenen Mängel und die noch zu erreichenden Ziele unbefangener beurteilt werden können. Die Zahl der Volksschulen war damals gering, ihr Zustand meist sehr mangelhaft, die Zahl der Lehrer klein, ihre Ausbildung meist mangelhaft und ihre elende Besoldung nötigte sie zu allerlei Nebenerwerb; die Abneigung der Eltern gegen Schulbeschickung und Lehrmittelanschaffung war weit verbreitet.

Vortragender überspringt, zu seinem Gegenstande übergehend, die durch Ziffermassen ermüdenden Partien seiner Abhandlung und beschränkt sich auf die mehr allgemeine Beleuchtung der wichtigsten Momente. Die Proportion der Schulbesucher zeigt in dem Zeitraume von 1869—1884 einen stetigen stufenmässigen Fortschritt; sie stieg von 1,100.000 auf 1,800.000, von 47 Percent auf 79 Percent der Schulpflichtigen. Die Verteilung der Schulbesucher auf die verschiedenen Jurisdictionsgebiete besprechend, hebt Vortragender hervor, dass viele ungarische Comitate *unter* dem Landesdurchschnitt bleiben. Die Confessionen anbelangend, zeigen die Israeliten und Griechisch-Orientalen in diesem Punkte die grösste Zunahme. Die Nationalität anbelangend, zeigen die Deutschen und Slovaken das günstigste Verhältniss; erst nach ihnen kommen die Ungarn. Auch das Ergebniss des Schulbesuchs zeigt einen Fortschritt, doch findet sich unter den sechs am günstigsten stehenden Comitaten nur *ein* ungarisches. — Die Zahl der Schulen ist von 13.700 auf 16.700 gestiegen; dessenungeachtet sind noch viele Gemeinden ohne Volksschule. Die Zahl der Volksschulen mit ungarischer Unterrichtssprache st von 5800 auf 7938 gewachsen; die Zahl derjenigen mit gemischter Unterrichtssprache von 1400 auf 2600. Die staatlichen Volksschulen wurden mit gleichzeitiger Berücksichtigung des Staats- und Cultur-Interesses gleichmässig in ungarischen und nichtungarischen Gemeinden vermehrt. Die Zahl der Lehrer hat sich von 17.000 auf 23.000 gehoben. Die Proportion der diplomirten Lehrer ist auf 85 Percent, die der ungarisch könnenden auf 82 Percent gestiegen, die der ungarisch nicht könnenden von 12 auf 5 Percent gesunken. Den Grund des Umstandes, dass die Volksschullehrer den pädagogischen Anforderungen nicht in genü-

gendem Maasse entsprechen, findet Vortragender in ihrer Ueberbürdung. Die Erhaltungskosten der Volksunterrichts-Anstalten sind von 3,700.000 auf 12 Mil. 900.000 fl. gestiegen; darunter die Ausgaben auf Realbedürfnisse (Gebäude, Einrichtung, Lehrmittel) von 342.000 auf 3,000.000 fl. Zum Schlusse recapitulirt Vortragender die Ergebnisse und findet, dass wir weder zum Uebermut, noch zur Kleinmütigkeit Ursache haben, wohl aber Ursache zu rüstiger Fortsetzung und Steigerung unserer auf die, für das Staats- und National-Interesse so wichtige Entwicklung des Volksunterrichts gerichteten Tätigkeit. Er hat im Verlaufe seiner Darstellung die für den herrschenden Stamm ungünstiger lautenden Momente mit Absicht besonders stark hervorgehoben und erklärt es für die Pflicht desselben, in dieser Richtung allen übrigen voranzugehen.

Der nun folgende Vortrag Michael Zsilinszky's betitelte sich: *Sigmund Lónyay und die Tirnauer Conferenz 1644/45* und bildet den Teil einer längeren Studie über Sigmund Lónyay. Dieser hat, wie Vortragender im Laufe seiner Darstellung nachweist, mit dem Glanze seines Geistes, mit der patriotischen Wärme seines Herzens und mit der Energie seines Willens auf die Geschicke seines Vaterlandes und seiner Kirche wirksamen Einfluss geübt und auf allen Gebieten der Tätigkeit, die er betrat, die Liebe und Achtung seiner Zeitgenossen, dazu die höchste fürstliche Gunst erworben. Sein Vater war der Szatmárer und Tokajer Capitän Stefan Lónyai, seine Mutter Katharina Báthori. Er errang frühzeitig einen hervorragenden Platz in der Reihe der für öffentliche Angelegenheiten tätigen Männer. Er nahm schon zu Bethlen's Zeit teil am Kriege und 1626 am Friedensschlusse. Eigentlich aber stieg er erst unter Georg Rákóczi I. zu jenem hohen Ansehen empor, in welchem ihn Vortragender darstellte. Er gehörte zu jener Partei, welche während des dreissigjährigen Krieges die Freiheit des Landes und des protestantischen Glaubens mit Hilfe der Türken- und Schwedenbündnisse erringen zu können hoffte. Er war ein würdiger Gegner des leidenschaftlichen und gewaltigen Palatins Nikolaus Esterházy, mit dem er im Briefwechsel stand. Als Georg Rákóczi 1643 zu den Waffen griff, finden wir Lónyay an seiner Seite. Im Frühling 1644 schickte der Fürst ihn mit Johann Kemény aus dem Szendőer Lager zu Esterházy behufs Vermittlung einer Waffenruhe. Er war der Hauptunterhändler in den sogenannten Sároser Unterhandlungen und ebenso bei den dem Linzer Frieden vorangehenden Tirnauer Conferenzen. Seiner ruhigen Besonnenheit wegen nannten ihn die Hitzigeren, darunter auch Johann Kemény, einen «homo austriacus». Die darauffolgenden Begebenheiten aber bewiesen, dass die Sache der ungarischen Nation keinen treueren und selbstaufopfernderen Anwalt hatte. Characteristisch ist, dass er, als Mitte December 1644 seine Gemahlin starb, auch zu ihrer Bestattung Anfangs Jänner 1645 nicht ohne besondere Erlaubniss des Fürsten reiste. — Die Friedensverhandlungen nahmen einen bewegten Verlauf. Die Beratungen, Notenwechsel und Vorwürfe wollten kein Ende nehmen. Beide Parteien klagten einander des Mangels an Aufrichtigkeit und der Gesetzesverletzung an. Die meiste Schwierigkeit machte die Religionsfrage, in welcher Esterházy dem Graner Erzbischof Georg Lippay grossen Einfluss zugestand. Mit ihm wurde der Kampf geführt und endlich kam der Linzer Friedensschluss, allerdings unter der Einwirkung der auswärtigen Ereignisse, mit schwerer Mühe zu Stande.

In der am 22. Feber abgehaltenen Gesammtsitzung las zunächst GEORG JOANNOVICS eine Denkrede auf Johann Pompéry, die wir in Folgendem auszugsweise reproduziren:

Wir haben unlängst einen der wackeren Arbeiter unserer Literatur und unseres öffentlichen Lebens verloren. Es ist wieder Einer aus der Reihe der rüstig arbeitenden «Alten» geschieden. Die Nation nennt diese Veteranen mit Stolz die ihrigen, indem sie auf dieselben, als auf die Bahnbrecher der nationalen Cultur und die Musterbilder des Patriotismus zurückblickt. In dieser edlen Gruppe hat Johann Pompéry, der Belletrist und Publicist, das ehemalige Mitglied unserer wissenschaftlichen Anstalt, einen hervorragenden Platz eingenommen. Erzählungen, Gedichte, Kritiken, Characteristiken hervorragender Individuen, Schilderungen ihres Wirkens, Anregungen zeitgemässer Ideen u. s. w. —: Alles dies finden wir in den seine Schöpfungen veröffentlichenden und seine gemeinnützige Tätigkeit verkündenden belletristischen und politischen Zeitschriften. Früher hat er auch die volksmässige Literatur cultivirt. Von ihm als Arbeiter der schönen Literatur sagt Jókai in den Jahresblättern der Kisfaludy-Gesellschaft unter dem Titel: «Meine Zeitgenossen» Folgendes: «Aus den in dieser Zeit aufgetauchten Talenten bildete sich die Gruppe, welche wir die junge Literatur nennen, von Petőfi, der zuerst, bis Johann Arany, der zuletzt auftauchte. Zeitgenossen dieser waren: Anton Csengery, Albert Pálfy, Alois Degré . . ., Johann Pompéry, u. s. w.». . . «Pompéry's vornehmes Benehmen verriet den Sportsman des Pegasus. Seine Lyra, seine Prosa rühmte sich allezeit einer so tadellosen Eleganz, wie seine Toilette, und in den Salons der Schönen waren seine Gedichte nicht minder gern gesehene Gäste, als ihr Dichter». Aehnliche Aeusserungen finden sich aus neuester Zeit: «Er hat in die Literatur Geschmack, in die Schriftstellerkreise Vornehmheit gebracht». — «Indem seine Pressburger Briefe in der Zeitschrift «Életképek» (Lebensbilder) alle literarischen und socialen Fragen aufgriffen, legten sie gleichsam den Grund zur ungarischen Feuilletonliteratur.» Pompéry verbreitete in der Tat den Geschmack, die gewählte Schreibweise, als das wirksamste Mittel, um die Producte der ungarischen schönen Literatur auch in die Salons der vornehmen Welt einzuführen.

Die Muse unseres Autors ist ziemlich düster. Die Saiten seiner Leier durchzittert ein aus den Tiefen der Brust empordringendes banges Gefühl; bisweilen ertönt in ihnen auch der den Geist beherrschende Pessimismus. Die bitteren Ausbrüche des empörten Herzens und die Erzählung tragisch endender Geschichten stechen sehr ab von Pompéry's bekanntem Humor, welcher nicht selten in Ausgelassenheit hinüberschweifend, die Gesellschaft in Heiterkeit erhielt. Es ist dies ein psychologischer Zug; und seine Quelle liegt in der Individualität. Der Eine bedarf, damit sein Geist fortwährend sprühe, der sich in der Einsamkeit bewegenden Feder, der Andere des in der Gesellschaft zur Geltung gelangenden lebendigen Wortes. Pompéry's Witz sprühte zumeist in letzterer Weise, inmitten der allgemeinen Heiterkeit immer lustiger werdend, bisweilen auch in Folge eines auf ihn geführten Hiebes aufflammend. Indessen wusste auch seine Feder genug witzige Dinge zu sagen. Sein Lustspiel «Telivér» (Vollblut») ist für ein Lustspiel genug lustig und hat auch an witzigen Gedanken keinen Mangel; es fehlen ihm blos die Bedingungen des Bühnenerfolges. Auch sein zweiter Lustspielversuch: «Mi ujság

van a szomszédban?» (Was ist Neues in der Nachbarschaft? 1863) war nicht gelungen. Desto schöneren Erfolg erntete in demselben Jahre sein akademischer Antrittsvortrag. «Ueber das Lustspiel», welcher sowohl beim Publikum, als auch bei der Kritik verdiente Anerkennung fand. Auf die von Pompéry auf dem Gebiete der schönen Literatur entwickelte Tätigkeit zurückblickend, können wir ihr Ergebniss schon darum befriedigend nennen, weil er — nach den Worten eines literarischen Collegen — «in seiner Zeit entschieden gewirkt hat».

Ich gehe nun zur Würdigung seiner publicistischen Tätigkeit über. In den Fünfziger Jahren, wo er das «Pesti Napló» redigirte, hatte die Bezeichnung: «*verantwortlicher* Redakteur» eine gar ernste Bedeutung. Pompéry achtete auch darauf, und indem er das Publicum die Aussprüche von delikater Natur zwischen den Zeilen lesen liess, entledigte er sich seiner schwierigen Aufgabe mit glücklichem Tacte. Es war dies in der Tat eine schwierige Aufgabe, gleich wie die des fortwährend zwischen gefährlichen Klippen dahinsegelnden Schiffers. Es gehörte damals Mut dazu, dem Leser das vom Verzagen zurückhaltende heilige Wort zu verstehen zu geben, welches man einander nur heimlich zuflüsterte: «Hoffe Ungar! Harre getrost der besseren Zukunft!» Die Sechziger Jahre brachen an. Die lange Stille löste das laute, kühne Wort, — die peinliche Erstarrung die freiere Bewegung ab, und wie auf einen Zauberschlag tat sich jedem Landesbürger, der in irgend einer der sich darbietenden Weisen dem ungarischen Gemeinwohl zu dienen wünschte, die Bahn auf. Und wer hätte ihm nicht zu dienen gewünscht? Auch wir beide, ich und mein Freund Pompéry, eilten also dorthin, beide voll Eifer und Begeisterung.

Damals wurde ich Journalist, indem ich in die Reihe der Mitarbeiter des von Pompéry redigirten «Magyarország» trat. Damals lernte ich unter der rasch zurechtweisenden Hand meines guten Freundes leitartikeln. Es war dies eine Meisterhand, im Unterrichte der Schriftstellerei ebenso wie im Redigiren der Zeitungen. Die mit Pompéry's Namen gezeichneten begeisternden Leitartikel verkündeten laut seine unermüdliche Tätigkeit. Sein Blatt hatte zwar neben seinen älteren Collegen eine schwere Aufgabe, aber sorgfältig und vorzüglich redigirt, concurrirte es alsbald mit «Pesti Napló» und «Hon». Ohne Zweifel kam ihm auch das zugute, dass es die Wiederherstellung der 1848er Verfassung im Tone der «Beschlusspartei» und nach dem Geschmacke der heissblütigeren Patrioten forderte.

Nach der in den Momenten der Eröffnung des 1861er Reichstages eingetretenen grossen Katastrophe war gerade zur Beruhigung der aufwallenden Gemüter des heissblütigen Publikums grosse Vor- und Umsicht vonnöten. Pompéry's Besonnenheit und ernst erwägender Verstand vermied auch glücklich die gefährlichen Klippen.

Als dann nur mehr davon die Rede war, was die Nation — sei es in einer Adresse, sei es in einem Beschlusse — sagen soll, — sagten natürlich auch wir (im «Magyarország») aufrichtig, was wir vom October-Diplom, vom Feber-Patent hielten. Unsere Aufrichtigkeit und Offenheit ging so weit, dass wir manchmal selbst darüber erschraken. Und als uns selbst wegen solcher Meinungsäusserungen nicht das mindeste Leid geschah, anerkannten wir beide, dass die Presse, wenn auch nicht auf Grund des nicht wiederhergestellten 48er Gesetzes, so doch tatsächlich wirklich frei sei.

Pompéry schied später, in Folge zwischen ihm und dem Eigentümer des Blattes entstandener Uneinigkeit, von dieser Zeitung, als dieselbe auf dem Gipfelpunkt ihres geistigen und materiellen Gedeihens stand. Es war dies ein grosser Schlag für ihn. Aber er schuf, keine Entmutigung kennend, treu dem Wahlspruche: «Qui perdidit numerum, incipiat iterum» — sogleich ein neues Blatt, das «Ország». Auch in diesem setzten wir mutig den Kampf gegen die «Februar-Verfassung» fort. Aber Pompéry vergass auf ein paar Minuten, dass diese uns unangenehme «Gesammtverfassung» damals in Ungarn bereits von den k. k. Auditoren hinter den Bollwerken des «Provisoriums» verteidigt wurde. Und so geschah es, dass Pompéry nicht zwischen, sondern in den Zeilen des betreffenden Artikels dem Publikum etwas zu lesen gab, was auch die dazumal ausschliesslich entscheidende Beurteilerin der Presserzeugnisse — die Polizei — vollständig verstand. Pompéry geriet in Gefangenschaft zum ersten Mal und zum zweiten Mal.

Einmal teilte dieselbe auch der Redacteur Greguss. Sie hatten in der Ofner Festung eine anständige Gefangenschaft. Die interessanten Gefangenen wurden auch zahlreich von Herren und Damen besucht. Die Haft dauerte auch nicht lange; doch dem führerlos gebliebenen Blatte genügte dies, um zu vegetiren und zu sterben. Mit dem Aufhören des freien Pulsschlages der Presse würde ein Blatt von solchem Temperament auch kaum im Stande gewesen sein, weiter zu leben. Diese zwei Blätter Pompéry's bestanden kurze Zeit; doch sie wirkten während derselben wacker und trugen viel zur Regehaltung des Zeitgeistes bei.

Dies war ein glänzender Abschnitt seiner journalistischen Laufbahn. Er gedachte oft dieser Zeit, wo die zu neuem Leben erwachende Nation, aus ihrer eigenen erhabenen Sache Kraft schöpfend, wie *ein* Mann mit der Waffe des Gesetzes und der Rechtscontinuität für die Wiedergewinnung der 1848er Verfassung kämpfte. Mein unvergesslicher Freund arbeitete in der Bewegung dieser Zeit rüstig, seine Talente mit Freude und Hingebung, als zu handeln und zu opfern bereiter Patriot, dem Gemeinwohle weihend und den Lohn seiner Opferwilligkeit nur in dem Bewusstsein suchend, dass in den für das Land grossen und entscheidenden Augenblicken auch er treu seine Pflicht erfüllt habe.

Sein Pflichtgefühl leitete ihn auch 1867, als er im wiederbelebten «Magyarország» für den damals schon zum Gesetz gewordenen und nach seiner Ueberzeugung für das Land heilsamen staatsrechtlichen Ausgleich gegen die von einer Seite auf den Sturz dieses Ausgleichs gerichtete Agitation entschieden in die Schranken trat.

Damit übernahm er eine schwierige Aufgabe; er entsprach ihr aber mit glänzendem Erfolge. Er liess sich in dem jetzt in ganz anderer Richtung und gegen andere Factoren geführten Verteidigungskampfe nicht von seinem Eifer hinreissen. Er vergass keinen Augenblick, dass die übermässige Hitzigkeit des Kampfes der verteidigten Sache nur zum Nachteil ausschlagen würde. Er ging daher der die Leidenschaften auch ohnedies genug aufregenden Bewegung gegenüber mit Mässigung und Tact vor; aber andererseits entsprach er vollständig dem Wahrspruch: «fortiter in re»; und damit löste er seine Aufgabe vollständig. Mittlerweise fallirte die das Blatt herausgebende Firma. Die hieraus entstehenden finanziellen Schwierigkeiten entmutigten Pompéry nicht. Er setzte seine Redactionsarbeit dessen ungeachtet fort; aber die in Folge der erwähnten Kalamität

unvermeidlich gewordene ausserordentliche Anstrengung erschöpfte seine Kraft und griff ernstlich seine Gesundheit an. Nur dieser Umstand bewirkte seinen Rücktritt und das Eingehen des Blattes. Aber auch in den Jahren der Zurückgezogenheit ist er eifrig für das Gemeinwohl tätig; er erhebt wiederholt seine Stimme, wo das Schweigen, seiner Ueberzeugung nach, der guten Sache schaden würde. Die Wachsamkeit des Patrioten ermattet in ihm keinen Augenblick.

Er stand im Rufe eines geistreichen Mannes, und mit Recht. Sein Witz und sein bisweilen gepfefferter Humor fiel schon in seiner Jugend auf. So schrieb er in den vierziger Jahren in Miskolcz auf die Männer der gegen Bartholomäus Szemere auftretenden sogenannten «Partei mit dem grünen Zweige» ein satyrisches Lustspielchen unter dem Titel: «Die Conferenz der Nachtvögel». In Borsód ging dieses Pasquill lange Zeit — handschriftlich vervielfältigt — von Hand zu Hand. Die Betreffenden figurirten darin witzig parodirt und an Vielen blieb der ihnen dort gegebene Spottname haften. Pompéry hat demnach, wenngleich nur für das Publikum eines Comitats, doch auch ein Stück geschrieben, welches wirklichen Bühnenerfolg hatte. Einer und der andere seiner zahllos hingestreuten sprühenden Einfälle, seine gelungenen Mots werden nicht so bald in Vergessenheit geraten.

Pompéry suchte nur die Gesellschaft der Guten auf, aber in nie zudringlicher Weise. Sein stolzes, etwas steifes Benehmen und — warum sollten wir es leugnen? — seine spitzige Zunge — deren Stachel er indessen genug oft auch gegen sich selbst kehrte —, erschwerten einigermassen die erste Annäherung an ihn. Dessenungeachtet suchten die Guten und Vortrefflichen unentwegt seine Gesellschaft, und wer ihn näher kennen lernte, schätzte ihn aufrichtig und beständig. Neid und Missgunst gehörte nicht zu seinen Eigenschaften. Er konnte sich über den Erfolg des Werkes eines Anderen nur freuen und so oft er in Jemandem ein schönes Talent entdeckte, lenkte er sofort die Aufmerksamkeit des Publikums auf dasselbe. Dies tat er unter Anderem seinerzeit auch mit Moriz Jókai.

In seinen verschiedenen Stellungen diente er mit der grössten Bereitwilligkeit auch Denjenigen, die sich um eine besondere Gefälligkeit an ihn wandten. Er war ein guter Gatte, ein sorgsamer Vater. Zu wem ihn seine Neigung hinzog, dem blieb er unerschüttert treu. Er hatte denn auch keinen Mangel an aufrichtigen guten Freunden. Denkredner flicht hier einen Rückblick auf das zwischen ihm und Pompéry ein ganzes Leben hindurch ohne eine momentane Verstimmung bestandene freundschaftliche Verhältniss ein und schliesst dann: Doch begeben wir uns jetzt auf den Schwingen der Erinnerung an seine mit Kränzen bedeckte Bahre, an welcher unser geehrter Genosse, der Bischof Karl Szász, den Gefühlen unser Aller treuen und zum Herzen dringenden Ausdruck gab, indem er von dem Verewigten sagte: «Er hat jenen ersten Kranz der Akademie verdient, den sie ihm reichte, als sie ihn in die Reihe ihrer Mitglieder wählte, und diesen letzten, welchen sie als Zeichen der Anerkennung seiner 43jährigen schriftstellerischen Tätigkeit auf seinen Sarg gelegt hat!» — und als er weiter sagte: «Aber gebt ihm auch ihr, seine Freunde, eure Kränze! Es sind Eurer Viele, wir sind unser Viele; denn wer wäre ihm nicht Freund gewesen, der Niemandem Feind war!»

Eine zweite Denkrede, diejenige SAMUEL BRASSAI's über Wolfgang Bólyai, wurde von Wolfgang Deák verlesen. Die autobiographischen Daten hat Bólyai selbst noch, im Alter von 65 Jahren, an den Grafen Josef Teleki, den damaligen Präsidenten der Akademie, gesendet. Bólyai war in seiner Jugend erst für die Schauspielkunst, dann für die Poesie begeistert. Fünf Tragödien existiren von ihm, die jedoch wenig Aufsehen gemacht. Zum Schlusse erst warf er sich auf Mathematik und Philosophie, diesmal Beweise von wahrhafter Befähigung gebend. Bólyai starb am 20. November 1856.

Nach Verlesung der zweiten Denkrede gedachte General-Secretär Fraknói in warmen Worten des jüngstverstorbenen Akademiemitgliedes, Domherrn Béla Tárkányi, sowie des ebenfalls mit Tod abgegangenen correspondirenden Mitgliedes Gedeon Ladányi. — Nachdem der Secretär noch die Meldung gemacht, dass Stefan Melczer ein Originalgedicht von Franz Kazinczy eingesendet hat, wurde die Sitzung geschlossen.

In der Sitzung der zweiten Classe am 8. März las Wolfgang Deák «Ueber den Strike der Klausenburger Goldschmiedgesellen im Jahre 1573.» Der Vortragende entrollte ein interessantes Bild aus dem siebenbürgischen sozialen Leben im XVI. Jahrhundert und gerade aus jenem Kreise des bürgerlichen Lebens, über welchen wir auch von den fleissigsten Geschichtsforschern am seltensten Kunde erhalten, aus dem Kreise des Handwerkerstandes. Er brachte speziell die Rivalität und den Conflict der Klausenburger und Hermannstädter Goldschmiede zur Darstellung, in welchen sich auch ein wenig nationale Rivalität mischte. Derselbe beginnt in überraschender Weise mit einem Strike der Klausenburger Goldschmiedgesellen, welche 1573 plötzlich die Arbeit einstellen und erklären: «Weil die Hermannstädter Goldschmiede beschlossen haben, dass sie ungarischen Goldschmied-Wandergesellen nicht über zwei Wochen lang Arbeit geben und keine Lehrlinge ungarischer Abkunft in die Lehre nehmen, woraus für die ungarischen Goldschmied-Wandergesellen viele Nachteile entspringen, wollen sie die Arbeit nicht eher wieder aufnehmen, bis die Klausenburger Goldschmiede nicht einen gleichen Beschluss bezüglich der Gesellen sächsischer Abkunft fassen.» Der in Folge dessen zwischen der Klausenburger und Hermannstädter Goldschmiede-Zunft entstandene verwickelte langwierige Prozess, auf dessen Details wir hier nicht eingehen können, schloss endlich mit einem Ausgleich in der Weise, dass die Sachsen den Klausenburgern 350 fl. Prozesskosten zahlten und sich für die Folge bezüglich der Goldschmiedgesellen und Lehrlinge, zur Beobachtung der alten (vor 1566 bestandenen) Gebräuche verpflichteten.

Hierauf erstattete das ordentliche Mitglied LORENZ TÓTH, Senatspräsident der kön. ung. Kurie, seinen *Bericht über den zu Rom vom 16. bis 24. November 1885 abgehaltenen internationalen Congress betreffend das Gefängnisswesen*, an welchem Vortragender als Vertreter der Ungarischen Akademie der Wissenschaften teilnahm. Er gab Rechenschaft von den Beobachtungen und Ergebnissen, welche er von dieser lehrreichen Exmission heimgebracht. Das Gros seines Vortrags beschäftigte sich zwar mit dem Congresse, dessen Geschichte, Vorgehen, Tendenz und Resultaten; Vortragender fand es jedoch zweckmässig, seinen Vortrag mit anziehenden, auf die bezaubernde und unvergessliche ewige Stadt bezüg-

lichen Bemerkungen und Betrachtungen zu durchweben, wodurch er seine Ausführungen auch für die Laien interessant machte. Er schilderte in ausführlicher Weise die Entwicklung der Reform des Gefängnisswesens, die Geschichte und Tendenz der darauf bezüglichen Congresse, insbesondere des dem römischen vorangegangenen Londoner (1872er) und Stockholmer (1878er) Congresses, das Wirken des bestellten internationalen Comités, den Verlauf des römischen Congresses, die dort discutirten und gelösten Fragen; er beschrieb aber auch die bei dieser Gelegenheit stattgehabten Festlichkeiten, die Ausstellung der Sträflingsarbeiten und Zellenmodelle, führte seine Zuhörer durch die grosse Lebensader des neuen Rom, die via nationale, durch die grossartigen Denkmäler des alten Rom, über das Forum Romanum und den Mons Palatinus, ja er sattelte auch seinen beliebten Pegasus zu einem Ausfluge in das Reich der Dichtung. Besonders lebendig schilderte er das Banket auf dem Capitol und seinen darauffolgenden Nachtspaziergang über das mondbeglänzte Forum und Colosseum. Von gleicher Wärme war der Schluss des Vortrages, in welchem er von Rom Abschied nimmt und für die genossene Gastfreundschaft seinen dortigen Freunden Dank sagt. Aber auch der Hauptgegenstand selbst, eine der wichtigsten Fragen der Menschheit, nämlich die Gefängnissreform und die auf die Mittel und Wege der Besserung und Rettung der auf die Bahn des Verbrechens verirrten Mitglieder der Gesellschaft bezügliche Wissenschaft, sind von solcher Natur, dass der Vortragende, welcher sich seit seiner Jugend mit Vorliebe mit diesen Studien beschäftigte und auch Präsident eines der Strafsenate unserer Curie ist, seinem Vortrag ein wärmeres Colorit verleihen konnte, als wir dies an akademischen Vorträgen fachlichen Charakters sonst gewohnt sind.

Der einzige Gegenstand der ausserordentlichen Gesammtsitzung der Akademie am 19. März war das Referat über das Ergebniss der *1885er Teleki-Preis-Werbung.* Der Preis war diesmal für Trauerspiele ausgeschrieben und es concurrirten um denselben zwölf Stücke. Die Preisrichter-Commission war aus den drei Akademikern Zoltán Beöthy, Ladislaus Arany, Anton Zichy und den zwei Schauspielern Josef Szigeti und Mátray gebildet. Das Referat hatte Zoltán Beöthy. Von den zwölf concurrirenden Stücken entnehmen sechs ihren Stoff aus der alten, sechs aus der vaterländischen Geschichte. Die Hälfte derselben steht auf sehr niedrigem Niveau. Fünf der anderen Hälfte haben mehr weniger einzelne Vorzüge neben stark überwiegenden Mängeln. Ein durchgehender Characterzug aller zwölf ist das Hinschmachten ihrer Helden in sentimentaler Liebe. Zoroaster, Semiramis, Spartacus, Nero, Martinuzzi, Dózsa, Martinovics u. s. w., — alle zerfliessen völlig vor Liebe. Ein zweiter Characterzug, welcher allen bis auf eines anhaftet, ist die Verwahrlosung der Sprache. Das einzige, nicht blos durch Styl, sondern auch durch dramatische Technik alle übrigen überragende Stück ist Spartacus (Nr. 4). Dieser Vorzüge wegen erkennen ihm die Preisrichter den Preis zu, trotzdem der Character des Helden bis zur psychologischen Unmöglichkeit verzeichnet ist. Aus dem Devisenbrief Nr. 4 ergab sich Gregor Csiky als Verfasser dieses Trauerspiels. Die übrigen Devisenbriefe wurden verbrannt.

In der Gesammtsitzung der Akademie am 29. März bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung Karl Vadnai's Bericht über das Ergebniss der

1884/85er Karátsonyi-Dramen-Preiswerbung. Der Gründer dieses Preises — so führt Vadnai aus —, der für alles Schöne und Edle stets ein lebendiges Gefühl bekundende Graf Guido Karátsonyi ist bekanntlich am 15. September vorigen Jahres dahingeschieden. Dieser Trauerfall forderte — da die Akademie ihrem Dankgefühle und ihrer pietätsvollen Erinnerung an den verewigten Mäcenas der dramatischen Literatur an anderem Orte und bei anderer Gelegenheit nicht Ausdruck geben kann —, dass der Bericht der Preisrichter-Commission diesmal von der üblichen Form abweiche, und bevor er sich mit den Lustspielen der vorjährigen Preiswerbung beschäftigt, trauernd und dankbar des Todten gedenke, an dessen unvergänglichen Namen stets die grösste und die meisten Ansprüche stellende schönliterarische Preisausschreibung der Akademie geknüpft sein wird. An den pietätsvollen Rückblick auf das von so Vielen gesegnete Leben des edelsinnigen Magnaten knüpft der Bericht hierauf auch einen kurzen Rückblick auf die Geschichte derjenigen von den zahlreichen Stiftungen des Dahingeschiedenen, welche die Akademie angeht, der am 30. März 1858 gemachten grossen Dramenpreis-Stiftung von 10,000 Gulden, und geht sodann auf die vorjährige Lustspielconcurrenz über.

Die Preisrichter-Commission, welche unter dem Präsidium des ordentlichen Mitgliedes Karl Szász aus den correspondirenden Mitgliedern Gustav Heinrich, Albert Pálffy, Josef Szigeti und dem Referenten (Karl Vadnai) bestand, fasste das Statut, welches sagt «der Preis wird dem relativ besten Werke nur dann zuerkannt, wenn desselbe sich auch in dramatischer, theatralischer und sprachlicher Hinsicht als wertvoll und preiswürdig erweist», so auf, dass dasselbe durchaus nicht ein absolut fehlerloses, classisches Werk verlange, sondern ein Werk, welches in seiner Art auf dem Niveau unserer besseren und einen bleibenden Wert besitzenden Producte dieser Art stehen, ein mit gehöriger Kunstsorgfalt gearbeitetes und einige Dauerhaftigkeit versprechendes Erzeugniss eines unzweifelhaften Talentes sein soll, und bildete sich aus diesem Gesichtspunkte — die übertriebene Strenge ebenso wie die übertriebene Nachsicht ausschliessend — ihr Urteil über die konkurrirenden Lustspiele. Es concurrirten deren im Ganzen sieben, wovon drei in Versen, vier in Prosa. Fünf derselben stehen unter aller Kritik, sind unreife und unverständliche Machwerke, deren Verfasser über nichts im Reinen sind, was zur Abfassung eines auch nur mittelmässigen Theaterstückes gehört. Kein gelungenes, aber wenigstens von etwas Talent und Streben zeugendes Werk ist das «Egy dal» (Ein Lied) betitelte Stück. Die Concurrenz weist blos ein einziges Stück auf, welches Beachtung verdient, indem es von einem Autor herrührt, welcher ein lebhaftes Talent, gründliche Bühnenkenntniss, eine Fülle von Einfällen, Erfindungsgabe, Formsinn und die dankbare Gabe eines raschen und lustigen Dialogs besitzt. Es betitelt sich: «A jó Fülöp» (Der gute Philipp), hat drei Aufzüge, ist in Prosa, in lebendiger bühnengerechter, wiewohl etwas manierirter Sprache geschrieben, und ein mit possenhaften Scenen und Motiven gemischtes Lustspiel. Dieses Lustspiel, dessen Fabel Referent ausführlich erzählt, zeugt ebenso augenfällig für das Talent des Verfassers, wie für die Tatsache, dass dieses Talent auf die Ausarbeitung dieses übrigens lebendigen Stückes nicht die seiner würdige Kunstsorgfalt verwendet hat. Die geübte Feder hat sichtbar mit der Arbeit geeilt, bevor sie ihren Gegenstand völlig

ausgereift, die Motive wahrer und die Characterzeichnung präsiser gemacht hätte. Dem Verfasser scheint überhaupt mehr der leichte Bühneneffect, als der bleibende Wert des Bühnenstückes vorgeschwebt zu haben; er nahm mehr Rücksicht auf die Rolle und auf den Schauspieler, als auf die Harmonie der Characterzeichnung und auf die literarische Palme. Sein Werk kann demzufolge auch vom Theater-Repertoire mit mehr Anerkennung aufgenommen werden, als von der akademischen Kritik, welche erwägen muss, dass es sich in diesem Falle um den grössten schönliterarischen Preis handelt, der zwar nicht unerreichbar hoch gehängt, aber auch nicht zu einem mit leichter Arbeit erreichbaren, wohlfeilen Preise herabgesetzt werden darf. Die Preisrichter-Commission meint, dass dieses Stück — besonders wenn der Verfasser seine Fehler corrigirt — bei guter Darstellung eine angenehme, unterhaltende Bühnenerscheinung sein, aber zufolge seiner wesentlichen Mängel nicht als ein in dramatischer, theatralischer und sprachlicher Hinsicht so wertvolles Stück betrachtet werden könne, dass es den doppelten Karátsonyi-Preis, diesen unseren höchsten dramatischen Preis, verdienen würde. Demzufolge meint die Commission — bei voller Anerkennung des Talents des Verfassers, aber mit Bedauern über die Verabsäumung der mit Recht geforderten Kunstsorgfalt —, dass der Preis dem Stücke nicht zuerkannt werden könne. Die Plenarsitzung acceptirt das Urteil der Preisrichter-Commission und die erste Classe wurde beauftragt, in Betreff der Verwendung des nicht zuerkannten Doppelpreises im Sinne der Statuten einen Vorschlag zu unterbreiten. (Als Verfasser dieses Stückes erwies sich später Gregor Csiky).

Hierauf hielt das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth eine Denkrede auf das im vorigen Herbst verstorbene älteste ordentliche Akademie-Mitglied Ignaz Zsoldos, pensionirten Senats-Präsidenten der Curie, Ritter des St. Stefan-Ordens. Er wurde 1803 am 24. Juli geboren und starb, 82 Jahre alt, in Veszprim, wo er seit seiner Pensionirung (1875) lebte. Er wurde 1837 zum correspondirenden, 1838 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt. Denkredner schilderte in grossen Zügen die lange, reiche Lebenslaufbahn des Verewigten, die derselbe als eminenter Student, Rechtspraktikant, Jurat auf dem 1825er Reichstag, Stuhlrichter und Obernotär des Comitates Veszprim, Abgeordneter auf dem Pressburger Reichstag, Richter des Wechselgerichtshofes, Septemvir und endlich Senats-Präsident der Curie durchlebte; beleuchtete seine allezeit auf das Gemeinwohl, besonders auf die Volkserziehung und die sittliche Besserung seines Stammes gerichtete literarische Tätigkeit; characterisirte sein 1844 mit dem grossen Akademiepreis gekröntes Werk über «Das Stuhlrichteramt» und mehrere moral- und rechtswissenschaftliche Werke. Er hob in ihm besonders den vortrefflichen Richter hervor, der dem in seinen Schriften von ihm selbst aufgestellten Ideal entsprach und den stoischen Weisen, der die Lehren des von ihm übersetzten Seneca sein ganzes Leben hindurch zur Tat machte.

Den letzten Gegenstand der Tagesordnung bildeten die laufenden Angelegenheiten. Der Generalsecretär las vor Allem das Preisrichter-Urteil über die um den Athenäum-Preis von 100 Dukaten concurrirenden Arbeiten über die *Geschichte der ungarischen Journal-Literatur von 1780—1867.* Es concurrirten zwei Arbeiten, von denen die eine (trotz offener Concurrenz), namenlos eingereichte geringer Beachtung, die andere, von Dr. Josef Ferenczy eingereichte aber trotz einiger

Mängel des Preises würdig erkannt wurde, mit dem Bedinge, dass die Mängel vor Publication beseitigt werden sollen. — Die hierauf verlesene Zuschrift der Direction der Ersten Vaterländischen Sparcasse wünscht, dass der 3000 Gulden-Preis der Fáy-Stiftung diesmal für ein die Interessen der vaterländischen Landwirtschaft behandelndes Werk ausgeschrieben werde, und überlässt die genauere Formulirung der Aufgabe der Akademie, welche hiemit eine gemeinschaftlich von der zweiten und dritten Classe zu entsendende Commission betraut. — Für den Tausend Gulden-Preis der Bükk-Stiftung wird gelegentlich der diesjährigen Generalversammlung als Preisaufgabe eine «Geschichte Ungarns vom Tode Mathias' bis zur Mohácser Schlacht» mit offener Concurrenz ausgeschrieben. — Die von Konstantinopel eingelangte orientalische Handschriften- und Büchersammlung Daniel Szilágyi's ist im Auftrage der Bibliotheks-Commission vom o. M. Hermann Vámbéry untersucht worden, welcher, einen ausführlichen schriftlichen Bericht sich vorbehaltend, vorläufig in kurzen Worten den ausserordentlichen Wert dieser an Seltenheiten, zum Teil in Europa bisher nirgends gekannten Handschriften und Drucken reichen Sammlung hervorhebt, welche sowohl für die Geschichte Ungarns, als auch für die orientalische Sprachwissenschaft und Literaturkunde von hoher Wichtigkeit ist.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Béldi Izidor, Elemér (Graf Elemér, Roman in einem Bande von Isidor Béldi). Budapest, 1886, Grill, 145 S.

Beniczkyné Bajza Lenke, Zárt ajtók mögött. (Hinter geschlossenen Türen, Roman von Lenke Bajza-Beniczky). Budapest, 1886, Pallas, 287 S.

Cid. Spanyol romànczok, ford. Beksics Gusztav (Cid. Spanische Romanzen, übersetzt von Gustav Beksics). Budapest, 1886, Aigner, 117 S.

Dudás Gy., Bács-Bodrogh régészeti emlékei (Die archaeologischen Denkmäler des Comitates Bács-Bodrogh, von Jul. Dudás). Zenta, 1886, Schwarcz, 120 S.

Fraknói Wilhelm Dr., Ungarn vor der Schlacht bei Mohács. (1524—1526.) Auf Grund der päpstlichen Nuntiaturberichte. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. J. H. Schwicker. Budapest, 1886, Lauffer, VIII und 314 S.

Fiók Karoly, Nala és Damajanti. (Nale und Damajanti, indische Sage aus dem Mahabharata. Aus dem Sanskrit übersetzt von Karl Fiók. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) Budapest, 1885, Franklin, 201 S.

Gartenbau-Kalender, erster Siebenbürger, 1886. Zám, 1885, Verlag der Herrschaft, Comm. von K. Grill in Budapest, 127 S.

Gyárfás István, A jászkunok története (Geschichte der Jazygen-Kumanen von Stefan Gyárfás, IV. Band). Budapest, 1885. Pfeifer. III, 521—795. IV, 1—436.

Gyomai Zsigmond, Álmok. Költemények és rajzok. (Träume. Gedichte und Skizzen von Sigmund Gyomai). Budapest, 1886, Grimm, 101 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Gyarmathy Zsigáné, Az ifjú pap. (Der junge Geistliche, Roman aus dem Provinzleben von Frau Sigmund Gyarmathy.) Budapest, 1885, Athenäum, 232 S.

Historiae hungaricae fontes domestici. Vol. IV. Chronica minora. Recensuit et disquisitionem de anno natali S. Stephani regis adiecit M. Florianus. Auspiciis et sumtibus Academiae scientiarum hungaricae. 1885, Akademie, VIII und 298 S.

Hampel Joseph, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos, sogenannter «Schatz des Attila». Beitrag zur Kunstgeschichte der Völkerwanderungsepoche. Budapest, 1886, Kilian, 190 S. mit zahlreichen Illustrationen.

Jakab Ödön, Marosszéki történetek (Geschichten von Marosszék von Edmund Jakab, mit Illustrationen von Eugen Gyárfás). Budapest, 1886, Pallas, 134 S.

Jókai Mór, Még egy csokrot (Noch ein Strauss. Erzählungen von Maurus Jókai). Budapest, 1886, Athenaeum, 280 S.

Kovács Gyula, Szilágyi Márton tanítása az eljegyzésről 1690-ben (Martin Szilágyi's Lehre von der Verlobung im Jahre 1690, von Dr. Julius Kováts). Budapest, 1885, Akademie, 68 S.

Kuun Géza, A kunok nemzetiségéről. (Ueber die Sprache und Nationalität der Kumanen, von Grafen Géza Kuun.) Budapest, 1885, Akademie, 60 S.

Kandra Kabos, Adatok az egri egyházmegye történetéhez. (Beiträge zur Geschichte der Erlauer Diöcese von Jakob Kandra. I. Teil). Erlau, 1885, Szolcsányi, 168 S.

Kiss József költeményei (Gedichte von Josef Kiss, 1868—1882. Vierte Auflage). Budapest, 1886, Révai, 247 S.

Kovács Gábor, A miskolczi ref. főgymnasium története (Geschichte des evang. reform. Obergymnasiums zu Miskolcz von Dr. Gabriel Kovács). Miskolcz, 1885, Ferenczi, 267 S.

Lánczy Gyula, A történelmi modszerről (Ueber die historische Methode von Dr. Julius Lánczy). Budapest, 1885, Ráth, 38 S.

Mikszáth Kálmán, Urak és parasztok (Herren und Bauern, Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth). Budapest, 1886, Révai, 194 S.

Mikulik József, Magyar kisvárosi élet. (Ungarisches kleinstädtisches Lebenr 1526—1715. Historische Studie mit Illustrationen und Facsimiles, von Josef Mikulik.) Rosenau, 1885, Selbstverlag, 295 S.

Majláth Béla, A szőnyi béke okmánytára (Diplomatarium des Szőnyer Friedens, herausgegeben von Béla Majláth). Budapest, 1885, Akademie, 401 S.

Ormos Zsigm., Visszaemlékezések. (Erinnerungen von Sigmund Ormós. I. Bd. Venedig.) Temesvár, 1885, Selbstverlag, 468 S.

Pálffy Albert, Anya és grófné (Mutter und Gräfin. Roman von Albert Pálffy). Budapest. 1886, Franklin, 392 S.

Pártos Béla, Az ötéves mandatum ellen. (Gegen das fünfjährige Mandat von Béla Pártos). Budapest, 1885, Aigner, 45 S.

Prém József, Kármán József és Faludi Ferencz. (Josef Kármán und Franz Faludi, zwei Biographien von Josef Prém.) Pressburg, 1885, Stampfel, 22 S.

Radó Antal, Olasz költőkből (Aus italienischen Dichtern. Uebersetzungen von Anton Radó). Budapest, 1886, Franklin, 216 S.

Rákosi Jenő, A tragikum (Ueber das Tragische von Eugen Rákosi). Budapest, 1886, Révai, 202 S.

Rózsaági Antal, Hová lettek a milliók? (Was geschah mit den Millionen? Roman in zwei Bänden von Anton Rózsaági). Budapest, 1886, Singer und Wolfner, XV, 172 und 195 S.

Salamon F., Budapest története. (Geschichte Budapest's von Franz Salamon.) Budapest, 1885, Athenäum, 3 Bände: I. Budapest im Altertum, VIII, 366 S. — II. Budapest im Mittelalter, VIII, 615 S. Mit einem Bilde der Festung Ofen in den

Jahren 1458—70. — III. Kritik der Quellen, 381 S. Mit dem Plane Ofens im Jahre 1687.

Schwarz Gyula, Montesquieu elmelete a monarchiai államformáról. (Montesquieu's Theorie der monarchischen Staatsform in den ersten zehn Büchern des «Esprit des lois» und die europäische Verfassungs-Entwickelung von Julius Schwarz.) Budapest, 1885, Akademie, 48 S.

Sammlung der Gesetze und Verordnungen betreffend den See- und Hafendienst in der öst.-ung. Monarchie —. Raccolta delle leggi ed ordinanze concernenti il servizio marittimo e portuale nella monarchia Austra-Ungarica. III. Band. Fiume, 1885, S. 509—815.

Schwicker J. H., Die ungarische Landes-Ausstellung, übersichtlich dargestellt Budapest, 1885, 63 S.

Seress Imre, Hári Janos Iliasza. (Johann Hari's Ilias. Travestirtes Epos in 12 Gesängen von Emerich Seress.) Budapest, 1885. Aigner, 115 S.

Siegmeth Karl, Kurzgefasster Führer von Kaschau, durch das Abauj-Torna-Gomörer Höhlengebiet und die ungarischen Ost-Karpathen. Im Auftrage des ungar. Karpathen-Vereines. Mit einer Orientirungskarte, dem Plane der Aggteleker Höhle und 16 Illustrationen. Kaschau, 1886, Maurer, 176 S.und 2 Landkarten.

Spiegler Gyula S., Héber bölcsészet. (Die Philosoplie der Hebräer von Julius Samuel Spiegler.) Budapest, 1885, Aigner, 160 S.

Thaly Kálm., A székesi gróf Bercsényi család. (Die Familie der Grafen Bercsényi von Székes, 1525—1835. Aus urkundlichen Quellen von Koloman Thaly. I. Bd. 1525—1689.) Budapest, 1885, Akademie, 354 S.

Tolnai Lajos, A polgármester ur. (Der Herr Bürgermeister, Roman in zwei Bänden von Ludwig Tolnai.) Budapest, 1885, Révai, 228 und 250 S.

Tömösváry Edmund, Die Kolumbácser Mücke, übersetzt von Johann Weny. Ungar.-Weisskirchen, 1885, Hepke, 24 S. und eine Tabelle.

Tóth Lőrincz, Fegyházi tanulmányok. (Studien über unsere Strafanstalten. I. Das Illavaer Strafhaus, von Lorenz Tóth.) Budapest, 1885. Akademie, 79 S.

Turbucz Ferencz, Az emberi beszéd eredete és a magyar nyelv. (Der Ursprung der menschlichen Sprache und die ungarische Sprache von Franz Turbucz.) Budapest, 1885, Aigner, 134 S.

Vámbéry. — Salih Prinz Mohammed aus Charezm, Die Scheïbaniade. Ein özbegisches Heldengedicht in 76 Gesängen. Text, Uebersetzung und Noten von Hermann Vambéry. Budapest, 1885, Kilian, Ln. 8°, XXI und 468 S.

Vertesi Arnold, Páriák. (Parias, Erzählungen von Arnold Vértesi.) Budapest, 1885, Aigner, 159 S.

Volf György, Kitöl tanúlt a magyar irni olvasni. (Von wem haben die Magyaren lesen und schreiben gelernt? Der Schlüssel der ungarischen Orthographie. Von Georg Volf.) Budapest, 1885. Akademie. 87 S.

Vécsey T., A római jog külső története. (Aeussere Geschichte und Institutionen des römischen Rechts von Prof. Thomas Vécsey.) Budapest, 1885, Franklin XXII und 623 S,

Wenczel Gusztáv, Az 1848 elötti magyar maganjog. (Das ungarische Privatrecht vor dem Jahre 1848, mit Rücksicht auf dessen neuere Umgestaltung von Gustav Wenzel.) Budapest, 1885, Pfeifer, XX, 430 S.

Wlisloczki H., Czigány népköltészet. (Die Volksdichtung der Zigeuner, gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Heinrich Wlislocki.) Budapest, 1885, Franklin. 70 Seiten.

DAS KUNSTGEWERBE AUF DER UNGARISCHEN LANDES-AUSSTELLUNG, 1885.

*Bericht des Sectionsrates Emerich v. Szalay an den Verein für Kunstgewerbe.**

Der ungarische Verein für Kunstgewerbe hat sich gleich nach seiner Constituirung, in der Ausschusssitzung im Monate März dahin ausgesprochen: er wünsche die auf der Budapester Landes-Ausstellung gemachten Erfahrungen als einen der Ausgangspunkte seiner, auf das Erblühen des heimischen Kunstgewerbes gerichteten Tätigkeit anzusehen.

Statt eines umfassenden Berichtes mögen die nachfolgenden Bemerkungen dienen, welche, da dieselben leider nicht mehr an Ort und Stelle verfasst werden konnten, vielmehr nur das Bild der nach dem Schlusse der Ausstellung summirten Eindrücke eines fleissigen Besuchers wiederspiegeln. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn der g. Ausschuss des Vereins für Kunstgewerbe in diesen Skizzen einen oder den andern Ausgangspunkt oder Fingerzeig zur practischen Betätigung seines gemeinnützigen Wirkens findet.

* * *

Ein Rundgang auf der mit vielem Geschmack und zierlich eingerichteten Landes-Ausstellung bot, nach dem allgemeinen Eindruck, ein ziemlich getreues Bild der vaterländischen Productions-Verhältnisse: ein an Forsten, Bergwerken und Culturboden reiches Land mit blühender Tierzucht; eine in festlichem Kleide prangende, junge Industrie, mit einem geringen zwar, doch schönen Kunstgewerbe und einer durch die Eisenbahnen zwar mehr und mehr zurückgedrängten, allein, im Vergleiche mit den westlichen Culturstaaten, noch immer sehr reichen und malerischen volkstümlichen Hausindustrie.

Dieses Bild, es giebt von selbst die Antwort: dass zur Kräftigung unserer Industrie und des Kunstgewerbes der Boden unseres geliebten

* Vorgelesen in der Ausschusssitzung am 20. Jänner 1886. (Aus dem Ungar.)

Vaterlandes jedwede Vorbedingung in reichem Maasse darbietet. Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass diese Industrie, nach dem Maasse unserer gerechten Ansprüche, verhältnissmässig noch sehr gering ist. Wir beziehen unsern täglichen Bedarf — von Luxusartikeln gar nicht zu sprechen — heute noch grösstenteils aus dem nachbarlichen Oesterreich und dem Auslande. Fragen wir nach der Ursache dieses Zustandes: so tritt uns die auf den ersten Blick als Widerspruch erscheinende Erfahrung entgegen, dass der Handwerker den Kaufmann schilt, warum er lieber im Auslande seine Bestellungen macht, als bei ihm, hinwieder der Kaufmann sich über den Professionisten ärgert, weil dieser den ihm erteilten Auftrag nicht erfüllt.

Geht man der Sache auf den Grund: so haben beide Parteien Ursache unzufrieden zu sein; allein der Professionist ist der schuldigere Teil; weil — alle Ehre den Ausnahmen — nicht geleugnet werden kann, dass bei dem ungarischen Handwerker die allgemeine Bildung mit seiner angebornen Handfertigkeit selten im Einklang steht, demnach er sich dem Wunsche des Bestellenden nicht zu accomodiren vermag; nur dann arbeitet, wann es ihm beliebt und das leistet, was eben ihm zu Gesichte steht. Dabei lässt er sich seine Arbeit teuer bezahlen und ist überdies noch für jeden Tadel sehr empfindlich. Unter solchen Umständen kann der Händler mit seinen Abnehmern in eine sehr schiefe Lage geraten, da er die Bestellung weder zur bestimmten Zeit, noch den Wünschen angemessen, noch aber zu civilen Preisen zu liefern im Stande ist. Damit er also seine Kunden nicht verliere, bestellt er die Waare schnell in Wien oder im Auslande, wobei derselbe, mit Rücksicht auf die billigen Herstellungskosten, meistens noch einen ziemlich ansehnlicheren Profit erzielt, als wenn er bei einem bequemen heimischen Meister hätte arbeiten lassen.

Das ist eine schon sehr gewöhnliche, einfache commerzielle Praxis, deren vielfache Berechtigung nicht geleugnet werden kann; obgleich unbedingt zugegeben werden muss, dass es zahlreiche Arbeit giebt, die man entschieden hier im Lande, und zwar ohne allen Nachteil, sollte und hätte ausführen können, zumal heute, wo von Tag zu Tag die Parole überhand nimmt: lieber soll es etwas kostspieliger, jedoch ein heimisches Erzeugniss sein, was wir kaufen.

In solchem Falle sollte man also sich durchaus nicht an das Ausland wenden; denn, indem die Kunden und Käufer schon nachdrücklich das heimische Product verlangen: müsste der Händler dasselbe, wenngleich mit verdoppelter Anstrengung, jedenfalls herbeischaffen.

Denn der Kaufmann ist der Vermittler, dessen tatkräftige Mitwirkung es ermöglicht, die Schwierigkeiten der im Entstehen begriffenen Industrie zu bekämpfen, eine Bresche zu schiessen in jenen circulus vitiosus, innerhalb dessen, in Ermanglung einer gesunden Concurrenz, der Producent keine Bestellung erhält, da er schlecht und teuer arbeitet, anderseits der

Industrielle billiger nicht arbeiten kann, das will sagen, in seinem Gewerbe sich nicht fortzubilden vermag, weil er keine entsprechenden Aufträge erhält.

Regierung, Landesbehörden und Vereine machen durch Errichtung von Fachschulen und Museen riesige Anstrengungen zur entsprechenden Ausbildung von Gewerbsleuten. Und das mit Recht; denn die drohende landwirtschaftliche Krisis, stützen wir uns nicht auch auf die Industrie, wird zumal uns als einem ausschliesslich ackerbautreibenden Lande verhängnissvoll werden.

Der kunstgewerbliche Verein hat sich die edle Aufgabe gestellt: das Kunstgewerbe, als einen bedeutenden Factor unseres Nationalreichtums, auf gesellschaftlichem Wege zu verbreiten. Zur Lösung dieser Aufgabe wird es beitragen, wenn wir aus dem auf der Ausstellung Gesehenen die Lehren und Erfahrungen ziehen und dartun, was aus den einzelnen Gruppen des Kunstgewerbes würdig vertreten war; welche wesentliche Fehler und Mängel den Industrie-Producten anhafteten; welche Zweige der gewerblichen Kunst gänzlich fehlten, und endlich was zu unternehmen wäre, um das Bestehende zu vervollkommnen und den Mängeln abzuhelfen.

* * *

I. *Die Holzindustrie.* — In einem so holzreichen Lande, wie Ungarn eines ist, war auch die Holzindustrie auf der Ausstellung ansehnlich repräsentirt. Abgesehen von den, den Wirkungskreis des Vereins nicht berührenden Nutzhölzern, als Bauholz, Fassdauben, Bretterarten und dergleichen, als rein industrielle Producte, — sei hier vor allem desjenigen gewerblichen Teiles der Architectur gedacht, welcher sich bei der äussern und innern Decorirung der Holzpavillons offenbarte. Wir hatten auf der Ausstellung Pavillons von hervorragender Schönheit, so jenen der Fondsstiftungen, welcher mit seinem reichen Schnitzschmuck gewissermassen an die ruthenischen Kirchen Oberungarns erinnerte; die Pläne desselben waren von Prof. Albert Schickedanz, die Ausführung von der Firma Adolf Engel und Söhne in Fünfkirchen; — so der nach dem Plan des Architecten Anton Weber im Cottage-Styl erbaute Edmund und Marczell Neuschloss'sche Pavillon; — jener an einen gothischen Donjon erinnernde des Gregersen; — der nach dem Muster des Achmet-Brunnens in Konstantinopel erbaute der Firma Neuschloss und Söhne; — die mit reichem Polychrom-Schmuck versehenen Oriental- und croatischen Pavillons; endlich die Forst- und Weincultur-Pavillons mit ihrer sehr gefälligen Ausgestaltung.

Diese Bauten gestatten den erfreulichen Schluss, dass die im Dienste des Baugewerkes stehende kunstgewerbliche Holzindustrie, wenn hiezu noch besonders die Parquetten-Fabrication gerechnet wird, die von den Firmen Edmund und Marczell Neuschloss in Budapest, Adolf Engel und

Söhne in Fünfkirchen und V. K. Dunkel in Kaschau hervorragend repräsentirt war, — in unserm Vaterlande sehr gut vertreten erscheint.

Die decorative und Möbelindustrie (wir zählen hierzu den Königs-Pavillon mit seinen äusserst reich eingerichteten Pieçen), hiezu auch die drei Nischen des croatischen Pavillons gerechnet — war in 27 Interieurs und überdies noch an zahlreichen Gegenständen repräsentirt. Eine beiläufige Bemerkung, die der Sache nach zwar nicht ganz hieher gehört, können wir uns nicht versagen. Wir sahen nämlich überall nur *Pracht-Möbel,* während die dem täglichen Bedarf dienenden, demnach den eigentlichen Gegenstand des Handels bildenden, einfachen Haus-Zimmer-Möbel, mit Ausnahme der aus gebogenem Holze verfertigten, gar nicht oder doch nur sehr gering und unansehnlich repräsentirt waren.

Unter den die Prachtmöbel enthaltenden Nischen stand in jeder Beziehung in erster Reihe die für das Kastell des Demeter Lyka in Pázmánd hergestellte Speisesalon-Einrichtung, überaus zierlich geschnitzt nach dem Entwurf des Alexander Uhl aus Teak-Holz in Spätrenaissance-Styl von dem Tischler Albert Sipos. — Mit vielem Geschmack war der Plafond mit eingelegter Arbeit in dem Speisezimmer des Kunsttischlers Johann Csepreghy ausgeführt; ferner das Schlafzimmer des Grafen Eugen Zichy, welches nach dem Entwurf des Prof. Schickedanz von Sigm. Sipos ausgeführt wurde.

Es ist nicht leicht, nur nach der Erinnerung, lediglich auf die Ausstellungs-Cataloge gestützt, sich eingehender mit den einzelnen Gegenständen zu befassen; da die Ausstellung schon geschlossen ist und für die unmittelbare Anschauung sich keine Gelegenheit mehr darbietet. Es sei mir jedoch gestattet, einigen allgemeinen Bemerkungen Raum zu geben. Jedes gewöhnliche und decorative Möbel bedingt, ausser dem guten Material und der entsprechenden Construction, noch zwei Haupterfordernisse: die gefällige Form und die practische Nutzbarkeit. Material und Construction betreffen das Technische des Möbels, mit welchem wir uns hier nicht befassen; was aber die Form und die practische Nutzbarkeit betrifft, so können wir unbedingt aussprechen, das unsere Prachtmöbel, welche fast ausschliessend in deutschem Renaissance-Styl ausgeführt werden, nicht nur schwerfällig sondern auch ungeschickt sind. Es charakterisiren dieselben die in der Regel enormen Gesimse auf verhältnissmässig kurzen oder dünnen Säulchen; oder anderseits durchaus unmotivirte breite Säulen, überflüssige tiefe oder hervorspringende Ecken (ebensoviele Staubnester und Ursachen von todten Winkeln), eine unnütze Verschwendung des Holzmaterials; die wegen der vielen Decoration auf das minimalste Maass reducirten Kastentüren u. s. w. Und dann: jene Kanapés und Stühle, auf welchen man vor lauter Stylgemässheit bequem gar nicht ausruhen kann! — Bisnun befassen sich fast ausschliesslich nur unsere Architecten, und auch diese nur nebenbei, mit den Entwürfen von Luxusmöbeln. Daraus folgt, dass man auf diesen Prachtstücken

vielmehr einer architectonischen, als Möbelholz-Verzierung begegnet, und dass, da die Entwürfe teuer sind, auch die Möbel überaus kostspielig werden. Diesen Mängeln abzuhelfen, wäre es angezeigt, in den Abendcursen des Kunst-Gewerbe-Museums, nach einer systematischen Reihenfolge erläuternde Vorträge zu halten und dabei die Entwürfe von stylartigen Möbeln vorzuzeigen.

Eingelegte Möbel waren wenig zu sehen, und auch diese von keiner hervorragenden Arbeit. Constantin Werdenstetter sen. aus Ottovölgy stellte wieder seine Specialitäten aus; das Schachbrett und seine mit eingelegten geometrischen Figuren verzierten Möbel. Eigentliche Intarsia-Arbeiten und zwar zierliche hat nur Anton Kugler, vormals Bildhauer, aus Oedenburg eingesendet. Hieran reihen sich in gewissem Sinne auch die durch die «ung. kunstgewerbliche Unternehmung» ausgestellten, mit Blumen im ung. Styl bemalten Möbelstücke und «Andenken». Ob nun diese Art der Decorirung, welcher wir immerwieder in ein und derselben Anwendung auf Möbeln, Porcellan, Glas, Metall- und Textil-Gegenständen begegnen, — inwiefern die Ornamentation dem Material des zu decorirenden Gegenstandes nicht genauer angepasst wird, — das Publikum vor der Zeit nicht satt bekommt? ist eine Frage der Zukunft. — Zu den eingelegten Arbeiten wieder zurückkehrend: weiss man, dass diese in den letzten Jahrzehnten nicht in der Mode waren. Dies mag vielleicht die Ursache sein, dass man sie auch auf der Ausstellung so spärlich vertreten fand. Neuestens, wo es zur wahrhaften Manie wird, Möbel jeden Alters und Styls nachzuahmen, treffen wir auch eingelegte Möbel in grösserer Anzahl an. Es wäre schade, diesen Zweig der Kunstindustrie ganz ausser Acht zu lassen, besonders, wenn man sich gegenwärtig hält, welch ein geschickter Schnitzer der Ungar ist, und dass ja auch die an sich unnütze Laubsägerei, welche so zu sagen ein Vorstudium der Intarsia-Arbeiten ist, bei uns sich grosser Verbreitung erfreut. Von erstaunlich feiner Ausführung waren jene kleineren Holzgegenstände, als: Papiermesser, Fächer, Stöcke, Schnallen u. a. m., welche als für den Westen bestimmte Erzeugnisse der orientalischen Industrie im bosnischen und zum Theil im orientalischen Pavillon zu sehen waren. Der auf den dunklen oder ganz schwarzen Holzgrund eingelegte feine Silberfaden war von angenehmer Farbenwirkung; das Decorative zeigte die Wiederholung der Motive der im ganzen Orient verbreiteten Silber-Filigran-Arbeit: derselbe Blumenschmuck, dieselben feinen Arabesken. Mit eben dieser Technik, obgleich roherer Ausführung, und mit ungarischen decorativen Motiven, werden bei uns Stöcke und Messerklingen an mehreren Orten durch die Hausindustrie erzeugt.

Als Specialität verdienen erwähnt zu werden die in chinesischer Manier ausgeführten Möbel des Tischlers Stephan Házas in Budapest, welche seinerzeit auch auf der Ausstellung unseres Vereines zu sehen

waren, und die in Ansehung ihrer Zierlichkeit und netten Ausführung einen angenehmen Eindruck machten. — Irren wir nicht, so waren auch die, mit chinesischen Motiven sehr sorgfältig geschmückten Bauern-Möbel in der Speisesalons-Nische der Gebrüder Dósa ebenfalls eine Arbeit des Stephan Házas.

Nicht minder zu beachten waren die Specialitäten von wahrhaft malerischer Wirkung mit den spitzenartig geschnitzten Gesimsen und überaus fein gearbeiteten Gittern in den orientalischen Zimmer-Nischen, welchen man in dem bosnischen und orientalischen Pavillon, in letzterem von dem orientalischen Museum in Wien und dem Kaufmann Sachiry ausgestellt, begegnete.

Bei dem mit der Möbel-Industrie in enger Verbindung stehenden Tapezierer-Gewerbe — besonders seitdem die Renaissance- und Roccoco-Zimmer-Einrichtungen in die Mode kommen — ist entschieden ein Fortschritt wahrzunehmen. Es wendet sich die Mode mit Recht von jenen sehr geschmacklosen Salon-Möbeln ab, an welchen keinerlei Holz, sondern nur Tapezierer-Arbeit zu sehen ist.

Auf schwachen Füssen steht die Schnürmacher- und Posamentirer-Industrie, welche doch das Tapezierer-Gewerbe vervollständigt; denn ohne Schnüre und Fransen lässt sich ein stylgemässer Stuhl oder Divan wohl kaum denken. An unsern Möbeln finden wir sehr selten etwas anderes, als die gewöhnlichen Borten und Posamentir-Erzeugnisse; was uns in dieser Beziehung Geschmackvolleres auffält, stammt grösstenteils aus dem Auslande. In Budapest scheint hauptsächlich nur die Firma «Gustav Fischer's Nachfolger» sich mit derlei feinerer Posamentir-Arbeit zu beschäftigen. — Es wäre angezeigt, in dieser Richtung einem besseren Geschmack Bahn zu brechen und auf diese Weise unsern Schnürmachern eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, da sie ja alle, nach dem Verschwinden der ungarischen Mode, wegen Geschäftsstockung klagen. Was ein ernstes Streben für überraschende Resultate liefern kann, davon hatten wir den Beweis des Pariser Posamentirers Camille Weber, auf der Antwerpener Ausstellung, dessen Schaukasten ausschliesslich aus stylgemässen Schnürmacher-Arbeiten bestand.

Zur Holzindustrie zurückkehrend: werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Vergolder-Arbeiten, die sich fast allein nur auf übermässig goldige Blumen-Étagéren, Spiegeltische und gewöhnliche Goldrahmen beschränken. — Die Herstellung feinerer Rahmen von künstlicher Ausgestaltung, zumal wenn nicht eine einfache Copie, sondern die Ausführung von selbstständigen Entwürfen verlangt wird, begegnet noch grossen Schwierigkeiten, und kommen selbe im Verhältnisse zu den münchner, besonders aber zu den italienischen Rahmen noch sehr hoch zu stehen. Auch in dieser Beziehung wäre es geboten, wenn der Abendcurs des Kunst-Gewerbe-Museums unsern

Vergoldern von Neuem in Erinnerung gebracht würde. Was unsere mit den Vergolder-Arbeiten bis zu einem gewissen Grad in Verbindung stehende kirchliche Bildhauer-Industrie betrifft, so ist diese entschieden nicht concurrenzfähig. In diesem Industrie-Zweige, obschon derselbe sehr lohnend ist, beherrschen den Budapester, ja, den ganzen ungarischen Platz die tiroler und baierischen Bildschnitzer; denn sie arbeiten schön und liefern billige Waare. Unsere ungarischen Industriellen werden auch die tiroler und oberammergauer «Herrgottschnitzer» nicht sobald verdrängen können, denn der Fall kommt nicht vor, dass ein ungarischer Bildhauer um den Preis von 45 Gulden eine bemalte vier Fuss hohe Heiligen-Statue erzeuge; lieber hungert derselbe oder bettelt, unter Berufung auf die schlechten Zeiten, um eine staatliche Unterstützung. Die ausgestellten Arbeiten waren daher nicht die Resultate eines geschäftsmässigen Betriebs, sondern hatten vielmehr die Signatur von dilettantischen Versuchen.

Hier wird es angemessen sein, mit ein paar Worten der Producte unserer Holzschnitzerei-Schule zu gedenken, welche im Unterrichts-Pavillon ausgestellt waren. Im Ganzen machten die Holzschnitzereien keinen günstigen Eindruck; die Ausstellung, abgesehen von einigen zierlichen und als «Meisterstück» gearbeiteten Gegenständen, charakterisirte sehr viel Gerümpel, unbrauchbares Zeug, wenig Geschmack, geringer practischer Sinn, und noch viel unbedeutendere Originalität. Es soll das kein Vorwurf sein, sondern nur die Constatirung des tatsächlichen Zustandes, der seinen natürlichen Grund darin findet, dass unsere Professoren der Holzschnitzerei aus dem Salzkammergut oder aus Berchtesgaden hieher versetzt wurden, oder zum mindesten dort gelernt haben, und die Muster der für Tiroler-Touristen oder Badegäste erzeugten Schnitzereien mit sich brachten und dieselben hier chablonartig ausführen. Zwei von diesen Schnitzerei-Schulen, die der Ofner Lehrer-Präparandie und die in Hosszúfalú befassen sich mit Erfolg auch mit Möbelarbeit; zwei andere, die in Munkács und in Bánffy-Hunyad produciren ausschliesslich Kinderspielzeug. Leider sinkt die letztere seit ein paar Jahren in ihrem Wirken sichtlich herab, wo doch ihre dauerhaften und originellen Spielzeuge von siebenbürgischem volkstümlichem Charakter sich schon eines sehr guten Rufes erfreuten. Von den Kunstschnitzerei-Schulen verfolgt die in Homonna eine gute Richtung, und, wenn ich nicht irre, auch jene in Rimaszombat, die sich mit der Herstellung im Grossen von den zur Tischlerei erforderlichen geschnitzten Latten- und Möbel-Ornamenten zu befassen scheinen, und auf diese Art in ihrer Umgegend ganz bestimmt eine gesunde und einträgliche Hausindustrie begründen werden. — In der Ueberzeugung, dass zur Sanirung der auf der Ausstellung zu Tage getretenen Fehler und Mängel der Holzschnitzerei-Schulen und Lehr-Werkstätten die betreffenden Ministerien in ihrem eigenen Wirkungskreise die nötigen Verfügungen treffen werden

oder bereits getroffen haben, genügt es vielleicht, wenn ich meinerseits hier nur betone, dass der Holzschnitzerei eine practischere, nutzbarere und originellere Richtung zu geben wäre.

Eine Korbflechter-Arbeit, die sich auf den Standpunkt des Kunstgewerbes erhoben hätte, erinnere ich mich nicht auf der Ausstellung gesehen zu haben; meines Wissens befasst sich mit der sogenannten Kunst-Korbflechterei bei uns noch Niemand, wo doch das Land zur Production von Weidenruten genügenden und entsprechenden Raum bietet und hier auch im Volke die Handfertigkeit im Flechten vorhanden ist. Ein Beispiel hiefür die Schilf-, Rohr- und Matten-Flechterei, deren ich bei der Hausindustrie gedenken werde.

* * *

II. *Die Metallindustrie.* Die unser Vaterland im Norden und Osten umschliessenden Karpathen sind reich an Erzadern, auch an der Steinkohle fehlt es nicht und so steht uns das Rohmaterial, bei entsprechender Aufarbeitung, immer reichlich zu Gebote. Wenn wir dennoch das mit diesem Material arbeitende Kunstgewerbe auf der Ausstellung in geringerem Maasse vertreten sehen, als wir es nach dem Reichtum an Erz erwarten könnten: so liegt der Grund dessen zum Teil in dem gegenwärtig noch unentwickelten Kunstgewerbe, zum Teil in geschichtlichen Umständen. Die berühmten Goldschmiede in Siebenbürgen, namentlich die in Klausenburg, sind langsam verschwunden, als am Ende des XVII. Jahrhunderts die selbständigen Fürstentümer, und mit diesen die nach Konstantinopel zeitweise entsendeten Botschaften aufhörten, womit auch das Zeitalter der der Pforte dargebrachten reichen Geschenke sein Ende nahm. Mit der Erhöhung des Geldwertes hörte die Sitte auf, dass die Herrschaften zu Kriegszeiten ihren Reichtum in leicht transportablen Schmuck anlegten.

Die roccoco-gestickten Kleider des XVIII. Jahrhunderts machten die Schnallen und Gürtel, und noch später die Verbreitung des Glases und glasirten Töpfergeschirrs das Silber- und Gold-Tischzeug entbehrlich. Im gegenwärtigen Jahrhundert trat die Zeit der gänzlichen Stagnation ein, welche bis zur Hälfte desselben andauerte. Die berühmten Goldschmiede starben aus; mit ihnen stieg auch ihre Meisterschaft zu Grabe, welche ihre Nachkommen leider nicht ererbten. Die Neuzeit ist es, welche durch fleissiges Sammeln der alten Originale und das Studium derselben das Verlorne zurückzuerobern sich bestrebt.

Was die Aufarbeitung des Goldes und Silbers im modernen Sinne betrifft: so leiden wir an einem, in seiner Art sonderbaren und allgemein bekannten, immerhin jedoch seit Jahren herrschenden Uebel, das wir jährlich mit ungezählten Tausenden von Gulden bezahlen. Während nämlich

das eigentliche Goldarbeiter-Gewerbe (Uhrketten, Ohrgehänge, Ringe, Bracelets und Medaillons) unsern Bedarf nicht nur deckt, sondern alljährlich noch einen bedeutenden Export aufweist: stagnirt das Silberarbeiter-Gewerbe unter den bescheidensten Verhältnissen. In Budapest ist man nicht im Stande einen ganz einfachen Silberleuchter herzustellen. Silberne Tassen (Platten) und Silbergeschirr wird bis nun alles von Wien oder dem Auslande eingeführt. Einige finden die Ursache dieses Verhältnisses darin, dass, seitdem in Folge der neueren technischen Errungenschaften unsere Gewerbsleute mit getriebener Arbeit sich nicht abgeben, die Silberarbeiter-Werkstätte einer sehr kostspieligen Instruction bedarf, wozu sich bisher kein Unternehmer fand; — Andere behaupten, dass die Silberarbeiter die zur Ausführung unerlässlich erforderliche Profil-Zeichnung dem Klempner zu liefern nicht in Stande sind. Da den Silberleuchter auf der Drehbank der Klempner anfertigt, solche Klempner aber, die eine derartige Arbeit fehlerlos zu leisten im Stande wären, wenn sie über einen guten Entwurf verfügen könnten, sind in Budapest auch tatsächlich einige zu finden. Wie dem immer sei, der kunstgewerbliche Verein darf sich vor dieser Tatsache nicht verschliessen. Meines Wissens gedenkt auch unser Mitglied, der sehr verdienstvolle Inspector des kunstgewerblichen Museums Herr Georg Ráth, im Interesse der Hebung des heimischen Silberarbeiter-Gewerbes demnächst einen Antrag zu stellen. Wir sind der Ueberzeugung, dass das Vorgehen des Vereins in dieser Richtung vom besten Erfolge gekrönt sein wird.

Die Export-Artikel von wahrhaft künstlerischer Ausführung der Juwelier-Firmen Egger und Bachruch sind zu bekannt, als dass sie noch einer besonderen Beschreibung bedürften. Allein es geziemt sich, auch derselben zu gedenken. David Egger arbeitet zumeist nach antiken Mustern, nur dieses Jahr (1885) machte er eine Ausnahme dadurch, dass er, als Pächter der Vörösvágáser Opalgruben, die Splitter des Opals sehr geschickt zu Nadeln und Brochen verarbeitete. Diese gute Idee hatte derselbe auch nicht zu bereuen, da Egger hiemit ein brillantes Geschäft machte und das grosse Publikum zu Dank verpflichtete, indem er schöne, billige Sachen rein ungarischer Provenienz zur Erinnerung an die Ausstellung lieferte. — Bachruch ist vor Allem Juwelier, dem es auch gelungen ist, den geschicktesten Wiener Edelsteinfasser (Daffinger) sich vertragsmässig zu verbinden. Damit liefert er auch Schmuck nach antikem Muster, ja derselbe hat seine Werkstätte neuestens auch zur Herstellung von getriebener Arbeit eingerichtet.

Um die Arbeiten und Leistungen unserer Juweliere gehörig zu würdigen, hätte ich dieselben an Ort und Stelle studiren müssen. Es sei mir erlaubt hier nur kurz zu erwähnen der mit vielem Geschmack und sorgfältig ausgeführten getriebenen Silberarbeiten des Karl Herpka jun., Professors der kön. Kunst-Gewerbeschule, und jener des Ludwig Goldschmiedt in Kronstadt; ferner der Emailarbeiten nach antiken Formen des Philipp Link;

dann des Email-Schmuckes (Mohrenkopf, moretti) des A. Gigante in Fiume; der Filigran-Silber-Gegenstände als Specialitäten im bosnischen und im orientalischen Pavillon; endlich der Fabrik von Silber-Esszeug Julius Bartsch, aus welcher auch das für die Ausstellungs-Lotterie bestellte grosse und reiche — vielleicht nur zu sehr überladene — Silber-Besteck herrührte.

Bevor ich zu den Broncen übergehe, sei mir erlaubt, der galvanoplastischen Anstalt unseres Kunst-Gewerbe-Museums zu gedenken, deren Erzeugnisse gerechtes Aufsehen erregten und nicht nur bei uns Käufer finden, sondern auch von den ersten Museen des Auslandes in so reichem Maasse bestellt wurden, dass der diesjährige Vertrieb der Anstalt die Summe von 9000 Gulden beträchtlich übersteigt. Eine andere galvanoplastische Anstalt steht mit der königl. ung. Staatsdruckerei im organischen Verband und befasst sich ausschliesslich mit Erzeugnissen der Druckerkunst. Diese legen Zeugniss ab von einer zielbewussten, künstlerischen Leistung, so vor allem z. B. die Bilder der gesammten Tabakblätter Ungarns in Naturdruck. Diese Publication nimmt auch unter den gleichartigen ausländischen Erzeugnissen ersten Ranges ihren gebührenden Platz ein.

Ist von unserer Bronce-Industrie die Rede, so haben wir zuvörderst die Schlick'sche Actien-Gesellschaft für Eisenguss und Maschinen-Fabrikation zu nennen, als eine Anstalt, die auch schon für den Guss von Erzmonumenten eingerichtet ist, wo jetzt auch das Deák-Monument gegossen wird. Dabei stellt die Firma auch kleinere Broncearbeiten mit vieler Geschicklichkeit her und wird sich nach mehrerer Praxis hoffentlich noch zu einer höheren künstlerischen Bedeutung erheben und namentlich die, die französischen Broncearbeiten so vorteilhaft charakterisirende Patina, Ciselage und kräftige, lebendige Ausführung noch vollkommener sich aneignen. Die Schlick'sche Fabrik nimmt auch durch ihre, zur besonderen Vollkommenheit gelangten Bauverzierungen von Zink, unter den Repräsentanten der Kunstindustrie einen hervorragenden Platz ein.

Unter den Erzeugern von Bronce-Waaren erwähne ich weiter die Testory'sche Actiengesellschaft als solche, die ausschliesslich Lampen, Decorations- und Galanterie-Waaren erzeugt. Mit dem Guss von Monumenten befasst sich dieselbe, wenigstens bis nun, nicht. Ich muss gestehen: diese Actiengesellschaft hatte nicht mit allen ihren ausgestellten Gegenständen Glück, — sie scheint noch mit den Schwierigkeiten des Anfangs zu kämpfen und es mag sein, dass sie auch nicht über die nötigen Fonds disponirt, um Formen und Ciseleurs ersten Ranges verwenden zu können.

Bronce-Arbeiten stellten noch aus Stephan Harsányi und Johann Neuhold, beide der Mode huldigend, und beide, ebenso wie Testory, in erster Linie selbstverständlich als Händler, den Absatz des Gegenstandes im Auge behaltend. Es ist zu beklagen, dass die Modeartikel und zugleich gangbaren Sachen den künstlerischen Anforderungen nur in sehr geringem

Maasse entsprechen. — Die Ursache dieser Erscheinnung glaube ich auf die sogenannten Berliner Current-Broncewaaren zurückführen zu können, welche durch ihre Menge und den billigen Preis die Plätze der Monarchie in strengstem Sinne des Wortes überschwemmt haben. Bei dem grossen Publikum besitzt bekanntlich die Billigkeit in erster Reihe die Anziehungskraft; das war auch der Grund, dass auch unsere Bronceindustrie der deutschen Richtung folgte und die in einer gewissen Entfernung allerdings effectvollen, allein, näher besehen, umso weniger künstlerisch ausgeführten Ornamente der Spätrenaissance, und die in der Kate Greenaway-Manier modellirten Figuren nolens-volens übernehmen musste. Da jedoch auch die bessere und teurere Waare bei uns ein — wenngleich selbstverständlich kleineres Publikum hat, so zweifle ich nicht, dass es dem Kunstgewerbe-Verein gelingen wird, seinen geschmack-veredelnden Einfluss auch auf dem Felde der Bronce-Industrie zur Geltung zu bringen, ohne dass dabei die Einträglichkeit des Industriezweiges Schaden erleiden würde. Allerdings ist unsere Lage, was classische Muster betrifft, eine sehr beschränkte, doch besitzen auch wir immerhin mehrere, nachahmungswürdige römische Gegenstände, die auf Pannoniens Boden ausgegraben wurden oder im Wege der Sammler hieher gelangten. Aber auch von diesen abgesehen, wird sich bei dem regen Verkehr der europäischen Museen Gelegenheit bieten, die altgriechischen und römischen Broncen oder Cinquecentos, nicht minder die modernen französischen, welche in der getreuen und künstlerischen Nachbildung der Natur so hervorragen, dann auch die in letzterer Beziehung unschätzbaren japanischen Broncen zum Muster zu nehmen. Dabei ist das nationale Genre nicht ausgeschlossen, das, falls es charakteristich in künstlerischer Auffassung und entsprechender Form dargestellt ist, immer Abnehmer findet. Hiefür liefert die Firma Wœrffel in Petersburg ein Beispiel, die ihre auf die Antwerpener Ausstellung geschickten, mehrere Hunderte zählenden Broncen, welche durchweg dem russischen Volksleben entnommene Scenen vorstellen, trotz ihres hohen Preises bis auf das letzte Stück verkauft hat. Meiner Ansicht nach leisten wir unserer Bronce-Industrie auch dann einen grossen Dienst, wenn wir in die Form der für den täglichen Gebrauch dienenden Gegenstände, neben Stylmässigkeit, auch eine Abwechslung bringen, damit man nicht durch den fortwährenden Brauch einzelner conventionellen Formen gelangweiligt werde. Ich berufe mich in dieser Hinsicht wieder auf die Antwerpener Ausstellung, auf der der Pariser Dechamps diese Aufgabe herrlich gelöst hat, der eine ganze Reihe Copien von Uhren ausstellte, deren Styl vom XV. Jahrhundert bis in das Empire herabreichte, teils von Original-Uhren teils von nach Miniaturen genommenen Zeichnungen.

Ich muss auch besonders der, im bosnischen Pavillon ausgestellt gewesenen getriebenen Arbeiten aus Silber, Kupfer und Messing, und jener von Eisenblech gedenken, an denen der Reichtum der vertieften Decoration

dadurch gehoben ist, dass oft dieselbe mit schwarzer Farbe eingelassen erscheint, während bei dem versilberten Kupfer aus den Vertiefungen der Ornamentik die Versilberung herausgekratzt ist. Die Technik und Form dieser Gegenstände erinnert in vielem und lebhaft an die indischen und arabischen Producte.

Der am meisten entwickelte und, mit Recht lässt sich sagen, auf dem Niveau des Zeitalters stehende Zweig unseres Kunstgewerbes ist die Kunstschlosserei, die auf der Landes-Ausstellung durch die Arbeiten des Julius Jungfer, Franz Schwadló, Alexander Árkay, des Pressburger Ludwig Marton, ferner der Agramer Georg Hamel und Anton Mesié ausgezeichnet vertreten war. Eine ganz andere Richtung verfolgt Ignaz Vágó, dessen Specialität die feinen Schlösser bilden; wir wollen hoffen, dass auch dieser, eine Lücke ausfüllende Industriezweig sich einer grösseren Ausbreitung erfreuen wird, da, zum mindesten bis in die neuere Zeit, hierzulande Niemand die zu Tischladen oder zu kleineren Luxus-Cassetten (Fachen) notwendigen glänzenden (brunirten) Schlösser angefertigt hat, welche man mit einem gekrümmten Nagel der Reihe nach nicht zu öffnen im Stande wäre. Zu den Kunstschlossern zurückkehrend: ist diesen das sorgfältige Studium von wahrhaft guten Mustern nicht genug anzuempfehlen, damit, wenn sie vom Auslande in die Heimat zurückkommen, ihr Kunstgeschmack nicht verfalle, und auch sie nicht in den Fehler der überladenen Künstelei geraten, die Zierlichkeit nicht auf Kosten der Verwendbarkeit betreiben und keine Arbeiten unternehmen, welche mit der Natur und Bestimmung des Eisens nicht übereinstimmen. Das sind solche Fehler, deren wir in grösserem oder kleinerem Maasse auf dem Gebiet der Kunstschlosserei sehr oft begegnen.

Ich kann nicht umhin, noch eines künstlerischen Industriezweiges zu gedenken. Das ist das Stanzenschneiden. In den diversen Industriezweigen, besonders bei den Lederarbeiten bedürfen wir sehr der Stanzen und Blöcke. Und doch war auf der Ausstellung, ausser Stanzen und Blöcken von Stickmustern und Gummi-Stampiglien, nichts derlei zu sehen. Tatsächlich steht die Sache so, dass unsere Buchbinder die Stanzen vom Ausland zu beziehen gezwungen sind. Allein ohne gute Stanze ist eine correcte und präcise Buchbinder-Luxusarbeit nicht denkbar. Wir müssen deshalb auf die Einbürgerung dieses Industriezweiges besonderes Gewicht legen.

* * *

III. *Die Steinindustrie.* Die geringe Ausbildung unserer Marmorindustrie muss auf uns unstreitig einen deprimirenden Eindruck hervorbringen, wenn wir bedenken, wie reich die Muttererde des Landes an verschiedenfarbigem Marmor ist. Allein nur das Baranyaer Comitat hat 36 Marmor-Species, wie dies die im National-Museum befindliche Tabelle

dartut. Und dass trotzdem unser Marmor zur kunstgewerblichen Aufarbeitung kaum benützt wird, ist zwei Haupt-Ursachen zuzuschreiben. Der Marmor kann im Freien unseren klimatischen Verhältnissen nicht dauernd widerstehen, — deshalb wird auch zum hauptsächlichen Verbrauch, zu Grabmonumenten, der härtere Mauthausener Granit, der Syenit und Trachyt, und der sehr harte sogenannte schlesische Marmor verwendet. Da aber die Bearbeitung des härteren Materials schwieriger und kostspieliger ist, daher zur figuralen Ornamentik, abgesehen von der Farbe, nicht verwendet wird: so haben unsere Grab-Denkmale fast ausschliesslich nur die Form des Kreuzes oder jene des Obelisken. Die in Italien so sehr gebräuchlichen Grabmonumente von Carrara-Marmor mit figuraler Ornamentik könnten bei uns nur unter einem, wenigstens halbgedeckten, Raum bestehen. Es wäre angezeigt, die Hauptstadt aufmerksam zu machen, dass sie in dem neu zu eröffnenden allgemeinen Friedhofe nicht nur entlang der Umfriedungsmauer, sondern auch in den einzelnen Abteilungen (Turnus), oder auch in der Mitte derselben Plätze anweise für mit Arcaden versehene ständige Gräber.

Der zweite Grund, warum unser Marmor nicht in entsprechendem Maasse aufgearbeitet wird, besteht darin, dass man zur inneren Decorirung unserer prunkvolleren Gebäude wenig Marmor verwendet, und auch dieser, weil er so billiger zu stehen kommt, aus dem Ausland bezogen wird. Die Folge dieses geringen Verbrauchs ist dann, dass unsere Marmorbrüche nicht gehörig instruirt und ausgebeutet werden, die dahin führenden Strassen schlecht sind und so das Material teuer ist. Eine Ausnahme macht nur der Piszkeer und Süttöer Marmor, welchen, sammt dem Sóskuter Stein von vorzüglicher Beschaffenheit, die Hauptstadt zu baulichen und gewerblichen Zwecken in grossem Maasse verbraucht. Der sogenannte Zsoboker Marmor, welchem wir auf allen unseren Ausstellungen begegnen, ist eigentlich kein Marmor, sondern ein unreiner Alabaster, welcher, da derselbe leicht zu bearbeiten ist, vielmehr zur Herstellung von Erinnerungsgegenständen localer Natur verwendet wird, aber kaum berufen ist, auf dem Felde des Kunstgewerbes eine bedeutendere Rolle zu spielen, da sein Material gebrechlich und seine Farbe unschön ist.

Derselben Beurteilung unterliegt auch der Dobsinaer Serpentinstein, welcher sich ebenfalls kaum über das Niveau des localen Interesses erhebt. Eine gefälligere Aufarbeitung und die dunklere Färbung des fahlen, graugrünen Materials durch Beizung, wie dies in Sachsen üblich ist, könnte diesem Industriezweig einen Impuls geben. Der prächtige, tiefdunkle durchscheinende Serpentin von Borostyánkö (Bernstein) im Eisenburger Comitat, wovon ein ähnlicher nur in Russland vorkommt, und der viel härter ist als jener von Dobsina, ist auch entschieden wertvoller. Die von dem Drechsler Josef Höfer ausgestellten Gegenstände fielen durch ihre hervorragend gefällige und stylgemässe Form auf, und verrieten auf den ersten Blick, dass

die Zeichnung derselben der Hand eines geübten Künstlers entsprungen; trotz ihres hohen Preises wurden dieselben auch bis auf das letzte Stück verkauft. Ich bin überzeugt, dass der Serpentin von Borostyánkő in vergoldetes Silber oder Bronce gefasst, ein sehr gesuchter Schmuck unserer Wohnräume werden kann. Bezüglich der Unterstützung dieses Industriezweiges in dieser Richtung, werde ich die Ehre haben, dem geehrten Verein einen motivirten Bericht zu erstatten.

Nennenswert ist noch der sogenannte Kunststein der Firma Matseke und Schrödl. Es ist dies eine Cementmischung, die zur Deckung von Mauerwerk und zu verschiedenen baulichen Verzierungen sehr geeignet scheint, und die in Ansehung der leichten Aufarbeitung und ihrer Dauerhaftigkeit, wie es scheint, einer schönen Zukunft entgegensieht.

* * *

IV. *Die Thonindustrie.* Wenn wir durch das Haupttor der grossen Industriehalle eintreten, gelangen wir unmittelbar zu den Kunstgegenständen der Thonindustrie. Die Direction der Ausstellung hat diesem Zweige einen vorzüglichen Platz gesichert, und das mit Recht, denn in unserem modernen Kunstgewerbe gebührt die erste Stelle unstreitig dem Fayence. Das war bis in die neueste Zeit — denn heute kauft das Ausland auch schon die Erzeugnisse unserer Kunstschlosser — der einzige Gegenstand des heimischen Kunstgewerbes, welchem wir im Ausland fast aller Orten begegnen konnten, obgleich die Händler den ungarischen Ursprung desselben, leider, in den meisten Fällen verschweigen, ja zumeist gänzlich verleugnen. Dies widerfährt den Erzeugnissen des Zsolnay in vielen Fällen, da diese im Auslande unter der Wiener Firma «Wahlis» paradiren.

Der natürlichen Reihenfolge nach, beginne ich meine Rundschau mit dem Porcellan, und zwar mit den Producten der Herender Fabrik. Herend erfreute sich in den vierziger Jahren, seinem Blütenalter, eines Weltrufes. Der Gründer der Anstalt, Moritz Fischer, hat zwar, streng genommen, wenig selbstständige Werke geschaffen, aber nach den Mustern des Wiener, Meissener, Sèvreser und chinesischen Porcellans gearbeitet und Tüchtiges geleistet. Unter der Leitung seiner Söhne hat der Kunstwert des Herender Porcellans abgenommen. Vor zwei Jahren hat der Herr Minister für Ackerbau, Handel und Gewerbe die Fabrik, um sie vor gänzlichem Ruin zu bewahren, grossmütig in Schutz genommen und jetzt hat sich diese Anstalt zu einer unter der Aegide des genannten Ministeriums stehenden Actiengesellschaft constituirt.

Diese Gesellschaft ist viel neueren Datums, als dass sie Zeit gehabt hätte, in Bezug auf die Herstellung des Herender Porcellans gründliche Reformen zu schaffen. Die von der Gesellschaft ausgestellten Gegenstände

waren teils nach den Mustern alter Fabriken, namentlich derer in Wien und Meissen, teils nach Vorlage der chinesischen Producte gestaltet. Man kann hoffen, dass bei kräftiger Unterstützung der Regierung, die nach den obigen Mustern erzeugten Gegenstände in kurzer Zeit wieder ihren alten glänzenden Ruf erreichen und was Zeichnung betrifft, feiner, in der Färbung kräftiger erscheinen werden. Die Herender Fabrik hat auch eine neue Richtung eingeschlagen, indem sie die ungarischen volkstümlichen Verzierungen in sehr feiner Ausführung und geschickt auf das Porcellan anwendete; diese Neuerung wäre vielleicht noch glücklicher ausgefallen, hätte nicht die Form der Porcellan-Gegenstände und die hie und da überaus zarte Zeichnung so lebhaft an das massenhaft erzeugte böhmische Porcellan erinnert.

Ich würde die Aufgabe der Herender Porcellanfabriks-Gesellschaft darin gelöst sehen, wenn dieselbe den alten, künstlerischen Ruf des Herender Porcellans wieder herzustellen bestrebt wäre; hiezu aber sind erforderlich ein vorzüglicher Former, einige hervorragende Porcellan-Maler, ein tüchtiger Chemiker und vor allem sehr viel Geld zur Entlohnung derselben. Allein, da sich die rein künstlerische Richtung nicht auszahlt, und zu befürchten ist, dass das nach böhmischem Muster hergestellte, zum massenhaften Vertrieb bestimmte Porcellan mit dem böhmischen Erzeugniss, bei unseren teureren Productions-Verhältnissen, die Concurrenz nicht bestehen wird: müsste ein Mittelweg eingeschlagen werden, derart, dass man die künstlerisch schöne Form mit einfärbigem, jedoch kräftigem Dessein verbindet, das will sagen, dass die Gesellschaft ein billig zu erzeugendes Porcellan zu guten Preisen in Verkehr zu bringen im Stande sei. Ein Beispiel hiefür bietet Meissen's unerschöpfliche Goldgrube, der sogenannte «Zwiebel-Dessein». Ohne diese Art der Verzierung nachzuahmen, finden wir in den alten Holicser Traditionen Formen und Verzierungen, die zu diesem Zweck mit geringer Abänderung wohl zu gebrauchen wären.

Der Herender Fabriks-Gesellschaft gegenüber war die Ausstellung des Theodor Hüttl. Dieser befasst sich ebenso wie Michael Láng, ausser seinem grossen Geschäfte, auch mit Porcellan-Malerei; es waren von ihm mehrere sehr hübsche Sachen zu sehen, die zu dem Schluss berechtigen, dass er seine Arbeiter zum Teil aus den böhmischen Fabriken bezog, ja, wahrscheinlich steht bei ihm auch ein einstiger, besserer Arbeiter der Wiener Fabrik in Verwendung.

Von den Schöpfern unserer Porcellan-Industrie, den Mitgliedern der Familie Fischer von Farkasháza, hatten sich drei an der Ausstellung beteiligt. Fischer aus Herend befasste sich eigentlich nur mit dem Verkauf der nach der Uebergabe der Fabrik ihm verbliebenen Gegenstände, während die Fischer aus Totis und Klausenburg nur als Porcellan-Maler auftraten. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich dem Totiser Fischer den ersten Platz einräume.

Der ungarischen Thonindustrie verlieh aber den so sehr verdienten guten Ruf in neuerer Zeit nicht das Porcellan, sondern das moderne Fayence, welches auf der Ausstellung drei Fabrikanten vertraten: Wilhelm Zsolnay, Ignaz Fischer und Michael Láng. Von diesen gebührt nach der Anciennität, aber nicht minder in Ansehung der Feinheit der Ausführung und wahrhaft künstlerischer Aufarbeitung dem Zsolnay in Fünfkirchen die Priorität; die künstlerischen Hände seiner Töchter verwenden die Ornamentik der Tolna-Baranyaer Hausindustrie mit vielem Geschicke bei den Erzeugnissen der Fabrik; dabei liebt Zsolnay auch die chinesische und japanesische Ornamentik; allein sein Ausgangspunkt sind Racinet's alte Muster von Cypern. Zsolnay liefert seine Erzeugnisse im Grossen an Wahlis in Wien, der sie dann überall unter seinem eigenen Namen ausstellt; ferner nach Russland und Amerika. Als Curiosum sei erwähnt, dass Zsolnay's Erzeugnisse nach Budapest über Wien gelangen.

Es wäre interessant zu wissen, ob er selbst, oder aber die hiesigen Händler daran Schuld sind; die Klarstellung von derlei Fragen wäre geeignet einige unserer, einer Sanirung bedürftigen industriellen Verhältnisse ins wahre Licht zu setzen. — Ein anderer Fabrikant von Fayence ist Fischer in Budapest, der in Vielem den Spuren Zsolnay's folgte, jedoch die chinesichen Muster mit mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit anwendete, als jener; es ist dies sozusagen seine eigene Specialität. Obgleich Fischer in der Feinheit der Verzierung auch künstlerische Fähigkeit besitzt, so erreicht er doch Zsolnay nicht, auch sind seine Farben nicht so gleichmässig als die des letztgenannten. — In der Majolika-Fabrikation ist der dritte, neueste, sozusagen noch Anfänger, Michael Láng — oder, wie die Firma im Catalog heisst, «Láng und Mayer», dessen Majoliken aus der Fabrik in Városlőd, obgleich sie gleichfalls von Racinet, beziehungsweise von Zsolnay ihren Ausgangspunkt nehmen, doch immerhin am treuesten die originellen, urmagyarischen, sogenannten «szür»-Verzierungen bewahrt haben.

In der Färbung offenbart sich allerdings noch eine gewisse Härte, und entschieden unangenehm berührt der Umstand, dass die grüne Farbe die den Grund bildende weisse Glasur oft ganz angreift. Immerhin sind jedoch die Láng'schen Fabrikate sehr gefällig, fanden auf der Ausstellung reissend Absatz und werden zweifelsohne in kurzer Zeit als die würdigen Concurrenten der Erzeugnisse der vorhin genannten zwei Fabriken erscheinen.

Aus Croatien stellten Josef Bauer und die Keramische Abteilung der Agramer Gewerbeschule Fayence aus; auch diese Arbeiten präsentiren sich als sehr gefällige, unterscheiden sich von den ungarischen Erzeugnissen durch ihre kältere Grundfarbe, und auch ihr nationaler Blumenschmuck ist von unserm verschieden, da sich die croatischen Erzeuger strenge an die dort üblichen volkstümlichen Muster halten.

Mit den im kroatischen Pavillon ausgestellten Majoliken, was Glasur und Färbung, vielleicht auch was Decorirung betrifft, zeigen sehr grosse Verwandtschaft jene Brussaer modernen Majoliken, welche, für das Kunst-Gewerbe-Museum gesammelt, im orientalischen Pavillon Platz fanden. Wenn diese, im Ganzen genommen, auch einen ziemlich guten Eindruck hervorbringen, so erreichen sie doch keineswegs weder was glänzende Farbe, noch den künstlerischen Wert der Zeichnung betrifft, die alten Arbeiten von Brussa und Cypern.

Die feineren Kachelofen-Arbeiten waren auf der Ausstellung, im Gegensatz zu dem industriellen Wert und dem Reichtum der ausgestellten Fayence-Erzeugnisse, in sehr ungünstigem Verhältniss repräsentirt; dieselben schienen fast ganz zu fehlen, wo wir doch über ein so vorzügliches Material verfügen. Dass unser Volk auch die Handfertigkeit hiezu besitzt, beweist unsere sehr schöne Töpfer-Industrie. Trotz alldem wandern jährlich mehrere hunderttausend Gulden für Oefen ins Ausland. War die Hafner-Ofen-Industrie schwach vertreten, so offenbarte eine noch grössere Armut unser volkstümliches Töpfergewerbe. Es scheint, dass von den Töpfern in der Provinz sehr viele ihre Erzeugnisse der Ausstellung nicht wert fanden; die Folge war, dass dieser Zweig die einzige Unterabteilung bildete, die nicht ausgefüllt wurde, ja, deren einzelne Standorte ganz leer blieben.

Was die mit dem Baugewerbe in Verbindung stehenden keramischen Erzeugnisse angeht, so waren diese sehr schön und den Kunst-Anforderungen entsprechend repräsentirt. Auch hier begegnen wir Zsolnay, dessen Producte in der Praxis sehr angemessen angewendet erschienen, zum Teil an der Kunsthalle selbst, teils als Deck-Ziegel färbiger Decorirung in der Gruppe des Baugewerbes, wo auch die Dampf-Ziegel-Fabrik in Steinbruch, dann die Drasche'sche Ziegelfabriks-Gesellschaft sehr viele zierliche und geschmackvolle Terracotta-, Keramit- und Kunst-Ziegel-Producte ausgestellt hatte.

Schliesslich können wir nicht unerwähnt lassen die Ausstellungen der Modern-er und Ungvár-er Töpfer-Industrie-Schulen und jene der keramischen Abteilung der hauptstädtischen Gewerbe-Zeichnen-Schule, von denen (da die zwei ersten zur Fortbildung der einschlägigen Provinz-Industrie dienen) in der Färbung einfachere, in der Decorirung den ungarischen volkstümlichen Typus darstellende Töpferarbeiten zu sehen waren; während die hauptstädtische Gewerbe-Zeichnen-Schule mit Vorliebe teils die Zsolnay und Fischer'schen, teils die rein salonmässigen Decorirungen zu pflegen scheint. (Schluss folgt).



BEITRÄGE ZUR BIOGRAPHIE WOLFGANG BOLYAI'S.

Von dem weltberühmten ungarischen Mathematiker, dem erhaben fühlenden und denkenden Dichterphilosophen Wolfgang Bolyai, diesem ausserordentlichen Geist, ist bis auf den heutigen Tag weder eine wissenschaftliche, noch literarische Charakteristik, ja nicht einmal eine Biographie geschrieben worden. Alles, was ein dankbarer Schüler über ihn liebevoll aufgezeichnet und veröffentlicht,[1] und was der begeisterte Eifer eines Landsmannes nichtungarischer Muttersprache gesammelt und dem Auslande mitgeteilt hat,[2] sind lückenhafte Bruchstücke. Auch der greise siebenbürgische Gelehrte, der mit der Vielseitigkeit seines Geistes seinem ehemaligen alten Freunde nicht blos nahekommt, sondern ihn sogar überflügelt, zögert noch immer mit der Erfüllung seines Versprechens, in einer hier in der Akademie zu haltenden Denkrede »dem Vaterlande den ausserordentlichen Genius in seiner vollen Gänze vorzuführen.« Und doch sind es bereits 28 Jahre, dass die Erde seine Asche deckt. Seine Grabstätte bezeichnet heute nicht mehr blos der Pónyik-Apfelbaum, den seinem letzten Wunsche gemäss eine liebende Hand darauf pflanzte, sondern auch ein schönes Grabmal, womit vor einigen Wochen[3] das Maros-Vásárhelyer Collegium den ausgezeichneten Professor, die Wissenschaft, vor Allem aber sich selbst geehrt hat. Auch gelegentlich dieser schönen Denkfeier erhielten wir nicht, was wir mit Fug erwarten durften, eine erschöpfende Biographie und wissenschaftliche Charakteristik des Gefeierten. Dessenungeachtet können wir dieser Feier auch in dieser Hinsicht viel verdanken: denn sie bewog den Sohn Bolyai's, Gregor Bolyai, Gutsbesitzer im Gross-Kokelsburger Comitate, aus seinen Familienacten und Jugenderinnerungen mancherlei interessante Daten aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen, durch Freundes Hände hindurch zu mir gelangt, und nachdem ich sie geordnet, zusammengestellt und so gut als möglich in organischen Zusammenhang gebracht, lege ich hiemit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mit der Ueberzeugung vor, dass sie auch den geringsten Beitrag freundlich entgegennimmt, der auf das Leben oder die Charakteristik ihres ehemaligen glorreichen Mitgliedes Bezug hat.

Wolfgang Bolyai de Bolya, der Sohn Caspar Bolyai's und seiner

[1] LUDWIG RÉTHI in »Országtükre« Jg. 1863, »Vasárnapi Ujság« Jg. 1870 und »Uj Korszak« Bd. I.

[2] FR. SCHMIDT, La science absolue de l'espace. Paris, 1868, und in Grunerts Achiv Bd. 48. »Aus dem Leben zweier ungarischer Mathematiker.«

[3] In Monate Oktober 1884.

Gattin Christine Pávai-Vajna, wurde am 9. Februar 1775 zu Bolya in dem unlängst aufgelösten Unter-Albenser Comitate geboren.

Sein Vater, Caspar Bolyai, verbrachte sein Leben in seinem Comitate als Stuhlrichter und Arendae perceptor. Er war begütert in Bolya und nach seiner Gattin in Domáld im Klein-Kokelsburger Comitate. Er führte seine Wirtschaft mit Fleiss und viel Industrie, so dass seine Compossessoren von ihm sagten: «Wenn Caspar Bolyai lang lebte, würde er alle kahlen Berge in Bolya grün machen.» Und doch traf ihn viel Missgeschick in seinem Leben: seine Gattin starb frühzeitig und das Feuer verzehrte dreimal sein ganzes Hab und Gut. Aber die Schicksalsschläge brachen den Mann von philosophischer Denkweise und festem Charakter nicht. Er starb 1804, in demselben Jahre, in welchem sein Sohn Wolfgang in Maros-Vásárhely zum Professor gewählt wurde. Sein jüngerer, 1778 geborener Sohn Anton wurde später der berühmte Obernotär des Ober-Albenser Comitates.

* * *

Wolfgang Bolyai wurde von seinem Vater — nachdem dieser ihn zuhause ungarisch und lateinisch lesen gelehrt hatte — siebenthalb Jahre alt am 1. September 1781 in das Nagy-Enyeder Collegium unter die Hand des Privat-Präceptors Johannes Herepei geführt. Der kleine Knabe gab schon bei seinem ersten Eintritte ein Zeichen seines Genies. Der Präceptor, der seine Fähigkeit auf die Probe stellen wollte, gab ihm nämlich ein kleines lateinisch-ungarisches Wörterbuch in die Hand, damit er daraus einige Wörter auswendig lerne. Der Knabe ging aus dem Zimmer, kehrte nach einigen Minuten zurück, gab das Wörterbuch dem Lehrer in die Hand und sagte, ohne eine Frage abzuwarten, 100 lateinische Wörter mit ihren Bedeutungen, wie sie aufeinanderfolgten, her, wodurch er das Erstaunen sowohl des Lehrers, als der übrigen im Zimmer Anwesenden erregte.

Dem Anfang entsprechend ging er in sämmtlichen Lehrgegenständen mit Riesenschritten vorwärts; im Lateinischen war er schon als Syntaxist so fest, dass sein damaliger Lehrer die lateinischen Stilübungen der Logiker durch ihn corrigiren und seine Privatstunden, wenn er selbst durch dringende Agenden daran verhindert war, durch ihn geben liess. Sein ausserordentliches Talent trat auch in anderer Richtung zu Tage; er hatte schon als junger Knabe eine so erstaunliche Fertigkeit im Improvisiren lateinischer Verse, dass ihn der Apparitor als Wunder-Erscheinung im Collegium von Zimmer zu Zimmer führte, wo er über die von den Studenten aufgegebenen Themata aus dem Stegreif lateinische Verse sagte.

Da sein hervorragendes Talent bald allgemein bekannt ward, ersuchte der ältere Baron Simon Kemény seinen Vater, er möchte erlauben, dass er, als Correpetitor neben seinem Sohne, dem jüngeren Baron Simon Kemény,

von dem Erzieher des jungen Barons, Adam Herepei, Unterricht erhalten dürfe. Der Vater willfahrte, zum Glücke des Knaben, dem Ersuchen, riss den vielleicht erst die Rhetorik frequentirenden Knaben aus der Schülerschaar heraus und gab ihn als Privatschüler hin. Er setzte seine Studien auch hier mit dem besten Erfolge fort und ging, nachdem er die höheren Wissenschaften in Enyed und Klausenburg mit Vorzug absolvirt hatte, um das Jahr 1798 mit dem jungen Baron auf die Universitäten Jena und Göttingen.

Gelegentlich ihrer Reise nach der Universität besuchten sie in Wiener-Neustadt mit Simon Kemény die dortige Artillerie-Akademie, und als Bolyai da die schweigenden, aber an ihrem Orte desto gewaltiger redenden Kanonen erblickte und die Akademiker in ihren Zimmern an ihren Tischen vor der aufgeschlagenen höheren Mathematik von Vega dasitzen sah, wurde die feurige Phantasie seines Genius von der poetischen Seite des Soldatenberufes dermassen ergriffen, dass er keinen Schritt weiter gehen und mit aller Gewalt als Soldat dableiben wollte. Simon Kemény vermochte ihn nur mit eindringlichen Bitten dazu zu bewegen, dass er mit ihm die vorgesteckte Reise auf die deutschen Universitäten fortsetzen und sich von ihm nicht trennen möge.

Auf der Universität vertiefte er sich seiner eigenen Aussage gemäss derart in die Theologie, dass er ein ganzer Fanatiker wurde, bis er endlich, von seinem Fanatismus sich ernüchternd, sich vollständig der Mathematik widmete und einmal in Jena an der Saale spazierend in tiefem Nachdenken auf die allgemeinere Auffassung des Raumes kam. Diesen Gedanken hat sein Sohn Johannes später eingehend entwickelt und er sichert dem Namen Bolyai die Unsterblichkeit in der Geschichte der Mathematik.

An den Universitäten studirte er so ausgezeichnet und wurde seines Talentes wegen von den deutschen Gelehrten derart liebgewonnen, dass sie ihm nach Beendigung seiner Studien eine Professur angeboten haben sollen. Ungeachtet dessen aber, dass er sich im Kreise der deutschen Studenten sehr wohl befand und insbesondere mit Gauss im innigsten freundschaftlichen Verhältnisse stand, bemächtigte sich seiner das Heimweh und er kam unter vielen Kämpfen — von Göttingen bis Wien zu Fuss — in seine gebirgige Heimat zurück.

Bald nach seiner Heimkehr verehelichte er sich und liess sich im Klein-Kokelsburger Comitat, in Domáld, auf einem Teil-Besitz seiner Mutter für so lange nieder, bis er sein Talent und seine reichen Kenntnisse anderweitig verwerten konnte. — Auf ökonomischem Gebiete zeichnete er sich in der leidenschaftlich cultivirten Pomologie und Anlegung von Gärten nach englischem Geschmack aus. Wiewohl diese Beschäftigung seinem ästhetischen Geschmacke hinreichende Befriedigung bot, genügte seinem hochstrebenden und mitteilsamen Geiste die stumme Gesellschaft der Bäume und Blumen

nicht und er konnte sich auch nicht unbemerkt im Laubschatten seines Gartens verbergen. Am 4. Februar 1804 erhielt er einen Ruf auf den am evang. ref. Maros-Vásárhelyer Collegium erledigten Lehrstuhl für Mathematik, Physik und Chemie. Er nahm den Ruf an und schied für immer von seinem geschmackvoll angelegten Domálder Garten und seinen teuren Pónyik-Apfelbäumen. Er übersiedelte nach Maros-Vásárhely in eine der Professoren-Wohnungen und verblieb in derselben bis zu seinem Tode. Er gestaltete auch dieses Grundstück zu einem völligen Akazienwalde um und legte auch hier einen schönen Garten an. In den vierziger Jahren kam ihn einmal die besondere Laune an, dass er hier nicht länger bleiben und in eine andere Professoren-Wohnung übersiedeln wolle, deren vorherige Umgestaltung und Verschönerung er sich auch viel kosten liess, und als er übersiedeln sollte, umarmte er der Reihe nach seine von ihm gepflanzten und dick gewordenen Akazienbäume, um sich von ihnen zu verabschieden, und konnte sich schliesslich von dem alten Orte doch nicht trennen, liess die umgestaltete, schön hergerichtete neue Wohnung im Stich und verblieb auch ferner bis zu seinem Lebensende unter den Laubkronen seiner lieben Bäume.

Die gelegentlich des Antrittes seiner Professur am 4. Mai 1804 gehaltene und von den Zeitgenossen sehr hoch gepriesene Antrittsrede ist unter seinen Familienpapieren nicht vorfindlich, befindet sich aber wahrscheinlich im Archiv des Maros-Vásárhelyer Collegiums. Er musste ausser der Mathematik auch die Physik, ja sogar die Chemie vortragen. Als junger Professor benützte er Vega's Mathematik als Handbuch und gab anfangs keine mathematischen Werke heraus, wiewohl er an solchen unausgesetzt arbeitete. Er begann seine literarische Laufbahn mit schönliterarischen Werken, indem er 1817 seine in der alten Zeit viel gelesenen «Fünf Trauerspiele» («öt szomorú játék») und 1818 den «Pariser Prozess» publicirte. Auch Franz Toldy tut derselben in seiner Literaturgeschichte Erwähnung, kurz dazu bemerkend, dass sie in Siebenbürgen gelesen wurden. Ich höre, dass Toldy's Nachfolger auf dem Universitäts-Lehrstuhl für ungarische Literaturgeschichte (Paul Gyulai) die schönliterarischen Leistungen Bolyai's besser zu würdigen weiss.

Er hat ferner Folgendes aus dem Englischen und Deutschen ins Ungarische übersetzt: Pope's «Versuch über den Menschen» 1819 und in demselben Bande die Hymnen von Milton und Thomson und mehrere Gedichte von Gray; von Schiller: «An die Freude», «Die Ideale», «Das Lied von der Glocke» und die «Resignation». Im 1875-er Jahrgange der Zeitschrift «Daheim» («Otthon») hat Ladislaus Névy Bolyai als Dichter gewürdigt.

Die Herausgabe dieser Werke auf eigene Kosten, der 4 Jahre dauernde Irrsinn seiner ersten Gattin, die Erziehung seines älteren Sohnes, Johann, an der Wiener Genie-Akademie hatten zur Folge, dass Bolyai, bei dem damals sehr geringen Professorsgehalte und seinem denselben nicht

hinreichend ergänzenden, bescheidenen Privateinkommen, in schwere materielle Verlegenheiten geriet, so dass er um 1820 den ernstlichen Entschluss fasste, mit der Professorscarrière definitiv zu brechen und sich um ein Staatsamt zu bewerben. Zu diesem Zwecke concurrirte er auch auf eine damals erledigte ärarische Oberförsterstelle und lernte seiner eigenen Aussage gemäss 40 Stück Bücher auswendig, um sich zu diesem Amte zu qualifiziren, dessenungeachtet wurde das Amt — entweder weil man aus dem gelehrten Professor keinen genug geschickten Oberförster heraussah, oder wegen seines protestantischen Glaubensbekenntnisses — einem Anderen zuerkannt und Bolyai verblieb zum grossen Glücke der ungarischen Wissenschaft auch weiterhin auf seinem Professorsposten. Seine materiellen Verhältnisse besserten sich dann auch allmählig, worin sein Freund und ehemaliger Zögling Baron Simon Kemény ihm auch sehr beihilflich war. So konnte er denn auch die Veröffentlichung seiner mathematischen Werke in Angriff nehmen. Diese sind in ungarischer Sprache die folgenden:

1. Arithmetika eleje. (Elemente der Arithmetik) Maros-Vásárhely, 1829—1830.

2. Arithmetika eleje kezdőknek. (Elemente der Arithmetik für Anfänger). Ohne Ort und Jahr, vermutlich 1845.

3. Az arithmetikának, geometriának és fizikának eleje. I. kötet. (Elemente der Arithmetik, Geometrie und Physik. I. Bd). M.-Vásárhely, 1843.

4. Ürtan elemei kezdőknek (Elemente der Raumlehre für Anfänger). Ohne Orts- und Jahresangabe, vermutlich 1846.

5. Eine teils gekürzte, teils erweiterte, überhaupt verbesserte und geläuterte Ausgabe der 1829 in M.-Vásárhely gedruckten «Arithmetika eleje.» M.-Vásárhely, 1834. In lateinischer Sprache schrieb er das berühmte Tentamen, dessen vollständiger Titel also lautet:

«Tentamen juventutem studiosam in elementa matheseos puræ, elementaris ac sublimioris methodo intuitiva, evidentiaque huic propria, introducendi. Cum appendice triplici. Tomus primus, M.-Vásárhelyini, 1832.

Mit diesem I. Bande zusammengebunden erschien unter dem Namen seines Sohnes Johannes Bolyai der weltberühmte Appendix, dessen vollständiger Titel also lautet: Appendix Scientiam spatii absolute veram exhibens: a veritate aut falsitate axiomatis XI. Euclidei (a priori haud unquam decidenda) independentem: adjecta ad casum falsitatis quadratura circuli geometrica.

Der II. Band des Tentamens erschien, unter demselben Titel wie der I., 1833 in M.-Vásárhely.

Dieses Werk machte den Namen Bolyai weltberühmt und das Tentamen wurde insbesondere des Appendix wegen ein so gesuchter Artikel, dass für dieses äusserlich höchst anspruchslose und von Druckfehlern wimmelnde Werk, in welchem nur die Berichtigung der wesentlicheren Druck-

fehler 56 gedruckte Octavseiten füllt, die Antiquare jetzt das Zwanzigfache das Originalpreises bezahlen.

Sein letztes mathematisches Werk, dessen Hauptinhalt die Vergleichung des Appendix mit dem Ergebniss der Untersuchungen Lobatschewsky's ist, erschien 1851 in deutscher Sprache unter dem Titel: «Kurzer Grundriss eines Versuches die Arithmetik darzustellen u. s. w.» Seine im Manuscript zurückgebliebenen mathematischen Arbeiten wurden zugleich mit den hinterlassenen Arbeiten seines Sohnes Johannes der ungarischen Akademie der Wissenschaften behufs Durchsicht zugesandt. Dass er sich indessen bis an sein Lebensende lebhaft mit Mathematik beschäftigte, erhellt aus einem von ihm 1855, in seinem 81. Lebensjahre, an den Grafen Franz Teleki geschriebenen Briefe, in welchem er von diesem den 10. und 19. Band von Crelle's Journal, wenn er dieselben besitze, zu kurzem Gebrauche ausbittet.

Ausser schöner Literatur und Mathematik befasste er sich leidenschaftlich auch mit technischen Fragen. Er opferte sehr viel auf seine hiehergehörigen Versuche; er erfand insbesondere sehr viele ausgezeichnete Heiz- und Kochöfen, welche nicht allein hinsichtlich der Heizung, sondern auch hinsichtlich der Reinhaltung der Luft des Zimmers sehr vorzüglich waren. Seine dabei befolgten neuen Principien und Regeln haben heute bei den Oefen neueren Systems teilweise auch schon Anwendung gefunden. — Sein über die Oefen geschriebenes und im Manuscript zurückgebliebenes Werk ist gelegentlich seines Todes auf eine bisher unerklärte Weise verschwunden, was sehr schade ist, da damit das Ergebniss seiner diesbezüglich während eines halben Jahrhunderts gesammelten Erfahrungen verloren ging. Dieses Werk könnte, nach einer Bemerkung seines Sohnes Gregor, auf dem Wege tactvoller Nachforschung vielleicht auch noch heute zum Vorschein gebracht werden.

Die Bolyai'schen Oefen waren seinerzeit in M.-Vásárhely und dessen Umgebung so berühmt, dass im Herbst und Winter die Besitzer schlechtheizender oder rauchender Oefen sich an Bolyai, wie ein Kranker an den Arzt, um Rat wandten. Er nahm seine auf die Oefen bezüglichen Experimentationen in der Regel im Herbst vor und oft caprizirte er sich, wiewohl er immer 2—3 eingeübte Töpfer hatte, den Probeofen selbst zu setzen; nach einigen Tagen kam ihm eine andere Idee, er nahm den gesetzten Ofen auseinander und setzte wieder einen neuen. So ging dies solange, bis er 4—5 Oefen eigenhändig aufgesetzt hatte, den zweckentsprechendsten unter ihnen stehen und dessen Modell aus Pappendeckel oder Blech anfertigen liess. Einige seiner Constructionen hat Wolfgang Horváth in der Zeitschrift des ungarischen Ingenieur- und Architecten-Vereins auch beschrieben.*

* Horváth Farkas, A szobafűtés elmélete (Wolfgang Horváth, die Theorie der Zimmerheizung). M. Mérn. és Épit.-Egyl. Közl. 1875-ik évf. p. 405.

Auch die heutige Draisine hat er bereits vor 60 Jahren erfunden und im Zimmer zur Commotion benützt. Am Ausgang der dreissiger Jahre erfand er auch einen Wagen von eigentümlicher Form. Er war, um das Material seines alten Wagens aus seiner Jugendzeit nicht völlig zu Grunde gehen zu lassen, aus Sparsamkeitsrücksichten auf die Idee gekommen; die neue Erfindung kostete aber natürlich mehr als der eleganteste Wagen. Zuerst machte er ihn dreiräderig, als sich dies aber nicht als zweckmässig erwies, machte er ihn vierräderig. Er war von viereckiger Gestalt mit einem vierseitigen Filagorien-Dach; die Türe hatte er hinten, damit man im Falle des Ausreissens der Pferde ohne Gefahr heraustreten könne; die Achsen drehten sich, wie bei den Eisenbahnwaggons, zugleich mit den Rädern, und zwar bei den vorderen Rädern mit einem von demjenigen der hinteren Räder verschiedenen Mechanismus. Im Winter befand sich darin ein kleiner Blechofen, dessen oben hinausragendes Rauchfangrohr so rauchte, wie das einer kleinen Lokomotive. Als er damit zum erstenmal ausfuhr, rottete sich das Volk auf den Gassen zusammen und staunte ihn an, wie Fulton's Dampfschiff angestaunt wurde.

Bolyai beschäftigte sich aber nicht blos mit Mathematik, Technologie, Poesie und — was von Jugend an seine Lieblingsbeschäftigung war — mit Gärtnerei, sondern auch mit Philologie, Zeichnen und Musik sehr fleissig. Er hatte ausser der ungarischen Muttersprache das Lateinische, Griechische, Französische, Englische, Deutsche und Rumänische vollständig in seiner Gewalt. Als er sah, mit welcher Mühe seine Kinder das *faba fabae* einbüffeln, erzählte er scherzhaft, welche Methode er bei der Erlernung der Sprachen befolgt habe. Da ihn nämlich das viele Wörternachschlagen im Wörterbuche verdross, lernte er zuerst das ganze Wörterbuch auswendig und ging dann ans Uebersetzen. Er hatte ein so scharfes Gedächtniss, dass er das in seiner Kindheit Gelernte auch in seinen späten Alter wusste; die fremden Sprachen vergass er bis an sein Lebensende nicht, wiewohl er kaum Gelegenheit hatte sich darin zu üben. Er war noch in seinem hohen Alter im Stande, aus den alten Classikern, oder englischen, französischen, deutschen Werken zu citiren. Aus Shakespeare sagte er häufig ganze Blätter auswendig her und übersetzte sie sofort darauf auch ins Ungarische.

Seine musikalischen Kenntnisse und Fähigkeiten anbelangend erzählte er häufig, in seiner Kindheit und Jugend habe die daheim gehörte Zigeunermusik auf ihn wenig Wirkung gemacht, in Göttingen aber habe er beim Hören der ersten Oper die Musik und insbesondere die Geige so liebgewonnen, dass er am andern Tage zu einem Violinlehrer gegangen sei, um von ihm Unterricht zu nehmen. Der Lehrer bemerkte, dass er sich mit dem Geigenlernen verspätet habe, denn seine Finger könnten nimmermehr die nötige Behendigkeit erlangen, und aus diesem Grunde wollte er ihn auch nicht als Schüler annehmen. Bolyai hatte aber ein so grosses Verlangen darnach,

dass er durchaus nicht weichen wollte und von dem Lehrer streng forderte, dass er seine Pflicht erfüllen und den zu zahlen bereiten Lernbegierigen auch lehren möge. Als der Meister den begeisterten jungen Menschen auf keine Weise los werden konnte, nahm er ihn endlich als Schüler an und gab ihm regelmässige Unterrichtsstunden. Seine Mühe blieb auch nicht ohne Ergebniss; denn sein Schüler brachte es mit ausdauerndem Fleiss so weit, dass er Stücke, welche keine grössere Behendigkeit erforderten, mit starkem Tacte und grosser Genauigkeit spielte. Sein Lehrer, der ihn anfangs nicht hatte als Schüler annehmen wollen, drückte seine grösste Befriedigung und Freude über seine Fortschritte aus. In seiner Professorzeit vertauschte er die Violine mit der weniger Behendigkeit erfordernden Bratsche und übte sich auch auf dieser derart ein, dass er bei geselligen Musikproductionen, selbst in schweren Quartetten, seine Partie genau wegspielte. In Bezug auf Musik war sein Sinn, Geschmack, Urteil derart ausgebildet, dass es für ihn auf dem Gebiete der Musik bis in die höchsten Regionen hinauf, — wie behauptet wird — keine terra incognita gab. Er schrieb auch ein Werk «Ueber die Theorie der Musik», welches indessen Manuscript blieb. Dies geht aus seinem am 15. Oct. 1855 an den Grafen Franz Teleki gerichteten Briefe hervor, in welchem wörtlich Folgendes steht: «Wenn ich das über die Theorie der Musik und die mathematische Geographie (volkstümlich, mit wenig wissenschaftlichem Zusatz) Geschriebene, nebst verschiedenen (grösstenteils mathematischen) Miscellaneis drucken lassen kann, schicke ich auch davon» (nämlich der M.-Vásárhelyer Bibliothek). Indessen auch diese seine Werke stecken, wie das von den Oefen geschriebene, noch irgendwo verborgen. Es ist Schade, dass er diese seine Manuscripte nicht noch bei seinen Lebzeiten in die Maros-Vásárhelyer Collegiums-Bibliothek gegeben hat, wo dieselben sicher aufbewahrt worden sein würden, wie daselbst bis heute pietätsvoll in einem Holzbecher die Aschenreste bewahrt werden, welche die im Jahre 1836 zur Zeit einer Choleraepidemie von ihm ausgeführte absichtliche Verbrennung seiner belletristischen Manuscripte zurückliess. Sein Sohn Gregor Bolyai, schreibt: «Mein Vater war einen ganzen Tag mit dem Zusammenlesen und Verbrennen alter Handschriften beschäftigt. Ich wusste als kleiner Knabe nicht, was für Papiere er verbrennt, und damals sagte er es mir auch nicht, was es gewesen, sondern erst als ich ein erwachsener junger Mann war.» Es war genug Schade — setzt der dankbare Sohn dazu, — denn viele schöne Ideen sind ein Raub der Flammen geworden.

Die pädagogischen und didaktischen Grundsätze, welche Bolyai als Professor hatte, gehen aus jenen zwei wertvollen impuren Concepten hervor, welche sich zwischen den Schriften seines Sohnes Gregor vorgefunden haben.

Die erste dieser Handschriften ist ein Impurum aus den Jahren 1830—1831, welches bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden ist. Es ist dies

ein Plan oder eine Abhandlung, die Neugestaltung des Volksschulensystems betreffend. Es ist bemerkenswert, dass alle die Principien und Ideen, welche heute als die Errungenschaften der neuesten Zeit gelten, darin bereits vor einem halben Jahrhundert niedergelegt waren, und vielleicht in originellerer und zweckmässigerer Form in Vorschlag gebracht, als diejenige, in der sie heute realisirt sind. Die Idee der communalen Schule und des Schulinspectorats ist darin bereits vorhanden, die Realschule ebenfalls erwähnt u. s. w.

Die zweite Handschrift ist das Impurum jenes Vorschlages, welchen Bolyai 1852, nach dem allerhöchsten Besuche Sr. Majestät in M.-Vásárhely, dem siebenbürgischen Consistorium als Antwort auf gewisse Fragepunkte unterbreitete. Dieser Vorschlag mag im Consistorium grosses Missfallen erregt haben, denn der 78-jährige Bolyai gibt unter anderem auch den Rat, dass von den siebenbürgischen protestantischen höheren Schulen das berühmte Nagy-Enyeder Collegium aufgehoben, von der österreichischen Regierung für die protestantischen Schulen Unterstützung erbeten, als Unterrichtssprache die deutsche Sprache eingeführt werden solle u. s. w. Jedenfalls gehörte ein grosser moralischer Mut und eine absolute Verachtung der Popularität dazu, dass ein protestantischer Ungar in jener Zeit dem Consistorium einen derartigen Vorschlag zu unterbreiten wagte, und dies charakterisirt zugleich seine politischen Ansichten.* Er schätzte Kossuth's Genie hoch, verurteilte aber seine zur Revolution führende Politik sehr scharf. Er sagte: «Es ist leicht, den Staatswagen aus dem Geleise hinauszuschleudern, aber es vergehen Jahrzehnte, bis er aufs Neue in das normale Geleise kommt.» — 1848 äusserte er sich gelegentlich der Ernennung des ersten ungarischen Ministeriums also: «Es ist sehr schön! es würde mich freuen, wenn es so bliebe! aber es hat keinen Bestand, denn es wird Blut fliessen, der Russe kommt herein und der Absolutismus folgt. — Siebenbürgens Zukunft aber ist: das Schicksal Galiziens und ein Judenland!»

Bolyai hatte in seiner literarischen Tätigkeit noch eine absonderliche Specialität: die Abfassung von Traueranzeigen, kurzen Nekrologen, zuweilen in Versen, aber meist in schwungvoller Prosa. Die ausgezeichnetsten darunter sind die auf den Tod seiner Freunde Baron Simon Kemény und Karl Szász sen. geschriebenen.

Die ungarische Gelehrte Gesellschaft (nachmals Ungarische Akademie der Wissenschaften) wählte Bolyai noch vor dem Erscheinen des Tentamen, am 9. März 1832 zum correspondirenden Mitgliede der mathematisch-natur-

* In demselben Jahre veröffentlichte er ein Heft unter dem Titel «Herzensklänge» (Szívhangok), als Gruss an Se. Maj. den Kaiser-König Franz Josef am 31. Juli 1852 in M.-Vásárhely. 4° 12 S.

wissenschaftlichen Classe. Er hielt zwar weder einen Antrittsvortrag, was damals auch gar nicht gebräuchlich war, noch sonst einen Vortrag in der Akademie, war jedoch, wie es scheint, auf seine Erwählung stolz, indem er auch jene 2 Seiten füllende kleine Mitteilung, welche er im 1834-er Jahrgange des von der Ungar. Gelehrten Gesellschaft herausgegebenen «Wissenschaftlichen Magazins» (Tudománytár) über die Marosszéker Hochzeitsbräuche veröffentlichte, also unterfertigte: «Wolfgang Bolyai, corr. Mitglied der Ungar. Gelehrten Gesellschaft.» Er sandte, der Geschäftsordnung der Gelehrt. Gesellschaft entsprechend, am 25. Oct. 1840 seine selbstbiographischen Notizen ein, aus welchen Toldy im Almanach für 1863 die folgenden ergreifenden Zeilen anführt: «Ich bin am 9. Febr. 1775 geboren und habe in N.-Enyed, Klausenburg, Jena und Göttingen studirt. Mehr Jahreszahlen weiss ich nicht recht, da ich aus mir nichts so Grosses gemacht habe, dass es der Beachtung wert wäre. Die Knospe und auch die Blüte versprach viel, aber die Frucht traf der Hagelschlag. Mit dem Wenigen zwar, was mir zu Teil wurde, habe ich gleich dem Knechte im Evangelium gewuchert, aber die Verhältnisse waren missgünstig. Was ich von meiner rückständigen Zeit erhalten kann, will ich noch zum Ersatze verwenden: aber es ist bereits Abend und die welkgewordene irdische Hoffnung erwartet, vom Taue niedergebeugt, den Morgen des anderen Tages.»

Ueber sein Familienleben hat sein Sohn Gregor Folgendes aufgezeichnet: Bolyai hat zweimal geheiratet. Das erste Mal ehelichte er, kurz nach seiner Heimkehr aus dem Auslande, die Tochter eines Klausenburger Arztes, Susanna Benkö. Von dieser wurde ihm 1802 sein Sohn Johannes geboren, der, schon als Kind ein berühmter Mathematiker, als Mann ein ausgezeichneter Genie-Hauptmann, berühmter Fechter, virtuoser Geiger, 1860 in Maros-Vásárhely als pensionirter Offizier starb. Bolyai war in seiner ersten Ehe unglücklich, denn seine Gattin wurde, wie bereits weiter oben erwähnt wurde, das vorzeitige Opfer ihres 4 Jahre dauernden, zeitweise in Tobsucht ausartenden Irrsinnes. Das zweite Mal ehelichte er 1824 von Maros-Vásárhely die Tochter eines in allgemeiner Achtung stehenden Kaufmannes, Theresia Somorjai Nagy, welche 1833 an Lungenschwindsucht starb. Aus dieser zweiten Ehe wurde ihm 1826 sein Sohn Gregor geboren, dem wir diese Aufzeichnungen verdanken. Da Gregor in seiner Kindheit an Nervenschwäche litt, wollte ihn sein Vater auf eine eigentümliche Art kräftigen. Er hatte nämlich noch in seinem kräftigsten Mannesalter für sich im voraus den Sarg machen lassen und hielt denselben fortwährend in seinem Zimmer. In diesem Sarge liess er behufs Abhärtung seinen 8—9-jährigen Sohn Gregor schlafen.

In seinem Familienkreise war er in der Regel sehr gemütlich, nach schlaflosen Nächten sehr verdriesslich. In Gesellschaft aber war er, alle Sorgen daheim lassend, sowohl im Männer-, wie im Frauen-Kreise ein

gewandter, liebenswürdiger, witziger Gesellschafter. In einem Kreise, wo er geistige Nahrung fand, konnte er so exaltirt sein, dass er auf die leibliche Nahrung vergass. Dies geschah z. B. 1847 beim 25-jährigen Professorats-Jubiläum seines genialen Freundes, Karl Szász des Aelteren. Die Zusammenkunft mit vielen seit langer Zeit nicht gesehenen guten Freunden animirte ihn so sehr und er conversirte so lebhaft, dass er sich von keinem der servirten Gerichte herausnahm. Erst am Schluss des Mahles kam er auf die Worte Karl Szász': «Du hast ja gar nichts gegessen!» zur Besinnung und bemerkte, dass er hungrig geblieben. — Seine Lebensweise war übrigens das Nonplusultra der Mässigkeit in Hinsicht auf Speise sowohl als auf Trank. In seiner Jugend war er ein ausserordentlich starker Raucher, doch als er fühlte, dass ihm das Rauchen schade, gab er es auf und vergönnte sich nur selten und auch nur nach dem Abendessen ein-zwei Pfeifen Vitnyéder Tabak abwechselnd aus den von Gauss und vom Baron Simon Kemény zum Andenken erhaltenen Pfeifenköpfen. Seine Augen wusste er mit seinem selbst erfundenen und selbst zubereiteten Augenwasser derart zu conserviren, dass ihn das Gesicht bei Gebrauch von Augengläsern bis an sein Lebensende nicht verliess, wiewohl die Aerzte, noch als er Kind war, ihm von der Wahl eines Lebensberufes, welcher die Augen in Anspruch nimmt, abgeraten hatten, weil er sich die Augen als Kind durch das Aufflammen des von ihm selbst bereiteten Schiesspulvers gefährlich verbrannt hatte. Da er es sehr gut verstand, auf seine Gesundheit zu achten, war er selten krank, an einen Arzt wandte er sich seiner eigenen Person wegen blos ein einzigesmal, als er nämlich seinen damals in M.-Vásárhely wohnhaften Freund Dr. Szotyori in Betreff der Beseitigung der gewöhnlichen Folgen der sitzenden Lebensweise um Rat fragte. Als die ärztliche Anordnung ohne den gewünschten Erfolg blieb, versuchte Bolyai sein Uebel durch tägliches Reiten zu beseitigen und dies gelang auch alsbald. Als er nun eines Tages von seinem Ritte heimkehrend Dr. Szotyori auf der Gasse begegnete, redete er ihn also an: «nimm vor meinem Gaul den Hut ab; er hat mich geheilt, was du zu tun nicht im Stande warst.»

Bolyai war ein mittelgrosser Mann von schmächtigem Körperbau und zäher Natur, mit lebhaften glänzenden Augen und mitten entzwei gescheiteltem langem Haar. Er war eine imposante Figur, mit seiner Erscheinung Ehrerbietung erregend. In seiner Jugend hatte er, nach jenem Porträt zu urteilen, welches sein Freund Baron Simon Kemény von ihm malen liess und welches sich gegenwärtig im Besitze des Torda-Aranyoser Obergespans Baron Georg Kemény befindet, eine so grosse Aehnlichkeit mit Schiller, dass Baron Georg Kemény, als ein Professor des M.-Vásárhelyer Collegiums vor ihm erwähnte, dass das Collegium eine Copie jenes Jugendporträts zu besitzen wünschte, mit Fug entgegnen konnte: das Collegium könne kühn ein Schillerporträt kaufen und darunter schreiben: Bolyai. Da Bolyai in

seiner Jugend ein guter Zeichner war, porträtirte er sich selbst aus dem Spiegel, und zwar — wie er später sagte — gut getroffen. Ein viel späteres Oelporträt von ihm, etwa aus seinem 70-sten Lebensjahre, befindet sich im Besitze seines Sohnes Gregor. Ausser diesen giebt es noch eine vervielfältigte photographische Aufnahme, welche die edlen Züge des auf der Bahre liegenden Bolyai zur Anschauung bringt.

Sein Freundeskreis bestand aus Männern, die aus der Gesellschaft sowohl durch Geistesfähigkeiten, als durch Charakter hervorragten. Sein intimster Freund war Baron Simon Kemény, mit dem ihn die an Illusionen reichen Jahre des Knaben- und Jünglingsalters daheim und im Auslande auf das engste verknüpften und mit dem er sowohl zufolge der Richtung ihrer Bildung, als zufolge ihrer Liebe zur Wissenschaft in vollständiger Harmonie lebte. Der frühzeitige Tod des Barons Simon Kemény im Jahre 1826 machte auf ihn einen sehr tiefen Eindruck. — Auch Daniel Zeyk, der ehemalige Oberkönigsrichter des Marosszék und Gubernialrat, war ihm ein sehr lieber Freund, ebenso der ältere Nicolaus Zeyk, der, von allen weltlichen Genüssen zurückgezogen, sein ganzes Leben der Wissenschaft weihte; der ältere Karl Szász, Professor in N.-Enyed und einer der hervorragendsten Staatsmänner Siebenbürgens; Daniel Vajda, der gewesene Erzieher der Söhne des Barons Simon Kemény; Samuel Hegedüs, ebenfalls N.-Enyeder Professor und nachmals Pfarrer in Broos u. s. w. Auch im Auslande hatte er mehrere Jugendfreunde, darunter den grossen Gauss in Göttingen, der sein Universitätsstudiengenosse gewesen. Er war mit ihm kurze Zeit beisammen, aber ihr freundschaftliches Verhältniss war desto dauernder. Als Bolyai heimkehrend Göttingen verliess, begleitete ihn Gauss zehn Meilen weit zu Fuss: auf dem Gipfel eines Berges schieden sie auf immer von einander, denn zufolge der damaligen schwierigen Communication konnten die entfernt von einander Hausenden nicht wieder zusammenkommen. Dessenungeachtet bestand das freundschaftliche Verhältniss zwischen ihnen unentwegt fort: sie standen bis an ihr Lebensende miteinander in Briefwechsel. Zu Ehren des früher verstorbenen Gauss liess der König von Hannover eine silberne und broncene Medaille mit der Umschrift Princeps mathematicorum prägen und zwei Exemplare an Wolfgang Bolyai, als Gauss' Freund, senden. Diese beiden Medaillen werden zugleich mit dem auf Verordnung des Königs von Hannover geschriebenen Briefe in der Bibliothek des M.-Vásárhelyer Collegiums aufbewahrt. Wie hoch Bolyai von Gauss geschätzt wurde, ist aus Sartorius von Waltershausen bekannt; aber auch Bolyai sprach von Gauss jederzeit mit der grössten Begeisterung. Auf Seite 44 seines «Kurzer Grundriss eines Versuches» nennt er ihn einen mathematischen Riesen, «welcher aus erhabenen Türmen von den Sternen bis auf die tiefsten Gründe mit gleichem Auge sieht.» Als er vom Tode Gauss' Kunde erhielt, sandte er der Göttinger Gelehrten Gesellschaft — auf

deren Ansuchen — die von Gauss an ihn gerichteten Briefe und mehrere Daten aus Gauss Jugendzeit unter Hinzufügung folgender Hexameter:

Summa et ima simul penetrans vix exstitit alter,
Utraque digna etiam promovit acumine eodem.
Mens ingens, fulgore carens, sed lumine pollens,
Quod mors frangendo fracta ipsa extinguere nequit,
Atque Deo, ut Newton gaudentes pectore puri
Aetherei coelos pervadunt ulteriores.

Bolyai suchte nach 47-jähriger Lehrtätigkeit bei bereits gebrochener Körperkraft um seine Pensionirung an. Seiner Bitte wurde am 16. November 1851 willfahrt und er wurde unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken mit Belassung seiner Wohnung und seines ganzen Gehaltes in den Ruhestand versetzt. Er war zwar körperlich gebrochen, da aber sein Geist nicht nur nicht gebrochen, sondern nicht einmal schwächer geworden war, arbeitete er auch nachher fortwährend, bis ihn endlich im Juni 1856 ein Schlaganfall traf, der sich im August wiederholte. Nicht lange darauf trat sein Tod ein; der ausserordentliche Geist erlosch am 20. November 1856 im 82. Jahre seines Lebens.

Er war mit dem Gedanken des Todes schon lange vorher ausgesöhnt. Schon 1849 schrieb er seine eigene Todesanzeige und liess sie 1855 drucken. Er äussert sich in derselben rührend über seine eigene Wirksamkeit, indem er schreibt:

«Aus meinem Frühlinge, auf dem Friedhofe meiner damaligen Freunde, allein, im Garten des Todes ein alter Baum, dessen beschneites Haupt sich der untergegangenen Sonne nachgesenkt hat, und aus dessen Höhlung über die dürren Stengel der Hoffnungen, die einst unter Nachtigalltönen blühten, Eulen wimmern, übergebe ich die durch 8 Troja-Zeiten verteidigte Burg mit ausgesteckter weisser Fahne. Und wiewohl ich, hinscheidend, auf eine schöne Reihe vorzüglicher Schüler zurückblicke: bitte ich allerseits um Verzeihung, dass ich — krank und von Lebenssorgen und manchem anderen Kreuze niedergedrückt, meine, selbst für Eines unzureichende Kraft auf Vieles zu zersplittern genötigt, von Vielen selbst wegen meiner Leidenschaft für wissenschaftliche Gründlichkeit gekreuzigt — nicht *mehr* zu tun vermocht habe. Gott gebe immer Bessere, als ich bin, damit wir, nachdem wir auch unser Weniges vom Auslande hergenommen haben, einmal auch etwas zurückzugeben im Stande sein mögen! Dazu möge Gott gleicherweise den Vorstehern, den Lehrern und den Schülern helfen!»

Sehr schön schreibt über Bolyai's Tod der Graf Franz Teleki in einem Ende November 1856 an den Prof. Stephan Szász gerichteten Briefe:

«Wir wissen es zwar im Voraus, dass die sinkende Sonne uns nicht

mehr lange leuchten wird, dennoch empfinden wir es schmerzlich, wenn sie untergesunken ist. Mit solch schmerzlicher Empfindung hat mich in Ihrem werten Schreiben die Nachricht von dem Tode des Herrn Wolfgang Bolyai erfüllt, dieses durch einen hohen Geist und ein zartfühlendes Herz ausgezeichneten, sozusagen einzig dastehenden Mannes, in welchem neben der kalten Mathematik die warme Poesie wohnte. Der in der Ferne leuchtende Stern, welcher viel zu hoch über uns steht, als dass wir die Wirkung seiner Strahlen empfinden könnten, wäre ein passendes Sinnbild für sein Erscheinen: gleichwie uns der Stern verschwindet, wenn sich der Himmel umwölkt, ist auch er von dem sich verfinsternden Horizonte unseres Vaterlandes verschwunden.»

KOLOMAN V. SZILY.

ZUR WAPPENFRAGE DER GEFÜRSTETEN GRAFEN V. CILLI.

Dass die Bestimmung des Wappens eines vornehmen Geschlechtes in früheren Zeiten auf Schwierigkeiten stossen konnte, dafür findet man genügende Erklärung; heute aber muss es überraschen, wenn man Schwankungen und divergirenden Angaben begegnet, wo die Präcisirung des Blasons einer historisch berühmten und erlauchten Familie in Frage kommt, — eines Geschlechtes, welches noch Mitte des XV. Jahrhunderts geblüht, — dem Vaterlande aber eine Königin gegeben hat, wenn diese auch immerhin nicht die beste gewesen ist.

Geschichtlich bekannt und urkundlich erwiesen, stammen die Grafen von Cilli, welche unter diesem Namen mit Ulrich dem Banus von Slavonien im Jahre 1456 im Mannsstamme erloschen, von den Herren von der San (später von Saneck) ab.

Nach dem neuesten, auf verlässlichen Quellen beruhenden Werk des Professors Dr. Franz von Krones: «Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen von Cilli» (Graz, 1883, gr. 8°, 186 und 234) ist aber das Stammwappen der Herren von der San ein Dreieckschild mit zwei Querbalken. Dr. Josef von Bergmann, in dem Anfsatze: «Das Münzrecht der gef. Grafen von Cilli und die denselben *fälschlich* zugeteilten Münzen der R.-Grafen von Erbach» blasonirt wie Krones und tingirt das Feld (Sanek) silbern, die Balken rot. (Wien, Jahrbücher der Litteratur, Bd. 103 S. 29. ff.) Bergmann und Leitzmann sind, so viel mir bekannt, überhaupt die Einzigen, welche zum Stammwappen der Cillier auch die Farben bringen, welche Fugger («Spiegel der Ehren 615. 1. — Gravschaft Cilie») wohl unbekannt gewesen.

Die ersten aus dem Geschlechte von der San (Soune) treten mit einem

Gebhard (Gebhardus de Soune) um 1130—1144 auf. Die Angehörigen des Geschlechtes sind Freie, wachsen bald in die Höhe, erben nach Erlöschen ihrer Verwandten, der Grafen von Heunburg um 1322 reiches Gut in Untersteier *und kommen durch die Urkunde d. d. 28. Februar 1333 in den Alleinbesitz der ganzen Herrschaft und Stadt Cilli.* Mit Diplom des Kaisers Ludwig d. Bayer d. d. 16. April 1341 (abgedruckt bei Dr. Krones II. 174) wurde Friedrich Saneck zum Grafen von Cilli erhoben, wobei zu bemerken, dass diese Urkunde sich nicht mit dem Wappen beschäftigt, was auch *so* ausgelegt werden kann, dass das Stammwappen (zwei Balken) *unverändert* beibehalten wurde.

Die Herrschaft Cilli war vorher heunburgisch und die Stadt führte auch das Wappen der Heunburger, — drei Sterne.

So war Friedrich, der Freie von Saneck, Herr zu Cilli geworden und wohl *er* hat das Cillier Wappen wie folgt später vereinigt: Quadrirt; 1 und 4 in S. zwei r. Balken (Stammwappen Saneck, mit den Tincturen nach Bergmann), 2 und 3 in B. drei (2, 1) sechsstralige g. Sterne (Wappen der Stadt Cilli, wie dasselbe noch gegenwärtig im Gebrauch steht. — Es dürften wohl zweifellos auch im alten Wappen der Heunburger, bezw. der Cillier, dieselbe Stellung der Sterne und die gleichen Tincturen herrschend gewesen sein).

Fugger (615. 1) gibt das Wappen wie oben, verwechselt jedoch die Felder, was unrichtig, weil dem Stammwappen unbedingt die Ehrenstelle zukommt. — Hier erscheinen übrigens auch zwei Helme, als: I. Offener Flug, belegt mit dem Stammwappen; II. Federbusch. — Decken: bg-rs. Auch Rentzmann (Numismat. Wappenlexikon) und Leitzmann (Wegweiser 608.) blasoniren wie oben.

So viel, was die mir zugekommenen Angaben über das vereinigte (vermehrte) Wappen Saneck-Cilli betrifft.

Ueberraschend wirkte es, als ich den schriftlichen Bericht des bekannten steiermärkischen Historikers Leopold von Beck-Widmanstetter zur Kenntniss nahm, mit welchem er mich benachrichtigt: «dass vielfach auch das heutige Wappen der Stadt Cilli *allein*, (also ohne Saneck-Wappen) als dasjenige der gleichnamigen (seit 30. November 1436 gefürsteten) Grafen gilt.»

Dieser Auffassung kömmt im Uebrigen auch die Stelle in Professor Krones Werke (II. 127—129) vollkommen nahe, welche von der Beerdigung Ulrichs, des letzten Cilli spricht: «da waren bei der Todtenmesse fünf panir, nämlich Cilli (2, 1 Sterne), Saunegk (2 Balken) etc. etc. etc.» Von einem vereinigten (quadrirten) Wappen Saneck-Cilli ist hier keine Rede und das Wappen Cilli nimmt ebenso separirt seinen Platz ein, als wie das von Saneck.

Nagy Iván, der Nestor der ungar. Sphragistiker und Heraldiker, bietet

dem Forscher in «Magyarország Családai» (III. I. 39) die Abbildung eines Siegels mit voller Umschrift (Vierteltaler Gr.) des Ulrich Cilli, als Banus von Slavonien. Wir finden hier nur *ein* Feld und in diesem nur *einen* Balken, überlegt mit einem, bis zum oberen Schildesrande reichenden Dreiecke (Zirkel?). — Kleinod: Becherartiger Gegenstand.

Dieses Wappen, in der soeben gegebenen Form, ist wohl nie und nimmer das richtige Wappen eines Grafen von Cilli gewesen; darüber sind die Kenner alle einig.

Was aber dann? — Dass Ulrich dieses selbe geführt und gebraucht hat, beweist die volle deutliche Umschrift; — dasselbe ist im Uebrigen keine Reproduction aus einem unverlässlichen Werke, sondern einem *Originale* entnommen.

Dieses Moment bin ich nur allein, wie folgt, im Stande mir zu erklären: Es war das, meinem hochverehrten Freunde und Lehrer, Nagy Iván, zu Gebote gestandene Siegel des Banus Ulrich *undeutlich* abgeprägt, so, dass der *zweite Balken verwischt* und auch dem geübten Auge des Forschers zu entgehen wusste. Dann aber hätten wir es mit dem «Stammwappen Saneck» zu tun, wie schon Eingangs blasonirt, und es wäre zugleich der Beweis geführt, dass Alle oder doch Einige dieses Geschlechtes auch das *Stammwappen allein* geführt hatten; oder aber, es hat der Berichterstatter nicht geirrt und dürfte in diesem letzteren Falle Ulrich Cilli (aus mir nicht erklärlichen Gründen) ein Wappen auf diesem Siegel zur Verwendung gebracht haben, welches ihm weder als «Saneck» noch als «Cilli» zukam, — so viel ich mich aber auf mein Gedächtniss verlassen zu können glaube, mit dem Blason der Grafen Schaunburg viele Aehnlichkeit aufweist; eine Annahme, zu welcher der echte Heraldiker nur mit grosser Ueberwindung sich gedrängt sieht, umsomehr, als von einer Zeitepoche die Rede ist, in welcher das Wappenwesen in hoher Blüte stand und das Eigentumsrecht gerade *hier* streng gewahrt und gehütet wurde. Gräfin Elisabeth Schaunburg war die Ehefrau des Grafen Hermann von Cilli und die Grossmutter des Sieglers Ulrich.

. . . .

Um diese Wappenfrage einer endlichen Lösung nahe zu bringen, hatte ich mir vorgenommen, mein besonderes Augenmerk zwei Dingen zuzuwenden, als: dem k. k. Münz-Cabinet zu Wien und dem Sancti Christofori Bruederschafts-Buche im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive, ebendortselbst.

Leider wurden mir beiderseits nur negative Resultate zu Teil. Im k. k. Münzcabinet ist für Münzen von Cilli *keine* Rubrik, — da solche überhaupt nicht nachzuweisen sind, obwohl sehr wahrscheinlich welche geschlagen wurden, da die oft genannten Grafen das Münzrecht seit 1436 besassen; was vollends das St. Christophori-Buch betrifft, so bin ich so klug wie

früher geblieben und weiss, was ich vordem gewusst, dass auf Blatt 30(2) Graf Friedrich von Cilli sich eigenhändig dort eingetragen hat. Da dieses Blatt «grün grundirt» ist, trägt es zweifellos auch ein eingemaltes Wappen und habe ich mich hier nicht geirrt, so wird jedenfalls *Derjenige* die ersten *autenthischen* Cilli-Armales in Farben zu veröffentlichen in die Lage kommen, dem es gelingen wird, die getreue Copie diesem ältesten, wohlbewachten, berühmten, wenn auch nur Wenigen bekannten handschriftlichen Wappen-Codex zu entnehmen.

Mehr oder minder reiche literarische Daten und Literaturverweise über die Grafen Cilli (und über Ungarn) finden wir aber, ausser in den schon hier genannten Werken (u. z. besonders im II. T. des Prof. Krones S. 38. § 6. Pragmatisch-chronolog. Uebersicht des Inhaltes der Cillier Chronik, wo von S. 41 an der berühmte Ulrich II. als welthistorische Person auftritt, S. 44 Cilli und die Hunyaden) — annoch bei Kneschke, Neues allg. deutsches Adels-Lexicon II. (1860) 276 — Gundlach, Bibliotheka familiar. nobil. (1883) 41 — Wissgrill II. 90 — Stülz Jodok (Denkschrift d. kaiserl. Akademie der Wissenschaften) 1862, XII, 146—368 — Melly, Siegel 240. — Beck-Widmann L. v., Ueber Archive in Kärnthen. etc.

GÉZA V. CSERGHEŐ.

ZUR GESCHICHTE DER PHILOSOPHISCHEN BESTREBUNGEN IN UNGARN.

II.

Die Grundideen der Bahnbrecher der neueren Philosophie verschaffen sich im XVII. Jahrhundert allgemach auch in Ungarn Eingang und geben dem wissenschaftlichen Leben frische Impulse. Ein denkwürdiges literaturgeschichtliches Ereigniss ebnet schon in dieser Zeit der Verbreitung jener Ideen und der Verallgemeinerung der philosophischen Bildung den Weg. Die Sprache der Nation wird der Wissenschaft dienstbar gemacht. Bevor Thomasius die deutsche Sprache in der Darstellung wissenschaftlicher Lehren einbürgert, schreibt Johann Apáczai Cseri (Johannes Chieri Apácius) seine ungarische Encyklopädie * und seine ungarische Logik.** Als Anhang des ersteren Werkes erschien die lateinische Antrittsrede «De studio sapientiae», mit welcher Apáczai i. J. 1653 seine Lehrtätigkeit an dem Collegium (in illustri collegio) zu Gyulafehérvár eröffnete und sich als Neuerer, als Anhänger der neueren Lehren einführte. Diese Rede skizzirt mit wenigen

* Magyar Encyclopaedia. Utrecht 1653.

** Magyar Logikácska. Fejérvár 1654, Gedruckt bei Martin Major.

Strichen den Entwicklungsgang der Philosophie und deutet den Weg an, auf dem die ungarische Nation nach der Meinung des Autors zu selbstständigen Leistungen in der Philosophie gelangen und auf diesem Gebiet andern Völkern mit Erfolg nacheifern könnte.* Das Erstlingswerk Apáczai's, dem einflussreiche Gönner das Studium an ausländischen Hochschulen ermöglichten, die Schrift «De introductione ad philosophiam sacram» erschien schon i. J. 1650. Nach der Vollendung dieser Arbeit vertieft er sich mit verdoppeltem Eifer in das Studium verschiedener Fächer. Eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Interesse lässt ihn verschiedene Wissensgebiete durchstreifen. Er sammelt in verschiedenen Richtungen Materialien für spätere Arbeiten und versucht wohl auch gelegentlich die mannigfachen Daten, deren lose Aneinanderreihung dem philosophischen Bedürfniss nicht Genüge leisten kann, unter philosophischen Gesichtspunkten zusammenzufassen, in systematischen Zusammenhang zu bringen. Die Erwägung, dass eine Orientirung in dem vorhandenen Wissensstoff und in den herrschenden Lehren dem Geistesleben der Nation die nachhaltigste Förderung gewähren müsse, mag die Neigung zu einer encyklopädischen Bearbeitung der gesammelten Materialien wesentlich gesteigert haben. Doch mehr als alle anderen Erwägungen lenkt *ein* Wunsch sein Denken und Trachten; der Wunsch, die Lehren der Wissenschaften seinem Volke in ungarischer Sprache vorzutragen und damit in höherem Maasse, als die Sprache der Gelehrten zu tun vermochte, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dieses Ziel ist ihm eine Herzenssache, eine Lebensaufgabe, welcher er nunmehr seine beste Kraft, sein eifrigstes Streben widmet. Seinem Volk soll das gesammte Wissen des Zeitalters in seiner eigenen Sprache dargeboten werden. Die Sprache der Nation muss das Organ ihres höheren Geisteslebens werden. Apáczai tritt mutig an die Ausführung dieser Aufgabe heran und betreibt die grundlegenden Arbeiten mit unverdrossenem Eifer. Er legt den Grund, auf dem die kommenden Geschlechter weiter bauen werden. Gewiss weist ihm dieses Unternehmen an und für sich eine bedeutsame Stelle in der Geschichte der nationalen Cultur an.

Apáczai verhehlte sich die grossen Schwierigkeiten seines Unternehmens nicht. Schon auf der Schwelle erkennt er ungeheure Hindernisse in der Armut, oder vielmehr in der geringen Ausbildung der Sprache. Die geringe Eignung der Sprache zum Ausdruck abstracter Begriffe und Begriffsverhältnisse droht seinen Mut zu brechen. Aber er hält den Schwierigkeiten des Anfangs Stand und entschliesst sich, den wesentlichsten Mängeln durch eigene sprachschöpferische Arbeit abzuhelfen, die fehlenden Ausdrücke zu erfinden, besser aus dem vorhandenen Sprachstoff zu bilden.

* Modus ostenditur, quo gens hungarica hujus sapientiae non tantum particeps fieri, sed brevi illas (gentes) omnes si non superare, saltem aequare possit.

Das Unternehmen hat Schwierigkeiten im Gefolge, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen. Missgriffe, fehlgreifende Versuche können bei den ersten Schritten auf ungeebnetem Terrain nicht ausbleiben. Die weiter blickende, auf ein umfassenderes Wissen gestützte Kritik eines späteren Zeitalters wird die ersten glücklichen Griffe von den verfehlten Versuchen sondern. Aber das Eis ist gebrochen; die ersten Schritte des mutigen Bahnbrechers ebnen späteren Versuchen den Weg.

Die Lehrer, zu welchen sich Apáczai vom Anbeginn bekennt, sind Petrus Ramus und Descartes. Er preist Ramus als den Vorkämpfer einer neuen, den blinden Cultus der Schul-Autoritäten, speciell der Autorität des Aristoteles, ablehnenden Auffassung. Ramus würde — sagt Apáczai — die ungarische Encyklopädie, wenn er auferstehen könnte, als ein Kind seines Geistes anerkennen. Aber der ungarische Encyklopädist des XVII. Jahrhunderts meint nicht, dass man bei den Leistungen eines Ramus stehen bleiben solle. «Die Vollendung der philosophischen Wissenschaft ist nicht das Werk eines Menschen und eines Jahrhunderts.» Mit erhöhter Begeisterung preist Apáczai die Verdienste des Descartes, des Erneuerers der gesammten Philosophie (philosophiæ totius restauratorem), «des Ruhmes und der Herrlichkeit des Zeitalters, des Edelsten unter den Edlen, den Gott der Menschheit zum Beweis seiner Güte gab». Ueber Alle stellt er den Autor des «Discours de la méthode», der in der mathematischen Gewissheit das ideale Ziel aller Erkenntniss, in dem mathematischen Verfahren die wahre Richtschnur alles wissenschaftlichen Denkens findet. Das cartesianische «De omnibus dubitandum», der Grundsatz des allgemeinen Zweifels soll der Ausgangspunkt der wahren, den gewöhnlichen menschlichen Vorstellungen und Ansichten auf den Grund gehenden, nach Klarheit und Gewissheit trachtenden Philosophie bleiben. Dieser Grundsatz führt nicht in den Abgrund des Skepticismus; die besonnene Anwendung desselben ist nicht die Verzweiflung der menschlichen Vernunft, der Verzicht auf jede Erkenntniss, sondern der Anfang der Gewissheit; denn sie führt zur Entdeckung eines festen Punktes, einer unmittelbar gewissen Tatsache, einer unwiderleglichen, unumstösslichen Erkenntniss, die jedem Anprall des Zweifels widersteht, ja zur Feststellung der einzigen Tatsache von unmittelbarster und unbedingter Gewissheit. Diese Tatsache bezeichnet das cartesianische «Cogito, sum». Das ist die fundamentalste und gewisseste Erkenntniss, die wir erlangen können; das Einzige, was im strengsten Sinne unmittelbar gewiss ist, das Fundament, an dem alle Tatsachen von mittelbarer Gewissheit einen festen Rückhalt haben. In diesem Sinne stellt Apáczai die cartesianischen Fundamentalformeln an die Spitze seiner Encyklopädie, deren erster Teil den «Anfang der Wissenschaft» darstellt.

In der gedrängten Darstellung der Descartes'schen Grundlehren hebt Apáczai hervor, dass mit dem cogitare eigentlich Bewusstseinszustände im

Allgemeinen gemeint seien, dass also das Denken hier nicht ausschliesslich die Vorstellungsacte, die Denkoperationen im engeren Sinne, sondern auch die Erscheinungen des Empfindens, Fühlens und Wollens bedeuten könne. Mit einem Worte: Bewusstseinszustände im Allgemeinen, die Tatsachen des Bewusstseins sind das unmittelbar Gewisse, die fundamentalsten Tatsachen der Erfahrung. Selbsterkenntniss ist in gewissem Sinne, als Erkenntniss unserer eigenen Zustände, als Auffassung der Bewusstseinsvorgänge, unmittelbarer, ursprünglicher und gewisser als die Erkenntniss der Aussenwelt. «Es ist leichter die Existenz und die Beschaffenheit unseres Geistes als irgend welche andere Dinge zu erkennen.»

In dem den allgemeinen Grundproblemen gewidmeten, grundlegenden Teil der Encyklopädie eignet sich Apáczai auch im Ganzen die Grundzüge der Descartes'schen Lehren über das Dasein und die Eigenschaften Gottes und über die Körperwelt an. Die Auffassung des begeisterten Jüngers ist auch in dem weiteren Verlauf der encyklopädischen Arbeit, in der Darstellung verschiedener Wissensgebiete vielfach und in entscheidenden Punkten durch die Auffassung des Meisters bestimmt. Im Uebrigen benützt der Encyklopädist fleissig die verschiedensten Quellen. Er möchte den ganzen Inhalt des Wissens seiner Zeit in ein möglichst übersichtliches Gesammtbild zusammenfassen. Zu diesem Behuf entlehnt er den Stoff den Werken der Autoren, welche ihm in den betreffenden Wissensgebieten am meisten bewandert zu sein scheinen. «Wer die besten Führer wählt und in ihre Fusstapfen tritt, wird weniger irren. Das Kind, das auf den Schultern des Riesen sitzt, sieht mehr als der Riese selbst.» In der Reihe der Gewährsmänner des Encyklopädisten erscheinen die hervorragendsten Vertreter verschiedener Wissenschaften.

Apáczai's Encyklopädie bietet im Ganzen — trotz der philosophischen Schulung und Auffassung des Autors — eigentlich eine «blosse Sammlung» der wissenschaftlichen Kenntnisse und Lehren des Zeitalters, ohne den allgemeinen inneren Zusammenhang der Erkenntnisse herzustellen, ohne eine durchgreifende systematische Anordnung und Gliederung durchzuführen. Es fehlt dem Schüler des Descartes nicht an philosophischen Gesichtspunkten, wohl aber an Beruf oder an hinlänglich ausgeprägter. entwickelter Anlage zur eigentlichen systematischen Arbeit grossen Styls, zum Aufbau eines Systems der wissenschaftlichen Erkenntnisse, und im Allgemeinen wohl auch an wahrhaft originaler, weitreichender philosophischer Conception. Dagegen lässt sich dem vielseitigen Autor eine klare Auffassung und verständnissvolle Darlegung und Erläuterung der angenommenen Lehren in Ganzen nicht absprechen. Zu den schwächsten Seiten des Encyklopädisten gehört die Behandlung der naturwissenschaftlichen Gegenstände. Auf diesem Feld fehlte aber auch noch zu viel wissenschaftlich verwertbares Material.

Das Urteil Erdélyi's über die allgemeine literaturgeschichtliche Bedeu-

tung und den culturellen Wert der encyklopädischen Arbeit Apáczai's, darf wohl als im Ganzen zutreffend bezeichnet werden. «Fortschritte der Wissenschaft knüpfen sich nicht an seine Tätigkeit; aber er erzog die Nation, für die er schrieb, zur Wissenschaft. . . Er umfasst das Wissen seiner Zeit.» Seine Encyklopädie führt durch alle Kreise des Seienden, durch alle Gebiete des Wissens. Logik und Metaphysik legt den Grund. Geschichte, Moral und Theologie krönen das Gebäude, in dem die verschiedenen Reiche der Naturproducte und Kunsterzeugnisse Platz finden. Der «materialistische Charakter des Cartesianismus,» auf den man in neuester Zeit hingewiesen hat, der materialistische Zug, der dem Dualismus des französischen Denkers — trotz allen, den landläufigen materialistischen Annahmen entgegengesetzten Dogmen seiner Metaphysik — eignet und speciell manchen psychologischen Grundlehren ihr eigenartiges Gepräge gibt, kommt auch bei dem ungarischen Verkünder seiner Lehren, zumal bei der Behandlung einzelner psychologischer Grundfragen, zu entschiedener Geltung. Ja, der Jünger überbietet wohl gelegentlich, wie es eifrigen Jüngern bei der Darlegung der angenommenen Grundsätze und Lehren oft ergeht, den Meister selbst in der schroffen Durchführung jener Tendenz.

Im naturhistorischen Teil der Encyklopädie sind die naiven Ansichten und Vorurteile früherer Zeitalter zusammengetragen. Excerpte aus den Schriften älterer Autoren, Lesefrüchte von ungleichem Wert und Interesse vertreten die Stelle der Erfahrung, der methodischen Beobachtung, der positiven Forschung.

In dem moralisch-politischen Teil erregen einige Aeusserungen freiheitlicher u. fortschrittlicher Gesinnung Aufmerksamkeit; so zumal die Kritik der erblichen Frohnpflicht, die Verurteilung der Leibeigenschaft. Apáczai verurteilt eine Einrichtung, die an manchen Orten «die egyptische Sklaverei überbietet» und plaidirt für die Herbeiführung einer ausgedehnteren Herrschaft der erhabenen Grundsätze der christlichen Moral im bürgerlichen Leben. «Sein Styl ist auch hier trocken; aber sein Herz ist edel und leicht zu entflammen; er gedenkt der Menschenwürde.» Wo die Sache der Freiheit auf dem Spiel steht, lässt er das vox populi gelten. In kirchlichen Fragen entwickelt er puritanische Ansichten und kritisirt abweichende Meinungen mit unerschrockener Offenheit. Bei den Fragen des Erziehungs- und Unterrichtswesens verweilt er mit sichtlicher Vorliebe. Er entwirft einen Organisations- und Lehrplan und gibt dem sehnlichen Wunsch Ausdruck, dass die wissbegierigen Jünglinge fürderhin nicht mehr in der bisherigen Weise gezwungen sein mögen, an ausländischen Schulen Belehrung zu suchen. Er eifert die grossen Gemeinden und insbesondere seine Glaubensgenossen zur Organisirung und zur sorgfältigen Pflege wissenschaftlicher Anstalten, zuvörderst wirklicher Hochschulen an. Er weist auf die zahlreichen blühenden Hochschulen der grossen Culturstaaten mit Neid und

Bewunderung hin und verspricht sich von der Errichtung solcher Hochschulen (Akademien) die höchste Förderung der nationalen Cultur. Er weiss, dass die Schaffung solcher Brennpunkte des Geisteslebens, solcher Centren der wissenschaftlichen Arbeit, die allgemeine Cultur, die productive Kraft und damit auch die Macht einer Nation in einem Maasse zu vergrössern vermag, das sehr grosse materielle Opfer rechtfertigt. Er weiss, dass die Früchte solcher Culturschöpfungen die grössten Opfer aufwiegen.

Die Würdigung der Bedeutung Apáczai's für die ungarische Culturgeschichte gründet sich, wie Erdélyi bemerkt, auf drei Rechtstitel. Der Autor der Encyklopädie will als philosophischer Schriftsteller, als linguistischer Neuerer und als Schulmann, als practischer Lehrer, gewürdigt sein. Er hat in der Tat auf diesen drei Gebieten eifrig und erfolgreich gewirkt und fördernd in die Culturbestrebungen seiner Nation eingegriffen.

Als philosophischer Schriftsteller verkündet und erläutert er die Grundlehren der cartesianischen Philosophie in ungarischer Sprache. Als begeisterter Anhänger des französischen Denkers verschaffte er den Ideen desselben in seiner Heimat Eingang, als sie in manchen Ländern von höherer Cultur noch keinen namhaften Erfolg erzielen konnten. Aber er bleibt nicht bei Logik und Metaphysik stehen; sondern recognoscirt, um eine Quintessenz des in verschiedenen Gebieten erreichten Wissens darzustellen, die verschiedenen Kreise wissenschaftlicher Forschung, und errichtet das weitschichtige Gebäude einer allgemeinen wissenschaftlichen Encyklopädie, welche die Elemente der ganzen Bildung seines Zeitalters umfassen soll. Erdélyi bezeichnet ihn gelegentlich als Eklektiker in demselben Sinne, in dem man andre «selbständige oder nach Selbständigkeit strebende Geister» jener Zeit als Eklektiker bezeichnen konnte. Die Natur seines Unternehmens und die Richtung seiner Studien macht in der Tat einen gewissen Eklekticismus bei der Verwertung der grossen Masse verschiedenartiger Daten nötig. Die Behandlung der allgemeinen philosophischen Grundfragen ist von systemlosem Eklekticismus und von Originalität der Conception im höheren, wissenschaftlichen Sinne gleich weit entfernt. Im Grossen und Ganzen darf die treue Anlehnung an das für richtig gehaltene Gedankensystem als Grundzug und Verdienst derselben bezeichnet werden.

Die linguistischen Bestrebungen und Neuerungen Apáczai's haben, trotz mancher Missgriffe und Uebertreibungen, zu welchen der unentwickelte, für die Darstellung abstracterer Gegenstände wenig vorbereitete Zustand der Sprache Veranlassung bot, ihre Bedeutung für die Geschichte der ungarischen Sprache. Die Literaturgeschichte ist seinen Verdiensten auf diesem Gebiete in mancher Hinsicht gerecht geworden. — Seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Schulwesens weist ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der nationalen Culturentwicklung an. Durch seine Tätigkeit als Lehrer und insbesondere durch den unermüdlichen Kampf im Interesse der Schule, für die

Vermehrung und die Verbesserung der Schulen, für die Erhöhung des Niveaus des Unterrichts, für die Hebung des Ansehens, der Autorität des Lehrstandes, im Allgemeinen für eine gründliche Reform des Unterrichtswesens in seinen verschiedenen Verzweigungen und des Verhältnisses der öffentlichen Meinung zum Schulwesen, greift er vielfach in die Entwicklung der Meinungen und Verhältnisse auf diesem Gebiet ein und ebnet den reiferen, geklärteren Ansichten einer späteren Zeit den Weg. Für den hohen Beruf, die Ehre und das gute Recht der Schule ist selten mit grösserer Energie und Begeisterung gestritten worden.

Um die Schulung seiner Nation hat sich Apáczai Verdienste erworben, welche die unbefangene Culturgeschichtsschreibung unumwunden würdigen kann. Er war unablässig bemüht und er besass die Fähigkeit, den Sinn für die idealen Güter der Cultur zu wecken und zu stärken. Er eroberte der Wissenschaft keine Gebiete und gründete kein neues, selbständiges System. Aber er hat sich als Jünger neuer Ideen wirksam um die philosophische und allgemein-wissenschaftliche Schulung seiner Nation bemüht und somit späteren Culturbestrebungen den Weg geebnet.

* * *

Die Anhänger der neuen Lehren, denen Johann Apáczai Csere in seiner Heimat Eingang verschafft hat, blieben nicht aus. Wenngleich manche in dem Zurückgehen zu den mittelalterlichen Schultraditionen das Heil der menschlichen Vernunft, den sicheren Weg der Erkenntniss zu finden glaubten; fehlte es nicht an Vertheidigern und Verbreitern der neueren philosophischen Lehrmeinungen. Aber es währte lange, bis die Bemühungen Apáczai's um die Ausbildung der wissenschaftlichen Sprache und speciell um die Ausbildung der philosophischen Terminologie in durchgreifender Art, systematisch fortgeführt wurden; anderseits traten die philosophischen Versuche der nächsten Zeiten nicht in Begleitung jenes weitschichtigen und reichhaltigen encyklopädischen Apparates specialwissenschaftlicher Daten und Lehren auf, dem ein nicht unbeträchtlicher Anteil an der specifischen culturellen Bedeutung der wissenschaftlichen Bestrebungen Apáczai's zuerkannt werden muss. Auch wo die Uebereinstimmung in gewissen philophischen Grundanschauungen nicht fehlt, ist nicht die Spur einer gleichen oder ähnlichen Universalität des philosophischen Interesse und der wissenschaftlichen Bildung zu entdecken; keine Arbeit, die ein so weites Gebiet des Wissens umspannt, kein neuer Versuch einer zusammenfassenden Bearbeitung des gesammten Wissens der Zeit, kein philosophisches Resumé der vielfältigen Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit. Einige akademische Abhandlungen (über verschiedene philosophische Specialprobleme) ohne grössere wissenschaftliche Originalität bilden zunächst den Niederschlag der

theoretischen Bestrebungen. Eine regere und vielseitigere — allerdings auch vorwiegend reproductive, im geringen Maasse selbstständige — Tätigkeit entwickelt sich erst viel später wieder. Die Behandlung philosophischer Fragen in ungarischer Sprache wird auch erst viel später wieder aufgenommen; nur einige Arbeiten über moralistische Fragen, meist Uebersetzungen oder Bearbeitungen fremder Schriften, sorgen in diesem Betracht für die Herstellung einer gewissen Continuität.

Von einem eigentlichen Anhang oder einer Schule Apáczai's ist übrigens auch in der nächsten Zeit nicht die Rede. Diejenigen, welche dieselben Grundansichten anzunehmen geneigt sind, werden im Allgemeinen durch die Fremdartigkeit, durch die teilweise gewaltsamen Neuerungen seiner Terminologie abgeschreckt. Andere wenden sich wegen seiner Auflehnung gegen die Autorität der früheren Philosophie, (Aristoteles), von ihm ab. Ein Teil derjenigen, welche sich in Lehre und Schrift mit philosophischen Fragen befassen, kehrt zu dieser Autorität zurück; damit beginnt in manchen Kreisen eine gewisse philosophische Reaction, welche den neuen Lehren und Ideen das Leben streitig macht, ohne mehr als sporadische und episodische Erfolge erzielen, ohne den Einfluss der neueren rationalistischen und empiristischen Bestrebungen lahmlegen zu können. Die nächste Zeit zeigt eigentlich eine bunte Musterkarte der heterogensten Bestrebungen. Die älteren Lehren finden neuerdings eifrige Verteidiger und Verbreiter. Aber auch für die Lehren der neueren Philosophen treten eifrige Jünger mit ihren Dissertationen in die Schranken. Rückgang und Fortschritt haben ihre Wortführer. Aber es tritt kein schöpferisches Ingenium auf, das durch die selbstständige Entwicklung gehaltvoller Lehren und durch die Kraft neuer Ideen eifrige Schüler in seinem Kreise festbannt und der Denkarbeit eine neue Bahn eröffnet.

Eine gedrängte Uebersicht der in der Schrift Erdélyi's berücksichtigten Arbeiten genügt zur Andeutung des allgemeinen Niveaus und des durchschnittlichen Charakters der Bestrebungen dieser Zeit. Wir beschränken uns auf eine kurze Resumirung des vorliegenden Materials und sehen von den in der genannten Schrift berührten Einzelheiten ab, da sich die verschiedenen Abhandlungen im Grossen und Ganzen in dem beschriebenen Rahmen bewegen.

Die Abhandlung des Georg Csipkés «De potentia et actu» (Utrecht 1650), welche der Autor als Schlusscapitel eines Cyclus bezeichnet, behandelt ihr Thema «in streng scholastischer Weise».

Lorenz Vörös aus Modor (Modra-Hungarus) entwickelt in seiner «Consideratio politica civitatis» (1653) Ansichten, welche zum Teil über die herrschenden Meinungen, über den politisch-socialen Gesichtskreis seiner Zeit hinausgreifen. Die Abschliessung Einzelner oder ganzer Körperschaften gegen die allgemeinen Interessen und Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft

wird hier als naturwidrig bezeichnet. Als der wahre Adel wird der durch Tugenden und schöne Taten erworbene dem ererbten Adel entgegenstellt. Die wahre, natürliche Grundlage der Verfassungs- und Regierungsform sucht Vörös in der Eigenart der Volksseele, in dem eigentümlichen psychischen Charakter der Nation. Darum ist nicht jede Verfassung oder *eine* bestimmte Verfassung für alle Völker geeignet. Der Montesquieu'sche Gedanke, dass die mannigfachen Lebensbedingungen, speciell die allgemeinen Naturbedingungen, die klimatischen Verhältnisse von massgebender Bedeutung für die socialen und politischen Einrichtungen, für den «Geist der Gesetze» sind, findet auch in dieser Schrift prägnanten Ausdruck, wenn sie sich auch auf die empirischen Nachweisungen nicht einlässt. Die Bedeutung einer umfassenden Organisation des Erziehungswesens wird vom social-politischen Gesichtspunkte gewürdigt. Es fehlt nicht an socialen und politischen Postulaten, die erst in viel späterer Zeit zum Teil realisirt worden sind.

Auch Jakob Farkas aus Alistal befasst sich mit socialen und politischen Problemen, in den beiden Abhandlungen «De scholis» (1652) und «De nobilitate» (1654). In der ersten Schrift wird die Schule gelegentlich als neutrales Gebiet gegenüber den Institutionen von rein geistlichem und weltlichem Charakter bezeichnet; aber der Autor schrickt schliesslich doch selbst vor dem Gedanken der consequenten Durchführung eines confessionslosen Schulwesens zurück und plaidirt dafür, dass Staat und Kirche die Sorge für die Schule unter sich teilen; er gesteht den kirchlichen Autoritäten in Staaten, welche der Religion völlig entfremdet sind, die volle Autonomie im Gebiete des Schulwesens zu. Die Grundfrage kommt übrigens zu keinem scharfen und klaren Austrag. Die Schrift über den Adel dringt nicht bis zu jenem Liberalismus vor, für den Vörös in die Schranken tritt; aber sie fordert wenigstens, dass der Adel der Gesinnung den ererbten Rechtstiteln die Weihe gebe und dass gemeines, unwürdiges Benehmen, lasterhaftes Leben, ja selbst die Betreibung gewöhnlicher mechanischer Arbeiten oder Gewerbe Adelsverlust nach sich ziehe. Die herrschenden Meinungen über den Beruf, die Lebensbedingungen, das Prestige des Adelsstandes werden zum Teil scharf formulirt.

Johann Kalocsa schliesst sich in den Abhandlungen «De formarum materialium origine» und «De rerum modis collative cum ente consideratis» an Thomas von Aquino und an den «scholastischen Epigonen» Suarez an. K. Stefan Csengeri nähert sich in der Abhandlung «De usu rationis humanæ in theologia ac quæstionibus fidei» den Theosophen und bekämpft den Cultus des Aristoteles. Barthol. Bausner schliesst sich in seinen Arbeiten «De definitione metaphysica» und «De cordis humani actionibus» auch den Gegnern der scholastischen Denk- und Lehrweise an. Er ergeht sich in ironischen Erörterungen über die Wortstreitigkeiten der Schul-Philosophie.

Martin Albrich verfasst Schulbücher der Logik und Metaphysik. Gabriel

Joul, Johann Fuchs, Samuel Gelei, Ladislaus Gyöngyösi publiciren philosophische Abhandlungen über verschiedene Gegenstände. Der Letztere erörtert in seiner «Disputatio logica de definitione» die Unterschiede der Definition und der Einteilung. Johann Sylvanus Püspöki veröffentlicht eine politisch-historische Abhandlung über Ursprung und Gestaltungen der Staaten, in welcher die Bedeutung des Erziehungswesens besonders gewürdigt wird. Michael Tatai schliesst sich in der Abhandlung «De duratione» an scholastische Traditionen an. Johann Kéri veröffentlicht seine Vorträge. Johann Petkó behandelt den priesterlichen Beruf in der Schrift «De ministrorum eccl. vocatione et functionibus». Paul Görgei schreibt ein exercitium philosophicum «De vaporibus et modo, quo ex iis nubes, pluviæ etc. generantur», und im Anschluss an Cartesius eine Abhandlung «De causis descensus gravium».

Einen grösseren Einfluss als diese akademischen «Probearbeiten» gewannen in Schule und Literatur die Arbeiten von Johann Pósaházi, der insbesondere in theologischen Streitschriften seinen Standpunkt in den religiösen Fragen gegen katholische Autoren verfocht. Er beginnt mit Probearbeiten «De legibus», «De supposito» und «De igne culinari», in welchen neben den Unvollkommenheiten verfrühter Versuche auch gute Ansätze sich finden. Er bekämpft im Ganzen die cartesianischen Ansichten und schliesst sich in manchen Grundlehren dem Aristoteles an, gibt aber in vielen Punkten den Gegnern des Aristoteles Recht und sucht sich von der Schultradition zu emancipiren. Er kritisirt die Methode und Darstellungsweise der philosophischen Autoren des Mittelalters, die «Tenebricosa obscuritas», die subtilen Distinctionen und manche Wortstreitigkeiten derselben. Er will überhaupt kein jurans in verba magistri sein und sich nicht blindlings der Leitung *eines* Führers überlassen, sondern aus verschiedenen Quellen Belehrung schöpfen und das Gute aufnehmen, wo es sich bietet. Es darf immerhin zugestanden werden, dass sich mit diesem, in den verschiedenen Gebieten seiner Thätigkeit vorherrschenden Eklekticismus ein gewisses Trachten nach Selbständigkeit des Urteils und eine in manchem Punkte das Richtige treffende Kritik verbindet. In seinem Werk «Ars catholica vulgo metaphysica cui præmittitur Introductorium philosophicum» wird zunächst der Gegenstand und die Aufgabe der Philosophie und die Einteilung derselben erörtert. Die Philosophie selbst führe nicht zum höchsten Gute, zu dem nur die eigentliche Theosophie führt, aber sie leiste der Theologie grosse Dienste. Sie stelle zunächst in den speculativen und praktischen Axiomen die Grundlagen aller Erkenntniss dar. Die drei Principien der menschlichen Erkenntniss sind: sensus, ratio naturalis, testimonium. Wahr ist, was sich als — mittels dieser und der Offenbarung (der heil. Schrift) — mit der natürlichen Vernunft in Einklang stehend erweist. Jede Wissenschaft solle sich streng innerhalb ihrer Grenzen bewegen und nicht in den Kreis anderer eingreifen. Die Philosophie teile sich zunächst in zwei Stämme. Der Eine ist die all-

gemeine Lehre vom Sein, die allgemeine Philosophie oder Metaphysik (die ars catholica); der andere die specielle Philosophie, die Lehre von den besonderen Formen des Seins, deren Unterabteilungen die ph. supernaturalis (Pneumatologie), ph. naturalis (Physik, Mathematik, Mechanik, Anatomie), ph. moralis (Ethik, Oekonomik, Politik, Jus), ph. instrumentalis (Grammatik, Poetik, Rhetorik, Dialektik) sind. Pósaházi hat nur die zwei ersten Teile der speciellen Philosophie (Pneumatologie 1664 und Philosophia naturalis 1667) ausgeführt.

Die Vielseitigkeit seines Interesse und seiner Bildung lässt ihn gleich Apáczai verschiedene Wissensgebiete durchstreifen; aber sie ragt nicht an den Universalismus des Letzteren heran. Der encyklopädische Geist Apáczai's umspannt grössere Gebiete; er ist aber auch einheitlicher in den philosophischen Grundansichten. Die wissenschaftliche Auffassung, der philosophische Standpunkt des Letzteren war im Ganzen nicht durch jene Tendenzen, durch jene speciellen Interessen bestimmt, welche die Geistesarbeit Pósaházi's mehr und mehr beherrschten und schliesslich völlig in der regen Beteiligung an theologischen Schulstreitigkeiten aufgehen liessen. Bei Diesem ist der Schwerpunkt der Reflexion in die theologische Dogmatik verlegt. Die Notwendigkeit, die Bedeutung, der Werth der Philosophie beruht völlig auf den Diensten, welche sie bei der Vertheidigung der von ihm verfochtenen Glaubenssätze, der gegen die Anhänger anderer Glaubenslehren ins Feld geführten theosophischen Meinungen leistet. Auf diese wird in letzter Instanz jedes Ergebniss menschlicher Forschung bezogen. Unter den speciellen theosophischen Gesichtspunkten, welche die Stellung Pósaházi's im Kampfe der religiösen Ueberzeugungen bestimmten, gewinnen für ihn die mannigfachen Elemente des Wissens ihre eigentümliche Bedeutung. Im Einzelnen ist diese Tendenz nicht überall in gleich strammer Art durchgeführt. Aber sie beherrscht die geistige Tätigkeit dieses Autors auf durchgreifende Weise. Es war ihm nicht beschieden, sich selbständig durch philosophische Untersuchungen reinwissenschaftlicher Richtung an der Werkführung des Fortschrittes zu beteiligen.

* * *

Die philosophischen Arbeiten dieser Zeit verfolgen vielfach apologetische Zwecke. In den dogmatischen Streitigkeiten der Confessionen nimmt mancher seine Zuflucht zur Philosophie, um seinem dogmatischen Standpunkt durch die «Waffen der menschlichen Vernunft» den Sieg zu sichern. Katholische und protestantische Autoren holen sich Waffen aus den reichhaltigen Rüstkammern der Scholastik, manche gehen wohl auch zu Aristoteles zurück. Andere suchen bei Neueren Rat. Auch die Bahnbrecher der modernen Philosophie finden Anhänger. Neben anderen Erscheinungen zeigen sich auch die Zeichen des Fortschritts, einer freieren wissenschaft-

lichen Gedankenbewegung. Auch die Lehren eines Bacon haben ihren Wortführer.

Elias Ladiver sucht (in mehreren Schriften) Stützen für seine theologischen Ansichten in philosophischen Doctrinen zu gewinnen. In seiner Pneumatologie und anderwärts verwertet er zu diesem Behuf die Stützpunkte, welche ihm die Lehren des Aristoteles zu bieten scheinen. In seinen «Annotationes in politicam Wendeleri» stellt er ohne ein einheitliches, zusammenfassendes Princip die verschiedenen Gestaltungen des staatlichen Lebens, wie sie die Geschichte darbietet, zusammen.

Vom Standpunkt der katholischen Dogmatik behandelt Joh. Jos. Szalai Barkóczi die verschiedensten Fragen in seiner «Philosophia novella». Isak Czabány knüpft in seiner «Existentia atomorum» (1667) an die Atomistik an und stützt sich in der weiteren Entwicklung seiner Ueberzeugungen vielfach auf Aristoteles. Seine eklektische Denkweise verknüpft verschiedene Elemente zu einem merkwürdigen Mosaik. Seine Speculationen spitzen sich schliesslich zu einer Lehre von den Mysterien des Glaubens zu. In anderer Richtung bewegen sich die Arbeiten von Johann Bayer aus Eperies, der als Anhänger Bacon's die Lostrennung der Naturphilosophie von der Glaubenslehre fordert und die baconischen Grundsätze, die Principien der Induction zu Ehren bringt. In seinen Arbeiten «Ostium vel atrium naturæ» (1662) und «Filum labyrinthi et cynosura seu lux mentium universalis» gibt er eine Darstellung der Lehren Bacon's, zu denen er sich im Grossen und Ganzen bekennt. Doch führen ihn seine theosophischen Speculationen, insbesondere der Versuch einer biblischen Kosmologie, wieder vielfach von den baconischen Wegen ab.

An Ramus schliessen sich mehrere protestantische Autoren und Lehrer mit Compendien und erläuternden Arbeiten an; so Mich. Buzinkai, Georg Mártonfalvi Nagy, St. Tolnai,[1] P. Lisznyai. Für Bacons Lehren tritt gleich Bayer — auch ohne merklichen unmittelbaren Erfolg — Joh. Nadányi ein.[2] Die katholischen Kreise, zumal die auch auf dem philosophischen Gebiete eine grosse geistige Regsamkeit entfaltenden Mitglieder des Jesuitenordens, wenden sich vorwiegend den Lehren des Scholasticismus zu oder treten direct für aristotelische Lehren in die Schranken. In diesen Richtungen bewegen sich die Arbeiten der Franz Jambrechovich, Gregor Dinhoffer, Stef. Tarnóczi, u. m. a.[3] Aber auch an protestantischen Autoren fehlt es

[1] Buzinkai «Compendii logici libri duo» (1661); Mártonfalvi «Petri Rami dialecticae libri duo»; Tolnai «Dialectica secundum principia Petri Rami.»

[2] J. Nadányi «De scientiarum incrementis» (1666).

[3] F. Jambrechovich. S. J. «Philosophia peripatetica» (1669); Joh. Dreyling S. J. «Palliati philosophi honores»; G. Dinhoffer S. J. «Gradus philosophici sanctioris philosophiae» (1674); St. Tarnóczi S. J. «Synopsis philosophiae.»

nicht, die eine Wiederherstellung der Autorität des Aristoteles anstreben oder dem Scholasticismus nahe stehen.

Mit einer Uebersicht dieser Arbeiten schliesst Erdélyi seine Darstellung der älteren philosophischen Literatur.[1]

Es muss einer anderen Arbeit vorbehalten bleiben, eine Uebersicht und eine zusammenfassende Charakteristik der philosophischen Bestrebungen und Versuche des XVIII. Jahrhunderts und der neuesten Zeit[2] bis zur Gegenwart zu geben.

FR. V. MEDVECZKY.



BUDAPEST IM ALTERTUM.

II.

Den sichern Boden der Geschichte bildet die richtige Erkenntniss des Schauplatzes, auf welchem die Taten und Ereignisse des historischen Lebens ihren Verlauf genommen haben. Aus diesen engen Beziehungen zwischen Tat und Oertlichkeit ging ja auch jenes intime Verhältniss zwischen Geographie und Geschichte hervor, das von keinem Historiker übersehen werden darf. Prof. SALAMON widmete deshalb auch den *geographischen Bestimmungen* über Aquincum ein besonderes, das zehnte Capitel.

Der erste Geograph, welcher Aquincum erwähnt, ist der Aegypter Claudius Ptolemäus, dessen Werk in die Zeit von 140—160 n. Chr. fällt. Ptolemäus sammelte seine Daten zum grössten Teile aus Reisebeschreibungen und sonstigen Aufzeichnungen oder aus mündlichen Mitteilungen. Sein Werk enthält zahlreiche Unrichtigkeiten; allein für Pannonien ist dasselbe ziemlich verlässlich, namentlich für die Donaulinie von Komorn bis Semlin. Ptolemäus bestimmte die Entfernung der Orte bekanntlich nicht nach römischen Meilen oder nach griechischen Stadien, sondern nach der geographischen Länge und Breite, wobei seine Breitengrade der Wirklichkeit sehr nahe kamen; dagegen sind seine Angaben über die geographische Länge ganz unverlässlich.

[1] Erdélyi gedenkt auch der Abhandlungen von M. Rimaszombati (Specilegium philosophicum), Sim. Basch (De materia prima peripatetica), Andr. Remenik (De anima separata), Joh. Andr. Schubert (De natura seu essentis luminis naturae sive rectae rationis et a lumine revelationis differentia), Joach. Stegmann (Usus rectae rationis in rebus fidei), Dan. Parschicz (Breviarium logicum), Stef. Eszéki (Prima veritas defensa), J. Heinseli (Diatribe phil. theologica de creatione; de causis corporis naturalis); Val. Greising (De Atheismo Renati des Cartes; De theognosia natural), Mat. Palumbini (De providentia Dei; De principio actionum; de objecto form. metaphysicae; J. Szathmári Pap (Philos. prima), J. Csergő (De cognitione Dei naturiali).

[2] Einen Teil des Materials hat Erdélyi in seiner Schrift über «die vaterländische Philosophie in der Gegenwart» (a hazai bölcsészet jelene) verwertet, auf welche wir vielleicht bei einem kommenden Anlass Bezug nehmen können.

Als gesicherte Punkte auf der obigen Donaulinie sind zu betrachten: Begretium (Alt-Szőny), *Aquincum* (Alt-Ofen), Mursa (Essek) und Cornacone (Vukovár). Ausserdem meint Prof. Salamon, dass von den weiteren unterpannonischen Orten Curta (Stuhlweissenburg), Carpis (Gran), Salva (Nessmély), Salinum (Adony), Lussonium (Földvár), Lugionum (Paks) und Teutoburgium (Dálya) sich mit einiger Sicherheit bestimmen lassen. Aquincum lag nach Ptolemäus unter dem 47. Grad und 30 Minuten nördlicher Breite, was der Wahrheit insofern nahe kommt, als Altofen ungefähr unter dem 47° 32′ n. Br. liegt, wenn man den südlichsten Punkt von Altofen zum Ausgangspunkte nimmt.

Zur bessern Erkenntniss der Lage und der Verbindungen von Aquincum untersucht Prof. Salamon auch die Angaben des Ptolemäus über die Niederlassungsplätze der Jazygen im Binnenlande zwischen Donau und Theiss, durch welches Gebiet dann auch eine Strasse nach Dakien führte. Als den südlichst gelegenen Ort der Jazygen nennt Ptolemäus Partiscon, das etwa in der Gegend des heutigen Félegyháza zu suchen wäre. Hierauf werden genannt: Pession (bei Nagy-Körös, nicht aber bei Pest, wie man sonst angenommen hat), Kandakon oder Kandanon in der Nähe von Monor oder Gomba, Parka (Aszód) und Trisson (Gyöngyös). Noch finden sich mehr westlich und höher im Norden als Jazygenorte Abieta (Losoncz), Bormanon (Fülek), und Uskenon (Balassa-Gyarmat) verzeichnet, so dass man sich diese Niederlassungen der Jazygen auf der Linie der heutigen Pest-Szegediner und Pest-Hatvaner Eisenbahn und endlich entlang des Ipoly-Sajótales zu denken hat.

Genaue Ortsbestimmungen erhält man aus den römischen Meilensteinen, die auch zur Fixirung der Lage von Aquincum dankenswertes Material liefern. Zwei Meilensteine, die in Sanct-Andræ bei Ofen aufgefunden wurden, bezeichnen die Entfernung von Aquincum mit acht römischen Meilen, d. i. 6251 Wiener Klafter. Legt man diese Entfernung als Massstab an, dann gelangt man allerdings nicht einmal bis zum Nordrande des heutigen Altofen, sondern nur bis zu der sogenannten Krempel'schen Mühle, gegenüber dem Schneckenberg (Csigadomb), bekannt durch die Fülle römischer Ruinen, die sich hier vorfinden. Man kann also sagen: das obere Tor von Aquincum, von wo an die Entfernung gegen Norden gemessen wurde, befand sich irgendwo auf jener Linie, welche von der Krempel'schen Mühle senkrecht zur Donau gezogen wird oder auf dem Wege, den der bei den Pulvermühlen entspringende Bach Héviz zurücklegt. Von diesem südwärts breiten sich alle die zahlreichen Ueberreste römischer Baulichkeiten aus; die hier im Boden vorfindlichen Trümmer von Ziegeln und Bausteinen erschweren oder verhindern sogar die landwirtschaftliche Bearbeitung.

Der Meilenstein von Sanct-Andræ bekundet des Weiteren, dass die Rö-

mer auf dem rechten Donauufer auch eine Strasse hatten, welche durch den Pass von Visegrad führte. Ein anderer Weg ging von Vörösvár nach Bregetium; dies wird durch hier und bei Pilis-Szántó, Csép etc. aufgefundene Meilensteine bestätigt. Auf dem Vörösvárer Steine ist die Entfernung noch von Aquincum her bestimmt; bei denjenigen aber, die jenseits des Mittelgebirgsrückens aufgefunden wurden, schon nach Bregetium in Ober-Pannonien, das also bis an dieses Gebirge, nicht blos bis zur Raab reichte.

Südlich vom alten Aquincum fand man bei der früheren Pest-Ofner Schiffbrücke am Donauufer in Ofen einen Meilenstein, auf welchem die Entfernung von Aquincum mit drei Meilen oder 2344 Klafter angegeben war. Die Römer berechneten die Entfernung eines Ortes bekanntlich nicht von dem Mittelpunkte der Stadt, sondern von jenem Stadttore an, welches in der betreffenden Richtung lag. Berechnet man nun die Entfernung von der frühern Schiffbrücke, gegenüber der heutigen Pester Franz Deák-Gasse, so kommt man nach drei römischen Meilen mit überraschender Genauigkeit gerade zu jenem Graben, der auch heute das Stadtviertel Neustift von Alt-Ofen scheidet. Das südliche Tor von Aquincum lag also auf der Linie dieses Grabens, nur wahrscheinlich etwas näher zur Donau hin.

Prof. Salamon versucht nun von diesem Südtore Aquincums aus noch weitere Ortsbestimmungen in südlicher Richtung zu machen. Die Zahl der bisher aufgefundenen römischen Meilensteine, welche auf Aquincum Bezug nehmen, beträgt 42; darunter stammt der älteste aus dem Jahre 161 nach Chr. Die meisten derselben sind aus dem dritten Jahrhunderte: nur fünf lassen sich mit Bestimmtheit dem zweiten Jahrhunderte zuweisen und nur zwei dem IV. Jahrhunderte. Es ist auffallend, dass für die Zeit von 250—300 kein einziger Meilenstein aufgefunden wurde. Daraus kann man folgern, dass in unserer Gegend schon in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. Römerstrassen gebaut waren und dass insbesondere in der Zeit von 193 bis 250 die römischen Kaiser auf die Anlegung der Strassen hier grosse Sorgfalt verwendet haben. Eine bemerkenswerte Erscheinung ist auch, dass die Strasse am Donauufer bis zum Tore von Essek (Mursa) den Namen «Aquincum» führt. Gleichwie nach römischer Auffassung Rom nicht die Hauptstadt des Reiches, sondern das Reich selbst war: ebenso war Aquincum nicht der Vorort von Unterpannonien, sondern Aquincum erstreckte sich bis vor die Tore von Mursa (Essek) und die dahin führende Strasse verband einer Vorstadtgasse gleich die auf einzelnen Punkten befindlichen Befestigungen und Ansiedelungen derselben Stadt.

Die von römischen Meilensteinen angedeutete Lage der römischen Orte lässt endlich auch die Folgerung zu, dass in der Zeit der Römerherrschaft die Donau ihren Lauf weiter ostwärts hatte, so, dass die Strasse, welche sammt ihren Meilensteinen heute im Donaubette vergraben liegt, damals hoch

über dem Wasserspiegel der Donau gelegen war, ja sich noch in einiger Entfernung vom Flusse an dessen rechtem Ufer dahinzog. Es gehört deshalb nicht zu den Unmöglichkeiten, dass die Ruinen einstiger römischer Städte und Befestigungen gegenwärtig in der Donau, ja vielleicht im Schlamm und Sande des linken Ufers tief vergraben liegen: aber das Vorkommen eines Meilensteines auf dem linken Ufer ist nicht wahrscheinlich. Uebrigens wurde das allmähliche westliche Vorrücken der Donau (ja der europäischen Flüsse überhaupt) von den Geographen schon längst erkannt und von den Geologen bestätigt. Es gab eine Zeit, wo die Wässer der Donau und Theiss in einem gemeinsamen Bette das ungarische Tiefland durchströmten und erst später löste sich die Donau aus dieser Verbindung, um seither stetig gegen Westen vorzurücken. Die unablässigen Unterwaschungen des rechten oder westlichen Ufers bei Budapest sind gleichfalls eine allbekannte Tatsache. So muss der Historiker den Spuren der geographischen und geologischen Forschung gleichfalls folgen.

Eine besonders eingehende Aufmerksamkeit widmet Professor Franz Salamon im *eilften Capitel* seines ersten Bandes den *römischen Strassen in unserer Gegend.* Die römischen Itinerarien oder Reisebücher sind in Bezug auf diese Strassen noch bessere Wegweiser, als die Meilensteine; das Antoninische Itinerarium aus der Zeit des Kaisers Diocletian gibt ein wohlausgeführtes, vielverzweigtes Strassennetz in Pannonien an. Von Aquincum gingen als von einem Centrum mehrere Strassenlinien radienförmig aus. Eine dieser Strassen führte von Aquincum nach Mursa (Essek) an der Donau entlang, wie solches durch die aufgefundenen Meilensteine bezeugt ist. Die zweite Strassenlinie zog von Aquincum nach Sopiana, dem heutigen Fünfkirchen; die dritte über Stuhlweissenburg (Curta) und das Nordufer des Plattensees nach Poetovio oder Pettau. Einen vierten Strassenzug der Römer bezeichnet die noch in unseren Tagen benützte Chaussée von Altofen durch das Tal von Vörösvár an die Donau und bis nach Komorn. An die grosse internationale Verkehrslinie, welche von Fünfkirchen am östlichen Fusse des Mecsekgebirges vorbei nach Westen über Steinamanger gegen Wien und von dort nach Gallien führte, konnte sich die Verbindung von Aquincum her bei Bicske (Campona) oder Martonvásár (Vetussalina) oder am oberen Donauufer bei Duna-Almás (Cumerum) anschliessen. Von diesem Duna-Almás ging übrigens eine Strasse zur unmittelbaren Verbindung der hier entlang der Donau reihenweise liegenden Castelle der Befestigungen nach Aquincum; die Länge dieses Weges betrug 42 römische Meilen, oder ungefähr 33,000 Klafter. Endlich bestand noch eine Nebenstrasse von Aquincum am Donauufer über Sanct-Andræ bis Gran.

Angesichts dieses mächtig entwickelten Strassennetzes nahm der *Verkehr zu Wasser* in der Römerzeit nur eine bescheidene Stelle ein. Die

Römer bedienten sich, wie bereits erwähnt worden, der Donau keineswegs als eines Communicationsmittels für den weitern Personen- und Güterverkehr; sondern ihre Schiffe benützten sie zumeist nur zum Hafendienste. Immerhin bildete Aquincum auch als Standort für die Donauschiffe der Römer einen wichtigen Punkt gleichwie Essek für die Drau.

Die obenangeführten Strassenlinien, von denen drei aus dem Süden, zwei vom Westen her in unsere Stadt kamen, liefen hier in einen Knotenpunkt zusammen. Aquincum hatte demnach nach diesen beiden Weltgegenden hin ein ziemlich entwickeltes Strassennetz, welches für die Stadt von namhafter Bedeutung sein musste; denn die Römer befolgten bei ihren Strassenanlagen das in vieler Beziehung richtige nationalökonomische und historische Princip, dass nicht so sehr die Stadt den Verkehr schaffe, sondern dass vielmehr der Verkehr die Städte hervorbringe und blühend mache. Zugleich waren diese Strassen, deren naturgemässe Anlage und solider Bau noch in ihren heutigen Resten unsere Bewunderung erregen, zugleich die Arterien des Römertums.

Ueber die Grösse und Lebhaftigkeit des Strassenverkehrs im römischen Reiche stehen uns allerdings keine statistischen Daten zu Gebote. Aber die geschichtlich nachweisbaren Zustände, Verhältnisse und Ereignisse machen es gewiss, dass auf den geraden langen Linien der Römerstrassen ein überaus reges Leben und Treiben stattfand und die musterhaft eingerichteten Posten und Herbergen entlang der Strassen ebenso die rasche Beförderung wie die entsprechende Unterkunft und Verpflegung der zahlreichen Reisenden in befriedigender Weise darboten. Zur Annehmlichkeit des Reisens trug damals unstreitig auch die Einheitlichkeit der amtlichen Verkehrssprache innerhalb des weiten Römerreiches vieles bei. Diese gestattete zudem eine fast ungebundene Freizügigkeit der Handels- und Gewerbetreibenden, sowie der von mehr geistiger Beschäftigung lebenden Beamten, Lehrer, Schriftsteller und Künstler aller Art, vom Dichter, Bildhauer, Architecten und Schauspieler bis herab zum Akrobaten und Gaukler. Das mächtige Ansehen des weltgebietenden Römerreiches schützte im In- und Auslande auch den mindesten römischen Bürger, wodurch namentlich der Handelsverkehr mit den ausserrömischen Barbaren eine ungemeine Erleichterung und Sicherheit gewann. Nicht zu übersehen ist namentlich für unsere Stadt die von den Römern hochgeschätzte Wirkung warmer Heilquellen, wodurch Aquincum schon damals berühmt und derenwegen es ohne Zweifel auch schon in der Römerzeit von Kranken und Gesunden häufig besucht wurde. Die baulichen Reste von römischen Bädern, die man in Ofen aufgedeckt hat, bezeugen dies auf deutliche Weise. Noch sei erwähnt, dass Aquincum für den ausserrömischen Handel mit den nördlichen und nordöstlichen Barbaren bis an die Ostsee gleichfalls ein wichtiger Sammel- und Stapelplatz war. Die prähistorischen Funde

in Oberungarn beweisen diesen Verkehr mit den Römern, zu deren Zeit die oberungarischen Bergwerke von den (germanischen oder keltischen) Volksstämmen der Buren, Gotinen oder Kotinen und Ozen bereits bearbeitet wurden. Ebenso ging ein Zug des Handelsweges von Rom nach der Bernsteinküste der Ostsee über Aquincum durch Nordungarn an die Weichsel. So war Aquincum zwar an der Grenze des Reiches gelegen, allein diese Grenze war für den Handel im Osten und Norden auch hier nicht mit einer chinesischen Mauer abgesperrt.

Die *militärischen Verhältnisse* bespricht das Capitel XII des Salamon'schen Werkes. Wie wir schon oben angemerkt, war Aquincum das Standquartier der II. Hilfs-Legion (legio II. adjutrix). Ungefähr 80 Inschriften bezeugen die Anwesenheit dieser Legion in Unter-Pannonien und zwar von der Zeit des Kaisers Hadrian bis zu Ende der Römerherrschaft in unserer Stadt und Umgebung. Es wäre jedoch irrig, wollte man meinen, dass die Legion vollständig in Aquincum einquartiert war. Von den obigen Inscriptionen wurde ungefähr die Hälfte auf dem Territorium von Ofen und Alt-Ofen gefunden; die übrigen waren in ziemlicher Entfernung von einander zerstreut. Vörösvár, P.-Szántó, Solmár, Pilis-Csaba, Budaörs u. a. O. waren Ansiedelungen teils der activen, teils der invaliden Soldaten der II. Legion.

Bei Szegszárd, dann zu Bölcske, Kömlöd, Pentele und Tétény aufgefundene Inschriften erwähnen die Hilfstruppen der II. Legion, deren Spuren man auch in Batina, Baracs (bei Duna-Földvár), Stuhlweissenburg, Vaál, Alcsúth u. a. O. verfolgen kann. Die Legion wohnte also nicht in einer einzigen Stadt, sondern war über das ganze Gebiet, welches der Legion zugewiesen war, in Standlagern und Niederlassungen verteilt. Die Hilfs- oder Auxiliar-Truppen der Legion bestanden zumeist aus den unterworfenen Volksstämmen, denen aber später auch dasselbe Recht, wie den römischen Legionären zuerkannt wurde.

Um das Jahr 114 n. Chr., unter Kaiser Trajanus, finden wir in Unter-Pannonien zwei Cavallerie-Abteilungen (alæ) und sechs Cohorten; ein Teil der Letzteren war beritten, der andere-Fussgänger. Eine Urkunde aus der Zeit von 145—160 zählt daselbst fünf Alen und dreizehn Cohorten auf. Im Jahre 167 wird diese Zahl zu drei Alen und zehn Cohorten angegeben. Von 114—167 waren in Unter-Pannonien unter den Cohorten die I. und II. Alpinorum, die wahrscheinlich aus der heutigen Schweiz und aus Tirol stammten; ferner die I. Montanorum aus Steiermark und Oesterreich und endlich die I. und III. Lusitanorum aus dem heutigen Portugal. Dazu kam (um 167) eine thrakische Elite-Truppe mit dem Beinamen «augusta» I. und II. und die II. Asturum, deren Glieder spanischer Abkunft waren. Welches Gemisch von Völkern unter den römischen Truppen herrschte, zeigt die weitere Tatsache, dass in Aquincum auch

Ituräer aus Palästina und Mauren (Numidier) unter den Cohorten dienten, von Syriern wird in Duna-Pentele Erwähnung getan, in Tétény hatte eine Ala Pannonier ihre Garnison, ebenda werden auch thrakische Veteranen erwähnt. Das benachbarte Sanct-Andreæ (Szent-Endre) war ein wohlbewachter Ort; eine Cohorte zu tausend Mann (cohors I. millaria) hatte daselbst ihren Stand. In Györköny (bei Paks) waren maurische Veteranen angesiedelt; bei Tolna werden britische Reiter genannt. Es war also ein bunt zusammengewürfeltes Heer, das hier seine Lagerung und Ansiedelung hatte.

Während Aquincum und Umgebung mit Legionären von fremder Herkunft gefüllt war, sandte man die Eingebornen des Landes in die weite Ferne. Die «Soldaten aus Aquincum» findet man zu Antonacum, dem heutigen Andernach am Rhein; Alen und Cohorten aus Pannonien, namentlich pannonische Reiter, spielen schon im ersten Jahrhunderte eine besondere Rolle im römischen Kriegsheere. Beim Marsche zogen sie mit den maurischen Reitern in der Avantgarde dem Heere voran und sie hatten auch die Pionniere und Matrosen (classici) bei deren Arbeiten gegen etwaige feindliche Angriffe zu verteidigen. In Friedenszeiten war den pannonischen Reitern die Besorgung der «reitenden Post» zugewiesen. Pannonien stellte drei Cohorten. Die cohors I. mit dem Beinamen «Ulpia» zählte tausend Berittene; sie hatte zeitweilig in Aquincum ihren Standort und war hier auch mit Bauen beschäftigt. Die cohors II. der Pannonier findet man um das Jahr 105 im fernen Britannien, dagegen war die cohors III. mindestens für einige Zeit in der Heimat und zwar in dem heutigen Adony angesiedelt.

Es war bekanntlich ein Grundsatz römischer Cäsarenpolitik, die einzelnen Völkerschaften des Reiches in fremde Gegenden zu bringen und sie daselbst möglichst bald mit den Eingebornen zu verschmelzen. Dadurch wurde eine förmliche Völkerwanderung auch in Friedenszeiten hervorgerufen. Aus einer Militärbeschreibung aus dem Anfange des V. Jahrhunderts erfahren wir die damalige Verteilung der römischen Streitkräfte, darunter auch in der Provinz Valeria, deren Hauptstadt eben Aquincum war. Ohne uns in eine Detailaufzählung der militärischen Standorte hier einzulassen, führen wir nur an, dass aus dieser «Notitia» hervorgeht, wie Aquincum sowohl entlang der Donau, wie auch landeinwärts von einer beträchtlichen Zahl fester militärischer Stand- und Lagerplätze umgeben und geschützt war.

Allein nicht nur das rechte oder römische Donauufer war mit solchen Bollwerken versehen, sondern die Römer hatten zur grösseren Sicherung der Provinz, sowie auch zur leichtern Bewältigung etwaiger Aufstände ihrer barbarischen Nachbarn auf dem linken Ufer des Stromes, also im Barbarenlande, gleichfalls Befestigungen angelegt, welche mit den rechtseitigen

correspondirten. So lag dem heutigen Ofen gegenüber an der Mündung des Rákosbaches eine römische Befestigung; desgleichen gegenüber von Sanct-Andreæ, dann bei Bogdány, bei Waitzen, bei Verőcze, u. s. w. Namentlich gab es aber im alten Pannonien kaum einen Landstrich, der so dicht aneinander gereihte römische Befestigungen aufweisen konnte, wie das Donauufer von Gran bis Ofen. Von besonderem Interesse für Aquincum mochte die Befestigung Florentia und deren Gegenveste «burgum contra Florentiam» sein. Es befanden sich in Florentia eine oder auch zwei Cohorten der legio II. und ausserdem dalmatinische Reiterei. Ein Präfect führte hier das Commando. Contra-Florentia aber hatte ausgewählte Pfeilschützen zur Besatzung. Florentia besass eine hervorragende Wichtigkeit, weil dieser Ort die Hauptstation der römischen Donauflotte und der Sitz des Flottencommandanten (præfectus classis Histricæ) war. Prof. Salamon sucht im Gegensatze zu bisherigen Annahmen nachzuweisen, dass dieses Florentia kein anderer Ort, als das heutige Sanct-Andreæ (Szent-Endre) bei Alt Ofen gewesen sein könne, von dem Aquincum ja nur acht römische Meilen entfernt lag.

Die Donauflottille hatte, wie schon erwähnt, weniger Bedeutung für die Communication, sondern sie diente mehr zur Ueberfahrt oder als Schiffbrücke. Während der wärmeren Jahreszeit waren die einzelnen Abteilungen der Flotte an den verschiedenen Donaustationen ebenso verteilt, wie die Legion auf dem trockenen Lande. Auf jedem Punkte, wo der rechtsuferigen Befestigung eine am linken Ufer entsprach, dort war eine Abteilung der Donauflotte unvermeidlich notwendig. Florentia diente wahrscheinlich auch als Winterhafen und besass überdies eine Schiffswerfte, wo neue Schiffe gebaut, schadhafte ausgebessert wurden.

Gegenüber von Aquincum am linken Donauufer oder vielleicht auf einer Insel lagen drei Kastelle: Transacincum, Quadriburgium und Vincentia. Das Hauptkastell mochte Transaquincum auf barbarischem Boden gewesen sein, die beiden andern waren dann die Nebenbefestigungen. Alle drei waren mit Wachmannschaft besser versehen, als sonst ein Punkt am Donaulimes. In Transaquincum stationirte ein Präfect der legio II. und ohne Zweifel von Legionären mindestens eine Cohorte. Ebenso stark dürfte die Besatzung von Quadriburgium und Vincentia gewesen sein. Ausserdem lag in Transaquincum noch eine Abteilung leichter Cavallerie (auxilia vigilum) und eine Schaar regulärer Reiter. Wie hier, so war an zahlreichen Punkten entlang der Donau die Grenze des römischen Reiches wohl befestigt. Die Verteidigungslinie bestand erstlich aus den vorgeschobenen linksufrigen Kastellen und der Donauflotte; sodann aus den Befestigungen am rechten Ufer und endlich aus den militärischen Standorten, die längs des Stromes angelegt und durch eine Strasse mit einander verbunden waren.

Während des ganzen ersten Jahrhunderts bildete in Pannonien den limes nicht die Donau, sondern künstliche Befestigungen und die linksufrigen Kastelle weisen darauf hin, dass die Donau selbst vom zweiten Jahrhunderte her keineswegs dauernd die Reichsgrenze gewesen ist. Die linksufrigen Befestigungen erhoben sich insbesondere dort in dichter Anzahl, wo die Landwege vom ungarischen Tiefland und vom oberungarischen Hochlande nach dem Sammelpunkte an der Donau bei Budapest zusammenlaufen. Von hieraus war die Communication sowohl in das Gebiet zwischen Donau und Theiss, als auch in nordöstlicher Richtung möglich. Es befand sich an diesem Puncte der Donau nicht deshalb eine grössere Wehrkraft, weil die Römer etwa hier heftige äussere Angriffe besorgten, sondern damit sie von hier aus sowohl das südliche Tief-, wie das nördliche Hochland im Zaum halten, eventuell bei Zeiten angreifen können und so hat es sich schon in der Römerzeit erwiesen, dass der Besitz von Budapest zum Mindesten das heutige ungarische Alföld und Oberungarn beherrscht.

Wann diese linksufrigen Befestigungen entstanden sind, lässt sich schwer bestimmen. Die in derselben vorgefundenen Altertümer weisen nach dem Urteile der Archæologie auf das IV., ja auf das V. Jahrhundert hin, somit auf das Ende des wetrömischen Kaiserreiches. Es spricht jedoch die historische Wahrscheinlichkeit dafür, dass diese Kastelle auf dem linken Donauufer zur Zeit des Kaisers Aurelianus entstanden sein mussten. Solange Dacien von den Römern besetzt war, reichte zur Niederhaltung der Sarmaten zwischen Donau und Theiss die blosse Drohung der römischen Nachbarschaft im Süden und Westen hin; als jedoch im Jahre 276 Dacien als römische Provinz aufgelassen wurde, mochte die Anlegung dauernder Befestigungen auf dem linken Ufer gerechtfertigt erscheinen. Die rechtsufrigen Kastelle waren eine Art von Deckungspunkten der jenseitigen Vesten, doch auch an sich stark genug, um einer etwaigen Ueberrumpelung erfolgreichen Widerstand zu leisten. Ausser diesen Strom-Befestigungen gab es übrigens auch sonst in der Provinz kleinere befestigte Plätze, die namentlich gegen räuberische Banden Schutz und Verteidigung boten.

Aquincum war nach seiner natürlichen Lage, sowie in Folge der hier besonders umfassend angelegten Befestigungea auch in strategischer Hinsicht ein sehr wichtiger Punkt. Wollte beispielsweise ein auswärtiger Feind hier einbrechen, so konnte einerseits von Mursa (Essek), anderseits von Carnuntum (Petronell) auf parallelen Strassen in concentrischer Richtung eine ganze Armee hier zusammengezogen werden und schon dieser Umstand verlieh der Stadt, auch ohne die linksufrigen Kastelle und ohne die Donauflotte, eine sehr starke strategische Position, die nur in dem Falle erschüttert werden konnte, wenn von Süden und Norden her gleichzeitig zwei feindliche Schaaren den Angriff unternahmen, um sich sodann in der

Nähe von Aquincum zu vereinigen. Uebrigens ist nicht bekannt, dass die Barbaren jemals irgend ein grösseres Ufer-Kastell erstürmt hätten, auch Aquincum scheint niemals auf diese Weise erobert worden zu sein. Es konnte sich darum hinter den schützenden Mauern der Stadt das bürgerliche Leben ungestört entfalten und zahlreiche Werke friedlicher Arbeit zustande bringen. Diesen Schöpfungen menschlichen Fleisses im römischen Aquincum wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit zu.

Das 13. Capitel unseres Werkes bringt eine *Situations-Skizze von Aquincum*, der wir folgende Hauptzüge entnehmen. Die Ausdehnung Aquincums von Norden nach Süden war ungefähr so lang, wie jene der Stadt Pest vom Bahnhofe der österreichisch-ungarischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft bis zu Ende der Soroksárer Strasse. Das nördliche Tor von Aquincum stand (wie oben erwähnt) auf jener Linie, welche bei der Krempel'schen Mühle der zur Donau fliessende Bach Héviz bezeichnet; das Südtor dagegen auf der Linie jenes Grabens, der heute Altofen von Neustift trennt. Die Länge der Stadt betrug darnach etwa 2000 Klafter oder eine halbe Meile. Als Längenaxe ist die heutige Landstrasse nach Szent-Endre zu betrachten. Ziemlich an den beiden Enden dieser Linie fallen zwei grosse Gruppen von Ruinen ins Auge: die südliche Gruppe liegt im heutigen Altofen und auf der nahen Schiffswerfteinsel; die nördliche bemerkt man am Nordende der ehemaligen Römerstadt im offenen Ackerfelde. Hier erhebt sich der sogenannte Schneckenberg, ein Hügel, der nur aus Bautrümmern besteht. Man hielt diese Ruinen lange Zeit für die Reste eines römischen Bades, wie ein solches auf der jetzigen Werfteinsel bestanden hatte. Prof. Salamon besass hierüber im J. 1878 noch keine genauere Kunde; denn erst seit dem Jahre 1880 wurden die römischen Altertümer des Schneckenberges einer eingehenden, fachmännischen Untersuchung unterzogen und die Ausgrabungen daselbst teils mit Unterstützung der Hauptstadt, teils aus Mitteln des Staates vom Universitäts-Prof. Dr. Karl Torma bewerkstelligt. Die Resultate waren überaus lohnend. Das vermeintliche «Römerbad» enthüllte sich nämlich als ein Amphitheater, das früher auf ganz anderem Punkte gesucht worden war.

Prof. Karl Torma hat über seine Arbeiten beim Amphitheater in Aquincum in einem Berichte an die ungar. Akademie der Wissenschaften eingehenden Aufschluss gegeben. Auf Grund dieses Berichtes und nach eigenen Forschungen schilderte sodann Univ.-Prof. E. Henszlmann das «Amphitheater von Alt-Ofen» in dieser «Ungar. Revue» 1881, p. 465 ff. (mit mehreren Tafeln und Abbildungen). Indem wir auf diese ausführliche Arbeit hier verweisen, begnügen wir uns mit einem kurzen Resumé der Ergebnisse dieser Forschungen.

Das Amphitheater in Aquincum hatte an der Basis eine Gesammtlänge von 87·13 M., die Stärke der Umfassungsmauer war durchschnittlich

1·06 M., die Tiefe der Cavea, d. i. jenes innern Teiles, welcher die Sitze der Zuschauer enthielt, war 15·79 M., die Länge der grössern Axe der Arena, d. i. die flache ovale Flur im Innern, wo die Kämpfe stattfanden, war 53·36 M. Die Länge und Breite der Arena kamen einander so nahe, dass die Form fast einen Kreis bildete. Von der Arena führten sechs Eingänge zu den Kammern, in denen die zum Kampfe bestimmten Tiere und Menschen und die sonst bei den Kampfspielen Beschäftigten sich aufhielten. Nach Prof. Torma hatte die Cavea, oder der Zuschauerraum, im Amphitheater zu Aquincum nur zwei Sitzreihen: die untern aus Stein, die obern aus Holzbänken bestehend. Die Ersteren ruhten auf gestampfter Thonerde, während als Stütze der oberen hinteren Reihe der Sitzbänke innere Streben in ziemlich grosser Anzahl, doch unregelmässig gestellt, von der Umfassungsmauer nach innen vorsprangen. Am West- und Osttore befanden sich Vorsprünge oder Risalite mit Treppenaufgängen; alle Treppen waren derart angelegt, dass man von aussen, ohne die Arena zu betreten, zu denselben und zu den Sitzbänken gelangen konnte. Die grosse Anzahl der Treppen erleichterte ebenso den Zu-, wie den Weggang der Zuschauermenge.

Knapp an die Südseite des westlichen Tores schloss sich ein der Nemesis geweihtes Heiligtum (Fanum) an; ein grösseres, ein eigentlicher Tempel, stand wahrscheinlich in der Nähe; hier aufgefundene Inschriften lassen solches vermuten. Leider ist bis jetzt erst die nördliche Seite des Amphitheaters blossgelegt; auf der Südseite hofft man noch weitere, interessante Entdeckungen zu machen.

Die ungewöhnliche Grösse der Arena in unserem Amphitheater lässt darauf schliessen, dass hier weniger Gladiatoren- als weit mehr Tierkämpfe (venationes) stattgefunden haben. Den Fassungsraum der Cavea oder des Zuschauerraumes berechnet Prof. Torma auf etwa 5000 Zuschauer, wornach die Einwohnerzahl von Aquincum auf beiläufig 30,000 Seelen anzunehmen wäre. Noch sei bemerkt, dass die Cavea dieses Amphitheaters jedenfalls mit Dachziegeln gedeckt war, um die Zuschauer gegen Wind und Wetter zu schützen.

Wir kehren nun zur Fortsetzung unserer Skizze von Aquincum zurück. Von dem Héviz-Bache südwärts folgt eine lange Reihe römischer Ueberreste, oft nur von dünner Erdschichte bedeckt. Diese regelmässig aufeinander folgenden länglichen Vierecke deuten die Grundrisse der ehemaligen Wohnhäuser an. Sie erstrecken sich ohne Ausnahme von Westen nach Osten, so, dass die einstige Hauptstrasse eine nord-südliche Richtung nehmen musste.

Zwischen der nördlichen und der südlichen Ruinengruppe breitet sich ein weiter Raum aus, wo man keinen Altertümern begegnet. Man hat deshalb angenommen, dass Aquincum eigentlich aus zwei Ortschaften, Alt-

und Neu-Aquincum, bestanden habe. Auch in der «Notitia» ist ein «oberer» und ein «unterer Teil» der legio II. unterschieden. Nichtsdestoweniger erscheint die Existenz einer solchen Zwillingsstadt sehr zweifelhaft. Die «Notitia» mochte sich auf ein «oberes» und «unteres» Castrum oder Standlager bezogen haben, von denen das eine bei dem Nord-, das andere am Südtore der Stadt bestanden hat; der dazwischen liegende Raum wurde aber von der cannaba, von der bürgerlichen Stadt ausgefüllt. Wir können uns also Aquincum nur als eine langgestreckte, doch einheitliche Stadtanlage vorstellen.

Wie breit das Territorium von Aquincum war, ist schwieriger zu bestimmen. Die Bautrümmer an der Strasse von Sanct-Andreæ erscheinen von den Ruinen der römischen Wasserleitung nach der Donau zu in besonders grosser Dichtigkeit. Dagegen hat man den Bergen zu bisher hauptsächlich Särge aufgefunden. Prof. Salamon nimmt deshalb an, dass die grosse Wasserleitung entweder die westlichste Grenze der Stadt war, oder doch an dem Westrande derselben in die Stadt eintrat. Um so weiter reichte die Ausdehnung von Aquincum ostwärts, wo seit anderthalb tausend Jahren die Donau einen beträchtlichen Teil des ehemaligen Stadtgebietes verschlungen hat. Auf der Insel der Ofner Schiffswerfte hat man bedeutende römische Bauwerke, darunter auch ein Badehaus, entdeckt; die Altofner Insel ist durch zwei Steinmauern mit dem Ufer verbunden. Ja es gehörte damals wahrscheinlich auch die heute verschwundene Bade-Insel und die Margaretheninsel zum Festlande, so dass das rechte Donauufer beträchtlich weiter ostwärts lag und das Donaubett ein gutes Stück des jetzigen Bodens von Neupest und Pest in Anspruch genommen hatte. Man erhält auf solche Weise ein Terrain von etwa 1166 Joch, auf welchem sich die Stadt bequem ausbreiten konnte.

Ueber die Zahl und Beschaffenheit der Wohnhäuser in Aquincum sind wir gleichfalls nicht unterrichtet; doch lässt sich annehmen, dass die meisten Privathäuser nur ebenerdige Bauten gewesen sind, die nach römischer Art mit einem Gärtchen versehen waren. Ebenso unsicher sind die Calculationen hinsichtlich der Bevölkerungszahl. Prof. Torma hat, wie oben erwähnt, die Bevölkerung Aquincums zu 30,000 Seelen berechnet; Prof. Salamon kommt diesem Resultate nahe. Wie wir gesehen, lagerte nicht die ganze Legion in der Vollstärke von 12,000—13,000 Mann in Aquincum selbst; wahrscheinlich hatten nur einzelne Abteilungen der Legion mit ihren Hilfstruppen hier ihren ständigen Aufenthalt, den sie in den beiden Kasernen des nördlichen und des südlichen Castrums leicht finden konnten. Die gesammte Bevölkerung, von welcher die Besatzung etwa ein Zehntel ausmachte, betrug nach Salamon ungefähr 40,000 Seelen. Aquincum war darnach keineswegs eine «Soldatenstadt.»

Die einstige Stadt bildete in ihrer Anlage, wahrscheinlich gleichlau-

fend mit dem damaligen Donauufer, ein solches längliches Parallelogramm, dessen Länge ungefähr sechsmal grösser war, als die Breite. Sie mochte ziemlich regelmässig gebaut gewesen sein nach dem beliebten römischen Muster, dem zufolge eine nordsüdliche Hauptlinie gezogen wurde, auf welcher dann die Neben- oder Seitenlinien von Westen nach Osten kreuzförmig liefen. Die Ebene von Altofen bot überdies zwischen Donauufer und Bergreihe von selber diese Ortsanlage.

Aquincum war (wie erwähnt) schon vor den Römern ein bewohnter Platz und später die Lagerstadt einer Legion, womit aber nicht notwendig verbunden war, dass die früheren Einwohner ausgerottet werden mussten. Man besitzt vielmehr Andeutungen, dass diese Bewohner auch fernerhin verblieben waren. Diese mochten gleich bei der Anlegung der Römerstadt in einer Vorstadt ihre Wohnplätze erhalten oder behauptet haben.

Treten wir nun in das von Mauern umgebene und mit Toren ver schliessbare Aquincum ein, um hier noch bei einigen erhaltenen *Bauresten*, von denen das 14. Capitel unseres Werkes spricht, die äussere Erscheinung und Einrichtung der Stadt näher kennen zu lernen! Zu den ältesten Römerbauten, welche man in Altofen entdeckt hat, gehören die unterirdischen Baureste auf dem Floriani-Platz. Sie wurden am 3. Febr. 1778 beim Graben einer Kalkgrube aufgefunden und durch den vortrefflichen Archäologen Schönwisner sofort untersucht. Die bisherige Anschauung über die Natur dieser unter dem Boden befindlichen Reste ging dahin, dass man hier die Heizkammer eines Bades vor sich habe. Gegenwärtig macht sich jedoch die Ansicht geltend: diese unterirdischen Reste seien nichts Anderes gewesen, als ein Apparat zur Luftheizung, ein Hypocausis oder Ofen mit Röhren, die unter dem Pflaster einer Reihe Zimmer in einem Privat- oder Badehause herliefen, um die Temperatur der Luft in den Zimmern darüber zu erhöhen.

Im Innern von Alt-Ofen, am Südrande des alten Aquincum, befindet sich eine hügelartige Häuserinsel von nahezu elliptischer Form, man nennt sie den Königsberg (Királyhegy), weil der Sage nach der Hunnenkönig Attila hier seinen Sitz aufgeschlagen haben soll. Heute bildet diese Insel einen ganzen Stadttheil von dreissig ebenerdigen Häusern, neben denen man noch Reste von römischem Mauerwerk findet. Insbesondere hat man in einigen Kellern solche Bauüberreste entdeckt. Das Ganze besitzt eine elliptische Form und daraus schloss man, dass hier das alte Amphitheater gestanden habe. Die Ausgrabungen am Schneckenberg haben jedoch das Unrichtige dieser Annahme dargetan, weil ja in einer kleineren Colonie, wie Aquincum, kaum zwei Amphitheater vorhanden sein konnten, Prof. Torma glaubt deshalb, dass am Königsberge uns Reste eines einfachen Theaters erhalten seien. Genauere Untersuchungen müssten hierüber noch entscheidende Auskünfte geben.

In Aquincum gab es zum mindesten auch zwei öffentliche Bäder, ein grösseres (thermæ majores) und ein kleineres. Das eine Bad stand auf der heutigen Insel der Altofner Schiffswerfte und wurde im Jahre 1851 entdeckt; 1854 fanden grössere Ausgrabungen daselbst statt. Die grösseren römischen Bäder waren bekanntlich grossartige Anlagen, welche Warm- und Kaltwasser-Bäder und ausserdem Dampf- und Luftbäder enthielten und für beide Geschlechter abgesondert eingerichtet waren. Daran schlossen sich weitläufige Nebenbauten, Gärten, Alleen, gedeckte und offene Spaziergänge und ein Turnplatz oder ein Gymnasium. In den Bädern hielten wandernde Philosophen und Rhetoren ihre Vorträge; hier lasen und unterhielten sich die Menschen. Ein solches Bad umfasste also neben seiner eigentlichen Bestimmung zugleich Alles das, was heutzutage unsere Tanz- und Musiksäle, unsere Casinos, Bibliotheken, Akademien und Turnanstalten bieten.

Reste von anderen Bädern will man in der Nähe des ehemaligen Amphitheaters bei der jetzigen Krempelschen Mühle, dann an der Mündungsstelle des Héviz-Baches entdeckt haben.

In diese Bäder wurde das warme Wasser jedenfalls auf künstliche Weise geleitet. An der Strasse nach Sanct-Andreæ bemerkt man die Reste einer römischen Wasserleitung, von welcher jedoch nur mehrere Säulen übrig geblieben sind. Die warme Quelle des Héviz-Baches (d. i. Warmquell-Baches) wurde bei ihrem Ursprunge durch ein weites Stein-Reservoir aufgefangen und dann über die Bogenreihe der Wasserleitung in einem Canale wahrscheinlich nach den Thermen auf der jetzigen Werfte-Insel geleitet. Prof. SALAMON nimmt des Fernern an, dass diese Wasserleitung auch zum Betriebe von Mühlen gedient habe.

Ein bedeutsamer Baurest ist der im Jahre 1856 genauer untersuchte unterirdische Canal, der in einer Breite von 16—20 Klafter auf eine Tiefe von 50—60 Klafter abwärts verfolgt worden kann und dessen Richtung der Donau zugewendet ist. Kleinere Canäle münden in den grossen. Prof. SALAMON erblickt darin einen Abzugs-Canal, eine Kloake, wie solche in allen bessern römischen Städten zur Ableitung des Unrates, des Sammelwassers von Regen und Schnee u. s. w. angelegt waren. Auch mochte dieser Altofner Canal den hier oft gefährlichen Bergwässern zur unschädlichen Fortleitung nach der Donau gedient haben.

Wenn aber die Römer in Aquincum selbst gegen die Ueberflutung der Bergwässer Vorsorge getroffen haben: so erscheint es wahrscheinlich, dass sie sich auch gegen die Ueberschwemmungen der Donau zu schützen suchten. Die Ebene von Altofen liegt fast gänzlich im Inundationsgebiete der Donau; dies musste in der Römerzeit noch mehr der Fall gewesen sein. Allein die Römer traten auch hierin den ungünstigen Verhältnissen der Natur kühn entgegen. Nicht blos in Rom, sondern in allen grösseren

Städten, die an gefährdeten Uferstellen lagen, führten sie grossartige Wasserschutzbauten auf. Bei uns wurden diese Arbeiten dadurch erleichtert, dass sie nur an einer Seite erforderlich waren. Vielleicht war jene Mauer, deren Reste oberhalb der Margaretheninsel nach der verschwundenen Badeinsel noch vor etwa fünfzig Jahren zu sehen waren, die letzten Ueberbleibsel der einstigen Quaibauten, welche das alte Aquincum gegen die angeschwollenen Fluten der Donau verteidigten.

Wir haben bereits oben erwähnt, dass die in Aquincum und Umgebung stationirten Abteilungen der II. Legion ihre Standquartiere in *befestigten Lagern* hatten. Das Cap. XV unseres Werkes beschäftigt sich mit diesen Lagern. Die Spuren eines solchen Castrums fand man in der Nähe der Krempel'schen Mühle, also im Norden des ehemaligen Aquincum, unfern von dem Amphitheater. Ein zweites Castrum stand (wie Prof. Salamon meint) am Südteile der Werfte-Insel, wo im kleinen Donau-Arme die Baggermaschine die Spuren von zwei Mauern, die quer durch die Donau gingen, aufgedeckt hat. Beide Mauerreste lagen in einer Entfernung von 157 Klafter von einander. Im Quadrat würde das einen Flächenraum von etwa 24,000 Quadratklafter geben, ein Terrain von dem Umfange der jetzigen Pester Karls-Kaserne, also für ein Castrum von hinreichender Grösse. Zieht man von der Mitte dieses Gevierts eine gerade Linie nach der Pester Seite, so trifft diese einmal die schon wiederholt erwähnten römischen Anlagen auf der einstigen Badeinsel und dann auf dem linken Ufer selbst ein römisches Castrum, dessen Spuren hier in der Nähe der Sägemühle der Holzindustrie-Gesellschaft zu sehen sind. Dasselbe wurde in den Jahren 1877—78 ziemlich vollständig blossgelegt und erweist sich eigentlich nur als eine befestigte Kaserne, als ein «burgium» oder «castellum», in welchem man Ziegel mit den Aufschriften «Vincentia» und «Quadriburgium» gefunden hat, so, dass man nicht bestimmen kann, welcher Name diesem befestigten Punkte eigentlich zukommt. Die «Notitia» erwähnen dieser beiden Vorwerke von Aquincum, aber sie gedenken auch eines dritten, nämlich des Castells Contra- oder Trans-Aquincum. Ziegeln mit solcher Aufschrift fand man bisher nicht. Nach des Idatius «Fasti Consulares» wird zum Jahre 294 bemerkt, dass «in Sarmatien gegenüber von Aquincum ein Castrum erbaut worden sei.» Dieses Contra-Aquincum lag wahrscheinlich weiter östlich; denn das oberwähnte Castellum Vincentia oder Quadriburgium stand aller Wahrscheinlichkeit nach keineswegs auf dem Donauufer selbst, sondern auf einer damaligen Donauinsel, an deren östlicher Seite die Donau durch den heutigen «Hausenfang» ihren Lauf nahm. Bei jedem Hochwasser strebt der Fluss auch heute nach diesem seinem alten Bette.

Im Innern zeigt das Castell auf der Pester Seite entlang den Innen-Seiten dreier Wände in einer Entfernung von etwa einer Klafter eine Säu-

lenreihe; die Säulen waren aus Bruchsteinen und Ziegeln viereckig aufgeführt. An der Seite gegen die Donau ist diese Säulenreihe nicht sichtbar. Es waren das Corridore zwischen den Wohnungen der Soldaten und der Aussenmauer, durch welche einzelne Fenster, vielmehr Gucklöcher, gelassen waren, welche wohl zugleich als Schiessscharten dienten. Inschriften bezeigen es, dass in diesem Castellum der Legat, d. i. der Commandant der Legion und Gouverneur (Proprätor) der Provinz gewohnt hatte; eine andere Inschrift nennt hier den «dux» Frigeridus; eine dritte den Anführer einer Cohorte. Nach der «Notitia» war in Vincentia der Tribunus einer Cohorte, also Fussvolk einquartiert. Reiterei gab es hier nicht; sie wäre auch, meint Prof. SALAMON, überflüssig gewesen, weil man sich ja nicht auf dem trockenen Uferlande, sondern auf einer Insel befand. Dagegen hatte Trans-Aquincum eine ziemlich starke Cavalleriebesatzung, nämlich die Stablesionen und die Vigilen.

In dem Castellum befand sich ein Altar, dem Gotte Silvanus Silvestris geweiht, dem der Cohortenführer einen Denkstein widmete. «Silvanus Silvestris» war der Schutzgott des Ackerbaues und der Wälder. Interessant sind auch die daselbst aufgefundenen kegelförmigen Mahlsteine, die schon durch ihre Kleinheit darauf hinweisen, dass sie Trocken-, selbst Handmühlen angehört haben. Sie bestehen aus sehr rauhem Kiesel-Konglomerat oder auch aus Quarz und Dachsteinkalk. Das Mahlen muss hier in umfassender Weise betrieben worden sein; wahrscheinlich befand sich daselbst ein militärisches Proviant-Magazin. Prof. SALAMON hält dafür, dass das Castell den Namen «Vincentia» geführt habe; denn dieses Wort sei keltischen Ursprunges und könne auch «Getreide» bedeutet haben.

Die mit der Aufschrift «Quadriburgium» hier aufgefundenen Ziegeln mochten von dem also benannten Castell, das weiter donauaufwärts gelegen, hiehergebracht worden sein. Die in dem Castell am Pester Ufer vorhandenen zahlreichen Handmühlsteine können auch als Beweis dafür dienen, dass dieses Castell einstens auf einer Insel gelegen und dass in der Jahreszeit, da wegen des Eisganges auf der Donau der Verkehr mit dem Festlande unterbrochen war, die Besatzung von Vincentia sich den nötigen Mehlbedarf durch diese Handmühlen bereiten musste.

Das andere, zweite Castell gegenüber von Aquincum, vermutet Prof. SALAMON in der Nähe der sogenannten «Teufelsmühle» unfern des Rákosbaches. Dieses Castell würde bereits auf dem damaligen linken Donau-Ufer gestanden haben und die Mühle könnte in ihrer ersten Anlage bis auf die Römerzeit zurückgeleitet werden. Andere Spuren von römischen Bauten fanden sich bei Dunakesz, dann an der Südspitze der grossen Sanct-Andreasinsel, endlich am Palota-Bache. Im gräflich Károlyi'schen Parke zu Fóth sind Inschriftsteine, die in Rákos-Palota gefunden wurden, aufgestellt.

Alles deutet darauf hin, dass die Handelsstrasse von Aquincum in das Land der Barbaren hier vorbeigeführt wurde und man somit die römischen Anfänge des heutigen Pest nicht im Intravillan dieser Stadt, sondern in der Gegend zwischen Neu-Pest und Palota zu suchen habe. Gleichwie das heutige Pest in seiner Lage dem jenseitigen Ofen entspricht, so correspondirte einstens Transaquincum und dessen Nebencastelle mit dem rechtsufrigen Aquincum. Diese Vorwerke von Aquincum in der Ebene zeigen, dass die Römer zur Fortification nicht die Höhen benützt haben, wie das im Mittelalter der Fall war. Die Anlage von Aquincum selbst war eine derart offene, dass ein Feind von der Spitze des nahen Dreihotterberges jeden Mann in den Strassen von Aquincum und in dessen Castellen zählen und betrachten konnte. Nach der Donauseite zu waren die Standlager von Aquincum durch Mauern und Basteien abgesperrt, worauf der Römer einen höheren Wert legte, als auf die grössere Sicherheit im Gebirge. Man suchte sich vor Allem gegen eine Ueberrumpelung der Lager zu bewahren, die deshalb auch mit Gräben eingeschlossen wurden.

Ausserdem muss es in dem verkehrsreichen Aquincum noch offene Markthallen gegeben haben, wie diese von Mursa (Essek) bezeugt sind. Von Tempeln geschieht nur in den Aufschriften Erwähnung. Eine Inschrift spricht vom Tempel eines ungenannten Gottes, welchen C. Cornelius Corinthius, als er Augustalis (d. i. Mitglied eines von Augustus eingerichteten Priesterordens) wurde, auf das Glänzendste ausschmücken liess. In der Nähe des Amphitheaters stand, wie er erwähnt, ein Heiligtum (Fanum) und ein grösserer Tempel der Nemesis, der Rachegöttin und Vergelterin des Bösen. Ueberdies gab es wohl noch andere grössere und kleinere Gotteshäuser und Heiligentümer in Aquincum. Eine Inschrift gedenkt ferner eines öffentlichen Springbrunnens; ebenso hat man auch Spuren des römischen Strassenpflasters entdeckt. Dagegen wurde bisher noch kein Grundriss eines Privatgebäudes blossgelegt. Man kann annehmen, dass diese privaten Wohnhäuser der allgemein üblichen römischen Anlage und Einteilung gemäss erbaut waren. Doch hatte in Pannonien das in einem grossen Teile des Jahres rauhe Klima manche Abänderung im Einzelnen notwendig gemacht. Wahrscheinlich blieb das italische Atrium hier gänzlich weg. Ebenso musste die Bedachung wegen der häufigeren Niederschläge und namentlich auch wegen der Schneefälle eine andere Form und Richtung annehmen, als dies in Italien der Fall war. Prof. Salamon spricht die (freilich zweifelhafte) Vermutung aus, dass die den Römern nachgefolgten Völker, also Germanen, Hunnen und Magyaren, den Hausbau überhaupt erst von den Römern gelernt und an demselben später nur einzelne Modificationen angebracht haben. So wäre das aufgerichtete, zugespitzte, schiefe Dach gleichfalls eine Erfindung der Römer, dieser Geometer-Nation, welche zugleich den Andeutungen der Natur und

den Einflüssen des Klimas so verständig zu folgen und zu entsprechen verstand.

Von besonderem Interesse ist der Inhalt des 16. Capitels unseres Werkes, womit zugleich der erste Band abschliesst. Dasselbe befasst sich mit der *inneren Verwaltung* der Stadt Aquincum. Diese Stadt erhielt, wie oben erwähnt, unter Kaiser Septimius Severus den Rang einer Colonia, womit die Umwandlung des liegenden Gutes aus Staats- in das Privat-Eigentum der Besitzer verbunden war. Eine neue Besiedelung oder Colonisirung musste mit diesem Acte nicht notwendiger Weise verbunden sein.

Gemäss der Gleichförmigkeit römischer Gebräuche und Gesetze in allen Teilen des weiten Reiches könnte man sich von den inneren Verwaltungszuständen der Colonie Aquincum schon in Folge dieser Uebereinstimmung eine deutliche Vorstellung machen. Man hat jedoch für die Erkenntniss dieser Zustände ausserdem noch positive Beweise.

Vor Allem darf man sich Aquincum nicht als eine Militärcolonie, als eine grosse Kaserne denken, obgleich in derselben, wie wir gesehen haben, die legio II. adjutrix (die zweite Hilfslegion) ihr Standlager hatte, tatsächlich aber blos mit einem Teile ihrer Mannschaft und ihrer Hilfstruppen ständig anwesend war. Diese Militärbesatzung war übrigens in ihren Lagerplätzen (castra) von der eigentlichen bürgerlichen Stadt, die von freien Grund- und Hausbesitzern, Handwerkern und Kaufleuten, Priestern, Lehrern, Künstlern, dann von Freigelassenen und Sklaven bewohnt war, auch äusserlich isolirt.

Die Leitung der Stadlangeegenheiten lag in den Händen der besitzenden Classen, welche Curien bildeten. Wer mindestens 25 Joch Grund besass, der wurde Mitglied einer solchen Curie, er wurde »decurio«. Ohne Grundbesitz konnte Niemand in diese aristokratische Corporation eintreten. Den Kern der römischen Stadtbürgerschaft machten sonach nicht die Gewerbs- und Handelsleute, sondern die Grundbesitzer aus. Deren Besitz mochte zuweilen weitab von der Stadt gelegen sein. Auf solchen Landgütern hatte der römische Bürger seine oft mit grossem Luxus ausgestattete Villa und betrieb mit Hilfe der Sklaven und Freigelassenen eine ausgebreitete Land- und Gartenwirtschaft. Der freie Römer von Vermögen liebte es, gleich dem englischen Edelmann den Sommer auf seinem Landgute zuzubringen. So erfahren wir aus Inschriften, dass ein Decurio aus Aquincum seinen Landbesitz in Páty, ein Anderer in Bicske hatte. Wer das ganze Jahr in der Stadt verlebte oder aus materiellen Gründen verleben musste, genoss nur eines geringen Ansehens.

Die Decurionen wurden nicht vom Volke gewählt, aber auch nicht von der Regierung ernannt; sondern eine der angesehensten Magistratspersonen, (der »duumvir quinquennalis«) verfasste in jedem fünften Jahre die Liste, in welche die Namen der Besitzer von mindestens 25 Joch Grund

und Boden eingetragen wurden. Auf Grund dieses Census wurde also ein Bürger Mitglied des städtischen Magistrats. Wer aus dieser Classe zum Grossgrundbesitzer sich emporschwang, der trat in die Reihe der römischen Senatoren mit dem Titel «clarissimus», d. h. er erstieg die höchste bürgerliche Rang- und Ehrenstufe. Die untere Volksclasse, die «plebs», bestand aus Kaufleuten und Handwerkern, die jedoch, falls sie den erforderlichen Grundbesitz sich erworben hatten, auch in die Reihen der Decurionen aufsteigen konnten, was aber mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war.

Jeder Handwerker war Mitglied einer Zunft (collegium), die er nach dem Gesetze nicht verlassen durfte, ausser er konnte für sich einen Stellvertreter bestellen. Unter den Zünften in Aquincum nennen uns die Inschriften die «Tibicinen» d. i. Flötenspieler, eine sehr angesehene Corporation, welche bei Festen, religiösen Feierlichkeiten, Leichenbegängnissen und auf der Bühne im Theater spielte. Die Zunft der «Fabri» war eine der grössten; denn das lateinische «Faber» bezeichnet eigentlich Jedermann, der in hartem Material, wie Holz, Stein, Metall etc. arbeitet. Es gehörten hierher die Schmiede, Schlosser, Zimmerleute, Tischler, Steinmetzen, Bronzearbeiter u. s. w. Die Zünfte hatten unter den vornehmen Bürgern ihre «Patrone» und ausserdem ihren besonderen Schutzgott (genius). Ein Altofner Inschriftstein ist der Minerva als der Schutzgöttin der Künste geweiht. Auch wird öfters Jupiter als der oberste Schutzherr aller Handwerke und Künste angerufen.

Die Schauspieler bildeten in Aquincum gleichfalls eine besondere Zunft, welche ihren eigenen Genius hatte, wie dies aus einer Inschrift (an dem heutigen Proviantbause in Altofen) hervorgeht. Desgleichen musste die Zunft der «Centenarier» eine volkreiche sein. Man begriff darunter die Verarbeiter von Kleidungsstoffen, so dass die grosse Gruppe der Schneider, Riemer, Schuster, Gerber etc., aber auch der Händler mit alten Kleidungsstücken dazu gehörte. Die Zunft der Waffenerzeuger (collegium armaturarum) umfasste alle die hierher gehörigen Handwerker. Einer Schilderfabrik in Aquincum macht sogar die «Notitia» Erwähnung. Ebenso waren die Handelsleute in einer Zunft vereinigt. Auch ersehen wir aus den Inschriften, dass es in Aquincum Aerzte und Ingenieure, sogar besondere Bau-Ingenieure gegeben hat.

Die Zünfte wurden durch eigentümliche religiöse Ceremonien und Feierlichkeiten zusammengehalten, und auch um dieses Umstandes willen war der Austritt aus einer solchen Zunft für den Einzelnen schwierig. Doch hinderte den vermöglichen Handwerker nichts, seine Söhne in anderer Weise erziehen zu lassen, ihnen etwa durch Ankauf von Grund und Boden den Zutritt in die städtischen Curien zu eröffnen.

So bildete demnach die «plebs», das Volk der Handwerker und Kaufleute, das eigentliche Lebens-Element der städtischen Bevölkerung, obgleich

diese Beschäftigung eine geringgeschätzte war. Die eigentliche bürgerliche Gesellschaft begann erst mit dem Grundbesitz.

Es gab übrigens noch eine Volksclasse, die in verschiedenen Abstufungen unter der Plebs stand. Am tiefsten standen die Sklaven, die von der Gnade ihrer Herren lebten und im Grunde das Los der Haustiere teilten. Der Herr besass indessen das Recht, den Sklaven in die Reihe der Freien zu erheben; als «libertus» verblieb jedoch der Freigelassene in gewissen Beziehungen zu seinem frühern Herrn, der jetzt sein Beschützer, patronus, wurde. Diese Freilassung bedeutete jedoch nur eine halbe bürgerliche Freiheit. Der Freigelassene konnte ein eigenes Geschäft betreiben, allein ein Teil seines Erwerbes gehörte seinem Patron, dem er zu Ehre und Dank verpflichtet war; eine Beleidigung desselben wurde besonders schwer bestraft; testiren und heiraten durfte der Freigelassene nur mit Einwilligung des Patrons u. s. w. Das Los dieser Freigelassenen war übrigens vielfach ein günstigeres als der völlig Freien, die des Schutzes und der Mithilfe eines Patrons entbehrten. Die völlige Freiheit erhielten die Libertiner und selbst Sklaven häufig dann, wenn sie durch den Patron oder Herrn in die Legion eingereiht wurden. Der Eintritt in das römische Heer verlieh sofort die völlige persönliche Freiheit; nach absolvirter Dienstzeit wurde der Veteran ein vollberechtigter römischer Bürger (civis romanus).

Obgleich demnach die einzelnen Classen durch keine chinesische Mauer kastenförmig abgeschlossen waren, so lebten sie dennoch in schroffer Abgeschiedenheit von einander. Die sociale Organisation hatte durchwegs ein aristokratisches Gepräge wie die römischen Institutionen überhaupt.

Die bürgerliche Verwaltung des römischen Reiches war namentlich unter den Cäsaren streng centralisirt. Die ausgezeichneten Strassen und Brücken dienten hauptsächlich dieser Centralisation, womit jedoch die Provinzen im Allgemeinen ziemlich zufrieden waren, wie solches durch zahlreiche Inschriften bekundet wird. Freilich bleibt hierbei nicht ausser Acht zu lassen, dass die meisten dieser Kundgebungen der Loyalität, des Dankes, ja der Anbetung von offiziellen Personen und Corporationen ausgingen, bei denen derlei Manifestationen nicht jeder Zeit der reine Ausfluss freier Ueberzeugung gewesen sein mochten, und die man auch nicht immer als die getreuen Verdolmetscher der Gesinnung des Volkes betrachten kann. Die Provinzen wurden durch Proconsuln regiert; überdies hatten sie eine gewisse Repräsentation, die jährliche Versammlungen abhielt, in denen jede Stadt ihre etwaigen Wünsche und Beschwerden vortragen konnte. Auch entsendeten die Provinzial-Versammlungen zuweilen Deputationen an den Kaiser oder an den römischen Senat, wenn sie mit der Verwaltung des Proconsuls unzufrieden waren u. s. f. Die Provinzial-Congregationen standen mit religiösen Feierlichkeiten in Verbindung. In unserer Gegend fand man bei Sár-Pentele im Stuhlweissenburger Comitate einen Inschriftstein, der darauf

hinweist, dass solche Provinzialfeste und daran geknüpfte Beratungen abgehalten wurden.

In der inneren städtischen Verwaltung war die Colonie ein Abbild Roms, der Mutter aller römischen Städte. Die Decurionen von Aquincum entsprachen den Senatoren, die Duumviren den Consuln in Rom. Im Schosse einer jeden Colonie bestand ein Rat, der ausschliesslich von Decurionen gebildet wurde und der sich im Wege des Census ohne Einfluss der Regierung erneuerte. Alle localen Interessen fielen in dessen Wirkungskreis. Er prüfte die städtischen Finanzen; er bildete ein Appellatorium für die Municipalrichter; er gab den Bürgern verpflichtende Verordnungen u. s. w. Die Anzahl der Beamten war gross: an der Spitze der Verwaltung standen als Vollstrecker der executiven Gewalt die «Zweimänner» (duumviri), welche auch das Vermögen der Stadt verwalteten, öffentliche Urkunden ausstellten, Adoptionen und Freilassungen beglaubigten, Verträge schlossen u. s. w. In jedem fünften Jahre führten sie die Volkszählung und Vermögensaufnahme durch, warfen darnach die Steuern aus, bestimmten den Rang jedes Einzelnen, stellten die Liste der Decurionen und Senatoren zusammen u. s. w.

Unter den Duumviren standen die Aedilen, denen die Angelegenheiten der öffentlichen Sicherheit, der Polizei anvertraut waren; sie überwachten auch die Strassen und Gassen; ferner ein Quästor oder Cassier und andere Beamte. Auch gab es Feuerwehr-Gesellschaften (siphonarii).

Am Schlusse des Jahres legten die Beamten ihre Aemter nieder und gaben der Decurionen-Versammlung Rechenschaft über ihr Verhalten. Diese Versammlung wählte dann jährlich die städtischen Functionäre. Die Stadt besass ihren eigenen Grundbesitz und zuweilen Capitalien, über die sie frei verfügen konnte. Auch die Communalsteuern bestimmte sie selber und fertigte in jedem Jahre ihr Budget an. Sie hatte die Stadt-Mauern, die Gassen, das Forum, die Basilika (Börse und Gerichtshof unter Einem Dache), die Tempel, Bäder, Theater, Landstrassen und Brücken zu erhalten. Sie gründete Schulen und bezahlte die Lehrer. «Mit Einem Worte» (sagt Fustel de Coulanges), «die römischen Colonien gleichen den souveränen Staaten, denen nur eine Machtbefugniss, das Kriegsrecht, fehlte. Sie bildeten eine Reihe von Republiken unter den schützenden Fittigen der cäsarischen Monarchie». Unter einer «Stadt» hat man sich hier (wie schon erwähnt) ein ganzes Provinzialgebiet oder auch eine Provinz zu denken, wie denn «Aquincum» nicht nur die eigentliche Stadt, sondern auch einen beträchtlichen Teil von Nieder-Pannonien bedeutete.

Die städtischen Bediensteten erhielten jedoch keine feste Besoldung. Das römische Bürgerrecht sowie die Aemterfähigkeit war demnach mit erheblichen Lasten verbunden, um so mehr, da die städtischen Senatoren und Beamten zugleich verpflichtet waren, auf ihre Kosten gewisse Volksfeste zu geben, irgendwelche öffentliche Bauten (Tempel, Brücken, Strassen,

Springbrunnen, Bäder etc.) zu errichten oder herzustellen; desgleichen belastete die Municipalsteuer nur die Decurionen; der Kaufmann und Handwerker bezahlte nur die Staatssteuern, für deren Einbringung übrigens auch die Decurionen verantwortlich waren. Die Freiheit des römischen Bürgers stand sonach mit grossen und schweren Verpflichtungen in Verbindung. Je ehrenvoller der Stand, desto höhere Ansprüche stellte der Staat und die Gesellschaft an dessen Mitglieder.

Gleich den einzelnen Familien und Zünften hatte auch jede Provinz und jede Stadt ihre besonderen Priester, Opfer, Festlichkeiten und Schutzgottheiten. Selbst die einzelnen Strassen und Gassen hatten zuweilen ihren besondern Genius, dessen Bild aus Stein daselbst aufgerichtet war.

Der Verfall des römischen Municipalwesens trat in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts ein. Der Stand der Decurionen geht zu Grunde; er ist nicht mehr im Stande, die öffentlichen Lasten zu tragen. Der mittlere und der kleine Grundbesitz sinkt zum Proletariat herab, dem gegenüber Einzelne sich bereichern. Der Besitz sammelt sich in den Händen Weniger. Mit dem Verschwinden des mittlern Grundbesitzes, auf welchem die städtische Verwaltung wesentlich geruht hatte, musste auch diese eine tiefgreifende Veränderung erleiden. An die Stelle der mittleren Grundbesitzer, der Decurionen, traten die Zünfte, die Collegien der freien Handwerker und Kaufleute, welche, wie oben erwähnt, der Stadt keine Steuern entrichteten, da sie nur zu den Staatsabgaben verpflichtet waren. Die Zünfte konnten die selbständigen Decurionen nicht ersetzen; auch sie verfielen dem Patronate einzelner Grossgrundbesitzer und wurden dadurch zu Halbfreien. Die Mitglieder der Zünfte hatten einen gemeinschaftlichen Begräbnissplatz; dagegen besassen die Decurionen, die Veteranen und Legionäre ihre besonderen Grabstätten. Die körperliche Arbeit blieb auch im sinkenden Rom noch verachtet. Der zu Grunde gegangene Decurio lebte lieber als «Client» am Hofe eines reichen Gutsbesitzers oder als Proletarier auf Kosten der Stadt, als dass er sich zur Arbeit bequemt hätte. «Die städtische Bevölkerung des vierten Jahrhunderts war eine in politischen und administrativen Dingen unbewanderte, unselbständige, sich selber wenig achtende Masse».

Innere Unruhen und äussere Kriege, insbesondere auch die vermehrten Invasionen barbarischer Völker beschleunigten diesen Zersetzungsprocess. Um der wachsenden Entvölkerung vorzubeugen, suchten einzelne Kaiser seit Marc Aurel barbarische Völkerschaften auf römischem Boden anzusiedeln. So wurden in Pannonien Quaden, Bastarnen und andere germanische Völker sesshaft gemacht. Kaiser Probus liess wahrscheinlich zu Colonisirungs-Zwecken in Syrmien Sümpfe austrocknen, Kaiser Galerius einen Teil des Plattensees abzapfen und Urwälder ausrotten. Durch diese fremden Colonen kamen neue Arbeitskräfte in's Reich, und im vierten Jahrhundert bemerkt man auch eine neue Blüthe der Landwirtschaft. Aber weder diese

neuen bäuerlichen Elemente noch die städtischen Zünfte konnten zu politischer Bedeutung gelangen.

Die römischen Legionen wurden in Friedenszeiten auch zu bürgerlichen Beschäftigungen verwendet, insbesondere zum Landbaue, zur Herstellung von Brücken und Strassen u. s. w. Solche Beschäftigung behagte den Kriegern bald mehr als ihr blutiges Handwerk. Darum mussten die Legionen durch Auxiliartruppen verstärkt werden; von der Zeit der Antonine an genügten diese aber auch nicht mehr und man nahm massenhaft barbarische Krieger in Sold. Im Anfange des dritten Jahrhunderts, unter Alexander Severus kam die Neuerung auf, den Legionären Grund und Boden zu verleihen unter der Bedingung, dass sie und ihre männlichen Nachkommen dafür Kriegsdienste leisten. Man hat hierin den Keim des mittelalterlichen Feudalismus zu erkennen.

Die Soldaten mit Grundbesitz bildeten eine neue Bürgerclasse, die bald zu Reichtum, Ansehen und Einfluss gelangte und in der inneren Verfassung des Städtewesens gleichfalls wichtige Veränderungen hervorrief.

Das Jahr 375 ist das letzte, welches in der Geschichte von Aquincum erwähnt wird. Damals hielt Kaiser Valentinianus sich in unserer Gegend auf. Der Historiker Ammianus Marcellinus schildert uns Valentinianus I. als wüsten Tyrannen. In den Provinzen, also auch in Pannonien, unterdrückt er die municipale Autonomie, ruinirt er die Grundbesitzer und treibt das Volk durch seine grausame Steuerpolitik zur Verzweiflung. Daneben will er aller Orten Festungen bauen und erregt dadurch das Misstrauen der Barbaren, namentlich der Quaden und der Sarmaten Es war im Jahre 375, als er in Aquincum erschien, daselbst eine Brücke über die Donau schlagen liess und von da in das Land der Quaden einbrach. Bald nachher wurde er in Bregetium vom Schlage gerührt. Einige Tage später (November 375) wurde Valentinianus II. in Aquincum zum Kaiser proclamirt. Von da ab hören die Nachrichten auf. Einige Jahre später begannen die über die untere Donau als Flüchtlinge aufgenommenen Gothen die Verwüstung von Thracien und Macedonien. Schon im Jahre 378 fiel Kaiser Valens in der Schlacht gegen sie. Bald darauf erscheinen die Gothen in Pannonien, die Hunnen auf sarmatischem und quadischem Boden. Unsere Stadt lag derart auf dem Wege der «Völkerwanderung», dass sie gleichsam deren «erste Station» bilden musste. Dass sie sofort im Jahre 378 zerstört worden wäre, ist jedoch schon deshalb kaum glaublich, weil die öfter erwähnten «Notitia», die aus der Zeit von 400 stammen, Aquincum und die Burgen in der Umgebung mit deren Besatzung noch anführen. Welches Schicksal unsere Stadt während der grossen Völkerinvasionen erlebt hat, darüber schweigen die historischen Quellen. So viel scheint jedoch gewiss zu sein, dass, wenn nichts, was einmal bestanden hat, gänzlich verschwindet, am wenigsten römische Werke und Einrichtungen gänzlich und spurlos

verschwinden konnten. Wir werden an der Hand unserer Vorlage auf die Fortdauer und Fortwirkung der Schöpfungen aus der Römerzeit noch zeitweilig hinzudeuten Gelegenheit finden. Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

DIE GESCHICHTE DER GRAFEN BERCSÉNYI.



Die politische Geschichte Ungarns ist enge verknüpft mit der Geschichte seiner grossen Adelsfamilien. Auf dem Felde der geistigen und ökonomischen Entwickelung konnten sich jederzeit sämmtliche Volksclassen Geltung verschaffen, doch die hohe Politik blieb Jahrhunderte lang die ausschliessliche Domäne der allmächtigen Magnatengeschlechter. Sie allein bestimmten die Richtung der öffentlichen Angelegenheiten; äussere Wirren und innere Kämpfe, sämmtliche grossen Bewegungen, die das Staatsleben umgestalteten, haben sich unter ihrer Leitung abgespielt; ihnen folgten der Klein-Adel, der begüterte und besitzlose, sowie die Städte, die sich der Wirkung der um sie herumwogenden Kämpfe für längere Zeit nie entziehen konnten, während der Bauer als vollkommen rechtlos im Kriege wie im Frieden ein willfähriges Werkzeug in den Händen seiner Herren blieb.

An der Neige des XVII. und am Beginne des XVIII. Jahrhunderts war es Graf Nikolaus Bercsényi, der sich an der Seite des Fürsten Franz Rákóczy des Zweiten in der mächtigen Kurutzenbewegung als Diplomat und als Feldherr auf die höchsten Stufen der Macht und des Einflusses emporrang, und die Schicksale seines Volkes mit der ganzen Kraft seiner energischen Persönlichkeit beeinflusste. Während ihn seine Zeitgenossen im kaiserlichen Lager zum «Erzrebellen» und «Haupt-Rädelsführer» stempelten, lebt sein Name noch heute glanzumwoben in der Erinnerung des ungarischen Volkes. Wie verschieden die Ansichten über den wahren Wert seiner Individualität sein mögen, das ist jedenfalls zweifellos, dass neben Franz Rákóczy er die imponirendste Gestalt jener tiefgehenden nationalen Bewegung war, und dass er auf den Gang dieser erschütternden historischen Tragödie einen unwiderstehlichen Einfluss ausgeübt hat.

Aber lange vor ihm nahmen die Bercsényis einen hervorragenden Platz in der Reihe des ungarischen Hochadels ein. Während zweier Jahrhunderte trug jede Generation das ihrige zum Emporblühen der Familie bei. Von Stufe zu Stufe hob sie sich durch Benützung von glücklichen Umständen, durch Heiraten und in Folge der persönlichen Talente ihrer einzelnen Glieder auf jene Höhe von Macht, Rang und Reichtum, wo dann Graf Nikolaus die volle Kraft seiner eigenartigen Persönlichkeit im grossartigsten Maasstabe betätigen konnte. Aber auch nach ihm, nach den Schicksalsschlägen in Ungarn entstammen noch geschichtlich interessante Gestalten,

aus dem Geschlechte der Bercsényi. Verdrängt aus ihrem Stammlande schufen sie sich in Frankreich eine neue Heimat. Später, durch die Stürme der grossen Revolution auch von dort fortgetrieben, kehrte der Letzte seines Hauses, Graf Ladislaus Bercsényi nach Ungarn zurück, um hier auf heimatlichem Boden zu sterben. In ihm erlosch im Jahre 1835 die Familie, nachdem sie ihren Namen in der Geschichte zweier Länder mit Ehre und Ruhm umwoben hatte.

Die Schicksale dieser Familie, den Lebensgang ihrer hervorragenderen Mitglieder beleuchtet das neue, auf zwei Bände berechnete Werk Koloman von Thaly's, des bekannten und hervorragenden Geschichtschreibers von Ungarn im Zeitalter der Rákóczy'schen Bewegungen. * Sein grossartiges Sammelwerk, das Archivum Rákóczyanum — bis jetzt neun starke Bände —, die lange Reihe von gründlichen historischen Monographien über einzelne Persönlichkeiten und wichtigere Momente der Kurutzenzeit, die rastlosen Forschungen, die er seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren in den verschiedensten Archiven des In- und Auslandes betreibt, bildeten gewissermassen die Vorstudien zu diesem seinem neuen Werke, das mit vollkommener Beherrschung des gesammten Materials geschrieben ist. Thaly ist als Forscher nicht nur gewissenhaft und unermüdlich; er besitzt auch eine überaus glückliche Hand. Er hat wahrhaft immense Schätze für die Landes-Geschichte aus der Verborgenheit gehoben und sie in einer langen Reihe von Werken veröffentlicht. Als nationaler Dichter begann er seine literarische Laufbahn. Später sich der ernsten Geschichtschreibung widmend, verfolgte er mit Interesse die Ueberreste der alten ungarischen Volkspoesie, und hat sich auch durch seine diesbezüglichen Arbeiten glänzende Verdienste erworben. Das eigentliche Ziel seiner vielseitigen Tätigkeit war und ist jedoch die Veröffentlichung und Verarbeitung des Materials zur Geschichte Franz Rákóczy's II. und seiner Zeitgenossen. Mit Vorliebe beschäftigt er sich mit dieser wichtigen Epoche, und mit Begeisterung schildert er ihre Ereignisse und ihre Helden. Eine kaum übersehbare Reihe von kleinen Arbeiten und grossen Werken entspross seiner fleissigen Feder und vom kurzen Feuilleton bis zum dickleibigen Buch bietet ein jedes eine Masse neuer Daten, eine Fülle bisher unbekannten, wichtigen historischen Materials. Auch sein neues Buch, die Geschichte der Grafen Bercsényi, liefert einen hochwichtigen Beitrag zur Kenntniss der Gesammtgeschichte des Landes. Es ist die Frucht jahrelanger Forschungen in den verschiedensten öffentlichen und Privatarchiven. Mit einer Gründlichkeit, welche die grösste Anerkennung verdient, mit einer

* *A székesi gróf Bercsényi család. 1525—1835.* Eredeti kézirati kutfőkből irta Thaly Kálmán. (Die Familie der Grafen Bercsényi von Székes, 1525—1835. Auf Grund handschriftlicher Originalquellen von Koloman v. Thaly. Herausgegeben von der historischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften. I. Band. Budapest, 1885).

Gewissenhaftigkeit, die oft bis zur Minutiosität geht, gearbeitet, bietet das Werk in seiner kernigen, lebensvollen Darstellung eine reiche Fundgrube von Daten zur Aufklärung der politischen und socialen Vergangenheit Ungarns. Da die Bercsényi, vor Allen der oben erwähnte Graf Nikolaus, der mit Frankreich, der Pforte, mit Karl dem XII. von Schweden, mit dem Czar Peter dem Grossen in lebhafter Verbindung stand, und in ihren politischen Combinationen eine mehr oder minder wichtige Rolle spielte — eine internationale Bedeutung erlangten, bereichert das Werk Thaly's auch die Kenntniss der Universalgeschichte, besonders des XVIII. Jahrhunderts.

Bereits im XV. Jahrhundert gehörten die Bercsényis zu dem begüterten Reichsadel, und ihr Historiograph veröffentlicht ein Actenstück aus dem Jahre 1470, in welchem die Familie bereits erwähnt wird. Doch nur seit dem Jahre 1525 lässt sich die Abstammung des Geschlechtes von Generation zu Generation actenmässig nachweisen, und mit diesem Jahre beginnt Thaly seine eigentliche Erzählung, die er bis 1835, bis zum Aussterben der Familie fortführen wird. In dem bereits erschienenen ersten Bande behandelt er die ungefähr anderthalbhundertjährige Entwickelung der Familie von 1525 bis zum Jahre 1689, als die Bercsényis bereits im Besitze eines riesigen Vermögens und des Grafentitels waren und die bedeutendste Persönlichkeit, die aus ihrer Mitte erstand, der oben erwähnte Graf Nikolaus die öffentliche Laufbahn betreten hat. Seine eigentliche Tätigkeit im grossen Kurutzenkriege, seine vielseitigen internationalen Verbindungen, die Höhe seines Einflusses und den Zusammensturz seiner Macht, das Leben seines Sohnes, des Marschalls von Frankreich, des berühmten Anführers der einst in ganz Europa bekannten französischen Bercsényi-Huszaren, sowie die weiteren Schicksale und das Aussterben dieses glänzenden Geschlechtes wird der zweite Band bringen, an dem der unermüdliche Verfasser, der trotz seiner bereits ein Vierteljahrhundert umfassenden vielseitigen literarischen Tätigkeit im rüstigsten Mannesalter steht, gegenwärtig arbeitet.

Jenseits der Donau stand einst die Wiege der Bercsényis; von dort gelangten sie nach Oberungarn. Ladislaus I. Bercsényi, mit welchem das Werk Thaly's beginnt, ist, wie bereits gesagt wurde, nicht der eigentliche Begründer der Familie; er spielt nur insoferne eine wichtige Rolle in ihrer Geschichte, dass er es ist, von dem sich die Stammtafel chronologisch und ohne Unterbrechung durch dreihundert Jahre weiter führen lässt. Ein Jahr vor der verhängnissvollen Katastrophe von Mohács war Ladislaus I. bereits am Hofe des Königs Ludwig II. und im Besitze mehrerer adeligen Güter in den Comitaten Bács, Hont und Neutra. Nach seinem Tode zog sein Sohn Emerich I. nach Siebenbürgen und begründete dort die neue Heimat der Familie. Im Jahre 1577 erwarb er im Széklerlande das Dorf Szék, und nahm das Prädikat «von Székes» an, das seit jener Zeit das ständige Adels-Prädikat der Familie verblieb. Durch seine Heirat geriet Emerich in nahe verwandt-

schaftliche Beziehungen zu den einflussreichen Familien Siebenbürgens, und trug dadurch viel zum Emporkommen der Bercsényi's bei. Sein Sohn Ladislaus II. erhielt bereits hervorragende Aemter, war Banus von Szörény — damals integrirender Theil des Fürstentums Siebenbürgen — und erwarb ein bedeutendes Vermögen. Seine politische und sociale Stellung wurde auch durch die Verheiratung seiner Töchter mit Söhnen einflussreicher Familien wesentlich gehoben.

Doch das XVI. Jahrhundert war für die Bercsényis nur die Zeit der Vorbereitung zur späteren Blüthe, die sie im XVII. Jahrhundert erreichten. Mit dem Sohne von Ladislaus, mit Emerich II. stieg die Familie aus dem Kreise des Klein-Adels auf die Höhe der Aristokratie und Emerich ist es, mit dem die Reihe jener Bercsenyi's beginnt, die nicht nur in der Entwickelung ihrer Familie, sondern auch in der Geschichte ihres Landes Bedeutung erlangten. Seine öffentliche Carrière begann Emerich noch in Siebenbürgen. Doch die confessionell-politischen Verhältnisse des Fürstentums waren wenig geeignet, um für den ehrgeizigen, thatkräftigen Bercsényi genügenden Spielraum zu gewähren. Denn die Bercsényis waren und blieben in allen Wechselfällen der Jahrhunderte fromme und eifrige Katholiken, während in Siebenbürgen, speciell seit dem Beginne des XVII. Jahrhunderts der Protestantismus zur alleinherrschenden Staatskirche erhoben wurde. Und da damals Politik und Religion in engster Verknüpfung stand, und die politische Carrière in allererster Reihe von confessionellen Rücksichten beeinflusst war, konnte auch der katholische Bercsényi in einem protestantischen Lande keine solche öffentliche Stellung erlangen, die seinen Fähigkeiten und seinen Ansprüchen entsprochen hätte. Missgestimmt von dieser Wahrnehmung und durch die politischen Wandlungen auch materiell geschädigt, zerwarf er sich mit dem Fürsten Gabriel Bethlen. Er verbannte sich in's Privatleben, beschäftigte sich mit der Verwaltung seiner Güter und machte grosse Reisen ins Ausland. Er ging nach Italien, nach Rom und unternahm eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Als Ritter des Heiligen Grabes kehrte er heim, gründete in Karansebes ein römisch-katholisches Kloster, und lebte einige Jahre in Zurückgezogenheit auf seinen Besitzungen. Erst im Jahre 1625 benützte ihn Gabriel Bethlen zu einer diplomatischen Mission nach Ofen, wo damals die Türken herrschten. Doch kaum erschien der «sehr katholische» Bercsényi auf der öffentlichen Schaubühne, begannen auch schon seine Feinde über ihn herzufallen.

Er wurde verdächtigt, dass er mit dem Wiener Hofe in geheimer Verbindung stehe und ihm von den Kriegsvorbereitungen des Fürsten Bethlen Nachrichten zusende. Doch nicht nur am fürstlichen Hofe sondern auch auf seinen eigenen Besitzungen verfolgten ihn die confessionellen Gegensätze seines Zeitalters. Zwischen dem streng katholischen Bercsényi und den streng protestantischen Leibeigenen entstanden bereits früher Rei-

bungen, die im Jahre 1626 zu einem für die späteren Geschicke der Familie sehr bedeutsamen Zusammenstoss führten.

In Székes, in dem siebenbürgischen Stammsitze der Bercsényi, lebte eine glaubenseifrige protestantische Bevölkerung. Ihre Kirche stand in der Nähe des herrschaftlichen Schlosses. Ihr Gesang missfiel dem Gutsherrn, woraus Widerwärtigkeiten und Zwiste entstanden, in denen beide Parteien einen gleichen Fanatismus entwickelten. Bercsényi mit seinem herrischen reizbaren Wesen störte öfters die Andacht der Protestanten, und da er auch die vor seinem Schloss vorbei in die Kirche gehenden Gläubigen zu insultiren pflegte, so arrangirten diese im Jahre 1626 während der Oster- oder Pfingstfeier einen förmlichen Aufstand gegen ihren katholischen Grundherrn. Sie läuteten Sturm, rotteten sich zusammen und mit Heugabeln und Stöcken bewaffnet überfielen sie und vernichteten die katholische Familiencapelle der Bercsényi's und richteten sogar einen Angriff gegen das Schloss. Bercsényi verteidigte sich tapfer; er schoss mehrere der Angreifer nieder, doch endlich siegte die Ueberzahl, und der Stammsitz der Bercsényi's fiel gänzlich der Volkswut zum Opfer. Das Schloss wurde ausgeraubt und zerstört.

Bercsényi rettete sich zwar auf seine anderen Güter, doch wurde der Fall von seinen Feinden gehörig ausgebeutet. Man sprach von Mord und trachtete den Fürsten Bethlen dahin zu bringen, dass er gegen den Mörder und Religionsstörer den Process anordne und ihn verhaften lasse. Der Fürst erteilte auch hiezu den Befehl, doch Bercsényi, den seine Freunde rechtzeitig von den Absichten des Fürsten verständigten, konnte sich glücklich nach Ungarn, auf das Gebiet des Königs Ferdinand II., flüchten.

Diese Episode, die übrigens keine Folge hatte, da der Process bald fallen gelassen wurde, führte die Familie Bercsényi abermals in ihre Urheimat, in das königliche Ungarn zurück, wo sie bald zu grossem Rang, Reichtum und politischem Einfluss gelangen sollte. Emerich Bercsényi kam eben zur rechten Zeit nach Hause. Im königlichen Ungarn arbeitete damals die Gegenreformation mit aller Kraft, mit Anwendung aller Machtmittel der Kirche und des Staates. Obzwar sie in der Reihe des Hochadels bereits glänzende Triumphe errang und einen grossen Teil der protestantischen Magnaten zum Katholizismus zurückgeführt hatte, waren ihr um so eher Männer willkommen, welche nicht nur Talent und Ansehen besassen, sondern ihre politische und religiöse Verlässlichkeit in schwierigen Verhältnissen auch practisch bewiesen hatten. Der katholische Bercsényi wurde von den katholisch-royalistischen Parteiführern des Landes freundschaftlich empfangen, in seinen Bemühungen zur Regelung seiner Vermögensverhältnisse unterstützt, und auch bald in den Staatsdienst aufgenommen. Bevor er sich aber seinem Lande und seinem König widmete, erfüllte Bercsényi noch eine Pflicht gegen seine Kirche. Er unternahm eine zweite Pilgerfahrt ins heilige Land. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Rat bei der königlichen unga-

rischen Kammer zu Pressburg ernannt. Die Stelle war eine höchst angesehene und wichtige, da die Kammer die oberste Finanz-Verwaltungsbehörde des Landes bildete und mit einem weitgehenden Wirkungskreis in finanziellen und wirthschaftlichen Angelegenheiten ausgestattet war. Als Kammerrat wurde Bercsényi auch zu wichtigen diplomatischen Missionen nach Siebenbürgen und bei den Friedensverhandlungen mit den Türken verwendet. Als Mitglied einer ungarischen Legation zum Sultan nach Adrianopel gesendet, bereiste er auch einen grossen Teil der europäischen Türkei.

Doch nicht nur als Finanzmann und Diplomat, auch als Soldat diente er seinem Vaterlande. Im Jahre 1638 war er zum Obercommandanten der wichtigen Grenzfestung Nógrád (Novigrad) ernannt, und sehr bald war ihm Gelegenheit geboten, seine Anhänglichkeit an seinen königlichen Herrn mit Taten zu beweisen. Draussen im deutschen Reiche wüteten damals mit voller Kraft die Stürme des dreissigjährigen Krieges. Marschall Banér und seine Schweden rückten in Böhmen ein und gefährdeten die Hauptstadt des Landes. Eben von einer diplomatischen Sendung aus Siebenbürgen zurückgekehrt, stellte Bercsényi sich und seinen Degen allsogleich zur Verfügung seines hart bedrängten Kaiser-Königs. Er machte sich anheischig, in Ungarn eine grössere Anzahl leichter Cavallerie, Huszáren zu werben, und an ihrer Spitze gegen den Feind zu ziehen, um Gut und Blut für seinen Herrscher und seine Kirche zu opfern. Ferdinand III. nahm den hochherzigen Antrag gnädigst an, und liess das Werbe-Patent für Bercsényi ausstellen. In den oberen Comitaten des Landes entwickelte dieser eine rührige Tätigkeit, und verfügte bald über eine bedeutende Huszaren-Truppe, zu deren Oberbefehlshaber mit Generalsrang er auch ernannt wurde. In derselben Zeit erhielt Bercsényi durch königliche Gunst auch den erblichen Baronenstand.

Noch bevor er auf dem Kriegsschauplatz erschien, kam er durch einen glücklichen Zufall in die Lage, dem Wiener Hof einen nicht unbedeutenden Dienst zu erweisen. Ein kaiserlicher General, Graf Kratz (oder Krass) wurde unter dem Verdachte, dass er mit dem Feinde, mit den Schweden, in geheimer Verbindung stehe, in Wien verhaftet. Doch gelang es ihm bald aus dem Gefängniss zu entweichen. Die Nachricht von der Flucht berührte in Hofkreisen sehr unangenehm, da man befürchten musste, dass Kratz, wenn es ihm gelang die Schweden zu erreichen, dort wichtige Enthüllungen über den Stand der militärischen Kräfte und Rüstungen des Kaisers machen werde. Der Flüchtling trachtete wirklich in das Hauptquartier des Feindes zu gelangen. Von Wien wendete er sich nach Ungarn. In der Nähe der schlesischen Grenze aber, auf ungarischem Boden fiel er in die Hände der Bercsényi'schen Huszaren. Bercsényi begleitete den Gefangenen persönlich nach Wien zurück. Der Hof erwies ihm hiefür grosse Erkenntlichkeit, und die Kratz-Affaire wurde im Baronendiplom in der Reihe seiner übrigen Verdienste mit besonderem Lob verzeichnet.

Inzwischen rüstete sich der neue Baron eifrig für den Heereszug gegen die Schweden. Manchmal stiegen zwar trübe Ahnungen in seiner Seele auf, und seine letzten — wenigstens bisher bekannten — Briefe sprechen die Befürchtung aus, dass er von Böhmen nicht mehr heimkehren werde. Doch konnten ihn solche Gedanken von seinem männlichen Entschluss nicht zurückhalten, und im Sommer des Jahres 1639 stand er mit einer bedeutenden Truppenmacht bereit nach Böhmen zu marschiren. Die Sachen der Kaiserlichen standen dort schlimm genug. Von den Schweden überall zurückgedrängt, concentrirten sie sich in Prag, wohin die ungarischen Hilfstruppen — ungefähr 6000 Mann — beordert wurden. Zweitausend Huszaren unter Bercsényi standen in den ersten Tagen des Monats August an der Grenze in Skalitz, und zogen dann über Mähren, wo sich ihnen auch einige hundert Mann Infanterie anschlossen, gegen Prag. Die Vortruppen Bercsényi's kamen dort bereits ungefähr am 25. August an. Bei Prag wogte der Kampf schon seit Wochen. Kleine Zustammenstösse, Ueberrumpelungen, Ausfälle fanden fortwährend statt, und am 29. August waren auch schon die Vortruppen Bercsényi's engagirt und hart mitgenommen. Eine schwedische Abteilung überfiel das Lager des kaiserlichen Generals Hatzfeld, bei welcher Gelegenheit auch die Bercsényi-Huszaren achtzig Mann und mehrere hundert Pferde verloren. Am 1. September rückte Bercsényi an der Spitze von 18 Huszaren-Compagnien, — etwa 1200 Mann — persönlich im kaiserlichen Lager von Prag ein, wohin der Rest der ungarischen Hilfstruppen unter Führung des Grafen Stephan Pálffy am 21. September anlangte.

Die ungarischen Heerführer vernahmen missmutig die Nachricht von der Schlappe der ungarischen Truppen am 29. August. Sie beschlossen Rache zu nehmen und die Schweden zu überrumpeln. Am 24. bis 25. September machten sie an der Spitze der Elite ihrer Huszaren einen Ausfall in der Richtung nach Leitmeritz, wo damals der schwedische General Torstenson campirte. Doch die Schweden liessen sich nicht überraschen; ihr ausgezeichnet eingerichteter Vorposten- und Kundschafterdienst bewahrte sie vor der drohenden Gefahr. Vollkommen zum Kampfe gerüstet und in bedeutender Ueberzahl empfingen sie die heranstürmenden Ungarn. Bercsényi, die Gefahr wahrnehmend, liess Allarm blasen und stürzte sich an der Spitze seiner Avantgarde — etwa 500 Huszaren — mutig auf die schwere Cavallerie der Schweden. Ein heftiger Kampf entstand; Bercsényi bahnte sich mit seinem Schwert immer weiter den Weg in den Reihen des Feindes; er kämpfte heldenmütig, aber allein. Seine Truppe konnte ihm nicht folgen. Er führte den Kampf allein, bis er von einer feindlichen Kugel durchbohrt zusammenstürzte. Inzwischen merkten seine Huszaren die Gefahr ihres geliebten Führers. Sie warfen sich abermals auf den Feind; es entstand ein fürchterliches Gemetzel, in dem auch Graf Pálffy verwundet wurde und etwa hundert Huszaren fielen. Das Leben Bercsényi's konnte nicht mehr gerettet

werden, doch retteten die braven Truppen wenigstens den Leichnam ihres tapfern Generals aus den Händen des Feindes. So beschloss der etwa fünfzigjährige Bercsényi, nachdem er seine Familie in die Reihe der Magnaten seines Landes erhoben, sein tätiges Leben auf dem Felde der Ehre. Die auf seinen Tod bezüglichen widerspruchsvollen Nachrichten aufgeklärt und richtiggestellt zu haben, ist eines der vielen Verdienste des Thaly'schen Werkes.

Die Söhne des gefallenen Helden genossen im vollsten Maasse die Gnade ihres königlichen Herrn. Doch der königliche Protector wohnte weit, während mächtige Dynasten in der Nähe waren und Vorteile auf Kosten der Waisen zu erringen trachteten. Die unmittelbare, sogar energische Intervention des Kaiser-Königs zu Gunsten der Bercsényis konnte diese vor manchem Schaden nicht schützen. Emerich Bercsényi hinterliess drei Söhne und eine Tochter. Letztere trat in ein Nonnenkloster; die zwei älteren Söhne blieben geschichtlich unbedeutend und starben ohne Nachkommen zu hinterlassen. Der jüngste Sohn, Baron Nikolaus, war der Fortpflanzer seiner Familie, die er mit neuem Glanz zu umgeben berufen war. Seine Rittersporen erwarb er sich in den Kämpfen an der Seite des Fürsten von Siebenbürgen. Doch bald kehrte er nach Ungarn heim und wurde zum Obersten der ungarischen Cavallerie der Garnison in Neuhäusel ernannt. Es war eben die Zeit des grossen Türkenkrieges von 1663/4 und Bercsényi hatte genügende Gelegenheit, sich an der Spitze seiner Huszaren auszuzeichnen.

Aber auch die Trauer und die Niederlage sollte dem tapfern Huszarenoberst nicht erspart bleiben. In der ersten Hälfte des Türkenkrieges, im Jahre 1663 drehte sich der Kampf hauptsächlich um den Besitz von Neuhäusel, den Garnisonsort Bercsényi's. Neuhäusel war damals eine strategische Position von eminenter Bedeutung, eine der wichtigsten Grenzfestungen, eine wahre Vormauer der Christenheit, da seine Wälle nicht nur die Ueberbleibsel Ungarns, sondern hauptsächlich die österreichischen Erblande gegen die Angriffe des türkischen Erbfeindes beschützten. Köprili Achmed, der Grossvezier, der mit einer mächtigen Armee in Ofen erschienen war, wendete sich direct gegen Neuhäusel, um diese wichtige Festung noch im Laufe des Jahres zu erobern und im nächsten Jahre die Operationen von dort gegen Oesterreich weiter zu führen. Von ungarischer und kaiserlicher Seite wurde die Gefahr frühzeitig bemerkt. Neuhäusel erhielt eine gehörige Besatzung, genügende Quantitäten von Munition und Lebensmitteln und da auch die Hauptarmee des Kaisers unter Montecucculli in der Nähe campirte, bereiteten sich die Festungscommandanten — Graf Adam Forgách und Marchese Pio — energisch zum Widerstand vor. Zu Beginn des Monats August brachten Spione die Nachricht, dass die Türken bei Gran eine Brücke schlugen, und die Donau übersetzten. Da aber ein heftiger Sturm die Brücke

zerstörte, stehen 8000 Türken in Párkány — vis-à-vis von Gran — ohne Verbindung mit der Graner Hauptarmee. Graf Forgách beschloss die in Párkány befindlichen Türken zu überfallen und wo möglich zu vernichten. Am 6. August in der Nacht zog er mit 1800 kaiserlichen Kriegern und 6000 Ungarn gegen Párkány. Am 7. in der Früh erschien er vor Párkány, wo seiner eine fürchterliche Enttäuschung wartete. Die Nachricht von der Zerstörung der Brücke war falsch. Das kleine ungarische Corps fand 28,000 Türken vor sich, die auf den Angriff vorbereitet in voller Schlachtordnung standen. Ein Zurückweichen war unmöglich; man musste den Kampf beginnen, der mit der vollständigen Niederlage der Ungarn endete. Kaum konnten sich die Anführer — unter ihnen war auch Baron Bercsényi — mit den Trümmern der Huszaren einen Weg nach Neuhäusel bahnen; die Hälfte der Besatzung war vernichtet. Es entstand eine kopflose Panik und wenn der Feind die Verfolgung fortgesetzt und Neuhäusel allsogleich angegriffen hätte, — wäre die Festung ohne Widerstand eine Beute der Türken geworden.

Doch hatte der Grossvezier keine Ahnung von der Bedeutung seines Sieges und erschien erst am 15. August vor der Festung, die aber inzwischen neue Mannschaften erhielt und in widerstandsfähigen Zustand versetzt wurde. Kaum dass der Feind erschien, begannen die Ausfälle der Besatzung unter Anführung Bercsényi's. Bald begann die regelrechte Belagerung, die volle vierzig Tage dauerte. Drei mächtige Stürme wurden inzwischen zurückgeschlagen. Doch die Tapferkeit der Garnison konnte den Fall des Platzes nicht mehr aufhalten. Die Wälle, die Mauern waren zerschossen, das Kriegsmaterial ging zu Ende, der versprochene Entsatz blieb aus und so verloren auch die hartbedrängten Soldaten den Mut zur Fortsetzung des aussichtslosen Kampfes. Als sie die Vorbereitungen des Feindes zum vierten Sturme sahen, begann die Meuterei. Die Soldaten — insbesondere die Ausländer — wollten nicht weiter kämpfen. Sie verlangten die Capitulation, da keine Hilfe in Aussicht steht und der militärischen Ehre bereits Genüge geleistet war. Der Festungscommandant Graf Forgách konnte die Meuterer nicht beschwichtigen; sie erklärten rundweg, dass sie sich für Ungarn nicht unter den Trümmern Neuhäusels begraben lassen wollen. Es blieb nichts übrig, als zu capituliren. Am vierzigsten Tage der Belagerung, am 24. September wurde die weisse Fahne ausgesteckt und am andern Tag erschien Baron Bercsényi im türkischen Lager, um die Bedingungen der Uebergabe festzustellen. Noch am selben Tage wurden die Verhandlungen abgeschlossen und am 27. zog die christliche Besatzung aus Neuhäusel. Die Nachricht vom Falle dieser wichtigen Grenzfestung verursachte allgemeine Trauer nicht allein in Ungarn sondern im ganzen westlichen Europa.

Doch nicht nur in dem Falle, sondern auch in der spätern Zurückeroberung Neuhäusels war dem Baron Bercsényi eine wichtige Rolle beschie-

den. Dies geschah erst nach mehr als zwanzig Jahren. Während dieser Zeit verheiratete sich Bercsényi mit einer Gräfin von Rechberg, wirkte als General der bergstädtischen Grenzfestungen und bewies seinem Könige auch während der Thököly'schen Bewegungen eine Treue und Anhänglichkeit, die später in vollem Maasse gewürdigt wurde. Mit dem epochalen Kriegsjahre 1683, als die Türken ihren letzten Kriegszug gegen Wien und West-Europa unternahmen, erschien Bercsényi abermals auf dem Kampfplatze. Er sollte mit dem Reichspalatin und dem Centrum der ungarischen Kriegsmacht die untere Waag-Linie gegen die Türken und ihren Alliirten Thököly verteidigen. Doch die kaiserliche Hauptarmada unter Anführung des Prinzen Karl von Lothringen zog sich immer mehr nach Oesterreich zurück und überliess Ungarn ohne Schwertstreich dem vorwärts stürmenden Feinde. Auch der Palatin Graf Eszterházy flüchtete sich nach Oesterreich und vertraute das stark zusammengeschmolzene ungarische Contingent der Führung von Bercsényi. Doch der Anführer blieb bald ohne Soldaten; seine kleine Abteilung, da sie überhaupt zu unbedeutend war, um etwas ausrichten zu können, zerstreute sich und Bercsényi wurde Gefangener des Grafen Thököly. — Nach der Wiener Niederlage des türkischen Heeres flüchtete er sich nach Polen. Von dort heimgekehrt, nahm er in seiner frühern Stelle als General in den langen und erfolgreichen Kämpfen, welche der Zurückeroberung Ofens vorangingen, einen lebhaften Anteil. Im Jahre 1685 wurde Neuhäusel unter Mitwirkung Bercsényi's zurückerobert. Bald darauf erhielt er sammt seinem gleichnamigen Sohn die erbliche Grafenwürde. Eben zum Kriegszug gegen die Türken sich vorbereitend, erkrankte er im Lager zu Ofen und starb im Jahre 1689 im sechsundfünfzigsten Jahre seines bewegten Lebens.

Sein einziger Sohn, der mit ihm die Grafenwürde erhielt, Graf Nikolaus Bercsényi, der spätere Held der grossen Kurutzenbewegung, wurde im Herbst des Jahres 1665 geboren. Er erhielt eine sorgfältige, seiner socialen Stellung angemessene Erziehung. Bereits im sechzehnten Lebensjahre hat er die Humaniora mit glänzendem Erfolg absolvirt und setzte seine Studien an der Universität von Tyrnau fort. Die Eltern übersiedelten nach Tyrnau, damit der Jüngling unter ihrer Leitung seine Studien beendige. Der junge Nikolaus besass grosse Talente und fand lebhaften Gefallen an den Wissenschaften. Er beherrschte ausser seiner Muttersprache das Latein vollkommen und konnte in dieser Sprache nicht nur wirkungsvolle Reden halten, sondern auch hübsche Verse improvisiren. Auf der Hochschule beschäftigte er sich zumeist mit philosophischen Studien und mit dem ungarischen Staatsrecht. Aber auch auf den übrigen Gebieten des Wissens war er bewandert. Er las viel und Bücher verschiedensten Inhalts und erwarb sich eine gründliche allgemeine Bildung. Wie es einem geborenen Soldaten ziemte, vergass er auch nicht seine körperlichen Fertigkeiten zu

entwickeln. Im Reiten, Schwimmen und Tanzen war er ebenso tüchtig, und als der geistig und körperlich prächtig entwickelte junge Mann aus dem Kreise seiner Familie hinaustrat auf die Bühne des practischen Lebens, schien ihm eine Zukunft voll Glanz und Erfolg gesichert.

Der junge Bercsényi erkämpfte sich seine ersten Lorbeeren im Jahre 1684 während der Belagerung von Ofen, wo er an der Seite seines Vaters tapfer mitgefochten hat. Die Belagerung blieb zwar erfolglos, doch bot sie beiden Bercsényi's Gelegenheit sich auszuzeichnen. Insbesondere der Sohn, der junge Officier, tat seine Pflicht tapfer und männlich. Seinen dort bewiesenen militärischen Tugenden konnte es der kaum zwanzigjährige junge Mann verdanken, dass er bereits im nächsten Jahre eine ebenso angesehene wie hochwichtige Stelle erhielt. Er wurde zum Obercommandanten der Grenzfestung Sellye an der Waag ernannt und konnte später an der Spitze seiner eigenen Huszaren an der ruhmreichen Belagerung Neuhäusels teilnehmen.

Als im Jahre 1686 die Hauptarmee abermals zur Belagerung von Ofen schritt, wurden die ungarischen Huszaren und mit ihnen auch der junge Bercsényi gegen Mohács gesendet, um den Vormarsch der Türken, die in grosser Stärke zum Entsatz Ofens heranrückten, möglichst zu erschweren und aufzuhalten. Nach ununterbrochenen Kämpfen mit den feindlichen Vortruppen kehrte er in das Lager bei Ofen zurück. Die aus ungefähr 2000 Mann bestehende Huszarenbrigade Bercsényi's erhielt am äussersten südlichen Flügel in der Nähe des Hauptquartiers des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern Aufstellung. Die Huszaren standen im ewigen Geplänkel mit dem von Stuhlweissenburg heranrückenden türkischen Corps. Bercsényi und seine Truppen zeichneten sich besonders in der Schlacht am 14. August aus, wo sie das Ladron'sche Reiterregiment nicht nur aus einer schweren Klemme befreiten, sondern auch die aus 8000 Mann bestehende feindliche Abteilung total schlugen. Der Feind verlor 2000 Mann, acht Kanonen und circa 30 Fahnen. Am 2. September 1686 fiel endlich Ofen in die Hände der Christen und der junge Bercsényi wurde mit seinen Huszaren zur Zurückeroberung Szegedins entsendet. Hier leistete die türkische Besatzung tapferen Widerstand und zweimal eilten bedeutende türkische Streitkräfte zum Entsatz heran. Doch beide wurden gänzlich vernichtet, worauf endlich die Garnison von Szegedin die Waffen streckte.

In allen diesen Kämpfen nahm der junge Bercsényi an der Spitze seiner Cavallerie, die bereits durch seinen Vater berühmt gewordenen Bercsényi-Huszaren einen lebhaften Anteil. In Würdigung seiner Tüchtigkeit und seiner Verdienste wurde er vom Kriegsrat in Wien am 15. December 1686 mit dem Rang eines Obersten zum Commandanten sämmtlicher ungarischen Cavallerie- und Infanterietruppen in Szegedin und bald darauf auch zum Generalcommandanten dieser Stadt und Festung ernannt. Da damals der Süden Ungarns noch im Besitze der Türken verblieb, war Szegedin

eine hochwichtige strategische Position, eine bedeutende Grenzstation, und die Ernennung des kaum 21-jährigen Bercsényi zum Festungscommandanten ist ein vielsagender Beweis des Vertrauens, welches man an massgebender Stelle in die Tüchtigkeit und die militärischen Talente des jungen Obersten setzte. Als im Sommer des Jahres 1687 der Feldzug unter dem Obercommando des Fürsten Ludwig von Baiern wieder eröffnet wurde, erhielt Bercsényi den Auftrag, mit seinen Huszaren Streifzüge in das feindliche Gebiet zu unternehmen. Bis Belgrad stürmten seine verwegenen Reiter und kehrten mit grosser Beute und vielen Gefangenen ins Hauptquartier zurück. Auch an den späteren grossen und kleinen Gefechten nahm er tapferen Anteil und erhielt als Zeichen der königlichen Huld im Herbste des Jahres 1687 mit seinem Vater zugleich den Grafentitel. Das diesbezügliche Diplom feiert in überschwänglichen Worten — neben denen seines Vaters — auch die vielfachen Verdienste, sowie die heldenmütige Tapferkeit des jungen Bercsényi.

Auf dem Reichstage desselben Jahres erschienen auch die beiden Grafen Bercsényi und der Jüngere wurde bei der Krönung Joseph I. zum Ritter des goldenen Spornes geschlagen. Die Kämmererwürde erhielt er wahrscheinlich ebenfalls zur selben Zeit. Auch ein anderes Glück wurde ihm bald darauf zu Teil. Im Fasching des Jahres 1688 hielt er Hochzeit. Er heiratete die Gräfin Christine Drugeth de Homonna. Sie entstammte aus einem Geschlechte, das zu den angesehensten, zu den ältesten und reichsten des Landes gehörte. Die Gräfin war bereits zweimal verheiratet, doch starben ihre Männer nach kurzer Ehe. Die Witwe war zwar ungefähr neun Jahre älter als Graf Nikolaus Bercsényi, doch blieb ihre Verbindung glücklich und ungetrübt. Der junge Graf kam durch seineHeirat in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu den grössten Familien des Landes und da seine Gattin mit Glücksgütern überaus gesegnet war, stieg er auch in die Reihe der reichsten Magnaten Ober-Ungarns. Als sein Vater starb, hatte der Sohn bereits eine sociale Stellung erreicht, die den grössten Ehrgeiz befriedigen konnte.

Bis hieher, bis zum Jahre 1689, führt der erste Band des grossen Werkes von Koloman von Thaly die Erzählung der Geschichte der Grafen Bercsényi. Mit Vorliebe, mit wahrer Begeisterung für seine Helden, insbesondere den jüngeren Nikolaus geschrieben, gibt er ein anziehendes Bild der Wechselfälle der Familie, ihres von Generation zu Generation steigenden Ansehens und Einflusses bis zu jenem Zeitpunkte, wo Graf Nikolaus unter glänzenden Auspicien für die Zukunft das Mannesalter erreichte. Die spätere grossartige Wirksamkeit dieses Helden der Kurutzenzeit, seine Tätigkeit als Feldherr und Diplomat, die Höhe seines Glückes und die ergreifende Tragik seines Falles, sowie das neue Emporblühen seines Geschlechtes in Frankreich bis zu dessen Aussterben wird der zweite und Schlussband des hochinteressanten Werkes darlegen.

Dr. Ignaz Acsády.

DER GOLDFUND VON NAGY-SZENT-MIKLÓS.



(Fortsetzung.)

III. Die Gefässe.*

Aus dem Studium der Inschriften ist zu ersehen, dass der Schatz von Nagy-Szent-Miklós bereits im fünften Jahrhunderte im Besitze zweier gepidischer (?) Fürsten war.

Im Grossen und Ganzen ist uns auch das Reich dieser Fürsten bekannt. Gegen Westen grenzte es an das damals bereits barbarische Pannonien, gegen Süden war es dem römischen Reiche benachbart, und ostwärts erstreckten sich seine Grenzen gegen Scythien und Sarmatien.

Für die kunstgeschichtliche Würdigung der Gefässe dient uns also das genannte Jahrhundert als Ausgangspunkt, und wir kennen nun auch einigermassen die Gegend, woher wir Aufklärung erhoffen können, sowohl über die Gesammtheit des Schatzes als über einzelne Bestandteile desselben.

Unser Ziel ist es nun zu erforschen, welches wohl der künstlerische Kreis gewesen sein mag, aus dem diese fremdartigen Werke hervorgegangen.

Doch, um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir vorerst darüber Sicherheit haben, ob die einzelnen Stücke des Schatzes nur durch ein Ungefähr zusammengebracht wurden, oder ob zwischen denselben von Anfang an ein engerer Zusammenhang bestand, der uns gestattet, den ganzen Schatz als ein charakteristisches Glied in der Entwickelung irgend einer Kunstrichtung anzusehen. Vor jeder weiteren Schlussfolgerung sind deshalb sämmtliche Gefässe noch einmal einer genauen Betrachtung zu unterziehen, wozu für den Leser die dem I. Cap. beigefügten Abbildungen als Substrat dienen mögen.

Unter den Krügen erwähne ich vor Allem als ein ornamentalisch sehr bedeutendes Stück den Krug Nr. 7 (Fig. 10—13) und stelle demselben den viel einfacheren Krug Nr. 5 (Fig. 8) gegenüber. Bei aller scheinbaren Verschiedenheit stehen die beiden doch in sehr engem Zusammenhange; denn sie stimmen in geringfügigen Details überein, wodurch die Annahme einer zufälligen Aehnlichkeit ausgeschlossen scheint. Bei beiden Krügen sind nämlich die Contouren der akanthusartigen Halsornamente verdoppelt und gekerbt, beide haben vollkommen gleiche Henkel und ihr Lippenrand ist beim Ausgusse verdickt, so dass diese beiden Krüge sicherlich aus einer Werkstätte stammen.

Durch die Identität des gesternten Halsbandes ist der engste Zusammenhang von Krug Nr. 8 mit mehreren anderen Krügen constatirt. Dieses

* Die ersten beiden Artikel s. in dieser *Revue* V, 1885, S. 161 ff. u. 598 ff.

charakteristische Ornament wiederholt sich an dem grossen Kruge Nr. 1 (Fig. 1), ebenso ist es vorhanden an dem bauchigen Kruge mit vier Gruppen Darstellungen Nr. 2 (Fig. 2—5) und dem Kruge Nr. 6 (Fig. 9) mit dem welligen Bandornamente.

Die letzteren drei Krüge haben auch dasselbe Perlenornament am Rande der Oeffnung; an dem Krug Nr. 1 und Nr. 6 ist die Oeffnung dreifach ausgebaucht und an beiden ist der Hals gleichartig cannellirt. Nr. 2 und 6 hinwieder haben dasselbe eigentümliche Ornament am Rande der Oeffnung, ein glattes Laubornament auf raspeligem Untergrunde.

Nr. 6 und 7 haben ganz gleich rings am Fusse ein Band mit Laubornament, wobei gleichfalls das Ornament glatt, der Untergrund raspelig ist.

Den sämmtlichen fünf Krügen, von denen kein einziger mit dem andern vollkommen übereinstimmt, ist die vom Wulste des Halses nach abwärts gestellte akanthusartige Blätterguirlande gemeinsam.

Es bleiben die zwei gleichen Krüge Nr. 3 und 4 zu betrachten, welche in ihrer Form von den fünf anderen Krügen am meisten abweichen. Doch ist ihr Zusammenhang mit denselben und besonders mit Nr. 6 durch das wellenförmige Kettenornament derselben sichergestellt, welches offenbar verwandt ist mit den wellenförmigen Vertiefungen auf dem Kruge Nr. 6, so wie auch das Laubornament am Rande dieses Kruges verwandt ist mit der Laubguirlande an der Oeffnung von Nr. 2.

Die Zusammengehörigkeit der sieben Krüge ist also nicht zufällig, sondern ursprünglich.

Das Perlenornament, das die Oeffnung einiger Krüge umsäumt, ist das einzige Ornament der beiden cylindrischen Becher Nr. 11 und 12 (Fig. 8) und dieses Randornamentes wegen, das sie mit den Krügen gemein haben, möchte ich auch die Becher den Krügen anreihen.

Die beiden Becher Nr. 22 und 23 (Fig. 33) bringt ein, wenn auch nur geringfügiges, technisches Moment in Beziehung zu den Krügen Nr. 5 und 7. Der Rand der Scheibe des Fusses ist verdoppelt, wahrscheinlich in der gleichen Absicht, wie an den beiden Krügen, wo der Rand durch einen darauf gelöteten schmalen Goldstreifen verstärkt wurde. In dem Nodus am Stiele ist jene Perlenform zu erkennen, welche die Gliederung an dem Henkel von Nr. 4 zeigt.

Unter den Schalen steht zweifellos die längliche ovale Schale Nr. 8 den Krügen am nächsten. Die Canelluren dieser Schale erinnern an jene auf dem Halse von Krug Nr. 1 und 6 und das an der rückwärtigen Seite des Henkels eingravirte glatte Laubornament auf raspeligem Untergrunde ist derselben Art wie die Blätterguirlanden auf den Krügen Nr. 2, 3, 6 und 10.

Die beiden Inschriftschalen Nr. 9 und 10 (Fig. 16 und 17) schliessen sich durch die auf den glatten Wänden schwach markirte Canellirung, durch



Figur 34.



Figur 37.

die fünfmal wiederholten Perlenschnüre und das Laubornament der Innen- und Aussenseite an die oben aufgezählten Krüge.

Vierzehn Stücke des Schatzes stehen also durch ihre Ornamentation in solchem stilistischen Zusammenhange, der auf ihre gemeinsame künstlerische Entstehung hindeutet und sie können demnach auf Grund dieser nähern Verwandtschaft als zur selben Gruppe A. gehörig betrachtet werden.

Gruppe B. In ähnlichem Zusammenhange stehen die übrigen Schalen, Tassen und die Dose; zumal die reich ornamentirten Gefässe Nr. 13, 14, 19, 20 und 21, bei denen auch die Technik des Treibens auf ausserordentlich hoher Stufe steht.

Das sie verbindende Moment ist wieder die Ornamentik. Dieselbe besteht hier meist aus der Verknüpfung oder Combination von gebogenen stabartigen Gliedern. Breitere Blätter verwendet der Künstler nur sehr selten; die Form der Blätter ist in der Regel oval, mit eingeschlagenen Dreiecken und Punkten auf der Oberfläche.

Diese Blätter und Stabglieder sind sehr charakteristisch und sind so häufig verwendet, dass der Künstler dieselben sogar auf den Flügeln, Köpfen und Füssen der Tiere mit Vorliebe anbringt.

Hier haben wir also wieder sieben Stücke, welche, abgesehen von sonstigen Eigentümlichkeiten, schon in Folge ihrer stilistischen Verwandtschaft auf einen gemeinsamen künstlerischen Ursprung weisen, ja wir können bereits an dieser Stelle sagen, dass ihr enger Zusammenhang eine gemeinsame Meisterhand oder zumindest eine gemeinsame Werkstätte anzeigt. Bei der Gruppe B. ist also der Zusammenhang ein engerer als bei der Gruppe A., deren Objecte verschiedenen mehr oder minder geschickten Handwerker- und Künstlerhänden ihren Ursprung verdanken. Dieselben verbindet also gemeinsame Kunsttradition, vermutlich auch die gleiche Epoche und die Nachbarschaft des Fabricationsortes.

Daher machen die Stücke der kleineren Gruppe (B.) einen gleichmässigeren Eindruck, als jene der grösseren Gruppe (A.).

Die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen sind aber dennoch nicht so bedeutend, dass wir ihrethalber eine grosse zeitliche oder räumliche Entfernung zwischen der Entstehung der beiden Gruppen annehmen müssten.

Denn wie die sehr zahlreichen Reliefarbeiten beweisen, sind sämmtliche Gefässe gleichsam in derselben künstlerischen Atmosphäre entstanden.

Als die drei unverkennbaren Hauptelemente dieser Atmosphäre lassen sich unschwer folgende drei Elemente unterscheiden, die Fortwirkung antiker Kunsttätigkeit, eine orientalische Strömung und die Einwirkung des Barbarentums.

An solchem Orte, wo vor dem fünften Jahrhundert n. Chr. im südöstlichen Europa diese drei Elemente in gleicher Kraft wirksam waren und die



Figur 35.



Figur 36.

Kunst zu beeinflussen pflegten, nur in einem solchen künstlerischen Centrum konnte der Schatz von Nagy-Szent-Miklós enstehen.

Gepidien und dessen westliche und südliche Nachbarschaft sind als Entstehungsort ausgeschlossen. Es gab daselbst keinen Ort mit bedeutender antiker Kunsttradition, von dem wir Kenntniss hätten.

Mehr Wahrscheinlichkeit spräche für die reichen griechischen Handelsstädte an den Südufern des Schwarzen Meeres, welche bereits seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. von häufigen Gothenschwärmen zu leiden hatten, welche zu Land und zur See einhergezogen kamen und mit den Reichtümern öffentlicher Tempel und privater Schatzkammern beladen wieder heimzogen in ihre Sitze an dem Nordgestade des Pontos.[1]

Es wäre naheliegend anzunehmen, dass die Barbaren auf einem dieser Raubzüge in den Besitz des Schatzes, welcher hier in Frage steht, gelangten.

Doch zur Unterstützung einer solchen Annahme wäre es nötig, über das Kunstleben dieser Gegenden, speciell über die Kunst der Torentik dieser Uferstädte etwas mehr zu wissen, als uns bisher darüber bekannt ist.[2]

Verhältnissmässig am meisten hat man sich bisher mit der älteren Kunstgeschichte Byzantiums beschäftigt, weil Constantinopolis in späterer Zeit der Sitz einer blühenden Kunstindustrie geworden.

Doch wie sehr auch Labarte für den frühen und grossen Einfluss byzantinischer Kunstindustrie auf das Europa der Völkerwanderungszeit eintreten mag, so kann auch er die Anfänge dieser blühenden Kunstpflege nicht über das vierte Jahrhundert n. Chr. zurück nachweisen. Bestimmter datirbare Werke beginnen sogar erst zu Justinianus' Zeiten (sechstes Jahrhundert) häufiger zu werden. Allerdings ist Constantinopolis in dieser Zeit bereits ein hervorragendes künstlerisches Centrum; doch für die Jahrhunderte, die dieser raschen Blüte vorangingen, für die Beurteilung der Factoren, welche sie gezeugt und gezeitigt, besitzen wir bisher nur spärliche urkundliche Daten, die geeigneter sind, Vermutungen zum Ausgangspunkte zu dienen, als einen reellen Ueberblick über die stilistische Entwickelung zu bieten.

Unter solchen Verhältnissen scheint es geratener, die Analogien für unseren rätselhaften Schatz dort zu suchen, wo sie wirklich vorhanden sind. Wir werden uns um Anhaltspunkte dorthin wenden, wo schon mehrere Vor-

[1] Von den Wanderungen der Gothen und ihrer Verbündeten im dritten und vierten Jahrhundert handelt Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung. 2 Aufl. B.d I. p. 140—152 u. a. O.

[2] Die verhältnissmässig zahlreichsten Denkmale besitzen wir von Nicomedia, der zeitweiligen Residenz des Kaisers Diocletianus, am Ende des dritten Jahrhunderts, da Carapanos an der Stelle des dortigen Kaiserpalastes erfolgreiche Ausgrabungen veranstaltet hat. Ich vermute, dass auch der Silber-Tripos im Nationalmuseum durch die Tochter des Diocletianus von dorther gebracht wurde. Die ausführlichere Begründung dieser Annahme siehe: Arch. Közl. XIII. «Rég. leletek Repertoriuma. Polgárdi.»



Figur 38.



Figur 41.

gänger, wie Arneth u. A., solche gefunden. In erster Linie kommen hier in Betracht die Halbinseln Krim und Taman mit ihren Städten Chersonesos, Pantikapaion und Phanagoria, dann das weiter westlich liegende Olbia. Diese Städte waren in jenen Gegenden seit Alters her die Vorkämpfer griechischer Cultur und, wie die Gräberfunde, deren reiche Ueberreste jetzt zum grossen Teile in der Eremitage zu Petersburg aufbewahrt werden, beweisen, war in jenen Städten schon seit dem fünften vorchristlichen Jahrhunderte die Goldschmiedekunst ein hoch entwickelter Industriezweig, der sich Jahrhunderte hindurch grosser Beliebtheit erfreute und besonders durch die Bestellungen der eingeborenen reichen Getreidehändler als auch von Seite bosporanischer und benachbarter skythischer, sarmatischer und germanischer Fürsten, fortwährend intensive Nahrung erhielt.

Hier also kennen wir die Vorbedingungen der blühenden Kunstindustrie und hier sind die Denkmale jener jahrhundertelangen Kunsttradition[1] noch erhalten, welche kunstgeschichtliche Voraussetzungen solcher Werke sind, wie sie uns unser Goldschatz erhalten. Die unmittelbare Nachbarschaft der Barbaren, häufig der ungebildete Geschmack der Besteller und die unter die einheimischen Künstler sich einmengenden barbarischen Elemente erklären hier zur Genüge die bei einzelnen Gefässen hin und wieder wahrgenommenen Derbheiten und Barbarismen.

Auch blühte hier der Geschäftsverkehr mit dem Oriente zu Wasser und zu Lande. Mehrere Male herrschten persische Achemæniden über das bosporanische Reich. Schliesslich ist auf die eigentümliche Verschmelzung antiker, westlicher Kunstelemente mit den alten Traditionen der persischen Kunst in den ersten christlichen Jahrhunderten und die Verbreitung dieses Geschmacke, durch Industrie-Artikel während der Sassanidenherrschaft besonders in der Wolgagegend und in dem südlichen Russland hinzuweisen. Dieses sind Momente, welche das Vorkommen der orientalischen Elemente und ihre Vermischung mit den beiden anderen Elementen in den Darstellungen auf unseren Gefässen zur Genüge erklären.

Im Allgemeinen erkannten bereits Arneth, Sacken-Kenner, Dietrich und andere Forscher die Vermischung verschiedener Stilrichtungen in diesem Funde. Manchmal wurden auch einzelne in Russland gefundene Analogien citirt, doch man suchte nicht genügend viel Anhaltspunkte in den Funden und zog aus solchen Prämissen die naturgemässen Schlussfolgerungen nicht

[1] Meines Wissens hat in neuerer Zeit von ungarischen Archaeologen nur Romer die grossartigen Goldschätze aus den Gräbern der griechischen Städte Südrusslands im Museum der Eremitage gesehen. Seine Reiseeindrücke trug er 1874 in der Akademie vor und publicirte dieselben: Arch. Ért. 1875. Bd IX. Den Mangel der Autopsie können zum Teile ersetzen die «Antiquités du Bosphore Cimmerien», welches Werk mir jedoch auch nicht zugänglich war. Ich musste mich mit den allerdings ausgezeichneten Compte Rendus (Petersbourg 1858—1880) begnügen.



Figur 40.



Figur 39.

mit genügender Consequenz. An dieser Stelle soll in beiden Richtungen etwas mehr geschehen als bisher, und vor Allem wird das Hauptgewicht gelegt auf eine ausführliche stilistische Analyse, um die einzelnen Charakterzüge der erwähnten Kunstströmungen richtig zu erfassen. Ich beginne die Uebersicht mit den zwei figuralisch verzierten Krügen (Nr. 2 und 7), die uns nach meinem Dafürhalten die Vermischung des localen barbarischen Elementes mit entfernter liegenden persischen Motiven und classischen Traditionen am deutlichsten zeigen.

Wer denkt nicht beim Anblicke des von dem Adler entführten kleinen Menschenkindes allsogleich an den Ganymed- oder Aeginamythos! Dieses Motiv erscheint auf den zwei Gefässen dreimal, ein unmittelbarer Beweis dafür, wie beliebt es noch in der Niedergangszeit classischer Kunstpflege war. Doch wie wir es hier sehen, hat es bereits heraldischen Typus angenommen, es ist während der Kunsttradition von Jahrhunderten ein gewöhnliches, stereotypes, und schliesslich lebloses Ornamentmotiv geworden. In allen drei Fällen ist der Adler eine beinahe mittelalterlich-heraldische Figur. Um dies gehörig zu fühlen, füge ich hier zum Gegensatze zwei Kertscher Denkmäler [1] bei, welche zeigen, wie dieses königliche Tier im Fluge sowohl als speciell mit dem Günstlinge des Zeus in den Fängen, viele Jahrhunderte früher in Pantikapaion dargestellt wurde.

In Fig. 34 ist der Ganymedes-Mythos mit voller Sicherheit zu erkennen. Diese Darstellung schliesst sich an die Reihe jener, wo Zeus selbst in Gestalt eines Adlers den schönen Jüngling umarmt und mit sich erhebt, zärtlich auf ihn herabblickend, während er ihn entführt.[2]

In den Reliefdarstellungen der Goldkrüge entführt der Adler nicht einen Jüngling, sondern ein Mädchen. Die Erklärer glaubten demnach mit Beseitigung des Ganymedmythos, den Raub der Aegina oder Thalia darin erkennen zu können.[3] Doch diese Vermutung trifft höchstens bei der Darstellung c auf dem Kruge Nr. 2 (Fig. 4) zu, wo das geraubte nackte Mädchen in jeder Hand eine Blume hält.

In den beiden anderen Fällen hat das Mädchen stets nur in der einen Hand eine Blume, während es mit der zweiten Hand den Adler aus einer Schale speist. Man könnte also nur an Hebe denken, zu deren Agenden die Speisung des Adlers gehörte. Doch einer solchen Erklärung steht die Schwierigkeit entgegen, dass sich in der antiken Mythologie nirgends eine Spur vorfindet von einem Raube der Hebe durch den Adler.

[1] Compte-Rendu. Petersbourg 1874. Atlas.

[2] Die Darstellungen des Ganymedmythos siehe: Overbeck, Griechische Kunstmythologie. 1871. I. Cap. 22.

[3] Arneth w. o. — Dietrich w. o. — Vrgl. Overbeck: Kunstmythologie. I. Aegina. p. 399. Thalia 418 und Panofka: Zeus und Aegina. 1835. Abh. Berl. Akad.

Es bleibt also nichts Anderes übrig, als anzunehmen, dass dem Goldschmiede während der Anfertigung der beiden Krüge nur im Allgemeinen die antike Ganymed-Tradition vorschwebte, auf Genauigkeit im Detail kam es ihm umsoweniger an, als es ihm nicht so sehr um den Inhalt zu tun war, denn um ein passendes Motiv für die Schmückung seines Kruges. Hier schien ihm neben den kämpfenden Tieren und dem jagenden König der fliegende Adler mit seiner menschlichen Beute wohl angebracht. Sollte die Schale in der Hand des schwebenden Mädchens andeuten, dass der Künstler sich doch an einen im Lande herrschenden Mythos anlehnte? Vielleicht wird es uns weiter unten gelingen, aus einheimischen Traditionen skythischer Barbaren dieses eigentümliche Motiv zu begründen.

Ein sicherlich antikes Motiv ist das Storchenidyll auf dem Halse des Kruges Nr. 7. Hier zeigt uns der Künstler sein eigentümliches Talent am unmittelbarsten, er charakterisirt vortrefflich so lange es sich nicht um hohe Mythologie, um die menschliche Gestalt handelt.[1] Zeichnung und Bewegung der Störche bekunden eine lebhafte Beobachtungsgabe und erinnern an die besten ähnlichen antiken Tierdarstellungen. Der geschickten Benützung und Ausfüllung des Raumes ward schon oben bei der Beschreibung des Kruges gedacht. Nur auf die Darstellung des Gefieders kann sich unser Lob nicht erstrecken, denn es zeigt, besonders in der Gegend des Schenkels, dieselbe heraldische Stylisirung, wie das Gefieder des Adlers.

Auch die Wasserpflanzen und dreiästigen Bäume, zwischen welchen der Storch umherschreitet, erfordern unsere Aufmerksamkeit. Sie sind nach antiker Art gebildet und dienen teils zur Bezeichnung der localen Landschaft, teils als raumausfüllendes Ornament. Ihre Blätter sind charakteristisch geformt, nicht in botanischem Sinne, denn Botaniker werden es nur selten unternehmen, aus antiken Pflanzenzeichnungen die Species zu bestimmen; eigentümlich ist ihre runde Form, mit doppeltem Ranfte, und die Verteilung der auf der Oberfläche des Blattes sich verzweigenden Nerven. Es ist das stilisirte Lotosblatt. Die kurzstieligen Lotospflanzen auf einer egyptischen Schale[2] aus dem dritten Jahrhunderte n. Chr. haben beinahe dieselben Blätter. Diese specielle Schale darf hier deshalb angeführt werden, weil sie in Russland in der permischen Gegend gefunden wurde (1859), und daher auch am Nordgestade des Pontos die Kenntniss solch' charakteristischer Werke vorausgesetzt werden kann. Der Künstler wollte in den Bäumen auf unserem

[1] Das ist eine Erfahrung, die Jedermann machen konnte, der die Erzeugnisse einer erst beginnenden oder einer schon hinsiechenden Kunst mit Sorgfalt studirte.

[2] Compte-Rendu (Petersbourg) 1867. Atlas II, 1—3. Casserole en argent avec la représentation d'un nilomètre. — Die Beschreibung gibt Stephani im Texte p. 48 u. ff. — Am Boden der Schale befinden sich drei byzantinische Zollstempel, vielleicht aus der Zeit des Kaisers Anastasius (fünftes Jahrhundert). Diese Stempel zeigen, auf welchem Wege diese Schale auf ihren späteren Fundort kam.

Kruge sicherlich nicht die Lotospflanze darstellen, aber er gab ihnen offenbar Lotosblätter, um sie dadurch als Wasserpflanzen zu charakterisiren.

Die Bäume, welche auf der Breitseite des Kruges in dem Kreise und auf den Schmalseiten zur Bezeichnung der Landschaft und zur Raumausfüllung dienen, folgen gleichfalls antiker Tradition.

Die Bäume sind in der alten Kunst gewöhnlich nur nebensächlich behandelt, der Künstler legt auf sie nicht sein Hauptgewicht. Dichtes Laub kommt höchstens in Wandgemälden, in Reliefwerken nur sehr selten vor. Einige Blätter bezeichnen das Laub und zwei kurze schräge Linien, die aus dem Baumstamme am unteren Ende heraustreten, bezeichnen die Verbindung mit dem Boden.

An dem Halse der meisten Krüge sitzt gewöhnlich eine eigentümliche Blätterguirlande, die an den Akanthus erinnert. Der Akanthus hat seine prächtig geschwungenen Linien verloren, es ist aus ihm ein schematisches, beinahe unverständliches Ornament geworden, das lebhaft an die häufigen geistlosen Wiederholungen antiker Kunstformen im Früh-Mittelalter erinnert.

Eine ähnliche Metamorphose mögen auch jene fünfästigen Pflanzen erlitten haben, welche den ausserhalb der Kreise übrig gebliebenen Raum auf dem figuralischen Kruge Nr. 2 auszufüllen bestimmt sind.

Ein antikes tektonisches Ornament, das lesbische Chyma, figurirt beinahe bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, zweimal auf dem Halswulste des Kruges Nr. 7 und zweimal in dem Rahmen der Medaillons, vielleicht figurirt es in unverständlicher Form auch an dem Halse des Kruges Nr. 2 und am canellirten Halse des Kruges Nr. 6 als abschliessendes und einsäumendes Ornamentationsglied.

Wenn nun der späte Epigone die Form des Chyma's auch nicht in ihrer Reinheit erfasste, wie der Künstler der Goldarbeiten auf der Halbinsel Taman im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderte,[1] so verwendet er es doch am richtigen Orte als Binde- oder Abschlussglied und die halbkreisförmigen Ausbauchungen sind bald nach Innen, bald nach Aussen gewendet, wie es die Lage erfordert. Die richtige Tektonik der antiken Tradition wirkt selbst bei den späten Epigonen nach und erhilt sich auch dann noch, als im Allgemeinen das unmittelbare Gefühl für das Schöne im Verfalle war, als die neuschaffende Gestaltungskraft ausgestorben war und die Kunstindustrie nur mehr von den Traditionen und Reminiscenzen der Vorzeit zehrte. Diese Beobachtung werden wir im Laufe unserer Untersuchung noch öfter machen können.

Das Schnurornament, welches an einigen Gefässen (Nr. 1, 5 u. 6) die Ausbauchung des Körpers am Halse oder am Fusse symbolisch zusammen-

[1] Als Beispiele siehe Fig. 36—38.



Figur 42.



Figur 43.

Figur 46.

schnürt, ist zwar roh, kommt aber an richtigem Orte zur Verwendung und drückt seine Bestimmung charakteristisch aus.

In gleicher Weise richtig ist die Gesammtgliederung der Krüge und die Art der Verzierung von Mundöffnung, Hals, Bauch und Fuss ist meistens zutreffend.

Die dreifache Ausbauchung des Gefässmundes (Nr. 1 u. 6) ist in der griechischen Tektonik sehr häufig und erhält sich bis zur späteren römischen Zeit. Der Perlensaum am Rande der Oeffnung (Krug Nr. 1, 2 u. 6, Schale Nr. 9 u. 10) ist ein beliebtes Ornament der späteren antiken Kunst.[1] Ebenso ist die Canellirung am Halse einiger Krüge (Nr. 1 u. 6) und an einigen Schalen (Nr. 8, 9 u. 10) gute antike Sitte. Aus späterer barbarischer Zeit bietet für die welligen Canelliiren die grosse Schüssel des Schatzes von Petreosa eine treffende Analogie.[2]

Darstellungen von Tierkämpfen liebte die antike Kunst seit uralten Zeiten. Die verschiedenen vierfüssigen Flügel- und Raubtiere schlagen die schwächeren Tiere, wie Hasen, Hirsche, Gemsen, zu Boden. Wie die Künstler vom Pontos derartige Tierdarstellungen zu behandeln pflegten, zeigen uns die in den Gräbern von Taman gefundenen Reliefdarstellungen.

Ich entnahm (Fig. 36—41) dem Atlas des Petersburger «Compte-Rendu» einige solche Darstellungen,[3] die den «sieben Brüder» genannten Kurganen entstammen. Ein geflügelter Löwe drückt einen Steinbock nieder, ein anderes Raubtier tut dasselbe einem Renntier an mit riesigem Geweihe, und auf dem sanften Hasen steht ein grausamer Adler und hackt ihm den Schnabel in die Kehle. Noch häufiger als diese Raubtiere kommt der Greif vor, der allgemeine Liebling der pontischen Kunst. Dieses phantastische Tier behütet nach der Auffassung der Alten das Gold, kämpft gegen Skythen und Amazonen. Dorthin, in das Land hinter den Skythen, in die ripæischen Gebirge, wurden von den Alten ihre Wohnsitze verlegt.[4] (Herodotos, IV. 27.)

[1] Siehe auch die Perlenornamente am Tripos von Polgárdi. — Vrgl. auch die auf den Goldmedaillen des Kaisers Valens und anderer Kaiser, das Ohr umsäumenden Perlenornamente, auf die auch schon Arneth aufmerksam gemacht hat. Gold- u. Silbermonumente. p. 8.

[2] Die Detailzeichnung siehe: Mitt. der k. k. Centralcom. Wien 1868. XIII. p. 108. Fig. 2 u. 3.

[3] Die Zeichnungen 36—40 zeigen Relief-Goldplatten, die zur Verzierung von Köchern dienten, die man 1875—1876 in der Provinz Kuban in griechischen Gräbern aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. fand. Die Beschreibung und Zeichnung der Gräber siehe Compte-Rendu (Petersbourg) 1875 u. 1876, Atlas und Text p. 155 ff. In denselben Gräbern fand man noch zahlreiche ähnliche Tierkämpfe auf Platten von Riemenenden, Ringen etc.

[4] Die Literatur der Greifsage siehe u. A. bei Koehne: Beiträge zur Geschichte und Archaeologie von Chersonesos in Taurien. 1848. p. 62 ff. Classische Beispiele für Greifdarstellungen in jener Gegend bieten die figuralischen Prachtgefässe von


Figur 44.


Figur 45.

Figur 47

In unserem Schatze kommen Greife, Löwen und andere phantastische Tiere mit Löwentatzen und Stierköpfen, oder geflügelte Zweihufer, geflügelte Steinböcke mit Adlerkrallen häufig vor. Die Abbildungen einiger dieser Tiere, die von der prächtigen Dose (Nr. 19) her bekannt sind, wiederholen wir hier. (Fig. 42—45.)

Die griechische Kunst am Pontos war schon im vierten Jahrhunderte v. Chr. über die typische Gestaltung dieser Tiercombinationen hinaus. Hie und da machte man sogar aus drei Tieren eines, wie Fig. 41 zeigt, die ebenfalls einem Kubaner Gräberfunde entnommen ist.[1]

Wenn wir die besiegten Tiere in solchen Darstellungen genauer beachten, so wird auch ein weniger geübtes Auge solche charakteristische Tierformen erkennen, welche der Künstler aus den benachbarten Gegenden kannte und vor Augen hatte. Die Hirsche mit den gewaltigen Geweihen (Fig. 2 u. 40) waren in dem einstmals waldigen Südrussland einheimisch. Die Steinböcke (Fig. 36 u. 37) sind charakteristische Bewohner des Kaukasus.[2] Der antike Künstler verarbeitete also locale Motive, dies tat er in der Blütezeit der Kunst noch originell und selbstständig. Später, seit dem Verfall der guten antiken Kunst, als die Kunstindustrie des Ostens dominirte und immer mehr und mehr Artikeln nach den Pontosländern exportirte, besonders gewebte Seidenzeuge, Gold- und Silberschüsseln, kam die orientalische Stilisirung immer mehr zur Herrschaft. Vermutlich machte sich diese Strömung nicht überall in gleicher Stärke geltend, es ist sogar natürlich, dass die eine Kunstschule diesem Einflusse stärker, die andere weniger ausgesetzt war. So scheint es auch mit den Ateliers gewesen zu sein, aus denen die Gefässe unseres Goldschatzes stammten. Dieser orientalische Einfluss scheint am kräftigsten und consequentesten an den Gefässen der Gruppe *B* zur Geltung gekommen zu sein, bei denen die geflügelten Ungeheuer in geringerem Maasse den localen Typus zeigen, und viel steifer und schematischer stylisirt sind, sogar in solchen Darstellungen, wo die Tiere in heftigster Bewegung erscheinen, wie auf dem Boden der Schale Nr. 21. (Fig. 32.)

Nicopolis und Kouloba. Wir finden sie überhaupt häufig auf Denkmälern, Goldsachen, gemalten Gefässen und Münzen der taurischen Halbinsel. Siehe Compte-Rendu 1875, 1876 und 1877, Atlas und Dubois de Montpèreux. Voyage autour du Caucase. 1843. Atlas. Teil IV. Taf. XVIII—XXVI.

[1] Compte-Rendu (Petersbourg) 1876. Atlas. Taf. IV. Text p. 120. Den Steinbock, die verschiedenen Hirscharten, den Stierkopf, den Parder, den Löwen und den Adler treffen wir häufiger in der Kunst der Pontosgegend als ornamentales Motiv.

[2] De Linas unterzog sich in seinem Buche über die «Orfévrerie cloisonnée» der Mühe, diese verschiedenen Tierarten zoologisch zu bestimmen. (Histoire de l'orfévrerie cloisonnée II. 1878. p. 191—280 ff. Seine Erläuterungen erstrecken sich insgesammt auf 16 Tierarten, nicht blos diejenigen der in den Pontosgegenden gefundenen Schätze, er greift auch hinüber auf die in Mittel- und Ostrussland gefundenen barbarischen Schmucksachen.

In all diesen Fällen wird der Orientalismus wohl lebhaft empfunden, doch er ist nicht haarklein von Schritt zu Schritt zu beweisen. Es bedarf dafür stärkerer Spuren, und diese finden wir auch, wenn wir unter den Compositionen, die die Seitenwände einiger Krüge zieren, Umschau halten. Da ist vor Allem die Darstellung auf dem schönen Kruge Nr. 2, wo eine durch das Diadem als Fürst gekennzeichnete Gestalt auf einem geflügelten phantastischen Vierfüssler mit Menschenkopf reitend einen Leoparden jagt. (Fig. 5.)

Der pontische Meister brauchte das Motiv des Königs auf der Jagd nicht erst zu erfinden, es war ihm häufig genug vor Augen auf den importirten sassanidischen Silberschalen, deren man bisher mehr als ein Dutzend in der Nähe der Wolga und der Kama, am zahlreichsten im Gebiete von Perm, gefunden.

Wir geben hier die Abbildungen solcher Silberschalen nach dem Petersburger Compte-Rendu. (Fig. 46—49.)[1]

Den sassanidischen Ursprung dieser Schalen bezeugen persische Inschriften, die hin und wieder auf denselben vorkommen. Das Jagdmotiv ist nicht immer ganz gleichmässig schematisirt, die Schalen stammen auch nicht alle aus einer Zeit. Zwei mögen in das vierte-fünfte Jahrhundert zurückreichen, die dritte (Fig. 48, 49) ist wohl etwas späteren Datums. Die Reihe dieser eigentümlichen Denkmäler war in der Literatur schon des öftern Gegenstand eingehender Besprechung, das competenteste Urteil in der Sache gebührt wohl Stephani.[2] Der Typus dieser Darstellung einer Königsjagd stammt noch aus der älteren Zeit der persischen Kunst und blieb jahrhundertelang in dem Wechsel der verschiedenen Stilrichtungen stets ein beliebtes Motiv, besonders in Reliefdarstellung auf grossen Tellern und Schalen. In Stoffmustern, Elfenbein- und Silberreliefs erhielt es sich bis in die Carolingische Epoche und durchwanderte ganz Europa.

Da der Künstler das eine Feld des Kruges Nr. 2 mit einer Königsjagd schmücken wollte, verarbeitete er das auch ihm geläufige Motiv nach dem Maasse seiner Fähigkeit. Er bleibt natürlich weit zurück hinter der Voll-

[1] Compte-Rendu. 1867. Atlas Taf. III, Nr. 1 u. 4. Unsere Zeichnungen geben nur die Reliefdarstellungen auf der Innenseite der Schalen in 2½facher Reduction. — Den auf der Eberjagd befindlichen König Sapor giebt Stephani noch einmal in dem Atlas für 1878—1879, Taf. VII, Nr. 2, woselbst er auch unter Nr. 3 u. 4 drei Schalen mit der Darstellung eines jagenden Persers giebt, die wir in gleicher Grösse wiederholen. (Fig. 48, 49.)

[2] Stephani in Compte-Rendu 1878—1879, Text p. 149 ff., wo er im Ganzen zwölf solche in Perm gefundene reliefgeschmückte sassanidische Schüsseln behandelt. Stephani glaubt, dass diese interessanten Denkmäler orientalischer Kunst seit dem zweiten Jahrhunderte n. Chr. auf dem Landwege hinter dem caspischen Meere in die Gegend der Wolga und der Kama importirt wurden. Auch de Linas beschäftigt sich eingehend mit diesen Schüsseln und dem Wege, auf dem sie nach Russland gelangten. l. c.

endung seiner persischen Vorbilder; besonders die Gestalt des pfeilschiessenden Fürsten ist ziemlich ungeschickt, viel gelungener ist die Charakteristik des anspringenden Tieres. Auch an dem geflügelten Untier sind die tierischen Teile viel besser gelungen, als der menschliche Kopf.

Wir erfahren hier aufs Neue, dass die sinkende Kunst ebenso, wie die entstehende, unfähig ist, die menschliche Gestalt richtig zur Darstellung zu bringen, während die Fähigkeit, Tiere und Ornamente darzustellen, früher vorhanden ist und länger währt.

In der Jagdscene verrät nur mehr das Motiv selbst sein ausländisches Vorbild, alles Andere ist einheimisch. Der Anzug des Fürsten ist nicht der eines sassanidischen Königs, sondern einheimische Kleidung. Wohingegen das Tier mit dem gekrönten Menschenkopfe höchst wahrscheinlich nach einem orientalischen Typus componirt ist, wie Arneth und nach ihm Dietrich richtig bemerkten.

Ebenso zeigt das Tier mit dem behelmten (?) Menschenkopfe auf den beiden Schmalseiten des Kruges Nr. 7 (Fig. 12 u. 13) die Phantasie eines orientalischen Künstlers. Hingegen erinnert die zweite Darstellung der Centauren und Lapithen (?) auf den beiden Schmalseiten (Fig. 12 u. 13) an ein classisches Thema. Der behelmte, auf dem Tiere reitende Mann, sowie die eigentümliche Kopfbedeckung des Centauren, welche an die Krallen einer Löwentatze erinnert, kann ebenso classischem Vorbilde nachgebildet sein, wie etwa als Ueberrest einer alten im Skythenlande üblichen Sitte betrachtet werden.

Ein orientalisch-persisches Motiv sahen schon Arneth und Dietrich in der Darstellung auf dem Henkel der länglichen Schale Nr. 8 (Fig. 14), wo von beiden Seiten je zwei Tiere sich dem Baume des Lebens nähern.

Der Löwe erhebt seinen Vorderfuss und hält damit die als Kranz gedachte Randeinfassung des Loches, und auch der Greif hinter ihm hält mit dem erhobenen Vorderfusse einen Zweig.

An Tiere, welche auf persischen Reliefs vorkommen, erinnert der eigentümliche Stil der zwei Schalen mit Stierköpfen Nr. 13 (Fig. 19 u. 20). Obzwar der Stierkopf auch der antiken Ornamentik der griechischen Pontosgegend nicht fremd war.[1]

Das dritte Stierkopfgefäss Nr. 18 (Fig. 25 u. 26) scheint in der Form dem Nautilus des ostindischen Oceans nachgebildet zu sein. Da in der antiken Kunst unseres Wissens die Nautilusform in solcher Verwendung nicht bekannt

[1] Im Jahre 1875 fand man in einem der «die sieben Brüder» genannten Kurgane, welche Stephani ins vierte Jahrhundert v. Chr. datirt, im Ganzen 23 Stück Relief-Goldplättchen, die Stierköpfe darstellten. Compte-Rendu. Petersburg 1876. Atlas. Taf. III, Nr. 13 u. 14. In demselben Grabe fand man eine Bronzeschale, die ebenso, wie unsere zwei Schalen, auf drei Löwenfüssen steht. Ueberhaupt ist die Löwentatze als Fussgestell in der antiken Kunstwelt weitverbreitet.



Figur 48.

Figur 49.

ist, muss für den vorliegenden Fall directer orientalischer Import angenommen werden; doch sind die Zwischenglieder noch nachzuweisen.

In günstigerer Lage befinden wir uns betreffs einiger eigentümlichen Ornamentationsmotive auf den Krügen insoferne, als für dieselben wohldatirte Analogien vorhanden sind.

Sehr charakteristisch sind an dem Kruge Nr. 7 die am Halsringe aus Draht gearbeiteten Rosetten. Ebensolche Golddrahtrosetten kommen auf Kertscher Altertümern in dem berühmten Grabe der Demeterpriesterin vor. (V. Jahrh. v. Chr.)[1]

Ein einfacheres Ornament, das auf den Krügen des Schatzes ziemlich häufig zur Anwendung kömmt (Krug Nr. 1, 2, 5 u. 6), ist aus je vier Kreissegmenten gebildet, die einander tangiren. Die Anordnung der Segmente ist eine solche, dass je zwei einander tangirende Kreishälften einen viergliedrigen Stern bilden. Dieses geometrische Muster war vermutlich in orientalischen Geweben längst Gebrauch und überging sodann, was häufig geschah, in die Reihe tektonischer Ornamente. Im Mittelalter finden wir dasselbe Muster häufig in orientalischen Geweben.[2] Für den vorliegenden Fall ist es jedoch wichtiger, dass die streng geometrische Form dieses Musters an longobardischen und gothischen, mit Granaten besetzten Cloisonarbeiten des sechsten und siebenten Jahrhunderts häufig ist, und dort direct als eigentümlich barbarisches, unclassisches Motiv zur Geltung kömmt. Ein sehr interessantes Beispiel dafür ist der äussere Rahmen des berühmten Monzaer Theolinda-Buchdeckels.[3] Ein anderes Beispiel ist die obere und untere Einrahmung der in dem Schatze von Guarrazar gefundenen Reccesuinthus-Krone.[4] Von beiden Stücken geben wir nach Labarte einige lehrreiche Details. (Fig. 50 u. 51.)

Gleichwie die Darstellung dieses Sternmotives auf seinem Wege nach Westen immer roher wurde, so geschah es auch mit den Blätterguirlanden am Rande der Oeffnung der Krüge Nr. 2, 3 u. 6, am Boden der Krüge Nr. 6 u. 7, und am Henkel der Schale Nr. 8 (Fig. 15). Diese Motive kommen auf Riemenschnallen und Bronze-Riemenenden der Völkerwanderungszeit in ungarischen Funden häufig vor. Es genüge hier als Beispiel ein charakteristischer Fund aus dem Comitate Turócz. (Seite 182). Hier erkennen wir die mehr oder minder rohen Imitationen dieser Motive. Das Blätterornament

[1] Antiquités de la Scythie. St. Petersbourg 1866. Atlas. Taf. XXXV. — Compte-Rendu. Petersbourg 1866. Atlas. Taf. I u. II. Aehnliche Drahtblumen auf den ornamentirten Köchern von Nicopol. Vrgl. w. o.

[2] Auf Kirchengewändern aus dem zwölften Jahrhundert. Mallet: Cours élem. d'arch. rel. Paris 1883. p. 182. 184.

[3] Die colorirte Zeichnung siehe Labarte: Hist. des Arts ind. II. Ausgabe 1872. I. B. Taf. XXVIII. Labarte nennt dieselben byzantinisch.

[4] Die farbige Zeichnung siehe Labarte: Hist. des Arts ind. I. Ausgabe 1866. Album. Taf. XXXII. Nach Labarte »byzantinisch«.

auf unseren Krügen und Schalen zeigt also gleichsam das Uebergangsstadium von älteren classischen Pflanzenmustern zu der späteren bis zur Unverständlichkeit gehenden Entartung. Welcher Abstand ist zwischen diesen verkümmerten, steifen Mustern und den herrlichen Motiven auf den berühmten Silbergefässen, Gorytplatten von Nicopolis und anderen schönen Werken aus jener Zeit zu erkennen.[1] Eine solche Decadence ist wohl erklärlich durch den langen Zeitraum vieler Jahrhunderte, von welchem wir wissen, dass er den gänzlichen Verfall der antiken Kunst in sich fasst; doch erübrigt noch der genetische Nachweis des Zusammenhanges zwischen den Ornamenten auf den Schatzgefässen und jenen Vorbildern, durch datirte Beispiele für die dazwischenliegenden Stufen. Bis diese gefunden sind, ist die Beweiskette für unsere Hypothese unvollständig.

Etwas bestimmter steht die Frage nach der stilistischen Entstehung des Blättersturzes am Halse des Kruges Nr. 2. Hier können wir nicht nur auf Vorbilder verweisen, aus deren Verkümmerung dieser kaum verständliche Blätterkranz stammt, der nicht einmal mehr ein Blätterkranz genannt zu werden verdient, sondern uns als eine Reihe von Dreiecken erscheint, deren innere Enden durch kleine eingeschlagene Kreise verbunden sind; es ist in diesem Falle an zeitlich nahestehenden Denkmälern zu erweisen, wie dieses Motiv entstehen konnte und was nachträglich aus diesem Ornamente geworden.

Die nächste Vorstufe zur Entstehung des eigentümlichen Ornamentes auf Krug Nr. 2 finden wir an einer alten bekannten Silberschüssel, die auf dem Permer Besitze des Grafen Stroganow gefunden wurde. Köhler publicirte dieselbe noch zu Anfang des Jahrhunderts,[2] sein Aufsatz erschien später nochmals in seinen gesammelten Werken in Begleitung einer lithographirten Tafel, von der ich den hier mitgeteilten, für unsere Zwecke genügenden Ausschnitt übernommen habe und copiren liess.[3] (Fig. 52.)

In der Mitte der Schüssel sehen wir ein häufiges Motiv: es weidet ein skythisches Pferd neben einem Baume. Das Pferd ist von der Race, die auf den berühmten Prachtgefässen von Nicopol so zahlreich vertreten ist. Um das mittlere Feld läuft ein breiter Rand herum mit manierirtem Palmetten- (?) Ornamente. Die Zeichnung giebt einen genügenden Ausschnitt davon, um den Styl gehörig zu beurteilen. Es kann wohl kein Zweifel darüber aufkommen, dass die Schüssel inländisches, nicht importirtes Product ist. Vermutlich ist sie in der Pontosgegend im zweiten oder dritten Jahrhunderte entstanden. Die antiken Palmetten sind hier schon zu massigen, weniger

[1] Compte-Rendu. Petersbourg 1864. Atlas. Taf. I u. II.

[2] Göttingische gelehrte Anzeigen 1803. Stück 5 und Stück 9. (Von mir nicht gesehen.)

[3] H. K. E. Köhlers gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Stephani. St. Petersburg 1853. B. VI. Ueber die Denkmäler des Altertums aus Silber in der Sammlung des Herrn Grafen von Stroganow. p. 45. Taf. IV.

gegliederten, beinahe dreieckigen Blättern geworden, die einzelnen Blätter hängen mit einander durch beinahe kreisförmige Rundungen zusammen.

Den Raum zwischen den einzelnen Blättern benützte der Künstler zur Anbringung von (abwechselnd) einem flacher gearbeiteten Palmblatt und einer Kelchblume mit glockenförmigem Kelche, in dessen Oeffnung ein kleiner Vogel sitzt. Der stilistische Zusammenhang zwischen der Palmettenreihe hier und dem Blättersturze auf dem Szent-Miklóser Kruge (Fig. 2—5) ist wohl kaum verkennbar. Doch ist in letzterem Falle von der inneren Gliederung der Blätter nur mehr die mittlere starke Rippe übriggeblieben, der äussere Rand ist nicht mehr ausgezackt und anstatt dass die einzelnen Blättercontouren nach innen ein unvollständiger Kreis verbindet, ist hier ein completer Kreis eingeschlagen, dessen ursprüngliche Bestimmung der Künstler so wenig erkannte, dass er das Centrum mit einem eingeschlagenen Punkte markirte.

Dieses auf solche Weise unverständlich gewordene Ornament nahmen die Ostgothen in ihre typische Ornamentik auf, verwendeten es am Friese des Theodorich-Denkmals in Ravenna (Fig. 53 *a*, *b*) und wiederholten es an dem nach König Odoaker benannten Bruchstücke eines Goldpanzers, jetzt im Museum zu Ravenna.

Ich sah diese eigentümlichen Ornamente mehreremale in Ravenna, und es erging mir wie es Zahn und anderen Kunstgelehrten erging, welche den Ursprung dieses Ornamentes vergebens suchten, und deshalb das «Zangen-Ornament» unter die kunsthistorischen Rätsel einreihten, bis ich es endlich auf dem Kruge von Nagy-Szent-Miklós wieder fand und damit das Rätsel lösen konnte.

In neuester Zeit hat sich Dr. Dehio mit diesem rätselhaften Ornamente eingehender beschäftigt.[1] Seinem Aufsatze entnehmen wir die beiliegenden

[1] Mitteil. der k. k. Centralcom. 1873, XVIII. p. 272 ff. Dr. Georg Dehio: Ein Beitrag zur vergleichenden Ornamentenkunde. — «Ein bekanntes Rätsel der Kunstgeschichte ist das an der Grabkirche Theodorichs des Ostgothenkönigs zu Ravenna vorkommende sogenannte Zangenornament. Man hat es vorwiegend aus negativen Gründen, d. h. weil es der antiken Formenwelt ganz fremdartig gegenübersteht, als germanisch bezeichnet; ein ausreichendes Analogon ist jedoch, soviel ich finde, bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Ich habe nochmals einen Vergleich mit den Publicationen deutscher und nordischer Altertümer angestellt und gleichfalls keine genügende Sicherheit gefunden» etc.; deshalb keine, können wir beifügen, weil Dr. Dehio und sehr viele andere Gelehrte die ungarischen und russischen Funde vernachlässigten. Henszlmann gibt (Compte-Rendu etc. de Budapest 1877, I. p. 536, 37) ebenfalls die Abbildung dieses rätselhaften Ornamentes, und erkennt mit Quast den gothischen Ursprung desselben an; ihm zufolge wäre dieses das einzige originelle Motiv in der gothischen Baukunst: «c'est tout ce qu'on peut admettre de national dans l'architecture gothique; parceque celle-ci ne diffère pas de l'architecture des Romains et des Byzantins de leur temps. Dans cet art ils n'ont rien crée». Wenn die künstleri-

zwei Zeichnungen (53 *a* u. *b*). Er erwähnt u. A. auch die im Museum von Christiania befindlichen Holzstühle aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, auf welchen er dasselbe rätselhafte Ornament fand. Zweifellos ist dieses Ornament (Fig. 53 *c*) identisch mit den drei oben citirten, aber ein Zeitraum von einem Jahrtausend trennt dieselben. Dieses beweist nur, dass ein unverständlich gewordenes Ornament sich bei der Nachwelt sehr lange erhalten kann; eine Erfahrung, die schon oft gemacht wurde.

Auf demselben Kruge finden wir noch ein zweites unverständlich gewordenes Ornament. Die Bordüre der Medaillons füllen zwei parallele gleichsam aus Schuppen gebildete Ornamente aus. Man könnte auch annehmen, dass dieselben eigentlich aus einander deckenden herzförmigen Blättern bestehen. Diese Unbestimmtheit zeigt am besten, dass es dem Künstler mit diesem Ornamente vermutlich ebenso erging, wie mit dem Halsornamente. Nur ist es in diesem Falle schwieriger mit derselben Sicherheit auf ein antikes Vorbild zu verweisen. Für das Herzornament haben wir in der späteren römischen Kunst zahlreiche Beispiele,[1] und was hier noch mehr beweist, dieses Ornament spielt auch auf gothischen Denkmälern eine charakteristische Rolle. Wir finden es z. B. in Ravenna an der Türeinfassung der Grabkirche Theodorich's. Hier decken wohl die Herzen einander nicht, aber sie sind doch eng ineinandergeschoben.[2] Ich bin deshalb geneigt diesen rätselhaften Rahmen für ein Herzornament zu halten, bis nicht etwa Jemand eine zutreffendere Erklärung findet.

Auch das Princip der Einrahmung ist seit altersher Eigentum der antiken Kunst. Durch den Rahmen wird stets der zu verzierende Raum begrenzt und hervorgehoben. Diese Bemerkung eingehender zu motiviren ist wohl nach Semper's Styl unnötig. Eigentümlich allerdings ist die Bildung des Kreisrahmens auf dem Kruge Nr. 2, dass nämlich die Kreise ineinander ver-

sche Originalität der Gothen nur auf diesem Motive basirt, dann wahrlich bestand ihre «Originalität» nur in der Verballhornung einer Ornamentform.

[1] Ich citire hier nur eine charakteristische römische Arbeit aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts n. Chr. Nämlich den bekannten römischen Silbertripos von Polgárdi im National-Museum (Budapest), auf dessen Pfeilern solche Herzornamente sich befinden.

[2] Die Zeichnung dieses Ornamentes gibt Henszlmann in der oben erwähnten französischen Abhandlung (Compte-Rendu Budapest I. 537) und begleitet dieselbe mit folgenden Worten: «Dans cet art (architecture) ils (les goths) n'ont rien créé; tout au plus se sont ils servi de quelques motifs decoratifs, dont nous voyons encore un exemple dans notre fig. 42; qui fait l'ornementation des côtés de la porte. Nous reconnaitrons au milieu de coeurs, — comme nous en trouvons aux objets de Petreosa etc.» — Dieses Ornament ist ebenso «originalgothisch» wie das Zangenornament, und wenn Henszlmann dem gothischen Geiste nur diese zwei Ornamente zu vindiciren vermag, dann sinkt wohl ihr «originales» ornamentales Capital hiemit auf Null herab.

schlungen sind. Zwei ineinander laufende Wellenlinien als Ornamentationsglieder, und zwar so, dass diese zwei Linien aus aneinander gereihten kleinen Kreisen bestehen, sind ein ganz allgemeines Motiv der besten Zeit antiker Tektonik. Aus der Pontosgegend kann wieder das prachtvolle Silbergefäss von Nicopol als schönstes Beispiel dafür dienen.[1] Eine Ausweiterung dieser Kreise in der Art, dass in denselben, so wie in einem Rahmen, Raum sei für eine grosse Relief-Darstellung, ist ein das verfallende Altertum charakterisirendes Motiv, das auch in die mittelalterliche byzantinische und romanische Kunst überging, so dass dieses die gebräuchlichste Art der Verbindung mehrerer Darstellungen in einer Reihe wurde. Auf Diptychons, in Miniaturmalereien und an Säulencapitälen [2] ist diese Art der Medaillonverbindung häufig zu sehen.

Die welligen Cannellüren des einen Kruges und die Ketten, welche an Stelle dieser welligen Cannellüren auf den Krügen Nr. 3 u. 4 (Fig. 6 u. 7) angebracht sind, scheinen auch auf antike Motive zurückzugehen, doch ich muss gestehen, dass ich zur Zeit weder für eine frühere Epoche, noch für eine spätere Zeit, als welcher dieser Schatz angehört, im Stande bin, die zur Begründung einer solchen Annahme notwendigen Analogien nachzuweisen.

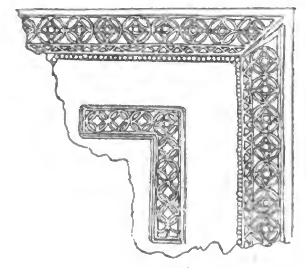
Um nun auf die Gesammtform der Gefässe überzugehen: die Form der Krüge ist antik, scheint aber eher spätrömischer Zeit als gut griechischem Geschmacke zu entstammen. Sie zeigt nicht den feinen Geschmack der griechischen Gefässe, speciell griechischer Thonwaaren, mit welchen bis ins zweite Jahrhundert v. Chr. beinahe die ganze damalige civilisirte Welt versorgt wurde. In den Gräbern der griechischen Städte Südrusslands ist uns eine grosse Anzahl der feinsten Gefässe griechischer Form erhalten, und wie dei Funde bis hinauf ins mittlere Russland beweisen, waren diese Gefässe auch bei den nördlicheren Barbaren beliebt, sie waren ungefähr bis in die Gegend von Kiew verbreitet.

Die griechischen Formen wurden später, zur Zeit der Herrschaft des römischen Reiches, von den Erzeugnissen römischer Thonwaarenhändler verdrängt, und wie in älteren Zeiten, waren auch in dieser Zeit die Formen der Thonkrüge auf die übrigen tektonischen Erzeugnisse von maassgebendem Einflusse.

Auch ohne Aufzählung von Analogien wird wohl jeder Archæologe in

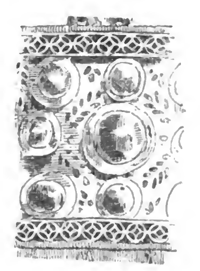
[1] Compte-Rendu. Petersbourg 1864. Atlas. Taf. 1 u. 2. — Antiquités de la Scythie. 1866. I. Atlas. Taf. XXXII—XXXIV.

[2] Labarte. II. Ausg. 1878. II. p. 163. Taf. XLIII. Auf dem Titelblatte des Wiener Dioskorides-Codex vom Anfange des sechsten Jahrhunderts. — Auf einem Säulencapitäl in San Vitale siehe Bayet: L'art byzantin 1884. p. 59. Fig. 15. — Auf dem Mosaik von Tyrus, Bayet p. 33. Fig. 6. — Auf dem Diptychon des Filoxenus. Photogr. Philipot Nr. 2680. — Andere Beispiele siehe: Atlas kirchl. Denkmäler des Mittelalters im österr. Kaiserstaate 1872, an mehreren Orten besonders an Denkmälern aus dem zwölften Jahrhundert.





Figur 50.



Figur 51.



Fig. 52.

den Krügen von Nagy-Szent-Miklós jene Henkelkrüge wiedererkennen, die wir aus römischen Provinzial-Fabriken so zahlreich kennen.

Aus der Pontosgegend kann ich analoge Denkmäler nicht citiren, denn was bisher an Gefässen aus der Eremitage, oder dem Odessaer Museum publicirt wurde, gehörte in der Regel guter griechischer Zeit, selten später römischer Epoche an.

Für diese Zeit muss ich mich demnach vor der Hand mit dem Hinweise auf einige Frescobilder begnügen, die sich in Kertscher Grabkammern aus dem zweiten-dritten Jahrhunderte n. Chr. vorfanden. In dem einen Falle empfängt der Sohn den (von der Jagd?) heimkehrenden Vater (?) mit einer Schale und einem Henkelkruge,[1] in einem anderen Falle steht in der Darstellung des Abschiedsmahles neben dem auf der Kline ruhenden Manne ein Tripode und darauf Schalen und ein Henkelkrug.[2]

Als natürliche Ergänzung treten zu den Krügen die verschiedenartigen Becher, Kelche und Schalen.

Weder für die beinahe cylindrisch geformten einfachen Becher, noch für die Kelche bieten uns antike Vorbilder zutreffende Analogien.

Was den einfachen cylindrischen Typus betrifft, so liefert wohl die sogenannte præhistorische Tektonik in aller Herren Länder genügende Beispiele. Complicirter und gleichsam abgeschlossen in ihrer Art ist die Form der Kelche. Fuss, Stiel, Nodus, Cupa: dieselbe Gliederung charakterisirt die kirchlichen Kelche christlicher Zeit.

Wenn die Gesammtform der hier in Frage stehenden beiden Kelche eine elegantere ist als die der gleichzeitigen wenigen Specimina, die wir aus dem westlichen und südlichen Europa kennen, so würde dies nichts gegen den kirchlichen Gebrauch der Nagy-Szent-Miklóser Kelche beweisen, da wir eben für die Formen, die der Form des bekannten Tassilokelches unmittelbar vorangehen, nicht genügend unterrichtet sind. Unter den bekannten Goldkelchen dieser Zeit[3] steht unseren Kelchen am nächsten der bekannte Kelch von Gourdon.[4]

Das hornförmige Trinkgefäss (Rhyton) geht auf griechische Form zurück. Die stierköpfigen und Nautilusschalen waren schon weiter oben erwähnt,

[1] Gefunden in einer Grabkammer aus dem zweiten Jahrhunderte n. Chr. am Abhange des Mithridatesberges bei Kertsch. Compte-Rendu (S. Petersbourg) 1876. Atlas. Text p. 218—220.

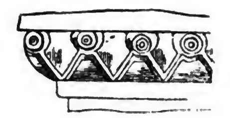
[2] In der Grabkammer des Anthesterios in der Nähe von Kertsch. Compte-Rendu (S. Petersbourg) 1878/79. Atlas. Taf. 1.

[3] Die Uebersicht der Entwickelung des Kelch-Typus bei Smith: Dictionary of christian antiquities: Calice und neuestens bei Gay Glossaire archéologique du moyen age 1883. S. 252.

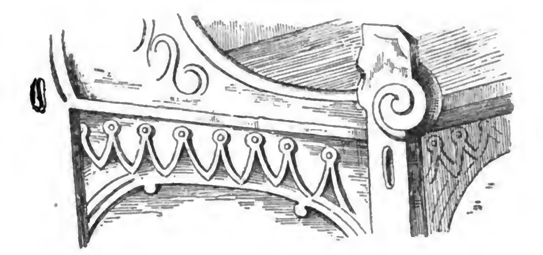
[4] Labarte: Hist. des arts. ind. 1864. I. Album Planche XXX. 8.



Figur 53 *a.*



Figur 53 *b.*



Figur 53 *c.*



Figur 53 *d.*

wo wir die Ansicht ausdrückten, dass ihre Form vermutlich aus dem Oriente stammt.

An der Nautilusschale ist keine Spur eines Fusses zu sehen, deshalb muss angenommen werden, dass dieselbe mittelst einer am Stierkopfe oder einer an die Hörner zu befestigenden Schnur aufgehängt wurde.

Der langgestreckte Handgriff der zwei flachen Schüsseln (Fig. 23) hat antike Form. Man fand zahlreiche antike Pfannen, Weinfilter und andere häusliche Gefässe aus Bronze mit ähnlichen horizontal gestellten schmalen Handhaben an dem oberen Rande der Gefässe, in den Gräbern von Kertsch und überhaupt allüberall, wo Griechen und Römer sesshaft waren. Oftmals ist, wie an unseren Schalen, die Oberfläche dieser flachen Handhaben mit Reliefs geschmückt. Doch in der Regel sind derlei Pfannen viel tiefer. Aus dem antiken Denkmälervorrathe vermag ich eine ganz entsprechende flache Tasse mit solcher Handhabe nicht anzuführen.

Ganz isolirt mit seiner eigentümlichen Form steht das niedliche Gefäss Nr. 19. Die eigentliche Bestimmung desselben ist kaum mit Sicherheit anzugeben. Ich habe angenommen, dass es ein kleines Salbengefäss war, zur Aufbewahrung kostbarer Oele diente, und in diesem Falle hatte es wahrscheinlich auch einen Deckel zum Verschluss der breiten Oeffnung. Die Form des Körpers selbst scheint auch einen Deckel als Abschluss zu fordern, der etwa ein wenig gewölbt oder dachförmig zugespitzt sein konnte. Ein Salbengefäss zum Aufhängen, welches in De Linas' Werke [1] publicirt ist, hat einen solchen Deckel. Dasselbe ist in Olbia gefunden und steht auch in Bezug auf Technik und Zeit der Nagy-Szent-Miklóser Dose nahe. Ein anderes Beispiel aus jener Gegend [2] steht unserer Dose wohl etwas ferner, erinnert aber in der Form an dieselbe. Beide Gefässe haben an dem Bauche Henkelansätze, um sie an Schnüren aufhängen zu können.

Auch an unserer Dose ist an der Ausbauchung die Spur eines Henkelansatzes noch sichtbar. Welche die Form desselben gewesen, lässt sich nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit angeben, die runde Lötstelle am Bauche (Fig. 27) lässt höchstens schliessen, dass die Ansatzfläche des Henkels parallelogrammartig und sehr schmal war.

Die ovale Schale Nr. 8 mit der flachen Handhabe an der einen Langseite gehöre auch zu den Schöpfgefässen. In der Regel wurde sie nach dem Gebrauche an dem Loche, das sich seit jeher in der Mitte des Henkels befand, aufgehängt.

[1] De Linas. Les origines de l'orfévrerie cloisonnée. II. 1878. p. 123. — Eine bessere Abbildung giebt Stephani: Compte-Rendu (Petersbourg) 1868. Atlas. Tafel I. Nr. 10.

[2] Die Abbildung einer anderen Hängedose aus Nordrussland siehe De Linas: Planche E. 2.

Diese horizontale Handhabe, welche als Henkel dient, ist in spätrömischer Zeit ziemlich häufig. Sie kömmt an Metallgefässen ebenso häufig vor, wie an Glasgefässen. Aus der Reihe der ersteren erwähne ich nur als naheliegendes Beispiel das Silbergefäss von Osztrópataka im Wiener Antikencabinet[1]; für die letzteren möge als schönstes Beispiel die blaue Glasschale von Varpelev hier vorgeführt werden,[2] welche auch wegen der Aufschrift in naher Verwandtschaft zu unserer Schale steht. Wie die beigefügte Abbildung zeigt (Fig. 53 d.) ist die Schale von Varpelev an der Aussenseite mit Reliefornamenten geziert und knapp am Rande sehen wir die Aufschrift ЄΥΤΥΧѠС auch in Relief. Es ist ein Glückwunsch, der an Fibeln und Gefässen gleicherweise zur Anwendung kam; auch an der ovalen Tasse vermuteten wir in der rätselhaften Inschrift einen ähnlichen Gruss. Der Stil der griechischen Buchstaben auf der Varpelever Schale stimmt mit dem Character der griechischen Inschriften auf unseren Schalen überein. Eine Probusmünze, welche der glückliche Leiter der Ausgrabung, Engelhardt, neben dem schönen Gefässe fand, beweist, dass auch zeitlich kein grosser Abstand den ungarländischen Schatz und die Glasschale von Varpelev von einander trennt.[2]

Die Reliefs auf der Glasschale sind mit durchbrochener Silberarbeit überzogen und aus dem Silberrande stehen beiderseitig die flachen Silberhenkel und darunter je ein Ring zum bequemeren Anfassen heraus.

Noch näher als diese griechische Schale aus dem dritten Jahrhunderte stehen unserer Schale zwei Schüsseln aus dem Schatze von Petreosa,[3] die ebenfalls an den Seiten solche krämpenartige Griffe haben, nur dass auf beiden Seiten ein Panther die Stütze bildet. Bei unserer sehr flachen Schale waren solche Stützen unnötig.

Das hornförmige Trinkgefäss (Nr. 17, Fig. 24) ist auf die antike Form des Rhyton zurückzuführen. Die etwas plumpere Arbeit, der geringere Feingehalt des Goldes, sowie die an vier Stellen angebrachte eigentümliche Ver-

[1] Siehe die Abbildung im V. Cap. Fig. 66. a. b. nach der Abbildung bei Arneth Gold- und Silbermonumente etc.

[2] C. Engelhardt. L'ancien age de fer en Selande etc. Extrait des Mémoires des Antiquaires du Nord 1878—79. Copenhague 1880. p. 10. »cette oeuvre classique est du nombre des plus beaux produits du sud qui aient été trouvés en Danemark...« Von der Inschrift sagt er, dass diese und noch eine gnostische Inschrift die zwei einzigen griechischen Inschriften seien, die in den Nordgegenden gefunden wurden. — Ungefähr gleichzeitig mit diesem Gefässe mögen zwei silberne Schüsseln sein, mit krämpenartigem Griffe und Henkel unterhalb desselben, aus der Gegend von Kertsch. Siehe: Compte-Rendu. Petersbourg 1880. Atlas. Taf. II, Nr. 21, 22 und Taf. IV, Nr. 8.

[3] Die Zeichnung der Schüssel in Bock's Abhandlung: Der Schatz des Westgothenkönigs Athanarik. Mitteil. der k. k. Centralcommission. Wien 1868. pag. 111. Fig. 4. — Bock fand es für unnötig, die eigentümliche Henkelform mit Analogien zu erläutern.

zierung mit halbkreisförmigen Zellen, in welchen einst Steine sassen,[1] weisen diesem Stücke eine abgesonderte Stellung in unserem Schatze an.

Doch so barbarisch dieses Stück auch aussehen mag, so lässt sich doch nicht zweifeln, dass das Vorbild für dasselbe die classische Rhytonform war, deren Imitation desto roher und einfacher wurde, je ferner der Künstler, welcher es anfertigte, räumlich und zeitlich den ursprünglichen Vorbildern stand. Wir kennen solche Vorbilder aus guter Zeit, die aus den Grabhügeln der Halbinsel Taman stammen. Es sind trefflich gearbeitete goldene und silberne Rhytons aus dem 4ten Jahrhundert v. Ch. Drei davon, charakteristische Stücke, welche dem Rhyton von Nagy-Szt.-Miklós am nächsten stehen, fügen wir hier in Abbildungen bei, die aus dem Atlas des Compte-Rendu der Petersburger archäologischen Commission[2] copirt wurden. (Fig. 54—56).

Das prächtigste Stück unter denselben ist das unter Nr. 54 abgebildete aus Silber, dessen ganze Oberfläche cannelirt ist, und dessen schmäleres Ende ein geflügelter Steinbock ziert, der bei aller Classicität dennoch an die auf unseren Gefässen vorkommenden geflügelten Böcke erinnert. Auch die den Saum der breiten Oeffnungzierenden feinen Ornamente bekunden eine entfernteVerwandtschaft mit den auf unseren Gefässen vorkommenden Pflanzenguirlanden und ineinander verschlungenen Kreisornamenten.

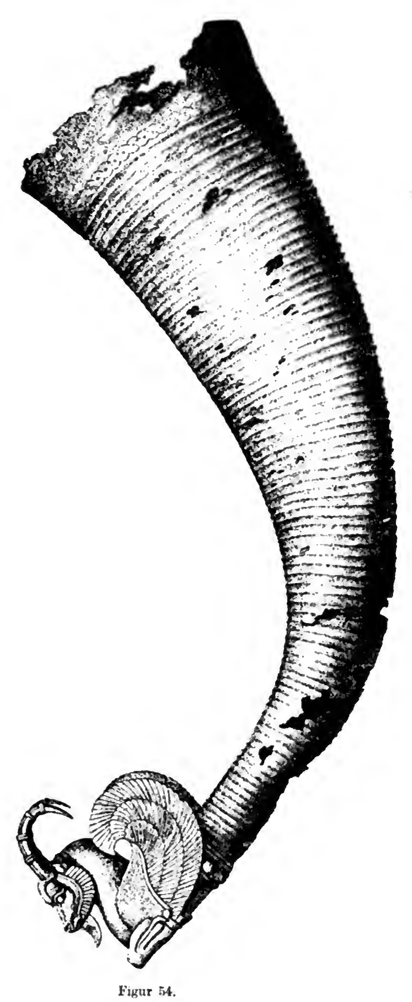
Das Mundstück eines anderen Rhytons bildet ein halber Hund (Fig. 56). Als Abschluss des Endstückes nach innen und als Uebergang zur Oberfläche, sowie am Saum der Oeffnung sitzt je ein lesbisches Chyma. An denselben Stellen befinden sich bei dem Nagy-Szt.-Miklóser Rhyton die aus halbkreisförmigen Zellen gebildeten schmalen Glieder. Ist es nicht als hätten wir in dem plump geformten Zellenfriese späte Nachklänge des unverständlich gewordenen typischen Chymagliedes vor uns?!

Eine zarte Perlenschnur teilt die Oberfläche des Rhytons in zwei ungleiche Teile, dessen längerer mit rhombischem Schema, der kürzere mit ineinander geschobenen Blätterreihen verziert ist; eine Perlenschnur umsäumt das untere Chyma, und am Halse des Hundes zeigt ein gedrehtes Schnurornament das Ende des Hornes an, ein ebenso anspruchsloses als gut angebrachtes Ornament.

Das dritte, einfachste Rhyton (Fig. 55) endigt in einem Widderkopf, die Oberfläche ist glatt, nur vier Perlenschnüre gliedern dieselbe, eine sitzt unmittelbar unter dem Widderkopfe, eine zweite etwas weiter oben, die dritte dort, wo die stärkste Krümmung eintritt, endlich die letzte am Rande der Oeffnung. An dem Szentmiklóser Horne finden wir beinahe die gleiche Gliederung, nur dass die Krümmung, für deren schwungvolle Linie ein spät-

[1] Sämmtliche Steine sind aus den Zellen herausgefallen, aber nach Analogien zu schliessen, ist es sicher, dass darin einst Almandine waren.

[2] Compte-Rendu. Petersbourg 1876. Atlas. Taf. IV.



Figur 54.

geborner Halbbarbar weder genug Empfindung, noch genügende technische Fertigkeit besass, durch einen stumpfen Winkel ersetzt ist.

Auch dafür besass der spätgeborne Goldschmied kein Gefühl mehr, das schmale Ende des Hornes mit einem zierlichen Tierornamente abzuschliessen; seiner bescheidenen künstlerischen Fähigkeit entsprach nur mehr eine durchlöcherte glatte Halbkugel.

In einer detaillirten Untersuchung nach dem Ursprunge der Ornamente, Formen und Technik der Fundstücke erregen natürlich die vier Schalen mit angesetzten Schnallen (Nr. 9, 10, 20, 21) ein ganz besonderes Interesse. Trotz ihrer Vortrefflichkeit, die manchmal an classische Vollendung gemahnt, erhalten sie doch durch das Unkünstlerische der Schnallen einen barbarischen Habitus; die Schnallen weisen darauf hin, dass die Schalen einst Eigentum von in weiten Ländereien zu Rosse herumziehenden Steppenbewohnern waren.

Herodotos erzählt, dass die Skythen ihre Schalen an den Gürtel anzuschnallen pflegten.[1] Dieser Gebrauch stammt nach einer Sage der pontischen Griechen noch von Skythes, der von seinem Vater Herakles den Bogen und den Gürtel mit der angeschnallten goldenen Schale geerbt hatte.

Die Skythen selbst führten ihre Abstammung auf Targitaos und dessen drei Söhne zurück,[2] unter deren Herrschaft ein goldener Pflug, ein goldenes Joch, ein goldenes Beil und eine goldene Schale vom Himmel herabfielen.

In beiden Fällen spielt die Schale eine wichtige Rolle und dies ist natürlich; denn die an den Gürtel geschnallte Schale gehört zu den characteristischesten Eigentümlichkeiten skythischen Lebens. Es ist eine Gewohnheit, für die Herodot keine weitere Erklärung gibt, denn sie ist durch die Lebensweise eines Nomadenvolkes leicht verständlich.[3]

Die Sitte, die Schale an den Gürtel zu schnallen, ist noch heute bei den Mongolen und anderen Steppenvölkern gebräuchlich.[4] Neumann characterisirt sehr interessant die Kalmücken, welche nicht blos auf der Reise die Schale mit sich führen, sondern auch sonst überall,[5] da sie die Zechereien

[1] Herodotos IV. 10.

[2] Herodotos V. 5.

[3] Henszlmann hält in einem i. J. 1874 publicirten Artikel über «gothische Kunst» den Sinn dieser Sitte für unerklärlich. (Budapest 1874. Akad. Ért.; deutsch erschienen in: Mitteil. der k.k. Centralcomm. XIX. 1874. p. 138.) In der französischen Ausgabe der Abhandlung (Compte-Rendu du Congrés intern. d'anthropol. etc. Budapest 1876) ist ihm die Sittebereits verständlich (siehe p. 517): «Les peuples des steppes russes, compris sous le nom générique de Scythes devaient, comme nomades, se nourrir pour la plupart du lait de leur juments, c'est ce que font encore aujourd'hui plusieurs peuples nomades de l'Asie qui portent de même leur coupes attachées aux selles etc.»

[4] Neumann: Die Hellenen im Skythenlande 1855. Berlin I. p. 290, wo er sich auf Reisende beruft.

[5] Neumann w. o. pag. 308: «Für Festivitäten, bei denen es zu essen und zu trinken gab, scheinen die alten Skythen ein ebenso lebhaftes Interesse, wie die heu-

sehr lieben, ebenso wie die alten Skythen, bei denen dies so sehr eine nationale Gewohnheit war, dass dieselbe bei den Griechen sprüchwörtlich geworden ist.

Die vier vom Himmel gefallenen goldenen Objecte sind der Tradition nach den königlichen Skythen verblieben und die Sage davon erhielt sich wohl noch lange nach Herodot lebendig, ebenso wie die der im Mythos der pontischen Griechen vorkommenden drei Erbstücke, der Schale, des Gürtels und des Bogens, und wir haben Grund die Existenz dieser Sagen auch für die Zeit anzunehmen, als die reiche figuralisch verzierte Schüssel des Schatzes von Petreosa angefertigt wurde. Es scheint mir, als käme daselbst die Schale nicht ohne Ursache viermal vor, sie ist dreimal in den Händen von Frauengestalten (Priesterinnen ?) und einmal in der Hand eines Jünglings zu sehen. Auch die in der Mitte der Schale tronende Frau hält eine Schale in Händen. Nackte Jünglinge halten Pflug, Bogen und Joch in den Händen, während der in einem kurzen schuppigen Gewande dastehende skythische Herakles? oder Silvanus? mit seiner Rechten den Gürtel ergreift. Wenn wir nun diesen Kreis mit den Darstellungen auf unseren Krügen in Zusammenhang bringen, so begreifen wir einigermassen, dass es wohl nicht ein blosses Ungefähr, sondern eine Verquickung antiker und skythischer Traditionen ist, dass die vom Adler getragene Figur den Adler aus der Schale füttert, und so wird es uns auch einigermassen verständlich, warum die übrigens ganz nackte Figur einen Gürtel trägt (Fig. 10, 11).

Welch' traditionelle Rolle der Gürtel, dieser unentbehrliche Teil der skythischen Gewandung, gehabt haben mag, zeigen auch die vier kleineren Darstellungen auf den beiden Schmalseiten des Kruges Nr. 7. Den Körper

tigen Kalmüken an den Tag gelegt zu haben. Die letzteren führen ihre Schale nicht blos auf Reisen mit sich, wo sie allerdings unentbehrlich ist, sondern überall; ein gutes Glück könnte sie ja zu einer Schmauserei führen und es wäre dann doch verdriesslich, wenn sie hier nicht sofort eingreifen könnten; jeder Ankommende wird zwar als Gast aufgenommen, er muss aber aus eigener Schale essen. Bei den Skythen bestanden sogar die Begräbnissfeierlichkeiten gewöhnlicher Leute aus einer Reihe von Schmausereien: vierzig Tage hindurch wurde der Leichnam des Verstorbenen zu seiner Freundschaft herumgeführt, und jeder Angehörige hatte die schmerzliche Pflicht, für das Gefolge einen Schmaus anzurichten, wobei dem Todten ebenso, wie Plan de Carpin es bei mongolischen Begräbnissen beschreibt, Speisen und Getränke vorgesetzt wurden» etc. — Dieses die Erklärung dafür, weshalb in der Hand der auf der Spitze der Kurganen aufgestellten Todtenstatue «Kamene babe» ein Becher ist. Er ist so dargestellt, wie man ihn lebend beim Mahle sah und auch noch nach dem Tode beim Leichenschmause sah man ihn so. Henszlmann hält in dem citirten Artikel die Sitte der «Kamene babe» für unerklärbar. Die Darstellung des schmausenden Todten steht sehr nahe den Mahlzeitdarstellungen auf griechischen, etruskischen und römischen Grabsteinen, und die Gothen mussten die Sitte solcher Darstellungen nicht erst aus Russland in das romanische Hispanien importiren, wie das Henszlmann (a. a. St.) annimmt.

der reitenden Figur umschliesst in der Hüftengegend stets ein Gürtel. Also selbst halb der antiken Mythologie, halb persischen Motiven entnommene Reiter konnte sich der mixhellenische Künstler nicht ohne Gürtel vorstellen.

Um wie viel natürlicher werden wir es demnach finden, dass auch an dem andern Kruge den beiden Hauptpersonen der Gürtel nicht fehlt. (Fig. 3 u. 5.)

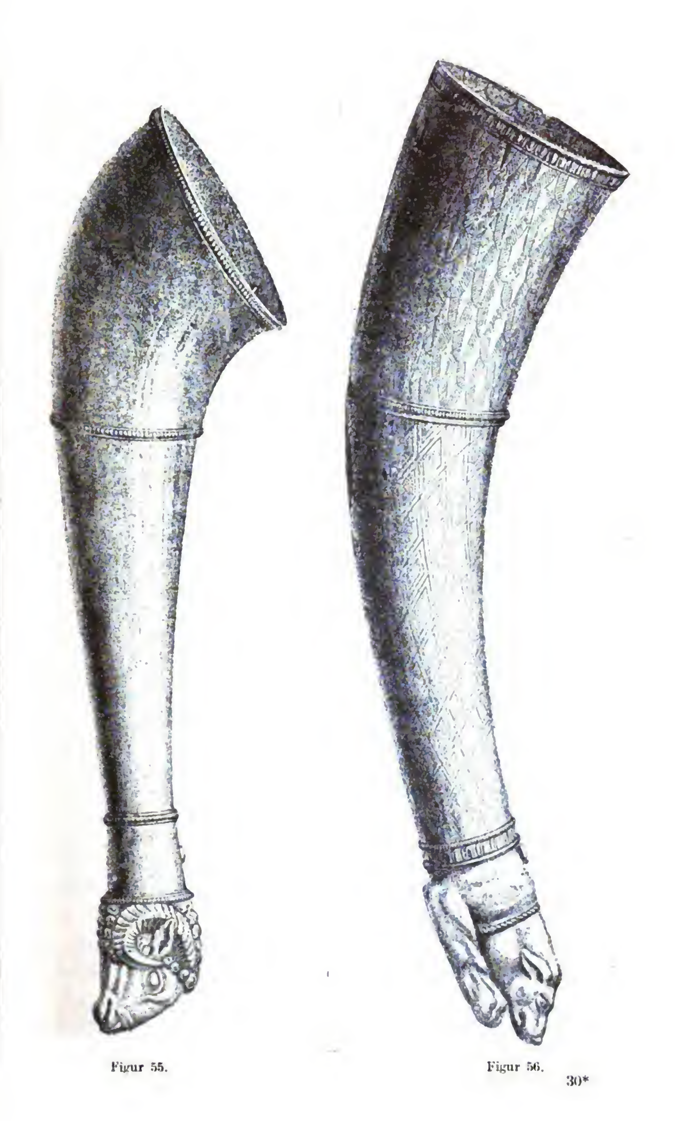
Ausser dem immer wiederkehrenden Gürtel verbindet noch ein anderer bemerkenswerter Umstand die beiden Hauptdarstellungen sehr enge.

Der Künstler characterisirt den Anzug des auf dem geflügelten menschenköpfigen Tiere reitenden Jägers ebenso, wie den jenes armen Gefangenen, welchen der gewappnete Held auf der entsprechenden anderen Seite beim Schopfe gefasst hat. Sowohl bei diesem Ritter als bei dem anderen, ihm ganz gleichen mit dem Diademe, umschliesst ein Gürtel das Kleid, dessen Form übereinstimmt, und das in beiden Fällen gleichartig carrirt ist. Da die Analogien zur Erklärung eines solchen Zusammenhanges fehlen, so eröffnet sich hier den Combinationen ein weiter, beinahe unbegrenzter Spielraum.

In der Darstellung eines auf dem geflügelten Tiere mit Menschenkopf reitenden Jägers ist schon seit Langem ein orientalisches Motiv erkannt worden. Doch ist hier der Reiter keineswegs nach orientalischer Art gekleidet, etwa in der Art sassanidischer Fürsten; auch antiken Vorstellungen entspricht die Kleidung nicht und sofern wir durch das Nikopoler Gefäss und andere südrussische Denkmäler die skythischen Kleidersitten kennen, mögen wir sie auch nicht für skythisch halten. Bei so viel Unsicherheit und Zweifel scheint doch so viel annehmbar zu sein, dass der Künstler hier irgend einen fürstlichen Jäger darstellen wollte, denn eine Tänie umschliesst seine Stirne und sein Haar ist in der Art einer Blätterkrone stylisirt. Solcher Kopfschmuck fehlt dem Gefangenen in dem andern Medaillon, obgleich er im Uebrigen ähnlich gekleidet ist. Der behelmte Bannerträger hat also wohl kaum den jagenden Fürsten selbst, sondern wahrscheinlich nur irgend einen seiner Untertanen besiegt; dem Genossen desselben schnitt er den Kopf ab und band ihn an den Pferdezaum. — Auch daraus könnte man folgern, dass der Künstler hier nur gemeine Mannen, nicht Fürsten darstellen wollte. Oder war der eine Gefangene ein Fürst, dessen Leben deshalb geschont, während der zweite ein gemeiner Mann war, und deshalb geköpft wurde? Es eröffnet sich hier eine unabsehbare Reihe möglicher Combinationen, die wir vor der Hand nicht fortsetzen wollen.

Auf etwas sichererem Boden befinden wir uns, wenn wir den behelmten Ritter für sich allein betrachten (Fig. 56 a). Sein Schuppenpanzer, der Kopf, Hals, Arm, Körper und Schenkel bedeckt, ist uns wohlbekannt, mit ähnlichem Schuppenpanzer bekleidet erscheint die sarmatische Reiterei auf der Trajans-[1] und der Antoninus-Säule.[2]

[1] Froehner: La colonne Trajane. [2] Colonna di Marco Aurelio.



Figur 55. Figur 56.

Ammianus Marcellinus hatte des öftern gegen diese Reiterei im Felde zu stehen, er kennt sie aus eigener Anschauung und erwähnt ihre Panzer. «Loricæ ex cornibus rasis et lævigatis, plumarum specie linteis indumentis innexæ.[1]

Auf einer Münze des Cotys aus der Reihe sarmatischer Fürsten des bosporanischen Reiches (124—132 n. Chr.) sehen wir Cotys mit einem solchen Schuppenpanzer abgebildet.[2]

Bereits Herodotos[3] und viel später Pollux[4] kennen diese Art Panzer. Auch zu den Persern mag sie von den Massageten oder den Skythen gekommen sein.

Auf der Halbinsel von Kertsch finden wir in Grabfresken Reiter mit derartigen Schuppenpanzern dargestellt.[5]

Germanische Stämme bürgerten dieselben während der Völkerwanderungszeit in Europa ein, wo sie seit dem achten (?) Jahrhunderte allgemein gebräuchlich wurden. Im Westen machten sie im spätern Mittelalter dem Plattenpanzer Platz, im Osten erhielt sie sich viel länger, die ungarische Reiterei trug bis in's sechszehnte Jahrhundert Ringelhemden, Hauben und Hosen und im Oriente ist diese Kriegertracht noch heute gebräuchlich.[6]

Die Unterarme und Beine des Panzerritters auf der Flasche schützen Metallschienen, aneinander gereihte schmale Platten auf Lederunterlage. Je drei kleine Kreise deuten die Köpfe der Nieten an, mit welchen die Platten an das Unterleder befestigt sind. Am obern und untern Ende der Schienen bildet je ein Metallreif den Abschluss und auch an diesen sehen wir Punkte, welche wohl die Nieten bezeichnen, mit welchen die Ringe auf das Lederfutter befestigt sind.

Gleicherweise ist der Gürtel und Halsreif characterisirt, sie sind sicherlich ebenfalls aus Lederstreifen angefertigt und mit Metall bedeckt.

Der Helm bestand wahrscheinlich aus einer Ledermütze, auf welche spitzzulaufende Metallstreifen befestigt waren. Am untern Saume umfasst dieselben ebenfalls ein aufgenieteter Metallstreifen, auf welchem ebenso wie auf den übrigen Metallstreifen die Punkte Nietnägel bedeuten.

[1] Amm. Marcellinus XVII. 12.

[2] Die Zeichnung siehe Koehne: Musée Kotchoubey II. p. 257. — Vrgl. Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde III. p. 290 ff.

[3] Herodotos IX 22 beschreibt den goldenen Schuppenpanzer des Feldherrn Masistios.

[4] Pollux: Onomasticon I. 35, θώρακες πολιδωτοί λεπιδωτοί.

[5] Stassow: Chambre sépulcrale avec fresques découverts près de Kertsch en 1872 Compte-Rendu etc. Petersbourg 1872. pag. 235—330. — Planche *b*, *e*, *f* und XVIII, 35.

[6] Mem. de la société d'arch. et de Num. de St. Petersbourg I. p. 36. — Diese Bekleidung ist auch heute noch Sitte z. B. bei den Tscherkessen, siehe Thallóczy Lajos: Oroszország és hazánk 1884. p. 231, Fig. 29.

Die beiden schmalen daran hängenden flatternden Streifen mögen Federn oder Bänder sein, für ersteres spricht die strichartige Verzierung der Oberfläche.

Die Bewaffnung des Ritters besteht nur aus einer Lanze mit einem Fähnlein daran, das knapp unterhalb der stark ausgebauchten Spitze mittels dreier Ringe an die Stange befestigt ist. Das Fähnlein ist viereckig und aus der obern Contour treten zwei schmale Ansätze heraus, wehenden Bändern ähnlich.

Für das Fähnlein sind in den mittelalterlichen Denkmälern zahlreiche Analogien zu finden, einige sind bereits von Dietrich angeführt, die antiken Denkmäler bieten meines Wissens keine Analogien. Unter sämmtlichen Reliefdarstellungen des Schatzes ist dieser reitende Krieger die einzige, die wir weder aus classischen Vorbildern, noch aus orientalischen Reminiscenzen genügend erklären können. Dabei ist die ganze Darstellung, ja sogar das Pferdegeschirr mit seinen Troddeln und Zierscheiben mit solcher Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt, dass wir hier unwillkürlich an eine Zeichnung nach der Natur erinnert werden und zu dem Schlusse kommen, dass hier ein Bewohner Sarmatien's oder Skythien's an Ort und Stelle abgebildet sei.

Es bleibt nach dieser stilistischen Umschau in der Gruppe *A* nur noch die Ornamentik einiger Stücke aus der Gruppe *B*, sowie der Email- und Edelsteinschmuck an den Gefässen beider Gruppen näher zu betrachten.

Die Ornamentik der Gruppe *B*, in welcher der gekrümmte Stab und die Verknotung eine solch charakteristische Rolle spielen, weicht von der classischen Tradition vollständig ab und ich fand in südrussischen Funden aus antiker Zeit für diese eigentümliche, so abwechslungsreiche und doch so trockene Stilisirung von Pflanzenmotiven keine genügend belangreichen Anhaltspunkte.

In der nächsten Nähe des Pontos bot nur Armenien Analogien, doch diese stammen zumeist aus späterer Zeit, als die Epoche, welche wir für die Entstehung der Gefäss-Gruppe *B* anzunehmen haben. Diese Analogien sind in dem Atlas des bekannten Reisewerkes von Dubois de Montpéreux.[1] Auf Tafel XVI des dritten Teiles dieses Atlases sehen wir die Vorhallen der Kirche von Koutaïs, der Hauptstadt von Immereth, abgebildet. Hier findet sich in den Reliefverzierungen dasselbe Ornamentsystem (Fig. 2 u. 3). Nach Dubois wurde diese Kirche im Jahre 1008 erbaut, was jedoch nicht ausschliesst, dass wir hier die Wiederholung viel älterer Muster vor uns haben. Diese Annahme scheint deshalb gerechtfertigt, weil auch auf den Capitälen und Gesimsen

[1] Dubois de Montpéreux Voyage au Caucase chez les Tscherkesses et les Abkhases en Colchide, en Géorgie, en Armenie et en Crimée. Neuchatel 1840—43 Sechs Bände Text und Atlas. Für uns sind am wichtigsten Serie III des Atlases (Architecture) und Serie IV, in welcher die krimischen und Tamaner Altertümer behandelt werden, darunter die Schätze des berühmten Grabes von Koul-oba. (Pl. XVIII, XXV *b*.)

derselben Kirche zahlreiche characteristische Tierkämpfe vorkommen (Pl. XVIII), also jener Kreis von Motiven, welcher auch dem uns bereits bekannten Gebiete am Nordgestade des Schwarzen Meeres so geläufig ist und an unseren Gefässen eine so wichtige ornamentale Rolle spielt. Freilich ist die Darstellung der Tierkämpfe in Koutaïs bereits ganz derb geworden und liegt fernab von den Mustern der guten Zeit.

Armenien stand der persischen Kunst stets offen, später kam es einerseits unter den Einfluss des bosporanischen Reiches, andererseits erfuhr es den Einfluss der sassanidischen Nachbarschaft, noch später den der perso-arabischen Kunst, aber es drang besonders seit Justinianus auch byzantinische Kunstweise ein.[1]

Wenn ich demnach annehme, dass die erwähnten Motive über Armenien ihren Weg in die Werkstätten der pontischen Goldarbeiter fanden, so dürfte dies die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Umsomehr, als auch die reichliche Anwendung des prächtigen Emails, das die tiefliegenden Felder zwischen den scharfen Kanten der herausgetriebenen Ornamente ausfüllte, eine Ueberkommenschaft des Orientes zu sein scheint.

Schon bei der Beschreibung (Capitel I) war Gelegenheit die bewundernswerte Geschicklichkeit hervorzuheben, mit welcher einzelne Stücke der Gruppe *B* gearbeitet sind, besonders das kleine Gefäss Nr. 19. Das Email ist beinahe vollständig herausgefallen, nur an ganz schmalen Stellen widerstand es der Gewalt barbarischer Zerstörung, welche dieses Gefäss sowie die übrigen des schönen farbigen Schmuckes beraubte.

Wenige erhaltene Emailspuren an dem äusseren Rande der Schalen Nr. 9 u. 10 setzen auch hier die Emaillirung ausser Zweifel. Zweifellos ist auch, dass an den Halsringen der Krüge, zwischen den Vertiefungen der Sternornamente, an dem Fusse einiger Krüge, sehr häufig auch an dem Rande der Oeffnung auf dem raspeligen Untergrunde neben den glatten Laubgewinden, ferner auf der Kopfoberfläche der stierköpfigen Schalen, an dem bordürten Rande derselben, zum Teile an ihren Füssen, dann an mehreren Schalen der Gruppe *B*, den raspeligen Teilen der Tierreliefe — überall Feueremail, oder an manchen Stellen wenigstens eine zur Zeit noch unbestimmte farbige Masse zur Polichromirung verwendet wurde.

Ebenso glaube ich annehmen zu dürfen, dass auf den Krügen und Schalen überall dort, wo auf der Oberfläche der Menschen- und Tierfiguren sich Punkte, Kreise oder andere Einkerbungen befinden, dieselben mit blauer oder dunkelroter Farbenmasse ausgefüllt waren.

Besonders hervorzuheben ist wegen der Eigentümlichkeit des Emails

[1] Auf dem Rahmen einer byzantinischen Tafel mit Zellenemail aus dem elften Jahrhunderte fand ich ähnliche Ornamente. Collection Basilewsky. Catalogue raisonné Paris 1874. Pl. XIV.

der Halsring des flachseitigen Kruges Nr. 7 mit den Drahtrosetten am Halswulste, denn während in den übrigen Fällen das Email zu der Gattung des Email champlevé, ein anderes Mal gleichsam zur Gattung des Zellenemails gehört, bildet in diesem Falle der Draht der aufgelöteten Blumen den Recipienten des Emails. Wir haben es hier mit sogenanntem Drahtemail zu tun, wofür wir aus Olbia und der Gegend des alten Pantikapaion vereinzelte sassanidische und gut griechische Beispiele besitzen.

Ich gebe hier die Zeichnung der Dose von Olbia (Fig. 57) nach dem Atlas von Stephani, und auch bei den übrigen Beispielen berufe ich mich auf die Chromotafel von Stephani,[1] die Originale sind in Petersburg.

Die bisherigen Geschichtschreiber des Emails liessen das Email auf den Gefässen des Schatzes von Nagy-Szent-Miklós ausser Acht.[2] Deshalb fehlte uns das Bindeglied zwischen der Geschichte des Emails im Orient und im Westen. Nach der landläufigen Annahme ist Byzanz der Verbindungspunkt. Dies ist jedoch nur vom VI. Jahrhunderte abwärts nachzuweisen, was dieser Blütezeit byzantinischer Emaillerie voranging und wo, wie und wann diese entstand, darüber breiten sich noch tiefe Schatten.

Der Schatz von Szent-Miklós kann uns manchen Aufschluss über diese dunkle Epoche geben. Vor allem begreifen wir die Möglichkeit der Annahme, dass sich seit dem III. Jahrhunderte v. Chr. die Emailtechnik auch unabhängig von Byzanz in Europa ausbreiten konnte.

Ferner befreundet uns dessen pontische Abstammung auch mit der Idee, dass gerade die Pontosgegend einer der Brennpunkte der Emailtechnik in spät antiker Zeit war, und als solcher Brennpunkt der Hauptvermittler zwischen dem Oriente und Byzanz ward zur Zeit als Byzanz im IV. Jahrhunderte das Culturcentrum für die östliche Hälfte der gebildeten Welt geworden.

Um diese Annahmen sogleich zu begründen, wird es notwendig sein dem folgenden Capitel vorzugreifen, und der Ausbreitung des Emails in Mitteleuropa im Zusammenhange mit der Verroterie cloisonnée eine kurze Behandlung zu gewähren.

Ferner ist es geraten, die Frage nach dem Ursprunge des byzantinischen Emails zu berühren.

Auf Denkmälern aus der Völkerwanderungszeit finden wir das Emali nicht eben häufig. Am reichsten kömmt es noch auf unserem Schatze zur

[1] Email mit Drahteinfassung auf Bijoux im Grabe der Demeter. Tombeau de la prêtresse de Demeter. Compte-Rendu. Petersbourg. Taf. 186.

[2] Nur jene nahmen es wahr, die, wie Arneth und Sacken-Kenner u. A. unmittelbare autoptische Kenntniss des Schatzes besassen, ferner ungarische Sachkenner, und einige Budapester Goldschmiede, als zur Zeit der Budapester historischen Goldschmiede-Ausstellung im vergangenen Jahre der Schatz Jedermann zugänglich war.

Anwendung. Die Gothen, welche unmittelbar in das Erbe der pontischen Städte traten, besassen wahrscheinlich viele Schätze, die mit Drahtemail, mit Email champlevé oder Zellenemail prächtig verziert waren.

Diejenigen Barbarenvölker, welche nicht von den Gestaden des Pontos ihre Wanderschaft nach Westeuropa antraten, kannten vielleicht auch verschiedene Emailtechniken, doch sie übten, unseres Wissens, nur die Technik des Zellenschmelzes, welche mit der bei ihnen allgemein verbreiteten Verroterie cloisonnée in engstem Zusammenhange stand.

Doch auch für diese Technik sind unter den Denkmälern der Völkerwanderungszeit die Beispiele nur vereinzelt zum Vorschein gekommen, weshalb auch der Völkerwanderungsepoche die Kenntniss und Uebung der Emailkunst ganz abgestritten wurde.

Aus den bisher publicirten Funden Mitteleuropa's vermögen wir kaum mehr als ein-zwei Beispiele für jedes Land nachzuweisen.

Ungarn ist in der Reihe ausser dem Szent-Miklóser Schatze nur noch durch ein silbernes Ortband vertreten, auf dem weisses Zellenemail mit den allgemein üblichen Granaten abwechselt. Die Form des Endstückes der Schwertscheide ist viel zu characteristisch für die Epoche, als dass über die Datirung ein Zweifel aufkommen könnte.[1]

Ein anderes in diese Reihe gehöriges Beispiel fand man im Jahre 1880 in Mainz, es ist dies eine prächtige Fibula mit färbigem Email, deren Photographie und genaue Beschreibung De Linas veröffentlichte.[2]

Auf der oberen Platte der Fibula ist in durchbrochenem runden Rahmen ein Adler dargestellt. Die ganze Oberfläche ist mit Edelsteinen, Filigran und Zellenemail reich geschmückt.

Wir finden da grünes, weisses, gelbes und blaues Email von mehreren Nüancen, also einen Farbenreichtum, den wir bisher an Emailarbeiten der Völkerwanderungszeit nicht kannten. Dieses mag auch der Hauptgrund sein, weshalb De Linas diese Stücke in's XI. Jahrhundert herabrückt, als in Köln und Trier «in Folge älterer gallischer und späterer Traditionen der Völkerwanderungszeit die Emailtechnik emporblühte.»[3]

Die Mainzer Fibula kann also nur wegen der Tradition, welche sie repräsentirt, hier angereiht werden.

Andere Emailarbeiten, welche aus der Zeit vor dem VIII. Jahrhun-

[1] Abbildung und detaillirte Beschreibung siehe «Arch. Ért.» Uj. folyam. Band. I. pag. 142. Artikel von Franz Pulszky.

[2] De Linas: Emallerie, metallurgie, torentique, ceramique etc. Paris Arras 1881. pag. 128—129.

[3] Das berühmte Herforder Reliquiarium, das ebenfalls mit mehrfarbigem Email geschmückt ist, giebt De Linas Anlass in dem erwähnten Werke (pag. 107—120) den inländischen Ursprung solcher Emailarbeiten darzulegen.



Fig. 56 *a*.

derte stammen, sind viel einfacher. Gewöhnlich kommen an denselben nur eine oder höchstens zwei Emailfarben (blau und weiss) zur Anwendung.

Weisses Email finden wir an dem Childerich-Schwerte, blaues Email an dem Becher und der Schüssel von Gourdon. Im ersteren Falle liegt das Email in Zellen gebettet, an den letzteren Stücken ist das Email von starkem Golddrahte umgeben, wie an dem oben citirten kleinen Gefässe von Olbia. (Fig. 57.)

Verhältnissmässig am häufigsten finden wir Zellenemail an Schnallen, Fibeln und Riemenenden aus der Völkerwanderungszeit in französischen Funden, und dieses erklären französische Gelehrte wohl richtig daraus, dass dort die Traditionen der alten gallo-romanischen Werkstätten auch in merowingischer Zeit nachwirkten.

Wenn solche emaillirte Objecte nur zufällig und zerstreut vorkämen, hätte die Annahme ausländischen Importes, etwa von Byzanz, Berechtigung, doch da sie in der Regel zusammen mit stylverwandten (nicht emaillirten) Objecten vorkommen, die alle der gemeinsamen, wohl characterisirten Denkmäler-Gruppe der Völkerwanderungszeit angehören, so fallen sie, was ihre Herkunft betrifft, wohl unter denselben Gesichtspunkt, wie ihre Umgebung, d. h. wir müssen annehmen, dass die Barbarenvölker der Völkerwanderungszeit mit ihrem sonstigen künstlerischen und technischen Besitztum zugleich auch das Email in ihre späteren mittel- und südeuropäischen Wohnsitze mitbrachten. Welche die gemeinsamen, charakteristischen Züge der Ueberbleibsel dieser Epoche sind, darauf kommen wir im folgenden Capitel zurück.

Hier ist vor der Hand nur auf die characteristische Anwendung der Granatornamentik hinzuweisen, denn an einzelnen Gefässen des Szent-Miklóser Fundes spielt diese Verzierungsweise eine hervorragende Rolle, so an dem Trinkhorne Nr. 17 und an der Trinkschale Nr. 8.

An ersterem waren die Granaten in Zellen gebettet, an letzterem zierten sie den Rand des Henkelansatzes und waren in Draht gefasst.

Die Verwendung derartiger kleinen Drahtringe mit Granateinlage als Randverzierung ist für einige wohldatirte Denkmäler der Völkerwanderungsgruppe characteristisch. Wir finden sie an den Schnallen, dem Schwertbesatze und den Riemenenden aus dem Grabe des Childerich, die wir hier nach Labarte auch in ziemlich getreuen Abbildungen beifügen (Fig. 58—62) und ganz ähnlich kommt diese Verzierungsweise an der bekannten Schüssel von Gourdon zur Geltung, von der wir, ebenfalls nach Labarte, die eine Hälfte in der Abbildung anschliessen. (Fig. 63.)[1]

Wir stossen auf dieselbe Verzierung an einem Kreuze aus der Völkerwanderungszeit, das sich auf der «Exposition retrospective de Bruxelles»(1880)

[1] Siehe die Chromotafeln bei Labarte Hist. des arts ind. Paris 1864. I. Album Pl. XXX. 5, 8, 12, 13. — Ferner XXIX. 1. und XXX. 2.

befand; doch hier wechseln die Ringelreihen mit halbkreisförmigen Zellen ab. De Linas gibt die Zeichnung dieses Stückes;[1] es wurde in Belgien gefunden und geht nach De Linas' Meinung in das VI. Jahrhundert n. Chr.) zurück. (Fig. 64.)

Welche Art polychromen Schmuckes die Innenfläche der herrlichen Schale Nr. 21 zierte, ist eine Frage, für welche ich noch keine ausreichende Beantwortung fand. Ob Granaten oder Email die mit virtuoser Fertigkeit hergestellten Ornamente des Innenfeldes füllten, nur dies kann die Frage sein.

Ganz unwahrscheinlich ist, dass man hier technisch vollendete durchbrochene Ornamente angebracht hätte, ohne den Zwischenraum zur Polychromie zu verwenden, während der äussere Rand derselben Schale emaillirt war. Schale Nr. 21 stammt von derselben geschickten Künstlerhand, welcher das Oelgefäss Nr. 19 seine scharf heraustretenden Ornamente verdankt; an beiden Gefässen sind die Stabglieder gleicherweise getriebene Arbeit und da die Zwischenräume bei Gefäss Nr. 19 mit blauem Email (von zwei Nüancen) ausgefüllt waren, so ist dasselbe wohl auch bei der Schale Nr. 21 vorauszusetzen.

Doch liegt bei letzterer Schale die Untergrundfläche ziemlich tief unter der durchbrochenen Scheibe; deshalb musste hier unter der oberen Emailschichte zur Ausfüllung des tiefen Zwischenraumes eine andere festhaltende Masse gedient haben, von der jedoch ebenso wenig eine Spur vorhanden ist, wie von dem Email der Oberfläche.

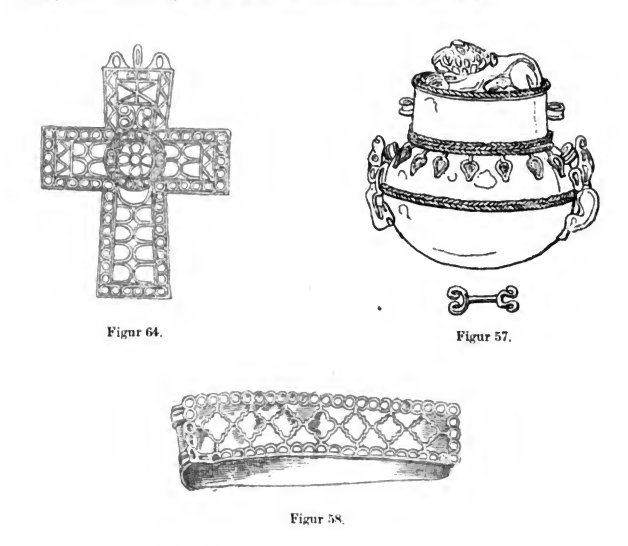
Mit Rücksicht auf das berühmte Gefäss von Petreosa[2] und den Chosroesbecher[3] hatte ich in einer früheren Ausgabe dieser Abhandlung angenommen, dass auch auf Schale Nr. 21 die durchbrochene Scheibe freistehend, ohne Untergrund mit Almandintäfelchen ausgefüllt zu denken sei. Doch die Erwägung, dass das Gitterwerk an den beiden erwähnten Werken ungleich derberer Art ist als hier und die auszufüllenden Zwischenräume dem entsprechend nicht allzu enge sind, während bei Nr. 21 Zwischenräume von ausserordentlicher Minutiösität vorhanden sind, liess mich zur Ueberzeugung kommen, dass bei Schale Nr. 21 die Annahme zugeschnittener Almandine ausgeschlossen sei, weil es, wie practische Fachmänner behaupten, ein Werk der Unmöglichkeit sei, für diese Spatien Steine zu schneiden. Die Mehrzahl der Gefässe in unserem Schatze war, wie wir oben bei Beschreibung der einzelnen Stücke (Cap. I.) erwähnten, polychromirt. Nur eine chemische oder mikroskopische Untersuchung der zurückgebliebenen Reste wird entscheiden in der

[1] Emaillerie, metallurgie, toreutique, ceramique etc. II. Pl. I. N. 3. (Bei uns Fig. 64.) De Linas citirt in diesem Werke noch ein ähnliches Kreuz aus polnischem Privatbesitze.

[2] Oft publicirt; u. a. in dem Werke Dr. Henszlman's Magyar Régészeti Emlékek II. 2. pag. 107. Fig. 115.

[3] In dem Cabinet des medailles Paris.

Frage, ob die färbige Masse Email oder irgend ein Harz war. Otto Tischler in Königsberg, eine Autorität in Fragen, die das Email betreffen, war geneigter sich für Harz als für Email auszusprechen; doch machte auch er seine endgiltige Entscheidung von einer genaueren Analyse abhängig.



Figur 64. Figur 57.

Figur 58.



Figur 59. Figur 60. Figur 61. Figur 62.

Unter den emaillirten Stücken haben wir uns noch mit zweien eingehender zu beschäftigen. Es sind dies die zwei ziemlich derb gearbeiteten Krüge Fig. 6 und 7. An diesen Krügen ist das Kettengewinde, welches den ganzen Körper wie eine Guirlande umrankt, an den Verbindungsgliedern mit

kleinen Kreuzlein verziert, ähnliche kleine Kreuze zieren die Felder innerhalb der Kettenglieder. Alle diese Kreuzornamente sind mit Punzen eingeschlagen und, wie die Ueberreste an manchen Stellen bezeugen, waren dieselben mit färbiger (blauer?) Masse gefüllt. Diese eigentümliche Verwendung des Kreuzmotives scheint an diesen beiden Krügen ebenso wie vieles andere an ihnen, Sache der Nachahmung, nicht ursprünglicher künstlerischer Composition zu sein.[1]

Nachahmung ist die Form der Krüge, die Gliederung des Henkels und das Ornament am Rand der Oeffnung. Der Künstler versieht zwar den Hals mit Cannelüren, doch lagert er sie wagrecht über einander und schliesst sie am Halsansatze mit einem unförmlichen Wulste ab.

Selbst die Linienführung der Kette ist dem schwungvollen Bandornament eines schöneren Kruges nachgebildet; für die Kette selbst vermag ich kein früheres Beispiel anzuführen und ich lasse es vor der Hand dahingestellt sein, ob dieses Motiv hier zuerst erdacht wurde oder auch Nachahmung ist. Für das Kreuzmotiv in seiner Verwendung als flächenfüllendes Muster scheint die Nachahmung nachweisbar.

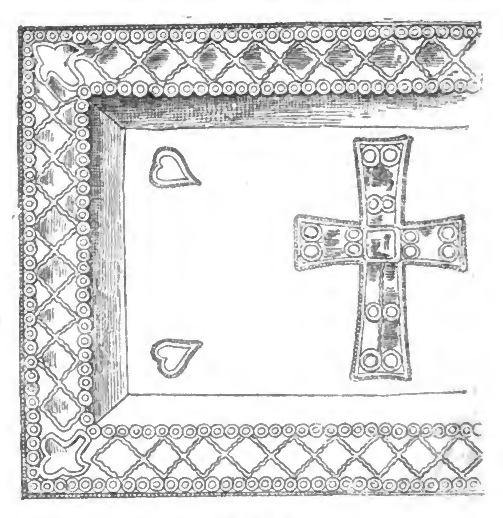
Das Muster scheint, wie so viele andere Motive aus der Textilornamentik übernommen zu sein. Dass es nicht zuerst für diese Felder componirt wurde, scheint schon daraus zu folgen, dass es hier in vollkommen unorganischer Weise zur Anwendung gelangte; durchschneidet doch die Contour der stumpfeliptischen Felder die äussersten Kreuzchen und kleinen Dreiecke, so dass wir den Eindruck gewinnen, als hätte der Künstler aus einem Stoffe so viele Kreuzlein abgepaust, als auf seinen Feldern eben Raum hatten.

Dass zur Zeit der Anfertigung dieser Stücke bereits solche Stoffe in Gebrauch waren, ist mehr als wahrscheinlich, finden wir ja doch bereits in den Mosaiken von San Vitale (Ravenna) ganz ähnliche Motive auf Vorhängen. Es ist hier speciell jener Vorhang gemeint, welcher von einer der Bogenöffnungen herabhängt, links von der Hauptpforte der Kirche, vor welcher wir Königin Theodora, Justinian's Gattin in Begleitung ihrer Frauen sehen. Der Teppich ist mit Kreuzchen übersäet und die beiden Kreuzmuster, das vom Teppiche in San Vitale und dasjenige auf den genannten Krügen unterscheiden sich nur darin, dass hier wegen der Kleinheit des Maasstabes zwischen den Kreuzarmen Dreiecke sitzen, überall an der Stelle, welche im Mosaik von kleineren Kreuzlein eingenommen werden. In dieser letzteren Form ging das Motiv in die mittelalterliche Kunst über und kam, wie dies durch zahlreiche vorhandene Beispiele zu beweisen ist, häufig zur Anwendung.

[1] Bei Beschreibung des kleinen Salbengefässes N. 19 war erwähnt worden, dass den Bauch und den Rand desselben je vier halbkugelförmige Pastaeinsätze zierten. Von diesen sind zwei noch erhalten, deren eine in feiner Farbencombination dei Form eines Kreuzes zeigt. Es ist nicht anzunehmen dass die Kreuzform hier eine andere als als ornamentale Bedeutung hätte.

Vermutlich hat ein Künstler aus Byzanz die Mosaiken von San Vitale angefertigt und offenbar hat er Stoffe und Kleidungen nach Mustern abgebildet, welche bereits aus den von Justinianus errichteten Seidenfabriken stammend, ihm in Byzanz und Ravenna allerwegen vor Augen lagen und so könnte wohl die Analogie von Ravenna für die Annahme byzantinischen Ursprungs unseres Schatzes angeführt werden.

Doch bevor der Erweis zu erbringen ist, dass man in Byzanz auch vor dem VI. Jahrhunderte Champlevé-Email anfertigte, wird es geraten sein



Figur 63.

anzunehmen, dass auch das Stoffmuster, welches dem Goldarbeiter bei Anfertigung der fraglichen Krüge vorschwebte, aus Syrien oder Parthien stammte. Damit sind wir bei der zweiten der oben aufgeworfenen Fragen, bei der Frage nach der Entstehung des byzantinischen Emails angelangt, welche hier nicht ganz unberücksichtigt bleiben kann.

Bekanntlich ist die erste Mitteilung über Email in Byzanz ein controverser Passus im Liber pontificalis, von einer «gabata electrina», welche Justinianus dem Papste Hormisdas (514—523) zum Geschenke gab. Ob, wie Labarte meinte, hier von einer emaillirten Hängelampe oder einer Lampe

aus einer Mischung von Gold und Silber die Rede sei, wie Bucher und viele Andere glaubten, ist noch nicht sichergestellt und es bleibt demnach fraglich, ob das Email in Byzanz im VI. Jahrhunderte oder erst im VIII. Jahrhunderte begann, aus welchem Jahrhunderte wir bereits authentische Denkmäler vorweisen können.

Meiner Ansicht nach scheint alles für die Ansicht zu sprechen, dass nicht nur im VI. Jahrhunderte, sondern sogar bereits einige Jahrhunderte früher Emailtechnik in Byzanz geübt wurde. Denn es ist nicht gut einzusehen warum, wenn z. B. die Technik des Email cloisonné nach dem Nordgestade des Pontos und durch die Barbarenvölker nach Mitteleuropa gelangen konnte, warum diese Technik eben der Kenntniss Constantinapolitanischer Goldarbeiter entgangen wäre?!

Wenn es aber wirklich der Fall war, dass man in Byzantium diese Technik nicht kannte und für sie auch keine Verwendung gehabt hätte, weil Byzantium vor seiner Erhebung zur östlichen Welthauptstadt eine untergeordnete Provinzstadt gewesen, so änderten sich die Verhältnisse, nachdem Constantinus sie zum Herrschersitze erkoren hatte. Es ist bekannt, wie dieser werktätige Kaiser aus allen Ecken und Enden seines weiten Reiches Künstler und Handwerker nach seinem neuen Kaisersitze berief und daselbst in staunenswert kurzer Zeit nicht nur eine stattliche Reihe von öffentlichen Bauten, besonders Kirchen errichtete, sondern dieselben auch mit kirchlichen Paramenten reichlichst versah und wenn die Künstler aus den Griechenstädten am Nordufer des Schwarzen Meeres auch damals noch nicht kamen, weil sie sich etwa unter dem Scepter der Gothenkönige wohl fühlten, so kamen sie doch sicher damals, als sie zu Ende des IV. Jahrhunderts vor der gefürchteten Hunneninvasion in eine sichere befestigte Stadt flüchten mussten. Wohin wären sie wohl gezogen, als in die sicherste, mit den gewaltigsten Mauern umgebene Reichshauptstadt, wo sie sicheren Schutz, reiche Beschäftigung und Steuerfreiheit hoffen konnten.

Ich halte es demnach für wahrscheinlich, dass nach der Hunneninvasion ein Teil der mixhellenischen Goldarbeiter sich mit ihren Herren, den Gothen, nach dem westlicheren Gothien, Gepidien flüchteten, andere hingegen nach Constantinapolis hinzogen und ihre vielerlei technischen Traditionen und Geschicklichkeiten dahin verpflanzten, welche sie und ihre Vorfahren nach dem Zeugnisse reicher Gräberfunde in Pantikapaion, Olbia etc. daselbst viele Jahrhunderte hindurch betrieben hatten.

Diese Hypothese würde in ungezwungener Weise erklären, wie Constantinopel in verhältnissmässig kurzer Zeit, trotz seiner Jugend, alle die vielen herrlichen Künste und Techniken betrieb und zu neuer, eigenartiger Blüte brachte, welche sonst, in früheren Jahrhunderten im alten Oriente blüthen.

Eine solche Annahme ändert jedoch vor der Hand nichts an dem Resultate, zu welchem uns die stilistische Analyse des Schatzes von N.-Szt.-

Miklós gebracht. Alle seine künstlerischen Eigentümlichkeiten weisen auf einen mixhellenischen Kunstkreis in frühchristlicher Zeit hin. Welche von den Pontosstädten, ob Pantikapaion oder Olbia oder eine andere dieser Uferstädte seine Geburtsstätte gewesen, darüber ist natürlich keine sichere Entscheidung möglich. Für Pantikapaion spräche vor allen übrigen Städten der Umstand, dass es Sitz der bosporanischen Dynastie war, also in einer königlichen Schatzkammer ein natürliches Centrum für den Zusammenfluss reicher Schätze hatte. Als die Gothen das Reich stürtzen, ward natürlich, was von der königlichen Schatzkammer noch vorhanden, Beute der föderativen Gothenfürsten.

Das Gothenreich mit seinem Oberkönige und den Teilherrschern (zoapan) bricht zusammen durch die Hunneninvasion, es übergehen ihre Schätze auf die neuen Beherrscher Osteuropa's, die Hunnen, deren Herrschersitz im niederungarischen Flachlande nach Attila's Tod mitsammt dem Reiche in den Besitz der Gepiden gelangte.[1]

Professor Salamon hat in einer Studie über die Residenz Attila's[2] es wahrscheinlich gemacht, dass dieselbe in der Nähe des heutigen Szeged lag.

Mehr als ein Grund spricht dafür, dass die Besieger und Nachfolger der Hunnen, die Gepiden, die attilaische Residenzstadt als Fürstensitz zunächst aufrecht erhielten und so hätten wir eine naheliegende, natürliche Erklärung dafür, dass unweit von Szeged, einige Meilen östlich davon, in Nagy-Szent-Miklós aus dem Grabhügel an der Aranyka die Schätze von Gepidenfürsten neben ihrem Herrn zur letzten Bestattung gelangten.

Es mag demnach das Erbe eines gepidischen Fürsten, vermutlich des letzten seines Stammes sein, welches hier in Nagy-Szent-Miklós der Zufall an den Tag gebracht. Nachdem der Schatz durch Krieg und Plünderung von den Gothen auf die Hu nen und von diesen auf Gepidenfürsten übergegangen und mehrfach zertheilt und verändert worden war, fand er zum Besten der Wissenschaft in friedlicher Weise den sichersten Hort im Kurgangrabe von Nagy-Szent-Miklós.

Franz Pulszky hat bereits im Jahre 1878 den Schatz der Hunnenzeit zugewiesen[3]; das ungarische Volk verbindet ihn, kühner als der Gelehrte, mit Attila's Namen — vermutlich nicht ohne alle Berechtigung, wie aus dem Obigen zu ersehen ist. (Fortsetzung folgt.)

[1] Jordanes de orig. actibusque Getarum Cap. 50. «Nam Gepidi Hunorum sibi sedes viribus vindicantes, totius Daciae fines velut victores potiti etc.

[2] Századok (Jahrhunderte) 1881. 1—39. SS.

[3] In seinem Vortrag «Vorhistorische und andere Funde» gehalten in der öffentlichen Gesammtsitzung der Ung. Akademie, 16. Juni 1878.

UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.

9. Der Sohn der Witwe.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo noch über dem operenzianischen Meere war einmal eine Witwe, die hatte einen Knaben und noch ausserdem ein kleines Häuschen und ein Gärtchen dazu. Doch Haus und Garten gehörte nicht umsonst einer Witwe, da sah auch alles recht witwenhaft aus. Niemandem fiel es je ein, das Dach auszubessern, noch auch — nun, eine Hand voll Lehm ist nicht viel, aber nicht einmal so viel Lehm über die Mauer zu kleben, und im Garten, da reichte einem das Unkraut bis an den halben Leib. Einmal sagt der Knabe zu seiner Mutter:

— Mutter!

— Was hast Du, mein Sohn?

— Oh nichts, ich meine nur, ich weiss nicht, was Sie dazu sagen, aber wie wäre es wenn ich in Dienst gehen würde; 'ich werde mir schon ein oder zwei Stück Vieh erwirtschaften, es ist ohnehin eine fette Wiese im Garten, da kann das ganz gut weiden.

— Brav, mein Sohn! mir ist's recht, wenn Du fortgehst, wenigstens hilfst auch Du unserem Haushalte ein wenig auf die Beine.

Am folgenden Tage buck die Witwe ein Ränzel und nähte Pfankuchen und liess ihren Sohn so mit seinen Siebensachen in die Welt ziehen. Es währte nicht lange da hatte sich der Knabe ein Kalb erwirtschaftet, das trug er nach Hause; er geht wieder weg und erwirtschaftet sich ein zweites, dann ein drittes, zuletzt auch ein viertes. — Aber was half das viele und gute Gras im Garten, zuletzt war es doch nicht mehr genug, denn kaum waren zwei-drei Wochen herum, da hatten es die vier Kälber so abgefressen, dass nur hie und da noch ein einzelnes Hälmchen hervorstand; mehr war aber nicht da, um die Kälber zu füttern. Die Witwe sagt also zu ihrem Sohne:

— Ja, mein Sohn, ob es uns nun recht ist, ob nicht, wir müssen unsere Kälber schon verkaufen, denn wir können sie länger nicht halten. Dort und dort ist ohnehin Markt, treibe sie hin, ich weiss wir bekommen dafür ein schönes Stück Geld in den Sack.

Der Knabe trieb also die vier Kälber zu Markte. Er treibt sie nur so immer weiter, mit einem Male kommt ihm ein alter grauer Mann, mit einem langen grauen Bart in den Weg. Der kommt zu ihm und spricht ihn an.

— Wohin, mein Sohn, mit den Kälbern?

— Auf den Markt, dort und dort hin.

— Höre, mein Sohn, ich will dir etwas sagen. Hier ist eine Hirtenflöte, gib mir dafür eines von Deinen Kälbern.

— Oho, das geht nicht, mein Herr und Oheim, denn zu Hause zankt meine Mutter ohnehin stets mit mir, weil ich immerfort die Flöte blase.

— Alleseins, mein Sohn, gib darum das Kalb nur her.

— Ja, aber was nicht geht, das geht halt nicht.

— Nun, mein Sohn, ich sage Dir noch einmal, gib mir dafür ein Kalb, Du wirst sehen, das ist keine solche Flöte, wie die andern.

Der Knabe dachte ein wenig nach und dann sagte er:

— Na, meinetwegen, also ich gebe es; hol's der Teufel, ein Kalb mehr, oder weniger macht es ohnehin nicht aus.

Der alte Mann sucht sich eines von den Kälbern aus und zieht damit seiner Wege; nach einer Weile sieht sich der Knabe um, ob der Alte schon weit weg sei? und merkwürdig, da ist vom Alten und dem Kalbe keine Spur mehr. Der Knabe aber geht nur immer weiter fort und treibt die drei Kälber auf den Markt; auf einmal stolpert ihm der Alte mit dem langen grauen Bart aufs neue in den Weg.

— Guten Tag, mein Sohn, wohin mit den Kälbern?

— Auf den Markt, mein altes Väterchen, zum Verkaufe.

— Schau' her, mein Sohn, da ist eine Maus, gib mir dafür eines von den Kälbern.

— Das geht nicht, mein altes Väterchen, wir haben ja daheim in der Kammer genug und übergenug. Die Mutter zankt ohnehin immer auf die Katze, weil sie nicht genug Mäuse fängt, sondern statt dessen lieber im Kessel sitzt.

— Gib nur, mein Sohn, Du wirst sehen, Du bereust es nicht.

Der Knabe denkt ein Weilchen nach, endlich sagt er aber doch:

— Na, meinetwegen, da sind die Kälber, nehmt Euch eines.

Der Alte sucht sich wieder eins aus und geht darauf fort, der Knabe aber treibt die zwei Kälber zu Markte; wie er so weit gekommen ist, als man einen Stein werfen kann, kommt ihm der Alte aufs neue in den Weg.

— Schau' her, mein Sohn, hier ist ein Laufkäfer, gib mir dafür eines von Deinen Kälbern.

— Das geht nicht, mein altes Väterchen, meine Mutter hat ja erst unlängst, als Neumond war, die Wände geweisst und dann haben wir auch ohnehin so viele Laufkäfer, dass wir nicht wissen, wo uns der Kopf steht.

— Ho, mein Sohn, ich weiss es wird Dich nicht reuen, wenn Du mir eines hergibst, denn das ist kein solcher Laufkäfer, wie die andern.

Nun gut, der Knabe gab auch dieses Kalb hin; jetzt hatte er nur mehr eines und das trieb er recht langsam zu Markte; es währte nicht lange, da kommt ihm der Alte aufs neue in den Weg.

— Schau' nur, mein Sohn, hier ist ein Sack, in den ist Schlaf hineingebunden, gib mir dafür Dein Kalb.

— Warum sollte ich es geben, mein altes Väterchen, wir schlafen ja ohnehin mit meiner Mutter, wie die Säcke, sobald wir uns nur aufs Ohr gelegt.

— Ich sage Dir nur so viel, mein lieber Sohn, gib mir Dein Kalb, glaube mir, Du wirst es nicht bereuen.

Was hilft mir denn jetzt auch das eine Kalb, dachte der Knabe; mit dem Gelde, das ich dafür bekäme, könnte ich so wie so nicht weit springen, und so gab er auch das letzte hin. Da sagt der Alte mit dem langen grauen Bart zu ihm:

— Nun, mein Sohn, gib mir die Flöte nur ein wenig her, die Maus und den Laufkäfer aber setze auf die Erde.

Gleich gab ihm der Knabe die Flöte hin, Maus und Laufkäfer aber setzte er schön auf den Boden. Der Alte setzte die Flöte an den Mund und begann darauf zu spielen, hoppsa, da fällt die Maus dem Laufkäfer, der Laufkäfer der Maus um den Hals und beide tanzen und springen, dass der Knabe vor Lachen beinahe gestorben wäre. Dann sagt der Alte mit dem langen grauen Bart, der kein Anderer war, als unser Herr Jesus Kristus selbst, zu dem Knaben:

— Nun, mein Sohn, jetzt weisst Du also, was für Eigenschaften in jedem stecken; was aber das Schlafsäckchen betrifft, so brauchst Du nur zu sagen, ich will so und so lange schlafen, oder, ich will, dass der und jener so und so lange schlafe und es geschieht alles so, wie Du es wünschest. Jetzt aber stecke ein jedes an seinen Platz und gehe nach Hause. Ich weiss, dass Dich Deine Mutter daheim gut durchbläuen wird, doch das ist alles Nichts, lasse Dich nur immerhin so lange prügeln, bis sich wer ins Mittel legt, dann aber laufe fort und rufe zurück: Hört Mutter! ich komme nicht eher wieder heim, bis ich König geworden bin — und dann gehe immer Deiner Nase nach, und nimm die Sachen mit Dir, die ich Dir für die Kälber gegeben.

Es kam auch alles genau so. Der Knabe ritt auf Schusters Rappen nach Hause, dort angelangt, frägt ihn die Mutter:

— Also hast Du die Kälber verkauft, mein Sohn, und wie viel hast Du dafür bekommen?

— Verkauft nicht, liebe Mutter, ich habe sie in Tausch hingegeben.

— Nun und was hast Du denn dafür eingetauscht? zeige her!

Der Knabe kramt Flöte, Säckchen und alles hervor, was er für die Kälber bekommen; wie die Frau diese Sachen sieht, hui, da gehts an ein Schimpfen und Fluchen, dass es nur so sprudelt.

— Oh, Du verdatterter Narr, wo hast Du denn Deinen Verstand gehabt, dass Du das kostbare Vieh für diese nichtsnutzigen Sachen hast hingeben können?

Und damit hallo, kurzen Process gemacht und über ihr Kind her, wie eine verrückte Kuh über ihr Kalb, und prügelt den Knaben mit der Ofengabel, dass es nur so wettert. Die Frau Nachbarin konnte sich nicht erklären, was der mörderliche Lärm bei der Witwe bedeuten solle und kommt herübergelaufen, um der Sache nachzusehen; wie sie sieht, wie die Witwe ihrem Sohne zu Tanze aufspielt, sagt sie:

— Gott steh' mir bei, Frau Nachbarin, was macht ihr da? auf diese Weise werdet ihr ja das arme Kind zu Tode prügeln.

— Geschähe ihm recht, dem Unglücksraben, wo er auch jetzt wieder so grossen Schaden angerichtet.

Aber die Frau Nachbarin hörte nicht auf der Mutter Reden, sondern befreite den Knaben aus ihren Händen, worauf der, die Segel gehisst! und hallo, sich aus dem Staube gemacht! Im Tore dreht er sich um und ruft zurück:

— Hört Mutter! ich komme nicht eher zurück, als bis ich König geworden bin — und damit war er fort.

Er griff also jetzt wacker aus, ging über siebenmal sieben Lande, weit über die gläsernen Berge, auch noch darüber hinaus, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts und so kam er endlich in eine grosse Residenzstadt. Der dortige König hatte eine

wunderschöne Tochter, die war immer so traurig und liess stets den Kopf hängen, als wenn sie Nasenbluten hätte. Der König liess darum alle Aerzte, Hexenmeister und zauberkundigen Weiber im ganzen Reiche zusammenrufen und frug sie was es dagegen für ein Mittel gäbe, dass seine Tochter nicht immer so traurig sei — diese aber antworteten, dass wenn sich jemand fände, der die Prinzessin auch nur einmal zum Lachen bringen könnte, so werde es augenblicklich für immer vorbei sein mit der ganzen Traurigkeit. — Da liess der König im ganzen Lande verkünden, dass derjenige, der seine Tochter zum Lachen werde bringen können, die Prinzessin zum Weibe haben solle. Es kamen da auch gleich Prinzen, Grafen, Slovaken mit grossen Hüten und die nobelsten Zigeunerburschen an den Hof des Königs, um die Prinzessin zum Lachen zu bringen; da wurde das schnurrigste Zeug zusammengeschwatzt und alles versucht, was menschenmöglich war, — ja, aber da war alles umsonst, die Prinzessin blieb halt immer nur so traurig, als zuvor.

Wie das Paul — denn so hiess der Sohn der Witwe — hörte, beschloss er für sein Teil doch auch sein Glück zu versuchen gelingt es, nun so ist's gut, einen Hunderter kostet die Geschichte ohnehin nicht. Er ging auch richtig hin; an dem Hofe des Königs angelangt, suchte er seine Flöte hervor, setzte Maus und Käfer auf den Boden und begann ihnen aufzuspielen; da umschlang die Maus den Käfer und fing an, ihn im Tanze zu drehen, dass es eine Lust war. Wie der König und die Prinzessin so schön die Flöte blasen hören, kommen sie schnell auf den Hof gelaufen und kaum sieht die Prinzessin Maus und Käfer mit einander tanzen, so fängt sie dergestalt an zu lachen, dass ihr die Tränen nur so über die Backen rinnen.

Paul wurde gleich in das Schloss hinaufgerufen und dort gar königlich in Sammt und Purpur gekleidet, der König liess auf der Stelle Priester, Henker und Eisenhut herbeibringen; der Priester traute sie, der Henker strich sie mit Ruten, der Blitz schlug fortwährend neben ihnen ein, konnte sie aber nie treffen.

Als der Abend kam, sagte einer der Bedienten des Königs zu Paul, er wolle ihm hundert Dukaten geben, wenn er bis Morgens sechs Uhr schlafen werde; Paul war das ein gefundener Handel und er schlug ohne Zögern ein, dann sagte er zu seinem Säckchen:

— Säckchen! ich will bis Morgens sechs Uhr schlafen.

Es dauerte nicht lange, so ging Paul mit der Prinzessin, die ja jetzt sein Weib war, zu Bette; kaum hatte Paul sein Haupt auf das Kissen gelegt, so schlief er auch schon wie ein Sack. Am nächsten Morgen aber da ging die Prinzessin zum König, um Klage zu führen.

— Mein Vater und König, ich habe genug von diesem Gatten, denn der schläft nur immer.

— Ach, meine liebe Tochter, es sind noch zwei Nächte übrig, wenn er auch dann schläft, so werden wir schon abhelfen.

Am andern Tage sagt der Bediente wieder zu Paul, er werde ihm hundert Dukaten geben, wenn er bis vier Uhr Morgens schlafen wolle. Das war Paul hoch zufrieden, was liegt denn daran? er hat ja ohnehin nichts wichtiges vor, wofür es sich der Mühe verlohnen würde aufzustehen; er sagt also zu seinem Säckchen:

— Säckchen, ich will bis Morgens vier Uhr schlafen.

Der Abend kam und kaum hatten sie sich zu Bette gelegt, so schlief Paul auch schon wie ein Hirtenpelz; * wie der Tag graute, hatte seine Frau nichts Eiligeres zu tun, als zu ihrem Vater zu gehen und zu sagen:

— Mein königlicher Vater, ich mag keinen solchen Gatten, denn der schläft ja nur immerfort.

— Oh, mein liebes Kind, wir haben noch eine Nacht, wenn er auch dann immer nur schläft, werden wir schon etwas tun.

Am dritten Tage ging es gerade so; der Bediente versprach Paul wieder hundert Dukaten, wenn er bis zwei Uhr Morgens schlafen wolle und dieser tat es denn auch. Als aber die Prinzessin auch jetzt wieder bei ihrem Vater Klage führte, dass ihr Gatte die ganze Nacht immer nur schlafe, liess der König Paul allsogleich seinen alten Szür umhängen und ihn in den finstersten Kerker werfen.

Da sass nun der arme Paul hinter dem Schlüsselloche und war von Herzen betrübt; endlich kommt ein Mann zum Fenstergitter und reicht ihm Schnaps und Brot herein. — Kannst Du mir nicht sagen — frägt ihn Paul — wie es oben in Königs Schloss steht?

— Oh, da ist heute grosse Unterhaltung, antwortet der Mann, der Bediente hat gesagt, dass er die Prinzessin eben so gut zum Lachen hätte bringen können, und blos deshalb gewartet habe, weil er eine Wette eingegangen wäre, — nun, und da hat der König seine Tochter dem Bedienten zur Frau gegeben.

— Steht es so? denkt sich Paul, warte, Bedienter, Dir will ich schon eine Suppe einbrocken; darauf sagt er zu seinem Schlafsäckchen:

— Nun, mein Säckchen, jetzt will ich aber, dass der Bediente bis sechs Uhr Morgens schlafen soll, das ist für die ersten hundert Dukaten, die er mir nicht gegeben.

Das war aber noch nicht alles, sondern wie es dunkel wurde, sandte er auch noch den Käfer hin, dass er aus dem Magen des Bedienten alles herausziehen solle, was dieser gegessen. — Zum Glück war die Türe des Hauses, wo der Bediente und die Prinzessin schliefen, gerade offen und so konnte der Käfer unbehindert hinein. — Kaum graute der Morgen, so hatte die Prinzessin nichts Eiligeres zu tun, als zu ihrem Vater zu laufen und Klage zu führen. Da blieb aber an dem Bedienten kein gutes Haar, denn wenn auch dieser gerade so schläfrig gewesen wie der andere, so habe sich jener, wenn er gleich geschlafen, wie ein rechtes Murmeltier, doch wenigstens nicht abgespieen, so wie der Bediente.

— Oh, mein liebes Kind, wir haben noch zwei Nächte, wenn er sich auch dann noch so abspeit, dann werden wir schon etwas tun.

Hierauf liess der König den Bedienten, jetzt seinen Schwiegersohn, vor sich rufen und machte ihn ordentlich herunter, warum er nicht besser auf sich Acht gebe und warum er so lange schlafe — und weiss der Kukuk, was er ihm noch alles gesagt.

Am folgenden Abend sagte Paul wieder zu seinem Schlafsäckchen, dass der Bediente bis vier Uhr Morgens schlafen solle, das sei für die zweiten hundert

* Schlafen, wie ein Pelz, oder wie ein Hirtenpelz, steht im Ungarischen für einen tiefen Schlaf.

Dukaten, die er nicht habe bezahlen wollen; ausserdem schickte er auch jetzt wieder den Käfer hin und trug ihm auf, alles aus dem Magen des Bedienten herauszuziehen, was dieser gegessen. Diesesmal war es aber nicht so leicht, in das Zimmer hineinzugelangen, denn die Türe war fest zugesperrt. Der Käfer ging also in den Kerker zurück und rief die Maus mit sich, dass diese ein Loch in die Türe nagen solle; die Maus machte sich denn auch auf und nagte so ein nettes kleines Loch in die Türe, gerade wie ein Siebenkreuzerstück; der Käfer schlüpfte nun in das Zimmer und nachdem er seine Sache getan, entfernte er sich auf demselben Wege, auf dem er gekommen.

Kaum war die Prinzessin am nächsten Morgen aufgewacht, als sie auch schon zu ihrem Vater lief und erklärte, dass sie diesen, ich will nicht sagen was, schon satt habe, der König möge ihr nur den andern zurückbringen, denn der war zwar immerfort schläfrig, aber er habe sich wenigstens nicht bespieen, wie der jetzige.

— Ach, mein Kind, wir haben ja noch eine Nacht, wenn es auch dann so zugehen wird, wie bisher, dann werden wir schon etwas tun.

Am dritten Abend sagt Paul wieder zu dem Schlafsäckchen:

— Nun, jetzt soll der Bediente bis zwei Uhr Morgens schlafen, das ist für die dritten hundert Dukaten, die er mir nicht bezahlen hat wollen. Und auch jetzt sandte er wieder den Käfer hin, dass er seine Sache an dem Bedienten mache. Als die Prinzessin am andern Morgen aufwachte, war ihr erstes, dass sie wieder zu ihrem Vater lief, um Klage zu führen.

— Mein königlicher Vater, ich mag meinen jetzigen Gatten nicht, bringen Sie mir den andern zurück, denn der war zwar immerfort schläfrig, aber er hat sich doch wenigstens nicht so abgespien, wie der jetzige.

Da liess der König Paul aus dem Kerker heraufholen und den Bedienten an seine Stelle setzen. Und dann ward grosse Hochzeit gemacht, dass der Ruf davon bis ins siebente Land drang. Nach der Hochzeit frug der König Paul, warum er denn immer so lange geschlafen?

— Weil ich selbst es so wollte.

— Und warum hat der Bediente immer so lange geschlafen?

— Weil es mir so beliebte.

— Und warum hat er sich jede Nacht abgespieen?

— Weil es mir ebenfalls so beliebte.

— Das möchte ich sehen, sagt der König.

— Nichts ist leichter, mein allerdurchlauchtigster königlicher Vater. — Dann befahl er dem Schlafsäckchen, dass der König bis acht Uhr Morgens schlafen möge. Und so geschah es auch; als der König am andern Tage die Augen aufmachte, da war auch der Bettler schon im dritten Dorfe.

Bald darauf begannen sie auch ihre Sachen zu packen, der König liess ein Regiment Soldaten ausrücken, die Beiden setzten sich in eine Glaskutsche und dann ging die Fahrt zu Pauls Mutter.

Als sie dort anlangten, erkannte die Mutter ihren Sohn kaum wieder; dann wurde die Frau Nachbarin herübergerufen, die Paul aus den Händen seiner Mutter befreit hatte und das kleine Haus wurde auf ihren Namen geschrieben; die Mutter jedoch nahm Paul mit sich in den königlichen Palast. Der König aber, weil er

nun schon sehr alt war, übergab die Regierung Paul, der auch heute noch regiert, wenn er noch lebt und nicht unterdessen gestorben ist. Für heute Abend seid Ihr alle bei ihm zu Gaste geladen. *

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** Der erste Gegenstand der am 25. Januar unter August Treforts Präsidium abgehaltenen Plenarsitzung der Akademie war die Denkrede des ordentlichen Mitgliedes Julius Kautz auf das ordentliche Mitglied Alexander Konek († 1882, 1. August). Julius Kautz, den ein nahezu vierzigjähriges intimes Verhältniss zu dem Statistiker Alexander Konek in hervorragendem Maasse berufen erscheinen liess, als dessen Denkredner aufzutreten, begann seinen Vortrag nach einer kurzen allgemeinen Einleitung mit einer gedrängten Lebens- und Charakterskizze des Verewigten, worauf er dessen wissenschaftliches und literarisches Wirken im Allgemeinen und im Einzelnen würdigte.

Alexander Konek, 1819 in Pest als Kind bürgerlicher Eltern geboren, absolvirte hier seine Mittelschul-, rechts- und staatswissenschaftlichen Studien bis 1839, wirkte bis 1845 als Concipist bei der königl. ungar. Hofkammer in Ofen, dann bis 1849 als Professor der Statistik an der Raaber königl. Rechtsakademie, hierauf bis 1855 an der Pressburger Rechtsakademie als Professor der Statistik, des Verwaltungs- und Finanzrechts, von da an bis zu seinem Tode 1882 als Professor der Statistik (von 1860—1870 auch des Kirchenrechts) an der Pester Universität, wo er 1860 zum ersten Mal die Decans-, 1869 die Rectorswürde bekleidete. Im Jahre 1858 wurde er correspondirendes, 1867 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1868 Mitglied des statistischen Landesrates. Die Professur war das Ziel seiner Jugendwünsche, dem er unerschütterlich treu blieb, als sich ihm auch glänzendere Aussichten boten. Er war als Professor von Schülern und Collegen gleich verehrt, daneben als Mensch und Patriot, als Freund, Gatte und Vater eine wahrhaft musterhafte Persönlichkeit.

Konek's literarische Tätigkeit kann intensiv wie extensiv reich und erspriesslich genannt werden. Von seiner 1847 erschienenen «Theorie der Statistik» bis zu seinem Todesjahre 1882 floss aus seiner Feder eine lange und höchst mannigfaltige Reihe literarischer Arbeiten, teils umfangreichere systematische Werke, wie «Die Statistik Ungarns mit Rücksicht auf Oesterreich» (5 Auflagen und Fáy-Preis), «Kirchenrecht mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse des ungarischen Staates»; teils akademische Abhandlungen; teils in der statisti-

* Die Grundidee, dass die Prinzessin denjenigen zum Manne nimmt, der sie zum Lachen bringen kann, kommt auch bei Kriza (9. Märchen) und bei Arany (S. 266) vor, doch etwas variirt. Näher steht trotz Abweichungen Gaal's 14. Märchen. An Stelle des Schlafsäckchens tritt in einigen Märchen ein Schlafpulver (Gaal 14. Märchen) oder blosses Anhauchen (Gaal 17.).

schen und national-ökonomischen Commission der Akademie vorgetragene und in deren Organen veröffentlichte Studien; ferner akademische Denkreden auf verstorbene Fachgenossen; endlich in rechtswissenschaftlichen Fachzeitschriften und politischen Blättern über wichtige Tagesfragen veröffentlichte Artikel, unter welch letzteren die gegen das Ende der fünfziger Jahre unter dem Titel «Baranyai Levelek» (Briefe aus der Baranya) im «Pesti Napló» veröffentlichte Artikelreihe seinerzeit bedeutendes Aufsehen erregte, indem sie das antinationale und zugleich die volkswirtschaftlichen Interessen Ungarns tief schädigende Vorgehen der damaligen centralistisch-absolutistischen Regierung einer vernichtenden Kritik unterzog. — Konek's wissenschaftliche und literarische Tätigkeit äussert sich vornehmlich in der umfassendsten Pflege seines Hauptfaches, der Statistik. Er war jedoch in erster Reihe Politiker und politischer Schriftsteller, der sein engeres Fach stets als einen selbständigen Zweig der politischen und socialen Wissenschaften auffasste und das Band zwischen der Statistik und der Politik, National-Oekonomie und Verwaltungswissenschaft stets hervorzuheben und zur Geltung zu bringen bemüht war. Die neue Behandlungsweise der Statistik, die ihren Schwerpunkt in den Ziffern sucht, aus der Messung der quantitativen Verhältnisse auf die Qualität Schlüsse zieht, aus den äusserlichen Zahlgrössen das innere Wesen der Dinge erklärt, schien er zwar in ihrer vollen Tragweite zu würdigen, dessenungeachtet verlor er das Eine nie aus den Augen, dass Vieles von dem Wichtigsten, was die Menschheit besitzt und hervorbringt, dem Auge der die blossen Zahlverhältnisse suchenden Statistik stets verborgen bleiben wird und auf einen arithmetischen Ausdruck nicht zurückgeführt werden kann; dass die Höhen des menschlichen und socialen Lebens auf einem Grunde ruhen, welcher über allen Ziffersätzen steht, dass das geistig-sittliche Leben der Völker nur in sehr geringem Maasse eine derartige statistische Bestimmung zulässt; dass die Gefahr, sich in irrige Folgerungen zu verirren, nirgends so gross ist, als eben hier und auf dem Grunde dieser Methode, und dass alledem zufolge eine ausschliesslich in diesem Sinne und nach dieser Auffassung betriebene Pflege der Statistik den höheren wissenschaftlichen Aufgaben und Anforderungen der Neuzeit doch nicht ganz entsprechend genannt werden kann. Professor KAUTZ entwickelt und würdigt dann eingehend auf Grund der grösseren und kleineren Arbeiten Konek's dessen statistische, volkswirtschaftliche und kirchenrechtliche Ansichten und widmet dem ebenso bescheidenen wie verdienstvollen Gelehrten einen warmen Nachruf.

Der zweite Gegenstand der Sitzung war die Denkrede Justinian Hollósy's auf das am 11. Januar 1885 verstorbene Ehrenmitglied der Akademie, CHRYSOSTOMUS KRUESZ. Karl Chrysostom Kruesz, Erzabt der ungarländischen Benediktiner und der Martinsburger Abtei, geboren am 21. Januar 1819, absolvirte das Gymnasium in Raab und trat 1835 in den Orden der Martinsberger Benediktiner. Er war ernst bestrebt, sich im Glauben und in der Liebe, in der Selbstverleugnung und Toleranz zu stärken und wurde in Folge der dadurch erlangten Opferfähigkeit in gleichem Maasse ein musterhafter Priester und ein begeisterter Patriot. Er diente dem Vaterlande auf dem Gebiete des Unterrichts 22 Jahre hindurch als ausgezeichneter Professor mit Aufopferung nicht allein seiner Zeit und Kraft, sondern auch seiner Gesundheit. Im Jahre 1865 wurde er wegen seiner tiefen Religiosität, seiner makellosen Tugend, seiner unermüdlichen Tätigkeit, seiner warmen Liebe

für die Kirche, das Vaterland und den Orden, endlich seiner hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete des Unterrichts, durch seine Ordensbrüder zum Erzabt erwählt. Als solcher trachtete er vor Allem die wirtschaftlichen Verhältnisse des Ordens zu ordnen, denn er wollte vielen Bedürftigen helfen und dem gemeinen Wohle viel opfern, und seine Sparsamkeit machte es möglich, dass er während seiner 19jährigen Amtsführung über zwei Millionen Gulden zu frommen Zwecken verausgabte. Ausserdem wirkte er auch auf dem Gebiete der ungarischen Literatur in löblicher Weise, als Mäcenas ebensowohl wie als Autor. Er war, wie sein Nachfolger, Erzabt Clausius Vaszary, mit Recht sagt, ein durch den Glanz der Gelehrsamkeit und die Glorie der Heiligkeit ausgezeichneter Mann; ein strahlendes Licht seiner Kirche, ein treuer Sohn seines Vaterlandes, der Stolz und die Zierde des Ordens des heil. Benediktus. Er schloss sein segensreiches Leben am 11. Jänner 1885.

Aus den laufenden Angelegenheiten heben wir Folgendes hervor: Der Generalsecretär meldete vor Allem das Ableben der Mitglieder Baron Albert Nyáry und Leo Beöthy, denen er warme Nachrufe widmet. Hierauf verlas er den Bericht des Akademie-Präsidenten über den Stand des Vermögens der Akademie, ihre Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1885. Das Vermögen der Akademie hat sich vom 1. Jänner 1885 bis zum 1. Jänner 1886 von 2,058.216 fl. 49 kr. auf 2,121.671 fl. 57 kr. gehoben; die Zunahme beträgt demnach 63.455 fl. 8 kr. — Die regelmässigen Einnahmen der Akademie, welche für 1885 auf 142.500 fl. veranschlagt waren, beliefen sich factisch auf 158.909 fl. 47 kr., also 16.409 fl. 47 kr. mehr. — Die Ausgaben der Akademie, für welche 140.700 fl. veranschlagt waren, betrugen tatsächlich 145.383 fl. 7 kr. Auf streng wissenschaftliche Zwecke hat die Akademie im Jahre 1885 83.016 fl. 23 kr. verausgabt. — Für die Abhaltung der diesjährigen Generalversammlung der Akademie hat der Präsident die Tage vom 3. bis 9. Mai anberaumt. — Da die Preisausschreibung des Lukácspreises (1000 fl.) für eine Biographie Kazinczy's resultatlos blieb, wird für dieselbe Aufgabe der doppelte Preis von 2000 fl. mit dem Termin 30. September 1889 ausgeschrieben. — Aus der Ladislaus Bükk-Stiftung findet von drei zu drei Jahren eine Preisausschreibung (1000 fl.) auf je eine Monographie aus der ungarischen Geschichte statt, bis neun Monographien preisgekrönt sind, worauf die Akademie über die Stiftung frei verfügt.

Das Budget der Akademie für das Jahr 1886 weist folgende Ziffern auf: Ausgaben der I. Classe 10.140 fl., der sprachwissenschaftlichen Commission 8045 fl., jener für Literaturgeschichte 4500 fl., der Section für classische Philologie 3136. zusammen 25.821 fl. Für die II. Classe 16.600 fl., für Arbeiten der historischen Commission 12.000 fl., für die archäologische Commission 8043 fl., für die volkswirtschaftliche Section 4940 fl. und für Kosten des handelswissenschaftlichen Wörterbuches 2200 fl., zusammen 37.783 fl. Für Arbeiten der III. Classe 14.700 fl., der mathematischen und naturwissenschaftlichen Commission 5000 fl., zusammen 19.700 fl. Demnach gedenkt die Akademie im laufenden Jahre 83.304 fl. an wissenschaftliche Zwecke zu wenden.

VERMISCHTES.

— **Die Verwaltung der Oesterreichisch-ungarischen Bank 1878—1885 von Gustav Leonhardt.** * Der Verfasser dieses Werkes entwirft in demselben ein erschöpfendes, gross angelegtes Bild der Wirksamkeit unseres Noten-Institutes seit der auch historisch denkwürdigen Errichtung der dualistischen Bank bis auf die letzten Tage; eine klargegliederte Darstellung ihrer heutigen Gestaltung und Organisation; eine Zusammenfassung der einschneidenden, in ihren Folgen so segensreichen Reformen, die auf allen Gebieten ihrer Geschäftstätigkeit durchgeführt wurden; Alles in Allem: die unwiderlegbare Beweisführung des mächtigen Aufschwunges, den das Institut als solches und ganz besonders in seinem Verhältnisse zu Ungarn in der gedachten Zeitperiode genommen hat.

All' diese Momente finden in Gustav Leonhardt einen sachlich so nüchternen, vornehmen Darsteller, dass dem Autor, der die Geschichte der Bank nicht nur geschrieben, sondern — in seiner Stellung als deren General-Secretär — diese Geschichte auch selbst *gemacht* hat, — schon für diese Objectivität das grösste Lob gezollt werden müsste.

Ein Schriftsteller von der Bedeutung Leonhardt's aber konnte es bei einer blossen Darstellung der Tatsachen und Daten — so überaus interessant und belehrend dieselben auch sind — nicht bewenden lassen. Vielmehr wurde das Material, das er wie kein Zweiter durchdringt und beherrscht — den Rahmen der genetischen Darstellung sprengend — unter Leonhardt's Feder zu einem Ausgangspunkte für eine reiche Fülle volkswirtschaftlicher und speciell bankpolitischer Reflexionen, Rück- und Zukunftsblicke, die uns der illustre Autor in so vollendet classischer Form zum Verständniss bringt, — dass wir seinem Werke auch in stylarischer Hinsicht in der ganzen einschlägigen Literatur kein ebenbürtiges zur Seite zu stellen wüssten.

Zur Bekräftigung dieser Behauptung sei hier nur eine Stelle wörtlich angeführt, welche sich auf die Umgestaltung der priv. österr. Nationalbank in die Oesterreichisch-ungarische Bank bezieht. Leonhardt schreibt:

«So einschneidend auch die Aenderungen waren, welche die Statuten vom Jahre 1878 an der bis dahin bestandenen Organisation der Bank vornahmen: an den Bestimmungen über die *materielle* Geschäftsführung der Bank hatten die neuen Statuten nur wenig geändert. Die Aufgabe, welche der Oesterreichisch-ungarischen Bank zufiel, konnte daher nicht darin bestehen, in der meritorischen Geschäftsführung auf neuen Grundlagen und nach neuen Grundsätzen von den bisherigen principiell verschiedene neue Ziele anzustreben; ihr ward das freundlichere Geschick zu Teil, auf den historisch gegebenen Grundlagen und nach den in ernsten Krisen erprobten Grundsätzen der österreichischen Nationalbank ihre eigene *Fortentwicklung* anzustreben nach den drei Richtungen, welche den Inhalt

* Ungarisch Budapest, 1886, Franklin-Verein; — deutsch Wien, 1886, Alfred Hölder.

der Tätigkeit der Notenbank der Monarchie bezeichnen: als Notenbank, Verkehrs- und Credit-Institut.

«War die österreichische Nationalbank mit Rücksicht auf ihr Verhältniss zu Ungarn, das der gesetzlichen Regelung entbehrte, und durch den staatsrechtlichen Streit, der sich bezüglich des dem Staate erteilten Darlehens von 80 Millionen Gulden zwischen den beiden Teilen der Monarchie erhob, in den letzten Jahren ihres Bestandes in eine ungewisse Lage versetzt, welche jede Initiative zu weiterer Entwicklung lähmte, so konnte dagegen die österreichisch-ungarische Bank, welche nach allen Richtungen hin geklärte Verhältnisse vorfand, das Schwergewicht ihrer Tätigkeit ihrem wirtschaftlichen Berufe zuwenden. Neben dieser, gegenüber allen Ländern der Monarchie gleichmässig bestehenden Verpflichtung, trat aber an die Bank dadurch noch eine besondere Aufgabe heran, dass zum ersten Male, und nicht ohne Widerstreben, der gemeinsamen Notenbank auch in *Ungarn* eine gesetzliche Stellung eingeräumt wurde. Dieses grosse, von Gesetzeswegen ihr eröffnete Gebiet nun, wenn der Ausdruck gestattet ist, auch *moralisch zu erobern*, und damit die Idee der *Einheit der Banknote* für beide Teile der Monarchie für die Zukunft auch in der öffentlichen Meinung Ungarns zu befestigen: das musste zu einem leitenden Gesichtspunkt der Bankverwaltung werden, nicht nur im Interesse der Bank, sondern noch weit mehr im Interesse aller Länder, in denen sie zu wirken berufen war.»

Das Werk LEONHARDT's — das überdies die imponirende Anzahl von 67 ingeniös combinirten statistischen Tabellen enthält — wird von Allen, die sich mit der Bankfrage theoretisch oder practisch befassen, allerzeit gelesen werden *müssen*, gegenwärtig aber, wo die Ausgleichsverhandlungen in Oesterreich-Ungarn vor der Türe stehen, wohnt diesem Werke speciell für unsere Monarchie eine ganz besondere Actualität inne.

— **Ignaz Philipp Semmelweis.** Soeben erschien eine mit ausgezeichneter Sachkenntniss und fesselnder Darstellung verfasste Studie des bekannten Budapester Arztes Dr. JAKOB BRUCK, in welcher derselbe das Leben und die Bedeutung eines genialen Märtyrers seiner Wissenschaft, des Professors und Arztes I. P. Semmelweis behandelt.* Hunderttausende rettete Semmelweis, und rettet auch heute noch durch seine epochale Entdeckung hunderttausende vom Tode; dass er nicht Alle retten konnte, die jahraus jahrein eines jähen Todes dahinsterben, das hat den grossen Gelehrten und Menschen in die Nacht des Wahnsinns getrieben und ihm das Herz gebrochen.

Seit dem 17. Jahrhundert wütet das Kindbettfieber. Keine Krankheit — ein Mord. Kein Unglück — eine Katastrophe. Man harrt der Freude und es naht der schwarze Tod; wir erwarten das Geschenk der gütigen Götter und sie berauben uns des teuersten Besitzes. Des Säuglings erste Tat: der Muttermord. Furchtbar wütete die tödtliche Seuche speciell unter den Gebärenden der Spitäler. Von hundert Müttern starben zu Zeiten bis zehn, zwölf, ja noch mehr. Schaudernd stand der Arzt diesem Wüten der Natur gegenüber und konnte nichts Anderes tun als die Zahl der Opfer verzeichnen, die bei diesem Dezimiren gefallen.

* SEMMELWEIS IGNÁCZ FÜLÖP. *Tanulmány irta* Dr. BRUCK JAKAB. (Herausgegeben von der ungar. mediz. Bücher-Editions-Gesellschaft). Budapest, 1886.

Das Wiener allgemeine Krankenhaus, diese edelste Schöpfung des grossen Menschenschätzers Josef, war nicht glücklicher als andere Spitäler. Ja, die Sterblichkeit der Gebärenden wuchs zu Zeiten ganz furchtbar an. Sie wuchs in demselben Maasse an, als die Wiener Schule an Bedeutung zunahm. Die Anatomie, die pathologische Diagnostik am Sezirtische hatte der Wiener medizinischen Universität zu ungeahnter Bedeutung verholfen. Die interne Medizin entwickelte sich auf dieser Grundlage zur Naturwissenschaft. Die Chirurgie nahm einen neuen Aufschwung. Von allen Enden und Ecken der Welt strömten die Schüler zu; selbst von jenseits des Oceans kam man, das neue Wort zu hören. Dabei wuchs aber die Mortalität der Gebärenden. Commissionen halfen hier nichts, denn sie kamen der Sache nicht auf den Grund. Man berief sich auf meteorologische Verhältnisse, man machte den Erdboden dafür verantwortlich, auch in der Luft suchte man die Ursache und erklärte zum Schlusse mit gravitätischer Miene und in echter Hofratsmanier, dass es eine schwere Epidemie sei, der leider die Mütter zum Opfer fallen. Epidemie! Das war Ursache, Wesen und Prognose in einem Worte. Ursache: ein Unfassbares, Wesen: ein Undefinirbares, Prognose: ein Unzugängliches.

Der Unterricht in der Geburtshilfe geschieht in Wien für Doctoren und Hebammen an getrennten Kliniken. An der ersten Klinik lernen die Mediziner, an der zweiten die Hebammen. Aerzte und Hebammen haben verschiedene Spitalsräumlichkeiten, eigene Kranke. Sie hatten auch jede ihre eigene Mortalität. Denn während in einem Zeitraum von sechs Jahren an der Klinik der Hebammen 691 Wöchnerinen starben, erlagen im Spitale für Mediziner 1989. Dort 3 von Hundert. hier beinahe 10. Das grosse Publikum fürchtete die erste Klinik, die Klinik der Mediziner. Man hielt sie für den sichern Tod. Frauen, die aus Unkenntniss der lokalen Verhältnisse zufällig auf die erste Klinik gekommen waren, um daselbst Aufnahme zu finden, fielen auf ihre Kniee und baten händeringend um ihre Entlassung, als sie erfuhren, dass sie sich nicht auf der zweiten Klinik befänden.

An dieser ersten Klinik war nun Semmelweis im Jahre 1846 Assistent des Professors Klein geworden. Semmelweis, von Geburt ein Ofner, war damals 18 Jahre alt. Er hatte seine Gymnasialstudien zuhause, die Universität zum Teil in Pest, zum grösseren Teile in Wien absolvirt. Innere Neigung trieb ihn zur Medizin, denn seine Eltern hatten ihn für die juridische Laufbahn bestimmt. Semmelweis war zum Arzte von der Natur prädestinirt. Grosser Wissensdurst und unendlicher Forscherdrang waren in ihm mit wahrer Menschenliebe vereint.

Semmelweis hatte das Votum der Hofrats-Commission nicht befriedigt. Er musste das Sterben ergründen. Eine fast unerträgliche Unruhe bemächtigte sich seiner. Nichts hörte er als das fortwährende Klingeln des den Priester begleitenden Ministranten, auf dem Wege zur letzten Oelung. «Ich schauderte immer zusammen, schreibt er selbst, so oft ich dieses Läuten vor meiner Tür hörte. Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust ob der Unglücklichen, die wieder das Opfer einer unbekannten Ursache geworden. Fortwährend mahnte es mich, diese Ursache zu entdecken und alle meine Kraft an die Lösung der Frage zu setzen.» Und weiter: «Ich befand mich in einer so unglücklichen Gemütsverfassung, die das Leben nicht als wünschenswert erscheinen lässt. Alles war fraglich, Alles unerklärlich, Alles zweifelhaft, und untrügliche Wahrheit war nur die furchtbare Sterblichkeit unter den Kranken.» Semmelweis suchte auf alle Weise Herr der

Situation zu werden. Nichts war ihm zu klein, nichts zu schwer, nichts zu umständlich, nichts schien ihm der Beachtung unwürdig. Deshalb starben die Patienten seiner Klinik aber denn doch nur so wie zuvor. 1847 reiste Semmelweis für kurze Zeit nach Venedig. Die Kunstschätze Venedigs sollten die traurigen Eindrücke des letzten Jahres verscheuchen. Bei seiner Rückkehr nach Wien erwartete ihn eine Trauerbotschaft. Professor Kolletschka, der Freund und Mitarbeiter Rokitansky's, war gestorben. Er starb als Opfer seines Berufes. Bei einer Section hatte er sich den Finger verletzt und war unter grässlichen Erscheinungen nach kurzer Zeit verschieden. Man teilte Semmelweis die Details der Krankheit mit. Es war das Bild einer furchtbaren Blutvergiftung. Professoren und Aerzte, tüchtige medizinische Köpfe, waren am Krankenbette Kolletschka's gestanden und hatten dabei nichts weiter gedacht, hatten dort nichts weiter gelernt. Semmelweis hatte von der Krankheit Kolletschka's nur reden gehört und die blosse Erzählung hatte eine Revolution seines Gedankenganges erzeugt. Er hatte in Kolletschka's Fall das Wesen des Wochenbettfiebers erkannt. Mit Macht drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, dass die Krankheit Kolletschka's und die der armen Sterbenden auf der Geburtsklinik eine und dieselbe sei. Mit logischer Schärfe folgerte er weiter, dass auch die Ursache nur eine sein könne. War Kolletschka durch Infection des Leichengiftes gestorben, so konnten auch seine armen Wöchnerinen nur einer ähnlichen Ursache zum Opfer fallen. Das Gift, mit dem sich Kolletschka inficirte, hatte direct auf die Wunde seines Fingers eingewirkt. Die Wunde nicht, die Vergiftung der Wunde war tödtlich gewesen. Weg daher mit meteorologischen Einflüssen, nichts weiter von der Wirkung des Wetters, des Bodens, der Luft. Auch die Wöchnerin wird direkt vergiftet und es fragt sich nur, wie und durch wen?

Man muss die Leistung verstehen, die in diesem Gedankengange Semmelweis' liegt. Er hat zwei Krankheitsbilder, trotz aller Verschiedenheit, als identische Bilder erkannt. Dazu gehört nichts, als der Sinn für das Wesentlichste der Erscheinungen. Aber dieser Sinn eben charakterisirt das Genie. Die Leistung Semmelweis' war wirklich genial. Hatte Semmelweis früher geklagt, dass Alles zweifelhaft, Alles unklar, Alles unverständlich sei, so jubelte er jetzt laut auf, dass er Alles begreife, Alles verstehe, Alles erkenne.

Aerzte und Hebammen selbst inficiren ihre Kranken. Sie tun es bei einer Untersuchung mit unreinen Händen, sie tun es bei Hilfeleistungen mit unreinen Instrumenten. Mit einem Schlage hatte er die Zunahme der Sterblichkeit in diesem Jahrhundert, die grössere Mortalität in Spitälern als in der Privatpraxis, den bedeutenderen Percentsatz der Todten auf der ersten als auf der zweiten Universitäts-Klinik verstehen gelernt. Die Sterblichkeit nahm in diesem Jahrhundert zu, weil das Studium der Anatomie an den Universitäten erst seit diesem Jahrhundert allgemein und obligat geworden. Mediziner und Aerzte tragen das Leichengift von der Sezirkammer in die Gebärhäuser. Die Mortalität ist in Spitälern grösser als in der Privatpraxis, weil die Untersuchung der Kranken, dieses armen Lehrmaterials, der Infection grössere Chancen bietet. Der Percentsatz der Todten auf der ersten Klinik überragt den der zweiten, weil die Mediziner, mit anatomischen und chirurgischen Studien beschäftigt, für die Wöchnerinen gefährlicher sind, als die unschädlichen Hebammen mit ihren relativ reinen Händen.

Semmelweis erkannte das Wesen des Kindbettfiebers, er begriff seine Ursache. Das allein hätte ihm die Unsterblichkeit in der Geschichte der Medizin gesichert. Er lehrte aber auch die Krankheit verhüten und das verdient den ewigen Dank des Menschengeschlechtes. War das Geheimniss des Kindbettfiebers: Infection, — so hiess die Lösung zur Bekämpfung: Desinfection. Semmelweis stellte es als unabweisliche Pflicht hin, dass Aerzte und Hebammen sich und ihre Instrumente mit einer Lösung von Chlorkalk desinficiren. Er führte die Waschungen mit Chlorkalk auf der ersten Klinik, dieser gefürchtetsten Anstalt, consequent durch. Ich lasse nun Zahlen reden. Im Mai 1847 — vor Einführung der Waschungen mittelst Chlorkalk — war die Mortalität an der ersten Gebärklinik 12.24 Percent. In den folgenden zwei Monaten sank sie auf 3.04 Percent. Im nächsten Jahre endlich betrug sie nur 1.27 Percent. Zum ersten Male seit ihrem Bestehen war die erste Gebärklinik im Stande, eine günstigere Statistik aufzuweisen als die zweite, deren Sterblichkeit 1,33 Percent ausmachte.

Epochale Leistungen stehen sich selbst im Lichte. Sie werden durch ihre Bedeutung Gemeingut der ganzen Menschheit und die kurzsichtige Nachwelt verliert den Massstab für die Grösse der Entdecker. Jede Mutter wäscht heute die armselige Hautabschürfung ihres Söhnleins mit heilsamer Karbollösung. Was heute so selbstverständlich erscheint, erschien vor dreissig Jahren absurd. Den grossen Geistern Rokitansky, Skoda, Hebra war die Bedeutung von Semmelweis' Entdeckung klar, und speziell der Letztere stellt sie direct neben die epochale Leistung Jenner's, des Entdeckers der Blatternimpfung. Aber die Skodas, Rokitanskys und Hebras sind spärlich gesäet und üppig wuchert das Unkraut von Neid, Bosheit und Unverstand. Semmelweis' Geschichte wird nun eine Leidensgeschichte. Sein eigener Vorstand, Professor Klein, kehrt die Waffen gegen ihn. Er wird denunzirt, bei den Schulbehörden verklagt, die Zeit seiner Assistenz wird ihm nicht verlängert, das Material zum Studium ihm entzogen. Ja, als er um die Habilitirung als Privatdocent an der Universität einkommt, wird seiner Bitte zuerst nicht Folge geleistet und erst nach erneuertem Urgiren seiner Petition wird dieselbe mit einer engherzigen Beschränkung bewilligt. Die empfindsame Natur Semmelweis' war solchen Chikanen nicht gewachsen. Entmutigt und enttäuscht kehrte er Wien den Rücken und ging nach Pest zurück, um sich hier endgiltig niederzulassen. Die unwürdige Behandlung, die Semmelweis in Wien erfahren, findet in den politischen Verhältnissen und in der Individualität der Universitätsleiter ihre Erklärung. Die Politik lehrte die Unterdrückung jeder neuen Idee. Die Clique der alten Hofräte bezweckte die Unterdrückung jeder neuen Kraft. Was aber auch immer die Schuld gewesen sein mag, die Verfolgung des armen Semmelweis bleibt, wie Bruck mit Recht behauptet, für alle Zeiten ein Schandfleck in der Geschichte der Medizin. Das Geschick war Semmelweis in Pest recht günstig. Bald drang hier sein Ruf in's Publikum und seine Fachkenntniss fand gebührende Anerkennung. Im Jahre 1851 war er Primararzt im Rochusspital geworden. Nicht zum Schaden der Kranken. Denn während das Kindbettfieber früher hier nicht weniger arg wütete als in anderen Spitälern, betrug die Mortalität während der sechs Jahre, da Semmelweis dort behandelte, nur 0.85 Percent. Im Jahre 1855 wurde Semmelweis Universitätsprofessor. Jeder Andere hätte damit das Ideal seiner Wünsche erreicht und wäre zufrieden gewe-

sen. Die Professur pflegt ja gewöhnlich nicht anregend zu wirken und nirgends wird sicherer auf Lorbern geruht, als auf akademischen Kathedern. Semmelweis rastete aber auch jetzt nicht. Denn seine Lehre war weder im Inlande allgemein zur Geltung gekommen, noch im Auslande anerkannt worden; wo man sich mit ihr beschäftigte, dort war sie missverstanden worden. Wohl fanden sich klare Köpfe, die ihm hilfreich zur Seite standen. Er hatte sich hier zuhause nicht über Verkennung zu beklagen und speziell Markusovsky, der gute Genius aller Medizinal-Angelegenheiten unseres Landes, war ein treuer Mitstreiter an seiner Seite. Die Züricher Universität liess ihn durch Moleschott als Professor berufen, und selbst aus Russland kamen Stimmen der Aufmunterung. Aber die Autoritäten Oesterreichs und Deutschlands wollten von Semmelweis nichts wissen und verlachten seine Lehre. Es nützte nichts, dass er seine Ansichten in einem grossen Werke zusammenfasste; es nützte nichts, dass er alle Gegengründe ruhig und objectiv widerlegte. Man belächelte ihn weiter und sprach weiter von der gefährlichen «Epidemie», die in den Gebärhäusern wütet. Und sie wütete furchtbar. Sie wütete an den Gebärkliniken in Wien, in Würzburg, in Göttingen und in Prag, als hätte nie ein Semmelweis gelebt. Die Nachricht von dem grossen Sterben in den Gebärhäusern versetzte Semmelweis in einen Zustand wirklicher Verzweiflung. Wütend griff er zur Feder und schrieb offene Briefe an Professor Spaeth in Wien, Scanzoni in Würzburg, Siebold in Göttingen, sowie einen weiteren an sämmtliche Professoren der Geburtshilfe, — Briefe, die der treueste Ausdruck seines Seelenzustandes waren. Er will seinen Gegnern die Larve vom Gesichte reissen. Er will sie verfolgen mit aller Kraft, über die er verfügt. Er macht sie verantwortlich für jeden Todten, der auf ihrer Klinik erliegt. Er spricht ihnen alle wissenschaftliche Befähigung ab. Er bezweifelt jeden humanen Funken in ihnen. Er nennt sie geradezu Mörder.

Das war nicht mehr mit Tinte, das war mit Herzblut geschrieben. So spricht die ruhige Logik nicht. Das war die Sprache der Exaltation. Die Exaltation nahm zu. Es geschah nicht einmal, wie Bruck erzählt, dass er während der Vorlesung in Tränen ausbrach, wenn er von dem Schicksale seiner Lehre sprach und dass er deshalb den Vortrag unterbrechen musste. Beim Rigorosum war er unerbittlich, wenn er auf Doctoranden stiess, die seine Lehre nicht genug gründlich erfasst hatten, und der Vorsitzende musste den oft furchtbar erregten Professor auf jede mögliche Weise beruhigen. Er hatte keine Ruhe mehr. Er sprach nur von einer Sache: von seiner Theorie. Er hatte nur einen Gedanken: das Loos der armen Wöchnerinen. Man fing an, für Semmelweis' Verstand zu fürchten und als er im Professoren-Collegium statt eines Referates das Formular eines Eides vorlegte, den alle Hebammen leisten sollten, da war es zweifellos, dass der Arme nicht mehr Herr seiner Sinne sei. Wenige Wochen später musste er in die Wiener Irrenanstalt gebracht werden und kurze Zeit nachher starb er dort, 47 Jahre alt.

Er starb nicht unmittelbar in Folge seiner Geisteszerrüttung. Er ging an einer Blutvergiftung zugrunde. Wenige Wochen vor Ausbruch seiner Krankheit hatte er an einem Neugeborenen eine Operation ausgeführt und sich dabei verletzt. Es ereilte ihn das Geschick des armen Kolletschka. So starb er in doppelter Beziehung ein Opfer seines Berufes.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE*

Acsády Ign., Széchy Mária. (Marie Széchy, 1610—1679 von Ignaz Acsády). Budapest, 1886, Mehner, 168 S. und 10 Beilagen.

Barna Ferd., A votják nép multja s jelene. (Vergangenheit und Gegenwart des wotjakischen Volkes von Ferd. Barna). Budapest, 1886. Akademie, 43 S.

— — *A votjákok pogány vallásáról.* (Ueber den heidnischen Glauben der Wotjaken, von demselben). Das., 37 S.

Csiky Gergely szinművei. XI. A sötét pont. (Gregor Csiky's Dramen XI. Teil: Der dunkle Punkt, Drama in drei Aufzügen). Budapest, 1886, 111 S.

Dankó Józs., A franczia könyvdisz a renaissance korszakban. (Die französische Bücher-Ornamentik im Zeitalter der Renaissance, von Josef Dankó.) Budapest, 1886, Akademie, 194 S., mit 31 Illustrationen.

Deák Farkas, Forgách Zsuzsanna, (Susanne Forgách, 1582—1632, von Wolfgang Deák). Budapest, 1885, Mehner, 108 S. und 5 Beilagen.

Gozsdu Elek, Tantalus. (Tantalus. Neue Erzählungen von Alexander Gozsdu). Budapest, 1886, Aigner, 270 S.

Greguss Ág., A balladáról s egyéb tanulmányok. (Ueber die Ballade und andere Studien, von August Greguss). Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft. Budapest, 1886, Franklin, 576.

Hollósy J., Emlékbeszéd Kruesz Kr. fölött (Denkrede auf Chrysostom Kruesz von Justinian Hollósy). Budapest, 1886, Akademie, 20 S.

Instruction zum Wehrgesetze. Herausgegeben vom k. ung. Ministerium des Innern. Budapest 1886. Nagel, X, 501, LXIV S.

Landsgesetz-Sammlung für das Jahr 1885. Herausgegeben vom k. ung. Ministerium des Innern. Budapest 1886. Nagel, IV und 305 S.

Nyelvemléktár (Sammlung ungarischer Sprachdenkmäler. Herausgegeben von der sprachwissenschaftlichen Commission der ung. Akademie der Wissenschaften. XIII. Bd. Festetics-Codex, Pressburger, Keszthelyer, Miskolczer Codex, herausgegeben von Georg Volf.) Budapest, 1886. Akademie, XXX und 336 S.

Ormós Sigmund von., Ruckerinnerungen. I. Venedig. Temesvár 1886. Budapest, Aigner, 552 S.

Szontagh Nikolaus Dr. von, Illustrirter Führer in die Tatra-Bäder und die hohe Tatra. Mit 19 Illustrationen, einer colorirten Tátrakarte und zwei Situationskarten. Kaschau 1885, Maurer, 340 S.

Trefort August von, Gedenkrede auf Franz Guizot. Aus dem Ungarischen übersetzt. Budapest. 1885, Kilian, 20 S.

— *Denkrede auf Graf Melchior Lonyay.* Budapest, 1886, Kilian, 26 S.

Visi Imre, Tisza Kálman (Koloman Tisza, eine Biographie von Emerich Visi. Mit mehreren Illustrationen). Pressburg, 1885, Stampfel, 50 S.

Wlassits Gyula, A bünkisérlet és bevégzett büncselekvény (Der Versuch und das vollendete Verbrechen. Von der ung. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. I. Bd. Von Dr. Julius Wlassits). Budapest, 1885, Akademie, VII und 580 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DAS KUNSTGEWERBE AUF DER UNGARISCHEN LANDES-AUSSTELLUNG, 1885.

*Bericht des Sectionsrates Emerich v. Szalay an den Verein für Kunstgewerbe.**

(Schluss.)

V. *Die Glasindustrie.* Unsere Glasindustrie ist, was besonders Flaschen für Wein und Mineralwässer, dann Fenster-Glastafeln betrifft, noch sehr auf das Ausland angewiesen. Vielleicht wären wir hierin vorgeschritten, zum mindesten in der Herstellung von Bouteillen, wenn es der weltberühmten Firma Siemens vor etwa zehn Jahren gelingt, auf der Strasse nach Neupest eine Fabrik zu errichten. Allein zu jener Zeit hatte bei der hauptstädtischen Behörde die Ansicht das Uebergewicht, dass durch die Erteilung der Concession unsere heimischen Fabrikanten empfindlich geschädigt würden; und so war Siemens gezwungen, seinem Plan zu entsagen. Seither ist eine unserer grössten Glasfabriks-Firmen, auch ohne Siemens, zu Grund gegangen; wir aber sind gezwungen, Bouteillen für Wein und Mineralwässer in grossen Massen eben von Siemens aus dem Auslande zu beziehen. Man wolle diesen Excurs entschuldigen, der zwar den Wirkungskreis des Kunst-Gewerbe-Vereins nicht berührt, seiner traurigen Tatsächlichkeit halber aber immerhin in Erinnerung gebracht zu werden verdient.

Die Verfügung des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht in Bezug auf die Einbürgerung der Glasmalerei, zu Folge der im Jahre 1878 hier in Budapest, unter der Leitung des Eduard Kratzmann eine Anstalt für Glasmalerei errichtet wurde, in welcher Glasmaler-Gehilfen ihre Ausbildung finden, war für die vaterländische Glasmalerei überhaupt von entscheidendem Einfluss. Unsern geringen Bedarf hatten wir bis dahin fast ausschliesslich aus Innsbruck oder München bezogen, während wir heute, was Glasmalerei, Mosaik-Glasarbeit und Glas-Aetzerei betrifft, in Budapest schon drei Firmen beschäftigen können: Kratzmann, Forgó und Roth, ja, der Erstere sogar für einen bedeutenden Export arbeitet.

* Vorgelesen in der Ausschusssitzung am 20. Jänner 1886. (Aus dem Ungar.)

Geblasene, geschliffene und polirte Gläser, die in die Kategorie des Kunstgewerbes zu reihen sind, haben die Glasfabriken von Schreiber, Zahn's Erben, Kossuch, ferner die Paráder und Feketeerdőer Fabriken ausgestellt. Was die gefälligere und dabei practischere Form und die Decorirung des Glas-Geschirrs angeht, so haben wir in dieser Richtung in neuerer Zeit einen entschiedenen Fortschritt zu verzeichnen. Meines Wissens beziehen wir einen bedeutenden Teil des im Haushalt erforderlichen Glases bis nun noch immer aus den böhmischen Fabriken; und eben diese Mittelwaare ware es, bezüglich welcher man in der Erzeugung die Unabhängigkeit von andern Ländern anstreben sollte und dies auch schon vermöchte, da man ja sehr berücksichtigungswerten derlei vaterländischen Producten begegnet. Eben aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die Concurrenz mit dem Auslande ist das Studium der alten venetianischen, deutschen und böhmischen Gläser nicht dringend genug zu empfehlen und die je getreuere Aneignung der technischen Manipulation bei dem alten, bisher weder an Farbe noch Schliff überholten Glase sorgfältig anzustreben.

Während jedoch Farbe und Gestaltung des Glases selbstverständlich von der Fabrik ausgeht, bildete anderseits die Decorirung desselben zu allen Zeiten einen ganz speciellen Industriezweig, so dass man z. B. auch alten venetianischen Gläsern begegnet, die ihre Decorirung in Böhmen oder Deutschland erhielten. Dieses Schmücken, eigentlich Schleifen des Glases wird in der Monarchie, namentlich in Böhmen im Grossen betrieben, und eben dieser Glas-Decorirung verdankt die Firma Lobmayr in Wien ihren verdienten Weltruf. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass sich auch in Ungarn eine Firma fand, die sich die Decorirung des Glases zur Aufgabe stellte; es ist dies Heinrich Giergl, der hier in Budapest eine Werkstätte eingerichtet hat, und auf der Ausstellung fast ausschliesslich im ungarischen Styl decorirte Glaswaare producirte. — Auch für den ersten Anfang bekundete derselbe so viel Geschmack und Fertigkeit, dass er das ihm zu Teil gewordene besondere Wohlwollen des Publikums in vollem Maasse verdiente; es wäre nur Eines zu wünschen, und das ist: er möge, wenn nur irgend möglich, ausschliesslich mit heimischem Glasmaterial arbeiten.

* * *

VI. *Die Lederindustrie.* Es ist dies einer von jenen Industriezweigen, der in unserem Vaterlande noch kaum eine kunstgewerbliche Bedeutung hat, und von welchem eine Entwicklung auf natürlicher Basis in solange nicht zu erwarten steht, bis man die zum künstlerischen Aufarbeiten des Leders erforderlichen Grund-Elemente, d. i. jedes Stück feineren Leders und die zur Decorirung nötigen Stanzen — welcher wir oben bei dem Metallgewerbe erwähnten — noch aus dem Ausland zu beziehen gezwungen

ist. Und Ungarn betrieb doch einstens einen weltberühmten Lederhandel! So z. B. erwähnt De la Lande in seinem in Leipzig 1767 erschienenen Werke über die Herstellung des Leders nach ungarischer Art und Weise, dass in Nürnberg eine Strasse von den dort regelmässig erscheinenden ungarischen Lederhändlern — (ungarisch: irhások) die «Irher-Strasse» benannt wurde. Und doch beziehen *wir* bis auf den heutigen Tag die feineren Ledergattungen aus Mainz.

Unsere Ausstellung bot auch in der Tat ein sehr bescheidenes Bild der kunstgewerblichen Aufarbeitung des Leders, da wir derselben kaum anderswo begegneten, als bei den Buchbinderarbeiten, welche zum Teil von der geschmacksveredelnden Wirkung der bibliographischen Ausstellung Zeugniss ablegten; darunter verstehe ich aber keineswegs die grösstenteils noch immer überaus geschmacklosen, sogenannten Prachtalbum-Einbände, an welchen wir das Stilgemässe vergebens suchen würden. Wir wollen der Hoffnung Raum geben, dass die Erzeuger solcher Albums sich in Zukunft dem Einflusse des Kunstgewerbe-Museums nicht verschliessen und die Wahrheit des Satzes beherzigen werden, dass bei weitem nicht die überladene Zier und die schreiende Farbenpracht den Einband verschönern und wertvoll gestalten. — Auch eine andere Richtung der kunstgewerblichen Aufarbeitung des Leders bürgert sich neuestens bei uns ein: das Lederpressen. In den Zimmer-Nischen waren einige Stühle mit geschickt gearbeitetem gepressten Leder überzogen. Mit der Herstellung desselben befasste sich eine heimische Unternehmung (Morzsányi). In der Gruppe der Luxus-Artikel begegneten wir nur hie und da dem aufgearbeiteten Leder, was zum Teil auch in der Mode in pluche seinen Grund finden mag. Jedenfalls sollte auch diesem Kunstzweig eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet werden, da es eine unbestrittene Tatsache ist, dass wir für feinere Lederarbeiten jährlich noch sehr bedeutende Summen ins Ausland senden.

* * *

VII. *Die Textil-Industrie.* Diese Industrie — wenn wir von dem im Wege des Hausindustrie-Gewerbes betriebenen Zweige derselben absehen — bietet bei uns für das Kunstgewerbe kaum irgend einen Gegenstand. Möbelstoffe haben einzig allein Philipp Haas und Söhne ausgestellt aus ihrer Fabrik in Aranyos-Maróth; aber auch diese Stoffe waren so zu sagen nur Muster guter Qualität für den einfachen, alltäglichen Gebrauch, die wir allerdings mit Freude betrachteten, da sie ja ein heimisches Product waren; ich glaube aber kaum, dass sie vom Standpunkt des Kunstgewerbes besonders hervorzuheben wären. Für den Verein dürfte es von Interesse sein, zu wissen, dass die Firma Haas in Aranyos-Maróth auch drei Webestühle aufgestellt hat — vorläufig nicht in Betrieb — auf welchen nach Bestellung

dieselbe auch jedweden noch so feinen Damast, beziehungsweise Teppich herzustellen in der Lage ist. Hoffen wir, dass der kunstgewerbliche Verein in den Schichten unserer reichen Bewohner des Landes und bei den geistlichen Oberhirten und den Magnaten auch solchen begegnen wird, die bei uns diesem Industriezweig die erwünschte Bahn brechen.

Unsere heimische Teppich-Weberei bewegt sich vorwiegend nur im Rahmen der volkstümlichen Hausindustrie und entspricht als solche höheren künstlerischen Anforderungen selbstverständlich nicht. Inwiefern an mehreren Orten und in grösserer Quantität Teppiche rein als Handels-Artikel erzeugt werden, entwickelt sich dieser Teil der Hausindustrie schon zum förmlichen Industriezweig, besonders dort, wo die Teppich-Weberei sich der mächtigen Unterstützung des Ackerkau-, Gewerbe- und Handels-Ministeriums erfreut und wo die Original-Muster des Kunstgewerbe-Museums in Anspruch genommen werden. Dies erfolgt hauptsächlich bei dem Verein zur Verbreilung der Hausindustrie im Széklerlande. Was die Székler-Teppiche anbetangt, so verdienen diese trotz ihrer primitiven Desseins doch besonders erwähnt zu werden, da sie mit vollständig anilinfreien Farbestoffen erzeugt werden.

Eine andere prägnante Eigentümlichkeit der Székler Teppiche besteht darin, dass in denselben die rote Farbe nicht vorkommt. Mit Teppich-Weberei in grösserer Ausdehnung befassen sich auch die Serben und Bulgaren in den Comitaten Temes und Torontal. In kunstgewerblicher Beziehung stehen die bosnischen Teppiche, an welchen der orientalische Einfluss unmittelbarere Spuren hinterliess, höher als die unserigen. Aber auch die im orientalischen Pavillon ausgestellt gewesenen herrlichen persischen, smyrnaer und dergleichen Teppiche verdienen erwähnt zu werden, welche durch ihre reiche Farbenpracht zu den anziehendsten Gegenständen der Ausstellung zählten und hier als die einzigen, jedoch würdigen Repräsentanten dieses Zweiges der Kunstindustrie erschienen. Dass man, was orientalische Teppiche betrifft, den älteren den Vorzug gibt, daran ist etwa nicht Befangenheit, noch die besondere Vorliebe für fahle Farben, sondern hauptsächlich der leidige Umstand schuld, dass auch bei diesen in neuerer Zeit der zerstörende Einfluss der Anilinfarben sichtbar wird.

Verzierter Seidenstoff — von Gobelin-Wirkerei gar nicht zu sprechen — wird bei uns überhaupt nicht erzeugt. Wie denn auch, da wir ja sogar unser Tuch und einfache Woll- und Garnstoffe zum grössten Teil aus dem Ausland beziehen!

Was die Weiss- und farbige Stickerei anbelangt, so wird diese bei uns fabriksmässig kaum betrieben (auch auf der Ausstellung haben nur zwei Firmen mittelst Maschinen hergestellte Stickereien ausgestellt), sondern sie kommt teils durch Weisswaaren- und Leinwandhändler, teils durch die Verkäufer von weiblichen Handarbeiten in den Handel. Auch im Wege der

Hausindustrie wird dieselbe in einzelnen Gegenden in sehr bedeutendem Maasse betrieben, wofür die Ausstellung der Frauen-Industrie vor einigen Jahren, diesmal aber der Pavillon für Hausindustrie, der croatische Pavillon und in retrospectiver Beziehung das Székler-Haus glänzendes Zeugniss ablegten.

Stickereien von volkstümlichem Charakter und Wirkereien werden ebenso wie dies bei den Teppichen bemerkt wurde, an mehreren Orten als gewöhnliche Industrie-Artikel in grösserer Quantität erzeugt. So z. B. sind die Kalotaszegher verzierten Nähtereien in Budapest in allen Niederlagen der Mössmer'schen Leinwandhandlung zu haben. Das Aufblühen dieser, von alter Kraft zeugenden, in jeder Beziehung concurrenzfähigen Hausindustrie ist in erster Reihe den Bemühungen der Frau Sigmund Gyarmathy zu danken. Ein zweiter Verein für Hausweberei, der in Békés-Csaba, dessen Seele Frau Ladislaus Bartóky ist, erzeugt zumeist mit Streifen verzierte Waare. Schade, dass hierbei die alten Original-Muster nicht beibehalten wurden, sondern ein piquetartiges, weniger geschmackvolles Erzeugniss hergestellt wird, welches auf einen grösseren Absatz, als den localen, kaum zu rechnen vermag.

Ich gedenke noch bei dem Abschnitt über Hausindustrie auf diese Stickereien von volkstümlichem Charakter zurückzukommen, und wünschte nur die Aufmerksamkeit des g. Vereins auf die Zeichnungen und Desseins der Stickereien, Wirkereien und Teppiche zu lenken. Wie überhaupt, so sind wir auch in Ansehung von Zeichnern im Kunstgewerbe so ziemlich armselig bestellt. Die Händler, welche den in Rede stehenden Kunstindustriezweig vermitteln, beziehen, namentlich was die sogenannten «angefangenen» Wollstickereien betrifft, ihren Bedarf zum grössten Teil noch aus Berlin; specielle Arbeiten werden, wegen des kostspieligen Honorars für die Zeichner, hier bei uns nicht entworfen; kurz: auch in diesem Zweige besteht nicht jener rege Verkehr zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, welcher in nationalökonomischer Beziehung erforderlich wäre.

Bei der Stickerei-Gruppe müssen wir noch eines ursprünglich rein ungarischen Industriezweiges gedenken: der Stickerei und Verzierung der «szür» (Bauern-Mäntel aus Walkhaar). Verzierte «*szür*» haben wir auf der Ausstellung viele und schöne gesehen; schade, dass auch hier schon die Anilin-Farben Verbreitung finden.

Wahre Meisterstücke der Gold- und Seidenstickerei nehmen wir an den alten mohamedanischen kunstgewerblichen Gegenständen wahr; hier auf dem feinen Battist (Gaze) ganze Blumen-Gewinde von vorzüglicher harmonischer Farbenmischung; dort auf den schweren Sammt- und Seide-Wirkereien ganze Sprüche aus dem Koran in Arabesken gefasst Mit diesen die neueren Erzeugnisse verglichen: wie unaussprechlich gering sind dieselben mit ihren in geometrischen Gestaltungen ausgenähten Stern-Verzierungen aus dünnen Goldfäden!

Es scheint, bei den Völkern des Orients trat erst jetzt das Zeitalter des gänzlichen Verfalls ein, welchen wir in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durchlebten.

Jene von den weiblichen Handarbeiten im Pavillon für Hausindustrie, welche nicht Producte der volkstümlichen Hausindustrie sind, waren nur wegen der Verwandtschaft mit diesen Gegenständen in diesen Pavillon eingeteilt. Heute können wir schon mit Freude behaupten, dass die volkstümliche Verzierung, an welcher unser Vaterland so reich ist, — nach Muster des deutschen «Holbein-Stich»-es, auch bei uns immer mehr und mehr salonfähig wird. Unsere Frauen befassen sich mit derselben als Lieblingsbeschäftigung. Wie ich schon oben erwähnte, wird jedwede Art der Stickerei fabriksmässig nur in sehr geringem Maasse betrieben; sie bietet vielmehr vielen hundert fleissigen Frauen zu Hause einen Erwerb, bei dessen gründlicher Vorbereitung unsere Lehrerinen-Bildungsanstalten und der Landesverein für Frauen-Industrie grosse Dienste leisten. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Gruppe dieser Lehrinstitute im Unterrichts-Pavillon. Eine sozusagen specielle Gruppe der Stickerei bildet jene der kirchlichen Gegenstände; — auf der Ausstellung war im croatischen Pavillon ein von den Barmherzigen-Schwestern in Agram, in venetianischem Styl reich gestickter, wahrhaft schöner, vollständiger Ornat zu sehen. Um so mehr bedauerten wir, die Arbeiten des von Bischof Arnold Ipolyi begründeten Kunstinstituts in Neusohl, dessen Stickereien im alt-christlichen Styl auf der Ausstellung von Frauenarbeiten (1881) so gerechtes Aufsehen machten, hier in der Ausstellung diesmal entbehrt zu haben.

Bei der Weissstickerei ist auch noch der Sträflingsarbeiten zu gedenken, welche von Kaufleuten und Privaten, der vorzüglichen Qualität und Billigkeit halber, reichlich in Anspruch genommen wurden. Das Justizministerium vollbringt eine grosse humanitäre Tat, indem es diesen unglücklichen Geschöpfen der Gesellschaft für die Zeit ihrer Gefangenschaft eine nützliche Beschäftigung, den Gebesserten hingegen zum Zeitpunkt ihres Freiwerdens einen unabhängigen Erwerb bietet.

Das Spitzenklöppeln wird derzeit bei uns mehr noch in volkstümlicher, als kunstgewerblicher Richtung betrieben, und auch da noch in sehr beschränktem Maasse. Von der Hausindustrie abgesehen, waren ausser der Firma Misselbacher in Schässburg und Maria Bolé in Agram, kaum andere Aussteller zu sehen. Allein auch zur Entwickelung dieses Kunstindustrie-Zweiges bietet der Herr Minister des Handels kräftige Unterstützung, der in Herrengrund (Urvölgy) und Sóvár Lehr-Werkstätten für Spitzenklöppelei errichtet hat; und haben diese Institute in dem Unterrichts-Pavillon sehr beachtenswerte Arbeiten ausgestellt. Meines Wissens hat ein hervorragender Wiener Spitzenhändler bei dem Inspector des Kunstgewerbe-Museums, Herrn Georg Ráth, auch schon Schritte getan, die darauf abzielen, unserer

heimischen Spitzen-Industrie eine kunstgemässe Richtung zu geben und hier in Budapest ein Geschäft zu errichten.

* * *

VIII. *Die Industrie der Vervielfältigung.* Es ist dies abermals ein Zweig der Kunstindustrie, für den wir jährlich dem Ausland noch grosse Opfer bringen.

Die Xylographie nimmt erst in neuerer Zeit einen grösseren Aufschwung durch das Werk des Kronprinzen, zu welchem Behufe durch Morelli, Professor an der Kunstgewerbe-Schule, eine besondere Kunstanstalt errichtet wurde. Darum waren Jene, die hier in der Heimat herangebildet wurden, fast ohne Ausnahme gezwungen, ihren Broterwerb im Auslande zu suchen. Die Holzschneider erhalten ihre Ausbildung in der Kunstindustrie-Schule und haben an der Ausstellung mit ihren, einer besonderen Anerkennung würdigen Arbeiten im Unterrichts-Pavillon teilgenommen. — Im Anschlusse zur Holzschneiderei muss ich der Kupferstecher-Kunst erwähnen, welche unter der Leitung des Prof. Doby ebenfalls in der Kunstindustrie-Schule gelehrt wird, da sie jedoch erst vor zwei Jahren eingeführt wurde, natürlich noch beim ersten Anfang ist. Holz- und Kupferstiche haben Gustav Morelli und Eugen Doby, dann der in Wien lebende Ludwig Michalek im Pavillon der bildenden Künste ausgestellt, wo dieselben die verdiente Beachtung erhielten.

Ein grosser Concurrent dieser beiden Kunstindustrie-Zweige ist jenes mit Hilfe der Photographie bewirkte Verfahren, welches unter den Namen Cinkographie, Phototypie, Heliogravure und ähnlicher Producte bekannt ist. Dieses Verfahren kommt bei uns neuestens in Schwung und findet seine hervorragenden Repräsentanten, als: Weinwurm, Klösz, Kozmata, Elias Ellinger, Beszédes in Gran, Divald in Eperies. Aber alle diese fast ohne Ausnahme klagen über Mangel an Arbeit und hauptsächlich darüber, dass die Buchdruckereien ihren Bedarf grösstenteils aus Wien von Angerer beziehen. Auch hier wiederholt sich die alte Klage, dass, in Ermangelung von grösseren und bedeutenderen Bestellungen, es unmöglich sei, die Anstalten den Zeitanforderungen gemäss zu instruiren. Was speciell die Cinkographie betrifft, so hat der Herr Minister für Cultus und Unterricht schon im verflossenen Jahre an den geehrten Verein ein Schreiben gerichtet, welches derselbe mit Beginn seiner Wirksamkeit sicherlich in Verhandlung nehmen wird. Wir wollen hoffen, dass der Verein zur Sanirung der Mängel Mittel und Wege finden wird. Aus dem Gesagten geht hervor, dass die meisten unserer Buchdruckereien sich auch mit der Herstellung von, auf dem Niveau der Kunstindustrie stehenden Erzeugnissen befassen. Schade, dass in künst-

lerischer Beziehung unzweifelhaft unsere erste Druckerei, die Franklin-Gesellschaft, sich an der Ausstellung nicht beteiligte.

Farbendrucke werden erst in neuerer Zeit in grösseren Quantitäten, sowohl in wissenschaftlicher als kunstgewerblicher, Beziehung bei uns erzeugt; einzelne Versuche sind etwa auf die Vorzeit von 40 Jahren zurückzuführen. Im J. 1847 erschien in der artistischen Anstalt des Nikolaus Szerelmey das Werk «Ungarns Vorzeit und Gegenwart», zehn Jahre später, zur Erinnerung an die Rundreise Ihrer Majestäten in Ungarn im Jahre 1857, im Kunstdruck des Alexander Kocsi die Legende der heil. Elisabeth. Eben wieder zehn Jahre verflossen bis zum Erscheinen eines dritten Prachtwerkes in Farbendruck: es ist dies die aus der Druckerei des Gustav Emich im Jahre 1867 hervorgegangene, seine Vorläufer weit überflügelnde «Marci Cronica». Während dieser Zeit, ja auch schon viel früher, zumal in den sechziger Jahren wurden auch Steindruckbilder in grösseren Quantitäten, aber mit geringerem Kunstwert erzeugt; von den mit der Herstellung derselben sich befassenden Anstalten haben sich die Grund'sche, dann jene der Gebrüder Légrády langsam zu Kunstdruckereien ausgebildet, die jetzt schon auch Farbendrucke produciren; letztere hat mit dem Benczur'schen, die Taufe des heil. Stephan darstellenden Bilde, bei uns einen neuen Industriezweig, den Oelfardendruck, eingebürgert. Als Kunstdruckerei ist noch die königl. ungarische Staatsdruckerei zu nennen, deren Landkarten und oben erwähnte Abdrucke von Tabakblättern als Arbeiten ersten Ranges anerkannt wurden. Sehr schöne Farbendrucke liefert die neuestens entstandene Druckerei «Pallas», die jedoch an der Ausstellung nicht Teil nahm. Landkarten und kunstgewerbliche Farbendrucke erzeugt auch das Kunstinstitut des Karl Louis Posner; für Farbendrucke jeder Gattung ist auch die Anstalt des Josef Ullmann und des M. Deutsch eingerichtet. Ausser den hier erwähnten waren noch mehrere locale und provinzielle Kunstdruckereien auf der Ausstellung vertreten. Obschon nun anerkannt werden muss, dass unsere Farbendrucke und überhaupt unsere Producte der Kunstdruckereien, was Stimmung der Farben und vollends künstlerische Ausführung betrifft, mit dem Auslande überhaupt noch nicht concurriren können: so ist doch in diesem Industriezweige ein entschiedener Fortschritt immerhin anzuerkennen, und wir zweifeln nicht, dass sich unsere Kunstdruckereien schnell entwickeln werden sobald das Publikum denselben die entsprechende Teilnahme zukommen lassen wird.

Welchen mächtigen Aufschwung könnten unsere Kunstdruckereien erhalten, wenn z. B. die zu den ungarischen Bilderbüchern erforderlichen Bilder hier im Lande erzeugt würden!

In einer Richtung jedoch sehe ich unsere Kunstdruckereien noch kaum beschäftigt: in den kleinen Bildern, als da sind die Heiligenbilder und sogenannten Gratulationskarten. Offen gestanden, ich begreife nicht, warum wir

in derlei sich eines enorm grossen Absatzes erfreuenden Artikeln fortwährend dem Ausland Opfer bringen, wo wir doch, was z. B. Etiquetten betrifft, schon mit bedeutendem Erfolg die Concurrenz bestehen. Es ist dies auch ein Punkt, welchen ich dem g. Verein, mit dem hier sogleich nachfolgenden, vertrauensvoll zur Berücksichtigung empfehle.

Es gibt nämlich noch einen Zweig dieser Industrie, die Fabrikation von buntem und sogenanntem Fantasiepapier, die in Baiern, namentlich in Nürnberg heimisch ist. Derlei Papier nimmt das Buchbinder- und Cartonage-Gewerbe in so grossen Massen in Anspruch, dass es der Mühe wert wäre, mit der Einbürgerung dieses Industriezweiges sich gründlich zu befassen.

Unsere Papiertapeten-Fabrikation haben zwei Firmen: Áldásy und Sieburger und Comp., durch ihre mit Geschmack und künstlerischem Sinn hergestellten Arbeiten gut repräsentirt; ich glaube nicht zu irren, wenn ich ausspreche, dass es bei uns mehr Tapeten-Fabrikanten, als die genannten, vorläufig gar nicht giebt; allein in Anbetracht des Bedarfes wünschen wir mehrere und je bessere.

* * *

IX. *Die Hausindustrie.* Ueber den engeren oder weiteren Begriff dieser Denomination herrschen in Fachkreisen sehr wesentlich von einander verschiedene Meinungen; bei dem Standpunkte, den ich in dem gegenwärtigen Bericht einnehme, glaube ich vor Allem bemerken zu müssen, dass ich unter der Benennung Hausindustrie alle jene national-volkstümlichen, vom Volke in seinem Heim erzeugten Gegenstände zusammenfasse, deren Eigenart der Verzierung es von seinen Ahnen überkommen hat, und welche Gegenstände auch zur Deckung seines eigenen Hausbedarfs dienen.

Die Erzeugnisse der Hausindustrie waren in drei Hauptgruppen geteilt; in jene der Holz-, der Thon- und der Webe Industrie. Der Hausbedarf weist zwar auch auf die vierte Gruppe, die Metallindustrie, hin, allein diese war, so sonderbar es auch scheinen mag, in den ungarischen Abteilungen der Ausstellung, so zu sagen, gar nicht anzutreffen. Hie und da ein Messer mit verziertem Stiel, ein volkstümlicher Schmuck: das war eben Alles, was wir von volkstümlich erzeugten Gegenständen der Metallindustrie zu sehen bekamen. Ganz anders verhielt sich die Sache im bosnischen und orientalischen Pavillon, wo wir den Erzeugnissen des Metallgewerbes auf Schritt und Tritt begegneten.

Auf die Frage: ob es einen ungarischen, volkstümlichen Styl giebt, — glaube ich mit Ja antworten zu können, allein mit dem Zusatz, dass dieser ungarische Styl kein selbstständiger ist, sondern durch die Mischung von orientalischen, deutschen und slavischen Elementen sehr beeinflusst wird. Es ist das die natürliche Folge der Berührung der verschiedenen Nationali-

täten in einem an letzteren so bunten Lande, wie Ungarn. Eine von den bezeichnenden Eigentümlichkeiten der ungarischen volkstümlichen Blumen-Verzierung sind die rund gebogenen Linien; die Lieblings-Blumen: Nelke, Rose und Tulpe.

Die volkstümliche Holzindustrie bietet, bei der natürlichen Neigung des Ungars zur Schnitzerei und bei seinem eminenten Farbensinn, sehr viele malerische Gegenstände. Auf der Ausstellung waren das Tor des Székler-hauses mit seiner geschnitzten bunten Blumen-Verzierung, dann die Möbel des Thoroczkaer Zimmers die hervorragendsten Muster dieser Art. Wir waren in der Lage, sowohl an diesen, wie überhaupt an den sehr interessanten Gegenständen jeder Art und Weise, sehr lehrreiche Erfahrungen zu machen in der Richtung, wie der einfache Geschmack des Volkes so entsprechend die Gestaltungen herausfühlt, welche den Erzeugnissen der einzelnen Industriezweige, im Verhältnisse ihres verschiedenen Materials zukommen, ohne dass hiebei das Wesen der Verzierung geopfert würde. Es wird dieser, an sich gering erscheinende Umstand in unserem Kunstgewerbe von practischer Bedeutung, zumal in Ansehung der gegenwärtig modernen Richtung in der ungarischen volkstümlichen Verzierung, und in Beachtung dessen, dass eine Verzierung ein und desselben Musters, ohne irgend eine Abänderung, dem eben im Entstehen begriffenen Gegenstand aufgenötigt wird, es mag dieser nun von Holz, Metall oder von Thon sein, oder zur Textil-Industrie gehören.

Eine solche, dem Stoff nicht entsprechende Verzierung übt dann immer auf das Auge des Laien einen unerklärlichen, gezwungenen Eindruck aus; und es mag diese Verzierung, wie eben Alles in der Welt, eine Weile lang auch in der Mode sein, allein das Publikum — es weiss selbst nicht warum — bekommt dieselbe nur zu bald satt.

Zur Holzindustrie zurückkehrend, waren in der Abteilung für Altertümer einige gemalte und vergoldete, ungarische Herrschaftsmöbel von Schnitzarbeit zu sehen, an welchen die ungarischen volkstümlichen Verzierungen unverkennbar waren. Diese Möbel mögen wohl die einstigen Grundherren durch den Tischler ihres Dorfes anfertigen haben lassen; die primitive Art der Schnitzerei lässt zum mindesten diesen Schluss gerechtfertigt erscheinen. Es mag daher auch schon in alter Zeit im Gebrauch gewesen sein, in den Wohnungen der Herrschaften die Decorirungen der Hausindustrie anzuwenden.

Im ungarischen volkstümlichen Gewerbe ist die Stroh-, Binsen- und Rohrflechterei sehr verbreitet; von letzterer sahen wir ausnehmend feine Erzeugnisse aus Nagy-Károly aus dem Verein des Nikolaus Katona für Binsenmatten- und Rohrdecken-Flechtereien. Es sind diese Fabrikate bei uns noch so ziemlich unbekannt und zwar aus dem für uns ganz ungewöhnlichen Grunde, dass ein Genfer Haus mit Katona in Bezug auf alle seine

Erzeugnisse einen Vertrag für mehrere Jahre abgeschlossen hat. In Genf werden diese Arbeiten mit Seide gefüttert und als Arbeitskörbchen, Bonbonnières u. dgl. montirt in alle Welt versendet. Wir könnten hieraus zweierlei Lehren ziehen: einmal, dass wir auch hier in der Heimat diese Gegenstände montiren sollten, da uns hiedurch ein grösserer Nutzen zu Teil wird; und zweitens, dass es überflüssig ist, jede Kunst-Korbflechter-Arbeit aus dem Auslande zu beziehen, wo wir diese zu Hause eben so gut herzustellen im Stande sind.

Im croatischen Pavillon waren einige Producte der Holzindustrie, namentlich Kürbis-Feldflaschen, Spindeln (orsó), Spazierstöcke von ausnehmend geschmackvoller Verzierung zu sehen. Die Decorirung besteht aus feinen, in der Regel stylisirten Blumengewinden, welche der einfache Hirte mit seinem Messer schnitzt, und deren effectvolle rötliche und schwarze Färbung derselbe mit etwas Scheidewasser und von seinem Hute herabgekratztem schwarzen Filzstaub hervorbringt.

Die sehr gefällige Form der vaterländischen Thonindustrie-Producte, besonders jene der Krüge, weist entschieden auf orientalischen Ursprung hin. Diesbezüglich haben wir uns bei der Vergleichung des im bosnischen und orientalischen Pavillon Gesehenen auch practisch überzeugen können.

Im Pavillon für Hausindustrie waren die volkstümlichen Töpferwaaren, als selbstständiger Industriezweig, verhältnissmässig in noch bescheidenerem Maasse repräsentirt, als in der grossen Industriehalle. Nur die fünfzehn Zimmer-Nischen waren mit Krügen und Tellern reichlich decorirt. Hier konnte man einen Vergleich anstellen zwischen den alten und neueren Erzeugnissen der verschiedenen Gegenden, wobei man eingestehen musste, dass die alten Geschirre, was Form, Glasur, Farbe und Verzierung betrifft, vor den neueren entschieden im Vorteil waren.

Wie von den übrigen Zweigen der Hausindustrie, so lässt sich auch von der Töpferindustrie behaupten, dass der volkstümliche Geschmack, ohne dass er von seiner Originalität abgewichen wäre, die seinen Verzierungen und dem Material des Gegenstandes einzig und allein entsprechende Anwendung und die Harmonie der Farben gefunden hat. Ich glaube nach den teils auf der Ausstellung, noch mehr aber im Privatwege angestellten Studien den Schluss ziehen zu können, dass in Bezug auf Decorirung die Töpferindustrie wie überall auch bei uns nach gewissen Gegenden in einzelne grössere Gruppen geteilt werden könne. Diese Verzierungen sind je nach den Nationalitäten verschieden, so z. B. in Szenicz, wo zumeist Slovaken wohnen, ist die vorherrschende Farbe auf weissem Grund blau, gelb und grün, aus welcher sich gewöhnlich dichte Blumen- und netzartige Decorirungen entwickeln, — während in der Zips, besonders in der Gegend von Kaschau, auf demselben Grunde Rosenguirlanden vorherrschen. Im ungar. Tiefland ist auf ockergelbem Grund ein aus weissen, blauen, grünen und rotbraunen Farben combi-

nirter Blumenschmuck in der Mode; während der Walache in der Arader Gegend nur mehr auf grünlich-weissen Grund handgrosse dunkle Flecken malt. Die Siebenbürger Krüge zeigen auf weissem Grund mehrfarbigen, besonders aber blauen, oder auf blauem Grund weissen Blumenschmuck. Wie bei jenen Oberungarns, so kommen auch hier sehr oft figurale Verzierungen vor; und bei den Széklern ist auch noch die Form des Schachbrettes besonders beliebt.

Den orientalischen und antiken Charakter haben jedoch am reinsten bewahrt die sogenannten «vászonkorsók» oder unglasirten Krüge des Tieflandes. Bei diesen unglasirten roten Thonkrügen wendet das Volk auch bis heute noch die 3—4 Reihen Streifen und ein paar schneckenartige in so unverfälschter Einfachheit an, wie es dieselben vielleicht noch aus Asien mit sich brachte, und in welcher sehr ähnlichen Gestaltung wir sie an zahlreichen Thongegenständen sehen, die von den ältesten Völkern herrühren.

Noch schönere und viel reichlicher verzierte solche Krüge als die unsrigen waren im bosnischen Pavillon zu sehen. Hier, und in der bulgarischen und ostrumelischen Gruppe des orientalischen Pavillons, waren grün glasirte Krüge von hervorragend schöner Form und überaus reicher Verzierung ausgestellt, deren Figuration, namentlich die sehr malerisch wirkenden, durchgebrochenen Seitenhöcker, sowohl Zsolnay als Ignaz Fischer, freilich mit anderer Färbung, seit einigen Jahren schon nachahmen.

In unserer Hausindustrie war am reichlichsten die Textil- (Webe-) Industrie vertreten, von dem feinen weissen Battist-Gewebe (Maill) angefangen bis zu den bunten Teppichen, in den mannigfaltigsten malerischen Gestaltungen. Ich beschränke mich kurz nur auf die Herzählung der Hauptgruppen, als da waren: die kumaer und slavonischen Goldstickereien in reinem orientalischen Styl; die ungarischen, croatischen und bosnischen Battisttücher mit Seidenstickerei, welche wir auch auf den Ausstellungen in den Südländern der Donau, und in ihrem engeren Vaterlande, in der Türkei, in reichlichem Maasse antrafen und anzustaunen in der Lage waren. Es folgen die mit farbiger Wolle auf Leinwand gestickten siebenbürgisch-sächsischen, ungarischen, slovakischen, Matyók (im Borsóder Comitat), Székler- und Csángó-Verzierungen, deren ursprüngliche Benennung, als: Eichel-Knopf, Elefant, Bärentatze, Hahnenkamm u. s. w. wir zu erlernen die Gelegenheit hatten.

Wir übergehen nun auf die Webe-Industrie, namentlich auf die Schürzen (Katrineza) von malerischer Wirkung, an denen man oft was lange Fransen, dann Gold- und Silberweberei betrifft, einer staunenswerten Pracht begegnet, — um endlich zu den Teppichen zu gelangen, an welchen unsere Ausstellung, namentlich der croatische Pavillon, einen unglaublichen Reichtum entwickelte.

Die Mode des Gebrauchs der Teppiche bei uns ist sicherlich auf die

Zeit der türkischen Herrschaft in Ungarn zurückzuführen; es bezeugt dies der entschieden orientalische Charakter der Decorirung dieser Erzeugnisse, welche am treuesten von den Serben, den Rumänen in Ungarn und den Croaten bewahrt wurde, indem man nur wo möglich schreiende Farben und grössere Figuration anwendete.

Die Székler, wie ich oben erwähnte, gingen in viel einfachere Motive über und wenden neben der weissen nur dunkle oder fahle Farben an, daher sie auch die einzigen sind, die den Anilin-Farben entsagten, deren verheerende Wirkung auf den Beschauer sowohl im Pavillon für Hausindustrie als im croatischen einen so traurigen Eindruck macht, und von welcher Verheerung selbst die, ansonst künstlerisch vielleicht vollkommensten bosnischen Teppiche nicht mehr ganz frei waren. — Das Handelsministerium trägt neuestens grosse Sorge für die Ausmerzung des Anilins, und hat die Ausstellungs-Jury für anilinfreie Erzeugnisse ganz richtig besondere Preise ausgesetzt.

Was die Hand- und Textil-Arbeiten betrifft, so muss man auch bei diesen anerkennen, dass die älteren in jeder Beziehung schöner und besser sind, als die neuen, welche die für das volkstümliche Kunstgewerbe durch die Verbreitung der Civilisation entstehenden Nachteile sehr empfindlich wiederspiegeln.

Die einfache und kurze Lehre, welche wir aus dem Rückgang unserer Hausindustrie ziehen können, ist die, dass die letztere, wo sie noch im Volke lebt, so lange als möglich sorgfältig zu bewahren ist. Da sich jedoch das Volk, bei der schnellen Verbreitung der billigen Fabriks-Artikel, immer mehr und mehr von der Hausindustrie abwendet: ist es unsere Pflicht, die guten alten Muster und Vorbilder so schnell als möglich zu sammeln und dieselben mit Sinn und Verständniss zu gebrauchen.

BUDAPEST IM MITTELALTER.



I.

Am Schlusse der römischen Periode sehen wir in *Aquincum,* dem heutigen Altofen, eine Stadt mit hübsch gepflasterten Gassen und Plätzen; am Donaustrande erheben sich öffentliche Bauten, wo die Bewohner zusammenkommen; Tempel mit Bildsäulen und Portalen dienen dem Götter-Cultus; grosse Bäder der Zerstreuung und Gesundheit; Theater und Amphitheater sorgen für die schaulustige Menge. Selbst das zum Mühlbetriebe nötige Wasser wird auf prächtigen Triumphbogen in die Römerstadt geleitet. Ausserhalb derselben verbinden trefflich unterhaltene Wege und

Strassen die Stadt mit der nahen und fernern Umgebung; an den Seiten derselben erheben sich künstlerische Grabdenkmäler. Aus den wohlerhaltenen Gärten und Baumanlagen blicken luxuriöse Villen hervor, in denen die wohlhabenden Bürger der Stadt die Sommermonate mit ihrer Wirtschaft oder mit der Lectüre verbringen, sich so stets mehr an die friedliche Lebensweise gewöhnen und den militärischen Beruf verschmähen.

Und diese blühende Stadt am Donaustrande verschwand im Laufe der folgenden Jahrhunderte derart, dass die zu Ende des IX. Jahrh. hier anlangenden Ungarn nichts als Trümmer, die stummen Zeugen eines unbekannten, untergegangenen Lebens vorfanden. Sogar die Sage schwieg von der einstigen Blüte und Grösse dieser Stadt. Dennoch ist das Römertum in Aquincum aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mit Einem Male erlegen. Es war kein plötzlicher Tod, sondern ein langsames, aber um so wirksameres Absterben.

Prof. Salamon folgert aus den spärlichen Andeutungen der Münzfunde, der Meilensteine, Ziegel etc., dass das römische Leben in unserer Stadt etwa vom Anfange des II. Jahrhunderts bis ungefähr 378 n. Chr. G. gedauert habe. Aus diesem *vierten Jahrhundert*, mit dem sich unsere Vorlage im *ersten Capitel* des zweiten Bandes befasst, sind von Aquincum nur wenige zerstreute Daten aufbewahrt geblieben. Interessant ist, dass der letzte datirte Inschriftstein in unserer Stadt aus dem Jahre 305, in unserer Gegend (bei Duna-Pentele) aus dem J. 310 stammt, somit aus der Zeit, mit welcher die officielle Allein-Herrschaft des Heidentums im römischen Reiche ihr Ende erreicht hatte. Am 30. April 311 veröffentlichte Kaiser Galerius das Edict zur Einstellung der Christenverfolgungen und zwei Jahre später erschien das berühmte Mailänder Edict der Kaiser Konstantin des Grossen und Licinius, womit das Christentum öffentlich anerkannt wurde.

Selbstverständlich verschwand das Heidentum nicht sofort aus dem Leben, noch weniger aus den Familien; aber auch das Christentum hatte schon weit früher in Pannonien und höchst wahrscheinlich in Aquincum Wurzeln geschlagen und weite Verbreitung gefunden. Ein Bischof von Sirmium (Domnius) wohnte 325 dem Concil in Nicäa bei; auf dem Concil zu Sardika (Sophia) im J. 344 waren Euthereus, der Bischof in Pannonien und Marcus, Bischof von Siscia (Sissek) anwesend. Ebenso gab es in Mursa (Essek), und in Singidunum (Belgrad) schon im IV. Jahrhundert christliche Bischöfe. Daraus folgert Prof. Salamon, dass auch Aquincum, die Hauptstadt der Provinz Valeria, der Sitz eines Bischofs gewesen sein müsse. Aus Pannonien stammen die Heiligen Hieronymus (aus Stridon, auf der Murinsel gelegen) und Martinus (aus Sabaria, dem heutigen Steinamanger). Ebenso besitzen wir Kunde von mehreren christlichen Märtyrern in Pannonien schon aus dem III. Jahrhunderte. Trotzdem ist es bedeutsam, dass man in Aquincum selbst bis heute noch keine christlichen Denkmäler auf-

gefunden hat. Der letzte Zeuge römischen Lebens in unserer Stadt ist ein Ziegelstempel aus dem Jahre 377 mit der Aufschrift: «Frigeridus vir perfectissimus dux.» Der Titel «perfectissimus» gebührte nur dem Statthalter. Die Aufschrift lehrt also, dass noch im J. 377 die Statthalter an den Grenzen Pannoniens mit Befestigungsarbeiten beschäftigt waren. Der Ziegel wurde übrigens auf der Pester Seite in den Ruinen der ausgegrabenen kleineren Befestigung gefunden.

Im Jahre 364 teilten die Brüder Valentinianus I. und Valens die Herrschaft des Reiches; die Grenzfestung war Singidunum (das heutige Belgrad). Valentinian regierte im Westen, Valens im Osten; zu Valentinians Gebiet gehörten auch die beiden Pannonien, wo die beiden Kaiser geboren worden waren.* Die Regierung Valentinian's I. ist gekennzeichnet durch grausame Willkür in der Justiz und durch rücksichtslose Erpressungen, welche die Staatsbürger förmlich ausplünderten. Der Kaiser reizte überdies durch sein unkluges Verhalten die benachbarten Barbaren, namentlich die Quaden und Sarmaten, welche deshalb einen verheerenden Einfall gegen Sirmium unternahmen (371). Vier Jahre später wollte Valentinian sich an den Barbaren rächen, doch ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, starb er in Carnuntum eines plötzlichen Todes. Seine Feldherren erhoben sofort seinen gleichnamigen Sohn als Valentinian II. auf den Cäsarentron. Valentinian II. war damals erst vier Jahre alt und verweilte mit seiner Muter Justina in der Nähe von Carnuntum. Die feierliche Proclamation und Installation des jugendlichen Kaisers erfolgte am 23. oder 29. Nov. 375 zu Aquincum, sechs Tage nach dem Tode Valentinian's I.; *das war also die erste Krönung in Ofen.* Aquincum hatte auch einen kaiserlichen Palast. Diese Festlichkeit schliesst zugleich die Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend; denn die sogenannte «Völkerwanderung» und damit die «neue Zeit» beginnt schon mit dem darauffolgenden Jahre 376.

Den *ersten Zeitraum der Völkerwanderung* behandelt das *zweite* Capitel unseres Werkes; der Angriff der Barbaren, insbesondere der Quaden und Sarmaten, wurde schon im J. 377 wiederholt; der Statthalter Pannoniens, Frigeridus, führt in diesem Jahre seine Schaaren gegen die Gothen in Thracien, wodurch sein eigenes Gebiet von Streitkräften entblösst wurde. Diesen Moment benützten die barbarischen Nachbarn und überfluteten Pannonien, das zudem von grosser Hungersnot, Pest und Viehseuche heimgesucht war. Poetovio (Pettau) und Mursa (Essek) wurden damals verwüstet. Erst Theodosius der Grosse (379—395) stellte nach heftigen Kämpfen die Ruhe wieder her. In Pannonien hatten aber die Hunnen, Gothen und Alanen die eingenommenen Wohnsitze behauptet, wenngleich sie die Herrschaft Roms anerkannten und ihr dienten. Allein nach Theodosius' Tode

* Sie stammten aus der Stadt Cibalae, dem heutigen Vinkovcze in Syrmien.

begannen die verwüstenden Raubzüge der Gothen unter Alarich von Neuem. Der Pannonier St. Hieronymus schreibt im J. 396, dass «Pannonien kreuz und quer von Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen gepeinigt, ausgeraubt und verwüstet werde.» Noch greller ist das Bild der Zerstörung, welches derselbe Kirchenschriftsteller im Jahre 406 von Pannonien entwirft, wobei allerdings die geschäftige Fama dem fern in Palästina weilenden Heiligen die Zustände seiner Heimat möglichst düster geschildert haben mochte.

Uebrigens ist sicher, dass wir von 378 bis 458 keine einzige historische Nachricht besitzen, welche sich unmittelbar auf unsere Stadt und Gegend beziehen würde. Während dieser achtzig Jahre lebten die *Hunnen* grösstenteils im Bundesverhältnisse mit den abendländischen Kaisern auf den benachbarten Gebieten der Niederungen an der Donau und Theiss. Attila vernichtete seit dem J. 433 die römischen Grenzwälle und drang mit seinen Schaaren siegreich gegen den römischen Osten und Westen vor.

Dass unsere Gegend jedoch damals keine unbewohnte Wüste war, geht aus einer Nachricht des Jahres 458 hervor. Der Gallier Sidonius Apollinaris nennt nämlich fünf Jahre nach Attila's Tod († 453) unsere Stadt in einem Verse, wo er von Pannonien spricht, in welchem «jenes heldenmütige Aquincum blühet». Diese Nachricht ist nicht unwahrscheinlich, da wir ja auch von anderen pannonischen Städten, wie Sirmium, Sabaria u. A. wissen, dass trotz ihrer Eroberung und Verwüstung durch die Hunnen sie dennoch weiter fortbestanden. Sidonius Apollinaris ist übrigens der letzte römische Schriftsteller, der unserer Römerstadt gedenkt. Von jetzt an gerät selbst deren Name in Vergessenheit.

Im *zweiten Zeitraum der Völkerwanderung*, womit sich das *dritte* Capitel des Salamon'schen Werkes beschäftigt, lagert über unserer Stadt und deren nächster Umgebung ein nahezu völliges Dunkel, welches der Verfasser auf dem Wege der Analogie durch die allerdings reichlich fliessenden Nachrichten über die Donaugebiete in Oesterreich sowie über das Land zwischen der Drau und Save zu zerstreuen versucht. So interessant und plausibel auch diese Combinationen sind, so müssen wir sie an dieser Stelle dennoch aus Rücksichten des uns zur Verfügung stehenden Raumes übergehen und begnügen uns deshalb mit der allgemeinen Bemerkung, dass in dem langen Zeitraume von der Mitte des fünften bis zu Ende des neunten Jahrhunderts in unserer Gegend der Herrschaft der Ostgothen, Langobarden und Gepiden seit dem J. 568 jene der *Avaren* gefolgt ist. Unter den Avaren wanderten zahlreiche *slavische* Völkerschaften hieher, welche die Herrschaft ihrer avarischen Zwingherren überdauerten und im IX. Jahrhunderte daselbst den Versuch slavischer Staatenbildung unternahmen. In dieser avarisch-slavischen Periode, welche über dreihundert Jahre gedauert, gieng das Römertum in unserer Gegend völlig unter.

Das *vierte* Capitel untersucht einige *mittelalterliche Ortsnamen*, die auf unsere Stadt und deren Umgebung Bezug haben. Prof. Salamon meint, dass das deutsche «Etzelburg» für Altofen eine Entstellung des römischen «Acineum» sei, gleichwie die deutsche Sage den Namen «Attila» in «Etzel» umgestaltet habe, wobei jedoch an den gleichnamigen Hunnenkönig nicht gedacht werden müsse. Die trotz der avarischen Herrschaft mit ihren Schiffen auf der Donau verkehrenden bairischen Handelsleute mochten leicht am Landungsplatze des alten Acineum den Namen gehört und denselben nach ihrem Sprachgebrauche gemodelt haben. Als dann später die deutschen Ankömmlinge zu den Ungarn gelangten, da war ihnen schon aus der Ueberlieferung der Name «Etzelburg» für «Acineum» geläufig und diese Benennung wurde (nach Salamon) im Mittelalter nur dem heutigen Altofen beigelegt und auch im Nibelungenliede sei dieser Ort darunter zu verstehen. Diese Ansichten des Verfassers gestatten jedoch manchen begründeten Zweifel.

Die vom ungarischen Chronisten Simon de Kéza aus dem XIII. Jahrh. für Ofen angeführten Namen: «Sicambria», «Buda» und «Stadt des Etela» (Etel) sind nichts als Erfindungen gelehrter Spielerei, mit welcher die mittelalterlichen Chronisten auf dem Wege der deutschen Heldensage die Stadt Ofen mit dem Hunnenkönige Attila und dessen Bruder «Buda» (eigentlich hiess er «Bléda», in der deutschen Sage «Blödel») in Verbindung brachten.

Der «ungenannte Notar» eines Königs Béla (wahrscheinlich des III.) der zu Ende des XII. oder im Anfange des XIII. Jahrh. seine Geschichte «von den Taten der Ungarn» («De gestis Hungarorum») zusammengestellt hat, lässt Attila «seine königliche Hauptstadt an der Donau oberhalb der heissen Wasser» erbauen. «Er (Attila) gab Befehl, dass alle dort vorgefundenen alten Gebäude ausgebessert und das Ganze mit den stärksten Mauern umgeben werde. Das ist der Ort, den man heutigen Tages in ungarischer Sprache «Budavár», in deutscher Sprache «Etzilburg» nennt.» In Wahrheit befand sich Attila's Palast in einer Gegend, wo weder Stein noch Baum in der Nähe zu sehen war, also keineswegs in der Gegend des heutigen Alt-Ofen.

Die slavischen Ansiedler, welche im neunten Jahrhunderte diese Gegend bewohnten, hatten die römischen Ortsnamen nicht einmal in jener (angeblichen) Entstellung wie die mittelalterlichen Deutschen (Acineum = Etzelinburg) bewahrt. Der Name «Buda» (für «Ofen») entstand selbstständig, ohne jede Verbindung mit der Römerzeit oder mit dem jüngern Bruder Attila's. Ob der Name vom slav. «Woda» («Wasser») herstammt ist zweifelhaft. Prof. v. Miklosich stellt «Buda» (im Cechischen «bouda») mit dem deutschen «Bude» («Baude») zusammen. «Bud» heisst im Alt-slavischen «wachen»; in der Umgebung des alten Aquincum mussten noch Reste des römischen Castrums vorhanden gewesen sein. Das nannten (nach einer

Version) die Slaven «Buda» («Veste») und übertrugen den Namen dann auch auf die spätere Stadt.

Der Name «Pest» stammt desgleichen aus dem Mittelalter. Das Wort ist ebenfalls slavischen Ursprunges und bedeutet (nach älterer Ansicht) «Ofen», und zwar nach den angeblichen zahlreichen «Kalköfen» in dieser Gegend. Im Alt-Slavischen bedeutete das Wort aber so viel als «Höhle», auch «Berg» und «Steinfelsen». Das alte «Pest» erstreckte sich nicht blos über die Niederung des linken Donau-Ufers, sondern lag wahrscheinlich vorerst nur auf dem rechten Ufer (auf der heutigen Ofner Seite) und es konnte der Ort somit den Namen ganz wohl von «Höhlen» oder nach einem Berge erhalten haben. Im ungar. Mittelalter nannte man ohnehin den heutigen Festungsberg: «mons novus pestiensis.» Der «alte Pester Berg» war der jetzige «Blocksberg» (ung. «Gellérthegy,» d. i. «Gerhardsberg») der seinen Namen «Pest» von einer oder mehreren der hier vorhandenen Kalksteinhöhlen erhalten haben konnte. Wahrscheinlich wurden die ersten Ansiedelungen der Slaven zu beiden Seiten der Donau hier von Schiffern, Fährleuten und Fischern angelegt und bewohnt.

Der deutsche Name «Ofen» könnte wohl die Uebersetzung des slavischen «Pest» sein, denn im Bayrischen heisst «Ofen» auch «Fels» (wohl besser: «Felsenhöhlung», z. B. die «Oefen» der Salzach). Allein Prof. Salamon meint in einem akademischen Vortrage, dass der Name «Ofen» unabhängig von «Pest» entstanden sei; wahrscheinlich zu jener Zeit, als unter König Béla IV. auf dem heutigen Festungsberge die Festung gebaut wurde. Die eingewanderten Süddeutschen konnten dieselbe «Offen» benennen; denn auch in Bayern nannte man «Offen» jene Burg, in welcher der Fürst das Recht hatte, seine Besatzung zu halten.

Im *fünften* Capitel beschäftigt sich Prof. Salamon mit den geschichtlichen *Ereignissen des neunten und zehnten Jahrhunderts*, unter denen die Einwanderung und Niederlassung des ungarischen Volkes das bedeutungsvollste ist. Demselben gieng die Periode der avarisch-slavischen Herrschaft voraus. Während dieser Zeit verschwand der unter den Römern bestandene Unterschied zwischen dem rechten und linken Donauufer und es wurde damit die Bildung eines einheitlichen Staates an der Donau und Theiss vorbereitet. Der avarischen Herrschaft machte bekanntlich Kaiser Karl der Grosse ein Ende. Von dieser Zeit an, also etwa von 800 bis 900 bestand in Ungarn keine einheitliche staatliche Gewalt. Auf dem rechten Donauufer sowie im nordwestlichen Ungarn bildeten sich kleinere slavische Fürstentümer; das grossmährische Reich unter Swatopluk erstreckte sich dann auch über das ehemalige Pannonien. Aber diese Staatsbildung war von ephemerer Dauer. Die Ungarn traten seit etwa 892 als Eroberer gegen die Mährer auf und zerstörten endlich deren Reich.

An welcher Stelle die Ungarn die Donau überschritten haben, lässt

sich freilich heute historisch kaum mehr beweisen; wahrscheinlich geschah es in der Gegend unserer heutigen Hauptstadt, da diese Stelle als vielbenützte Furt schon seit Langem bekannt war. — Die Erzählung des «ungenannten Notars eines Königs Béla» verdient auch in diesem Teile seiner Fabeleien keinen Glauben. Ebensowenig glaubwürdig ist desselben Anonymus Bericht von dem zwanzigtägigen Gelage, welches Árpád in der «Stadt Attila's» (in Ofen) gehalten haben soll. Zuletzt weiss der Fabulist noch zu erzählen, wie man innerhalb des Weichbildes von Ofen im Jahre 907 nach der Geburt des Herrn den Fürsten Árpád ehrenvoll bestattet habe. Als die Ungarn später die Taufe angenommen hatten, wurde über dessen sterbliche Reste eine christliche Kirche zu Ehren der h. Jungfrau erbaut, die das Volk «Fehéregyház» («die weisse Kirche», alba ecclesia) genannt habe.» Diese Angabe des Anonymus hat viele Archäologen verleitet, das «Grab Árpáds» zu suchen, nachdem die «weisse Kirche» noch um die Mitte des XV. Jahrhunderts deutlich genannt wurde. Prof. Salamon meint, die Erzählung des Anonymus könnte vielleicht nützlich sein zur Auffindung der topografischen Lage der genannten Kirche; allein in Bezug auf Árpáds Grab hat sie die Archäologen nur auf Irrwege verleitet.

Ueber blosse Vermutungen kommt man übrigens für die Geschichte von Budapest im IX. und X. Jahrh. nicht hinaus. So meint Prof. Salamon, es sei möglich, dass Pest schon in den ersten Zeiten der ungarischen Niederlassung von ismaelitischen Kaufleuten besetzt gewesen sein mochte. Die Ismaeliten waren mohammedanische Bulgaren, die als Kaufleute mit den Ungarn hierher wanderten und in deren Händen der Handel vorzugsweise sich befand. Urkunden bestätigen es, dass noch im XIII. Jahrhunderte Pest solche mohammedanische Einwohner hatte; es gab damals in Ungarn kaum eine grössere Ortschaft ohne Ismaeliten. Unsere Hauptstadt spielte jedoch in den ersten Jahrhunderten des ungarischen Reiches eine untergeordnete Rolle; die Hauptorte waren in jener Zeit Stuhlweissenburg und Gran.

Auch in den folgenden *zwei Jahrhunderten*, dem XI. und XII., welche das *sechste* Capitel behandelt, gab es in Ungarn noch keine Residenzstadt und Metropolis, wie das ja im Mittelalter in Europa allgemein der Fall war; nur der Kaiser in Konstantinopel und der Papst in Rom hatten einen festen Wohnsitz. In Ungarn hatte man noch im XI. Jahrh. keine eigentliche Stadt, um so weniger ein städtisches oder bürgerliches Volks-Element. Das Städtewesen mit den Handwerker-Zünften wurzelt überhaupt im Römertum und wurde von den Italienern und Deutschen des Mittelalters nur fortgesetzt, resp. nachgeahmt und weiter entwickelt. In Ungarn bestand geraume Zeit kein Bedürfniss nach befestigten Plätzen; nur an der Grenze gab es einige feste Orte, die aber auch von eingewanderten Ausländern (Italienern und Deutschen) besetzt wurden. Prof. Salamon bemerkt mit Recht, dass man die im eilften Jahrhundert zahlreichen Gründungen von

Bistümern, Abteien und Klöstern als eine Art von Colonisirung betrachten könne. Die Einführung des Christentums steht mit der Begründung und Entwickelung der ungarischen Städte überhaupt im engeren Zusammenhange. Gleichwie aber der Steinbau sich in Ungarn nur langsam einbürgern und fortentwickeln konnte: ebenso gewinnt das Wesen städtischer Freiheiten nur allmählich Boden im Lande. Erst im XII. Jahrh. beginnt die eigentliche Städtebildung, die sodann im darauf folgenden Jahrhundert eine grosse Ausdehnung erreicht. Deshalb bildet vor dem Mongoleneinfalle (1241) in Ungarn das Vorhandensein einer wirklichen Stadt die seltene Ausnahme.

Mit Bezug auf unsere Hauptstadt will Prof. Salamon aus dem Umstande, dass unter König Geisa II., angeblich im J. 1148, in Ofen ein Collegiat-Capitel errichtet wurde, die Folgerung ziehen, die damals hier angesiedelten fremden Einwanderer seien vorzugsweise Flandrer (aus dem heutigen Belgien) gewesen. Dieselben besassen auch bereits das Marktrecht und waren vom Erlage des Marktzolles sowohl hier wie auf anderen Märkten befreit. Die Errichtung einer vom Weszprimer Bistum eximirten Probstei mahnt allerdings an die gleichen Institutionen der Zipser und der Hermannstädter eximirten Probsteien, die jedoch über das beginnende städtische Gemeinwesen noch eine Art von Vormundschaft ausübten. Eine eigentliche Autonomie der Städte entwickelte sich wohl nach dem Mongoleneinfalle, als man die Wichtigkeit der befestigten Plätze erkannt hatte.

Das Jahr der Einwanderung und Ansiedlung der Einwohner von Pest und Ofen ist unbekannt; wahrscheinlich geschah dies in Folge der Kreuzzüge, welche grosse Massen Volkes durch Ungarn führten. Als der Hohenstaufe Kaiser Friedrich I. im J. 1189 mit dem Kreuzheere durch Ungarn zog, hielt er sich erstlich vier Tage in der damaligen Residenz des ungar. Königs, zu Gran, auf und sodann begleitete ihn König Béla III. donauabwärts bis «Etzelburg», d. i. bis nach Alt-Ofen, wo die Fürsten durch weitere vier Tage dem Waidwerke oblagen. Hier finden wir Ofen das erste Mal in den mittelalterlichen Chroniken (und zwar bei *Arnoldus* Chronica Slavorum, lib. IV. c. 8) als die «Stadt Attila's» bezeichnet. In Ofen mochte damals ein königl. Jagd- oder Lustschloss gewesen sein, ein «Gödöllö» oder «Laxenburg» am Ende des XII. Jahrhunderts.

Gleichzeitig mit Ofen mochte auch das gegenüberliegende Pest aus fremden Einwanderern seine Bevölkerung erhalten haben. Die erste urkundliche Erwähnung von Pest findet man um das Jahr 1171, allerdings nur in einem Transsumptum aus dem XV. Jahrhundert. Uebrigens wird die Bedeutung von Pest durch die Ereignisse des XIII. Jahrh. genügend bezeugt, so dass man den Beginn seines Aufschwunges billig in das XII. Jahrhundert verlegen kann.

Glaubwürdige zeitgenössische Chronisten nennen Pest schon im Jahre

1241 eine «grosse und sehr reiche deutsche Stadt» («magna et ditissima theutonica villa»), welche dem auf dem andern Donauufer gelegenen Ofen (Buda) gegenüber lag. SALAMON untersucht nun im *siebenten* Capitel die Zustände von *Pest vor dem Mongoleneinfalle,* wobei er zunächst die Bedeutung der Bezeichnung «villa» in unseren mittelalterlichen Chroniken erörtert. Magister *Ro erius,* Domherr von Grosswardein, dessen «Carmen miserabile» wir die authentischen Nachrichten über die Gräuel und Verwüstungen des Mongoleneinfalles verdanken, belegt in strenger Consequenz Gran, Raab, Gross-Wardein etc., somit durchwegs bischöfliche Residenzen mit dem Namen «civitas», andere Orte nennt er nur «villa», so dass er selbst einfachen Dörfern diese Bezeichnung gibt. Bei Pest setzt er dann das Epitheton «gross und reich» hinzu.

Die Einwohner des damaligen Pest waren mindestens überwiegend Deutsche; doch mochte es hier auch andere Volkselemente gegeben haben. Prof. SALAMON nimmt nach der Analogie der Graner Bevölkerung das Vorhandensein von Lateinern (Italiener, Lombarden), Saracenen, Juden, Ismaeliten und Ungarn an. Letztere mochten sogar den fremden Ansiedlern vorangegangen sein, denn die städtischen Flurgebiete führen auch späterhin grösstenteils ungarische und nicht deutsche Namen.

Die Bedeutung von Pest bekunden auch sonstige Nachrichten aus dem XIII. Jahrhunderte. Hier wurde im Jahre 1211 die Verlobung der Königstochter Elisabeth, (der späteren Heiligen) mit dem Landgrafen von Thüringen bei verschwenderischer Pracht gefeiert. Die Königin Gertrude aus dem Hause der Andechs hatte für die deutschen Einwanderer eine besondere Vorliebe. Die Chronik (vom J. 1224) nennt das damalige Pest «Ofen» und aus einer Anzahl von Urkunden um das Jahr 1235 geht ebenfalls hervor, dass die Deutschen mit den Namen «Pest» und «Ofen» («Oven») für denselben Ort abwechselten. Die Plebanie (Pfarrei) der Pester Kirche gehörte zum Waitzner Bistum.

Die Urkunden des J. 1235 behandeln einen Process, den der Ritter («miles») oder «Bürger» («civis») Wernher von Pest gegen das österr. Kloster Heiligen-Kreuz führte, weil er auf das Dorf Baumgarten, welches der Ritter Konrad von Altach der genannten Abtei testirt hatte, Besitzansprüche erhob, weshalb er das bereits investirte Kloster aus dem Besitztum gewaltsam verdrängte und selbst dem Bannfluche des Papstes nicht weichen wollte. Wernher von Pest mochte ein gewaltiger Herr gewesen sein, da er sich solcher Tat unterfangen durfte.

Die damaligen Budapester Deutschen nannten den Ort, wo das alte Acincum (Altofen) gelegen war, «Etzelburg», «Pest» oder («Oven») «Ofen» aber jene weiter abwärts gelegene Ortschaft, die aus der heutigen innern Stadt in Pest und aus den gegenüberliegenden Teilen des jenseitigen Ufers bestand. Der Hauptteil des jetzigen Ofen, die Festung, war in der ersten

Hälfte des XIII. Jahrh. noch nicht vorhanden. Das alte Ofen (also die rechtsseitigen Teile der heutigen Hauptstadt) hatte damals zwei Grundherren; den König und den Altofner Probst, der bekanntlich von dem Weszprimer Bischofe unabhängig war; die linksseitigen Teile, also das jetzige Pest, gehörten in kirchlicher Beziehung zur Waitzner Diöcese und besassen blos einen Pleban (Pfarrer.)

Die Ursache, weshalb Pest in einer Entfernung von einer Meile unterhalb des alten Acincum und nicht demselben gegenüber sich entwickelt hat, findet Prof. SALAMON ganz richtig in den natürlichen Verhältnissen, die namentlich in dem Donauabschnitte von der Südspitze der Margaretheninsel bis zum Blocksberge in dem geeinigten Flussbette die Communication zwischen den beiden Ufern erheblich erleichtert haben. An diesem Landungs- und Ueberfahrtsplatze musste schon in Folge des Zusammenflusses von Menschen und Reisenden ein grosser Ort mit Markt und Fremden-Unterkunft entstehen. Und zwar lässt sich aus der Beschaffenheit der Ufer und der Strömungsverhältnisse in diesem Abschnitte der Donau entnehmen, dass die passendste Stelle zur Ueberfahrt zwischen der heutigen Kettenbrücke und dem oberen Teile der Raitzenstadt, also in der Richtung der jetzigen Pester Franz Deák-Gasse gelegen war. Hier befand sich denn auch hüben und drüben die Fährte, bis unter Maria Theresia in derselben Linie die Schiffbrücke aufgestellt wurde.

Weshalb das mittelalterliche Pest schon im XIII. Jahrh. die rechtsufrige Ansiedlung überflügelt, liegt ebenfalls vor Allem in den natürlichen Bodenverhältnissen. Auf dem rechten Ufer war der Stadt nur ein enger Talkessel zwischen steil abfallenden Bergen zur Entwickelung geboten; dagegen gestattete das linke Ufer eine schrankenlose Ausbreitung. Eine andere Ursache des rascheren Aufschwunges von Pest war jener Vorteil, dass der grössere Teil des Donauhandels am linken Ufer seine Landungsstelle hatte. Hier war nämlich ob der ruhigeren Strömung und des niedrigen Ufers mit weicherem Flussbette die Landung, Verankerung, Ein- und Ausladung der Schiffe leichter als am jenseitigen Steilufer mit starker Strömung und felsigem Untergrunde im Flusse. Ebenso hatte Pest ein weit grösseres und für den Handel ergiebigeres Hinterland als Ofen.

Pest hob sich schon im ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts zu einer ansehnlichen Handelsstadt, in welcher namentlich Juden und Mohammedaner (Saracenen), die dem Könige zinspflichtig waren, durch grossen Reichtum sich auszeichneten. Der Saracenenzins gehörte übrigens den ungar. Königinen, die über Pest einige Jurisdiction ausübten. Der Marktzoll von Pest betrug im J. 1217 hundertzwanzig Mark.

Im J. 1230 lassen sich in Pest die Dominikaner nieder; bauen daselbst nicht nur Kirche und Kloster, sondern umgeben Beides auch mit starken Mauern, die gleichsam als innere Burg der Stadt gelten konnten. Schon im

Jahre 1233 besitzt dieses Kloster solche Bedeutung, dass König Andreas II. sich verpflichtet, in dessen Gebäude die von verschiedenen Kirchen des Landes entlehnten Gelder ratenweise zurückzubezahlen. Das Pester Dominikanerkloster wurde von zwei ungarischen Grossen, Michael *Bessenyei* und Blassius *Kenderessy*, gegründet und im Jahre 1233 zog sich der frühere Banus Buzár *Bánfi* in dasselbe als einfacher Mönch zurück. Daraus ist ersichtlich, dass im damaligen Pest ausser Deutschen und Saracenen auch reiche ungarische Familien wohnten.

Eine abweichende Entwicklung nahm die Stadt an der Stelle des römischen Acincum, das ungar. «Buda» und deutsche «Etzelburg.» Hier erhob sich aus den Trümmern der Römerstadt ein königl. Kastell und eine Probstei: der Ort war in weltlicher und kirchlicher Hinsicht von Ansehen, blieb jedoch in der Bevölkerung wie an Wohlhabenheit hinter den neueren, unteren Stadtteilen zurück.

Die schriftlichen Denkmäler des XIII. Jahrhunderts aus der Zeit vor dem Mongoleneinfalle gedenken öfters Ofens; aber sie beziehen sich grösstenteils auf kirchliche Angelegenheiten und bekunden die Privilegien, die Macht und das Vermögen der dortigen Probstei. Besonders bemerkenswert sind einige Urkunden aus dem Jahre 1212, in denen die Rechte des Capitels über Ofen und dessen Umgebung angeführt und von König Andreas II. bestätigt werden. Die Jurisdiction des Capitels erstreckte sich über das heutige Tal von Vörösvár. Alles, was zwischen den beiden Bergwänden dieses Tales liegt, bis hinauf zum Piliser Berg, gehörte zur Jurisdiction des Capitels. Der Weinzehent und der Marktzoll war dessen Eigentum. In Bezug auf die Justizpflege hatte der König diesen Landstrich von den Landes- und Comitats-Gerichten eximirt und die Rechtspflege ebenfalls dem Kapitel überantwortet. Eine andere Urkunde stellt fest, dass kein Ofner Bürger, sei er Ungar oder Eingewanderter, seine Liegenschaften auf jemand Anderen als auf die Ofner Kirche übertragen könne. Beide diese Urkunden sind allerdings in ihrer Echtheit zweifelhaft; immerhin bezeugen sie aber die vormundschaftliche Unterordnung, in welcher die Bürger von Ofen der Probstei gegenüber sich befunden haben.

Ueber den innern Zustand von Ofen haben wir leider aus dieser Zeit kein Zeugniss; eine Urkunde aus dem J. 1231 nennt einen «lateinischen» (italienischen?) Kaufmann aus Ofen. Das ist Alles. Nichtsdestoweniger darf man annehmen, dass auch Ofen einer fortgesetzten Entwickelung sich erfreuen durfte. Von der Existenz einer königlichen Wohnung in Ofen vor dem Mongoleneinfalle haben wir noch die weitere Kunde, dass König Béla IV. einen Teil des Jahres, die grosse Fastenzeit, hier zuzubringen pflegte. Die Chronik nennt Ofen als einen bequemen Ort zur Heeressammlung. Ueber das luxuriöse, sorgenlose und ausschweifende Leben und Treiben der ungarischen Grossen vor der Mongoleninvasion spricht der Archidiakon Thomas

von Spalato in scharf tadelnder Weise. Der langdauernde innere Friede hatte zur Hebung der Industrie und des Handels wie zur Verbreitung der Bequemlichkeit und des Luxus Vieles beigetragen. Dadurch entwickelte sich zugleich das bürgerliche oder städtische Volkselement. Leider hatte man in diesen Tagen des Friedens auch die kriegerische Gewandtheit und Tüchtigkeit verwahrlost; die Wehrkraft des Landes war in Verfall geraten; namentlich Ungarns damalige Städte entbehrten der schützenden Mauern. So konnte der Mongolensturm fast ohne Widerstand verheerend das Land durchbrausen.

Die Gränel der *Mongolen-Verwüstung*, wie solche auch über unsere Hauptstadt hereinbrach, schildert Prof. Salamon im *achten* Capitel dieses Bandes. König Béla IV. hatte wie gewöhnlich die Zeit der Osterfasten in Ofen zugebracht, wohin er im Februar die Grossen des Landes berief. Den Hauptgegenstand der Beratung bildete die Verteidigung der Landesgrenzen gegen die herannahenden Mongolen. Allein die damaligen «Stände» betrachteten nicht die Gefahr des Reiches, sondern die Bedrängniss des Königs als die Hauptsache; von den Mongolen hatten sie nur eine geringe Meinung. Dagegen war ihnen das Bestreben des Königs zur Stärkung der königl. Macht ein Dorn im Auge. Sie wollten die Krone in der Schwäche wie unter dem Vater Béla's IV., unter König Andreas II., erhalten. Ebenso missfiel ihnen des Königs Freundschaft für die erst jüngst angesiedelten, kriegerischen Kumanen. Deshalb suchten sie jetzt einerseits den König und das Land dieser Stütze zu berauben und andererseits durch die Verwerfung der königlichen Politik das Ansehen des Königs selbst zu mindern. Dies geschah durch den Beschluss, den kumanischen Fürsten Kuthen gefangen zu nehmen. Ausserdem wurde Ofen als Sammelpunkt des ungarischen Kriegsheeres bestimmt. Freilich war es um dieses Heer im J. 1241 schlecht bestellt. Es mangelte nicht blos die Kriegsbereitschaft, sondern auch der gute Wille bei den ungarischen Bannerherren. Einige derselben, namentlich mehrere Bischöfe, erschienen zwar bald mit ihrem Contingent in Pest; allein das Gros des Heeres bedurfte zur Vorbereitung und Sammlung mindestens ein Vierteljahr.

Wohl traf in Pest und Umgebung schon im März 1241 zahlreiches Volk ein; aber es waren dies meist Flüchtlinge, die mit Weib, Kind und fahrender Habe hierher und über die Donau flüchteten, sobald der Schreckensruf von der Annäherung der Mongolen sich verbreitet hatte. Die Menge fand in der Stadt Pest kaum hinreichende Unterkunft, sondern lagerte auf dem Rákosfelde und in den daselbst befindlichen Ortschaften. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft, die hier Unterkunft und Schutz gesucht hatte.

Am 15. März, einem Freitage, trafen die ersten Schaaren der Mongolen in Gödöllö ein und drangen ohne Aufenthalt gegen Pest los. Brennende Dörfer bezeichneten ihren Weg, blutige Spuren begleiteten ihn. Die Unholde

näherten sich wiederholt dem ungarischen Lager und zogen sich jedesmal wieder zurück. Sie wollten augenscheinlich die Ungarn aus ihrer festen Stellung herauslocken. Bis zum Sonntag dauerte diese Beunruhigung. Da entschlossen sich die Ungarn und Deutschen zum Ausfalle. Dem Befehle des Königs zuwider unternahm der kriegslustige Ugolin, Erzbischof von Kalocsa, am 17. März mit seinem Banderium Schwerbewaffneter die Verfolgung einer Mongolenschaar. Diese lockte die Verfolger in einen Sumpf, wo die Pferde der Panzerreiter stecken blieben und die Mehrzahl der erzbischöflichen Krieger dem Pfeilregen der umringenden Mongolen unterlag. Der Erzbischof entkam nur mit drei oder vier Begleitern.

Diese Niederlage wurde jedoch dem Könige zur Last gelegt, weil dieser den Erzbischof angeblich nicht unterstützen wollte. An demselben Tage geriet Waitzen in die Gewalt der Mongolen, welche die Stadt im Sturme einnahmen, ausraubten, anzündeten und die Bewohner ermordeten. Herzog Friedrich von Oesterreich war mit einer Schaar Bewaffneter ins Pester Lager gekommen; er war bei einem Ausfalle glücklicher als der Kalocsaer Erzbischof. Mit eigener Hand tödtete er zwei Mongolen und machte auch mehrere Gefangene. Allein dieser gelungene Streich wurde von den Malkontenten abermals nur als neues Hetzmittel gegen König Béla IV. benützt. Herzog Friedrich verliess übrigens bald nachher das Pester Lager und kehrte in sein Land zurück.

In der Stadt Pest verbreitete sich das Gerücht, die mongolischen Auskunschafter seien eigentlich nur Kumanen gewesen und der ohnehin vorhandene Widerwille gegen diese neuen Ankömmlinge, welche sich des besondern königl. Wohlwollens erfreuten, wurde dadurch zum offenen Aufruhr gesteigert. Bewaffnete zuchtlose Haufen stürmten das Haus des kumanischen Königs Kuthen, der nach heldenmütiger Verteidigung mit seinen Söhnen und Freunden getödtet wurde. Die wild aufgeregte Menge warf unter Jubelgebrüll die Köpfe der Getödteten durch die Fenster auf die Strasse. König Béla hatte Kuthen vor diesem Ausbruche der Volkswut nicht beschützen können. Dem Beispiele von Pest folgte man allenthalben im Lande: die Kumanen wurden der Gegenstand allgemeiner Verfolgung und dadurch gewaltsam zu Feinden des Landes gemacht.

Nach der unglücklichen Schlacht am Sajó kam Pest an die Reihe. Das linksufrige Pest war zur Verteidigung von Natur aus nicht besonders geeignet. Ausserdem hatte man zur künstlichen Befestigung der Stadt in jener Zeit noch wenig getan. Die damaligen Chronisten berichten uns, dass der Ort nicht genügend befestigt war. Prof. Salamon ist geneigt, die alten Stadtmauern von Pest auf dem linken Donauufer in der Richtung zu führen, dass die östliche Grenzlinie etwa entlang der jetzigen Grenadiergasse, eventuell der Landstrasse verlief; die Südseite erstreckte sich mindestens bis in die Nähe des Fischplatzes gegen den Franziskanerplatz und die Nordseite

bis zur Franz Deákgasse, so dass dieses alte befestigte Pest nur einen Teil der heutigen Inneren Stadt ausfüllte. Ausserhalb dieser Veste mochten noch Vorstädte gelegen haben.

Der grössere Teil der bewaffneten Bürgerschaft von Ofen und Pest war ohne Zweifel mit dem Heere des Königs gegen Hatvan und Erlau gezogen. Dadurch wurde die Stadt von dem besseren Teil ihrer Wehrkraft entblösst. Als Herzog Koloman, der jüngere Bruder des Königs, nach der traurigen Schlacht am Sajó verwundet und flüchtig in Pest ankam, traf er daselbst eine Volksmenge von vielen tausenden Bürgern und Flüchtlingen, die höchst wahrscheinlich ans rechte Ufer der Donau zu kommen trachteten, weil der breite Strom ihnen die beste Schutzwehr gegen die Mongolenhorden versprach. Herzog Koloman fand denn auch die Pester damit beschäftigt, ihre Weiber und Kinder über die Donau zu schaffen; ausserdem rüstete man sich zur Gegenwehr gegen die heranrückenden Feinde; wahrscheinlich suchten die Pester das ausserhalb der Stadtmauern befindliche Lager zu befestigen. Sie warfen Gräben auf, errichteten Pallisaden und waren zu entschlossener Verteidigung bereit. Herzog Koloman machte sie auf die unnütze Kraftanstrengung aufmerksam; aber seine Worte fanden keinen vollen Glauben.

Wann die Mongolen zum zweiten Male vor Pest erschienen sind, lässt sich nach Monat und Tag nicht genau bestimmen; allein die begonnenen Lagerbefestigungen waren noch lange nicht beendigt, als der Feind wieder vor den Toren stand. Es mochte um den Anfang des Monats Mai gewesen sein. Die Mongolen umzingelten die Stadt, und suchten wie gewöhnlich durch einen Pfeilregen die Verteidiger von den Schutzwehren zu vertreiben. Ueberdies warfen sie Brandpfeile in die Stadt. Dabei schonten sie ihre Leute nicht; Kriegsgefangene mussten übrigens in erster Reihe vorrücken, über deren Leiber drangen die Mongolen vorwärts, wobei ihnen die strenge Zucht ihres Heeres sehr zum Vorteil gereichte, während unter den Christen Ordnungs- und Zuchtlosigkeit herrschte.

Dennoch verteidigten die Pester drei Tage ihre Stadt und das Lager; endlich durchbrach der Feind die Befestigungen an mehreren Stellen und es begann eine blutige Metzelei. — Als letzter Zufluchtsort diente den Unglücklichen das ummauerte Dominikanerkloster, wohin bei Zehntausend (darunter viele Weiber und Kinder) sich zurückzogen. Mutig verteidigten die Bedrohten diesen Platz und die Mongolen konnten ihn auch nicht einnehmen. Da steckten die Unmenschen das Kloster in Brand und all die darin Befindlichen wurden ein Raub der Flammen. Von den Mönchen war nur Einer zurückgeblieben, es war der Stifter des Klosters, der einstige Magnat und Banus Buzád Bánfi, der jetzt als Pater Paul im Kloster lebte. Seine zurückkehrenden Klosterbrüder fanden den pflichtgetreuen Mann vor dem Altare der augenscheinlich unversehrt gebliebenen Kirche todt, von

vielen Wunden bedeckt. Zahlreiche Einwohner von Pest, die sich über die Donau flüchten wollten, fanden beim Uebergange im Strome ihr Grab.

Die Mongolen hausten in Pest nach ihrer schrecklichen Gewohnheit. Niemand wurde verschont; die jüngeren Personen beiderlei Geschlechts verfielen der Sklaverei, die anderen wurden unbarmherzig niedergemetzelt. Wie die Chronik berichtet, wurden die zahllosen Leichen in Pest am Donauufer aufgehäuft, zum Entsetzen der Bewohner jenseits des Flusses. Hierauf verheerten sie alles Brennbare durch Feuer.

So wurde das linksuferige Pest eine Beute der wilden Horde. Drei Vierteljahre später, im darauf folgenden Winter teilte die Stadt am rechten Ufer sowie Ofen dasselbe Schicksal, doch sind uns darüber keine weiteren Nachrichten aufbewahrt. Die Mongolen waren erst nach dem Zugefrieren der Donau im Stande, das jenseitige Ufer zu erreichen.

Nach dem Rückzuge der Mongolen begann allenthalben im Lande der Wiederaufbau. Unsere schwer heimgesuchte Hauptstadt musste auch zum dritten Male den Aufbau von Neuem unternehmen. Mit diesem *dritten Anfange* der Stadt beschäftigt sich das *neunte* Capitel unserer Vorlage. Diesmal gieng aber die Erneuerung weder vom römischen Acincum noch vom linksuferigen Pest aus, sondern die Hauptrolle bei dieser Renaissance erhielt ein bis dahin unbeachtetes, dazwischen liegendes Terrain: der heutige Ofner Festungsberg.

In einem undatirten Schreiben des Königs Béla IV. an den Papst Innocenz IV. (aus dem J. 1246? 1254?) hebt der König hervor, dass er die Hospitalritter nicht nur an die Ostgrenzen seines Reiches ansiedeln musste, sondern auch im Herzen des Landes zur Verteidigung einiger jener Burgen, welche er (der König) entlang der Donau erbaut hatte. «Unser Volk ist an die Verteidigung solcher Burgen nicht gewöhnt», bemerkt hierbei der König. Der Papst bestärkte in seinen Briefen des Königs Entschluss zur Erbauung fester Burgen und forderte auch die Erzbischöfe von Gran und Kalocsa auf, den König in diesem seinem Bemühen kräftigst zu unterstützen.

Die Mongoleninvasion hatte gezeigt, dass namentlich die auf Bergen befindlichen Burgen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermocht haben. Dazu war nun der Ofner Festungsberg ganz wohl geeignet, um zugleich als Schutzwehr zu dienen für die wichtige Ueberfahrtsstelle auf der Donau.

Die Ofner Veste wurde durch König Béla IV. gegründet. Die Anlage war mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden. Man musste nämlich den ganzen Festungsberg mit Mauern und Basteien umgeben und überdies einen Abstieg zum Donauufer sicher stellen. Ebenso war es notwendig, dass innerhalb der weitläufigen Festungs-Anlagen eine Stadt Platz finde, d. h. der Ort musste mit ständiger Einwohnerschaft (mit Bürgern) bevölkert werden, die zugleich dem Werke der Verteidigung obliegen konnten. Von der früheren Pester Bevölkerung mochten sich trotz des Mongolensturmes

zahlreiche Reste in den angrenzenden Bergen und Wäldern Ofens und seiner Umgebung erhalten haben; die Vermöglicheren waren wohl weiter westwärts, etwa nach Oesterreich und Steiermark, geflüchtet und kehrten allmählig in ihre zerstörte Stadt zurück. Oder das gemeine Landvolk drängte nach den befestigten Plätzen, weil es hier Arbeit, Sicherheit und bessere Behandlung fand. Ausserdem nahm nach der Mongolenflut ein neuer Einwanderungsstrom seine Richtung gegen Ungarn. So mochte anfänglich auch die neuerbaute Veste auf dem Ofner Festungsberg von einer buntzusammengewürfelten Menge bevölkert worden sein. Die Gründung der neuen befestigten Stadt fällt wahrscheinlich in das Jahr 1249. An dem Aufbau der Mauern und Häuser scheinen, wie von Gran und von den Bauten auf der Margarethen-insel nachgewiesen ist, vorwiegend italienische Baumeister und Handwerker tätig gewesen zu sein. Die Entwickelung der befestigten Stadt war eine rasche; denn schon im J. 1255 wird erwähnt, dass der König ausser anderen Burgen «auch auf dem Pester Berge eine solche erbaut habe, die bereits zahlreich bevölkert sei.» Die Mehrzahl der Bewohner waren Deutsche, dann gab es hier noch Ungarn und Italiener. Erst nachdem die Veste vollendet und bewohnt war, schritt man zur Erbauung der Kirche zu Unserer lieben Frau. Die heutige Festungs-Pfarrkirche reicht in ihren Anfängen bis auf diese Zeit zurück. Ihre Grundanlage hat romanischen Charakter. Das kirchliche Patronatsrecht übertrug König Béla IV. im Jahre 1255 dem Nonnenkloster auf der Hasen-Insel. Die neue Festungsstadt bildete also damals noch keine autonome Stadtgemeinde. Im genannten Kloster war aber die Königstochter Margareta die heiligmässige Aebtissin, die durch die Verleihung der Kirche in der Festung daselbst zugleich Schutz und Unterkunft im Falle einer neuen Mongoleninvasion finden sollte. Auch der Dominikaner-Orden besass in der Festung ein Haus.

Das Kloster auf der Hasen-Insel (der jetzigen «Margarethen-Insel») kam rasch zum Aufschwunge. In der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. wurde es fast allgemeine Mode, dass jede vornehme Familie des Landes durch irgend ein weibliches Mitglied in diesem Kloster vertreten sei. Der König und die Magnaten wetteiferten mit einander, ihre Nonnen-Töchter und dadurch das Kloster reichlich zu beschenken. Als im Jahre 1246 Papst Innocenz IV. die Besitzungen des Klosters bestätigte, da umfassten diese eine lange Liste an Gütern, Mühlen, Weinbergen u. s. w. Die mit grosser Pracht erbauten Klosterräume boten siebzig Nonnen Unterkunft; ebenso rühmt man den reichen Schmuck der Klosterkirche. Auf der Insel hatten ausserdem die Hospitalritter und die Prämonstratenser Häuser, überdies befand sich daselbst ein Franziskaner- oder Minoritenkloster und endlich eine Besitzung des Erzbischofs von Gran. Die Letztere lag an der obersten Spitze der Insel und war ein befestigter Platz, mit Turm oder Basteien, so dass sie einen geschützten Zufluchtsort in gefahrvollen Zeiten bildete. Auch das Haus der

Hospitaliter war ein «Castrum», mit mehreren Mauern umgeben. So glich die Margaretheninsel, die heute mit ihrem Park und den Heilbädern Tausende zum Vergnügen und zur Herstellung der Gesundheit anlockt, damals einer fast ausschliesslich von geistlichen Personen bewohnten Festung mitten im Donaustrome.

Damals lag an der Stelle der heutigen Dampfmühlen und des Bahnhofes der österreichisch-ungarischen Eisenbahn das Dorf Jenö, das erst im Besitze des Graner Erzbischofs, später in königl. Besitz überging und von Bela IV. dem Nonnenkloster auf der Haseninsel verliehen wurde. Die Einwohner von Jenö waren zumeist Fährleute und Schiffer, welche die Ueberfahrt auf die Insel, nach dem jenseitigen Héviz und dann die königl. Schiffsdienste zwischen Gran und der Csepel-Insel besorgten.

Zwischen Jenö und Pest lag eine Ortschaft «Neu-Wien» («Uj-Becs») die Bela IV. ebenfalls den Nonnen verlieh; später schenkte sie König Ladislaus IV. den Pestern, woraus ein Process entstand. Der Ort «Neu-Wien» lag ungefähr in der Gegend des «Neugebäu» und der inneren «Palatin-Gasse» im heutigen Pest. Ausser diesem «Neu-Wien» waren noch nahegelegene Dörfer Nyir, Pardö und Anyás-Nyire. Das Pester Territorium reichte damals im Norden und Osten nicht so weit wie heute.

Die neue befestigte Stadt auf dem «Pester Berge» war nach ihrer Anlage eine starke Festung, aber eine noch schwache bürgerliche Gemeinde, die jedoch eine erhebliche Entwickelung um so mehr hoffen durfte, als seit Béla IV. die Könige hierher ihren Wohnsitz verlegt hatten. Gran trat in Folge dessen allmählich in den Hintergrund. König Béla IV. schenkte auch den dortigen königl. Palast dem Erzbischof; dagegen entstand ein neuer Königs-Palast in der Ofner Festung, deren amtlicher Name lautete: «Castrum Novi Montis Pestiensis,» d. i. die «Neuburg auf dem Pester Berge». Allein im Volksmunde trat dafür im Ungarischen bald «Buda» oder «Buda vára», seltener «Uj-Buda» («Neu-Ofen») ein; die Deutschen übersetzten das slavische «Pest» in «Ofen», welcher Name von jetzt ab der Stadt auf dem Berge verblieb.

Indessen auch die älteren Teile unserer heutigen Hauptstadt erhoben sich allmählig wieder aus den Trümmern der Mongolen-Verwüstung. Der ungarische Name «Ó-Buda» («Alt-Ofen») ist erst nach der Mongolen-Invasion entstanden, die Deutschen nannten den Ort fortwährend «Etzelburg.» Auch hier kehrte ein Teil der früheren Einwohner wieder zurück; die übrige Bevölkerung bestand aus neuen Ankömmlingen. Die Geistlichkeit daselbst erhielt ihre alten Rechte mit neuen Besitzungen vermehrt zurück. Zwischen dem alten und neuen Ofen, bei «Héviz» (dem heutigen «Kaiser-Bad») errichteten die Hospital-Ritter ein Kloster und eine Kirche zur h. Dreifaltigkeit. Die warmen Quellen wurden jedoch damals weniger zum Baden als zum Betriebe der Mühlen benützt, da sie auch im Winter dazu geeignet

blieben. Der Besitz einer solchen Mühle am Héviz-Bache wurde hoch geschätzt.

Auf dem rechten Donauufer lag noch am Fusse des Festungsberges, an der Stelle des heutigen «Taban» (der «Raizenstadt»), die Ortschaft «Klein-Pest» («Kis-Pest»), welche die Deutschen «Kreenfeld» («Kreynfeld», vgl. das rheinische «Crefeld») nannten. Die Ungarn veränderten diesen Namen in «Kelenföld», eine Bezeichnung, die in unserer Zeit ganz ungerechtfertigt der Ebene am Südfusse des Blocksberges beigelegt wurde. Ausserdem gab es auf dem rechten Ufer, wahrscheinlich unterhalb des heutigen Schlammbades einen Ort «Erzsébetfalva» («Elisabetsdorf»), wo schon in der Zeit Béla IV. ein Spital vorhanden war.

Auch das «Pest» auf dem linken Ufer erhob sich schon unter der Regierung dieses Königs aus dem Schutt. Die damaligen Deutschen nannten dieses «Pest» das «alte Ofen» («Alt-Ofen»). Das Kloster zu St. Anton, d. i. eben jenes von den Mongolen erstürmte Dominikaner-Kloster, erstand wieder und im J. 1268 finden wir den ersten Richter («judex») von Pest, Namens Haym (also einen Deutschen) erwähnt. Schon um das Jahr 1281 gab es unter der Pester Bevölkerung eine Aristokratie und gewöhnliches Volk. Es werden uns die Grafen Werner und Henz (somit gleichfalls Deutsche) genannt und erst nach ihnen folgt der Richter («villicus») Farkatius. Jene Grafen mochten eingewanderte und hier mit ihrer Begleitung angesiedelte Edelleute aus Deutschland gewesen sein. Solche Adelige behielten also ihren Rang und Titel, hatten wohl auch noch ausserhalb der Stadt Besitzungen und waren höchst wahrscheinlich von der Jurisdiction des Stadtrichters befreit.

Mit dem dritten Anfange unserer Stadt beginnt erst die Möglichkeit einer fortlaufenden Darstellung ihrer Vergangenheit; denn von jetzt an fliessen die historischen Quellen stets reichlicher. Gleich im nächsten Capitel, dem *zehnten,* führt uns Prof. Salamon in das innere Leben des neuen Ofen ein, indem er die *ersten Richter von Ofen* bespricht.

Einige Zeit nach der Ansiedlung führten die Vorsteher von Ofen, wie es scheint, den bescheidenen Titel eines «villicus», der auch im westlichen Europa nicht ungebräuchlich war, wo er an mehreren Orten sogar den hohen Rang eines Bürgermeisters bezeichnete. Zumeist verstand man jedoch darunter einen untergeordneten Beamten, den Vorsteher eines Stadtviertels oder einer Volksclasse, einen ländlichen Aufseher u.dgl. Auch in Ofen und Pest bedeutete der «villicus» eine untergeordnete Stellung. Aber schon um das Jahr 1267 führt der Richter von Ofen den auszeichnenderen Titel «rector». Von welcher Bedeutung die Stellung dieses «rector» damals sein mochte, zeigt die Tatsache, dass im J. 1267 dieses Rectorat Heinrich Preusszel (Preuczellin) Graf von Kers (Körös?) bekleidete, der im J. 1260 an der Seite des Königs als dessen erster Adjutant den Kriegszug Béla IV.

gegen König Ottokar von Böhmen mitgemacht hatte. Auch späterhin sehen wir den Ofner Rector Preusszel in hervorragender Stellung bei König Béla IV.

Sein Nachfolger im Rectorate, Graf Walter, war früher königl. Kammergraf und ist als der Erbauer der Festung Komorn von allgemeiner Bedeutung. König Béla IV. hatte übrigens den Einwohnern der Stadt Ofen bereits vor dem Jahre 1265 Freiheiten verliehen, womit er jetzt auch die Einwohner von Komorn begabte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass um diese Zeit Ofen und Pest unter demselben Rector standen; denn im J. 1268 sehen wir den Grafen Walter mit zwölf Geschwornen der Ofner Festung in einer Pester Angelegenheit Recht sprechen. In Pest befand sich nur ein «villicus» (Kleinrichter oder Zunftvorsteher der angeklagten Pester Schiffer).

König Béla IV. († 1270) und dessen Sohn und Nachfolger Stefan V. († 1272) hielten sich häufig in Ofen auf. Dadurch erhielt die Stadt und deren Vorsteher eine zunehmende Wichtigkeit und Bedeutung. Das Ofner Rectorat bekleidete Graf Walter in Ansehen bis zum J. 1279; alsdann folgte ihm in diesem Amte Heinrich oder Hencz, der Sohn des Grafen Preusszel, des einstigen Ofner Rectors.

Im Herbste des J. 1279 fand in Ofen unter Vorsitz des päpstlichen Legaten Philipp, Bischofs von Fermo, eine Art Landtag statt, welcher vom Könige Ladislaus IV. genehmigte Beschlüsse fasste über die zwangsweise Christianisirung und feste Ansiedlung der Kumanen, die noch immer dem Heidentum anhingen und unter beweglichen Zelten ein Nomadenleben führten. Die Versammlung und deren Beschlüsse, sowie das Benehmen des herrischen Legaten überhaupt mochte dem Könige und seinen Freunden bedenklich erscheinen. Er bewog deshalb den Ofner Rector und die Bürgerschaft, dass sie die versammelte Synode aus der Stadt wiesen, deren Begleiter nicht in die Festung einliessen und ihnen den Einkauf von Lebensmitteln und sonstiger Bedürfnisse verwehrten. Der Legat Philipp und die Bischöfe zogen aus der Stadt und der Legat sprach über ganz Ungarn das Interdict aus. Damals mochte noch Graf Walter das Ofner Rectorat bekleidet haben; denn der Graner Erzbischof nahm mit Zustimmung des Legaten dessen Palast zu Gran in Beschlag. Uebrigens erhob sich unter der Ofner Bürgerschaft wegen des Interdicts eine Reaction, der wahrscheinlich Rector Walter zum Opfer fiel. Er soll von seinem Nachfolger Werner ermordet worden sein. Die Richtigkeit dieser Behauptung lässt sich aber nicht genau constatiren.

Unter der Regierung des launischen Schwächlings Ladislaus IV., des Kumaniers, war Werner Richter in Ofen. Im Jahre 1287 erhielt die Bürgerschaft von Pest und Ofen vom Könige erhebliche Privilegien. Die Pester Schiffer befreite Ladislaus vom Erlage des Fährzolles an das Altofner Capitel und den Ofnern verlieh der König das Privilegium eines Jahrmarktes, der

von Mariä Geburt (8 Sept.) an durch zwei Wochen dauern sollte. Die Besucher des Ofner Jahrmarktes wurden von allen Zöllen und Mautabgaben befreit, und dieselben unterstanden nicht der Jurisdiction des Palatins oder des Tavernicus, sondern des Richters der Stadt Ofen. In die Mitte des Jahrmarktes oder der »Messe« fiel das Kirchenfest der Kirche zum h. Johannes dem Evangelisten, welche das Gotteshaus der Franziskaner oder Minoriten in Ofen war. Ausser der Hauptkirche zu Unserer l. Frau, die in dem folgenden Jahrhunderte die Kirche der Deutschen war, und der ungarischen Magdalenenkirche gab es also von jetzt ab in Ofen noch eine bedeutsame Kirche, die durch den damit verbundenen Jahrmarkt für die Entwicklung der Stadt von grosser Wichtigkeit wurde. Indessen verursachte gerade dieses Jahrmarkts-Privilegium den Ofner mancherlei Misshelligkeiten und zog ihnen viele geheime und offene Gegner zu, welche mit ihren Angriffen auf die Vergünstigungen der Städte Ofen und Pest nicht säumten.

Der königliche Schwächling, Ladislaus IV., liess sich nämlich bestimmen, schon im J. 1287 ein Decret zu erlassen, mit welchem er die Entrichtung des Fährzolles der Pester Schiffer an das Altofner Capitel zum heiligen Peter wieder anbefahl. Ebenso erging unter 20. Juli desselben Jahres ein königl. Schreiben, dem zufolge den Ofnern die Abhaltung des ihnen früher verliehenen Jahrmarktes verboten wird.

Die Pester erhielten Kunde von dem ihnen ungünstigen Decrete, die Ofner bekamen allem Anscheine nach das Verbot des Königs nicht zu Gesichte. Doch bereitete sich gegen diese Letzteren noch ein weit härterer Streich vor. Dies geschah unter dem *Rectorate des Richters Werner*, mit dem sich das *eilfte* Kapitel unseres Buches beschäftigt.

Der Erzbischof Lodomir von Gran und sein Capitel wussten sich nämlich im J. 1288 eine königl. Urkunde zu verschaffen, worin vorgeschrieben wird, dass alle Diejenigen, die von Ofen oder von Pest auf welch immer Wegen nach Raab reisen, ohne in Gran den Mautzoll zu bezahlen, bestraft werden. Die Mautgebühr solle ihnen in Raab abgenommen und sie überdies noch einer angemessenen Strafe unterzogen werden. Der Erzbischof und sein Capitel wollten also, wahrscheinlich im Einverständnisse mit der Graner Bürgerschaft, für ihre Stadt ein Monopolium schaffen und damit sogleich auch Ofen schädigen, da dieses sowohl als königl. Residenz wie als starke Festung und volkreiche wohlhabende Stadt die frühere Hauptstadt Gran überflügelt hatte. Der Erzbischof und die Graner Bürgerschaft beabsichtigten um Ofen und Pest einen festen Cordon zu ziehen, damit deren Handel, namentlich aber die Märkte eingeschränkt würden. Ja die Graner wollten sogar jeden Ausländer, der auf die Ofner Märkte reiste, zwingen, in Gran einen Zoll zu entrichten. Es kam deswegen im September 1289 zwischen dem Erzbischofe und den Ofnern zum offenen Streite. Letztere liessen jene Ausländer, welche in Gran nicht gezollt hatten, zu ihren Jahrmärkten; Richter

Werner und die Geschworenen zögerten, dieselben zur Zahlung anzuhalten, ja die Ofner schenkten selbst der Vermittlung der entsendeten Graner Domherren kein Gehör. Wegen dieser falschen Gesinnung, Verworfenheit und Nachlässigkeit im Gehorsam verkündete der Erzbischof über die Stadt Ofen das Interdict für alle daselbst befindlichen Kirchen und excommunicirte noch überdies namentlich den Rector (Richter) Werner und die zwölf Geschworenen der Stadt.

Der Schlag war tief empfindlich. Richter Werner erkannte, dass Hartnäckigkeit und Trotz hier von Uebel wären. Mit einigen angesehenen Geschwornen erschien er reumütig vor dem Erzbischofe in Gran und bat um Nachsicht und Verzeihung, die er auch erhielt. Doch dauerte der Friede zwischen dem Erzbischof und der Stadt Ofen nicht lange. Die Ofner scheinen ihr Versprechen zur Einforderung des erzbischöfl. Zolles von den marktbesuchenden Ausländern unerfüllt gelassen zu haben; deshalb wandte sich der Erzbischof um Abhilfe an den König. Auf dem Jahrmarkte 1290 erschienen öffentliche Ausrufer, welche unter Trommelschlag und Trompetenstoss verkündigten, dass es Niemand wagen solle, die geistlichen Corporationen bei der Manteinhebung zu stören. Ein Dominikaner betrieb sodann im Namen der Nonnen dieses Geschäft auf dem Markte in der Festung; dagegen erhoben die Leute des Altofner Probstes den Zoll von den Donauschiffen. Die Pester Schiffer mochten sich der Einhebung des Fährzolles widersetzt haben; sie wurden deshalb vor den königlicher Gerichtshof gestellt und zur Zahlung sowie zum Erlag einer Strafe von 200 Mark verurteilt, falls sie neuerdings widerstreben sollten.

Die Ofner beobachteten eine Zeit lang einen passiven Widerstand; allein im Jahre 1291 betraten sie den Weg offener Empörung. Der Altofner Capitular *Poson* klagte vor der Synode in Gran, dass die Ofner keine Gelegenheit verabsäumen, die Leute des Capitels mit Wort und Tat zu beleidigen; dass sie auf dem letzten Jahrmarkte nicht nur die Markteinnehmer des Capitels, sondern auch dessen geistliche Aufseher insultirten, dieselben schlugen und in die Donau warfen. Der Rector der Stadt und dessen Geschworene sähen dies mit verschränkten Armen an und verweigerten jede Genugtnung. Auch zu anderen Zeiten, wenn die Leute des Capitels von den zu Schiff verfrachteten Waaren den Zoll einheben wollten, wozu sie nach dem Privilegium Géza II. ein Recht haben, verhindern dies die Ofner Bürger mit Gewalt. Das hier angerufene «Privilegium Géza II.» ist jedoch ein Falsifikat und es erscheint angesichts dieses Umstandes in der Tat recht naiv, wenn derselbe Capitular Poson behauptet, dass «das Capitel von den Ofner Bürgern ebenso unschuldig leide wie das Lamm vom Wolfe.» Prof. Salamon meint in dem Beschwerdeführer Poson selber den Fälscher des angerufenen «Privilegiums» gefunden zu haben.

Interessant ist, wie der Graner Erzbischof die Besitzungen seines

Bistums in Ofen und Pest allmählich mit anderweitigen Liegenschaften vertauschte. Im Jahre 1291 vertauschte er den ihm gebührenden halben Anteil von der Pester Platzmaut an die Nonnen der Haseninsel (Margaretheninsel) gegen das Dorf Isa im Komorner Comitate; im J. 1294 überliess er sein befestigtes Haus mit dem Turme auf der Haseninsel an die Gebrüder Tengórdi gegen das Dorf Bules im Graner Comitate. In diesen Tatsachen mochten die Ofner und Pester Bürger einen anständigen Rückzug des Erzbischofs erblicken. Sie verharrten übrigens in ihrer oppositionellen Haltung. Noch im J. 1295 dauert der Process wegen des nichtentrichteten Schiffszolles fort. In diesem Jahre war der Streit bis dahin gediehen, dass das Ofner Capitel den Nachweis seines Rechtes auf die Einhebung des Schiffszolles beizubringen hatte. Der delegirte Richter war mit Zustimmung der Ofner der Erzbischof von Gran. Mittlerweile war aber das Ofner Capitel besorgt, seine Position um jeden Preis zu behaupten; es scheute sogar den Betrug nicht. Das Capitel liess nämlich unter dem 12. Jänner 1295 durch den Erzbischof Johann von Kalocsa das gefälschte Privilegium Géza II. authenticiren. Auf dem Jahrmarkte 1295 verweigerten die Ofner alle Maut- und Zollgebühren, ja sie vertrieben die Einnehmer und Beamten der Nonnen mit Gewalt, wodurch die klagführenden Nonnen einen Schaden von 50 Mark (das Drittel des ihnen zukommenden Marktzolles) erlitten. Ebenso mochte es den Leuten des Altofner Capitels ergangen sein. Am 20. October kam die Angelegenheit vor dem Graner Erzbischofe zur Verhandlung. Der Ofner Rector Werner wies das Privilegium Béla IV. vor, demzufolge die Ofner zu keinem Zolle verpflichtet waren als zu den Dreissigstgebühren und dass das Ofner Capitel nur von dem verfrachteten Salze einige Abgaben zu nehmen das Recht hatte. Nun trat das Capitel mit seinem gefälschten und authenticirten Privilegium Géza II. hervor und verteidigte seine Ansprüche auf den Weinzoll, auf die Verzollung aller Waaren, auf das Fischereirecht u. s. w. Der richtende Erzbischof entschied zu Ungunsten der Ofner. Unter der Androhung der Excommunication wurde ihnen befohlen, dass sie das Capitel bei der Verzollung der Donauschiffe nicht hindern sollen. Nicht minder sprach der Erzbischof dem Altofner Capitel das Fischerei-Recht von Megyer bis zur «Grossen Insel» (d. i. der Csepel-Insel) zu, so dass also der gesammte Fischfang in Ofen und Pest jetzt auch ein Eigentum dieses Capitels sein sollte. Endlich beanstandete dasselbe Capitel bereits im J. 1292, dass die Pester und Ofner auf der Donau Mühlen errichten, für welche sie ebenfalls keine Steuer bezahlen wollen. Das wurde den Bürgern weiterhin verboten. Auf diese Weise gelang es dem Altofner Capitel sich zum Herrn über die Donau zwischen den beiden Schwesterstädten zu machen. Ja in Altofen selbst erwarb das Capitel die Rechte eines Grundherrn, der den Altofnern nach seinem Belieben den Richter einsetzen konnte. Die Stadt behielt zwar das Recht, sechs Geschworne zu erwählen, allein die Anerkennung oder Ver-

werfung der Wahl war dem Probste vorbehalten. Domherr Poson hatte mit seinen Fälschungen einen vollen Triumph geerntet.

Interessant ist, dass der Richter von Ofen in den Urkunden der Geistlichkeit stets als «rector», in jenen der Könige als «judex» bezeichnet wird. Die Geistlichkeit wollte wahrscheinlich die Gerichtsbarkeit des Ofner Bürgermeisters, die in dem Namen «judex» ausgesprochen war, nicht anerkennen. Die Ofner Festung mochte übrigens schon unter König Ladislaus IV. das Recht der freien Richterwahl erlangt haben. Als Vertreter der königl. Gewalt in der Stadt bestand fernerhin daselbst der Vicepalatin.

Die Gewährungen, welche der wenig stichhältige Richterspruch des Graner Erzbischofs im J. 1295 dem Altofner Capitel zuerkannt hatte, übten auch in der Folge einen empfindlichen Druck auf die Bürger von Ofen und Pest aus. Ein günstiger Umstand für Ofen war es übrigens, dass Ofen keine geistlichen Grundherren besass. Es war eine königliche Stadt, in welcher nur einige Regalien an geistliche Corporationen verliehen waren. Den Kampf zur Abschüttelung dieser Lasten unternahmen die Ofner freilich in ungünstiger Zeit. Die schwächlichen Nachfolger's Béla IV. auf dem ungarischen Tron boten den berechtigten Emancipations-Bestrebungen der Bürger keine Unterstützung, eher das Gegenteil war der Fall. Die Bürger waren deshalb auf ihre eigene Kraft allein angewiesen und sie machten denn auch hievon ausgiebigen Gebrauch. Trotz des ungünstigen Richterspruches vom J. 1295 führten sie den Kampf gegen die geistlichen Corporationen fort.

Mittlerweile nahmen unsere Städte an Umfang und Bedeutung zu. Die Einkünfte von ihren Mühlen und ihrem Handel bilden den Gegenstand grosser Kämpfe. Zahlreiche Urkunden aus den zwei letzten Decennien des XIII. Jahrhunderts bezeugen, dass der Weinbau schon damals auf den Ofner Berglehnen eifrig betrieben wurde. Die vielen Kirchen, Klöster und Steinbauten sind gleichfalls ein Zeichen des Wohlstandes. Der grösste Gewinn nach der Mongolenverwüstung war aber die Verlegung des königl. Wohnsitzes nach Ofen. Ein Palast des Königs erhob sich in der Festung, ein Palast der Königin in Altofen. Die Magnaten und reichen Grundbesitzer nahmen ebenfalls ihren Aufenthalt in dem gesicherten Ofen und in der Nähe des Trones. Im Zusammenhange damit stand die Tatsache, dass die Landtage von jetzt ab nach Ofen und Pest einberufen wurden. *Unter König Ladislaus IV. findet man aus dem J. 1286 die ersten Spuren eines Landtages auf dem Rákosfelde bei Pest.* Bekannter sind die Landtage in Altofen vom J. 1290, in Pest vom J. 1298 und auf dem Rákos vom J. 1299. Der 34. Gesetzartikel vom J. 1298 bestimmt, dass die Prälaten, Magnaten und Edelleute verpflichtet seien, sich jedes Jahr am St. Georgstage zu versammeln.

Für die Stadt Pest waren diese Massenversammlungen auf dem Rákosfelde von besonderer Wichtigkeit. Es gewann die Stadt dadurch in

materieller, sozialer und politischer Hinsicht. Pest und Ofen wurden auf diese Weise der Mittelpunkt des Landes, obgleich die Städte selbst an den Landtags-Versammlungen damals noch keinen Anteil nahmen.

Am 14. Jänner 1301 starb in der Ofner Festung König Andreas III., der letzte männliche Sprössling aus dem Fürstengeschlechte Árpád. Er wurde in der St. Johanneskirche der Minoriten zu Ofen bestattet. Mit seinem Tode traten im Lande wichtige Veränderungen ein, bei denen unsere damalige Hauptstadt nicht unbeteiligt bleiben konnte. Die hohe Bedeutung Ofens in den allgemeinen Landes-Angelegenheiten machte sich in den Wirren der Tronstreitigkeiten zu Anfang des XIV. Jahrhunderts in massgebender Weise geltend. Mit dieser Rolle von Ofen werden wir uns in unseren weiteren Mitteilungen zunächst beschäftigen.

Prof. Dr. J. H. Schwicker.



LEOPOLD'S I. REGIERUNG IN UNGARN. 1658—1702.

Am Anfange der Regierung Leopold's des Ersten fesselte das Schicksal des unglücklichen Siebenbürgens die Teilnahme der Patrioten. Georg Rákóczy II. erweckte leichtsinnig den Zorn der Pforte gegen sich und kämpfte mit verzweifelter Hartnäckigkeit für seinen Tron. Ueberall, wo man der Ausbreitung der türkischen Macht ein tieferes Interesse entgegenbrachte, nahm man an, dass der deutsche Kaiser und König von Ungarn ihn nicht ohne Hilfe lassen werde. Denn es wurde klar, dass die Pforte sich nicht mit der Züchtigung ihres ehrgeizigen Vasallen begnügt, sondern auch dahin strebt, Siebenbürgen mit engeren Fesseln, als bisher, an das türkische Reich zu ketten und auch nebenher einige siebenbürgische Festungen an sich zu bringen. Konnte Leopold I. dies alles dulden? Wenn wir auch ausschliesslich die spanisch-österreichischen Interessen seines Hauses in Betracht ziehen, so ist es dennoch wahr, dass Leopold's Passivität gegenüber den türkischen Uebergriffen sowohl die Interessen desselben gefährdete, wie auch dessen Ansehen schädigte. Denn es war doch nicht zu verkennen, dass wenn auch der Kaiser seine Machtgelüste im Osten in jeder Weise mässigt, der Zusammenstoss mit dem Türken für ihn unausweichlich bleibt, da doch die Pforte sehr leicht zu den Waffen greifen wird, entweder dem Rufe einer westlichen Macht oder dem einer ungarischen Insurrection folgend, oder auch aus übersattem Mutwillen. Darum durfte Leopold I. nicht dulden, dass der Türke, durch den Frieden gedeckt, auf die leichteste Art solcher Errungenschaften teilhaft werde, welche selbst um den Preis eines grossen und siegreichen Krieges nicht zu teuer erkauft wären. Er durfte nicht dulden, dass der Türke den ihm ungelegenen Staatenbund sprenge, an dessen Spitze das Siebenbürgen

Rákoczy's stand, und dass er durch die Eroberung wichtiger Festungen seine Macht erweitere und seine strategische Position befestige.

Dieser Eventualität durch die Auskämpfung der unausweichlichen Fehde entgegenzutreten, dazu war der Anfang des Jahres 1660 ein geeigneter Zeitpunkt, als nämlich der schwedische Krieg zu Ende war; als das Verhältniss des Kaisers zu den westlichen Mächten wenn auch nicht jeden Grund zu Besorgnissen entbehrte, so doch für eine Zeit mit kriegerischen Verwicklungen nicht drohte; als eine grosse ungarische Partei ungeduldig den Krieg wünschte; als die Regierung in der Person Rákóczy's einen Verbündeten fand, der, wohin er sich auch nach dem eventuellen Siege neige, während des Krieges die österreichische Armee von einer Seite zu verstärken im Begriffe war, von welcher sie sonst nur feindselige Absichten erwarten konnte. Und hätten die Zweifelnden und Zögernden in mehreren Gegenden Ungarns, im deutschen Reiche und an manchen Höfen Europa's nicht Vertrauen gefasst und Aneiferung verspürt durch die energische Kriegsbereitschaft der Regierung? Aber der Wiener Hof vergötterte die Untätigkeit, wie Nikolaus Zrinyi sagte, und Leopold war nur ein Werkzeug in den Händen seiner Minister. Unter seinen Zerstreuungen nahm zwar die geistige Beschäftigung nicht die letzte Stelle ein, doch die eigentliche Arbeit war ihm trotz seines Fleisses fremd geblieben. Er sammelte Curiositäten, erfreute sich an den Künsten, las viel und bildete sich doch ohne jede Energie oder Begeisterung. So war er auch aufmerksam im Kreise seiner Räte und resumirte deren Meinungen, doch eine Richtung gab er nicht an. Nur selten und nur leichthin fühlte er sich beunruhigt durch die Untauglichkeit seiner Räte, denn es war ihm angenehmer seine Zweifel zurückzudrängen, als die Wahrheit zu erforschen, da dies nicht ohne Aufregung geschehen konnte. Und dann gewöhnte er sich bald an die Personen seiner Minister oder an den Klang ihrer altadeligen Namen; darum wurden seine stillen Freuden nicht allzusehr durch die türkischen Unruhen gestört, deren Beilegung er jenen Männern überliess, die während der Jahre 1658—60 die Wirren dazu benützten, um in Rákóczy's ungarische Festungen deutsche Besatzungen zu schicken.

Indessen verblutete Rákóczy und Grosswardein fiel in türkische Hände. Die Preisgebung dieser in der Christenheit berühmten Festung entrüstete die öffentliche Meinung in Europa. Das Schamgefühl und die neue Wendung der Ereignisse reizten die Minister in Wien zu einiger Energie. Rákóczy wurde von ihnen gehasst sowohl seines Namens, als auch seiner Vergangenheit halber, und sie glaubten, dass er in glücklichen Zeiten vergessen werde, was er in seiner Hilflosigkeit versprochen. In Johann Kemény, der jetzt als Fürst von Siebenbürgen Hilfe verlangte gegen den Türken, glaubte man eher Vertrauen setzen zu können. Man bewilligte ihm die Hilfe in der schwachen Hoffnung, für ihn Siebenbürgens Tron sichern zu können.

Im Sinne des nach langen Beratungen festgesetzten Kriegsplans beabsichtigten die österreichischen Truppen die wichtigeren ungarländischen Festungen zu belagern, um auf solche Weise aus Siebenbürgen die türkische Kraft herauslocken zu können. Montecuccoli nahm mit Freuden die Ausführung dieses Planes in seine Hand, da dieser nicht nur seinen beliebten strategischen Kunstgriff, die Diversion, zur Geltung brachte, sondern auch solche Eroberungen in Aussicht stellte, welche der Christenheit als Entschädigung für Grosswardein zu Gute kommen würden. Doch als er zur Ausführung des Planes schritt, wurde ihm plötzlich aus Wien befohlen, die Donaugegend zu verlassen und gegen Siebenbürgen zu ziehen, da die Arznei dort anzubringen sei, wo der Sitz des Uebels sich befinde. Wegen dieses unerwarteten Befehls beschuldigte der gelehrte Heerführer die strategische Unerfahrenheit der Minister, welche jedoch, wie es scheint, den ursprünglichen Plan besonders aus politischen Gründen fallen liessen. Sie fürchteten nämlich, dass der Türke die Belagerung Ofens und Grans mit der Kriegserklärung beantworten werde; wenn sie jedoch die Hilfstruppen nach Siebenbürgen schicken, so ist es doch möglich, dass die Pforte die Verletzung ihrer Souveränetät nicht ahnden werde. Diese Voraussetzung erscheint einem italienischen Historiker so ungereimt, dass er geneigt ist, sie für eine Ausflucht zu halten, welche den wahren Grund verhüllen sollte.[1] Doch was dieser wahre Grund gewesen sei und in wessen Interesse es gelegen war, eine solche Ausflucht zu suchen und zu verbreiten, auf diese Frage gibt er uns keine klare Antwort. Es ist gewiss, dass die wirklich ungereimte Voraussetzung und hiemit auch die Aenderung des Kriegsplanes einer Erklärung bedarf. Es scheint, dass in den leitenden Kreisen Oesterreichs zwei Anschauungen kämpften — entweder in dem schwankenden Geiste der Räte, oder auch durch zwei Parteien in's Treffen geführt. Teils wurde beschlossen, die Hilfe dem Fürsten Kemény zu bewilligen, ohne offenen Friedensbruch, jedoch eventuell auch ohne vor dem Kriege zurückzuschrecken;[2] — teils wollte man trotz der bewilligten Hilfe sich nicht in den Krieg verwickeln, und obzwar die Pforte dem Kaiser ausdrücklich erklären liess, dass sie die Einmischung in die siebenbürgischen Angelegenheiten als einen Friedensbruch betrachte, dürfte es in Wien dennoch nicht an Nachrichten gemangelt haben, welche man so deuten konnte, dass die Drohung der Pforte nicht ganz aufrichtig sei und dass sie, wenn nur möglich, dem Kriege gern ausweichen würde.

Im Allgemeinen konnte dieser Glaube leicht entstehen und konnte auch leicht Wurzel fassen im Geiste der Minister, welche in ihrer haltlosen Weise

[1] Campori, Rajmondo Montecuccoli. Firenze, 1876.

[2] Fontes Rerum Austriacarum, II. B. 27. In Molin's Berichte von 1661 ist zu lesen, dass wenn der Türke Siebenbürgen erobern wollte, würde ihm der Kaiser den Krieg erklären. Die durch Molin angedeutete Voraussetzung und Stimmung konnten damals vorrherschend sein, als der erste Kriegsplan angenommen wurde.

nicht unschwer das Wünschenswerte für möglich und das Unwillkommene für unmöglich hielten. — Der Sieg dieser Anschauung brachte den Lieblingsplan Montecuccolis zu Falle und nun belästigte auch der Aerger sein ängstliches und nicht leicht entschlossenes Gemüt. Das Resultat seines Kriegszuges war, dass aus der 23—24,000 Mann starken Armee fünf oder sechstausend Leute den Strapazen zum Opfer fielen, obzwar sie kaum Gelegenheit hatten den Feind zu sehen.[1] Johann Kemény fiel auf dem Schlachtfelde, wie Georg Rákóczy; der Türke erweiterte sein Machtgebiet, ernannte zum Fürsten von Siebenbürgen einen gänzlich unselbstständigen Vasallen und bereitete sich zum grossen Kriege vor. Solche Resultate hatte die friedliche Politik des Wiener Hofes aufzuweisen in dem Zeitraume von 1658—1662. Natürlich vermochten diese Resultate keine der Parteien in Ungarn zu befriedigen.

Die katholische Regierungspartei achtete den Fürsten Rákóczy als den tapferen Fürsten, welcher bis zu seinem polnischen Kriegszuge die Hoffnung und die Stütze des Ungartums war und seitdem durch den barbarischen Uebermut verfolgt so viel zu leiden hatte. Sie wusste wohl, dass mit Rákóczy auch Siebenbürgens bisherige Bedeutung hinsinken werde, und schon im Jahre 1658 fürchteten die Anführer dieser Partei, dass Grosswardein und die partes adnexae dem unersättlichen Feinde zufallen würden. Sie ermunterten daher den Hof zur Verteidigung Rákóczy's, indem sie auseinandersetzten, wie man durch Werbe-Patente das Heer Rákóczy's bedeutend verstärken könnte, ohne den Frieden zu brechen, wovor sie, wenn wir nicht irren, gar nicht in dem Maasse zurückschreckten, wie sie es in ihren an den Hof geschickten Eingaben darstellten, besonders damals nicht, als nach dem Frieden von Oliva der Kaiser freie Hand behielt. Selbst damals erklärten sie die Aufrechterhaltung des Friedens für ihre Untertanen-Pflicht, obzwar ihre Argumente genug deutlich für den Krieg agitirten, — wiesen sie doch hin auf die geschändete Ehre, auf die zertretenen Rechte und auf die gefährdeten Interessen des Kaisers und Ungarns. Besonders hielten sie den König durch constitutionelle Verträge für verpflichtet, Siebenbürgen zu schützen; darum ermunterten sie Kemény, Hilfe zu verlangen, und betrachteten mit Schmerz den unfruchtbaren Krieg Montecuccolis.[2] Mit Schmerz betrachteten sie ferner die Zügellosigkeit der österreichischen Soldaten, welche die vaterländischen, ja auch die allgemein menschlichen Gesetze verhöhnten. Sie billigten nicht, dass am Anfange der Wirren in Rákóczy's Festungen deutsche Besatzungen geschickt wurden, eine Verfügung, die im Gegensatze war mit vielen, unter anderen auch mit den Gesetzen des 1659er Reichstags, und die überdies mit einem solchen Eifer bewerkstelligt wurde, dass sie nicht als

[1] Oesterreichische milit. Zeitschrift. Wien, 1828.
[2] Galeazzo Gualdo Priorato: Historia di Leopoldo Cesare. I. 361 und 730 pp.

eine Massregel gegen die Türken erschien, sondern als Ausfluss kleinlicher Habsucht, welche aus der Gefahr des Landes Nutzen zu ziehen sich nicht entblödete. Doch beruhigte sich diese Partei in dem Glauben, dass durch den Feldzug Montecuccoli's die Türken zum Kriege gereizt werden würden und dass der Hof demselben nicht mehr ausweichen könne; darum wollten sie im Interesse der Zukunft die Vergangenheit verschweigen und organisirten auf dem 1662er Reichstage energisch die Landesverteidigung.

Obzwar die Protestanten an den Arbeiten dieses Reichstages nicht teilnehmen wollten, obzwar sie hiemit bewiesen, dass sie die Eindämmung der türkischen Macht für weniger wichtig hielten, als die Sanirung ihrer religiösen Gravamina, so waren sie doch nicht schlechtere Patrioten, als die Katholiken; nur ihre Lage war unglücklicher. Auch sie machte die neueste Unternehmung der Türken besorgt, da sie doch, wie Horváth sagt, im Monat Juli des Jahres 1660, den König eifrigst gebeten hatten, Grosswardein nicht preiszugeben.[1] Doch hassten sie die Regierung, deren Hilfe sie verlangten, mehr als die Türken. Ihre Ahnen, ja sie selbst kämpften mehreremals an der Seite des Türken gegen den Wiener Hof; einige wohnten auf den Gebieten, welche von den Türken ganz verschont blieben[2], und wenn sie zwischen Willkür und Willkür zu wählen die Freiheit gehabt hätten, so hätten sie gewiss für Allah's Anbeter optirt, da diese, den ganzen christlichen Glauben verachtend, keine seiner Confessionen besonders belästigten. Dieses Gefühl, welches im Vergleich mit dem Hasse gegen die österreichische Regierung fast als Sympathie erscheint, verwischte sich gleichsam unter dem Eindrucke der nahenden Gefahr; doch benützte die Regierung die momentane Wendung sehr schlecht. Souches liess den Türken vor Grosswardein ruhig walten; die Ausschreitungen seiner eigenen Soldaten waren jedoch einem kleinen Tartarenraubzuge nicht unähnlich. Nun sieht man doch, sagten die Protestanten, dass die Regierung, welche unsere durch so viele Gesetze gewährleisteten religiösen und sonstigen Freiheiten gar nicht beachtet, auch nicht im Stande, oder besser gesagt nicht willens ist, das Land zu verteidigen; ja sie verwüstet es, wie wenn es Feindesland wäre. Ihr gereiztes Gemüt sah in jedem Resultate der verkehrten Politik des Hofes die Anzeichen einer sündhaften Böswilligkeit. Sie hätten es nicht gerne gesehen, wenn der Alliirte dieser Regierung auf den Tron Siebenbürgens gelangt wäre, darum missfiel ihnen der Feldzug Montecuccoli's und indem sie sich an den Buchstaben des Gesetzes klammerten, verweigerten sie seinen Soldaten das Quartier und die

[1] V. 499 p. Wir setzen voraus, dass in der Versammlung der oberungarischen Stände in Tokaj viele Protestanten anwesend waren; übrigens siehe auch Katona 33, 313 p.

[2] Pauler: Die Verschwörung des Palatins Wesselényi und seiner Genossen I. 63 p.

Lebensmittel.[1] Indessen vermehrte die Willkür des katholischen Clerus und Hochadels ihre Religions-Beschwerden. Kein Wunder also, dass die Stimmung der protestantischen Stände auf dem 1662er Reichstage keine versöhnliche war. Als sie die Religions-Beschwerden in erster Reihe auf die Tagesordnung zu setzen wünschten und die Regierung, unterstützt von ihrer Partei, ihnen zu verstehen gab, dass die Organisation der Landesverteidigung viel wichtiger sei, da wollten sie diese Einwendung nicht beachten. Ihr heftiges und hartnäckiges Gemüt war stürmisch erregt, ihre Leidenschaft kümmerte sich nicht um die Consequenzen, ihr verletzter Rechtssinn übertrieb die Beschwerden und wollte von keinem Entgegenkommen hören. Sie verliessen den Reichstag, sie verweigerten sogar in ihrer Versammlung zu Zemplén die Anerkennung seiner Beschlüsse und schickten diese an den König zurück. Der Beschluss von Zemplén war die erste namhafte revolutionäre Declaration unter Leopold I., und den Worten wäre bald die Tat gefolgt, wenn die Aufforderung zur Unterwerfung unter die türkische Botmässigkeit nicht von Apaffy erfolgt wäre, da die Protestanten fühlten, dass Wesselényi die Wahrheit sprach, als er sagte, dass »Apaffy ohne Kleider herumgeht und Anderen dennoch Schätze verspricht.«

Apaffy schrieb seine erwähnte Aufforderung im Jahre 1663, als der türkische Krieg schon ausgebrochen war, welcher dann nach dem Siege von St.-Gotthard im Herbste des Jahres 1664 mit dem Frieden von Vasvár endete. Das über diesen Frieden gesprochene verdammende Urteil der Geschichtsschreibung versuchte in neuerer Zeit Major Angeli, in einer in Folge der darin enthaltenen archivalischen Mitteilungen sehr lehrreichen Studie zu widerlegen.[2] Doch merkt man dieser Studie an, dass sie ihre mehr oder weniger stichhältigen Argumente zur Verteidigung einer à priori gebildeten Anschauung gruppirt. Die wichtigsten Argumente derselben lauten dahin, dass die Geschichtsschreiber gewöhnlich hinweggleiten über den Zeitraum, der zwischen dem Siege und dem Friedensschluss verflossen, und doch stellte sich während dieser zwei Monate heraus, dass der Sieg keine strategischen Folgen hatte, da man ihn nicht ausnützen konnte; dass ferner die schwere Situation den Frieden erheischte und dass endlich die Bedingungen zwar keine glänzenden waren, doch in Anbetracht der Verhältnisse in keinem ungünstigen Lichte erscheinen. Wenn wir auch vorläufig die Richtigkeit dieser Anschauungen anerkennen, müssen wir dennoch die Frage stellen, wer denn eigentlich jene Verhältnisse hervorgerufen hat, welche, die Wirkungen eines unerwarteten und glänzenden Sieges paralysirend, die Bedingungen von Vasvár als wünschenswerte erscheinen liessen? Hat dies nicht die

[1] Opere di R. Montecuccoli. Torino. 1821. II. 30.

[2] Der Friede von Vasvár. Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs, II. Jahrgang. 187..

Regierung getan, deren Politik vom Anfange der siebenbürgischen Wirren bis zur Ratificirung des Friedens eine ununterbrochene Kette von Fehlern war? In dieser Politik kam der fatale Gedanke zur Geltung, dass man die Kraft des Reiches im Hinblick auf die westlichen Verwicklungen schonen müsse; doch was die Interessen und die Würde des ungarischen Königreichs anbelangt, so müsse man zu ihrer Verteidigung bedeutende Anstrengungen nur in dem Falle machen, wenn sie sich zufällig mit den Interessen und der Würde des kaiserlichen Hauses deckten. So forderte der höfische Ehrgeiz nicht unbedingt die Errettung Grosswardeins, doch musste in die Szaboleser und Szathmárer Festungen des Rákóczy unbedingt deutsche Besatzung gelangen, was zwar später den Türken von Grosswardein nicht verhinderte, auch diese Comitate unter seine Botmässigkeit zu bringen, doch blieben wenigstens die Festungen im Besitze des Beschützers der Christenheit! Anfangs gefiel dem Türken gar nicht, dass die Erbschaft seines Vasallen in fremde Hände gelangt; doch da er sah, dass Souches auf seinen Lorbeeren ausruhen will, so verrichtete er seine traurige Arbeit weiter. — Siebenbürgen gegen die Willkür des Barbaren zu schützen, war ebenfalls ausser dem Kreise der kaiserlichen Interessen gelegen; doch einen verlässlichen Verbündeten auf dem Trone Siebenbürgens zu haben, dies Ziel anzustreben schien schon eher der Mühe wert. Doch was geschieht, wenn der Türke die dem Fürsten Kemény geschickten Hilfstruppen zurückdrängt und in das Gebiet des Kaisers eindringt? Was geschieht, wenn die Aufgabe Montecuccoli's gelingt, und der Türke in kurzer Zeit mit aller Kraft dahin strebt, dass Kemény vertrieben und sein Verbündeter bestraft werde? Allen Eventualitäten wollte die Regierung dadurch ausweichen, dass sie gleichzeitig mit der Aussendung der Truppen an die Pforte besänftigende Boten schickte.* Zum guten Glücke der Regierung vermeidete der türkische Anführer den Zusammenstoss ganz so wie sein Gegner, und aus der ganzen Unternehmung hatte der Kaiser nur den einen Gewinn, dass er den Türken nutzlos gereizt hatte. Doch die Ambitionen des Hofes ruhten noch nicht. In dem verflossenen Kriege erhielten einige siebenbürgische Festungen deutsche Besatzungen, welche auch damals nicht auszogen, als Apaffy zum Fürsten ernannt wurde, da die Regierung einen abenteuerlichen Plan mit ihnen vorhatte. Die Parteigänger Kemény's nämlich wollten auch nach seinem Tode vom Kaiser nicht abfallen, an den sie die Bitte richteten, er möge die Besatzungen nicht abziehen lassen und den Krieg erneuern. Der Hof wollte den zweiten Teil dieser Bitte nicht erfüllen, aber den Festungen war er durchaus nicht geneigt zu entsagen. Nun wurde Szentgyörgyi, der Bischof von Waitzen, nach Siebenbürgen geschickt zum Scheine mit der Mission, dass er die Uebergabe der Festungen überwache, aber in der Wirklichkeit zu dem Zwecke, sowohl die

* A. Priorato I. von 741 pp und Molin's Bericht.

Commandanten der Festungen, als die Parteigänger des Kaisers zum Ausharren zu ermuntern und die Festungen nur im äussersten Notfalle zu übergeben. Als der Türke den Gesandten zur Erfüllung seiner Mission aufforderte, bekannte dieser offen, dass er nicht beauftragt sei die Festungen zu übergeben. Kucsuk Memhet, der den Auftrag hatte, Klausenburg für Apaffy zu erobern, ahnte Böses, liess den armen Szentgyörgyi wie einen ertappten Spion nach Temesvár schicken und zog sich dann vor dem nach Klausenburg vorrückenden General Schneidau zurück.

Die Affaire des Szentgyörgyi und der Festungen hatte einen Einfluss auf die fortwährend dauernden Friedensverhandlungen, da sie der Ansicht Ismail's, des Pascha's von Ofen, ein neues Gewicht verlieh, welcher unter den Pascha's der heftigste Feind des Friedens war. Es war ja natürlich, dass nicht alle türkischen Staatsmänner den Krieg wünschten, da es doch der Mühe wert schien zu erwägen, ob es nicht ratsamer sei, statt des ungewissen Krieges den vom Kaiser angebotenen Frieden anzunehmen, welcher die wichtigsten Wünsche der Pforte erfüllen wollte. Doch die Haltung des Hofes zwang den Türken zum Kriege, da die Pforte gewiss mit Befremden wahrnehmen musste, dass die österreichische Regierung trotz ihrer fortwährenden Provocationen fortwährend den Frieden verlangte. In diesem Vorgange erblickte sie eine solche Verknüpfung von Schlauheit und Schwachheit, welche teils ihren Stolz verletzte, teils den Krieg in ihren Augen als verhältnissmässig leicht und erfolgreich erscheinen liess. Darum heuchelte der Grossvezier Geneigtheit zum Frieden und täuschte die Regierung dergestalt, dass sie den Präsenzstand der Regimenter herabsetzte und im Anfange des Jahres 1663 vier deutsche Regimenter dem Könige von Spanien überschickte. Nun denke man die Verwirrung, als Ende April 1663 zuerst die unzweifelhafte Nachricht von den wahren Absichten des Türken eintraf. Diese Verwirrung nun und dieser Mangel an Vorbereitungen im entscheidenden Momente, welche die natürlichen Folgen der Regierungspolitik waren, hatten sie keinen Einfluss auf den ganzen Feldzug, und alles bei Seite gelegt, waren nicht sie die Ursachen der Untätigkeit nach dem Siege von St.-Gotthard? Denn der Feldherr ist nicht verantwortlich dafür, dass er seinen Sieg nicht ausnützen konnte. Montecuccoli hat ja selbst die Fortsetzung der Operationen gewünscht; nur musste er mit Hindernissen kämpfen, welche meistens durch den Mangel an Lebensmitteln und an Fourage hervorgerufen waren. Montecuccoli tadelt schärfer, als alle ungarischen Historiker, die Minister, welche zur Schande der Welt für die Erfordernisse eines so wichtigen Krieges, und der so leicht vorherzusehen war, nicht zur gehörigen Zeit vorgesorgt hatten.* Wenn daher der Verteidiger des Friedens von Vasvár zur Entschuldigung der Regierung Leopold's I. darauf hinweist, dass der Sieg von St.-Gotthard das Verhältniss der Kräfte der

* Opere II, 94.

kriegführenden Parteien nicht gestört habe, beweist er eigentlich gar nichts, sondern macht uns nur darauf aufmerksam den Fehler der Regierung nicht in einer unter dem Drucke der momentanen Lage begangenen Ungeschicklichkeit zu suchen, sondern in der Jahre lang verfolgten Politik, welche, sich losreissend von den Aspirationen und Interessen der ihrem Schutze befohlenen Nation, aus ihrem kleinlichen Ehrgeize umsonst versuchte Kraft und Würde zu schöpfen. Ja hätte sich diese Politik nach dem Siege von St.-Gotthard verändert, so wäre noch vieles zu retten gewesen von allem dem, was in Vasvár verloren wurde. Denn die militärische Lage war auch nicht so ungünstig, wie sie Angeli darstellt. Trotz allen Hindernissen beschloss nach langer Ueberlegung der immer vorsichtige Montecuccoli die Offensive, und hätte er sie mit Wärme verlangt, wenn er nicht vielen Grund hatte den Sieg zu hoffen? Warum verhinderte man am Schlage den Feldherrn, der schon den Säbel gezückt hatte? * Darum, sagen die Verteidiger des Hofes, weil Philipp IV. krank war und im Falle seines Todes der Kaiser der Truppen bedurfte. Aber da doch die Minister nach dem erst im Herbste des künftigen Jahres erfolgten Tode des spanischen Königs noch lange das Reich vor dem Kriege bewahrten, so hätten sie im Herbste des Jahres 1664 noch einige Wochen warten können, bis die Bewegung Montecuccoli's zu einem Abschluss gediehen wäre. Von Köprili Ahmed, der den Frieden wünschte, konnte man nicht viel Energie erwarten und im schlechtesten Falle wären die Bedingungen von Vasvár während der nahen Winterruhe zu erreichen gewesen, da sie im Wesentlichen doch nicht günstiger waren, als die Punkte, welche der Grossvezier vor dem Siege dem Reminger unterbreitet hatte. Reminger aber versuchte nicht die Verstimmung des Grossveziers auszunützen, sondern schloss eiligst den Frieden auf Grundlage der, wie es scheint, noch vor der Schlacht erhaltenen Instructionen, und die Regierung ratifizirte denselben in einigen Wochen nach der ersten ungeduldigen Bewegung des Grossveziers, weil ihr die süsse Ruhe teurer war als die teuersten ungarischen Interessen.

Diese Wahrheit, indem sie sich als das Resultat einer siebenjährigen Regierungsperiode ergeben hatte, trieb auf die Bahn des Widerstandes auch jenen Teil der Nation, welcher sich lange gesträubt hatte, dieselbe zu betreten. Seit Bocskay nämlich hatten meistens die Protestanten unter Anführung der protestantischen Fürsten von Siebenbürgen, an den ungarischen Aufständen teilgenommen. Die Errungenschaften der sich öfters erneuernden Kämpfe, die Friedensschlüsse von Wien, Nikolsburg und Linz, garantirten die Freiheiten des Landes sowohl, als auch diejenige der protestantischen Religion. Die active Teilnahme der Katholiken an diesen Kämpfen war keine grosse;

* Wolf irrt, indem er auf Seite 133 seines »Fürst Wenzel Lobkovicz« betitelten Buches behauptet, dass auch Montecuccoli zum Frieden geraten habe. Angeli widerlegt diese Behauptung aus den Briefen des Feldherrn.

wenn nur möglich eilten sie den Frieden herbeizuführen, ja sie kämpften auch öfters mit Wort und Tat gegen die Protestanten. Denn wenn sie auch die Bedeutung der Partei anerkannten, welche sich auf die Fürsten von Siebenbürgen stützte, vereinigten sie sich nicht gerne mit den Feinden ihrer Religion und was die Hauptsache war, sie wollten die Dynastie nicht verlassen, von der sie den Schutz gegen die Türken erhofften. Das Haus Habsburg erfüllte ihre Hoffnungen nicht im vollen Maasse in Folge der Schwierigkeiten, mit welchen es zu kämpfen hatte und auch in Folge der Ungeschicklichkeit seiner Feldherren. Doch sie würdigten die Schwierigkeiten, hofften fortwährend, und niemals waren sie so voller Zuversicht, wie während des letzten türkischen Krieges, als auf den Ruf des Königs Hilfstruppen aus allen Ländern nach Ungarn eilten. Der Palatin Wesselényi geisselte damals den pflichtvergessenen Adel, welcher zur Insurrection sich saumselig stellte, mit ebenso aufrichtigem Schmerz, als er mit aufrichtiger Freude auf die Resultate der Bestrebungen des Trones hinwies. «Wir glauben nicht» — so rief er aus — «dass ein Säculum und eine Generation eine solche väterliche Fürsorge des erlauchten Imperiums erlebt hätten, eine solche herzhafte Verteidigung der Interessen der armen, gesunkenen ungarischen Nation.»* Man denke nun, wie die Hoffnungen des Palatins und seiner Principiengenossen stiegen nach dem Siege von St.-Gotthard und welch niederschlagenden Eindruck der unerwartete Friede auf ihr Gemüt machte. Wenn zwei so wichtige Grenzfestungen, wie Neuhäusel und Grosswardein, nicht endgiltig in türkische Hände geraten wären, so hätte man noch die Ausserachtlassung des öfters erneuerten Gesetzes verzeihen können, welches befahl, die Regierung solle besonders über ungarische Angelegenheiten mit den Türken nicht ohne Mitwissen der ungarischen Räte verhandeln. Doch bei Vasvár wurde nicht nur das ungarische ius publicum verletzt, es wurden auch grosse Interessen aufgeopfert, was die Partei Wesselényi's ganz auf den Standpunkt der Protestanten drängte, da sie glauben mussten, dass die Regierung die Nation nicht verteidigen wolle, auch wenn sie es, wie jetzt nach einem glänzenden Siege, nicht schwer tun könnte. Die Bande waren zerrissen, welche einen Teil der Nation seit Ferdinand I. an die Dynastie knüpften, und die Partei Wesselényi's in dem Glauben, dass das Land von österreichischer und türkischer Seite fast mit vereinigter Kraft gemartert werde, trachtete nun unter einer anders gearteten Regierungsform zu retten, was noch zu retten war. Es ist wahr, dass sie in ihren Bestrebungen nicht rein von den Interessen des öffentlichen Wohles geleitet wurden, denn sie waren Menschen, Spielbälle schlechter und guter Leidenschaften; doch wer dürfte behaupten, dass in ihrer Seele der Wehruf «des gänzlich verachteten und für nichts

* Magyar Történelmi Tár. X. 1861, 157 Bl., Hg. v. Iván Nagy.

angesehenen Ungarns»[1] keinen nachhaltigen Widerhall fand? Besonders dieser Ruf verleitete sie zu den verzweifelten Plänen, besonders ihm ist der durch seine Neuheit im ungarischen öffentlichen Leben überraschende Anblick zu verdanken, welcher sich später wiederholte, dass katholische Magnaten, in den religiösen Fragen zu einigen Concessionen geneigt, sich an die Spitze der Protestanten stellten und bereit waren zum erbitterten Kampfe gegen die Dynastie.

Doch da man die Traditionen der ungarischen Opposition verlassen musste, da der Fürst von Siebenbürgen, mit Erlaubniss oder Hilfe des Türken, nicht Anführer der Bewegung sein konnte, hätte die neue Anführung schwerlich Erfolge erzielt, auch wenn ihr Vorgehen enge Eintracht und Besonnenheit gekennzeichnet hätten. Da dies nicht der Fall war, kostete es der Regierung wenig Mühe, den Aufstand fast im Keime zu ersticken. Die Anführer wurden verhaftet und ihr Schicksal konnte dem nicht zweifelhaft erscheinen, der den Charakter der österreichischen Regierung kannte. Rache war nun die gesammte Staatsweisheit der Regierung und von der öfters gepriesenen Güte Leopold's konnte man nicht erwarten, dass sie sich der Ansicht der Räte widersetze, besonders da es sich um die Bestrafung der Verletzung seiner heiligen Person handelte. Der Anhänger der Religion des Verzeihens versuchte mit einigen Phrasen der christlichen Moral seinen wenig christlichen Entschluss zu rechtfertigen, er sanctionirte die Todesurteile und hörte zwei Messen für die Hingerichteten. Doch hatte er Gelegenheit, noch in diesem Leben zu erfahren, dass die Vorsehung nichts so sicher ahndet, als eine Politik, welche gewalttätig und unklug zu gleicher Zeit ist. Denn richtig bemerkt der ausgezeichnete Historiker dieser Epoche, dass da «Frangepán der Sprössling einer sehr alten, vielleicht der ältesten Familie Ungarns war, da Nádasdy und Zrinyi hervorragende Männer waren, kehrten ihre blutigen Schatten nicht sobald in das Grab, sondern erschienen während vierzig Jahren bei jedem Aufstande und schürten den Hass gegen das Haus Oesterreich.»[2]

Doch um die Wiedervergeltung der Nation kümmerte sich die Regierung Leopold's des I. nicht, als sie schon im Jahre 1670 zu gleicher Zeit mit der Verfolgung der Häupter und Teilnehmer des Aufstandes einen Plan auszuführen sich vorbereitete, welcher zum Zwecke hatte, mit Ungarn ebenso zu verfahren, wie Ferdinand II. mit Böhmen nach der Schlacht am Weissen Berge verfuhr. Die Angriffe gegen die körperliche und geistige Freiheit der Protestanten, die Confiscirung der avitischen Regierungsform im Interesse der centralisirenden und antinationalen Bestrebungen, endlich die Niederhaltung des Landes durch die fremden Garnisonen waren zwar nicht Teile

[1] Worte einer gleichzeitigen Urkunde, Pauler, I. 48.
[2] Ibidem. II, 353.

eines methodisch ausgeführten Planes, aber doch solche Massregeln, welche die sonst auch wenig verheimlichte Absicht der Regierung klar offenbarten.— Wenn wir dem Wiener Botschafter einer protestantischen Macht Glauben schenken können, so gelobte Leopold der heiligen Jungfrau, als er von dem Aufstande benachrichtigt wurde, dass er, falls die Rebellen besiegt würden, das ungarische Königreich auch in Wirklichkeit zu einem apostolischen Königreiche machen würde, indem er Jeden daraus vertreibt, der dem römischen Stuhle nicht huldigt.

Wie dem immer sei, handelte Leopold wirklich im Sinne dieses Gelübdes, und sein apostolischer Eifer wurde in nicht geringem Maasse durch die Erwägung gesteigert, dass die Protestanten auch in politischer Hinsicht die hartnäckigsten Feinde seiner Regierung waren. Die sogeartete Verknüpfung der religiösen und politischen Rücksichten charakterisirt im Allgemeinen die Haltung des Hofes und seiner nichtungarischen Anhänger. Wenn auch die Pläne schmiedenden Räte, wenn auch die mit Waffengewalt convertirenden Kobbs und Spankaus mit aufrichtigstem Eifer für den Sieg des Katholicismus gekämpft haben, wären sie doch nicht so eifrige Bekehrer gewesen, wenn sie nicht geglaubt hätten, dass die Verbreitung des Katholicismus sehr geeignet sei ihre politischen Ideale zu verwirklichen. In dieser Hinsicht unterschieden sie sich von dem ungarisches Clerus, welcher in der Arbeit der Verfolgung nicht in jenem Maasse durch die politischen Rücksichten gehemmt und angeeifert wurde, wie der Wiener Hof, welcher unter dem Drucke der Situation sich hin und wieder zur Mässigung neigte, und zwar eher in der Religions-Frage, als in dem Kampfe gegen die alten Institutionen des Landes.

Wir meinen den offenen, den erklärten Kampf, welcher im Jahre 1673 angefangen wurde, als eine königliche Verordnung die bisher schweigend bei Seite geschobene Constitution für ungiltig erklärte und zugleich einem Fremden die Verwaltung des Landes übertrug. Nicht durch die Person des neuen Gouverneurs wurde diese Verfügung zum Gegenstande des Hasses. Ein unbefangener österreichischer Historiker verteidigte nicht ohne Grund den Caspar Ambringen gegen das strenge Urteil Michael Horváth's.* Es scheint, dass er im guten Glauben sich zur Ausführung der Pläne der Wiener Staatsweisen bereit erklärt hatte; doch als er in Pressburg mit den Verhältnissen des Landes bekannt wurde, hielt er die Politik der nackten Gewalt nicht für ausführbar; ja er empfahl grosse Concessionen, und da seine Zerwürfnisse mit den ihn gerne vernachlässigenden Wiener Kreisen sich häuften, verliess er sechs Jahre nach seiner Ernennung das Land. Also nicht wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sondern wegen des durch ihn vertretenen Principes wurde Ambringen verhasst, wegen des Principes, welches gleichbedeutend war mit der Negirung der Selbstständigkeit des Landes, gleich-

* S. Wolf's citirtes Werk von Seite 340.

bedeutend mit der Aufhebung der Palatinswürde, welche nach unseren alten Gesetzen vor dem Trone die Rechte der Nation und vor der Nation die Rechte des Trones verteidigte und daher als der berufene Hort der dynastischen Treue und der ständischen Freiheiten Jahrhunderte lang mit dem Glanze der nationalen Pietät umgeben war. Was ermunterte denn Leopold den I. zur Aufhebung dieser Würde? Vielleicht das Urteil der Theologen, welche die Frage des Kaisers bejahend beantworteten, ob er berechtigt sei, die ungarische Constitution zu confisciren? Wir können es nicht glauben, da er auch seine Staatsmänner befrug, welche ihm darlegten, dass jetzt die Zeit gekommen sei, mit Ungarn fertig zu werden, da der anderswo beschäftigte Türke nicht helfen könne. Diese Erwägung beruhigte das Gewissen des Kaisers, welches noch mehr besänftigt wurde durch den Umstand, dass zur Bezähmung der Unzufriedenheit Militär in genügender Anzahl in Ungarn einrückte.

In Deutschland, bemerkt Pufendorf, der schon erwähnte schwedische Gesandte, war es eine der Lieblingsmassregeln der kaiserlichen Politik, jede Gelegenheit zu ergreifen, um zu den hartnäckigeren deutschen Ständen Militär zu schicken, um dieselben zu erweichen. Je grösser die Armee war, desto weniger kostete sie den Kaiser, da desto eher zu hoffen war, dass man Geld zu ihrer Erhaltung bekomme.* Fast ebenso verfuhr die Regierung auch mit Ungarn. Der Aufstand des Franz Rákóczy I. öffnete den kaiserlichen Truppen den Weg und die durch die Bedrückung hervorgerufenen Reactionen ergaben den Vorwand zum Verbleiben der Garnisonen. Unsere alten Gesetze verwahrten sich ängstlich gegen solche Truppen, welche nicht zur Verteidigung des Vaterlandes in's Land geschickt werden, und nun mussten Adel, Bürger und Bauer neue und drückende Steuern ertragen zur Verpflegung einer Armee, welche das Land als ihre Beute betrachtete. Damals war nämlich die Verpflegung der österreichischen Armee sehr wenig geregelt. In der letzten Hälfte des XVII. Jahrhunderts wechselten die Verpflegs-Systeme; anfangs versahen die Einwohner den Soldaten mit Lebensmitteln für einen bestimmten Preis, später bekamen die Soldaten das Geld, um die Lebensmittel selbst einzukaufen; jedoch bei beiden Systemen verblieb viel Geld in der Tasche der habgierigen Officiere, und der hatte von Glück zu sagen, den der hungrige Soldat nicht geplündert hat. Diese Uebel fühlte man überall, wo die österreichische Armee erschien, doch nirgends so stark, als in Ungarn, dessen Bewohner von der ganzen Armee gehasst wurden. An friedlichen Leuten verübte Erpressungen und blutige Gewalt waren berufen, die mit türkischen Sympathien beschuldigten Ungarn von den Segnungen einer christlichen Regierung zu überzeugen. Korneli be-

* Esaias Pufendorf's Bericht über Kaiser Leopold und seinen Hof, herausg. von K. J. Helbig. Leipzig. 1862.

schliesst seine die Soldaten-Ausschreitungen behandelnde Darstellung mit folgenden Worten: «Da die Soldaten wussten, dass sie straflos bleiben, auch wenn sie ertappt werden, so raubten, schändeten und mordeten sie ungestört. Dies war die Ursache jenes mit Furcht gemischten schrecklichen Hasses, welchen man gegen den deutschen Namen im Lande hegte; wenn man einen Deutschen traf, so wich man ihm schnell aus, wie wenn er die Pest geatmet hätte, wie wenn er mit Tollwut behaftet gewesen wäre.» *

Es ist natürlich, dass die Ausbrüche dieses Hasses nicht unschädlich waren. Den Kampf der Rache fingen die Vertriebenen (bujdosók) im Jahre 1672 in heldenmütiger und grausamer Weise an. Jetzt wurden zuerst die Namen «kurucz» und «labancz» bekannt, und schreckliche Scenen waren die Resultate des gegenseitigen Hasses. Der Hass wurde durch den Umstand nicht geschwächt, dass unter den Anführern und Anhängern der Labanczen auch viele Ungarn sich befanden, da die Anschauung dieses Zeitalters über die Nationalität von der jetzt herrschenden Anschauung so weit entfernt war, dass damals das vergossene ungarische Blut nur von jener Partei bedauert ward, welche den Verlust zu tragen hatte. Dennoch weist dieses traurige Zeitalter auch tröstlichere Erscheinungen auf. Das in Stücke zerrissene ungarische Königreich war zwar kaum der Schatten des ehemaligen, aber wurde doch hochgehalten von seinen Söhnen, und wie auf der einen Seite die Vertriebenen in geringer Anzahl aber mit starkem Glauben ihr Alles für dasselbe auf das Spiel setzten, so erblickt man auch auf der anderen Seite Magnaten und geistliche Würdenträger, die im Interesse des Landes sich der herrschenden Strömung am Hofe widersetzten. Ihre Ratschläge gewannen in dem Maasse an Gewicht, in welchem die Vertriebenen mehr Kraft entfalteten. Doch diese, von den Türken und Franzosen mit geringer Ausdauer unterstützt, dann auch einer einheitlichen Leitung ermangelnd, übten keine nachhaltige Wirkung auf die Stimmung des Wiener Hofes — bis zur Mitte des Jahres 1678, als sie unter der Anführung Emerich Tököli's an Bedeutung gewannen.

Die früh entwickelte Selbstständigkeit des in seiner Kindheit verwaisten Tököli befähigte ihn schon in seiner ersten Jugend, lebenskluge Grundsätze zu befolgen. Er wusste wohl, bis zu welcher Grenze man im Verkehre mit den Menschen den Regungen des Herzens folgen dürfe, wenn man im Leben Erfolge aufweisen will. Als Emigrant und Protestant waren die religiösen und constitutionellen Beschwerden der Vertriebenen auch die seinigen; er hielt anfangs auch mit ihnen, in der Hoffnung, sein confiscirtes Erbteil mit der Waffe in der Hand von der Regierung zu erzwingen. Mit Paul Wesselényi war er gut befreundet, bis er sich selbst stark genug fühlte. Dann stützte er sich auf Teleki, wagte einen Angriff gegen den älteren

* Kornéli: Fragmenta ungaricae historiae, II. 630—639.

Führer der Kuruczen und besiegte ihn; doch Teleki rechnete auch umsonst auf seinen Dank. * Seine rege Klugheit, seine schonungslose Energie und Fähigkeit befestigten immer mehr seine Stellung, welche für den Wiener Hof beunruhigend wurde, als man erfuhr, dass die Pforte ihn immer kräftiger und offener unterstützt. Zugleich trat auch Ludwig XIV. mit unerträglichem Uebermute im deutschen Reiche auf. So türmten sich die Wolken von Westen und Osten, und die Regierung in Wien suchte wie gewöhnlich den Frieden im Osten zu erhalten, um mit dem Feinde im Westen ringen zu können. Sie wollte in einigen Monaten all diesen Zündstoff entfernen, den sie zwanzig Jahre lang in Ungarn aufgehäuft hatte. Fast ohne Uebergang wechselte nun die österreichische Politik, wie sie es bis heute zu tun pflegt, im Vorgefühle oder unter dem Drucke grosser Krisen. Wie sie sich stolz und unerbittlich zeigte nach dem Frieden von Vasvár, so zuvorkommend, so schmiegsam wurde sie um das Jahr 1681 auf dem Gebiete der Constitutions-Frage; ja sie versuchte auch Tököli zu besänftigen, doch wurden die Verhandlungen im Anfange mit einiger Lauheit geführt, was den Verdacht der auch ohnedies genug misstrauischen Kuruczen erweckte. Und doch war Tököli eine Zeit lang dem Frieden nicht abgeneigt; jedoch in demselben Maasse wie sein Glück, wuchs auch sein Ehrgeiz, dessen Befriedigung nach seinem Dafürhalten eher im Interesse der Pforte, als des Wiener Hofes gelegen war; darum hütete er sich, indem er mit Wien verhandelte, sich den Weg zu dem Wohlwollen der Pforte zu versperren.

Eine versöhnlichere Wirkung übten die Bestrebungen der Regierung auf den im Jahre 1681 nach Oedenburg versammelten Reichstag. Katholiken und Protestanten begrüssten mit gleicher Freude die Niederlage der Verwirkungs-Theorie, die Herstellung der Palatinswürde und die befriedigende Beilegung der politischen Beschwerden. Aber die Frage der Religion rief eine Spaltung hervor. Wegen der Vergangenheit klagten sich die beiden Confessionen verbittert an; die Regierung war in sehr versöhnlicher Stimmung, wollte einerseits die katholische Mehrheit nicht beleidigen, andererseits ahnte sie, dass auch die vollsten Freiheiten keine sicheren Bürgschaften für die Treue der Protestanten wären.

Darum entschloss sie sich nur schwer zu den Concessionen, welche ihre Gefühle verletzten So entstanden die Gesetzartikel von 1681 über die Ausübung der Religion, welche die Erneuerung des Wiener Friedens, aber auch bedeutende Einschränkungen der Bocskay'schen Errungenschaften enthielten. Unzufrieden verliessen die protestantischen Stände Oedenburg, und doch waren nicht sie die heftigsten unter ihren Religionsgenossen, da Tököli

* S. Die Tagebücher des Em. Tököly aus den Jahren 1676—1678. Her. von K. Torma. Monum. Hung. Hist. II. 18. B. und die Briefe Em. Tököly's, herausg. von Wolfgang Deák, Budapest, 1882.

und seine Anhänger auf dem Reichstage nicht erschienen waren. So konnte Tököli den Kampf wieder aufnehmen und wenn auch die Stände sich durch die Kosten, welche ihnen der Aufstand auferlegte, belästigt fühlten,* verstand Tököli dennoch alle Hindernisse aus seinem Wege zu räumen, und als er im Jahre 1683 als Fürst von Ungarn im Gefolge der gegen Wien anrückenden türkischen Truppen bis nach Pressburg vordrang, da schien er den ersehnten Preis seiner Kämpfe erreicht zu haben. Doch die Niederlagen von Wien und Párkány erschütterten sein Siegesgefühl. Er vertraute noch dem Glücke des Halbmonds, doch schaute er nicht ohne Besorgnisse in die Zukunft. Er bot den Frieden an in der unbestimmten Hoffnung, dass seine fürstliche Würde noch gerettet werden könne, wenn er sich von Zeit zu Zeit dem wechselnden Gleichgewicht der beiden Mächte anschmiegen würde. Doch war sein Anbot zwecklos und da er der schon erkämpft geglaubten Würde nicht entsagen konnte, kämpfte er weiter an der Seite der Türken. Als nach zwei Jahren seine Zweifel die Hoffnungen überwogen, wurde er bescheidener in seinen Wünschen; doch es war zu spät, sein Schicksal war unauflöslich an das Schicksal der türkischen Herrschaft in Ungarn gekettet, und die ist seit 1683 fortwährend gesunken unter den Schlägen der erlösenden Truppen Leopolds.

Die deutschen Schriftsteller, welche die ungarische Nation beschuldigen, dass sie des Dankes vergisst, den sie der Regierung Leopold's und Deutschland wegen der Befreiung des Landes schuldig ist, erwägen nicht die Geschichte der Entstehung des sechzehnjährigen Krieges, welche deutlich beweist, dass die Regierung Leopold's gar nicht darnach trachtete, den Dank des Landes zu verdienen. Als die kriegerischen Absichten der Türken bekannt wurden, tat die Regierung alles Mögliche, um dem Kriege auszuweichen. In den Versammlungen der Wiener Räte wurden die Chancen der zwei drohenden Kriege, des westlichen und des östlichen, erwogen, doch niemand hielt es für die Pflicht des ungarischen Königs, die schon bemerkbaren Mängel der türkischen Heeresorganisation zur Erlösung des Landes auszunützen; und endlich siegte die Ansicht des spanischen Gesandten, der Frieden mit den Türken und Krieg gegen die Franzosen wünschte. Doch Kara Mustafa war nicht so leicht zum Frieden zu bewegen, wie es sich

* S. Béla Majláth: Die Versammlung der oberungarischen Stande in Kaschau. Századok, 1883. Wenn wir nach dem Grunde der sich hier zeigenden Unzufriedenheit forschen und die Gewohnheiten der schwer zu regierenden Nation ausser Acht lassen, welche dem Tököly jetzt ebenso viele Schwierigkeiten verursachten, wie früher einem österreichischen Minister, so müssen wir annehmen, dass die Unzufriedenheit sich nicht gegen die politische Idee des Aufstandes, sondern gegen die damit verbundenen Kosten richtete. Auch die Vorzeigung des dem Tököly verliehenen Athname wurde besonders darum gewünscht, weil man beunruhigt war wegen der Grösse des Tributs.

Borgomainero vorstellte, und am Anfange des Jahres 1683 erneuerten sich die Zustände von 1663. Jetzt wieder dieselbe Friedenshoffnung bis zuletzt, derselbe Mangel an genügenden Vorbereitungen und das Fehlen einer planmässigen und entschlossenen Initiative. Die an den Heerführer gerichtete Instruction des Königs spricht sehr bedingt von der Offensive und nimmt fast ängstliche Rücksicht auf die Verteidigung der Erbländer. Der Herzog von Lothringen hatte auch keine genügende Kraft zur Offensive und der Grossvezier drängte ihn in kurzer Zeit zurück nach Wien.

Paul Eszterházy, der in diesen schweren Tagen das Amt eines Palatins so würdig verwaltete, indem er den Tron zur Verteidigung der Nation und die Nation zur Verteidigung des Trones aneiferte, klagte bitter über die Verwahrlosung des Landes. Doch der Säbel Sobieski's erschloss die neue Epoche in der Geschichte des europäischen Ostens. Der Kaiser, verbündet mit Polen und Venedig, versuchte endlich sich von dem schrecklichen Feinde zu befreien. Dass jetzt die Verteidigung durch den Angriff abgelöst wurde, dies gereichte zum Segen Ungarns, doch der gleichzeitige Ungar musste schmerzlich fühlen, dass dies nicht seinethalben geschieht. Ofen wurde von den kaiserlichen Truppen zurückerobert, doch bald nach der glorreichen Waffentat verschaffte sich ein General der siegreichen Truppen durch Justizmorde einen gefürchteten Namen.

Was auch immer die Verehrer Leopold's sagen mögen, die Taten Caraffa's passen zu der Regierung dieses Fürsten, dessen Gutmütigkeit und Leutseligkeit nur angewöhnt, nur gleissender Anstrich war, welcher seinen Stolz und seine Herzlosigkeit verdeckte. Seine Tatkraft war viel zu schwach, um einen blutigen Tyrannen aus ihm zu machen; doch tat er ehrlich das Seine, als er die Tyrannen seines Volkes so behandelte, als wenn sie die Stützen seines Trones wären, als er die Caraffas mit Gnaden überhäufte, als er seine unredlichen Minister, welche sich schamlos bereicherten, nicht behelligte, während die Soldaten darbten und das Volk im Elend war. Er hatte Caraffa nicht angeeifert zu den blutigen Taten, er hatte ihn nicht belohnt für sie; doch wie eine Belohnung nahm sich die zarte Rücksicht aus, mit welcher er die wegen der eingestellten Hinrichtungen verletzte Empfindlichkeit des Generals zu besänftigen suchte. Zu dieser barmherzigen Tat wurde Leopold durch die Erwägung bewogen, dass, da seine Macht sich in Ungarn immer mehr ausbreitete, es auch notwendig sei, das ganze politische System des Königreichs zu verändern, und die Ausführung dieses Planes wäre nicht erleichtert gewesen, wenn das Wüten des Generals und die Verhandlungen des 1687er Reichstages in Pressburg gleichzeitig vor sich gingen.

Denn diesem Reichstage stellte die Regierung die Aufgabe, das neue politische System mit zwei Beschlüssen und einem feierlichen Acte gleichsam zu inauguriren. Im Sinne des einen Beschlusses entäusserte die Nation

ihr Recht der freien Königswahl zu Gunsten der männlichen Nachkommen Leopold's und der spanischen Linie der Habsburger. Der zweite Beschluss hob das berühmte Gesetz aus der Zeit des Königs Andreas auf, nach dessen Sinne die Nation gegen einen gesetzbrüchigen König zum bewaffneten Widerstande berechtigt war. Was hoffte die Regierung von der Annahme der beiden Beschlüsse? Sie wusste doch, dass die Nation auch ohne die ausdrückliche Betonung des Erbschaft-Princips, bei den Königswahlen schon seit den ältesten Zeiten das Princip der Legitimität, oder dasjenige der Zweckmässigkeit, oder beide zusammen vor Augen hielt und dass sie daher in der Zukunft gewiss die männlichen Nachkommen Leopold's zu Königen krönen werde, — den Fall ausgenommen, wenn sie mit bewaffneter Hand gegen den Tron kämpft. Sie wusste doch, dass dieser letzteren Eventualität durch die Aufhebung jener Bestimmung der goldenen Bulle nicht vorgebeugt werden kann, da die Verhältnisse sich längst veränderten, welche jenes Gesetz hervorgebracht und demselben eine ernste Bedeutung beigelegt, und wenn auch die ihre Traditionen hochschätzende Nation der Worte jenes Gesetzes stets mit Pietät gedachte, sie dennoch schon lange nicht durch das Gesetz, sondern durch die Verfügungen der Regierung und durch die günstige europäische Situation zum bewaffneten Widerstande angeeifert worden. Dies alles wusste die Regierung wohl und in erster Reihe waren ihr diese Beschlüsse nur zum Zwecke der Hebung des äusseren Glanzes der Dynastie erwünscht; doch erwartete sie auch practische Resultate von denselben. Da durch die Schwächung und wahrscheinliche Vernichtung der türkischen Macht die alte Stütze des nationalen Widerstandes hinsank, da ferner die Nation aus eigenem Willen allen diesen tatsächlich ausgeübten oder verjährten, aber doch öfters erwähnten Rechten entsagt, welche fähig wären, ihr Verhältniss zum Trone zu lockern, darum hoffte sie, dass durch das Entfallen der äusseren und inneren Anregung, die Nation gleichsam in selbstvergessener Betäubung nach und nach ihrer Rechte auf Selbstständigkeit sich entledigen werde. Diese Hoffnungen vermehrten die väterliche Freude Leopold's, welche er damals fühlte, als die Stände seinen Sohn Joseph zum Erbkönige krönten und eine Bedingung des Gelingens jener Hoffnungen war ebenfalls der Verwirklichung nahe, da damals energische Maassregeln getroffen wurden, damit die Brutstätte der ungarischen Aufstände, damit das unter türkischer Botmässigkeit stehende Siebenbürgen den König von Ungarn als seinen Herrn anerkenne. Der Staatsmann, welcher diese merkwürdige Veränderung vorbereitete, hiess Michael Teleki und war der getreue Minister des Fürsten Apaffy. Anfangs kämpfte er an der Spitze der Verbündeten gegen Leopold und wir wissen nicht, welchen Anteil er sich zudachte in der neuen Formation, welche zu erkämpfen er für möglich erachtete; doch ist gewiss, dass die Verbesserung der Lage des ungarischen Protestantismus und die Vermehrung des Einflusses von Siebenbürgen einen nicht geringen

Teil seiner Hoffnungen ausmachten. Wäre nicht Tököli aufgetreten, so würde Teleki dieser Politik treu geblieben sein. Doch da er merkte, dass Tököli, den er einst zu verpflichten trachtete, einen solchen Einfluss bei der Pforte gewinnt, welchem derjenige des Apaffy nicht gewachsen ist, so musste er fürchten, dass Tököli mit türkischer Hilfe zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben wird, oder dass er in Ungarn sich zu einer Stellung emporschwingt, welche für ihn selbst und für Apaffy nicht zu ertragen wäre. Darum versuchte er sich noch vor dem Ausbruche des Krieges Leopold zu nähern, indem er annahm, dass, da er mit der Pforte öffentlich im Frieden verbleibt, würde es vorläufig nicht schaden, ja es könnte sogar nützlich sein, Leopold's Wohlwollen zu verdienen. Die Ereignisse zwangen ihn auf der eingeschlagenen Bahn weiter vorzuschreiten. Gemäss der fortwährend wechselnden, jedoch immer schwierigen Situation versprach er beiden kämpfenden Mächten die Treue, hütete sich etwas zu tun, was die eine derselben als ein unzweideutiges Zeichen der Untreue betrachten konnte und achtete hauptsächlich darauf, dass der Krieg nicht nach Siebenbürgen übertragen werde und dass das Land nicht als eine eroberte Beute unter die Botmässigkeit Leopold's käme. Es geschah nicht alles so, wie er es wünschte, da zum vollständigen Glücke der Vorsicht eine grössere Kraft notwendig war, als die, über welche Siebenbürgen verfügte; doch auch so verschonte er sein Vaterland von vielen Leiden und fiel auf dem Schlachtfelde während der Verteidigung seiner Ideen. Die Frucht seiner Politik war das Leopoldische Diplom, in Folge dessen Siebenbürgen der unmittelbaren Regierung der ungarischen Könige mit Aufrechterhaltung seines selbstständigen staatlichen Lebens anheimgefallen ist. Die Urheber des Diploms wollten Siebenbürgen nicht enger an Ungarn anschliessen, weil sie die Errettung der alten Freiheiten des Landes unter den neuen Verhältnissen für unmöglich hielten.

Diese neuen Verhältnisse ermunterten wahrlich die Feinde der Constitution. Die Habsburger wurden Erbkönige des Landes, das Gesetz Andreas' hatte keine Giltigkeit mehr, Siebenbürgen gehorchte der Regierung Leopold's und die Verdrängung des Türken vom ungarischen Gebiete machte immer grössere Fortschritte, bis sie in dem Frieden von Karlovicz die internationale Sanction erhielt. Dennoch war die Haltung der Regierung besonders während des Krieges nicht so beleidigend, nicht so herausfordernd, wie unter Ambringen. Nicht dass sie ihre Absichten verändert hätte, sondern weil ihre Haltung in's Schwanken geriet, da sie die Unzweckmässigkeit der Gewalt schon erfahren hatte und sich zur rückhaltslosen Versöhnlichkeit nicht herbeilassen wollte. Sie berief keinen Reichstag, sondern versammelte in Wien Magnaten und Comitats-Ablegaten, deren Ratschläge sie dann nicht beachtete. Sie hob die Palatinswürde nicht auf, doch schob sie ihren Wirkungskreis einfach bei Seite. Zur Vernachlässigung der constitutionellen Formen wurde die Regierung besonders dadurch angeeifert, dass sie zu gleicher Zeit zwei Kriege

auszukämpfen hatte und darum auf Ungarn eine solche Last zu wälzen bemüssigt war, welche die Stände nach ihrem Dafürhalten nur mit Zeitverlust oder gar nicht acceptiren würden. Diese Last war die Kriegsteuer, deren Verteilungsmodus die wichtigste Frage der damaligen ungarischen Politik war. Wenn wir die auf Ungarn entfallende Rate mit derjenigen der österreichischen Erbländer vergleichen, so ist nicht zu verkennen, dass Ungarn wenig geschont wurde. Am Anfange des Jahres 1690 schreibt Federigo Corner, der venezianische Gesandte aus Wien, dass der Kaiser darum mächtig sei, weil ihm die Erhaltung des Heeres nicht schwer falle, denn man muss nur auf Ungarn blicken, welches trotz seiner verfallenen Zustände dem Reichsschatze drei Millionen zuführt. Die Summe wurde noch gesteigert, obzwar der Zustand des Landes sich noch verschlimmerte, und das Heer war darum so leicht zu erhalten, weil seine Verpflegung den Einwohnern oblag, welche zusammenbrachen unter den schrecklichen Lasten. Doch wie viel immer die Regierung vom Lande zu fordern hatte, hätte sie doch bedenken können, wie vieles sie auf dem Reichstage von 1687 errungen hat und dass sie auf dieser Bahn fortschreitend, ohne bedeutendere Aufreizung der öffentlichen Meinung leicht ihre Bedürfnisse befriedigt hätte, weil die Stände zu grossen Opfern bereit waren, um für die Befreiung des Territoriums sich dankbar zu zeigen, und die Schonung ihrer Rechte hätte wahrlich ihren guten Willen nicht verdorben. Die Regierung aber verbitterte genug unklug die leitende politische Classe, und die übrigen Classen entfremdete ihr die Wirtschaft der Soldateska. Umsonst erdachte zu ihren Gunsten manche Reformen der mehr wegen seines Eifers, als wegen seiner Einsicht hervorragende und seiner Nation untreu gewordene Cardinal Kollonics; die Ausführung eines solch radikalen Reformplanes, dessen Tendenz war, Ungarn im Geiste des Westens umzugestalten, jedoch gleichzeitig stufenweise zu entnationalisiren, war nicht möglich, besonders damals, als die Uebergriffe der Regierung, ihrer Beamten und Soldaten jede Partei und jeden Stand verbittert hatten.

Am Anfange der Regierung Leopold des I. sahen wir, dass die Nation in zwei Parteien zerfiel, dass diese besonders sich nach ihrer Religion unterschieden und dass unter den Anhängern derselben Religion die Gefühlsgemeinschaft sich auch in politischen Fragen herausgebildet hatte. In den späteren Jahren der Regierung Leopold's bei Gelegenheit der grösseren politischen Katastrophen wird die Schärfe des Religionsunterschiedes abgestumpft, da damals ein grosser Teil der Katholiken sich der Opposition anschliesst. So nach dem Frieden von Vasvár, während unter Ambringen in der Zeit der Religionsverfolgungen die Katholiken eifrig der Regierung dienen; darum wird damals die politische Gefühlsgemeinschaft auch schwächer. Doch während des grossen türkischen Krieges gestalten sich die Parteiverhältnisse wieder, wie zu Wesselényi's Zeiten. Wir müssen hier bemerken, dass so oft von Parteiverhältnissen die Rede ist, wir wohl die Mängel des in Contouren

gezeichneten Bildes fühlen. Zur Entschuldigung dieser Mängel berufen wir uns auf den Umstand, dass bei den politischen Parteien nicht nur die Ideen über die Gruppirung entscheiden, und dass man dieselben auch nicht für Grenzlinien halten kann, welche nirgends überbrückt werden können, da einerseits auch die persönlichen Interessen Einfluss sowohl auf die Gruppirung, als auf den Wechsel der Zahlenverhältnisse haben und da andererseits die trotz der Identität der Gefühle vorkommenden Unterschiede des Temperaments und der Ideenschattirungen es verursachen, dass die Parteien nicht als harte und spröde, sondern als flüssige und ineinander überströmende Massen aufzufassen sind. Diese Einschränkung vorausgeschickt, denken wir uns die während des grossen türkischen Krieges entwickelten Parteiverhältnisse dergestalt, dass ein Bruchteil der katholischen Magnaten und geistlichen Würdenträger eine Sonderstellung einnimmt und dass sie auch Hofpartei genannt werden kann, was nicht so viel bedeuten will, dass die Mitglieder derselben gleich Kollonics der Nation untreu geworden sind. Im Gegenteil, die politischen Beschwerden berührten sie wie persönliche Beleidigungen. Wen hätte die Verletzung der constitutionellen Rechte mehr verletzt, als die stolzen Dynasten der freien Nation? Die Handlungsweise Caraffa's verdammten sie in erster Reihe nicht wegen der Grausamkeit der Hinrichtungen, da die Mehrzahl der Opfer Protestanten waren und die gerichtlichen Marterproceduren den Rechtssinn der damaligen Zeit nicht sehr verletzten, sondern wegen der gänzlichen Ausserachtlassung der Adelsfreiheiten. Sie hatten auf dem Reichstage von Pressburg ihren Einfluss mit Freude in's Gewicht geworfen im Interesse der Dynastie, welche Ungarn befreite, und sie mussten erleben, dass der König seiner feierlichen Versprechungen vergass. Der Reichstag wurde nicht einberufen, die Ratschläge des Palatins und der Magnaten waren nicht beachtet, den Frieden von Karlovicz schloss man mit Hintansetzung der ungarischen Räte und die Regierung verfügte über das zurückeroberte Terrain, wie wenn es nie dem Lande angehört hätte. Die alten Grundbesitzer mussten übertriebene Summen zahlen zur Einlösung ihrer eigenen Güter, in vielen Fällen verloren sie einfach ihren Besitz und Fremde liessen sich dort nieder, ja die Jazygier und Kumanier übergingen insgesammt in den Besitz des deutschen Ritterordens.* Diesen Besitzwechsel bewerkstelligte jene berühmte neoaqnistische Commission, deren Entsendung und Procedur nicht nur jedem Gesetze und Rechte widersprachen, sondern auch Angriffe gegen die Kraft des ungarischen Stammes waren. Hiezu kamen noch mehr oder weniger geringe Gesetzesverletzungen, und keine einzige konnte der Palatin und seine Principiengenossen hintertreiben, welche wegen ihrer constitutionellen Bedenken beim Hofe nicht beliebt waren; ja man beschuldigte sie öffentlich

* S. Salamon: Die Besitznahme der königlichen Würde. Budapest 1881, 69.

der Engherzigkeit, weil sie bei der Verteilung der Kriegssteuer ihre Interessen zum Schaden der Leibeigenschaft zu schonen suchten. Doch die Sache steht so, dass sie ihren Privilegien entsagend, genug grosse Lasten übernahmen, und wenn sie engherzig gegenüber den Leibeigenen waren, so kann auch der Regierung Niemand nachsagen, dass sie zur Besserung der Lage der Leibeigenschaft irgend welche Opfer gebracht hätte. Doch was sollte die Partei des Hofes tun? Sie musste sich in das Unvermeidliche fügen; ihre dynastische Treue erlaubte ihr nicht an Gewalt zu denken.

Desto heftigere, desto unerbittlichere Gefühle bewegten die andere Classe der Magnaten und den überwiegenden Teil des Adels. Ihre misstrauische Phantasie sah in den verschiedenen Maassregeln der Centralgewalt ein zusammenhängendes Gewebe der Verworfenheit und Tücke. Die Freude, welche sie ob der Austreibung des Türken fühlten, paralysirte fast die Angst, wozu wohl die Regierung ihre Macht benützen werde? Caraffa's Gericht hatten sie ebenso wie die Tragödie von Wiener-Neustadt zu denjenigen Beschwerden gezählt, welche blutige Vergeltung erheischten. Man sagte, dass die gänzlich unmotivirte Schlächterei nur zur Einschüchterung der Stände arrangirt worden sei, damit die Regierung desto leichter ihre bösen Absichten auf dem Pressburger Reichstage durchführen könne. Sie willigten nicht leicht in die 1687er Beschlüsse ein, sie trennten sich schwer von so hervorragenden und wertvollen Rechten, wie die Königswahl und der bewaffnete Widerstand, und jeder wartete auf das Votum des Anderen, damit er sich entschuldigen könne, wenn man ihn für einen Schmeichler halten würde.

Ihre bösen Ahnungen gingen in Erfüllung; sie mussten unerhörte Dinge ertragen, nicht nur Kriegs- und Verzehrungssteuer, sondern auch Execution, Einquartierung, und bei dieser Gelegenheit widerfuhr ihnen manche Schande!

> «Gegen deine Freiheit zieht er in dein Haus,
> Wie ein grosser Herr spaziert er drin singend;
> Trotz deines Adels beschimpft er dich mit «Hundsfott»
> Und sagt: Du sollst von deinem Hause dich wegbegeben.»

Dies sind die Worte eines gleichzeitigen Gedichts, und wahrlich der Dichter wollte die Wahrheit nicht der poetischen Wirkung aufopfern. Die in seinen Zeilen dargestellte Erniedrigung hatte auch jene verbittert, welche vielleicht die materiellen Verluste und die politischen Beschwerden ruhig hingenommen hätten. Die deutschen Bürger der Städte, besonders der oberungarischen wurden in erster Reihe nicht durch die grösseren politischen Beschwerden unzufrieden gemacht, sondern durch die drückende Steuer und durch die Verletzung der protestantischen Religionsfreiheit. * Das im

* S. Thaly: Beiträge I, 17.

Lande sich aufhaltende Militär hatte gegen die unregelmässige Bezahlung zu klagen, was sie nach dem Frieden, als sie in kleinerer Anzahl waren und in die Festungen gedrängt wurden, schmerzlicher empfanden, als während des Krieges, da sie reichlichen Ersatz von der Leibeigenschaft erpressten, bei welcher sie in Winterquartieren waren.

Die Winterquartiere und die Steuerlast stürzten die Leibeigenschaft in unbeschreibliches Elend. Der verarmte Bauer musste seinen Bissen und seine Kammer mit den Soldaten teilen, welche grausam ihre Quartiergeber ausbeuteten. Dem Armen, sagt ein offizieller Bericht, bleibt nichts Anderes übrig, als die leere Hütte, welche nur mit Weh und Elend angefüllt ist. Aus demselben Bericht erfahren wir, dass die Bewohner dreier Dörfer vor der militärischen Execution sich flüchtend, in der Nacht Haus und Hof verliessen. Von den Flüchtenden sind neun Kinder erfroren und blieben auf der Landstrasse. Ganze Regimenter waren mit der Eintreibung der Steuer beschäftigt, obzwar ein guter Teil des so eingeflossenen Geldes in den Taschen der Kriegscommissäre verblieb. Viele Leibeigene wollten Soldaten werden, doch wurden sie auf Verlangen ihrer Herren nach Hause geschickt.* Sie waren gebunden an die Erde, wo sie Ruhe nur nach ihrem Tode fanden.

Ruzzini, der venezianische Gesandte in Wien, beschäftigt sich in seinem am Ende des Jahres 1699 geschriebenen ausgezeichneten Berichte auch mit Ungarn. Das Volk duldet, so sagt er, das eiserne Joch, gegen welches es so oft sich aufgelehnt hatte. Sein Schmerz lebt, doch ist er verborgen in der Tiefe seiner Brust. Die Asche könnte in Feuer auflodern, wenn eine starke Hand bereit wäre, sie zu schüren. Doch die Nachkommen der Anführer der alten Aufstände sind hochfliegender Gedanken unfähig.

Als Ruzzini diese Zeilen schrieb, wusste er nicht, dass ein Nachkomme der Anführer der alten Aufstände schon im Begriffe war, das unter der Asche glimmende Feuer auflodern zu lassen.

Dr. David Angyal.

* S. Codex Ferdinandeo-Carolinus. Prag 1729, 610. Den offiziellen Bericht bei Biedermann: Geschichte der österr. Gesammt-Staatsidee, Innsbruck 1867.

DIE BIBLIOTHEK DER ST. EGIDIUS-KIRCHE ZU BARTFELD.

Die kleine aber interessante Büchersammlung, welche seit mehr als vier Jahrhunderten in einer über der Sakristei befindlichen kleinen Zelle der St. Aegidius-Kirche zu Bartfeld in Oberungarn aufbewahrt wird, hat in neuerer Zeit zu wiederholtenmalen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Victor Myskovszky gab in seinem grossen Werke über die mittelalterlichen Baudenkmäler Bartfelds (Budapest 1879, 2 Bände) eine eingehende Beschreibung des Bücherschrankes, in welchem sie sich seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts befindet, und teilte ein im J. 1832 abgefasstes Inventar derselben mit, welches in der «Ungarischen Bücherschau» (Magyar Könyvszemle, 1880) wieder abgedruckt wurde. Die bibliographische Commission der Ungarischen Historischen Gesellschaft widmete ihr bei dem im J. 1881 nach dem Sároser Comitat veranstalteten Ausflug dieser Gesellschaft einen kurzen Besuch, und bezeichnete sie in ihrem Berichte als eine der wenigen ungarischen Bibliotheken, welche ihren Bücherbestand aus dem Mittelalter bis in unsere Zeit herübergerettet haben; und kürzlich gab sie den Gegenstand einer eingehenden historischen und bibliographischen Untersuchung ab, deren Resultate nun in der Monographie Eugen Abels vorliegen.* Wir haben es hier nicht mit einer blossen bibliographischen Beschreibung der gegenwärtig in der Bartfelder Kirchenbibliothek aufbewahrten Handschriften und Druckwerke zu tun, sondern mit einem Capitel aus der Culturgeschichte Bartfelds, in welchem alle auf das Bücherwesen bezüglichen Daten aufgearbeitet sind, welche die gewissenhafteste Forschung aus dem erstaunlichen Reichtum des Bartfelder städtischen Archivs an das Tageslicht ziehen konnte.

Den Kern des Ganzen bildet freilich die Geschichte der Bibliothek in der Aegidius-Kirche, einem der Centren des geistigen Lebens zu Bartfeld im Mittelalter sowie im Zeitalter der Reformation.

Im Jahre 1435 begegnen wir zum erstenmale auf dieselbe bezüglichen Aufzeichnungen. Nicht als ob sie erst damals entstanden wäre — denn eine kleine Büchersammlung muss gleich nach Vollendung des Kirchenbaues, also schon gegen Ende des XIII. Jahrhunderts vorhanden gewesen sein — sondern weil ältere Daten zugleich mit den ältesten Rech-

* A bártfai Sz.-Egyed temploma könyvtárának története, írta dr. Ábel Jenő, akad. l. tag. (Eugen Abel, «Geschichte der Bibliothek der St. Egidius-Kirche zu Bartfeld.» — Herausgegeben von der litterarhistorischen Commission der ung. Akademie der Wissenschaften. Budapest 1885. 8° 206 S. Preis 1 fl. 20 kr.)

nungsbüchern der königl. Freistadt Bartfeld der Vernichtung anheimgefallen sind. Um die angegebene Zeit liess der städtische Magistrat für die St. Aegidiuskirche ein neues Gradual schreiben, für welches im Laufe von drei Jahren nicht weniger als 84 Kameralgulden und 28 Goldgulden weniger 12 Denare verausgabt wurden. Der Schreiber dieser kostbaren Handschrift war wohl derselbe *Johannes Scriptor* (Joh. Kathedralis), dem wir im J. 1436 in der Liste der Steuerzahler begegnen und von dem wir erfahren, dass er im December 1438, wir wissen nicht für welche Arbeit, hundert Denare erhielt. — Ein deutliches Bild unserer Büchersammlung erhalten wir durch ein Inventar aus dem J. 1460, aus welchem ersichtlich ist, dass es damals im Kirchenschatze an Büchern blos »messebucher de kirchen Newne — Item czwee legenden des somers vnde des wyntters geczeiten — Item czum hern pfarrer (Cristannus de Septemtiliis) eyn Decreth — Item eyn Decretale — Item eyne Byblya — Item der kyrchen Salther VI — Item czum Leonardo (Leonhard von Hunyczow in Mähren war städtischer Notär) eyn brevir — Item czum hern Illario (einer der Capläne) eyn brevir — Item der kyrchen Syngebucher alias gradualia viere — Item andere syngebucher Anthyphonaria drey — Item eyn ald messebuch« mithin eine ziemlich geringe Anzahl von Büchern gab. Nicht einmal soviel finden wir in einem freilich kaum vollständigen Inventar aus dem J. 1479 oder 1480 verzeichnet, welches um ein Gradual, zwei Decretale, eine Bibel und zwei Breviere weniger, anderseits aber blos um drei Agenden, ein altes Messbuch und ein Antiphonal mehr aufweist, trotzdem der Magistrat im September 1468 um einen Gulden 16 Denare ein Messbuch und im J. 1474 um einen halben Gulden ein Brevier gekauft hatte. Trotzdem hatte die Bibliothek im J. 1479 schon ihre eigenen Räumlichkeiten in der Capelle der heiligen Barbara und Katharina bezogen, wo die Bücher nach mittelalterlichem Gebrauche an Ketten befestigt waren (*Item dem slosser hab ich 1 fl. geben vor 1 ketten czw der liberia* lesen wir in einer Aufzeichung aus dem J. 1479). Nicht viel später wird es wohl auch geschehen sein, dass man die Bibliothek durch eine starke Zwischenwand mit eiserner Türe von dem übrigen Teil der Capelle absonderte. Eine kleine Bereicherung erfuhr unsere Bibliothek im J. 1488 aus dem Nachlass beziehentlich aus der Donation der Brüder Jacob Grolock. Im J. 1461 hatte nämlich Jacob Grolock, Baccalarius der geistlichen Rechte und Bartfelder Caplan, der Stadt 300 Gold Gulden geliehen unter anderm mit der Verpflichtung, dass die Stadt für den Fall, dass sie diese Summe nicht bei Lebzeiten des Creditors oder seines Bruders zurückzahlte, aus den Zinsen derselben einen Caplan halten solle, dessen Aufgabe wäre für das Seelenheil des Creditors am Altar des heil. Aegidius täglich nach der Frühmesse eine Messe zu lesen. Dazu eine Casula und ein Messbuch zu schenken erklärte sich Jacob Grolock im Vereine mit seinem Bruder dem Presbyter Martin Grolock im

J. 1476 bereit. Es ist hier nicht der Ort, die ziemlich verwickelte Geschichte dieses Anlehens zu recapituliren; es genüge darauf hinzuweisen, dass im J. 1488 nach dem Ableben des inzwischen in die Dienste der Stadt Kaschau übertretenen Jacob Grolock seine Erben, in erster Reihe sein Bruder Martin mit der städtischen Behörde ein billiges Uebereinkommen trafen, nach dessen Abschluss sie der Kirche des heil. Aegidius einen silbernen Becher, ein in Silber gefasstes Agnus Dei, und nebst andern Büchern ein gedrucktes Messbuch zum Geschenke machten. Auch entbehrt die Person des Jacob Grolock nicht eines gewissen Interesses. Schon als Bartfelder Caplan zog er 1462 an die Universität Krakau, um dort seine theologischen und juridischen Studien fortzusetzen. Von dort bat er die städtische Behörde, sie möge ihm auf seine Kosten und auf seine Gefahr «das Rechtbuch genannt Decretales» schicken; dorthin liess er sich auch noch im J. 1463 die Zinsen seines der Stadt geliehenen Capitals schicken. Im J. 1466 finden wir ihn in Diez nicht weit von der ungarischen Grenze, von wo aus er seine Bereitwilligkeit kundgibt, sich aus Furcht vor der in Sandecz wütenden Pest *mit allen seinen Büchern* nach Bartfeld zu begeben. Im J. 1476 scheint er schon in Kaschau gewohnt zu haben.

Von 1493 bis 1496 wurde die Bibliothek wieder mit einem grossen Antiphonale bereichert, welches die Stadt aus dem Vermächtnisse der 1491 verstorbenen reichen Bürgersfrau Veronica Mayer durch den Kathedralschreiber Balthasar aus Eperies für hundert und fünf Gulden schreiben liess (für den Einband erhielt der Pfarrer Johann Meulen acht Gulden). Interessant und in der ungarischen Bibliographie einzig in seiner Art ist ein diesbezügliches Schreiben des Balthasar (d. Eperies, den 16-ten Dec. 1494), worin er gegen die Absicht des Bartfelder Pfarrers Verwahrung einlegt: er solle seine Arbeit zu Bartfeld zu Ende führen, da doch die Antiphonarien der Kirche des heil. Aegidius in sehr schlechtem Zustande seinen und auch weniger enthalten als die der Hauptkirche zu Eperies. Schliesslich bittet er die Stadt unter Hinweis auf den fortgeschrittenen Stand der Arbeit (er habe schon einen grossen Teil des Werkes mit Noten versehen) um Geld, um seine Schuld an den Pergamentmacher für das Schreibmaterial und an den Maler für das Illuminiren der Handschrift begleichen zu können.

Eine grosse Bereicherung erfuhr die Bibliothek am Anfange des XVI. Jahrhunderts durch Einverleibung von zwei Büchersammlungen Bartfelder Geistlichen. Die eine gehörte dem Presbyter *Georgius Petri* an, der im Jahre 1499 unter dem Namen Georgius Petri de Barthwa an der Universität Krakau immatriculirt wurde, und zwei Jahre später zum Baccalarius artium promovirte. Wahrscheinlich ist er auch mit jenem *Georgius capellanus* identisch, dem die Witwe des vornehmen Bartfelder Bürgers Anton Reich im Jahre 1490 zwei Gulden vermachte und dem wir

auch in den Jahren 1497, 1507 und 1508 in den Rechnungsbüchern der Stadt Bartfeld begegnen. Wahrscheinlich aus dem Jahre 1509 rührt das Verzeichniss seiner Bücher her, welche er für den Fall seines Todes der Kirchenbibliothek vermachte. *(Registrum Georgij petri Bartphensis presbiterique super codices ac volumina eius Quos omnes precipue aptos ecclesie si preveniretur morte legat ecclesie Sancti Egidij pro vtilitate omnium in Sacra scriptura legere volencium in Ciuitate Bartpha).* Es waren dies 94 Werke in sechsundfünfzig Bänden, welche Georgius Petri blos 96 Gulden gekostet hatten; neben einem Orosius, Josephus, Valerius Maximus, Cicero («de officiis» und «Tusculanæ disputationes»), Maturancius («de componendis versibus»), Marsilius Ficinus («De triplici vita» und «Epistolarum libri XVI) und zahlreichen philosophischen Schriften des Aristoteles in blossen Textausgaben oder auch mit den Commentaren des Antonius Andreæ und des Johannes Canonicus durchgehends scholastische und theologische Werke. Die Bibliothek der Aegidius-Kirche hat zehn solid gebundene Bände dieser Sammlung bis auf den heutigen Tag bewahrt; weitere zwei Bände werden noch in Inventarien aus den Jahren 1705 und 1725 angeführt; der grössere Teil der Sammlung scheint aber im Laufe des XVI. und XVII. Jahrhunderts in Verlust geraten zu sein; denn dass die ganze Sammlung des Georgius Petri der Kirchenbibliothek einverleibt wurde, geht aus dem Umstande hervor, dass aller Wahrscheinlichkeit nach bald nach Uebernahme dieser Sammlung und für dieselbe aus den Einkünften der Kirche jener schöne gothische Bücherschrank verfertigt wurde, in welchem noch jetzt die geringen Reste der Bartfelder Kirchenbibliothek aufbewahrt werden.

Die zweite Büchersammlung, derer wir Erwähnung getan, ist die des Bartfelder Presbyters *Balthasar Blutfogel.* Dieser war aus Kauth in Preussisch-Schlesien gebürtig; von 1491 bis 1498 finden wir ihn als Prediger in Bistritz an der Waag, im J. 1498 wurde er an der Universität Krakau zum baccalarius artium, im J. 1502 zum magister artium promovirt; im J. 1504 schreibt er sich schon licentiatus theologiæ. Inzwischen war er auch nach Ungarn zurückgekehrt und hatte im J. 1502 in der königl. Freistadt Zeben in Oberungarn das Amt eines Predigers angetreten. Nach abermaligem Aufenthalte in Krakau kam er im Jahre 1508 entweder direct aus Krakau oder aber auch aus Zeben nach Bartfeld, wo er gegen Ende des Jahres 1516 das zeitliche segnete. Auch Balthaser Blutfogel war ein eifriger Sammler theologischer und scholastischer Werke; ein besonderes Augenmerk aber richtete er auf die schöne Adjustirung seiner Büchersammlung. Von 1494 bis 1504 finden wir ihn unermüdlich mit dem Rubriciren seiner Bücher beschäftigt. Jahr, Tag und sogar die Stunde, wo er mit dieser Arbeit fertig wurde, finden wir gewissenhaft am Schlusse der einzelnen Bände angezeigt, die er dann im J. 1510 zu Bartfeld einbinden liess

oder vielleicht auch selbst einband. Blutfogel ist der fleissigste Rubricator aus Ungarn, den wir kennen; — während Paulus de Wacia (aus dem J. 1480), frater Joannes de Strigonio (aus dem J. 1490) und Paul Schaider de Cremnicia (aus dem J. 1494) unseres Wissens blos je einen Band rubricirt haben, besitzen wir noch neun von Blutfogel's Hand rubricirte Bände und kennen wir noch drei andere, welche wahrscheinlich auch von ihm rubricirt wurden. Leider sind wir nicht in der Lage, die Bändezahl von Blutfogel's Büchersammlung bestimmen zu können. Im J. 1515 verkaufte Blutfogel dem städtischen Magistrat eine Weltchronik (librum Cronicarum mundi, vielleicht das Chronicon des Antoninus) um drei Gulden, um damit einige Schulden zu begleichen, den Rest vermachte er der Aegidius-Kirche zu Bartfeld, deren Curatoren ihm dann auch aus Dankbarkeit ein feierliches Begräbniss veranstalteten. Die Bibliothek der Aegidius-Kirche besitzt noch heutzutage fünfzehn Bände aus dieser Sammlung. Doch scheint einiges in Verlust geraten zu sein. Man kann dies aus dem Umstande schliessen, dass ein von Blutfogel rubricirter Band welcher im Jahre 1692 dem Kaschauer Jesuitencollegium angehörte, gegenwärtig in der Bibliothek der Kaschauer Rechtsakademie aufbewahrt wird.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert ist sonst wenig über die Schicksale der Bartfelder Kirchenbibliothek zu berichten. Im J. 1525 wurde ein Psalter um dritthalb Gulden gekauft, aus den Jahren 1511, 1515, 1522, 1524, 1525 und 1532 finden wir kleinere Ausgaben für das Einbinden und Ausbessern von Psaltern und Gradualen in das Ausgabenbuch der Aegidiuskirche eingetragen; im J. 1531 wurde um sechs Denare eine Kette für die Bibel angeschafft, wahrscheinlich um dieselbe in der Kirche anzuketten; schliesslich wurde die Bibliothek um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, nachdem schon die Reformation zu Bartfeld festen Fuss gefasst hatte, nominell in eine öffentliche städtische Bibliothek (Bibliotheca publica) umgewandelt, doch blieb sie nach wie vor der Benützung des Pfarrers und der Geistlichkeit vorbehalten. Custos der Bibliothek scheint gegen Ende des XVI. Jahrhunderts (1596) unter Oberaufsicht des städtischen Schulmeisters und des Pfarrers der Cantor des städtischen Gymnasiums gewesen zu sein. Neue Acquisitionen wurden teils aus den Einkünften der Kirche, teils — und zwar zum geringeren Teile — aus städtischen Geldern erworben. Laut den Aufzeichungen aus den Jahren 1579—1588 wurden im J. 1579 und 1580 um 45 Gulden Luthers Werke, im J. 1582 »octo libri in folio Centuriarum 13 Ecclesiasticarum Historiarum, Josephus Latine et Monsterus Germanice« für 20 Gulden, im J. 1585 (oder 1584) um 17 Gulden Melanchthon's Werke und einige andere Bücher, im J. 1585 eine böhmische Bibel um drei Gulden von der Witwe des deutschen Predigers Georg Scholz, im J. 1587 eine Biblische Concordanz von den Erben des slavischen Predigers Stanislaus Semidalius um 75 Denare angekauft,

zusammen also sechsundachzig Gulden — darunter blos zweiundzwanzig Gulden städtische Gelder — auf den Ankauf von Büchern verwendet. Von sonstigen Accessionen erwähnen wir eine Schrift Melanchthon's «de iuramentis et coniugio», welche zusammen mit einer Lebensbeschreibung Luthers, einem Büchlein über die Ketzer und mehreren Reden im J. 1554 von Johann Schaider, einem zu Wittenberg studirenden Stipendiaten der Stadt, derselben zum Geschenke gemacht wurde, eine von Markus Feitsche verfasste tabellarische Uebersicht der Weltgeschichte, welche der aus Eperjes gebürtige Herausgeber, Johann Creulinger, Buchhändler zu Neisse in Schlesien, der Stadt verehrte, wofür er ein Geschenk von vier Gulden erhielt, eine von Christoph Röcknitz im J. 1584 übersandte von ihm selbst componirte Messe, für welche der Componist zwei Gulden erhielt, ein vom Schulmeister Thomas Faber 1586 verfasstes Gesangbuch, welches die Stadt um neun Gulden erwarb, das Neue Testament in der Uebersetzung des Erasmus vom Jahre 1539, ein Geschenk der Brauerzunft (1581), sechs Bände theologischen und philosophischen Inhalts — darunter mehrere Werke des Aristoteles im Originaltext — welche aus dem Nachlasse des im J. 1600 verstorbenen Bartfelder Schuldirectors Nicolaus Erhard aus Dalheim in der Pfalz, sowie die Baseler Ausgabe der Werke des Erasmus von 1540—41, welche in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts aus der Bibliothek des Schulmeisters später Pfarrers Martin Pfeiffer der Kirchenbibliothek einverleibt wurden. Eine vom Breslauer Mathematiker Matthaeus Nefe verfasste Landkarte, auf welcher die Entfernung Bartfelds von andern Städten angegeben war — ähnliche Landkarten scheint Nefe auch andern Städten verehrt zu haben — und für welche dem Verfasser eine Gratification von zwei Gulden zu Teil wurde, blieb wahrscheinlich auf dem Stadthause aufbewahrt.

Doch tritt seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts der Verfall dieser Bibliothek immer deutlicher zu Tage. Schon im J. 1596 scheint man dem Cantor Georg Sontag vorgeworfen zu haben, dass er kein treuer Hüter der ihm anvertrauten Bibliothek gewesen; um dieselbe Zeit erfahren wir, dass der Senator und Kirchenvater Michael Walach und der Kirchendiener Gregor dem Leutschauer Cantor Valentin Miska angeblich schon unbrauchbar gewordene «alte bicher von pergamenen» verkauften, die er zum Bau der neuen Orgel brauchte.

Doch sind noch im Inventar vom Jahre 1705 122 Bände, und in dem von 1725 134 Bände verzeichnet, unter letzterer Zahl 52 Werke, die sich aus dem Inventar von 1705 nicht nachweisen lassen, ein Umstand, der nicht etwa durch die ganz unwahrscheinliche Hypothese von neuen Anschaffungen, sondern durch den geringen Grad von Genauigkeit zu erklären ist, der bei solchen Aufnahmen gang und gäbe war. Vergleicht man nun diese Zahlen mit dem Inventar vom J. 1832 und dem jetzigen

Bestand der Bibliothek, welcher zusammen 75 Bände — darunter blos vier Handschriften * — aufweist, so ergibt sich, dass in der Zwischenzeit circa hundert Bände in Verlust gerieten.

Wohin sind nun diese Bücher gekommen? Auf diese Frage lässt sich keine bestimmte Antwort erteilen. Nach einer Angabe des Grafen Joseph Dezsöfi (in seinen «Bartfelder Briefen» 1818) wurden die Ueberreste der Bibliothek der Bartfelder Cisterciten von dem spätern Siebenbürger Bischof Grafen Battyányi, damals Domherrn zu Erlau, angekauft, doch finden sich keine Bücher Bartfelder Provenienz in der von dem genannten Grafen, einem hervorragenden Bücherliebhaber, gegründeten Karlsburger Bibliothek. Dass die von Dezsöfi erwähnte Bibliothek der Cisterciten mit unserer Kirchenbibliothek identisch ist, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Eine andere und zwar ältere Quellen (J. S. Klein, der bekannte Verfasser der «Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evangelischer Prediger in allen Gegenden des Königreichs Ungarn» in einem unedirten Werke: «Collectanea Historiæ Ecclesiasticæ Bartphensis Augustanæ Confessioni addictorum Ecclesiæ», 1786) behauptet, dass der katholische Magistrat und der katholische Stadtpfarrer Johann Szojkovics die von den Protestanten gegründete (?) unschätzbare Kirchenbibliothek, in welcher angeblich auch Manuscripte von Luther, Melanchthon, Stœckel, Hunnius und Chemnitius aufbewahrt waren, bei Gelegenheit der canonischen Visitation vom J. 1749 dem Erlauer Bischof Franz Barkóczy um hundert Gulden verkauft haben, doch wird dieser Tatsache weder in den Stadtprotokollen noch auch in den Protokollen jener canonischen Visitation erwähnt und finden sich weder zu Erlau noch zu Gran, auf dessen erzbischöflichen Stuhl Graf Barkóczy später transferirt wurde, Bücher vor, welche aus der Bartfelder Kirchenbibliothek oder aus der Barkóczy'schen Büchersammlung herrühren. Es ist interessant zu lesen, welcher Sagenkreis sich mit der Zeit um den Verkauf der Kirchenbibliothek gebildet hat. Samuel Szekely schrieb im J. 1767 an Ribini, den Verfasser der «Memorabilia Eccl. Aug. Conf.» (Pressburg 1787), dass nach Angabe hervorragender Bartfelder Bürger die Briefe Luther's an die Stadt, welche noch im J. 1596 im städtischen Archiv aufbewahrt wurden, daselbst nicht mehr vorhanden seien, da Bischof Barkóczy im J. 1750 alle auf die Religionsgeschichte bezüglichen Documente des Archivs um hundert Gulden käuflich an sich gebracht habe («quidquid religiosorum fragmentorum et documentorum in curia erat depositis centum florenis vel thaleris sui iuris fecisse ac accepisse»). Hiemit hängt die Angabe des Karl Fejérváry (in seinem handschriftlichen Werke «Collectanea Comitatus Sarosiensis»

* Drei Brevarien aus dem XV. Jahrhundert und eine «Summa Legum Civilium Raymundi» (saec. XV—XVI).

vom Ende des vorigen Jahrhunderts) zusammen, dass mehrere von Luther und Melanchthon an ihre Anhänger zu Bartfeld gerichteten Briefe im städtischen Archiv aufbewahrt wurden zusammen mit einem handschriftlichen eigenhändig geschriebenen Werke Melanchthon's, welches später nach Eperjes gebracht und daselbst auf dem Platze «nach Verdienst» öffentlich verbrannt wurde. Doch verlieren diese so positiv vorgebrachten Angaben dadurch viel an Glaubwürdigkeit, dass der protestantische Geschichtsschreiber der Bartfelder evangelischen Gemeinde nichts davon weiss, und dass auf die Einführung der Reformation in Bartfeld bezügliche Documente noch heutigen Tages in grosser Anzahl im städtischen Archiv aufbewahrt sind; die Briefe Luther's und Melanchthon's freilich finden sich nicht darunter. Es hat überhaupt ein eigener Unstern über den Originalien der an ihre Anhänger in Ungarn gerichteten Briefe der Reformatoren gewaltet; auch die Originalien jener Briefe, welche Luther an Franz Révay gerichtet, sind vor nicht allzulanger Zeit aus dem Familienarchiv der Révay in Stjavnicska verschwunden.

Derjenige Teil der Kirchenbibliothek, welcher nicht in den Besitz Barkóczy's überging, wurde nach wie vor in dem alten Bibliothekslocal aufbewahrt, wohin nur der Pfarrer und die zum Pfarrhof gehörten, Eintritt hatten. Und dies war für die spärlichen Reste der Bibliothek noch ein Glück zu nennen. Dass sich bis in die neueste Zeit niemand um dieselben bekümmerte, hat sie wenigstens vor neuerer Devastation bewahrt; seit dem J. 1832, aus welchem Jahre das letzte Inventar der Bibliothek stammt, ist nicht ein einziger Band in Verlust geraten.

Dies die Schicksale der Bartfelder Kirchenbibliothek im Verlaufe von mehr als vier Jahrhunderten, der einzigen ungarischen Bibliothek, deren Schicksale wir durch so lange Zeit verfolgen können.

Daneben finden wir bei Abel noch manche andere Bartfelder Büchersammlung erwähnt. Im J. 1424 schickte Ysaias, der Prior des nach Johann dem Täufer bekannten Augustinerklosters zwei Schreiber aus, um auf Kosten des Klosters für seinen eigenen Gebrauch Bücher copiren zu lassen, eilf Jahre später verkaufte die Stadt demselben Kloster Legenden im Werte von 13 Goldgulden, und im Jahre 1525 kaufte ihm die Stadt ein Messbuch um einen Gulden. Im Jahre 1528 wurde das Kloster aufgelöst, 1670 bezogen Franciskanermönche das alte Klostergebäude, doch findet sich in der jetzigen Klosterbibliothek aus der alten Sammlung kein einziger Band mehr vor. — Im J. 1477 gab die Stadt der Gottsleichnamszeche (Fraternitas Corporis Christi) 15 Gulden auf ein Gradual, drei Gulden für das Einbinden und einen Gulden für das Zugehör; kurz vor 1488 schenkte Nicolaus Stock einer anderen frommen Corporation, der «Fraternitas Mariæ virginis matris misericordiæ» ein Messbuch, und verkaufte diese Corporation im J. 1499 einige ihrer Bücher

dem Pfarrer von Kaproncza (Deutsch-Litta?) um dritthalb Gulden. Für ihren eigenen Gebrauch scheint die Stadt nur wenige Bücher gekauft zu haben, und diese waren meist juridische Werke, wie des Joannes Petrus de Ferrarius «Practica nova iudicialis» und des Gratianus «Decretum cum apparatu», welche Werke wohl zwischen 1474 und 1493 angeschafft wurden; im J. 1515 und 1516 kaufte die Stadt von Balthasar Blutfogel um drei Gulden ein «Chronicon sive Opus Historiarum»; im J. 1520 wurde von dem nach Ofen gesandten Ablegaten der Stadt das Tripartitum des Stephan Verböczy um anderthalb Gulden angekauft; auch besass die Stadt eine handschriftliche Sammlung der älteren Reichstagsbeschlüsse («liber quidam hoc est Statutum Regni Incliti Vngarie» oder «Codex seu Statutum Incliti Regni Vngarie» genannt), welches sich Andreas Stadnyczky von Smigrod «Succamerarius terræ Premyslensis» im J. 1531 und 1532 zweimal ausborgte. Im J. 1554 wurde für eine Lazius'sche Landkarte Ungarns 1 fl. 75 d., 1574 und 1577 für Landkarten 1 fl. 90 d., respective 2 fl. 12½ d., 1582 für mehrere juridische Werke 2 fl., 1584 für einen (Bartfelder?) Kalender 8 Denare, 1556 für Andreas Perneder's Institutionen und andere juridische Werke 1 fl. 40 d. ausgegeben. Von solchen Werken, welche zum Teil auf Kosten der Stadt für die Kirchenbibliothek angeschafft wurden, war schon die Rede.

Von Interesse ist die nicht geringe Zahl von Büchersammlungen Privater in und um Bartfeld. Neben den bedeutenden Sammlungen des Georgius Petri und Balthasar Blutfogel vom Anfange des XVI. Jahrhunderts finden wir, dass Jacob Grolock, der Stadtpfarrer Christian († 1488) de Septemtiliis (Héthárs († 1468), der Presbyter Hilarius († 1490), Nicolaus Stock († 1488), ein Priester Namens Petrus de Bartpha (vor 1485), die Stadtpfarrer Johann Meulen (1495), Peter Crypser († 1519) und Johann Maurer († 1520) (letzterer besass laut seinem Testamente ausser einem Brevier noch sechzehn Bände), der des Protestantismus verdächtigte Prediger Wolfgang Schustel (1531), der Stadtrichter Michael Lang († 1491) einige Bücher besassen. Aus späterer Zeit sind zu nennen der deutsche Prediger Georg Scholz († 1585), der slavische Prediger Stanislaus Semidalius († 1555), der Schulmeister Nicolaus Erhard aus Dalheim in der Pfalz († 1600), seine Vorgänger im Amte Thomas Faber († 1597) und Severinus Sculteti († 1600), der Pfarrer Martin Pfeiffer (um 1650). Benedict Ilosvai, Schulmeister in dem zu Bartfeld gehörigen Tállya, besass im J. 1566 Bücher im Werte von beinahe vierhundert Talern, und im Nachlasse des im J. 1539 verstorbenen Bartfelder Schulmeisters Caspar Seiffried wurden nicht weniger als 141 Bände theologischer Werke, lateinischer und griechischer Classiker, Lehrbücher der hebräischen Sprache u. dgl. mehr vorgefunden.

Schliesslich verdienen noch die zahlreichen Beiträge zur Kunde des

ungarischen Schriftwesens, Buchhandels und der Buchdruckerkunst in Ungarn erwähnt zu werden, welche in Abel's Monographie zerstreut sind. Neben interessanten Angaben über Preise von Büchern, über die Kosten der Verfertigung und des Einbindens von Handschriften, sind besonders die Mitteilungen über Handschriftencopisten lehrreich. Von den von Abel angeführten dreizehn Copisten waren bisher blos zwei bekannt, Johann Schwarz (1471—80) und Ambrosius de Bartpha (1486). Diesen schliessen sich noch an die aus dem J. 1424 oben erwähnten zwei Copisten, der Scriptor Nicolaus um 1439 und Andreas Bogner (1479—82), schliesslich die Kathedralschreiber Christian (vor 1430), Johann (um 1436), Jakob (1449—1466 der «Behmenschreiber»), Nicolaus, zugleich Gastwirt (1472—75), Gregor von Stropko, zugleich Pergamentmacher (1472—1502). Somit hiessen die eigentlichen Kunstschreiber nicht blos im südlichen und östlichen Deutschland Stuhlschreiber oder Cathedrales, wie Wattenbach meinte, auch zu Bartfeld begegnen wir Kathedralschreibern, ja sogar in Siebenbürgen, denn die Vermutung Abels, dass der in dem 1372 ausgestellten Stiftungsbriefe der Hermannstädter «Fraternitas excelsi et mirifici sacramenti corporis et sanguinis Christi» vorkommende Petrus Kyrthedralis eigentlich Petrus Kathedralis geheissen habe, ist evident richtig. Einem Corrector von Handschriften begegnen wir im J. 1470, in welchem Jahre «magistro Johanni pro correctura librorum» ein Gulden gezahlt wurde. In naher Beziehung zur Kunst des Bücherschreibens stand das Gewerbe der Pergamentmacher (im J. 1431 treffen wir den ersten Pergamentmacher zu Bartfeld an) und der Papierfabrikanten; in Bartfelder Urkunden vom J. 1532 begegnen wir dem ersten ungarischen Wasserzeichen, aus dem wir schliessen können, dass die Papierfabrikation schon im ersten Drittel des XVI. Jahrhunderts bei uns zu Hause war; der Zufall wollte es auch, dass ein aus Siebenbürgen zugereister Papierfabrikant im J. 1548 zu Bartfeld starb.

Wenige Jahre später (1550) begegnen wir dem ersten Buchhändler zu Bartfeld, wo doch in Hermannstadt schon 1506, zu Schässburg 1522, zu Neusohl, wie Abel nachweist, 1549, zu Kronstadt 1550 der erste Buchhändler auftaucht. Im J. 1551 wird in einer Bartfelder Urkunde zum ersten Male «bibliopola noster» erwähnt; bis dahin wurden die Bücher gelegentlich bei dem Aufenthalte Bartfelder Bürger zu Ofen und anderweitig gekauft, sowie durch Krakauer Buchhändler vermittelt; auch dürfte der grösste Teil der zu Bartfeld befindlichen Bücher von den respectiven Eigentümern während ihres Aufenthaltes ausser Landes, in Krakau oder an deutschen Universitäten erworben sein, wie uns das von Johann Schaider (1555), Johann Stöckel (1562) und Valentin Eck dem Jüngern (1567), die auf Kosten der Stadt oder einzelner Mäcene auf der Universität Wittenberg Theologie studirten, bestimmt überliefert wird. Der erste

Bartfelder Buchhändler, von dem wir hören, hiess Christoph Dudlig mit Namen und wohnte ehedem zu Kaschau. Sein Name wird auch in Processschriften aus dem J. 1550 genannt; aus Briefen, welche der angesehene Wittenberger Buchhändler Conrad Rhuel und die Universität Wittenberg in den Jahren 1552 und 1556 an den Magistrat der Stadt Bartfeld richtete, erfahren wir, dass Ruehl's Schwiegervater Moriz Goltz dem Dudlig im J. 1548 auf Gutstehung Philipp Melanchthon's Bücher im Werthe von 110 Gulden geliehen hat, die Dudlig jedoch verabsäumte zu bezahlen. Leider wissen wir nicht, wie der Buchhandel zu Bartfeld prosperirte, doch können wir aus einem Schreiben (1552) des Eperjeser Buchhändlers Caspar Gütler schliessen, dass sich die oberungarischen Buchhändler damaliger Zeit nebst dem Buchhandel auch mit dem Verkauf anderer Artikel befassten; und dass es ihnen dabei doch nicht glänzend ging, lässt sich vielleicht dem Umstande entnehmen, dass Gütler bald nach Breslau übersiedelte; der Caspar Gütler, welcher um 1575 unter den Breslauer Buchhändlern vorkommt, ist unzweifelhaft mit dem Eperjeser «Buchführer» identisch. — Der nächste Buchhändler, dem wir gegen Ende des XVI. Jahrhunderts in Bartfeld begegnen, war David Gutgesell, ein hervorragender Bürger, der zu wiederholtenmalen Hundertmann, Senator, Stadtrichter und Reichstagsabgesandter war. Im J. 1571 liess er bei Scharfenberg in Breslau Stöckel's Apophthegmata drucken — den grössten Teil der Druckkosten blieb er freilich schuldig — und noch im J. 1584 verkaufte er der Stadt Melanchthon's Werke und einige andere Bücher. Doch scheint er sich später ausschliesslich der Buchdruckerkunst gewidmet zu haben, welche er in Wien erlernt und in andern Städten Oesterreichs ausgeübt hatte. Am 7. März 1578 schoss ihm die Stadt auf Antrag des Pfarrers Johann Schader vierzig Gulden vor, um sich Typen kaufen zu können, und schon am ersten August 1578 erschienen als erstes Erzeugniss seiner Presse Leonhard Stöckel's «Formulæ tractandarum sacrarum concionum per Evangelia communium feriarum totius anni.» Die Stadtbehörde unterstützte ihn auch späterhin. Im Jänner 1579 lieh sie ihm wieder fünfzig Gulden, in 1586 liess sie ihm fünf Gulden seiner Schuld nach, um das Erscheinen der vom Pfarrer Martin Wagner und dem Schulmeister Thomas Faber gegen Caspar Pilcius gerichteten Streitschrift zu ermöglichen, und als Kaiser Rudolf II. am 8. Februar 1579 in einem Erlass, von dessen Existenz man bisher nichts wusste, die Sistirung jener Druckereien, welche sich das kaiserliche Privileg nicht zu verschaffen wussten, das heisst aller protestantischen Druckereien des Landes anbefahl, verfasste die Stadt eine alleruntertänigste Vorstellung, in welcher sie bat, man möchte einen ehrbaren Bürger nicht zwingen, sich eventuell nach Polen zu flüchten und von dort aus mit ketzerischen Schriften in ungarischer Sprache das Land zu überschwemmen; lieber möge man ihn in seiner Vaterstadt unter steter

Aufsicht des Magistrats belassen, der schon Sorge dafür tragen werde, dass er auch in Zukunft nichts drucken lasse, was der katholischen Religion oder der allerhöchsten Ortes genehmigten Confession der fünf oberungarischen königlichen freien Städte widerstreite. Guttgesell habe auch bis dahin fast blos Schulbücher, Apophthegmen ausgezeichneter Männer und Kalender drucken lassen, von theologischen Schriften blos solche, welche nur die Worte der heiligen Schrift ohne alle raisonnirenden Auseinandersetzungen und gegen einzelne Confessionen gerichtete Angriffe enthalten. Und ohne einen solchen Buchdrucker könne die von barbarischen Ruthenen umgebene Stadt unmöglich ihre Mission erfüllen. Zur Administration der Stadt und zu den zahlreichen Gesandtschaften benötige sie eine grosse Anzahl gebildeter Männer und sie sei zu arm dazu, um ihre Kinder in andere Städte in die Schule zu schicken oder sich von auswärts Schulbücher kommen zu lassen.

Ohne Zweifel enthalten auch andere ungarische Archive ähnliche interessante Daten, und ist zu hoffen, dass Abel's Beispiel nicht ohne Nachahmer bleiben wird, welche die Schätze unserer Archive im Interesse der ungarischen Culturgeschichte je eher verwerten werden.

Dr. L. Hoffmann.

STEINKAMMERGRAB AUS DER VORZEIT IN KESZTHELY.*

Vorzeitliche Bronzgeräte, wie ich dies schon in meiner Arbeit: «Die Gräberfelder von Keszthely» bemerkte, sind in der Gemarkung von Keszthely und dessen Umgebung schon mehrfach aufgetaucht. Zu diesen gehören im Süden die Kupfer- und langen Bronzcelte von Fenék, die unter dem Burghügel von Mogentiana aus dem Schlamme des Plattensee's vermischt mit Steinwerkzeugen, römischen Gegenständen und Sachen aus der Völkerwanderungsepoche herausgefischt werden; — im Südwesten das Bronzschwertfragment von Vörs, im Norden der auf dem Nachbarhügel des Dobogó gefundene Bronzdolch, im Nordosten das beim Büdöskuter Meierhof ausgegrabene aes collectaneum: auch Bronzkuchen, beschädigte Celte und Ringe; endlich im Osten die Istvánder Bronzringe. Alle diese Anzeichen, besonders der Urnenfriedhof, der in dem Garten des k. u. landwirtschaftlichen Instituts sich vorfand, und dessen niedere, bäuchige, mit durchbohrten Warzen besetzte Aschentöpfe ebenfalls auf jenen Abschnitt der Vorzeit hinweisen, den die wissenschaftliche Mode die Bronzzeit zu nennen beliebt, sprechen dafür, dass das Ufergebiet des Keszthelyer Busens auch in der Vorzeit schon bewohnt war.

Da wir in der Kenntniss der Vorzeit nur schrittweise vordringen können, und da die bisherigen Erfahrungen für diesen Abschnitt der Vor-

* Aus dem «Archaelogiai Értesitő» 1885 Neue Folge V. Bd. 372 u. f. S.

zeit, wenigstens in Ungarn, keine andere Bestattungsweise, als die Leichenverbrennung und die Beisetzung der Asche in Töpfen oder in rohen Steinkisten aufwiesen, habe ich auch die Bronzfunde unserer Gegend mit dem erwähnten Urnenfriedhof in Verbindung gebracht, und meinte, dass die zerstreut wohnenden Leute ihre Todten hieher brachten, verbrannten und beerdigten.

Gegen die Leichenverbrennung, als ausschliessliche Bestattungsart der sogenannten Bronzzeit erwachten in mir zuerst gründliche Zweifel, als der oben angeführte Bronzdolch gefunden wurde. Als ich nämlich vor vier Jahren auf dem Dobogó graben liess, kam von dem Nachbarhügel, aber schon in der Abenddämmerung, ein Bauernbursche herüber, der dort mit Schottergraben beschäftigt war, und zeigte mir einen ungefähr 0·20 m. langen Bronzdolch, den er angeblich beim Arbeiten in einem Grab aufgestöbert. An der Griffzunge des Dolches befand sich an beiden Seiten eine sehr sauber ausgeführte Sternverzierung. Das Stück gefiel mir, ich wollte es kaufen, aber der Bursche wollte es mir nicht geben, Da es mittlerweile ganz eindunkelte, konnte ich die Fundstelle nicht gleich in Augenschein nehmen; des anderen Tages sah ich eine ziemlich grosse, längliche, in den Dolomit gehauene Grube, um welche grünbefleckte menschliche Gebeine lagen, doch konnte und wollte ich den Bauern nicht unbedingt Glauben schenken, die steif und fest behaupteten, dass das kupferne Bajonett, wie sie es nannten, in diesem Grabe gelegen wäre, umsoweniger, da sie von anderen Funden gar nichts wissen wollten, und die grüngefärbten Knochen doch handgreiflich zeigten, dass in dem Grabe auch noch andere Bronzsachen gewesen sein mussten. Auch beirrte mich die unmittelbare Nachbarschaft des Dobogó, denn es war fast mehr als wahrscheinlich, dass von dem Dobogóer Volke irgend ein Individuum ausnahmsweise auf diesem Hügel begraben wurde. Die neueste Entdeckung aber, die Herr E. Deininger, der Director des k. u. landwirtschaftlichen Institutes, auf einem zum Institut gehörigen Felde machte, bewies, dass

die Bauern, was den Dolch anbelangt, doch nicht gelogen haben. — Am nordöstlichen Rande des Institutsfeldes befindet sich der sogenannte Weidegrund, eine durch die Ausläufer des Cserszeger Weingebirges gebildete kleine Hochebene, deren Gelände einst Seeufer gewesen sein dürfte. Am östlichen Rande dieses Grundes ist eine kleine hügelartige Anschwellung sichtbar, im Grunde selbst sind an verschiedenen Stellen Mauerreste vorhanden, kaum einen Spatenstich unter der heutigen Oberfläche. Diese Mauern sind, was Material und Mörtel betrifft, entschieden römisch; hier muss einst ein grosser römischer Landsitz gewesen sein, was auch durch den Umstand bestätigt wird, dass hier jährlich eine ziemliche Anzahl von Münzen ausgeackert wird, die aus der Zeit von Diocletian bis Valentinian II. stammen.

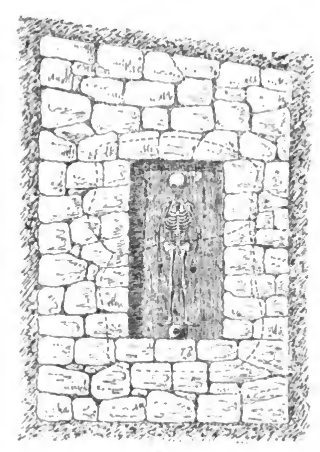


Fig. 1 *a)*

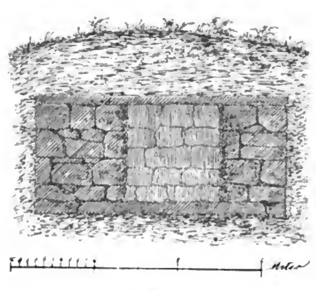


Fig. 1 *b)*

Director Deininger, selbst ein Freund der Archaeologie, fasste besonders die erwähnte hügelartige Anschwellung in's Auge, wo alljährlich die Saat ausbrannte, woraus er mit Recht folgerte, dass dort eine grössere Masse von Steinen liegen müsste. Am 12. August 1885 liess er daher einen Graben durch den Hügel ziehen, und stiess wirklich auf eine mächtige Lage von rohen und halb behauenen Steinen. Zuerst war er der Meinung, er habe es hier auch nur mit Grundmauern zu tun, aber, nach Wegräumung der Erde von den Steinen sah er, dass er sich getäuscht, und er keine Mauern, sondern ein Steinkammergrab vor sich habe. Die Maasse des von Südwesten nach Nordosten liegenden

Grabes sind die folgenden: Nördliche Seitenwand: Länge 4·60, Breite: 1·10, Höhe 1·10 m.; südliche Seitenwand: Länge 4·20, Breite 0·80, Höhe 1·10; westliche Schlusswand: Länge 3·00, Breite 1·10, Höhe 1·10; östliche Schlusswand mit ungefähr denselben Maassen.

Die 2·10 Meter lange, 1·10 breite Grabkammer bedeckte eine grosse unbehauene Steinplatte, die zuerst in der Mitte entzwei barst, worauf später auch die zwei Hälften in mehrere Stücke zerfielen. So kam es, dass die ganze Deckplatte in die Kammer stürzte und selbe beinahe ganz anfüllte. Die Entfernung dieser aufrecht stehenden Bruchstücke aus der Kammer machte viel Schwierigkeiten, denn einzelne waren so schwer, dass sie vier Männer nur mit Mühe herausheben konnten. Der Boden der Kammer war auch eine, jetzt schon mehrfach zersprungene Steinplatte, auf dieser lag, mit dem Antlitz nach Osten gewendet das Skelett, das leider von den darauf gestürzten Steinen, mit Ausnahme des Schädels, in Trümmer geschlagen wurde. (Fig. 1 *a)* 1 *b*)

Der Schädel, den ein schräg über ihn gestürzter Stein einigermassen schützte, ist mit Ausnahme des Unterkiefers noch leidlich erhalten und dolichokephaler Form. Die Hälfte des Hinterhauptes fehlt aber, doch muss selbe auch schon dann gefehlt haben, als man den Todten hieher legte, denn auf der Steinplatte, auf welcher der Kopf frei auflag, war von dem fehlenden Teil keine Spur zu entdecken. Eine sachkundige Untersuchung zeigte, dess die Lücke von einem fürchterlichen Hieb herstammt, der ganz sicher auch die Todesursache des hier bestatteten Kriegers war. Längs des rechten Armes lag ein schönes, mit malachitgrüner Patina überzogenes Bronzschwert und auf der rechten Schulter eine ebensolche Bronznadel. — Zwischen den Fuss-Enden des Skelettes befanden sich die Trümmer eines grossen blaugrauen, ungebrannten und mit primitiven Linienornamenten verzierten Thongefässes.

Die Länge des schilfblattförmigen und noch jetzt haarscharfen Schwertes ist, eingerechnet die 0·07 lange Griffzunge, 0·69 m., seine grösste Breite macht 0·04 m. aus. Durch das breitere Ende der Griffzunge gehen rechts und links je drei, in der Mitte oben zwei stumpfe Bronznägel durch. Zwischen den unteren Nägeln schwellt sich auf beiden Seiten die bis an die Schwertspitze reichende Rippe heraus, die bei ihrer Ausschwellung von einem rundlichen, sehr fein ciselirten Linienornament bedeckt ist, aus welchem zu beiden Seiten der Rippe drei vertiefte Linien bis zu einer Drittellänge der Klinge auslaufen und sich dort in der Rippe verlieren. (S. 567).

Die Ornamentirung der Griffzunge kann nicht als ein beständiges Attribut der Bronzschwerter und Dolche angesehen werden. So habe ich unter Anderem ein sehr langes und breites, unweit Kanizsa ausgegrabenes Bronzschwert, das gar kein Ornament aufweist. Ich habe zwar schon meh-

rere, schön ciselirte solche Waffen gesehen, aber zwei ganz gleiche Ornamente noch nie. Da drängt sich ganz unwillkürlich die Frage auf: ist das Griffzungenornament einzig und allein das launische Spiel des Ciseleurs, oder ist es vielleicht eine absichtliche Beziehung auf den Besitzer oder Verfertiger der Waffe, wie die heute in die Klingen eingravirten oder eingeätzten Namen, Zeichen oder Wappen? — Doch wer könnte jetzt auf diese Frage eine genügende Antwort geben?

Um auf unser Schwert zurückzukommen, muss ich noch erwähnen, dass um die Griffzunge herum noch acht stumpfe plattköpfige Bronznägel lagen, die einstigen Zierden des Holz- oder Beingriffes.

Die 0·24 m. lange, und starke Bronznadel ist von sehr einfacher Form, der Durchmesser ihres scheibenartigen Kopfes ist anderthalb Centimeter, unter welchem auf einige Centimeter Länge Spirallinien eingraviert sind. (S. 567.)

Als mein Freund Deininger das Grab öffnete, war ich zufälligerweise nicht in Keszthely, doch sah ich andern Tags die noch intacte Steinkammer. Die Maasse sind an Ort und Stelle aufgenommen, und die Zeichnungen zu diesem Funde habe ich meinem Freunde Prof. K. Galba zu verdanken.

Dr. W. Lipp.

EIN GRAB.

Aus dem Ungarischen des *Josef Kiss.*

Da irgend wo ferne,
Vor Langem da haben
Am Saume des Kirchhofs
Ein Grab sie gegraben.
Das Grab ist versunken,
Kein Mal mehr am Steine,
Wer unter ihm schlummert
Weiss ich nur alleine —
Weiss ich nur alleine.

Nie war ich noch dorten,
Doch hin möcht' ich wallen,
Nie hab' ich's gesehen,
Doch fänd' ich's vor Allen:
Im innersten Herzen
Ein Ahnen ich hege,
Das würde mich leiten
Zum Grabe die Wege —
Zum Grabe die Wege.

Dich, teuere Mutter,
Dich deckt jene Scholle! . . .
Wenn ich auf mein Leben,
Das bitternissvolle,
In schlaflosen Nächten
Die Blicke muss lenken:
Wie möcht' jenen Hügel
Mit Tränen ich tränken —
Mit Tränen ich tränken!

Ladislaus Neugebauer.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der zweiten Classe am 5. April las Alexander Hegedűs über *«Die Münz-Union der lateinischen Staaten 1865—1885»*. Der Redner legt in der Einleitung seines Vortrages dar, dass alle jene Erscheinungen und Besorgnisse, die heute in Folge der wesentlichen Wertverschiebung zwischen Gold und Silber und der Entwertung des Silbers beobachtet werden, sich vor 25 und 30 Jahren in entgegengesetzter Richtung gezeigt haben. Damals trat ein Rückgang des Goldpreises ein und ebenso wie jetzt von einer Seite die Demonetisirung des Silbers befürchtet wird, bestand damals die gleiche Furcht bezüglich des Goldes. Damals wurde literarisch und international für das Gold gekämpft und es wurden internationale Verhandlungen über Massregeln zur Verhütung der Goldentwertung gepflogen. Damals waren die Entdeckung der kalifornischen Goldminen, der indische Aufstand, der amerikanische Secessionskrieg, die Krankheit der Seidenraupe die bewegenden Ursachen des Rückganges des Goldpreises. Das Verhältniss zwischen Gold und Silber betrug 1850 1 : 15.35, 1852 1 . 15.42, 1859 1 : 15.22 1865 1 : 15.10. Chevalier forderte in seinem Werke über den wahrscheinlichen Rückgang des Goldes die Silbervaluta für Frankreich und fand für seine Meinung Anhänger in England. Belgien setzte die Goldvaluta ausser Kraft. Spanien verbot den Verkehr in fremden Goldmünzen. Belgien, welches zur Verhinderung der Silberausfuhr grosse Mengen Silber-Scheidemünze prägen liess, regte den Gedanken einer Münzconferenz an, welche im Jahre 1865 zusammentrat und das Zustandekommen der lateinischen Münzconvention zur Folge hatte. Der Vortragende teilt den Inhalt der Convention mit und erörtert das Ergebniss der Beratung der Münzconferenz, sowie den literarischen Streit, welcher sich an dieselbe knüpfte. Die interessanteste der Conferenzen, welche zwischen den Teilnehmern an der Münzconvention stattgefunden haben, war die von Frankreich am 1. Jänner 1874 einberufene Conferenz, in welcher das Schicksal des Silbers den Gegenstand der Debatte bildete. Die Valutafrage wurde in derselben ganz nebenher berührt und rasch kam ein Uebereinkommen zu Stande, welches die Beschränkung der Prägung von Fünf-Francs-Stücken zur Folge hatte. Durch die Beschlüsse dieser Conferenz wurden die alten Grundlagen der Union wesentlich verändert, der Verkehr des Silbers beschränkt, die Verbreitung des Doppelfusses nicht mehr unternommen und durch den Beschluss, alljährlich Zusammenkünfte zu halten, die lange Dauer der Union in Zweifel gestellt. Die contrahirenden Teile bewiesen, dass sie sich gegenseitig controliren und sich den wechselnden Verhältnissen accommodiren wollen oder auch die Union selbst aufzugeben bereit wären. Im Jahre 1878 wurde die Prägung von Silbermünzen vollständig eingestellt, nur Italien erhielt das Recht zur Prägung von neun Millionen Fünf-Francs-Stücken. Der 1878er Vertrag hatte zur Folge, dass die Situation des Silbers und dessen Wert sich nicht besserte, denn das Verkehrsgebiet desselben wurde noch mehr eingeengt und in den einzelnen Staaten der lateinischen Union trat immer bestimmter das Streben zur Einführung der Goldvaluta auf. Redner bringt zahl-

reiche interessante Daten vor, aus welchen hervorgeht, dass die Union immer mehr gelockert wurde, und zwar am meisten durch Italien, welches derselben am meisten zu danken hatte. Redner schliesst seinen Vortrag mit der Mitteilung der Beschlüsse der im vorigen Jahre stattgehabten Conferenz und zieht aus der Geschichte der Union die Lehre, dass internationale Münzverträge und Verbindungen selbst mit so beschränkten Aufgaben wie jene der lateinischen Convention, sehr schwer aufrecht zu erhalten sind und eine sehr geringe Wirkung auf die Veränderungen des Geldmarktes haben.

Hierauf hielt das correspondirende Mitglied Julius Schwarcz einen Vortrag unter dem Titel: «*Gedankenfreiheit und antike Ochlokratie*». Vortragender führt eine Fülle von Daten aus der Geschichte Athens und Roms an und gelangt auf Grund von Quellenstudien zu dem Endresultate, dass die antike Ochlokratie die Gedankenfreiheit in ihrer Gänze in der Regel noch nicht, sondern blos einzelne Elemente derselben gekannt hat. Die Gedankenfreiheit in ihrer Gänze ist erst die Frucht des modernen aufgeklärten Staatslebens.

— In der Sitzung der ersten Classe am 3. Mai las zunächst Prof. Koloman v. Szily eine Abhandlung unter dem Titel: «*Wer war der ungarische Interpret des Calepinus?*» Das, unter anderen auch die ungarische Sprache enthaltende, mehrsprachige Dictionarium des Calepinus aus dem letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts ist die reichste, von den älteren ungarischen Lexikographen (Albert Molnár, Pariz-Pápai, Kressnerics) sehr ungenügend ausgebeutete, von den neueren (Czuczor, Fogarasi) gar nicht berücksichtigte alte und überaus wertvolle Fundgrube des ungarischen Sprachschatzes. Auf Anregung Koloman Szily's hat Attila de Gerando in der Pariser Bibliothèque nationale die 1585, 1586, 1587 in Lyon erschienenen ersten Ausgaben des auch das Ungarische umfassenden Dictionariums erforscht, von welchen die in Ungarn vorhandenen Ausgaben von 1590 Basel und 1594 Genf nur sklavische und fehlerhafte Nachdrucke sind. Der Sammler des ungarischen Sprachstoffes, der ungarische Interpret des Dictionariums, verhehlt seinen Namen. Selbst sein Zeitgenosse Albert Molnár kannte denselben nicht. Eine von Peter Bod erwähnte Tradition des Jesuiten-Ordens bezeichnet als solchen den als Humanisten und Hellenisten seinerzeit weitberühmten ungarischen Jesuiten Stefan Szántó, latinisirt Arator, welcher, 1541 in Raab geboren, in Rom Theologie studirte, in Graz und Wien als Professor, dann in Rom bis 1579 als Pönitentiarius in grossem Ansehen stand, 1580 als Gegenreformator nach Siebenbürgen kam und hier in Folge der 1579 von Calepinus erhaltenen Aufforderung von 1580 bis 1584 durch Amtsbrüder den ungarischen Sprachstoff sammeln liess. Der Charakter des Sprachmaterials einerseits, mehrere von hellenistischer Bildung zeugende Artikel andererseits bestätigen, dass die Sammlung aus Siebenbürgen herrührt und unter den Auspizien eines bedeutenden Hellenisten veranstaltet wurde. Der Umstand, dass das Material nicht durch den anderweitig occupirten Arator selbst, sondern durch mehrere Amtsbrüder gesammelt wurde, erklärt auch die Tatsache, dass dieser seinen Namen nicht nennt. Doch kann nach alledem seine Autorschaft als unzweifelhaft angenommen werden.

Hierauf las Professor Gustav Heinrich eine Studie über die *Sage vom heiligen Gral.* Das mystische Dunkel, das während des Mittelalters den Gral

umhüllte und denselben zum Gegenstande ehrfurchtsvoller Andacht machte, ist auch heute noch nicht völlig zerstreut. Die Ansichten über den Ursprung, das eigentliche Wesen und die gestaltenden Elemente dieser Sage gehen auch heute noch sehr auseinander. Früher meinte man die Heimat des Gral's in der Provence oder in Spanien gefunden zu haben; Andere wollten die ursprünglichen Elemente der Sage in keltischen Volksmärchen erkennen. Keine dieser Anschauungen kann nunmehr für stichhaltig gelten. Die erste Quelle der Gral-Sage ist wohl die jüdisch-christliche Legende von Josef von Arimathia, welche mit den sagenhaften Traditionen von der ältesten Geschichte des Christentums in England verschmolz und später keltische volkstümliche und ritterlich-höfische Elemente in sich aufnahm.

Die ältesten Bearbeitungen der Gralsage stammen aus Frankreich. Unter diesen ist wohl die erste das grosse Gedicht des Robert von Boron («Der kleine Gral»), die bedeutendste Chrestien's von Troyes berühmter Ritterroman von Perceval und dem Gral. Bei Robert von Boron, der sein Werk in den achtziger Jahren des XII. Jahrhunderts schrieb, ist der Gral die Abendmahlsschüssel, aus welcher der Heiland seinen Jüngern das Brod austeilte und in welcher Josef von Arimathia das Blut des Gekreuzigten auffing; erst im zweiten und dritten Teil des Gedichtes knüpft Robert die Legende in ganz äusserlicher Weise an die Sagen vom Zauberer Merlin und von König Artus. Im ersten Teile der Dichtung steht Josef von Arimathia im Mittelpunkte der Handlung, später wird Perceval zum Helden der Erzählung. Chrestien von Troyes kennt die legendenhaften Bestandteile der Sage gar nicht, bei ihm geschieht weder der Abendmahlsschüssel, noch Josef's von Arimathia Erwähnung. Wie er selbst jedoch den Gral auffasste, wissen wir nicht, da sein vor 1190 geschriebenes Gedicht unvollendet ist und eben dort abbricht, wo der Gral in den Vordergrund der Handlung tritt.

Die vollständigste und bekannteste Gestaltung der Gralsage ist das grosse Parzival-Epos Wolfram's von Eschenbach, welches, nach der eigenen Aussage des Dichters, auf Chrestien's von Troyes und Kyot's von Provence Dichtungen beruht. Dieser Kyot ist eines der rätselhaftesten Probleme der mittelalterlichen Literaturgeschichte. Er soll ein Provençale gewesen sein und französisch gedichtet haben, und sein Gral-Epos muss, falls er wirklich Wolfram's Quelle war, eine der gewaltigsten Schöpfungen der mittelalterlichen Dichtung gewesen sein. Nun ist aber nicht nur sein Werk verloren, sondern auch der Dichter selbst spurlos verschollen. Nirgends wird er genannt, nirgends wird sein Werk erwähnt, nirgends findet sich die geringste Spur, dass seine (nach Wolfram's Epos zu urteilen) eigentümliche und tiefsinnige Auffassung der Gralsage bekannt gewesen wäre. In Folge dessen haben neuere Forscher die Vermutung gewagt, dieser Kyot hätte überhaupt niemals existirt und Wolfram habe denselben (was gar nicht beispiellos ist) blos erfunden, um seine eigene, von der herkömmlichen wesentlich abweichende Auffassung des heil. Gral durch einen klangvollen Namen (durch eine «Quelle») zu decken. Daher ist es auch noch immer unmöglich, über Wolfram's Originalität und Selbstständigkeit, über die Bedeutung seiner dichterischen Gestaltungskraft, über sein Verhältniss zu den Quellen ein abschliessendes Urteil zu fällen. Das Werk Chrestien's hat er tatsächlich benützt; andererseits aber weicht er im Stofflichen seiner Dichtung, in der Gestaltung des überlieferten Materials und besonders in der Auffassung des Gral's selbst so wesentlich von

dem grossen französischen Dichter ab, dass er entweder irgend eine andere, der Chrestien'schen sehr verwandte und von derselben doch wieder sehr verschiedene Quelle benützt haben oder über eine originelle und höchst bedeutende eigene Dichterkraft verfügt haben muss. Wie die Dinge heute liegen, ist also eine endgiltige Entscheidung dieser Frage unmöglich und die Anschauungen der einzelnen Forscher sind alle mehr oder minder subjectiven Charakters.

Der eigentliche Stoff von Wolfram's Epos ist die Geschichte Parzival's. Den Grundgedanken des Werkes spricht der Verfasser selbst aus: der Zweifel, die sittliche Haltlosigkeit sind die grössten Gefahren für die Seele; unverzagter Mannesmut triumphirt jedoch über den Zweifel und erringt das gefährdete Seelenheil. Das Symbol dieses Sieges ist der Gral, und Parzival ist gerettet, sobald er den Gral wiederfindet und sogar König desselben wird. Dieser Gedanke ist der Grundidee des Goethe'schen «Faust» nicht nur verwandt; es ist nicht übertrieben, wenn man die Hanpideen der beiden gewaltigen Werke für identisch betrachtet, wobei die Differenz der beiden auf Rechnung der verschiedenen Zeitalter und Weltanschauungen zu setzen ist, denen die tiefsinnigen zwei Werke angehören. Der Gral selbst ist bei Wolfram ein Edelstein von unvergleichlichem Werte, dessen wunderwirkende Kräfte von jener Hostie herstammen, die jeden Charfreitag unmittelbar aus dem Himmel auf den Stein gelegt wird. Die Gemeinde des Gral besteht nicht mehr aus den Verbreitern des Christentums, wie bei Robert von Boron, sondern aus edlen Rittern geistlichen Charakters, die den Freuden und Auszeichnungen der Welt entsagt und sich in gottergebener Demut einzig dem Dienste des Gral gewidmet haben.

Wolfram hat noch einen anderen Teil der mit der Artussage verknüpften Gralsage zu bearbeiten begonnen; dies Werk des bedeutenden Dichters, das gewöhnlich, aber wohl irrtümlich «Titurel» genannt wird, ist jedoch Fragment geblieben. Wohl hat ein gewisser Albrecht dies herrliche Bruchstück um 1270 ergänzt und vollendet; sein «Jüngerer Titurel» ist jedoch nicht nur dichterisch eine schwache Leistung, sondern, da der Verfasser die Bestandteile der Sage willkürlich modificirt und ganz nach Belieben verknüpft, auch für die Geschichte der Sage selbst ohne Belang. Wolfram's «Parzival» war das gelesenste und bewundertste Buch im mittelalterlichen Deutschland und wurde noch 1477, da die Literatur des XII. und XIII. Jahrhunderts bereits der Vergessenheit anheimgefallen war, als eines der ersten Producte der jungen Buchdruckerkunst den weitesten Kreisen des lesenden Publikums zugänglich gemacht.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Acsádi Ign., Magyarország Budavár visszafoglalása korában. (Ungarn im Zeitalter der Revindication Ofens. Von der Ungar. histor. Gesellschaft gekrönte Preisschrift von Dr. Ignaz Acsádi.) Budapest, 1886, Mehner, 334 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Benedek E., A kollektor. (Der Collector, Roman aus dem Székler Leben von Alexius Benedek.) Budapest, 1886, Pallas, 189 S.

Bedő Albert, A magyar állam erdőségei. (Oekonomische und commerzielle Beschreibung der Waldungen des ungarischen Staates von Albert Bedő.) Budapest, 1885, Grill. Drei Bände in 4°: I. Allgemeine Verhältnisse, VIII, 528 S. — II. Das Hauptbuch der Wälder, XII, 1024 S. — III. Die Wälder des Aerars. Mit einer Uebersichtskarte sämmtlicher Waldungen des Staates, XVIII, 227 S. und 12 Bl. Karten.

Bródy Sándor, Don Quixote kisasszony. (Fräulein Don Quixote, Roman in zwei Bänden von Alexander Bródy.) Budapest, 1886, Révai, 232 und 164 S.

Deil Eugen, Regalrecht und Spiritushandel. Sammlung sämmtlicher, auf die Ausübung des Schankregales und des Handels mit Spiritus, Wein, Bier und anderen Spirituosen bezüglicher Ministerial-Erlässe 1876—1885. 3. verm. und verb. Auflage. Kaschau 1886, Maurer, IV, 48 S.

Deák Ferencz beszédei. (Franz Deák's Reden. Zweiter Band: 1848—1861, gesammelt von Emanuel Kónyi.) Budapest, 1886, Franklin, VIII, 406 S.

Gewerbegesetz (G.-A. XVII : 1884) und die hierauf Bezug habenden gesammten Ministerial-Verordnungen. Herausgegeben vom kön. ung. Ministerium des Innern. Budapest, 1886, Nagel, 195 und 64 S.

Instruction zum Wehrgesetze. Herausgegeben vom kön. ung. Ministerium des Innern. Budapest, 1886, Nagel, X, 501, LXIV S. und eine Tabelle.

Kőrösi Joseph, Bulletin annuel des finances des grandes villes. Sixième année 1882. Budapest, 1885, Grill, 4°, 53 S.

Négyesy László, Magyar verstan. (Ungarische Verslehre, als Hilfsbuch für Studierende und zum Privatunterricht von Lad. Négyesy.) Budapest, 1886, Franklin, 112 S.

Nyáry Alb. b., A heraldika vezérfonala. (Leitfaden der Heraldik von Baron Albert Nyáry. Mit 9 color. und 13 Holzschnitttafeln und 86 Illustrationen im Text.) Budapest, 1886, Akademie, 4°, 29; S. und 22 Tafeln.

Londesz Elek, Kaia. (Kaia. Dramatisches Gedicht von Alexius Londesz.) Debreczin, 1886, Selbstverlag, 32 S.

Pauer Imre, Emlékbeszéd Horváth Cyrill felett. (Denkrede auf Prof. Cyrill Horváth von Emerich Pauer.) Budapest, 1886, Akademie, 23 S.

Petelei Istv., A fülemile. (Die Nachtigall, Erzählung von Stefan Petelei). Budapest, 1886, Singer und Wolfner, 105 S.

Paál Árp., Szalon-történetek. (Salon-Geschichten von Árpád Paál.) Budapest 1886, Révai, 167 S.

Pólya Jakab, Agrárpolitikai tanulmányok. (Agrarpolitische Studien. Minimum. Homestead. Erbrecht. Von Jakob Pólya). Budapest, 1886, Kilian, 305 S.

Prém Jozs., Széchy Mária. (Marie Széchy's Leben von Dr. Josef Prém.) Pressburg 1886, Stampfel, 24 S.

— — *Szilágyi Erzsébet és Ujfalvi Krisztina.* (Elisabeth Szilágyi's und Christine Ujfalvi's Leben von demselben.) Das., 12 und 12 S.

Radó Antal, Olasz költőkből. (Aus italienischen Dichtern, übersetzt von Anton Radó). Budapest, 1886, Franklin, 216 S.

— — *Görög költők.* (Griechische Dichter. Uebersetzungen mit literarhistorischen Einleitungen. Literarhistorische Anthologie II.) Budapest, 1886, Athenaeum, 292 S.

Rákosi Jenő, Endre és Johanna. (Andreas und Johanna, Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eugen Rákosy.) Budapest, 1885, Selbstverlag, 99 S.

Rákosi Viktor, A bujtogatók. (Die Aufwiegler, Roman von Viktor Rákosi.) Budapest, 1886, Révai, 237 S.

Rudnyánszky Gyula, Fenyben, árnyban. (Im Licht und Schatten. Gedichte 1876—1886, von Julius Rudnyánszky.) Budapest, 1886, Aigner, 266 S.

Protokoll, nach stenographischen Aufzeichnungen verfasstes —, des am 3., 4., 5., 6., 7. October 1885 in Budapest abgehaltenen *internationalen landwirtschaftlichen Congresses.* Herausgegeben durch das Executiv-Comité. Budapest, 1886, XX und 275 S.

Salamon F., Magyarország a török hoditas koraban. (Ungarn zur Zeit der Türkenherrschaft von Franz Salamon.) Zweite Auflage. Budapest, 1886, Franklin, XV und 472 S.

Schack Bela, A Sturm- es Drang-korszak dramakölteszete. (Die dramatische Dichtung der Sturm- und Drang-Periode. Literarhistorische Studie von Béla Schack.) Budapest, 1886, Kilian, 192 S.

Szász K., Trefort Ágoston. (August Trefort, Lebens- und Charakterbild von Karl Szász.) Pressburg, 1886, Stampfel, 32 S.

Schwarz Gyula, Melyik görög allam közelitette meg leginkabb a kepviseleti rendszer alapgondolatat. (Welcher griechische Staat kam dem Grundgedanken des parlamentarischen Systems am nächsten? Von Dr. Julius Schwarcz.) Budapest, 1886, Akademie, 22 S.

Szentklaray J., A dunai hajohadak törtenete. (Geschichte der Donau-Flotillen von Eugen Szentkláray.) Budapest, 1886, Akademie, 433 S.

Seress Imre, Hari Janos Odysseaja. (Johann Hári's Odyssee. Travestirtes Epos in zwölf Gesängen von Emerich Seress). Budapest, 1886, Pfeifer, 133 S.

Szathmary K., A fekete asszony. (Die schwarze Frau. Historischer Roman in zwei Bänden aus dem XVI. Jahrhundert von Karl Szathmáry.) Budapest, 1886, Székely, 342 und 360 S.

Számadaskönyvei, Magyarországi varosok regi —. (Alte Rechnungsbücher ungarischer Städte. Im Auftrage der histor. Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Ladisl. Fehérpataky.) Budapest, 1885, Akademie, XIII, 682 S. (Aus den Archiven der Städte Schemnitz, Pressburg, Neusohl, Tyrnau, Oedenburg, Bartfeld und Kremnitz.)

Torkos L. ujabb költemenyei. (Neuere Gedichte von Lad. Torkos, 1878—1884). Budapest, 1886, Révai, 196 S.

Tolnai L., Az uj föispan. (Der neue Obergespan. Roman in drei Bänden von Ludwig Tolnai.) Budapest, 1886, Székely, 146, 157 und 151 S.

Ürmössy Lajos, Az erdelyi nemzetisegek. (Die Nationalitäten in Siebenbürgen von Ludw. Ürmössy.) Budapest, 1885, Aigner, 85 S.

Vécsey T., Emlekbeszed Vandrak A. fölött. (Denkrede auf Andreas Vandrák von Thomas Vécsey.) Budapest, 1886, Akademie, 29 S.

Vekey Zsigmond, Utazásaim a föld körül. (Meine Reisen um die Welt, von Sigmund Vékey.) Budapest, 1885, Lampel, XVI und 312 S.

Zsilinszky M., Az 1646-iki tanacskozmany. (Die Verhandlungen des Jahres 1646 von Michael Zsilinszky.) Budapest, 1886, Akademie, 69 S.

DIE UNIVERSITÄT DES KÖNIGS MATHIAS.

Es ist das gemeinsame Schicksal bedeutender Männer, dass ihnen die grosse Menge, in blinder Bewunderung befangen und ohne dem kritischen Verstande seine Rechte einzuräumen, Taten und Pläne zuschreibt, an deren Vollführung und Entwerfung sie nie gedacht. Mehr noch, als die Zeitgenossen haben sich in dieser Beziehung die spätern Generationen hervorgetan; sie sind es, die den Heiligen der katholischen Kirche zu grösserem Nimbus verholfen haben, sie zugleich diejenigen, die von jeher das Unglück der grossen Männer der Geschichte gewesen. Auch König Mathias ist keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel, auch von ihm wissen die Geschichtsbücher bis auf den heutigen Tag ein Märchen zu erzählen, von dem kein Mensch aus eigener Anschauung zu berichten weiss und das nichtsdestoweniger oder vielleicht eben deswegen sich von Altersher grosser Beliebtheit erfreute.

Es ist eine, wenn auch nicht allerorten mit derselben Vertrauensseligkeit als richtig anerkannte Behauptung, dass sich König Mathias ausser den beiden Universitäten, die er in Pressburg und in der Ofner Festung ins Leben gerufen, auch noch mit dem Plane einer Universität trug, die für 40,000 interne Zöglinge, als auch für deren Professoren berechnet und mit allem nur Notwendigen und Erdenklichen ausgerüstet, wie heutzutage etwa ein Segelschiff, das den Kurs nach Australien nimmt, irgendwo auf dem äussern Territorium der Stadt Ofen erbaut werden sollte, ja sogar schon in Angriff genommen worden sein soll. Der Gedanke ist in der Tat grossartig zu nennen! Um so grossartiger, je widersinniger er uns scheint.

Von wo in aller Welt hätte Mathias zu einer Zeit, da auch die übrigen Staaten Europa's ihre Universitäten schon hatten, eine solche Unmasse von Studirenden genommen? Wohin mit den Tausenden von alljährlich promovirten Gelehrten? Woher einige hundert Professoren nehmen, zu einer Zeit wie jene, um den nötigen Unterricht zu erteilen? Woher die Mittel, um ein solches, mit dem strengsten Internat verbundenes Institut zu erhalten, wo der gesammte Heeresstand des mächtigen Sultan alles in allem beiläufig die Hälfte jener Armee von Studirenden ausgemacht hätte, für deren geistiges Wohl Mathias sorgen wollte. Keine Schatzkammer der

Erde wäre unter den damaligen Verhältnissen im Stande gewesen, neben den fortlaufenden Bedürfnissen eines Staates die Kosten dieser Universität zu bestreiten. Nie und nirgends hat es je eine Unterrichtsanstalt von solchem Umfange gegeben und wir haben guten Grund zu glauben, dass es dergleichen auch nie und nirgends auf der Erde je geben wird. Es ist ein Plan, wie ihn selbst die halbverrückten Despoten unter Roms Cäsaren, sie, die Beherrscher der Welt, nicht ausgedacht.

Unsere Geschichtsforscher befanden sich diesem Gegenstande gegenüber in einer etwas unangenehmen Lage. Verwerfen konnten sie die betreffende Notiz nicht, da sie aus einer sonst verlässlichen Quelle stammte, während andererseits ein skeptischer Zug durch ihre Darstellung geht, der zur Genüge auf ihre persönliche Ansicht schliessen lässt. So findet sich bei Teleki zu Ende des fünften Bandes, an jener Stelle, wo die vielfachen Verdienste des Königs gewürdigt werden, blos eine leise Anspielung ohne directe Erwähnung des Planes, der auf diese Weise erst in dem nicht erschienenen sechsten Bande hätte erörtert werden müssen, worin sicherlich der Stand der Künste und Wissenschaften im Zeitalter der Hunyadi's geschildert worden wäre. Szalay und Horváth teilen nun zwar den Plan der Universität im Grossen und Ganzen so mit, wie er sich bei Heltai vorfindet; eigentümlich genug beruft sich jedoch keiner von beiden auf die ursprüngliche Quelle selbst, die doch beide so gut wie jeder kennen mussten, sondern sie berufen sich einfach auf Andere, die über den Gegenstand mit mehr oder weniger Ausführlichkeit geschrieben. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung dürfte kaum ein anderer sein, als eben der, dass keiner von beiden dieses zweifelhafte Verdienst des König Mathias als Resultat eigener Forschung aufstellen, im Gegenteile jeder die Verantwortung auf fremde Schultern laden wollte. Während sich nun Szalay an der betreffenden Stelle blos auf Franz Toldy beruft, zählt Michael Horváth hier beinahe alle jene auf, die des Gegenstandes erwähnen, nur gerade Heltai nicht, womit er nur noch in grösserem Maasse dartun wollte, wie unschuldig er an dem sei, was aufzuzeichnen seine Pflicht ist. Der Leser jedoch empfängt aus der Herzählung der vielen Autoritäten gerade umgekehrt den Eindruck der vollen Wahrheit einer Sache, welche von einer ganzen Literatur gehalten wird.

Es steht mir ferne dies als Vorwurf zu erwähnen, man muss bedenken, wie misslich eine Frage in einem so speciellen Falle ist. Ohne Zweifel sind die 40,000 Studenten eine Uebertreibung; doch andrerseits ist es schwer rundweg alles zu leugnen, denn Heltai, von dem die Behauptung herrührt, wusste ganz gut, wie viele Personen auf einem gegebenen Flächenraume untergebracht werden können. Enthält seine Angabe also auch etwas Widersinniges, so kann sie doch nicht so ohne weiteres bei Seite geschoben werden. Es bleibt ferner zu erwägen, dass sowohl Szalay, als auch Horváth ein Handbuch der Geschichte schrieben, ein Handbuch aber nicht immer

und überall auf einem eingehenden Studium von Originalquellen basiren kann und gezwungen auch allgemein Bekanntes aufnehmen muss, zu dessen Richtigstellung und Aufklärung es dem Schriftsteller an Zeit gebrach.

Solche specielle Fragen aufzuhellen wäre recht eigentlich Aufgabe der Monographieen, doch was nun die Monagraphen von Budapest auf diesen Fall bezüglich geleistet, ist beinahe gleich Null zu nennen. In der Monographie Eugen Abel's »Egyetemeink a középkorban« (Unsere Universitäten im Mittelalter) hingegen macht der Verfasser eine gesunde Bemerkung auf die grossartige Fiction der Universität des Königs Mathias. Wo er nämlich nach Paulsen die ungeheuerliche Statistik anführt, die im XV. und XVI. Jahrhundert auf die Anzahl der Studirenden bezüglich geführt wurde — so dass z. B. die angeblichen 60,000 Hörer der Universität Prag bei genaueren Nachforschungen bis auf 676 resp. 1027 zusammenschmolzen, die die Universität in den Jahren 1375—1409, resp. in ihrer grössten Blütezeit von 1380—1389 durchschnittlich besuchten — sagt er mit blos flüchtigem Hinweis dem Himmel Dank dafür, dass es König Mathias erspart geblieben, das Misslingen eines solchen Unternehmens sehen zu müssen. Obzwar nun also der erwähnte Monograph nicht an die Möglichkeit der Ausführung einer in so riesigem Maasstabe angelegten Universität glaubt, wagt er doch nicht daran zu zweifeln, dass unser, als klarer Kopf bekannter König sich mit diesem Plane getragen.

Es ist aber die Zahl der Studirenden an sämmtlichen deutschen Universitäten, deren zu jener Zeit überhaupt so viele nicht waren, in der 2. Hälfte des XV. Jahrh. etwa auf sechs-, bis siebentausend zu setzen, und ich halte es meinerseits für äusserst wahrscheinlich, dass damals die Studirenden von ganz Europa die Zahl von 40,000 nicht überschritten.

Um die Frage dieser Ofner Universität auf ihr richtiges Maass zurückzuführen, müssen wir die erste Quelle aufsuchen, die uns darüber berichtet, und gewissenhaft die Tatsache selbst von allem Andern sondern, was Auslegung und Hinzutat des Schreibers ist. Caspar Heltai also, dessen Bericht ein Jahrhundert nach der Regierung des Königs Mathias — ca. i. J. 1585 — entstand, erzählt, dass Stephan Brodarics, Bischof von Waizen, ihm sogar den Plan dieser für 40,000 Studirende bemessenen Universität gezeigt habe, deren Beschreibung bei Heltai ich hier ihrem ganzen Umfange nach mitteile, wobei nur zu bemerken ist, dass Heltai's ungarischer Text in allem Andern dem lateinischen Berichte Bonfin's im Allgemeinen getreu bleibt. Bei Bonfin folgt zu Ende IV. Decas achten Buches nach dem Tode des Königs dessen Charakterbild, worin erwähnt wird, dass der König selbst ausländische Gelehrte an seinen Hof berufen liess, an welcher Stelle Bonfin hinzusetzt, dass er es gewesen, der die Ungarn skythischer Tugenden entwöhnt und dass er seit Attila der Erste sei, der sie gelehrt habe zu gehorchen. Dies erregte mit Recht das Missfallen Heltai's; an diese Stelle gelangt lässt er

diese Bemerkung am Wege liegen und kommt direct auf die Beschreibung der Universität zu sprechen, wovon Bonfin kein Wort weiss. Die Beschreibung lautet, aus dem altertümlichen und oft etwas unklaren Ungarisch des Heltai verdeutscht, wie folgt:

«(Er liess auch Handwerker verschiedener Profession in das Land berufen.) Ich habe das von dem Bischof Stephan Brodoric, bei dem auch der Plan des ganzen Gebäudes war: an dem Ufer der Donau unterhalb Ofen liess der König sehr tiefe, breite, langgestreckte und höchst starke Fundamente aufwerfen und etwas über dem Erdboden befestigen, sagte aber niemandem, zu was Ende das sein sollte. Doch hatte er schon im vorhinein wohl erwogen und mit den Handwerksleuten auf einem grossen Papiere verzeichnet, wie das Gebäude aufgeführt werden sollte. Es war aber so verzeichnet, dass das Gebäude zwei Höfe haben sollte. Der eine, obere, gegen Wien zu gelegen, sehr lang, der andere halb so gross. Auf dem obern Hofe hatte er angeordnet, dass von drei Seiten überall gewölbte Kammern sein sollten, in sieben Reihen über einander, die Fenster von allen den Kammern westwärts, gegen Ofen zu und gegen die Donau zu gelegen. Er hatte es aber so verzeichnet, dass dort rund herum Corridore wären und dass die Corridore mit der Erde und unter einander durch breite Treppen verbunden, so auch, dass die Corridore vor den Kammern so breit sein sollten, dass Alles hineingelangen und dort die Lection hören könne. Zu diesem Zwecke aber wollte er den Hof zusammenpressen und ihn vermittelst steinerner Mauern in sieben Teile trennen. Auf jedem Hofe einer jeden Abteilung jedoch wollte er in der Mitte eine behauene Säule errichten, und zu Seiten der Säule den Stuhl des Lectors aufstellen lassen, wohingegen er die Doctoren der Reihe nach zu allen Säulen verteilen wollte, um dort ihre Lectionen zu lesen, so dass bei der einen Säule der eine Grammatik lesen sollte, bei der nächsten der zweite Dialektik, bei der dritten Säule der dritte Lector Rhetorik, bei der vierten der vierte Doctor Arithmetik, bei der fünften der fünfte Lector Musik, bei der sechsten der sechste Doctor Geometrie, bei der siebenten der siebente Lector Astronomie. Und an jeder Säule wollte er oben eine Krystalllampe anbringen, und diese alle Abende anzünden lassen, damit die Lectoren auch Abends Vorträge lesen und die Studenten bei dem Lichte der sieben Lampen lernen könnten, wie am Tage. Und das Gebäude sollte so aufgebaut sein, dass man von jedem Hofe aus zwischen den Kammern zu den Aborten an die Donau gehen konnte. Dort, wo er den grossen Hof von dem kleinen trennen wollte, an dieser Seite sollten die Häuser der Doctoren und Lectoren erbaut werden, mit allen notwendigen Zimmern und Kammern, so dass die Fenster dieser Häuser gegen Osten auf den kleinern Hof, gegen Westen auf den langen Hof, auf die Säulen, gegen Norden auf die Donau, gegen Süden aber auf Ofen zu liegen sollten. Hernach wollte er den kleinern Hof auf diese Weise bauen, dass auf der Nordseite schöne Gewölbe,

schöne Zimmer und schöne Kammern werden sollten, damit in den ersten die Doctoren der Medicin, in den zweiten die Apotheker und Barbiere wohnen könnten und dass in den dritten die Kranken in besondern Stuben, Gewölben und Kammern sollten untergebracht sein. Auf der andern Seite sollten schöne Kellerräume, Zimmer, Gewölbe und Kammern sein, worin der Oeconom mit seiner ganzen Familie untergebracht sein sollte, um fort und fort allerlei Wein, Bier und Brot in grosser Menge zu verkaufen. Auf der Seite gegen Sonnenaufgang hatte er in der Mitte das eine grosse Tor verzeichnet, auf dem obern Teile gegen Süden, auf der Ofner Seite aber die Häuser der Handwerksleute, damit die allerlei Gewerbetreibenden dort ihre Waaren verkaufen, nicht aber damit sie dort wohnen sollten. Doch auf dem untern Teile, gegen die Donau zu, hatte er oberhalb des Tores schöne Zimmer, Gewölbe und Kammern verzeichnet, wo der Probst der ganzen Akademie oder Landeshochschule wohnen sollte, der zum Rector und Leiter aller der Studenten, Lectoren, Magister und Doctoren ausersehen war. Und er ordnete an, dass gegen Norden unterhalb des Tores, gegen die Donau zu nebeneinander nichts als Küchen wären und darüber hinaus Häuser für verschiedene Zwecke; denn er hatte bei sich beschlossen, alles Notwendige an Speise und Trank so in der Nähe der Schule unterzubringen, wie auch alles Uebrige, dessen der Mensch bedarf, so dass keiner von den vierzigtausend Studenten das ganze Jahr hindurch um irgend etwas in die Stadt zu gehen brauchte, sondern dass dort neben der Schule alles in Ueberfluss vorhanden sei: zu diesem Behufe aber verzeichnete er, dass in dem ersten kleinern Hofe zwei Säulen stehen sollten, und aus den Säulen je ein Röhrenbrunnen seinen Ausfluss hätte und an jeder Säule sollte oben eine Krystalllampe sein, um dort Nacht für Nacht zu leuchten. Er hatte es auch so verzeichnet, dass auch auf dem langen Hofe solche Röhrenbrunnen wären und an drei Stellen mit dem Wasser der Donau überquellen sollten. Er richtete ferner alles so ein, dass in dieser Schule unausgesetzt vierzigtausend Studenten wohnen sollten, und gab wohl darauf Acht, ihr eine solche Disciplin zu geben, dass in der ganzen Schule unter so vielen Studenten auch nicht einer ein Taugenichts sei und damit so viele Studenten genügend hätten an Speise und Trank aus den Küchen der Schule und dem Keller des Oeconomen. Zu diesem Behufe aber wollte er an der Donau eine Metzgerzunft ansiedeln und eine Bäckergasse anlegen und darin einen grossen Markt, den er mit grossen Privilegien bedenken wollte, damit die vierzigtausend Studenten alle Tage genug hätten. Und der Probst oder Rector, sowie auch der Oeconom sollte mit einem grossen und trefflichen Grundstück bedacht werden und ein Gehalt bekommen von vielen tausend Gulden, so dass in allen Landen keine bessere, schönere und grössere Schule wäre wie diese. Er verzeichnete auch ferner, dass er den prächtigen Bau, den in frühern Zeiten der Kaiser und König Sigismund sich zu bauen vorgenommen, ausführen

wolle. Er wollte nämlich aus der Ofner Festung eine steinerne Brücke herüberleiten, und diese über die Schule in breitem Bogen über die Donau führen, am Ende der Brücke aber oberhalb Pest, am Donauufer eine überaus starke Festung bauen mit dicken Steinmauern, etc. etc. . . . . Lauter so prächtige und grosse Dinge hatte er bei sich bedacht und erwogen, welche er dann auch durch die Meister verzeichnen und gar schön zu Papier bringen liess. Dieser Mann hatte einen grossen Verstand und einen unerschöpflichen Geist. Hätte er selbst hundert Jahre gelebt, es wäre für das eine verzeichnete Gebäude nicht genügend gewesen: und dennoch liess er die Fundamente graben und befestigen, und sie sind auch heute noch dort zu sehen, obzwar nicht jeder weiss, was das sei und was er damit bezwecken gewollt.» Dies sind die Worte Caspar Heltai's, der zum grössten Teile die mündliche Mitteilung Stephan Brodarics' nacherzählt. Heltai ist ein fleissiger, arbeitsamer Mensch, den ein ehrgeiziger Kitzel nach Originalität nie geplagt hat, sonst hätte er nicht ungarisch nachgeschrieben, was ihm Bonfin auf lateinisch vordictirt hat. Es bleibt daher keine andere Wahl, als anzunehmen, dass die ganze Erzählung von der Universität auf Brodarics' Worten beruht. Dieser ist einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, ausgezeichnet dadurch, dass er in Zeiten leidenschaftlicher Parteikämpfe und entscheidender Katastrophen, denen er nicht blos als kalter Zuschauer unbefangen gegenüberstand, sondern in welchen er auch unmittelbar als handelnde Person aufgetreten, sich zu einem objectiven Standpunkte aufzuschwingen vermocht, von wo er die Dinge beinahe genau so sah, als sie im Lichte der Wirklichkeit erscheinen mussten. Diesem Kanzler Ludwig's des zweiten, dem damaligen Bischof von Syrmien, späterhin als Anhänger König Johann's Bischof von Waizen, haben wir die Beschreibung der Schlacht von Mohács und damit zugleich die Lehre zu verdanken, die späte Nachkommen aus dieser verhängnissvollen Katastrophe zu eigenem Nutzen ziehen konnten.

Er starb zu Ende d. J. 1539 in Waitzen, nachdem er die im selben Jahre zu Stuhlweissenburg gekrönte Königin Isabella aus Polen nach Ungarn geleitet, so dass Caspar Heltai, dessen Werk i. J. 1585 erschien, nur vor dem Jahre 1540 Gehörtes und Gesehenes zu Papiere bringen konnte. Der fragliche Plan war und blieb bei Brodarics und was Heltai darüber zu berichten weiss, kann ausser den mündlichen Angaben Brodarics' nur noch auf flüchtigen Notizen beruhen, die sich Heltai an Ort und Stelle möglicherweise gemacht. Wie wir sehen werden, trifft seine Beschreibung der Hauptsache nach zu, zeigt aber daneben auch viel Unrichtiges, was entweder auf ein bei der Menge der Details leicht erklärliches Missverstehen Heltai's, oder aber darauf schliessen lässt, dass er in spätern Jahren aus den flüchtigen Aufzeichnungen nicht mehr recht klug werden konnte.

So wenig wir übrigens daran zweifeln dürfen, dass ein solcher Plan wirklich vorgelegen hat, ebenso wenig dürfen wir auch in Frage stellen,

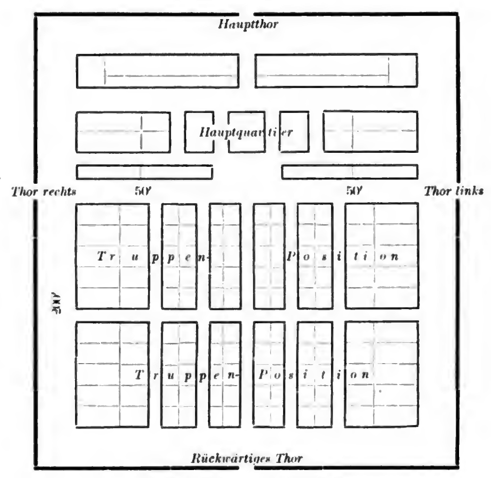
dass die Ueberreste des betreffenden Baues noch i. J. 1539 zu sehen gewesen, und so können wir auch mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass dieses Gebäude dazu bestimmt war, vierzigtausend Personen in sich aufzunehmen. Diese Angabe stammt, wie schon anfangs erwähnt, von einem Manne her, der gut wusste, wie viele Personen auf einem gegebenen Territorium, oder in einer gewissen Anzahl von Gebäuden untergebracht werden konnten. Brodarics hatte bei Mohács und auch sonst wiederholt Gelegenheit ein Lager zu sehen und musste beiläufig wissen, wie hoch sich die Bewohner von Städten und grössern Klöstern bezifferten. Wenn wir nun auch von der approximativen Schätzung eines Mannes — dessen klares Auge und unbefangenes Urteil uns bekannt ist — zwanzigtausend herunterhandeln, so bleiben noch immer weitere zwanzigtausend Studenten, an die wir eben so wenig glauben können, wie an die vierzigtausend, von welchen Heltai berichtet.

Hiegegen könnte nun der Einwand erhoben werden, wie es denn dann möglich gewesen, dass Brodarics, den wir doch als so unbefangenen Mann kennen, an die Ausführbarkeit eines so monströsen Planes habe glauben können, und wenn Brodarics daran habe glauben können, warum nicht eben so gut auch König Mathias? Allein zum ersten ist Brodarics, wie den meisten verbitterten Männern seiner Zeit, nichts zu gross und zu edel, dass er es nicht der Person des Königs Mathias zumuten sollte, gleichsam um auf diese Weise das nationale Gefühl künstlich zu heben; und dann liebte er es wohl auch — alte Herren tun das so gerne — ihn den Pygmäen seiner Zeit als hünenhafte Gestalt gegenüberzustellen. Zum zweiten ist es ein anderes, sich, wie Brodarics, eine Sache in seinen vier Wänden so recht hübsch vorzustellen und ein anderes, die Hebel zur Vollführung eines solchen Riesenplanes mit eigener Hand in Bewegung zu setzen. Brodarics mochte allenfalls dem seinerzeit vielleicht landläufigen Märchen vollen Glauben schenken, welches von den 30,000 Studenten der Pariser Universität zu erzählen wusste; doch ein regierender König, der wusste wie viele Schwierigkeiten ihm der Unterhalt derselben Anzahl von Soldaten bereitete, musste wissen, was er von solchen Daten zu halten habe und musste vor allem darüber im Klaren sein, dass es nicht dasselbe sei, ob in Paris dreissigtausend oder zehnmal so viele Studenten von eigenen Mitteln leben, oder ob der König von Frankreich grossmütig selbst für die Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse sorgt.

Brodarics hat wahrscheinlich der Plan, in dessen Besitz er war, sowie der Umstand, dass er die teilweise Ausführung desselben mit eigenen Augen gesehen, zu seiner kühnen Conjectur verleitet. Ihm war des Königs Liebe zu allen Wissenschaften bekannt und es schien ihm daher leicht annehmbar, dass dieser nach dem vorliegenden Plane den Wissenschaften eine Stätte gründen wollte. Wie aufgeklärt und unbefangen nun Brodarics auch gewesen, so

waren doch wie es scheint zu dieser Zeit Wenige in der Lage, die Zeichnung eines römischen Lagers zu sehen, wie sie heutzutage jedem Schuljungen bekannt ist. Wenn wir aber seinem mündlichen Berichte mit dem Bleistifte in der Hand folgen, so werden wir schon nach den ersten Strichen zu der Wahrnehmung gelangen, dass dieser Plan aus König Mathias Zeiten eben der Plan eines solchen Lagers sei. Ja Heltai's Bericht wird uns erst mit Hilfe eines solchen Planes recht verständlich. Vergleichen wir also jetzt seine Beschreibung mit dem beigefügten Umrisse.

Das römische Lager wurde stets durch Schutzwälle rechteckig begrenzt. Die Hauptstrasse führt durch die porta principalis dextra zur p. p. sinistra



RÖMISCHES CASTRUM

und teilt das Lager in zwei ungleiche Hälften, deren eine doppelt so gross ist, als die andere. Heltai aber sagt mit bemerkenswerter Uebereinstimmung von der sogenannten Universität des Königs Mathias:

«Es war aber so verzeichnet, dass das Gebäude zwei Höfe haben sollte. Der eine obere, gegen Wien zu gelegen, sehr lang, der andere halb so gross.»

In den Zeichnungen des römischen Lagers ist die grössere Hälfte desselben durch verhältnissmässig schmale Strassen (50') in sechs Teile geteilt. Dies bezeichnet die Verteilung der Truppen nach sechs Cohorten. Je ein eingesteckter Spiess (hasta) machte den bestimmten Platz jeder Cohorte

erkenntlich, so dass diese sich sogleich zurecht finden konnte. Parallel mit dem Schanzgraben ist rings um das Lager ein 200 röm. Fuss breiter Raum, damit die brennenden Pfeile des Feindes die leichten Zelte nicht allzu leicht in Brand stecken könnten.

Heltai aber, wenn wir über das hinwegsehen was seine Phantasie hinzugefügt, und uns blos darauf beschränken, was sich strenge auf den Plan bezieht, sagt, dass Mathias den grössern Hof in sieben Teile trennen wollte. «Auf jedem Hofe einer jeden Abteilung jedoch wollte er in der Mitte eine behauene Säule errichten.» An Stelle der römischen sechs Cohorten weist Heltai also sieben Abteilungen in König Mathias Plan nach. Wir sehen aber, dass in dem römischen Lager mehrere Cohorten der Länge nach geteilt sind, je nach den verschiedenerlei Waffengattungen; so konnte Brodarics eine der sechs Cohorten leicht doppelt nehmen, oder gar, wie wir sehen werden, den sieben Wissenschaften zuliebe eigenmächtig eine siebente Abteilung zugeben. Nach Heltai wollte der König an jeder Säule eine Laterne anbringen lassen . . . . Vielleicht vielmehr eine Tafel mit irgend einem Wappen, oder einer Aufschrift, um die Truppen zurecht zu weisen. Was den freien Raum betrifft, der bei den Römern längs des Schanzgrabens rings um das Lager lief, so sagt Heltai dass der König wollte, «dass dort und herum Corridore wären» (kerengő) und diese sollten sehr breit sein. Das Wort (kerengő) heisst nach dem Wörterbuche des Páriz-Pápai: ambitus, ein Gang oder eine Strasse, die rings herum läuft.

Die beiden langgedehnten Rechtecke, die im römischen Lager in der kleinern Hälfte desselben den Cohorten am nächsten in der Quere liegen, bezeichnen die Wohnungen der Tribunen der regulären Legionen und der Präfecten der irregulären Bundesgenossen.

Und was lesen wir bei Heltai? «Dort wo er den grossen Hof von dem kleinen trennen wollte, an dieser Seite sollten die Häuser der Doctoren und Lectoren erbaut werden» (d. h. die Häuser der ordentlichen — regulären — und ausserordentlichen Professoren).

Interessant ist auch die weitere Parallele.

Zwischen den beiden langgestreckten Rechtecken ist hinter einem freien Vorplatze ein grosses Quadrat im Plane des römischen Lagers zu sehen. Es ist das die Wohnung des Prätors, rechts und links die Zelte des Quästors und zweier Legaten. Dann folgen die sog. extraordinarii. Mit einem Worte: dies ist, was wir heutzutage ein Hauptquartier nennen würden.

Heltai aber sagt, dass Mathias in dem kleinern Hofe oberhalb (oder gegenüber) dem Tore schöne Zimmer wollte bauen lassen, «wo der Probst der ganzen Akademie oder Landeshochschule wohnen sollte, der zum Rector und Leiter aller der Studenten, Lectoren, Magister und Doctoren ausersehen war.» Auf demselben Hofe sollte ferner der Proviantmeister, Heltai nennt ihn «Oeconom», im Lateinischen heisst er Quästor, untergebracht werden.

In der Beschreibung des römischen Lagers, wie es zur Zeit der Cäsaren gewesen, wird in der kleinern Lagerhälfte auch noch der Abteilung der Handwerksleute (fabrica) und des Krankenhauses (valetudinarium) Erwähnung getan.

Heltai aber sagt an betreffender Stelle: «Hernach wollte er den kleinern Hof auf diese Weise bauen, dass auf der Nordseite schöne Gewölbe, schöne Kammern und schöne Zimmer werden sollten, damit in den erstern die Doctoren der Medicin, in den zweiten die Apotheker und Barbiere wohnen sollten und dass in den dritten die Kranken in besondern Stuben, Gewölben und Kammern sollten untergebracht sein.» An dieser Stelle spricht Heltai auch von allerlei Gewerbetreibenden.

Bemerkenswert ist ferner folgende Uebereinstimmung:

Im römischen Lager befanden sich ausserhalb der porta decumana, die den Eingang in die grössere Hälfte des gesammten Lagers bildete, also auf der am meisten dem Feinde abgewendeten Seite, längs des Grabens die Zeltplätze der Marketender. woraus sich späterhin die sogenannten canabæ (canavæ, oder cannabæ) entwickelten.

Heltai schreibt, dass dieses Gebäude so ganz mit allem Notwendigen versehen sollte sein, dass niemand gezwungen wäre von hier in die Stadt hineinzugehen. Und später: «Zu diesem Behufe aber wollte er (Mathias) an der Donau eine Metzgerzunft ansiedeln und eine Bäckergasse anlegen und darin einen grossen Markt .... damit die vierzigtausend Studenten alle Tage genug hätten.» Auch die Art, wie Heltai die äussere Mauer beschreibt, ist ein Beweis, dass Brodarics an fraglicher Stelle nicht die nur wenig über die Erdoberfläche aufgeführte Mauer eines grossen, viele Stockwerke hohen Gebäudes gesehen habe, sondern wahrscheinlich einen fertigen Schanzwall mit einer Mauerverkleidung gegen aussen zu.

Das römische Heer brachte nie eine Nacht ausserhalb eines verschanzten Lagers zu. Breite des Grabens und Stärke des Walles wurde durch die Verhältnisse bestimmt. Wo ein stärkerer Angriff des Feindes zu erwarten war, wurde der Graben so tief als möglich gegraben und förmliche Basteien erbaut. Das ständige Lager (castra stativa) wurde durch Pilotirung, nach Umständen sogar durch eine Steinwand geschützt (lorica).

Nach Heltai liess der König «sehr tiefe, breite, langgestreckte und höchst starke Fundamente aufwerfen und etwas über dem Erdboden befestigen, sagte aber niemandem, zu was Ende das sein solle.»

Das breit und tief bezieht sich wahrscheinlich auf Befestigungsbauten und Heltai's Fundamente sind ein Irrtum. Klug kann er ohnehin aus allem nicht werden, denn gerade hier zerbricht er sich den Kopf darüber, warum der König nichts über die Bestimmung des Baues verraten? In einiger Höhe über den Erdboden aufgeführt dürfte die Schanze, wenn sie das war, fertig gewesen sein, während sie dem, dem ein weitläufiges Gebäude mit

mehrern Stockwerken vor Augen schwebte, als in halber Arbeit liegen gelassen erscheinen musste, soferne der Betreffende überhaupt irgend eine Vermutung darüber aufstellen konnte. Es ist auch auffällig, dass zwischen dem äussern Graben (der Mauer Heltai's) und den eigentlichen Teilen des Gebäudes breite Strassen geplant wurden, was dem klösterlichen Charakter widerspricht, der nach Heltai's Combination doch vorausgesetzt werden müsste.

Dieser sagt ferner, dass zu allen Seiten des grossen Platzes gewölbte Zimmer sein sollten in sieben Reihen. Hierunter versteht er wahrscheinlich sieben Stockwerke, da er bei den Corridoren von Treppen spricht, die von einem zum andern führen sollten. Dies Missverständniss ist leicht erklärlich, wenn wir bedenken, dass im Plane etwa das Wort statio eingeschrieben gewesen sein mag, das im Latein des Mittelalters auch so viel hiess als Stockwerk (étage), während es im römischen Lager die Zeltplätze der Cohorten bezeichnete (strigæ).

Ganz ausdrücklich hatte Heltai an den Grundriss einer Universität gedacht, als er aufzählt, wie bei den verschiedenen Säulen die verschiedenen Doctoren und Lectoren ihre Vorträge halten sollten. Im Ganzen erwähnt er sieben Lehrgegenstände.

Gerade diese ausführliche Detaillirung aber ist ein Beweis *gegen* Heltai's Behauptung, denn die sieben Lehrgegenstände, die er aufzählt, machen zusammengenommen erst die Fertigkeiten (artes) aus. Selbst wenn Mathias die Universität blos auf 4000 Hörer berechnet, kann er unmöglich hiebei einzig nur auf die Philosophie bedacht sein und die Theologie, die juridische und medicinische Abteilung ausser Acht lassen. Diese vier Facultäten waren zu dieser Zeit schon an allen allgemeinen Universitäten gang und gäbe und Heltai's sechs Abteilungen stimmen überhaupt in keiner Weise zu einer Universität, deren Plan in vier Teile hätte geteilt sein müssen.

Bemerkenswert ist noch, was Heltai von dem Plane, den er bei Brodarics gesehen aber falsch aufgefasst, weiter heruntergelesen. Hier war auch noch eine Brücke zu sehen, die über die Donau führte; das stand nun freilich nicht in dem Plane, was Heltai aus eigenem Antriebe hinzusetzt, dass nämlich König Mathias willens gewesen wäre, die von König Sigismund geplante steinerne Bogenbrücke zur Ausführung zu bringen. Hier hat Bonfin Sigismund mit Trajan verwechselt und Heltai kann hinwieder unmöglich zugeben, dass Mathias punkto Donaubrücken hinter Sigismund zurückstehen sollte.

Die Zeichnung wollte sicherlich eine Schiffbrücke darstellen, was zu jener Zeit schon eine grosse Sache war. Diese Brücke war auf dem Plane gewiss verzeichnet, sonst würde Heltai nicht sagen: «er verzeichnete auch ferner» etc. Für die Hörer einer Universität, die nicht einmal in die Stadt hineinzugehen genötigt waren, musste es ganz und gar überflüssig sein, dass

es ihnen ermöglicht wurde über die Donau hinüberzuspazieren; wo sie dann auf der Pester Seite eine durch starke Wälle und Basteien geschützte Festung, einen Brückenkopf in strategischem Sinne gefunden hätten, dem schon Heltai eine militärische Bedeutung beilegt. Für ein ständiges Lager hingegen ist das eine Sache von höchster Wichtigkeit.

Ich glaube nach alledem sagen zu können, dass Heltai, obzwar auf die Bestimmung des Baues bezüglich in einem Irrtume befangen, in genug treuen Zügen das Bild eines Planes gibt, den wir als den Plan eines römischen Lagers anerkennen müssen. Ja es fehlt da kaum etwas von den charakteristischen Merkmalen eines solchen, welcher Umstand die Glaubwürdigkeit des Berichtes in hohem Maasse hebt und uns in der Voraussetzung bestärkt, dass Heltai seine Aufzeichnungen auf Grund eines vorliegenden Planes gemacht. Ebenso wenig dürfen wir daran zweifeln, dass der in Brodarics' Besitz befindliche Plan tatsächlich aus König Mathias Zeiten stammt; wir wissen, wie hoch der König die militärischen Institutionen der Römer hielt, und seinen italienischen Gelehrten, sowie seinen nicht minder tüchtigen Architecten war es ein Leichtes den Plan zusammenzustellen, nach dem ein römisches Lager gebaut war. Es gibt sogar geradezu kein Zeitalter, in welchem wir diesen Lagerplan besser unterbringen könnten, als das des Königs Mathias. Hieher können wir ihn aber entweder als blosse theoretische Studie, oder auch als practisch verwendbare und so auch verwendete Nachbildung verweisen.

Es ist auch gar nicht unmöglich, dass dieser Plan wirklich blos eine Studie gewesen und nicht mehr. Für diese Ansicht liesse sich der Text selbst anführen, da dieser Bau, mögen wir diesen nun als verschanztes Lager, oder als was immer auffassen, auf keinen Ort auf dem gesammten Territorium der Stadt Budapest zutrifft. Die Beschreibung verwechselt nicht nur Westen und Norden — was einen Fehler von 90° gibt — sondern auch Norden mit Süden, was schon 180° ausmacht. Auf dem Plane Brodarics' war höchst wahrscheinlich weder Ofen noch die Donau bezeichnet, sondern weiss Gott was für ein Ort und Fluss. Aus dieser confusen Orientirung ergibt sich ferner auch noch ein Umstand, dem wir ohnehin geneigt sind Glauben beizumessen, dass nämlich Heltai kaum je den Fuss in die Hauptstadt gesetzt, oder sich höchstens nur mehr dunkel zu erinnern wusste. Sein Werk erschien im Jahre 1585 und die Türken hatten Ofen schon 44 Jahre früher in Besitz genommen.

Allein dies wäre bei aller Wahrscheinlichkeit eine Negation, bei der wenig fehlt, dass sie rundweg alles leugnet.

Brodarics konnte, wie wir gesehen haben, Ofen genau kennen, und als einstiger Kanzler und auch späterhin hoch gestellter Mann, konnte er ohne Mühe in den Besitz der interessanten Zeichnung aus König Mathias' Archiv gelangen. Heltai hingegen hatte, als er seine Beschreibung zu Papier

brachte, weder den bewussten Plan vor sich, noch auch wurde er hierin durch eine Situation von Budapest oder durch die Erinnerung an die Hauptstadt unterstützt.

Wie dem aber auch sei, gewiss ist, dass das Territorium der Stadt keinen Punkt hat, der mit den Angaben Heltai's in Einklang gebracht werden könnte.

Ein kurzer Versuch soll uns davon überzeugen.

Nehmen wir vorerst an, dass das Lager, wie Heltai es beschreibt, unterhalb Ofens neben der Donau gewesen. Diese Angabe ist wahrscheinlich dem Berichte des Augenzeugen Brodarics entnommen. Dem gemäss müssen wir die Stelle unseres Lagers, mit Rücksicht auf dessen grosse Dimensionen, südlich vom Blocksberge und der Donau nahe gelegen suchen. Heltai sagt dreimal, dass die Donau vom Lager aus gegen Norden liege und weicht hievon nur einmal ab. Wenn wir uns also an diese Angabe halten, so ist Heltai in demselben Irrtume befangen, wie Velius, der die Donau ebenfalls im Norden sieht, obwohl er mehrere Wochen in Ofen zugebracht hat, und auch der Historiker Istvánffy teilt diese irrige Meinung. Wer nun Osten für Norden nimmt, dem fällt natürlich Ofen vom Blocksberge aus gesehen zur Linken, ihm also gegen Westen. Und Heltai sagt an einer Stelle auch wirklich, dass Ofen von seiner Universität aus gegen Westen zu liegt. An einer Stelle sagt er ferner, dass auch die Donau von hier aus westwärts zu sehen sei. Hierin liegt ein Schimmer von Wahrscheinlichkeit. Von unterhalb des Blocksberges konnte man, am Ufer der Donau stehend, diese wegen der dortigen Krümmung im grossen Ganzen wohl auch in einer Richtung mit Ofen sehen.

Als gänzlich unversirt muss uns aber Heltai vollends erscheinen, wenn er Ofen drei Male nach einander von seinem Riesengebäude nach Süden legt. Wenn ihm die Donau nördlich vorüberfliesst, so liegt in der diametralen Richtung unmöglich Ofen, sondern der Adlersberg. Hier stockt jede Combination, wenn wir nicht etwa voraussetzen wollen, dass er eigentlich nicht Ofen, sondern die nach Ofen führende sog. Meszárosstrasse gemeint habe. Doch dies ist eine schon überaus gekünstelte Erklärung.

Noch ein zweiter Platz für dieses Gebäude, von wo aus betrachtet die Festung Ofen und die Donau in zwei entgegengesetzte Richtungen fallen, wäre die Wasserstadt, und Michael Horváth verlegt, indem er von den Verdiensten des Königs Mathias spricht, die grossartige Universität in seinem grössern Geschichtswerke auch richtig hieher. Doch diese nahm, wie wir gesehen, ein riesiges Territorium für sich in Anspruch, in der heutigen Wasserstadt standen schon zu jener Zeit zahlreiche Gebäude und diese Gegend hatte wahrscheinlich auch schon eine Menge von Einwohnern, da sie ausser ihrer Pfarrkirche auch noch mehrere andere Kirchen, sowie ihren Jahrmarkt hatte. Die Universität hinwieder sollte der Stadt abseits liegend

einen eigenen Markt und eigene Fleischläden etc. besitzen und um wie viel mehr musste ein verschanztes Lager seinen besondern Platz haben, für welches die 40,000 Mann schon gar nicht zu hoch gegriffen sind, wenn hier die ganze mobile Macht des Landes concentrirt werden sollte.

Eine nähere Uebereinstimmung mit der Beschreibung liesse sich erzielen, wenn wir dem Lager seinen Platz auf der linken Seite der Donau oberhalb Pest anweisen. Von hier aus könnte Ofen oder das Ofner Ufer schon nach Westen und die Ofner Festung nach Süden oder Südwesten liegen. Der Hauptsache nach würde diese Stelle nach den Himmelsrichtungen mit der Beschreibung übereinstimmen. Bei dieser Annahme käme auch in jene Stelle mehr Sinn, wo Heltai sagt, dass der grössere Hof sich gegen Wien zu erstreckt, da Neu-Wien eine auf dem Territorium der heutigen Leopoldstadt gelegene Ortschaft und bereits Vorstadt war. Auch die Donau konnte von dem Lager von hier aus gesehen westwärts und sogar etwas nach Norden zu liegen. Die Krümmung, welche die Donau bei der Margaretheninsel macht, lässt sie von dem Neugebäude aus gesehen ja auch heutzutage nordwestlich erscheinen. Doch dies widerspricht der Behauptung Heltai's, dass das Gebäude unterhalb Ofen stehen und durch eine Brücke mit der Pester Seite verbunden sein sollte.

Sehen wir nun, ob das Lager etwa nördlich von Ofen gelegen haben konnte?

Dies konnte es nun eine gute Strecke stromaufwärts, wegen der dominirenden Lage der Berge freilich nicht. Bis nach Altofen hinauf hätte das ganze Gebirge besetzt und befestigt werden müssen und hätten sich die Kosten hiezu höher belaufen als die des Lagers selbst. Das Lager konnte somit erst in der Gegend des römischen Amphitheaters, in jener Richtung liegen, wo in neuester Zeit Karl Torma mit voller Bestimmtheit die Stelle und Ueberbleibsel eines römischen Lagers nachgewiesen. Nur dass unser Lager bis an die Donau reichen muss, was jenes wieder nicht tut. Die Berge rücken hier weit von der Donau weg. Wenn wir uns hier an die Himmelsrichtungen halten, so liegt Ofen zwar im Süden, wie Heltai des Oeftern wiederholt, die Donau aber kann hier schon auf keinen Fall nach Norden zu liegen, was er ebenfalls wiederholt betont. Wenn wir aber die Donau dem erwähnten Irrtume entsprechend nach Norden verlegen, so muss Ofen nach Osten fallen, wogegen Heltai das gerade Gegenteil behauptet.

Der Widerspruch bei Heltai ist also auf keine Weise zu lösen und es dürfte daher das Klügste sein, von den Worten abzusehen und aus der Natur der Sache selbst Schlüsse zu ziehen. Hiebei liegt die Vermutung ziemlich nahe, dass König Mathias tatsächlich ein befestigtes Lager zum allenfallsigen Schutze von Ofen oder Pest in Zeiten ernster Gefährdung, habe aufstellen lassen. Mit diesem Lager stand sicherlich ein befestigter Brückenkopf am andern Ufer in Verbindung und es spielt sonach eine Schiffbrücke im

ganzen Plane eine wichtige Rolle, obzwar Heltai diese Brücke dem Trajan-Sigismund-Märchen zuliebe gerne als etwas ganz unabhängiges hingestellt hätte, trotzdem dieselbe in Brodarics' Plan einer angeblichen Universität eingezeichnet war und Heltai selbst bemüssigt ist im Zusammenhange mit diesem Gebäude davon zu reden.

Ein zweckmässiger Punkt zum Errichten einer Schiffbrücke war die Donau unterhalb des Blocksberges, hier zwar sehr breit, doch von geringerer Strömung, daher seichter als anderswo. Einige kleine Inseln, die hier auf der Ofner Seite aus dem Wasser ragten, mochten als willkommene Stützpunkte dienen.

Die Römer stellten ihr Lager mit Vorliebe nicht nur in der Nähe eines Flusses, sondern auch auf etwas geneigtem Boden auf. Der südliche Abhang des Blocksberges aber fällt gegen die grosse Ziegelei zu durchaus nicht steil ab und verflacht sich mit ziemlich ebener Oberfläche gegen Promontor zu. An dieser Stelle lenken heutzutage drei parallele Wege unsere Aufmerksamkeit auf sich, deren unterster gerade oberhalb der Ziegelei weiterführt. Der mittlere liegt nur etwa 120° weiter aufwärts und läuft an einem steilen bergrissähnlichen Erdwalle entlang. Dieser Riss ist nicht auf natürlichem Wege entstanden, weder des Weines wegen, womit dieser Bergabhang bepflanzt ist, noch auch eines Weges halber tat es Not hier einen solchen Damm aufzuwerfen, denn hier ist das Gefälle ein höchst geringes und so hätte ein fussbreiter Einschnitt genügt, um den Weg zu ebnen. Eher noch liesse sich dieser Grund bei dem dritten und obersten Wege annehmen, wo der Bergeshang steiler abfällt.

Obzwar diese Weingärten Eigentum von verschiedenen Besitzern sind, führen diese Wege doch mit ganz aussergewöhnlicher Regelmässigkeit parallellaufend von dem Tunnel der Südbahn bis zur Stuhlweissenburger Strasse, die der mittlere Weg bei der heutigen Maut schneidet. Es scheint wahrscheinlich, dass alle drei Wege bis zum Ufer der Donau führten, das von hier nicht mehr weit ist. Die Entfernung zwischen dem untern und dem mittlern Wege ist regelmässig 120°, die des mittlern und des obern Weges wechselt von 120° bis zu 130°. Ihre Länge von dem Tunnel an ist zwischen den Weingärten 800, bis zur Donau 1000 Klafter. Die Gesammtfläche ist also im Verhältnisse zu ihrer Länge schmal, dabei ist aber der Ort günstig gelegen, weil von hier aus zwei grosse Landstrassen, die nach Ofen führen, die von Bicske und die Weissenburger, dominirt werden. Die Form mochte wohl etwas von der gewöhnlichen des römischen Lagers abweichen, aber die erwähnten Wege lassen vermuten, dass sie eher militärischen Zwecken gedient, als im Interesse des Weinbaues entstanden, späterhin als Fahrwege benützt wurden.

Seit Mathias Zeiten haben die zur Belagerung Ofens anrückenden Truppen wiederholt an dieser Stelle campirt, man könnte sogar sagen, dass

dies ihr gewöhnlicher Lagerplatz sei. Hier war gleich im Jahre 1541 das Hauptquartier Roggendorf's, und um nicht weiter zu gehen, im Jahre 1686 das der Baiern.

Aus diesem Grunde ist es auch ungewiss, aus welcher Zeit diese Linien unterhalb des Blocksberges stammen und es lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, dass sie die Umrisse von König Mathias' Lager bezeichnen, während sie andrerseits ein Beweis sind für die tactische Wichtigkeit des Platzes. Denn so viel ist gewiss, dass in spätern Zeiten die Belagerungsheere Ofens an eben dieser Stelle gelagert haben und dass hiezu teilweise der Umstand Anlass gegeben, dass sie dort in Sicherheit waren vor den Kanonenkugeln der Festung Ofen. Aber die Linie dieses Lagerplatzes war zugleich die der Circumvallation d. h. einer Verschanzung, die den Zweck hatte, das Belagerungsheer, freilich mit Hinzuziehung und Besetzung des Adlersberges, gegen den Angriff von Entsatztruppen zu schützen.

Wo immer dieses Lager aber auch gewesen sein mag, es entsprach gewiss einem grossen Bedürfnisse; die kleine und übervölkerte Festung Ofen konnte eine hinreichende Besatzung nicht fassen, soferne man nicht alles aus dem Wege drängen wollte, was nicht zum Militär gehörte. Ein ständiges Lager des Königs Mathias aber hätte die Aufgabe gehabt, so Ofen, wie auch Pest gegen jede damalige Armee sicher zu stellen. In den Städten selbst eine kleinere bewaffnete Macht, draussen die gesammte Heeresmacht des Landes, dies war die Tactik des Königs Mathias, hier nur insoferne geregelt, als diese Gesammtmacht in einem verschanzten Lager, ganz in der Nähe, sozusagen bei der Hand war.

Dies ist ein Unternehmen, auf welches Heltai's Worte: «dieser Mann hatte einen grossen Verstand und einen unerschöpflichen Geist» mit viel grösserem Rechte angewendet werden können, ohne dass es nötig wäre dem grossen Könige Wundertaten zuzuschreiben, deren Ausführung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Dieses Monstrum von einer Universität lässt nicht nur den umsichtigen Geist, sondern auch den Charakter des Königs in ganz falschem Lichte erscheinen. Weder auf dem Felde der Politik noch auch in seinen kriegerischen Unternehmungen hat er sich je zu etwas hinreissen lassen, das als undurchführbar erscheinen oder den Stempel der Waghalsigkeit an sich tragen musste. Er trug sich mit Dingen, die weit über den Maassstab des Alltäglichen hinausragten, hatte hiebei mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, ohne sein Bemühen überall mit Erfolg gekrönt zu sehen; doch jeder seiner Pläne findet seine Lösung in den Verhältnissen und wurde zumeist durch ihren Zwang dictirt. Er ist ein grosser Mensch, dessen Sinn auf das Praktische gerichtet war und der mit den Verhältnissen und mit seiner eigenen Individualität wohl zu rechnen verstand. Wenn man ihm etwas als Fehler auslegen will, so ist es vielleicht gerade das, dass

er in der Politik dem Standpunkte der Opportunität zu grosse Rechte einräumte. Was an ihm bewunderungswürdig ist, das ist der schnelle Entschluss und eine rastlose Tätigkeit. Bei dieser Eigenschaft, die zum grössern Teile seinem Temperamente zugeschrieben werden muss, war er davon weit entfernt ein sogenannter Phantast zu sein und durchaus kein Freund gewagter Unternehmungen.

In allem, was er auf dem Gebiete der Universitäten getan, zeigt er sich vielmehr als ein Anhänger der Decentralisation und nicht der Centralisation. Neben der unzweifelhaft schon in frühern Zeiten bestandenen Rechtsakademie in Fünfkirchen, entstanden unter seiner Regierung in gegenseitiger Ergänzung die Universitäten von Pressburg und Ofen.

Ein verschanztes Lager mit einer Brücke über die Donau ist eine Idee von practischer Bedeutung, die durchaus nicht unausführbar ist und zur Sicherheit der Schwesterstädte geboten schien.

Das Geheimhalten der Bestimmung des Baues ist vollends auf keine Weise zu erklären, wenn der König die Errichtung einer neuen Universität plante. In diesem Falle hätten seine schriftstellernden Höflinge seinen Ruhm in gebundener und ungebundener Rede in alle Welt posaunt, ohne hiedurch sein Missfallen zu erregen, denn auch diese Verherrlichung hätte ihren Nutzen gehabt. Allein je grösser das, wir könnten sagen europäisch-öffentliche Leben an seinem Hofe war und für je umsichtiger wir den grossen König halten, mit umso grösserem Rechte dürfen wir bei ihm ein Geheimhalten seiner tactischen Pläne voraussetzen. Mit welchem Erfolge er hierin zu Werke gegangen, können wir daraus ermessen, dass Heltai von einer seiner Schöpfungen, deren Ueberreste auch spätere Generationen noch mit eigenen Augen sehen konnten, sagen durfte, «nicht Jeder weiss, was das sei und was er damit bezwecken gewollt», und dass sogar, wie aus Heltai's Bericht ebenfalls hervorgeht, selbst diejenigen, die es zu wissen meinten, genug falsch darüber urteilten.

Ich finde die beste Erklärung für den Irrtum, in dem Brodarics und nach ihm auch Heltai befangen waren, darin, dass die halb- oder vielleicht schon vollständig fertigen Gräben und Wälle des Lagers vielleicht schon zu König Mathias' Zeiten absichtlich als Fundamente einer Universität ausgegeben wurden. Die Zeitgenossen konnten umso leichter irre geführt werden, da die erforderlichen Pläne jedenfalls von den italienischen Gelehrten des Königs angefertigt wurden, von denen man kaum etwas anderes voraussetzen konnte, als dass es ihrer Ueberredung gelungen wäre, den König zu bestimmen, der Pflege der Wissenschaften auf eigene Kosten ein würdiges Heim zu bereiten.

FRANZ SALAMON.

ZUR ERINNERUNG AN WILHELM GYÖRY.

Gelesen in der Kisfaludy-Gesellschaft am 28. October 1885.

Im Nebel welkt das Laub dahin, die Blätter fallen hernieder und unter den Füssen raschelt es leise. Was der Wald noch an Zier besitzt, das erglüht in trügerischer Röte wie das Antlitz des Schwindsüchtigen und aus dem allgemeinen Welken schlägt mir ein herber Duft entgegen.

Der Todtenfeier stille Wehmut schwebt über den Herzen und wirft ihren sanften Schimmer voraus.

Und so will denn auch ich die Ampel meiner Liebe über dem fahlen Rasen eines frischen Grabes anzünden.

Wie doch der Tod die Jüngeren hingerafft hat! Nach einander begrabe ich Jene, von denen ich geglaubt, dass sie den Kranz auf meinen Grabhügel legen werden.

Seit einigen Jahren den vierten.

* * *

Ich blättere in seinen Briefen; die Wärme der Hand ruht noch auf dieser perlenden Schrift, während die Hand selbst erkaltet ist und verdorrt.

Ich blättere in diesen Briefen, welche tiefe Offenbarungen der Liebe und Treue sind. Und wie er die Funken seiner Frohlaune am glücklichsten sprühen lässt, gleitet über ihnen ein Schatten hinweg. Und so die Musik seiner Reime am lustigsten erklingt, ertönt dazwischen das schwermütige Glockengeläute der Todesahnung.

«Da ich diese Zeilen zu Ende lese — so schrieb er mir im vorigen Jahre aus Gödöllö — scheint es mir, als käme zwischen die fröhlich hüpfenden und zwitschernden Vögelchen meines Gemüts auch einmal der schwarze Rabe geflogen. Husch fort! Doch vermochte ich nicht ihn fortzuhusten, obgleich, zum Ueberflusse, mein Herz auch noch dazu trommelte. Es soll nur kein Generalmarsch sein!»

Er starb seiner Familie, er starb seiner Gemeinde, er starb der Nation. Sie betrauern ihn auch alle drei.

Aber noch aus einem Kreise hat ihn das Verhängniss herausgerissen: eine fröhliche kleine Gesellschaft beweint ihn, der er, ohne es zu beabsichtigen, der leuchtende und erwärmende Mittelpunkt geworden. Ohne es zu beabsichtigen, sage ich, — was bei seiner Bescheidenheit sich von selbst versteht.

Im Namen dieser Gesellschaft und ein wenig auch in dem eigenen, nehme

ich Abschied von ihm an dieser Stelle, wo wir so viele süsse Früchte seines Fleisses und seiner reichen Begabung gepflückt haben. Ich würde auch eine Pflicht hiemit erfüllen, täte es mir nicht wohl, mein Recht, es tun zu dürfen, zu fordern. Ich habe mir dies Recht durch eine einunddreissigjährige Freundschaft, durch meinen Kummer, meine Angst, besonders aber durch meinen tiefen Schmerz erworben, dass, als an einem Frühlingstage die Scholle auf seinen Sarg niederfiel, ich nicht auch eine Handvoll Erde in sein Grab werfen konnte. Nur ein letzter Händedruck brannte an meiner Hand; derselbe war heiss gewesen von Liebe und heiss von verzehrendem Fieber.

*

Dem ist schon lange, noch zur Zeit des «Hölgyfutár». Ich weiss nicht genau, in welchem Jahre; allein Jeder wird sich an die Zeit erinnern, besonders die mit mir in gleichem Alter befindliche Schriftsteller-Generation. Auch der Landmann kennt nicht genau die Jahreszahlen. Allein wenn er sagt, es war im Jahre, als die vielen Sterne fielen, zur Zeit des Kometen, der Sonnenfinsterniss, oder um jene Weihnachtszeit, da es blitzte und donnerte — so wissen wir gleich, wann es gewesen.

Es war also zur Zeit des «Hölgyfutár», da böse Sterne leuchteten, in den Notjahren des Censortums, zur Zeit der vollständigen Verfinsterung der Freiheitssonne, da die Ungarn hübsch zusammenrückten und einander lieb hatten, da der Landesverrat noch nicht an allen Enden blühte, da es noch Renegaten von Ministern gab; da wir nicht selbst unser Schicksal leiteten, sondern eine fremde Hand uns mit eisernen Paragraphen mit der gemeinsamen Reichsheerde zumal unter dasselbe Dach trieb: in jener liebtraurigen Zeit war es, dass im Ignaz Nagy'schen Blatte die alten Adler und die junge Federbrut zumal nisteten.

Es traf sich nun, dass Győry sowohl wie ich in derselben Nummer zugleich gedruckt — gewissermassen also zugleich geboren wurden. Vorn, im Lehrsaale des Piaristen-Gymnasiums, bewies uns Cyrill Horváth, die Schriftstellerei sei schön, aber schwer; und rückwärts, in der Basilius Kozma'schen Buchdruckerei lieferten wir Beweise dafür, diese Kunst sei zwar schön, aber gar nicht so schwer. Herz und Feder überströmten; das Uebrige freilich blieb Sache des hochverehrten Redacteurs und des hochpreislichen Lesers.

Am Tage unserer Salbung mit Druckerschwärze trafen wir uns zum ersten Male in der Recreations-Viertelstunde auf dem Corridor des Gymnasiums. Ich stand vor einem Jüngling mit rosigem Antlitz. Ueppiges schwarzes Haar wogte um sein Haupt, seine dunkelblauen Augen blickten beredt, um seine weichflaumigen Lippen spielte ein gütiges Lächeln. Es war ein selten schöner Junge. Sofort, über den Krumen eines «Salzkipfels» schlossen wir

enge Brüderschaft. Unter dem Arme trugen wir gar viele Bücher, im Herzen das Selbstgefühl; so wandelten wir häufig am Donau-Ufer, aus dessen damals noch frei herumlagernden Düngerhaufen uns Wunderblumen entsprossen; so pflegten wir in irgend einen herrenlosen alten, zum Glück mit Kette und Schloss an das Ufer befestigten Kahn zu schlüpfen und in trägem Geschaukel wiegten wir uns auf den Wogen des Stromes und der Hoffnung.

Dann hatten wir uns lange nicht gesehen. Ihn zog es zur Theologie hin, mich presste der väterliche Wille zur ars medica, und doch hätte ich vorgezogen, Maler, Musiker oder Schriftsteller zu werden. Gott weiss, wie sehr es um die teuere Zeit, die vielen Kosten und das wenige Studiren Schade gewesen!

Mein Herz flatterte noch in den Netzen flüchtiger Liebeleien, als ihn bereits ein ewiges, heiliges Band an jenes junge Weib knüpfte, deren Stolz und Ruhm er bis zum letzten Augenblicke war, und die während einer an Jahren langen, allein für das Glück nur zu kurzen Ehe sein süsser Lohn gewesen.

Erst als ich die Redaction eines belletristischen Wochenblattes übernahm, fiel meinem undankbaren Gedächtniss mein guter Wilhelm ein, dessen Name damals natürlich schon im ganzen Lande einen guten Klang hatte. Und es kamen auch die schmelzenden spanischen Romanzen, die mit der Klarheit eines Gebirgsbaches dahinfliessende Prosa, und — was mir, dem alten Freunde, lieber war, als dem neuen Redacteur — auch der Briefwechsel geriet zwischen uns wieder in Fluss. Er schilderte mir in seinen Briefen das Idyll jener goldenen Tage in Orosháza, scherzte über die kleinen Leiden des Amtes, überströmte aber schliesslich von den Freuden seines häuslichen Glückes.

Als ich einmal ins Telegraphenamt trat, stiess ich an der Tür mit einem ziemlich wohlgenährten, rundlichen Herrn fast zusammen; und da auch ich nicht gerade zu den Schlanken zähle, vermochten wir kaum einander Platz zu machen.

— Bist Du's, altes Haus?

— Du bist's, Wilhelm?

Nach unserer Umarmung blickten wir einander an und lachten weidlich darüber, was aus den schlanken Jungen von dazumal für ansehnliche Herren geworden!

— Ja, meinte ich; John Fallstaff sagt, der Kummer bläht den Menschen auf. Doch ich sehe, auch das Glück vermag dies.

*

Wenn jemals ein Jünger würdig gewesen, den Platz des Meisters einzunehmen, — wenn je ein Sohn es verdient hat, das Erbe des Vaters

anzutreten: so war es Györy, den die Pester ungarische evangelische Kirchengemeinde an Stelle des verstorbenen grossen Székács zu ihrem Seelsorger gewählt hatte.

Von diesem Augenblick begann jene heitere freundliche Serie von Winterabenden und Sommerausflügen, welche einige gute alte Kameraden bald bei dem Einen, bald bei dem Andern zusammenführte.

Der Mann heiratet und schliesst die Auserkorene an seine Brust; und wenn er sie dann im Familienkreise der guten alten Waffengefährten einführt — wie Schicklichkeit und Freundschaft es erheischen —, muss er wie oft mit schmerzlicher Enttäuschung die Wahrnehmung machen, dass während die Gatten mit unveränderten Gefühlen dort anknüpfen, wo sie einst als Junggesellen den Faden fallen gelassen, ihre Frauen, gleich den entgegengesetzten Polen des magnetischen Stromes, sich gegenseitig abstossen. Das alte Verhältniss wird gelockert, oder — was in diesem Falle das Nämliche bedeutet — es wird gespannt, und die dichte Wärme der alten Freundschaft verdünnt sich zur Lauheit einer alten Bekanntschaft.

Aber wie ganz anders war dies bei uns! Die Frauen verständigten sich bald. «Der Freund meines Mannes ist mein Freund.» Und gleich am ersten Abend steckten sie wie gute Schwestern die Schöpfe zusammen und veranstalteten einen so hellen Tratsch, dass wir Herren aus dem Rauchzimmer ihnen wiederholt unser «Still!» zurufen mussten, weil sonst unsere wissenschaftlichen Gespräche («Wie Karl nämlich während der Unterrichtsstunde zum Fenster hinauskroch»), unsere Debatten über die Kunst («des Gustirens») ungehört verhallen; und dass der ungarische Sardou, der heimische Legouvé, der vaterländische Dumas, der neue nationale Molière Schiffbruch leiden müsse, weil wir so die Lösung des vierten Actes nimmer finden können oder weil in diesem Lärm «das Edelfräulein das Geständniss ihres Ritters nicht zu hören vermag». Sie kümmerten sich wenig darum! Sie hatten die Geständnisse ihrer Ritter schon überstanden und der vierte Act ihres Lebens-Lustspiels hatte die glücklichste Lösung gefunden.

Ein solcher Abend ward zum Feste, wenn auch die Kinder da waren.

Das waren die Vorlese-Abende.

Die literarisch erzogenen Pflänzchen hörten mit musterhafter Geduld, oft mit heller Freude die neuesten Waffentaten im poetischen Feldzuge der angesehenen Väter. Abwechselnd bekamen wir die Primeurs eines Gedichtes, eines Feuilletons, Bühnenstückes oder einer Erzählung. Und alldies gefiel uns ausnehmend gut. War es auch manchmal recht dürftig, so war es doch in unserem Garten gewachsen. Irgend eine in Entstehung begriffene Arbeit wurde durch das tiefe Negligé unseren Augen nur umso verführerischer gemacht.

Vollends auserlesene Festtage hatten wir, wenn Györy uns von den Fluren der Weltliteratur eine würzig duftende spanische Nelke, die blauen

Blumen der geheimnissvoll düsteren schottischen Balladen, die vollprächtigen Rosen der schwedischen Poesie aus dem sorglich gepflegten Garten Runeberg's und strotzende Aeste von Tegnér's Wunderbaume brachte, an welchem gleichzeitig die Knospe hervorbricht, die duftige Blüte ihren Kelch erschliesst und die Frucht schimmert.

Die Uebersetzung der Frithjof-Sage wirkt auf das Gemüt mit dem Zauber einer Original-Dichtung. Als er in den ersten sonnigen Tagen seiner Ehe damit beschäftigt war, wollten ihm die Reime schier die Brust zersprengen, ergoss sich die Rede rhythmisch von seinen Lippen und — doch ich will ihn selbst citiren: «Aus dem Hüpfen unseres Kalbes hörte ich die Daktylen heraus. In mir drängte und wogte es; diese angehäufte Seligkeit musste ich anzapfen. Und für diese Operation fand ich nichts Besseres, als den Tegnér zu übersetzen.»

Und als dann der letzte Reim verklungen war, öffnete sich das traulich erleuchtete Speisezimmer, dessen Licht sich im blinkenden Silber, im Golde des Weissweines, im Purpur des Rotweines und in unser Aller Antlitz brach, der gemütliche Raum, erhellt auch von den tausend und ein Strahlen unserer Herzensheiterkeit.

Nie gab es lustigere Symposien als die unserigen. Die gute Laune beinahe in Hemdärmeln, das Herz weit aufgeknöpft. Was sich an sogenanntem «Unsinn», an Narreteien in einem Menschen während einer ganzen Woche ansammelt; was an gewagten Witzworten, Aperçus und pausbackigen Spässen durch die Reibung der Geister frei wird; was an wohlfeilen Wortspielen in der verschwiegenen Intimität des geschlossenen Freundeskreises ans Lampenlicht gefördert wurde, das flatterte hier von einem Tischende zum anderen. Erinnerungen, Gelegenheitsreime in buntem Durcheinander, ohne System, dafür aber umso wirkungsvoller, schwirrten gleich einem Wespenschwarm durchs Zimmer. Still ward es nur, wenn Győry das Glas ergriff, denn ihm ward auch die Gabe der perlenden Rede. Immer wusste er etwas und über irgend wen zu sprechen; er fand stets eine Pointe, was seine sparsamen Freunde (die brauchten es für die Zeitung) eine herzlose Verschwendung nannten. «Wir stellen Dich unter geistige Curatel, du Verschwender!»

Wie prächtig erzählte er uns eine Episode aus seiner Reise mit Josef Benedek, dem wackern alten Schauspieler. Beide trafen sich im Coupé. Nicht das geübteste Auge hätte es herausgefunden, dass Benedek ein Theatermann sei. Jedermann hielt ihn für einen Geistlichen, so gemessen und feierlich war er —, während die Mitreisenden Győry mit seinem glatten Gesichte und dem lockigen Haare für einen Bühnenkünstler ansahen. Und während der Schauspieler einen «hochwürdigen Herrn» über den andern zu hören bekam, wurde der Priester des Herrn gefragt, welches Rollenfach er innehabe und wo er engagirt sei.

Und er war ein Priester im edelsten Sinne des Wortes, wahrhaft evangelisch, ein treuer Hirt. Der Zug seines Herzens, der Ehrgeiz seiner Seele war der Altar des Herrn, die Tröstung der Gläubigen. Wenn er auf der Kanzel stand und glühenden Auges und mit ausgestrecktem Arme das Wort Gottes verkündigte, da schien es, als ob die geschnitzte Taube ober seinem Haupte von der Wunderkraft seiner Rede Leben bekommen und ihre weissen Schwingen bewegt hätte. Und wenn er an einem Sarge sprach, schluchzten alle Zuhörer. Ich sagte ihm einmal, wie sehr mich seine Worte gerührt hätten, und dass ich Den gar nicht kannte, der dort im Sarge lag.

— Oh, mein Junge: traurig ist das Begräbniss, bei welchem man nicht weint.

Eines Abends kehrte er aus dem Gefangenenhaus auf der Kerepeserstrasse heim; er hatte den Sträflingen am Weihnachts-Vorabend gepredigt. «Du mein guter Gott, sagte er in die Höhe blickend, mit gefalteten Händen; wie herrlich ist doch mein Beruf! Den verstockten Bösewicht zu Tränen rühren, das verhärtete Gemüt erschüttern, — sehen, wie die im Laster ergrauten Spitzbuben vor mir hinsinken und schluchzend den Saum meines Rockes küssen — fürwahr, das ist die erhebendste Genugtuung, die einem Menschen zuteil werden kann!»

Die Sanftmut und Milde in seiner Redeweise und in all seinem Tun mag von Vielen, die ihm nicht näher standen, sogar verkannt worden sein. «Das kann nicht Alles Wahrheit sein!» sagte man. Und doch, wie sehr war es echte, lautere Wahrheit! Ja was mehr: diese äusserliche Manifestation seiner Seele blieb sogar noch weit zurück hinter jener Reinheit, Liebe und Güte, deren hinfällige Hülle der nachgerade schwächlich gewordene Körper war.

Für meine, einigermassen zum Orientalismus hinneigende Liebe zur Bequemlichkeit war es immerwährend ein Rätsel, wie Győry die Zeit zu finden vermochte, die schwere Menge von Arbeiten zu bewältigen, denen er sich unterzog.

Er war Seelsorger, und zwar welch ein Seelsorger! Die Taufen, Begräbnisse, Trauungen, die Arbeiten in den Kirchenconventen, Kanzelreden, Confirmationen, die Vermittlung bei friedlosen Ehen, der Verkehr mit seinen Schäfchen — so nannte er seine Gläubigen —, die umständliche Führung der Matrikeln, die Kanzlei-Agenden und was weiss ich was sonst noch Alles, würden selbst zwei fleissigen Menschen vollauf zu tun gegeben haben.

Er war Lehrer, und zwar welch ein Lehrer! In der Schule und im Hause, im Kerker und im Spitale, allüberall verbreitete er das Licht. Und wenn er sich dann spät Abends, vom Tagwerke ermüdet, mit einem Kuss von seiner Familie verabschiedet hatte: dann erschloss er die Tür seines Arbeitszimmers der heidnischen Göttin, der Muse, mit der er zuweilen bis zum Morgengrauen in fruchtbarem Verkehre vereint blieb Die kritischen

Arbeiten, welche die Akademie und die Kisfaludy-Gesellschaft ihm auferlegten, muss er offenbar in der fünf- und sechsundzwanzigsten Stunde des Tages erledigt haben.

Und wenn er mit uns in unserem Kreise beisammen war, zeigte er keine Spur von Ermüdung; ja, wie ich es oben geschildert, er war es vielmehr, der Leben und Stimmung in die Tafelrunde brachte.

Solche Fülle von Kraft konnte nur aus einem Borne quellen: aus dem Herzen.

Und dieses sein Herz musste denn auch endlich versagen bei dieser grossen Arbeit.

Er wollte es lange nicht glauben, dass er herzkrank sei. «Was nicht gar! — Wer wird auf das Pochen eines albernen Fleischklumpen achten! Ruhig, unnützes Ding!» Damit schlug er auf jene Seite der Brust, hinter welcher der alberne Fleischklumpen bereits allzu sehr rumorte.

Im vorigen Jahre, unterm 6. Juni, schrieb er mir aus Gödöllő:

«Das Aerzteconsilium hat entschieden, ich müsse nach Marienbad. Sonntag Früh besuche ich Dich. Da wirst Du so freundlich sein, mir mündlich Eines und das Andere darüber anzugeben, wie ich mich auf dieser Wanderschaft behufs Reparatur meines zerrütteten Körpers verhalten soll. Schicke mir nur auf einer Correspondenzkarte ein Blättchen des grünenden Zweiges der Hoffnung zu, wann wir aufbrechen können.»

Ich geleitete ihn nach Marienbad, in die gesegneten Nadelwälder, wohin die meisten Menschen ihren Ueberschuss an Gesundheit zu tragen pflegen. Wir hofften die Gesundung seines angegriffenen Herzens von der balsamischen Luft dieser Berge und Täler. Mir selbst bleibt dieser Juli des vorigen Sommers ewig in teurer Erinnerung. Wenn wir etwa noch irgend Etwas vor einander verborgen hatten von all dem, was uns im Tiefinnersten bewegte, — damals zogen wir den Schleier fort und blickten einander auf den Grund der Seele.

Mich trennte nur eine Tür von ihm; ich hörte das schneidende Husten seiner fortwährend keuchenden Brust, welches er zu unterdrücken bemüht war, um mich nicht zu wecken oder mich nicht am Einschlafen zu hindern. Denn er war gütig und von grosser Zartheit des Gemütes. Man scheute sich fast, ihn um etwas zu bitten.

Wir gingen zusammen dem Bache in der Talsohle entlang, pflückten Vergissmeinnicht, lauschten im Walde dem hellen Schlage der Finken und sahen den Eichhörnchen nach, wie sie flink von Wipfel zu Wipfel huschten; wir horchten auf das Gebrause der in der Ferne dahinrasselnden Eilzüge und liessen uns auf unserem Lieblingsplätzchen — im Schatten des Friedhofes nieder.

Wie schön und tief gedacht — sagte er bei einer solchen Gelegen-

heit — ist doch der weise Spruch der Hindus: «Was ist das Leben? Vor Kurzem bist Du geboren — binnen Kurzem wirst Du sterben.»

Wir ruhten auf der Goethebank aus. Sinnend betrachtete er den Abendschein, der über den Gipfeln der jungen Baumstämme spielte. Kein Laut rings um uns her. Die kleinen Vögel schliefen im Walde. «Warte nur, balde ruhest Du auch ...» sagte er und blickte mich mit wehmütigem Lächeln an. Selbstverständlich war ich bemüht, die düsteren Ahnungen von seiner Seele zu verscheuchen und stimmte ein so fröhliches Liedchen an, dass die uralten deutschen Tannen erstaunt die Wipfel gegen einander neigten und der übermütigen Betyárweise lauschten; er secundirte dazu.

So oft wir nach Hause zurückkehrten, blieben wir jedesmal vor einer Zimmertüre stehen, auf deren Schwelle neben hochrüstigen Frauenstiefelchen ein Paar winzige Kinderschuhe zu stehen pflegten. Abends, wenn wir heimkamen, stand dieses Schuhwerk schon — Morgens wenn wir ausgingen, stand es noch vor der Tür. Er umspann dieses Paar Kinderschuhe mit der anmutigen Poesie der väterlichen Liebe; wir sahen völlig aus den Rändern die schwellenden Beinchen hervorstreben und hörten, wie die Sohlen knarren mochten, wenn das unbekannte Kind in den herzigen Fusshülsen röhlich einherhüpfte. Er schickte an seine kleine Sarolta eine reizende Legende von den zwei Kinderschuhen.

Nachdem wir uns wieder getrennt hatten, schrieb er mir aus München und Nürnberg. Ich könnte zahlreiche Briefe von ihm mitteilen, wenn in denselben mehr von ihm, als von mir die Rede wäre. Nur aus einem möchte ich eine Stelle citiren:

«. . . . Als wir Ischl verlassen hatten, erhob sich ein solcher Sturm, dass die Wolken mit ihren Donnerkeilen nur so herumwarfen, wie die Slovaken auf dem Deákplatz mit den Kuttelflecken, wenn sie die besseren auswählen. Bei strömendem Regen kamen wir in Markt-Aussee an, und ich weiss auch bis heute nicht, wie man mich in den Omnibus einer localen Grossmacht, eines Fuhrmanns-Dynasten Namens Moherndl hineinschob. Allein drin war ich, und nach ungefähr einer halben Stunde empfingen mich in der herrlichen Busbach-Villa freundlicher Lampenschein und noch strahlenderes, gastfreundliches Lächeln der lieben Hausfrau. Ich hatte unter Anderem einen sehr glücklichen Tag; da höre ich auf einmal durch die geöffnete Tür den angenehmen Klang der Worte: «Ich bin Árpád Berczik». Wie flog ich da in Árpád's Arme, wie hämmerte mein Herz in seiner Freude. Der arme Árpád ward ganz blass vor Schrecken; er schien zu glauben, ich würde sofort an seinem Halse sterben.»

Leiblich geschwächt, allein in seinen Hoffnungen erstarkt, kehrte er nach seinem bescheidenen Gödöllőer Heim zurück. Der Herbst nötigte ihn nach der Stadt zurück. Die Luft ward kälter und die Pflicht mahnte. Allein vergeblich war sein Ringen; die Krankheit warf ihn nieder. Und als ich ihn

aufsuchte und sah, wie das Leiden ihn geschwächt, entsagte ich jeder Hoffnung. Der hypokratische Zug sass bereits auf seinem lang gezogenen Angesicht. Nur noch einmal raffte er sich auf; es war am Jahrestage seiner Hochzeit. Wir umgaben ihn, einige Freunde und seine Familie, um den Jahrestag seines Glückes zu feiern. Bleich und erschöpft sank er in den Lehnstuhl zurück, allein auf seinen Lippen spielte noch immer ein Lächeln.

— Als ich zu meiner Trauung heraufkam — also begann er — war eben Jahrmarkt in Halas. Ich fuhr mit Marktbesuchern. «Haben auch Ehrwürden Einkäufe zu machen?» frug mich ein alter Mann. «Gewiss, mein Freund; allein in Pest.» Und mit einem tiefen, der Seele entquollenen Blick seines schönen eingesunkenen Auges sah er zu seiner Frau hinüber: «Gewiss ging ich zum Einkauf und habe auch einen guten Markt gemacht. Nicht so, meine Teure?»

Und mit welcher Hingebung die Genossin ihren kranken Mann gepflegt, kann und darf ich auch nicht beschreiben. Auch die Treue hat ihr Schamgefühl. «Nun kann ich mich an ihm satt sehen; nun habe ich ihn den ganzen Tag!» So sprach sie. Welch bittere Seligkeit das! Und stets ging sie heiter lächelnd um ihn herum. Die ungeweinten Tränen zerrissen ihr schier das Herz. Ach! — und auch ausserhalb der Krankenstube konnte sie ihnen keinen freien Lauf gewähren, denn ihr Auge hätte sie verraten: sie musste doch ihren Kranken mit scherzhaften Reden unterhalten. «Nur manchmal schaudere ich, — setzte sie hinzu — wenn er so rauh blickt und spricht. Ich vermag den lieben, guten Menschen gar nicht zu erkennen!»

Ich war in Berlin, als ich die Nachricht seines Todes empfing.

Ich stand über seinem Grabe, als wir dort ein schönes, junges Weib bestatteten — Margit Gyulai. Ich pflückte zwei Blätter von den welkenden Kränzen. Das eine verbarg ich an der Brust, das zweite warf ich ins neue Grab.

Györy selbst hat es geschrieben:

Die wir geliebt und die uns wieder liebten,
Nicht schliesst für ewig sie die Scholle ein:
Denn unser Gott, er ist kein Gott der Krypten,
Den Lebenden will er ein Vater sein.
Zwingt uns das Los von hinnen auch zu scheiden,
Wir werden unsre Teuren wiedersehen,
Und deren Tod uns einst schuf bittre Leiden,
Vereint mit ihnen gibts ein Auferstehen.

PORZÓ.*

* Unter diesem Pseudonym verbirgt sich einer der geistvollsten ungarischen Schriftsteller der Gegenwart, Dr. Adolf Ágai, der vorzügliche Meister des ung. Feuilletons.

DIE SUPERIORITÄTSMAXIME DER SIEBENBÜRGISCH-UNGARISCHEN SACHSEN.

Die Ungarn und die Deutschen wohnen nicht blos nebeneinander, sie sind, wie in der Chemie wahlverwandte Stoffe, im Leben die beiden Geschlechter gegen einander gespannt und aufeinander bezogen, weil der Ungar in dem Deutschen und der Deutsche in dem Ungarn jene Ergänzung findet, welche er zu seiner Integration und Vervollkommnung bedarf. Der Deutsche ist stark in der Theorie, der Ungar in der Praxis. Der Ungar hat Respect vor der deutschen Wissenschaft, der Deutsche Respect vor der ungarischen Praxis. Sobald sie sich näher kennen lernen, sympathisirt Niemand leichter und inniger mit einander als der Ungar und der Deutsche.

Wohl haben die Sachsen gegen die Ungarn und in Folge dessen auch die Ungarn gegen die Sachsen mancherlei zu klagen, im Inlande und im Auslande. Schon im Privilegium Andreanum werden die Sachsen als hospites teutonici humiliter conquerentes bezeichnet. Conquerentes waren sie immer und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Diese Tatsache beweist nur, dass in dem Verhältnisse zu den Sachsen sich das Gespanntsein mitunter stärker geltend macht, als das Hingezogensein zu einander. So was kommt selbst auch unter Verliebten vor, wie das deutsche Sprichwort sagt: Was sich liebt, das neckt sich; während es Goethe geradezu als ein Gesetz Amors ausgesprochen hat: «Scheint jetzt zu fliehen, vom Fliehen kehrt er wieder.» Die Sachsen sind gerade so tüchtige und brave Deutsche, wie die Schwaben in Ungarn, nur haben sie eine andere Vergangenheit, und in Folge dessen, weil es nun bei den Deutschen ohne System nicht geht, auch ein anderes System. Die Schwaben, welche weniger abgesondert und unter sich waren, haben und wurden von den Ungarn mehr angezogen, als die Sachsen, die vor dem Jahre 1848 mit den Ungarn und Széklern von einander abgesonderte ständische Nationen bildeten. Die Vergangenheit der Sachsen bringt es mit sich, dass sie, wenn sie heut zu Tage practisch werden, einen ganz andern Weg einschlagen, als in der Theorie. In der Theorie sind sie Synthetiker, gehen von dem Allgemeinen aus und kommen zuletzt bei dem Einzelnen an. In der Praxis machen es die Sachsen gerade umgekehrt: sie fangen bei sich selbst, als dem concreten Einzelnen an und scheinen über sich den ungarischen Staat, dessen Glieder sie doch sind, ganz zu vergessen. Die Ungarn sind als Theoretiker im Gegensatz zu den Sachsen ganz inductiv und sehr analytisch. Als Practiker sind dagegen die Ungarn sehr deductiv und ganz synthetisch. Sie halten nichts so sehr im Auge als

das zusammenfassende Ganze und dringen mit einer merkwürdigen Energie darauf, dass das Einzelne sich dem Ganzen füge.

Als Practiker sind die Sachsen nichts weniger als charakterlos, sie lassen sich nicht durch zufällige und wandelbare Neigungen, die flüchtigen Fusses kommen und gehen, leiten; die Zähigkeit, mit welcher sie sich practisch verhalten, lässt keinen Zweifel zu, dass sie sich durch Grundsätze leiten lassen. Gerade in Beziehung auf ihre practischen Grundsätze ist jene Unterscheidung von unschätzbarem Wert, mit welcher KANT seine Kritik der practischen Vernunft beginnt. Practische Grundsätze, sagt KANT, sind Sätze, welche eine allgemeine Bestimmung des Willens enthalten, die mehrere practische Regeln unter sich hat. Sie sind subjectiv, oder *Maximen,* wenn die Bedingung als nur für den Willen des Subjectes giltig von ihm angesehen wird; objectiv oder practische *Gesetze,* wenn jene als objectiv d. i. für den Willen jedes vernünftigen Wesens giltig erkannt wird.

Den Sachsen ist es im ganzen Verlaufe ihrer socialen und politischen Geschichte bis auf den heutigen Tag nie darum zu tun gewesen, nach Gesetzen tätig zu sein, die objectiv für den Willen jedes vernünftigen Wesens gelten; sie haben es nur zu Maximen gebracht, durch welche nach ihrer Ansicht die Glückseligkeit d. h. die grösstmögliche Summe dauernder Genüsse für die Sachsen herbeigeführt werden soll.

Durch diese Beschränkung ihres Gedankens auf sich selbst, auf den kleinen Kreis der Sachsen, unterscheiden sich diese wesentlich von den Franzosen, welche in Sachen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Gesetze, die für alle vernünftigen Wesen Giltigkeit haben sollten, verkündigten und den Anspruch erhoben, an der Spitze aller Völker zu marschiren.

Selbst einen solchen Philosophen wie *Hegel* hat die französische Revolution von 1789, die in seine Jugend fiel, zu folgendem begeisternden Ausspruch veranlasst: »So lange die Sonne am Firmament steht, und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, dass der Mensch sich auf den Kopf, das ist, auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Nun erst ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, dass der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren solle. Es war dies somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Gottlichen mit der Welt nun erst gekommen.«

Da es hier um eine analytische oder inductive Darstellung des Gegenstandes zu tun ist, so erscheint es von höchster Wichtigkeit, ein Gebiet zu gewinnen, in welchem die Erscheinungen fixirt sind, aus welchen sich, wie aus den einzelnen Dingen ihre Gattungen und Arten, die Charaktermaxime der siebenbürgisch-ungarischen Sachsen ergibt. Eine Analyse ohne ein

feststehendes Einzelding, und ein Finden einer practischen Maxime ohne feststehende Einzelhandlungen, in welchen sie herrscht, ist nicht möglich.

Freilich ergibt sich bei der Feststellung des Gebietes der zu analysirenden Einzelhandlungen sofort das Bedenken, dass diese Taten einzelner Sachsen sind, dass zwischen den einzelnen Sachsen und der Gattung Sachs keine Identität, sondern ein klaffender Unterschied besteht, und dass es deshalb eine Versündigung gegen die elementaren Gesetze der Logik ist, aus den Handlungen einzelner Individuen die Maxime eines Volkes herauszuanalysiren.

Diese Einwendung wäre unüberwindlich, wenn es nicht in jedem Volke, und folglich auch unter den siebenbürgisch-ungarischen Sachsen sogenannte Muster- oder Normal- oder repräsentative Menschen gäbe, in deren Schauen, Denken und Wollen sich gewissermassen wie die Strahlen in einem Brennglas, der Geist ihres Volkes concentrirt.

Ein solcher hervorragender Mann unter den Sachsen, der sein Ansehen und seine Bedeutung einzig und allein dem Umstande verdankt, dass sich in ihm das Schauen, Denken und Wollen der Sachsen sammelt, und der deshalb in der Gegenwart als das centrale Subject des ganzen Localsystems der siebenbürgisch-ungarischen Sachsen in Betrachtung gezogen werden kann, ist der Herr Bischof der evangelisch Augsburg. Landeskirche Dr. Georg Daniel Teutsch.

Das Schauen, Denken und Wollen des Herrn Bischofs ist in seiner «Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk», welche der sächsische Verein für siebenbürgische Landeskunde als Preisschrift gekrönt hat und welche im Jahre 1858 in Kronstadt im Druck und Verlag von Johann Gött in erster Auflage erschienen ist, in einer unanfechtbaren, nichts zu wünschen übrig lassenden Weise befestigt und festgestellt. Wenn erwogen wird, dass der Verein für siebenbürgische Landeskunde diese Geschichte als Preisschrift gekrönt hat, dass alle historischen Forschungen auch der übrigen sächsischen Geschichtsforscher im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde und in sonstigen selbständigen Druckwerken sich ganz in demselben Geleise bewegen, wie Dr. Teutsch in seiner Geschichte, dass der Ton, welcher die Geschichte Teutsch's beherrscht, sogar auch von einfachen Bürgern regelmässig angeschlagen zu werden pflegt, wenn sie bei Festmahlen Toaste ausbringen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass in dem genannten Buche nicht subjective Meinungen eines einzelnen Sachsen, sondern Dogmen niedergelegt sind, auf welche die Sachsen schwören und welche einen Bestandteil der socialen Volksreligion der Sachsen bilden.

Bevor in die inductive Darstellung eingegangen wird, scheint es notwendig, der Superioritäts-Maxime eine Begründung vorauszuschicken, durch welche diese Maxime in das rechte Licht gestellt und in ihrer Festigkeit erkannt wird.

Eine aufmerksame Betrachtung der Natur lehrt nämlich, dass alle Gebilde der Natur sich von Stufe zu Stufe zu immer höherer Vollkommenheit und Vortrefflichkeit concentriren und dass einzelne Gebilde und Individuen von Natur aus sich einer Bevorzugung vor den andern minder begünstigten erfreuen. Eines solchen Vorzuges erfreut sich das Gold unter den Metallen, die Rose unter den Blumen, der Löwe unter den Thieren, die Hauptstadt gegenüber armseligen Dörfern, ein schöner Mensch gegenüber dem hässlichen, der Geistreiche gegenüber dem Dummen, der Cultivirte und Civilisirte gegenüber dem Uncivilisirten. Vom Mongolen bis zum griechischen Seher, der sich an den letzten Seraph reiht, steigert sich fort und fort die Vortrefflichkeit. Die Superioritäts-Maxime der Sachsen besteht nun darin, sich allen Nichtsachsen gegenüber als Wunder — es wird sich zeigen, dass Teutsch dies tat — in Betrachtung zu ziehen. Steht es einmal fest, dass die Sachsen durch ihre Superiorität unter allen Nationalitäten Ungarns ein Wunder sind, so ergeben sich daraus sehr wichtige practische Consequenzen.

Je vollkommener und vortrefflicher Jemand ist, desto mehr muss er die Unvollkommenheiten und das Unangemessene seiner Aussenwelt fühlen, und desto schwerer wird es den andern, dem Vortrefflichen es recht zu machen. Wie kann man einem griechischen Seher es zumuten, in der Gesellschaft von Mongolen glücklich zu sein! Unter dem Absolutismus war die Amtssprache, die Verwaltung und das ganze Beamtentum nicht ungarisch, sondern deutsch. Die Geschichte von Teutsch zeigt, wie unglücklich sich die Sachsen unter dem Absolutismus fühlten. Im Jahre 1861 wurde durch die Ungarn die sächsische Verfassung, das Sachsenland, und Alles, wie es vor dem Jahre 1848 war, wieder hergestellt. Unter Schmerling und dem Comes Conrad Schmidt bewiesen die Sachsen, dass auch ihre alte Verfassung ihrer Vortrefflichkeit nicht angemessen ist, indem sie darauf hinarbeiteten, dass das Sachsenland in ein Markgrafentum umgewandelt werde.

Es ist aber nicht blos das Vorrecht des Edlen und Vortrefflichen, seine Aussenwelt sich nicht angemessen und der Verbesserung in seinem Sinn bedürftig zu finden; sehr gewichtige Auctoritäten sprechen auch dafür, dass nur der Edle und Vortreffliche darauf Anspruch hat, der Mittel- und Schwerpunkt zu sein, um welchen sich Alles dreht.

Als Alexander der Grosse gefragt wurde, wer sein Nachfolger sein soll, gab er zur Antwort: der Würdigste, und meinte darunter offenbar den Vortrefflichsten. Nach Plato ist der Staat gut oder gerecht, wenn der Stand der Weisen, der Vortrefflichen, die Philosophen herrschen oder die Könige Philosophen sind. Und Aristoteles entwickelt in seiner Ethik sehr schön, dass der Vortreffliche am selbstsüchtigsten sein dürfe, weil er, eben als der Vortreffliche, wünschen muss, dass das Vortreffliche sei.

Dr. Teutsch gehört nicht in die Classe derjenigen Geschichtschreiber,

welche sich darauf beschränken, die geschichtlichen Ereignisse ihrer Zeit aus dem Gebiete der Wirklichkeit ohne Einmischung jeder subjectiven Reflexion in das Reich der Erinnerung zu erheben; er ist ein reflectirender Geschichtschreiber, der einen bestimmten Zweck verfolgt und dieser Zweck soll hier mit TEUTSCH's eigenen Worten geschildert werden: «Von dem Heldensinn unserer Väter im Tun und Leiden, in guten und bösen Tagen will ich Euch erzählen, teure Volksgenossen, was unsere Weisen hinterlassen haben und in Briefen und Handvesten der Altvordern geschrieben steht Vielleicht dass dadurch das Erwachen ihres Geistes unter uns gefördert wird!»

Es wäre eine Verdächtigung der Gesinnung und daher eine Ungezogenheit voraussetzen zu wollen, das TEUTSCH einen andern Zweck, als den von ihm angegebenen verfolgte und dass er insbesondere in seiner Darstellung nicht mit der grössten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit sich nur durch seine geschichtlichen Quellen leiten liess. An dem guten Willen, nur die geschichtliche Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, darf bei einem Manne, wie Dr. TEUTSCH, nicht gezweifelt werden. Wer einem solchen Geschichtschreiber den Zweck zumuten wollte, die Sachsen zu verherrlichen und die Nichtsachsen herabzusetzen, der würde ihn eines falschen Zeugnisses wider besseres Wissen, somit eines literarischen Verbrechens beschuldigen.

Etwas anderes ist der Zweck, den ein Geschichtschreiber sich wissend und wollend wählt, und wieder etwas anderes ist seine Gesinnung, sein Seelenzustand, in dem er seine Geschichte schreibt. Nach seinem Seelenzustand, nach seiner Gesinnung ist Dr. TEUTSCH ein Sachse, muss ein Sachse sein, und die Dinge der Aussenwelt müssen sich in einer durch und durch sächsisch gefärbten Seele sächsisch gefärbt darstellen. Gerecht zu sein, kann ein Geschichtschreiber versprechen, Unparteilichkeit hängt von dem Zustand seiner Seele und ihrer Färbung ab und liegt nicht in seiner Macht. Macaulay erkennt das an, indem er in seiner Geschichte von England schreibt: «Viele Jahre hindurch suchte jeder whiggistische Geschichtschreiber eifrig den Beweis zu führen, dass die altenglische Regierungsform eine republikanische, und jeder toryistische, dass sie eine despotische gewesen sei. So gesinnt blickten beide Parteien in die Chroniken des Mittelalters. Beide fanden sehr leicht, was sie suchten, aber beide wollten hartnäckig auch nur das sehen, was sie suchten.»

So blickte auch Dr. TEUTSCH, als Sachse vortrefflich gesinnt, in die Chroniken des Mittelalters; er fand sehr leicht, was er suchte, er wollte aber hartnäckig auch nur das sehen, was er suchte. Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat, sagt Goethe in einem seiner geselligen Lieder, mit der Ueberschrift «Rechenschaft.» In einer Zeit, wo die Gesinnung für die eigene Nationalität vielfach als das Höchste im Himmel und

auf Erden gilt, müsste es streng genommen heissen: «Brave freuen sich ihrer Nationalität und deren Tat.»

Der erste und oberste Rechtstitel für die Superiorität der Sachsen ist die geprägte Form der Vortrefflichkeit, welche lebend sich entwickelt und die keine Macht und keine Zeit zerstückelt.

Diesfalls schreibt Teutsch von den deutschen Einwanderern zur Zeit Geisa's II. S. 22: «Alle aber waren sie erfüllt von echtem deutschen Sinn und darum hat der Herr ihr Gemeinwesen erhalten und «gemehrt,» in der «Wüste», wohin er sie geführt, auf dass die wilden umwohnenden Völker von ihnen lernten, was wahre Freiheit sei und annähmen mildere Sitten und edle Bildung.»

Weiter findet sich S. 23 folgendes Motto: «Hoch auf in edler Reinheit Gedeih! o deutsche Saat.»

S. 11 heisst es in der Geschichte: «Zu einem gesicherten Besitztum der ungarischen Krone ist Siebenbürgen in seinem jetzigen Umfang erst durch *deutsche Ansiedler* geworden.»

S. 13, 14 und 15 heisst es: Der ungarische Adel und die hohe Geistlichkeit wurden immer gewaltiger und trotzten bald dem König und schalteten eigenmächtig. Traurig sah es im Lande jenseits des Waldes aus. Das war im Süden eine Wildniss, von Wlachen- und Petschenegerhorden durchstreift, reich nur an Wald und Wild, von Pflug und Spaten unberührt, ein unsicheres Besitztum der ungarischen Krone. Bedenkt man zu alle diesem den Uebermut der Herren von Adel wider den König (Geisa II.) und wie derselbe dagegen im eigenen Reiche nirgends Hilfe fand, weil es neben dem Adel keine freien Männer gab, so leuchtet ein, warum Geisa seinen Sinn auf Einberufung fremder Volksgenossen lenkte. Sollten diese aber dem Lande höhere Bildung bringen, mit Kraft und Treue die ferne Grenze schützen, des Trones Rechte wahren und mehren helfen, so konnte sie der König nur aus Deutschland rufen. Denn seit den ältesten Zeiten wohnte da das Volk der Deutschen, *ausgezeichnet von der Vorsehung vor vielen, und zu grossen Dingen berufen.* Stark am Körper, gewandten Geistes und zahlreich wie der Sand am Meere hatte es die alte Römerherrschaft in Trümmer geschlagen und durch frühe Annahme der Christuslehre die ursprüngliche Kraft veredelnd, sich ein Reich gegründet, welches das mächtigste war auf der Erde.... Deutsche Krieger waren in ganz Europa gesucht und deutsche Tapferkeit geehrt.... Geisa selbst vertraute den Schirm seines Lebens im Kriege deutschen Männern an.»

S. 28 heisst es: König Andreas II. unternahm im Jahre 1217 einen Kreuzzug ins heilige Land. «Eine bedeutende Anzahl von Sachsen bildete den Vortrab, durch Ordnungsliebe und Bildung vor den übrigen Schaaren ausgezeichnet.»

Dagegen heisst es S. 8 und 9 von den Petschenegen und Ungarn:

«Die Petschenegen, die das Fleisch der Füchse und Wölfe assen und das Blut wilder Tiere tranken, nahmen Siebenbürgen ein. Im Anfange des zweiten christlichen Jahrtausends wurde ihnen ein Teil des Landes durch die Magyaren entrissen... Auch diese waren wilder Sitten und ungeschlachten Aussehens, assen rohes Fleisch. und tranken Blut, wussten übrigens das flinke Ross rüstig zu tummeln und schossen fernhin den sicher treffenden Pfeil. Dabei waren sie beutegierig, wandelbaren Sinnes und treulos, auch kämpften sie lieber in schnellem Ueberfall und aus dem Hinterhalt, als in offener Feldschlacht.»

Dass die Ungarn seither besser geworden oder gar den Sachsen an Cultur gleich geworden wären, wird weder in der Geschichte noch in sonstigen Beschreibungen gesagt. In Deutschland aber kennt man die Ungarn nur nach solchen Beschreibungen, welche von ihnen in solcher Art gemacht werden, weshalb es gar nicht zu wundern ist, wenn dort die irrigsten Vorstellungen über die Beschaffenheit der Ungarn verbreitet sind und so mancher deutsche Schulverein sie sich als Wölfe vorstellt, aus deren Klauen arme Deutsche in Ungarn gerettet werden müssen.

Es werden aber durch die Superioritätsmaxime der ungarischen Sachsen nicht blos die Ungarn, sondern auch die in Deutschland zurückgebliebenen Deutschen ganz entschieden in Schatten gestellt.

Seinem zweiten Capitel mit der Ueberschrift: Wie von König Geisa II. gerufen deutsche Ansiedler nach Siebenbürgen kamen (vom J. 1141—1161) setzt Teutsch folgendes Citat aus den Gedichten Fr. Marienburgs voran:

«Als an des Rheines Felsenstrand
Der Ritter Burgen baute,
Und vor des Eisenmannes Hand
Dem frommen Bürger graute,
Da beugte vor gewaltigem Streich
Geknechtet sich die Menge,
Da ward's im heil'gen deutschen Reich
Dem freien Mann zu enge.
Da zogen viele Männer aus,
Ein neues Land zu finden,
Wir wollen uns ein neues Haus,
Ein Haus der Freiheit gründen;
Uns winkt des Urwalds freier Schooss
Im fernen Ungarlande,
Drum reissen wir uns weinend los
Vom heimischen Verbande.

Teutsch aber hat folgendes Urteil (S. 39) über die in dem damals geknechteten Deutschland zurückgebliebenen Deutschen: Denn es kann der deutsche Mann nicht bleiben, wo das Recht trauert und die Unordnung

herrscht, und die Willkür; und S. 20 heisst es in dieser Geschichte bezüglich der Ausgewanderten und in Deutschland Zurückgebliebenen: «Darum wanderte aus, wer das Recht liebte. Edle Menschen haben von jeher die Freiheit dem Vaterlande vorgezogen.» Hieraus ist zu ersehen, mit welcher Deutlichkeit die Superioritätsmaxime auch bezüglich der Deutschen in Deutschland in Anwendung gebracht wird.

Wenn aber die siebenbürgisch-ungarischen Sachsen eine vortreffliche Substanz sind, so ist es einleuchtend, dass diese Substanz nicht in träger Ruhe, sondern als Heil und Segen überall um sich verbreitender Process gedacht werden muss. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, wäre es offenbar sehr gefährlich, die Tatkraft der gegenwärtig lebenden Zeitgenossen mit der Vortrefflichkeitsmaxime einzuschläfern. Darum wird die Vortrefflichkeitsmaxime nur für die Vorfahren und Väter der jetzt lebenden Sachsen, nicht aber für diese letzteren aufgestellt. Darum heisst es bezüglich der Väter S. 24: «Die Väter hatten Herzen, denen vor nichts bangte, und halfen sich frisch aus jeder Fahr und Not. Wie klangen da die Axtschläge an den vielhundertjährigen Stämmen, bis sie den Wald mit weitverschlungenen Wurzeln rodeten! Und wo seit undenklichen Zeiten der Sumpf die bösen Dünste in die Luft gehaucht, da leiteten sie das Wasser ab und gewannen fruchtbares Land und erbauten an gelegenen Plätzen das Wohnhaus, das Gotteshaus und die schützende Burg. Möchten, wie gesagt, es gerne lesen, aber die Väter haben nicht Zeit gehabt zum Schreiben. Mussten gar oft, selbst wann die Zeit der Ruhe war, hinaus in's Feld zum Kampfe gegen den Feind, der an der Grenze tobte. Und der kumanische Schlachtruf würde uns schlecht gefallen, *die wir heute gerne nur von Frieden reden und feiger Ruhe.* Doch der Väter Arm, der ihnen die harte Erde unterwarf, bezwang eben so auch den Feind.»

Die Vortrefflichkeit der siebenbürgisch-ungarischen Sachsen muss notwendiger Weise Staunen und Bewunderung erregen. Aus Staunen und Bewunderung aber entspringt alle Philosophie und daher auch jene Philosophie, welcher Dr. Teutsch in seiner Geschichte Ausdruck gegeben hat.

Er beginnt seine Geschichte Seite 2 mit der Beschreibung Siebenbürgens, jenes freundlichen Hochlandes, das sich aus der ungarischen Tiefebene erhebt, gering an Grösse, doch reich an Schönheiten und Schätzen der Natur. Dann heisst es Seite 4: «Im Süden und Nordosten des Landes, auf weiter Strecke zwischen Völkern fremder Zunge und Art wohnen bereits seit siebenhundert Jahren *Deutsche* oder *Sachsen.* Und wenn das Land reich ist an Wundern der Natur, so ist es gewiss kein kleineres Wunder, dass fern vom Mutterlande hier deutsche Stämme sich angesiedelt, Sprache und Volkstum bewahrt und in Freiheit und Gleichheit ein Gemeinwesen sich gegründet, das seines Gleichen wenig hatte, so weit die Sonne scheint.»

Seite 53 heisst es mit besonderer Betonung der Reinheit: «Gestützt

auf diese Grundlagen und das ewige Recht, das in jedes Menschen Brust lebt, haben unsere Väter am Ende der Christenheit, und rings umgeben von Völkern, *die nur Knechte kennen und Herrn*, ein freies Gemeinwesen gegründet und trotz vieler Anfechtung erhalten in einer Reinheit, wie sie die Sonne nur selten sieht in ihrem ewigen Lauf. Da ist kein Adel, keine Leibeigenschaft. Kein Deutscher auf Sachsenboden ist weder mehr noch weniger als Bürger. Gott zum Gruss, freier Sachse!»

König Andreas, so sagt TEUTSCH in seiner Geschichte S. 49, verlieh den deutschen Ansiedlern das Land zu vollem, echtem, unbeschränktem Eigentum. So hatten die Väter es sich ausbedungen. Wer wäre auch hunderte von Meilen weit gezogen und hätte das Vaterland verlassen, um auf blos zeitweilig verliehenem Grund eines auswärtigen Volkes Knecht zu sein? Und der Boden, den sie selbst sich erschaffen, wessen Eigentum sollte er sein, wenn nicht das ihre? Dann heisst es S. 18: «Daher kamen sie als freie Männer mit vollem Eigentumsrecht auf Grund und Boden, den sie einer wilden Natur und noch wilderen Menschen erst abringen sollten.» «Die Rechte aber, die die Väter haben wollten in der neuen Heimat, liessen sie sich *vertragsmässig* zusichern vom König, damit sie hätten einen festen Grund, auf dem sie ihr und ihrer Kinder Wohl bauen konnten, in selbstständiger volkstümlicher Fortdauer.»

S. 49 nennt TEUTSCH die geeinigten Gaue der Sachsen zwar nicht einen Staat, wohl aber sagt er, dass diese anfangs getrennt für sich bestehenden Gaue sich zu Einem *staatsbürgerlichen* Ganzen vereinigten. Aus allen diesen, hier wörtlich angeführten Stellen der TEUTSCH'schen Geschichte ergibt sich der Standpunkt in der Entwicklung des Willens, auf welchem sich TEUTSCH befindet, und wie dieser sächsische nur an sich selbst haften gebliebene Wille einer Integration durch den ungarischen Geist und Willen bedarf.

Dr. TEUTSCH repräsentirt den Einzelwillen des Individuums, der sich auf seinem Wege zum vernünftigen und freien Willen aus den Banden der Natürlichkeit herausringt, es in diesem Ringen aber nicht weiter zu bringen vermochte, als zu dem Standpunkte, in welchem sich das individuelle einzelne sächsische Ich zu dem sogenannten staatsbürgerlichen Ganzen der vereinigten Sachsen erweitert. Das staatsbürgerliche Ganze der vereinigten Sachsen ist wie im alten Testamente die Familie Jakobs der alleinige Zweck, der sich in der Geschichte verwirklicht, um den sich alles dreht und bewegt, selbst die Geschichte nicht ausgenommen. Darum lautet der Titel der vom Verein für siebenbürgische Landeskunde gekrönten Preisschrift: «Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk.»

Den Israeliten zu Liebe hat Gott Wunder gewirkt. Das Volk der Sachsen bedarf keine Wunder, um sich zu legitimiren; dass es sich hier zu Lande niedergelassen hat, ist kein kleineres Wunder als die andern Wunder der Natur Siebenbürgens.

Den Israeliten hat Gott das gelobte Land verliehen. Das Volk der Sachsen bedarf keiner Verleihung. Das Eigentum der Sachsen beruht auf der Occupation und Urbarmachung des Bodens. Wie sich das einzelne Selbst zum Familienselbst des sächsischen Volkes erweitert, so erweitert sich das Eigentum des einzelnen Sachsen zum Eigentum des sächsischen Volkes.

Gott schloss mit den Israeliten einen Bund, der an die Bedingung geknüpft war, dass sie die Gebote Gottes halten. Die Rechte der Sachsen beruhen nicht auf einem bedingten Bunde, sondern auf unbedingtem Vertrage.

In der Geschichte der Israeliten wird geschrieben: Gott hat den Israeliten ein Gemeinwesen gegründet; in der Geschichte der Sachsen aber heisst es: unsere Väter haben sich ein Gemeinwesen gegründet.

Die Israeliten erkannten Freiheit und Gleichheit nur den Israeliten zu. So wie die Geschichte der Sachsen nur für das sächsische Volk geschrieben ist, so haben auch die Sachsen in Freiheit und Gleichheit nur sich ein Gemeinwesen gegründet.

Die Mehrzahl der Bewohner der über ganz Siebenbürgen zerstreuten sächsischen Stühle und Districte sind Rumänen. 200,000 ist die Zahl der letzteren gegen ungefähr 160,000 Sachsen.

Wie aber die Sachsen die Freiheit und Gleichheit bezüglich der Rumänen verstanden, auch davon gibt die Geschichte Kunde. S. 131 heisst es: Als 1583 Neppendorf (sächsich) und Poplaka (rumänisch) wegen Waldfreveln sich vertrugen, wurde durch gegenseitige Uebereinkunft festgesetzt: wer von Poplaka im Walde einen Baum schält und abdorren macht, soll am selben Baume aufgehenkt werden. Wird der Täter nicht ertappt, so soll die Gemeinde Poplaka einen anderen Walachen aus derselben Gemeinde dahin aufzuhenken geben.

In den neuesten «Constitutiones et statuta reipubicæ cibiniensis» vom Jahre 1698 heisst es: «Fremde aus fremden Städten oder Ländern sollen um das jus indigenatus gebührend anhalten und was Siebb. deutsche aus den sächsischen Stadt- und Stühlen seien wenn sie ihr ehrlich und deutsch Herkommen erweisen, gegen Bezahlung eines Burgergeldes nach Proportion des Vermögens angenommen: dagegen keine Leibeigenen, wenn sie gleich Sachsen von Geblüte wären, noch weniger aber undeutsche Nationsverwandten (als Ratzen, Wallachen Winden, Croaten, Böhmen, Spanier, Franzosen, Wälsche, Pollaken, Unger, Moskowiter u. d. g.) zu Bürgerrecht und Indigenat gelassen werden; es hätte denn die ganze Republik eine sonderbare Notdurft jemanden aus einem fremden Lande oder Nation Verstandes-Geschicklichkeit, freier oder anderer Kunst halber als Medicos, Chirurgos, Procuratores, Stadt-Reuter u. dg. auf und anzunehmen, wo es dann bei einer löbl. Republik steht, es sei absolute oder unter gewissen Bedingungen und Limitationen einen Fremden zu immatrikuliren, welches aber sine gravi

causa niemalen, auch wenn es geschieht, absque praejudicio und consequentia geschehen soll.»

Und es erweiterte sich zur Aufrechterhaltung der sächsischen Einigkeit und Reinigkeit der Begriff des Fremden so weit, dass endlich auch jeder Sachse aus einem anderen Orte als Fremder betracktet wurde, wie TEUTSCH S. 48 in seiner Geschichte klagt: «Wer zwei Wegstunden weiter wohnt, ist ein Fremder, und Neid herrscht und Zwietracht, wohin du siehst. Darum: das gesammte Volk soll ein Volk sein! «Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.»

Es ist schliesslich sehr interessant, zu beobachten, wie unter der Herrschaft der Superioritäts-Maxime die Erinnerung an den Staat, dem die Sachsen, was sie sind und haben, zu danken haben, sich immer mehr verliert, Im Jahre 1858 schreibt TEUTSCH in seiner Geschichte: Unsere Väter haben ein Gemeinwesen sich gegründet und trotz vieler Anfechtung erhalten in einer Reinheit, wie sie die Sonne nur selten sieht in ihrem ewigen Laufe.

In den Statuten der Stadt Hermannstadt vom Jahre 1698 wird doch noch wenigstens entfernt anerkannt, dass die Sachsen ihr Gemeinwesen, auf das sie so stolz sind, nicht sich, sondern dem ungarischen Staate zu danken haben, in welchem sie leben; denn es heisst in diesen Statuten: «Und besteht hauptsächlich darinnen die *privilegirte* unitas populi oder Ein- und Reinigkeit unseres sächsischen Volkes, dass wir mit fremden Nationen unvermischt bleiben. Den correctesten Standpunkt nehmen laut des Privilegium Andreanum die Sachsen vom Jahre 1224 ein, welche um Wiederherstellung ihrer Freiheiten bitten, «weil sie sonst aus übergrosser Armut der königlichen Hoheit keine Rechtsschuldigkeiten zu leisten vermöchten.»

Die Sachsen vom Jahre 1224 standen gegenüber dem ungarischen Staate ganz auf dem Standpunkt des Apostels Paulus, der in seinem ersten Briefe an die Corinther 12, 21 Folgendes schreibt: «Es kann das Aug nicht sagen zur Hand: ich darf deiner nicht; oder wiederum das Haupt zu den Füssen: ich darf euer nicht.» Was sie aber erbaten, erbaten sie nicht für sich, sondern zu dem Zwecke, um als Glieder des Staates ihre Schuldigkeit tun zu können.

DR. ALOIS SENTZ.

EIN UNGARISCHER KIRCHENFÜRST IM XVII. JAHRHUNDERT.

Wie ein Gottesgericht wirkte die Katastrophe von Mohács nicht allein auf das staatliche und politische Leben, sondern auch auf das Gemüt des ungarischen Volkes. Das schrecklich-erhabene Schauspiel, das sich mit der Raschheit einer Bühnentragödie abspielte, der Zusammenbruch des Reiches, die Niedermetzelung des Königs, der höchsten Würdenträger, der gesammten nationalen Streitkräfte, die plötzliche Ueberflutung des Landes durch wilde, erbarmungslose Horden musste auch auf das geistige Leben tief umgestaltend einwirken. Wie der Prophet auf den Trümmern Jerusalems, so erblickte auch die ungarische Nation auf den Ruinen seines Staatslebens in der Katastrophe die Strafe Gottes für ihre und ihrer Väter Sünden und dieser alttestamentarische Gedanke durchdrang die Gemüter vollkommen. Wandernde Prädicanten und fahrende Sänger verkündeten ihn in allen Tonarten und die immer mehr um sich greifende Kirchen-Reformation, sowie die aufblühende nationale Literatur leitete ihn in die untersten Schichten der Gesellschaft.

Diese Stimmung des öffentlichen Geistes konnte neben den Gottlosen, die in keinem Zeitalter fehlen, nur noch Helden und Märtyrer erzeugen. Es entstand die Periode der Heroen, die mit ihrem Arm, mit ihrer Brust den vorwärts stürmenden Feind aufzuhalten strebten und in den Tagen der traurigsten Heimsuchungen ein leuchtendes Beispiel der Selbstlosigkeit, des Pflichtgefühls und der Aufopferung gaben. Eine glänzende Reihe von Helden, die mehr oder weniger erfolgreich, aber alle gleich erhaben den Kampf für das Vaterland und die westliche Cultur führten, beleuchtet das Dunkel des XVI. Jahrhunderts. Szondy, Dobó, Losonczy, Zrinyi, der Held von Sziget, Balassa, der Ritter und Sänger, sind die Männer der Zeit: in ihnen gelangen die Tugenden, der gesammte Geist jenes Jahrhunderts, das eine lange Kette von ruhmvollen, im Ganzen aber unglücklichen Kämpfen bildete, zum prägnantesten Ausdruck.

Erst mit dem neuen Säculum entstand eine Reihe neuer Gestalten. Es waren nicht mehr ausschliesslich Krieger, sondern Politiker, Staatsmänner, welche die grossen Ideale ihres Volkes, die in der Befreiung vom türkischen Joche gipfelten, auf eigene Art zu verwirklichen strebten. Sie fanden sich in beiden Lagern, denn im Laufe der Zeit schied sich die ungarische Nation in zwei grosse politisch-religiöse Parteien. Die Städte und der Adel, die Massen des Landvolkes waren protestantisch und lehnten sich an das immer mehr zur Selbstständigkeit gelangende siebenbürgische Fürstentum, während die katholische Kirche, gebeugt aber nicht gebrochen, ihre Stütze im Königtum, im Hause Habsburg suchte und fand. Mit dem Beginne des XVII.



Pázmány's Portrait, gest. von Szelepcsényi.

Jahrhunderts traten in beiden Lagern mächtige Persönlichkeiten auf. Hier Bocskay und Bethlen, beide Fürsten Siebenbürgens, dort Nikolaus Eszterházy, später Graf und Reichspalatin, der Begründer der Grösse seiner Familie, und Petrus Pázmány, Erzbischof von Gran, Cardinal der römischen Kirche, alle grossangelegte Naturen, die den Gang der Ereignisse ihrer Zeit, die Entwicklung der Schicksale ihres Landes mächtig beeinflussten und durch ihre Stellung, ihre Talente und ihre politische Wirksamkeit zu europäischer Bedeutung gelangten.

Nur Pázmány hat von ihnen bis jetzt seinen würdigen Biographen gefunden. Dr. Wilhelm Fraknói, der hochverdiente Secretär der Akademie der Wissenschaften, ein unermüdlicher Forscher und ausgezeichneter Schriftsteller, lieferte die Beschreibung des wechselvollen Lebensganges jenes mächtigen Kirchenfürsten, dessen starke Hand die kirchliche und damit auch die politische Entwickelung des ungarischen Volkes in neue Bahnen lenkte.

Er war der wichtigste Beförderer der Gegenreformation, ein echter wahrer Vertreter der Ecclesia militans, der in den schwierigsten Verhältnissen den Kampf mit dem bishin immer siegreichen Protestantismus aufnahm und die Grundlagen des spätern endgiltigen Triumphes des Katholicismus in Ungarn niederlegte. Sein Name ist noch heute ein Schlachtruf. Er war und bleibt Parteimann, der Begründer, die mächtigste Persönlichkeit des katholisch-royalistischen Lagers seines Landes. Mit allen Machtmitteln des Staates, aber auch des Geistes kämpfte er für seine weitgehenden Ziele. Als Redner, als Schriftsteller, als Reformator der kath. Kirchenorganisation, als Neubegründer des kath. Unterrichtswesens übte er einen mächtig fordernden Einfluss auf das geistige Leben seines Volkes und seine literarisch-culturelle Bedeutung ist eben so gross wie seine politisch-kirchliche. Seine Schriften gehören noch heute zu den schönsten Blüten der ungarischen Prosaliteratur; manche seiner Schöpfungen, die Landes-Universität, mehrere grosse Bildungsanstalten haben die Stürme von dritthalb Jahrhunderten überdauert. Mit aller Energie eines grossen Geistes, mit den Machtmitteln der Politik, auf wissenschaftlichem und socialem Wege steuerte er seinem grossen Ziele zu. Er wollte das gesammte Volk in der katholischen Kirche wieder vereinigen, um mit vereinter Kraft die Ketten des türkischen Joches zu brechen.

Den Lebensgang dieser imponirenden Gestalt schildert das eben erschienene schöne Werk Fraknói's.* Der Verfasser tritt nicht jetzt zum ersten Male an diese grosse historische Persönlichkeit heran. Bereits vor anderthalb Jahrzehnten veröffentlichte er einen Band der Pázmány'schen Correspondenz. Bald darauf schrieb er die Biographie Pázmány's in drei

* Pázmány Péter. Irta Fraknói Vilmos. Budapest 1886. — Diesem glänzend ausgestatteten Werke sind die folgenden Illustrationen entnommen.

stattlichen Bänden. Das Werk gehört zu den gründlichsten Monographien der ungarischen Literatur. Es war die Frucht von jahrelanger Arbeit, von vielfachen Forschungen nicht nur in den einheimischen, sondern auch in den ausländischen Archiven. Die Wiener, Münchener, die spanischen Staatsarchive wurden vom Verfasser gründlich durchsucht und seine hervorragende kirchliche Stellung eröffnete ihm den Zutritt zu den unermesslichen Schätzen des Vaticans. So entstand nach jahrelanger Vorbereitung das grosse Werk, das das Leben Pázmány's, seine vielfältige Tätigkeit in allen wichtigsten Momenten auf Grund glaubwürdiger, bis dahin unbekannter Daten beleuchtete und zu den wichtigsten Quellenwerken der ungarischen Geschichte im siebzehnten Jahrhundert gehört.

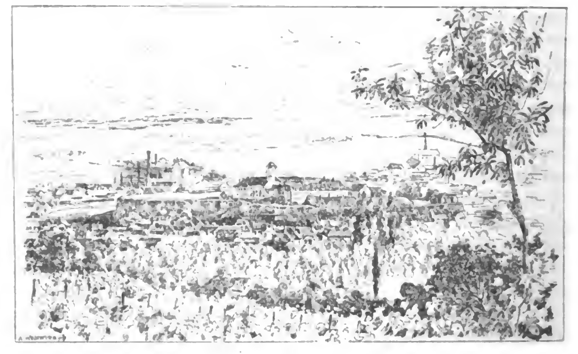
War das damalige grosse Werk Fraknói's eine Leistung von mehr wissenschaftlicher Färbung, so ist seine jetzt in einem Bande erschienene Pázmány-Biographie eher ein Kunstwerk, das künstlerische Product eines bedeutenden Schriftstellers. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff natürlich noch mehr als früher. Doch ist diesmal das Hauptgewicht auf die künstlerische Ausführung gelegt; er hat nicht nur ein gutes, er hat auch ein schönes Buch geschrieben. Er verliert sich nicht in die Details der Klarlegung oder Richtigstellung einzelner historischer Tatsachen; sein Vortrag ist nicht mit Beweismitteln, mit Rohmaterial überladen, von polemischen Ausfällen unterbrochen. In harmonisch schöner Darstellung, in einfacher doch gewählter Sprache erzählt er den hochinteressanten Lebensgang seines Helden. Voll und ganz tritt die mächtige Persönlichkeit als Kirchenfürst, als Schriftsteller, als Organisator der Gegenwart entgegen; wir sehen ihn, wie er liebt und lebt, und verfolgen seine Bahn von ihren Anfängen an durch das tatkräftige rastlos schaffende Mannesalter bis zum Ende mit einer Spannung, mit einem Interesse, welches nur Werke erwecken können, die nicht allein von bedeutenden Männern handeln, sondern auch von bedeutenden Männern geschrieben wurden.

Das Buch Fraknói's ist nicht für einen engen Kreis von Fachgelehrten geschrieben. Es wendet sich an das grosse gebildete Publikum und ist auch in einem Unternehmen erschienen, das sich die Popularisirung und Verbreitung historischen Wissens zur Aufgabe stellt. Es bildet einen Band des unter dem Patronate der Akademie und der historischen Gesellschaft von dem ausgezeichneten Gelehrten und Schriftsteller Alexander Szilágyi redigirten Unternehmens: «*Ungarische Geschichts-Biographien*», welches neben dem gut geschriebenen Text auch durch eine Masse von schönen historischen Illustrationen der modernen Geschmacksrichtung Genüge zu leisten trachtet. Auch das Werk Fraknói's ist prachtvoll, man könnte sagen verschwenderisch illustrirt. Farbendrucke, Kupferstiche und andere Beilagen, im Text eine Fülle kleiner Bilder — alle nach alten Stichen oder Denkmälern tadellos reproducirt — schmücken es, und so gehört die Páz-

mány-Biographie von Fraknói nicht nur zu den best geschriebenen, sondern auch zu den am schönsten ausgestatteten Producten des ungarischen Büchermarktes.

I.

In der sagenhaften, noch vorchristlichen Zeit Ungarns, während der Regierung des sich zum Christentum neigenden Árpáden-Fürsten Géza, des Vaters König Stefans des Heiligen, zogen die Brüder Hunt und Pazman an der Spitze ihrer Reisigen aus ihrem schwäbischen Heimatslande durch Ungarn nach Palästina. Der Ungar-Fürst bewog sie aber ihre Reise zu unterbrechen und sich in seinem Lande anzusiedeln. Beide erhielten in den



Grosswardein.

Kämpfen für das Christentum unter Stefan dem Heiligen hervorragende Stellungen und ausgedehnte Besitztümer. Sie wurden die Stammväter mehrerer grosser Adelsfamilien, von denen die Forgách und die Kubinyi noch heute floriren. Von diesen deutschen Rittern entsprossen auch die Pázmány's und waren im XVI. Jahrhundert im Biharer Comitat begütert.

Ungefähr fünfzig Jahre nach der Schlacht von Mohács war Nicolaus Pázmány de Panasz Haupt der Familie; er widmete sich dem Dienste seines Comitats und wurde zum Vicegespan gewählt. In Folge der Türkennot zog auch er wie der grösste Teil des Provinzadels in die Stadt Grosswardein, deren feste Mauern mehr Schutz gewährten als das allen Einfällen geöffnete flache Land. Die Stadt war geistig und kommerziell ein wichtiger Centralpunkt und bildete militärisch den Schutzwall der östlichen Gebiete. Politisch

gehörte sie seit 1556 zu Siebenbürgen, dessen Fürsten den Bürgern der Stadt wichtige Privilegien verliehen. Der grösste Teil der Einwohner war protestantisch und auch Nicolaus Pázmány sowie seine Gattin Margaretha Manai, — ein Abkömmling der italienischen markgräflichen Familie — gehörten dem neuen Glauben an. Aus ihrer Ehe entstammte Petrus Pázmány, der spätere grosse Kämpe des Katholizismus.

Petrus wurde am 4. October 1570 in Grosswardein geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im Geiste der kalvinisch-evangelischen Kirche und besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt. Doch bald sollten zwei wichtige Ereignisse die Entwickelung seines Geistes in neue Bahnen lenken. Er verlor seine junge Mutter und der Vater verehelichte sich zum zweiten Male. Seine Wahl fiel auf eine Dame katholischer Religion; es war Barbara Toldi, deren Familie treu an der Religion der Väter hing und deren Glaubenseifer auch in den Zeiten der Bedrückung nicht erlahmte.

Mit der Stiefmutter erhielt auch der Katholizismus Zutritt zum Familienherd der Pázmány's und zweifellos war es diese Frau, welche in dem empfänglichen, kaum zehnjährigen Knaben Sympathien für den alten Glauben erweckte. Dass sie bald bis zur flammenden Begeisterung entfacht wurden, dazu gesellte sich ein zweites, für den Knaben ebenfalls hochwichtiges Ereigniss, die Errichtung einer Jesuiten-Mission in Grosswardein. An ihrer Spitze stand Pater Stephanus Szántó, der erste Ungar, der überhaupt in den Jesuitenorden eintrat und bald darauf im Interesse seiner Kirche eine weitgehende Tätigkeit entfaltete. Durch das Band der gemeinsamen Religion mit Frau Pázmány verknüpft, unterstützte er auch ihre Bestrebungen zur Gewinnung des jungen Petrus, der zweifellos von ihnen beeinflusst in seinem dreizehnten Jahre zum kath. Glauben übertrat und später nach Klausenburg zog, um seine Studien unter katholischer Leitung fortzusetzen. Dort trat der noch nicht siebzehnjährige Jüngling in den Jesuitenorden, worauf er nach Krakau und bald nach Wien geschickt wurde, um den Cursus der Philosophie in den Bildunganstalten des Ordens durchzumachen. Seine theologischen Studien vollendete er in Rom, wo er vier Jahre verbrachte und zwar im Collegium Romanum, im weltberühmten Hauptinstitut seines Ordens. Die Anstalt wurde damals geleitet von Robert Bellarmin, dem späteren Cardinal, dem grössten kath. Theologen seiner Zeit, dem gefeiertsten Vorkämpfer seiner Kirche gegen den Protestantismus. Der berühmte Meister der Gottesgelehrtheit fand im jungen Pázmány einen würdigen Zögling. Seine glänzenden Fähigkeiten entfalteten sich in vollem Maasse; er wurde Doctor der Theologie und sollte bald den Schauplatz des practischen Lebens betreten. Im Jahre 1597 schickten ihn seine Oberen nach Graz, in die neugegründete Jesuiten-Universität, die zum Bollwerk der alten Kirche gegen den Protestantismus in den österreichischen Erblanden gemacht werden sollte. Anfangs war Pázmány Studienpräfect, im nächsten Jahre erhielt er die

Kanzel der Philosophie und docirte drei Jahre lang über Logik, Physik und Ethik. Er hielt sich nicht an die Lehrbücher seiner Vorgänger, er verarbeitete das Lehrmaterial nach seinem System. Zwei seiner Lehrbücher — über Dialektik und Physik — sind in der Bibliothek der Universität zu Budapest erhalten. Das Manuscript ist druckfertig. Der Verfasser selber wollte dieses Jugendwerk später veröffentlichen, doch sein Tod verhinderte die Ausführung des Vorhabens. Das Werk — sagt Fraknói — vereinigt in sich die Glanzseiten der Scholastik: klare, präcise Definitionen, scharfe Unterscheidungen, gründliche Motivirung, ohne deren Schattenseiten: unfruchtbare Streiterei und kleinliche Haarspalterei. Pázmány besass nach den Berichten seiner Vorgesetzten in vollem Maasse alle jene Eigenschaften, die die Vor-



Schloss zu Sellye an der Waag.

bedingungen einer erfolgreichen Lehrtätigkeit bilden. Auf der Kanzel der Universität hätte er ebenfalls Bedeutendes geleistet. Doch das scharfe Auge seiner Oberen entdeckte bald, dass er auf anderem Felde noch mehr, noch Grösseres zu leisten fähig war. Man schickte ihn nach Ungarn, damit er dort, wo die Interessen der Kirche am meisten gefährdet schienen, tätig sei. Der Scharfblick seiner Vorgesetzten wurde nicht getäuscht. Pázmány war der rechte Mann und wurde zur rechten Zeit auf den Kampfplatz ausgesendet.

Im Jahre 1601 betrat er abermals den vaterländischen Boden. In Selye, im romantischen Waagtale errichteten die Jesuiten eine Schule und ein Priester-Seminar und ihre dortige Niederlassung bildete — seitdem sie aus Siebenbürgen gesetzlich ausgewiesen worden, — ihr Hauptquartier, von wo

sie ihre Vorposten, ihre Missionäre aussendeten, um die Fortschritte des Protestantismus zu paralysiren und die sehr zusammengeschrumpfte Anzahl der kath. Gläubigen der Kirche zu erhalten. Der Glaubenskampf schien bereits zu Gunsten der Reformation entschieden. Die noch bestehenden kath. Gemeinden entbehrten der Priester; die meisten kath. Bistümer, Capitel, Klöster, die kath. Kirchenorganisation, das Schulwesen wurden durch die Eroberungen der Türken zum grossen Teil vernichtet oder wenigstens in ihrer Tätigkeit gehemmt und der allergrösste Teil des Landes huldigte dem evang. Glauben. Der Zustand des Landes spiegelt sich in der Literatur wieder. Von 275 Büchern religiösen Inhalts, die in den letzten siebzig Jahren des XVI. Jahrhunderts in Ungarn erschienen sind, stammen 244 von protestantischen und nur 31 von katholischen Verfassern.

Das Eindämmen des Protestantismus, die Zurückeroberung des verlorenen Terrains war daher das Hauptziel der mit Unterstützung der katholischen Dynastie neubegonnenen Gegenreformation. Ihr Oberanführer war Bischof Franz Forgách, ihre Armee die Jesuiten, die in Pázmány eine Kraft ersten Ranges erhielten. Mit der Doppelwaffe des Wortes und der Feder begann er den Kampf, den er sechsunddreissig Jahre ohne Rast und ohne Ruh unter wechselnden Chancen, aber zuletzt mit vollem Siege führen sollte.

Seine ersten Erfolge erfocht er mit seiner unwiderstehlichen Beredtsamkeit. Doch bald übertrug er den Kampf auf ein anderes Gebiet, er schrieb Bücher und verwertete die Presse im Dienste seiner Kirche. Er war der erste Jesuit, der ein ungarisches Buch schrieb, und obzwar er bald vom Schauplatz seiner vielversprechenden Tätigkeit abberufen und nach Graz zurückversetzt wurde, verlor er dennoch sein ungarisches Vaterland nicht mehr aus den Augen. Obzwar im Auslande und von der Lehrtätigkeit vollauf in Anspruch genommen, fand er dennoch Zeit, um seine literarischen Arbeiten in ungarischer Sprache fortzusetzen. Jedes Jahr brachte ein neues Buch von Pázmány. Er übersetzte unter Anderem das berühmte Buch des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi und veröffentlichte ein katholisches Gebetbuch, das einem äusserst dringenden Bedürfniss entsprach.

Während Pázmány in der stillen Abgeschlossenheit im Collegium zu Graz seinen schriftstellerischen Aufgaben oblag, spielten sich in Ungarn Ereignisse von höchster Bedeutung ab. Es entstand die grosse protestantische Bewegung unter Bocskay, der zum Fürsten Ungarns und Siebenbürgens ausgerufen wurde. Seine Heere überfluteten das Land, vertrieben die Jesuiten aus ihren Klöstern und belagerten den Bischof Forgách in seiner Burg zu Neutra; die kath. Kirche schien in den Wellen der mächtigen nationalreligiösen Bewegung untergehen zu wollen. Der Friede zu Wien, der bald zu Stande kam, wendete zwar die höchste Gefahr ab, doch erhielt der Protestantismus, dessen staatsrechtliche Stellung bishin noch sehr unklar

war, nunmehr auch gesetzlich die Gleichberechtigung, die aber in Wirklichkeit zur Oberherrschaft werden sollte.

In dieser gefahrvollen Zeit wurde Pázmány aus seiner Stellung, die auch ein Anderer ausfüllen konnte, abermals dorthin gesendet, wo er unersetzlich war. Auf die Veranlassung von Forgách, der inzwischen zum Erzbischof von Gran und Primas des Reiches ernannt wurde, kam Pázmány wieder nach Ungarn in die Umgebung des neuen Erzbischofs. Er kam, um für seine Kirche zu wirken und entwickelte eine unermüdliche Tätigkeit, um den Mut und die Ausdauer seiner Glaubensgenossen in den schweren Zeiten nach den Triumphen der Protestanten anzufachen und aufrecht zu erhalten. Nach einander schrieb er zwölf Bücher polemischen Inhalts; dünne Hefte und dicke Bände mit satyrischen Ausfällen und heftigen, oft stark persönlichen Beleidigungen folgten nach einander. Doch alle überragt sowohl an wissenschaftlicher Bedeutung als an tiefgehender Wirkung sein Hauptwerk, der im Jahre 1613 in ungarischer Sprache erschienene Hodegeus. Sein Lehrer Bellarmin und dessen berühmtes Buch gegen die Häretiker dienten ihm zum Vorbild; doch wendete er sich nicht an die Theologen, sondern an die grosse Masse des Publikums. Er wollte nicht allein beweisen, aufklären, widerlegen. Er sprach zum Herzen, zum Gemüte, um darin religiöse Gefühle zu erwecken. Die Wirkung des Buches war überwältigend und im ersten Momente hielten sich die ungarischen Protestanten nicht für stark genug, um seine Widerlegung zu unternehmen. Sie suchten bei ihren deutschen Glaubensgenossen Unterstützung und liessen ein Buch von Mathias Haffenreffer, eines Professors in Tübingen, übersetzen und mit einem Vorwort, das sich in heftiger Weise gegen Pázmány wendet, veröffentlichen. Später erschienen auch mehrere polemische Originalwerke gegen den Hodegeus, aber Pázmány erhielt ebenfalls tatkräftige Hilfe, und die literarische Fehde, die als Vorspiel zum bald beginnenden Kampfe der Waffen dienen sollte, dauerte mehrere Jahre fort.

Die Wirkung seiner Bücher, seiner Kanzelreden, die Macht seines persönlichen Zaubers erhält einen zahlenmässigen Ausdruck in der Masse der Proselyten, die er machte. Sein scharfer Blick entdeckte die verwundbarste Stelle des Feindes. Er gewahrte bald jenen Punkt, wo er alle seine Anstrengungen concentriren musste, damit die Gegenreformation zu vollem Erfolg gelange. Er wendete sein Hauptaugenmerk auf die grossen Adelsfamilien des Landes, um dem Protestantismus seine wichtigsten Stützen zu nehmen. Nach einander kehrten in Folge seiner Tätigkeit die bis dahin protestantischen Magnaten zur kath. Kirche zurück und es waren etwa dreissig Familien, die bis zu seinem Tode dem Katholizismus gewonnen wurden.

Das war ein Sieg von immenser Bedeutung. Damit war die Uebermacht der Protestanten im Landtage und in Folge dessen später auch im

Lande gebrochen und die gewaltsame Rekatholisirung der Massen, speciell der Leibeigenen konnte nun beginnen. Diese waren wie in rechtlicher und politischer, so auch in religiöser Beziehung schutzlos den Launen ihrer Grundherren ausgeliefert und mussten früher oder später deren Glaubenswechsel mitmachen. Ihre Rekatholisirung begann auch bald in einer bis dahin unbekannten Weise. Die neubekehrten Magnaten vertrieben von ihren ausgedehnten Besitzungen die prot. Geistlichen, nahmen die Kirchen weg und zwangen die Bauern zum Besuch des kath. Gottesdienstes. So wurde der Religionshader, der früher nur die höheren und gebildeten Stände beschäftigte, bis in die untersten Schichten des Volkes hinabgeleitet und erhielt eine Wichtigkeit und wurde mit einer erbitterten Leidenschaft geführt, wie nie zuvor. Die Bewegung, die damit entstand, wurde zwar später auch von politischen und nationalen Momenten beeinflusst. Ihrem Wesen nach blieb sie jedoch hauptsächlich religiös; sie blieb der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus und dominirte vollkommen den weitern Verlauf der Geschichte Ungarns im XVII. Jahrhundert.

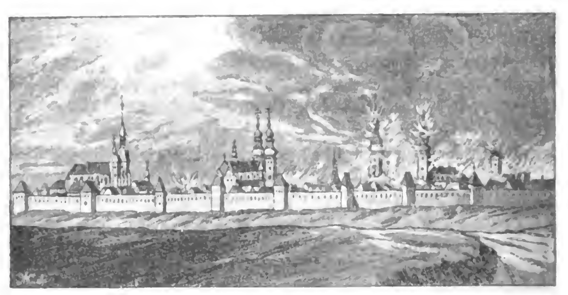
Der Mann, der die Bewegung in so riesigem Maasse anfachte und ihr jene Intensivität verlieh, war Petrus Pázmány, der einfache Jesuitenpater. Er sollte es nicht lange bleiben. Sein mächtiger Freund und Gönner Erzbischof Forgách erkannte bald, dass Pázmány seiner Kirche um so wichtigere Dienste zu leisten vermag, je bedeutender die Stellung, je höher die kirchliche Würde ist, die er bekleidet. Er leitete die nötigen Schritte ein, damit Pázmány von seinem Ordensgelübde dispensirt werde, und ein geistliches Beneficium annehmen könne. Er wollte ihm einstweilen die Probstei von Thurócz verschaffen; diese sollte als erste Stufe zu höheren Würden, eventuell zur Primatie des Reiches dienen, da er bereits vom Erzbischof eventuell zu seinem Nachfolger auserlesen war.

Die diesbezüglichen Pläne Forgách's wurden am königlichen Hoflager freundlich aufgenommen und unterstützt. Bevor aber die wegen der Dispensation eingeleiteten Schritte ihren endgiltigen Abschluss fanden, starb Cardinal Erzbischof Forgách am 16. October 1615 und der päpstliche Nuntius von Wien, Bischof Placidus de Marca urgirte die Neubesetzung des Graner erzbischöflichen Stuhles. Sein alleiniger Candidat war Petrus Pázmány, der trotz mancher Intriguen am 28. September 1616 von Mathias II. zum Erzbischof von Gran und damit zum Primas des ungarischen Reiches ernannt wurde.

Pázmány konnte nun das grosse Werk, das er als einfacher Jesuitenpater begonnen, mit den Machtmitteln des ersten Kirchenfürsten seines Vaterlandes fortsetzen.

II.

Am 29. November hielt der neue Primas seinen feierlichen Einzug in die Residenz Tirnau, wohin die Erzbischöfe und ihr Domcapitel nach der Eroberung Grans durch die Türken übersiedelten. Die Würde, die er bekleidete, war zwar eine kirchliche, doch in Folge der Verschmelzung von Staat und Kirche gehörte sie verfassungsmässig zu den allerhöchsten Staatsämtern, die ihrem Träger auch dann, wenn er nicht ein Mann von der persönlichen Bedeutung Pázmány's war, einen weitgehenden Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten des Landes gewährte. Ein Mann wie Pázmány gelangte durch die neue Würde zu dominirender Stellung. Er war zwar nicht der erste Minister seines Landes, wie Richelieu in Frankreich oder Kulesl in Oesterreich. Aber auch ohne diesen Titel übte er in den



Tirnau im Jahre 1666.

meisten Fällen denselben Einfluss aus und war der eigentliche, wenn auch nicht amtliche Leiter der internen ungarischen Politik.

Kaum im Besitze seiner neuen Würde, war Pázmány bereits von der hohen Politik vollauf in Anspruch genommen. Zwei grosse Fragen beschäftigten zu jener Zeit die maassgebenden Kreise: das Verhältniss zum Fürstentum Siebenbürgen, wo der mächtige Gabriel Bethlen seine Herrschaft zu befestigen suchte, und die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn. Der alternde, kinderlose Mathias II. designirte ihn zu seinem Nachfolger, doch seine Wahl stiess in dem überwiegend protestantischen Ungarn auf manche und bedeutende Hindernisse. Pázmány, der in vertraulichem Verhältniss zum glaubenseifrigen Erzherzog stand, entfaltete eine rege Tätigkeit, um dessen Wahl auf gesetzlichem Wege vorzubereiten. Doch in Wien wollte man vom Wahlrecht des Landes überhaupt nichts wissen; man wollte das Erbrecht des Hauses Habsburg proclamiren, die Besetzung

der Palatinalwürde vertagen, und die königliche Krone nach Wien überführen.

Dies alles sollte durch Waffengewalt, mit Hilfe einer spanischen Armee verwirklicht werden. Obzwar ein Staatsstreich vollkommen dem Geiste jener Zeit — es war am Vorabende des dreissigjährigen Krieges — entsprochen hätte, wurde er dennoch auf das Anraten Pázmány's fallen gelassen. Er trachtete auf dem Boden der Landesverfassung die rechtmässigen Ansprüche des Hofes durchzuführen, was ihm auch vollständig gelang. Obzwar im Unterhaus die Protestanten die Majorität besassen, konnte nach zweimonatlichen Debatten am 16. Mai zur Wahl geschritten werden und Ferdinand der Zweite wurde einstimmig zum König proclamirt. Am ersten Juli krönte Pázmány den Erwählten zum König von Ungarn.

Dies geschah im denkwürdigen Jahre 1618, kurz vor dem Ausbruche des dreissigjährigen Krieges. Auch auf die ungarischen Protestanten wirkten die Nachrichten aus Böhmen aufregend und Pázmány riet dem neuen König — der bald darauf, nach dem Tode Mathias II. die Regierung tatsächlich übernahm — zur Beschwichtigung der Gemüter einen Landtag einzuberufen. Ferdinand befolgte den Rat. Der Landtag wurde bald zum Schauplatz heftiger Debatten. Die protestantischen Stände traten mit Beschwerden hervor; auch wollten sie es nicht zulassen, dass die ungarischen Heere zur Unterjochung ihrer böhmischen und österreichischen Glaubensgenossen verwendet werden sollten. Die Gährung nahm fortwährend zu und obzwar der Landtag ordnungsgemäss geschlossen wurde, entfernten sich die Protestanten dennoch erbittert und befreundeten sich immer mehr mit der Idee, ihre Glaubensfreiheit nach dem Vorbilde der Böhmen mit Waffengewalt zu verteidigen.

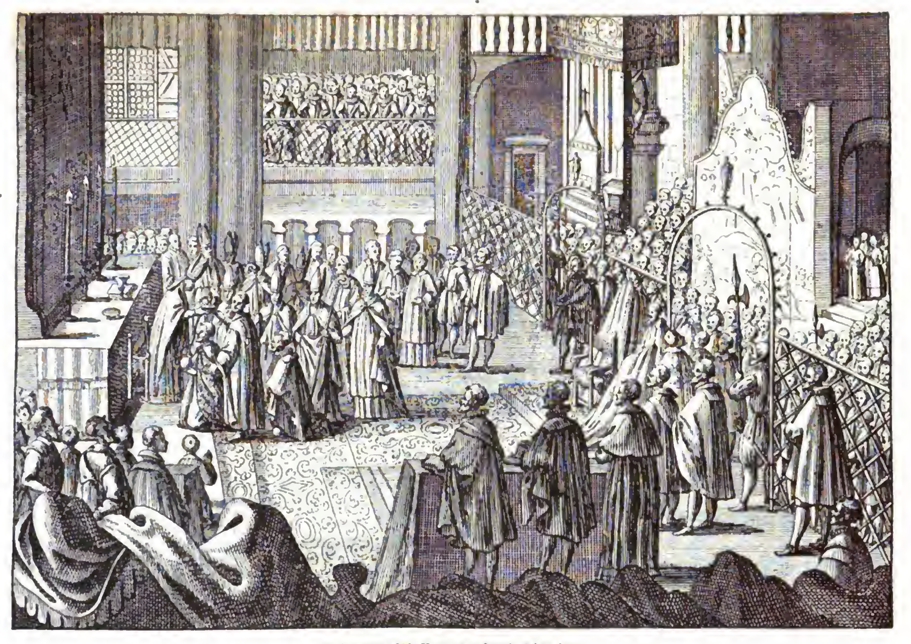
Gabriel Bethlen, der Fürst von Siebenbürgen, stellte sich an die Spitze der Bewegung, die das ganze Land überflutete. Pázmány selbst musste nach Wien flüchten; er wurde von der siegreichen Gegenpartei abgesetzt, des Landes verwiesen, proscribirt. Der ohne Verhör Verurteilte verlegte sich einstweilen auf das Protestiren und trachtete mit seinem ganzen Einfluss die maassgebenden Kreise Wiens zur Unnachgiebigkeit in den bald eröffneten Verhandlungen zu bewegen. Nie konnte er sich mit Bethlen befreunden, obzwar er mit ihm später öfters correspondirte. Als katholischer Kirchenfürst, als Leiter der Gegenreformation musste seine Politik gegen Siebenbürgen, die Hauptstütze des Protestantismus, den Wächter der Glaubensfreiheit aller ungarischen Protestanten, eine entschieden feindselige sein. Doch auch Staatsmänner haben ihre persönlichen Neigungen, ihre Sympathien und Antipathien, deren Wirkung auch ihre Politik beeinflusst. Die katholische Partei in Ungarn war einmütig in ihrem Hasse gegen Siebenbürgen, so lange dort Gabriel Bethlen herrschte. Pázmány, sowie der weltliche Führer des katholischroyalistischen Elements, Graf Nicolaus Eszterházy, der spätere

höchste Würdenträger des Reiches, der Palatin, bildeten eine ständige Kriegspartei gegen Bethlen, und ihre Politik gipfelte in dem Grundsatz: Ferdinand II. möge mit Böhmen, mit dem deutschen Reiche Frieden machen und seine Gesammtkräfte in Ungarn concentriren, um hier Bethlen und den Protestantismus zu vernichten. Gegen diese Bestrebung bildete der Hof zu Wien die Friedenspartei. Dort hatte eben die entgegengesetzte Tendenz die Oberhand. Man wollte sich mit Bethlen möglichst vergleichen — man tat es auch —, um alle Machtmittel draussen im Reich verwerten zu können.

In Folge von persönlichen Zerwürfnissen trat später eine Spaltung in der ungarischen Kriegspartei ein. Pázmány trennte sich vom Palatin Eszterházy und suchte dessen Bestrebungen gegen Siebenbürgen zu paralysiren, obzwar an die Stelle Gabriel Bethlens, eines der aufgeklärtesten Herrscher des XVII. Jahrhunderts, der auch gegen Andersgläubige, speciell gegen die Katholiken Toleranz übte, Georg I. Rákóczy trat, der in Dingen der Religion die intoleranten Ansichten seiner Zeit unnachsichtlich verwirklichte und — wie zum Beispiel die Sabbathianer — ganze Secten dem weltlichen Gericht überlieferte. Dennoch entstand zwischen dem Haupte der Gegenreformation und dem weltlichen Oberhaupte der ungarischen Protestanten ein sehr freundschaftliches Verhältniss und Pázmány unterstützte Rákóczy mit seinem ganzen Einfluss in Wien gegen die kriegerischen Bestrebungen Eszterházy's.

Während der Königswahl Ferdinand des Dritten leistete Pázmány dem Königshause ebenfalls bedeutende Dienste. Dies geschah auf dem Landtag im Jahre 1625 in Oedenburg, wo die Katholiken einen zweiten grossen Sieg davontrugen. Dort wurde ihr Candidat Eszterházy, damals noch ein Schützling Pázmány's, mit dem er sich später entzweite, zum Palatin gewählt und so gelangten alle höchsten Würden und Aemter in die Hände von Katholiken. Auch Ferdinand III. wurde von Pázmány mit herkömmlichem pompösen Ceremoniell zum Könige gekrönt. Die Verdienste, die er sich um diese Wahl erworben, wurden auch vom Könige von Spanien, Philipp IV., dem Grossvater Ferdinands III. gewürdigt. Auf den Antrag seines Botschafters in Wien sprach er dem ungarischen Kirchenfürsten brieflich seinen Dank aus und bewilligte ihm eine Jahresrente von dreitausend Dukaten.

Wie hervorragend auch die Stellung Pázmány's war, wie bedeutend sein persönliches Ansehen und der Einfluss, den er auf den König ausübte, — alles konnte auch er nicht erwirken. Dies zeigte sich während des Mantuanischen Erbstreites in den Jahren 1628—29, in jener Episode des grossen Krieges, wo das Haus Habsburg und Frankreich abermals an einander gerieten und sich auch bald messen sollten. Der päpstliche Stuhl und die Fürsten der katholischen Liga trachteten den Kaiser von neuen Kriegsabenteuern in Italien zurückzuhalten. Pázmány unterstützte kraftvoll ihre



Ferdinand's III. Krönung durch Pázmány.

Bestrebungen in Wien. Der Nuntius, die Curie selbst legten grosses Gewicht auf seine persönliche Intervention. Er wurde hiezu in der schmeichelhaftesten Art ersucht. Pázmány konnte diesen Wunsch um so eher erfüllen, da seine eigene Politik gegen Bethlen ihn zum natürlichen Bundesgenossen jener Partei machte, die den Kaiser von neuen auswärtigen Unternehmungen zurückzuhalten strebte. So oft er in Wien erschien, wirkte er in dem Sinne, dass der Mantuanische Streitfall friedlich abgewickelt werde. Er wendete sich an den Pater Lamormain, den einflussreichen Beichtvater Ferdinands. Er sagte ihm einmal: «Wenn ich Beichtiger des Kaisers wäre, ich würde ihm die Absolution so lange verweigern, bis er den Plan des italienischen Krieges fallen lässt.» Doch dies alles blieb nutzlos; der Kaiser nahm Teil an dem kurzen Krieg, der mit dem Vergleich von 1630 seinen Abschluss fand.

Wie die päpstliche Curie das Ansehen Pázmány's in Wien auszunützen trachtete, so wollte auch der kaiserliche Hof die Persönlichkeit des ungarischen Kirchenfürsten in Rom im eigenen Interesse verwerten. Pázmány wurde dazu auserlesen, um in ausserordentlicher Mission, als Botschafter des Kaisers in der ewigen Stadt die antikaiserliche Politik seines berühmten Cardinalcollegen Richelieu zu paralysiren und die Curie für die Sache des Hauses Habsburg wieder zu gewinnen.

Dies geschah in dem kritischsten Momente des dreissigjährigen Krieges, als die Heldengestalt Gustav Adolfs nach dem Siege von Leipzig (7. Sept. 1631) in vollem Glanze des Erfolges strahlte. Alle Errungenschaften zwölfjähriger, blutiger Kämpfe gingen auf einmal verloren; die Kräfte des Kaisers und seiner noch übrig gebliebenen Verbündeten, Spaniens und Baierns, waren erschöpft und seine Sache schien bereits verloren. Die höchste Gefahr drohte ihm aus Rom, wo der französische Einfluss immer mehr die Oberhand gewann und den Papst von der kaiserlichen Sache gänzlich abzuwenden trachtete. Papst Urban VIII. befreundete sich immer mehr mit dem Gedanken, dass die Glaubenseinheit der europäischen Völker für ewig verloren sei und durch Waffengewalt nicht mehr restituirt werden könne. Cardinal Richelieu, der allmächtige Minister Frankreichs, bestärkte ihn in dieser Auffassung und machte ihn auf die Gefahren aufmerksam, mit welchen die Bestrebungen des Hauses Habsburg nicht allein das europäische Gleichgewicht, sondern auch die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles bedrohen. Mit dem französischen Einfluss gewann in Rom auch jene Ansicht an Terrain, dass der protestantische Gustav Adolf nicht gegen die kath. Kirche, sondern einzig und allein gegen die Uebermacht des Kaisers kämpfe, daher der Papst sich ohne Schädigung der Interessen der Kirche vom österreichischen Hof abwenden könne.

In Wien war man über die Lage in Rom unterrichtet und höchst beunruhigt. Man war überzeugt, dass der Kampf mit dem Schwedenkönig

nur dann erfolgreich fortgesetzt werden könne, wenn sich sämmtliche katholische Mächte — auch Frankreich — gegen ihn vereinigen. Die Vorbedingung der Wiederherstellung einer kath. Liga war aber das Gewinnen des Papstes und diese hochwichtige Mission wurde dem Cardinal Pázmány übertragen. Er allein schien im Stande, den Kampf gegen den französischen Einfluss in Rom, gegen die Politik Richelieu's erfolgreich aufnehmen zu können. Er wurde daher vom Kaiser Ferdinand II. im Anfange des Jahres 1632 als ausserordentlicher kaiserlicher Botschafter nach Rom gesendet.

Pázmány übernahm freudig die hochwichtige Mission. Die Errichtung einer katholischen Liga gehörte von jeher zu seinen politischen Idealen und in einer Denkschrift von 1632 begründete er sie ausführlich. Seiner Ansicht nach sollten sich alle katholischen Mächte zur Ausrottung der Häresie und Vertreibung der Türken vereinigen; nach dem Sieg sollten sie die Gebiete der prot. Fürsten untereinander verteilen und die Verpflichtung übernehmen, sich gegenseitig nie mehr anzugreifen und eventuell den Friedensstörer mit vereinter Macht zu züchtigen. Die Idee, der Liga in Rom zum Siege zu verhelfen, den Papst über die Tendenzen des Kaisers aufzuklären und seine moralische und materielle Unterstützung zu erlangen, war die Aufgabe der Mission Pázmány's.

Am 14. Februar trat er mit einem zahlreichen Gefolge die Reise an und hielt am 28. März seinen Einzug in Rom, wo er glänzend empfangen wurde. Doch die Herzlichkeit galt mehr seiner Person, als der Sache, die er vertrat. Eine Zeit lang wollte man ihn nicht einmal als kaiserlichen Botschafter anerkennen; man behauptete, dass die Cardinäle mit den weltlichen Fürsten in gleichem Range stehen und daher von ihnen als Botschafter nicht verwendet werden können. Auch der Papst vertrat diese Ansicht, worauf Pázmány ruhig und würdevoll entgegnete, er sei nicht deshalb nach Rom gekommen, um darüber zu streiten, ob ein Cardinal das Amt eines Botschafters führen dürfe oder nicht, sondern um die Lage Deutschlands zu besprechen und die Hilfe Seiner Heiligkeit zu erlangen. Der Papst hörte hierauf seine Ausführungen aufmerksam an, doch obzwar Pázmány sich auch anderwärts Freunde zu schaffen trachtete, erhielt er in der Audienz vom 24. April eine schriftliche Erklärung, die sehr diplomatisch stylisirt, ihrem Wesen nach aber sowohl für die Idee der kath. Liga, als in Bezug einer Geldunterstützung ablehnend lautete. Entmutigt entfernte sich Pázmány, doch bald trat er mit neuen Vorschlägen auf. Bevor er auf diese eine Antwort erhielt, kamen ihm aus Wien über die Fortschritte Gustav Adolfs betrübende Nachrichten zu. Er eilte zum Papst, verwendete alle seine Eloquenz, um dessen Sinn zu bekehren, doch vergeblich. Er gelangte zur Einsicht, dass er in Rom nichts Wesentliches zu leisten vermöge und bat um eine Abschiedsaudienz, die sehr herzlich verlief. Ganz unfruchtbar war seine Mission keineswegs. Der Papst sendete 60,000 Taler und versprach in

wenigen Tagen neue Geldhilfe zu leisten. In seinem Handschreiben an den Kaiser versicherte er diesen seines Wohlwollens und äusserte sich mit grosser Anerkennung über die Verdienste Pázmány's.

Diese Verdienste wurden auch anderswo gewürdigt. Die Diplomaten Spaniens lancirten die Idee, dass Pázmány als ständiger Gesandter des Kaisers baldigst nach Rom zurückgeschickt werde, wo sie von seiner Tätigkeit wichtige Erfolge erwarteten. Dem König von Spanien gefiel der Plan so sehr, dass er im Falle seiner Verwirklichung sich bereit erklärte, die Jahresrente Pázmány's von drei auf viertausend Ducaten zu erhöhen. Doch der Kaiser, dem der spanische Botschafter im Namen seines Souverains den



Pázmánys Palast in Tirnau.

Plan vorlegte, erhob Schwierigkeiten. König Philipp IV. liess sich aber nicht beirren und instruirte seinen Botschafter, dass er seine Kräfte anstrenge und die Idee zur Ausführung bringe. In der zweiten Hälfte des Jahres 1633 kam Graf Onate als ausserordentlicher Gesandter Spaniens nach Wien, dem es auch gelang, sowohl den Kaiser als Pázmány für die Idee seines Königs zu gewinnen. Im Laufe des Jahres 1634 fanden fortwährend Verhandlungen zwischen Wien und dem Escurial statt, die sich hauptsächlich um die finanzielle Seite der Sache drehten, da Pázmány im Falle seiner Uebersiedelung nach Rom dem Graner erzbischöflichen Stuhle entsagt hätte. An den finanziellen Schwierigkeiten zerschlug sich der Plan und Pázmány blieb in Ungarn, wo er mit allem Eifer im Dienste seiner Kirche weiter wirken sollte.

III.

Pázmány führte seinen Kampf gegen den ungarischen Protestantismus mit der Energie, aber auch mit der Vorsicht und Weisheit eines grossen Strategen. Er begnügte sich nicht mit flüchtigen Erfolgen. Im Momente, wo er Macht und Einfluss erlangte, vergass er auch nicht das bereits Gewonnene sicher zu stellen und das Terrain für weitere Eroberungen vorzubereiten. Zu diesem Zwecke legte er eine lange Kette von Befestigungen, Bollwerken an in Gestalt weltlicher und kirchlicher Bildungsanstalten, ein wohlcombinirtes Netz von verschiedenen Schulen, die in allen Abstufungen dem gemeinsamen Ziele, den Interessen der Kirche dienen sollten. Mit derselben Energie, mit welcher er alle Kräfte des Staates gegen die Protestanten zu mobilisiren trachtete, wollte er auch die Waffen des Geistes gegen sie verwenden. Der Mann der Gewalt zollte auch der Macht des Geistes, der Wissenschaft die höchste Anerkennung und hierin liegt die hohe culturelle Bedeutung seiner Individualität. Die Schutzwälle, die er für seine Kirche geschaffen, wuchsen bald zu wichtigen Pflanzstätten der gesammten natiolen Bildung und in ihren Mauern blühten Jahrhunderte lang Wissenschaft und heimische Cultur. Wie grossartig angelegte Monumentalbauten, haben sie die Stürme der Zeit siegreich überstanden und manche von ihnen dienen heute noch erfolgreich dem Bildungswesen der Gesammtnation.

Pázmány selbst stellte ihnen natürlich enger begrenzte Aufgaben. Sie sollten Kämpfer für die Gegenreformation, Seelsorger für die Gemeinden und Missionäre zur Bekehrung der Sectirer liefern und die weltliche Jugend im Geiste der Kirche erziehen. Er übergab sie daher ohne Ausnahme den Jesuiten, jenem Orden, der ihn selbst erzogen und an dem er bis zum letzten Lebensatem mit unerschütterlicher Liebe hing. Die Jesuiten verpflanzten ihr bekanntes Lehr- und Erziehungssystem auch in die ungarischen Schulen, wo ihre Methode dieselben guten und schlechten Früchte trug, wie im übrigen katholischen Europa und etwa hundertfünfzig Jahre bis zur Aufhebung des Jesuitenordens in voller Geltung verblieb.

Als Pázmány den Erzbischofsstuhl von Gran bestieg, bestand auf dem ganzen grossen Gebiet der Stephanskrone ein einziges katholisches Priesterseminar. In Folge dessen fiel die Zahl der Seelsorger auf ein Minimum und auch die wenigen Pfarrer, die es gab, standen auf einem niedern Grad der Bildung und der Moral. Sie konnten auch dann nicht beseitigt werden, wenn sie einen scandalösen Lebenswandel führten, da man keinen besseren Ersatz hatte und auch befürchten musste, dass die abgesetzten Hirten sammt ihrer Heerde zum Protestantismus übertreten werden. Auch in Folge ihrer materiellen Lage und des Elends, dem sie preisgegeben waren, konnte man an sie keine höheren Ansprüche richten. Wie die Weltgeistlichkeit, so verfiel auch das früher blühende Ordenswesen; kaum einige Klöster der

Pauliner und Franziskaner trotzten den Stürmen des XVI. Jahrhunderts und auch diese waren wenig bevölkert und ohne gehörige Disciplin.

Mit kraftvoller Hand begann Pázmány, so bald es ihm die inneren Wirren gestatteten, die Heilung dieser Uebelstände. Bereits im Jahre 1622 besprach er seine Pläne mit den Prälaten des Landes. Die Wiederherstellung der Kirchenzucht und die Gründung katholischer Bildungsanstalten standen an der Spitze seines Programms. In seinen, an den König und an den Papst adressirten Berichten führte er aus, dass es kaum noch eine Nation gebe, die so sehr von dem Wunsche, ihren Kindern eine wissenschaftliche Erziehung zu geben, durchdrungen wäre als die ungarische. Diesem Wunsche sollte die Kirche aus eigenem Interesse entsprechen und er hielt es für die dringendste Aufgabe, Schulen und zur Aufnahme von ärmeren Zöglingen und Seminaristen geeignete Anstalten zu gründen.

Er blieb nicht beim Raten stehen. Er ging mit gutem Beispiele voran



Das Pazmaneum in Wien.

und eine lange Reihe von Bildungsinstituten verdanken ihre Existenz seiner Opferfreudigkeit. Seine erste Gründung war das Priesterseminar, das noch heute blühende Pazmaneum zu Wien. Er hielt die Lage der Katholiken in Ungarn noch immer für unsicher und wollte den Sitz seiner grossartigen Lehranstalt nicht in dem Lande belassen, für das sie wirken sollte. Dort, wo er selbst während der Bethlen'schen Wirren eine sichere Zufluchtsstätte fand, in Wien mit seiner berühmten Universität, gründete er im Jahre 1623 die ungarische Priesterbildungsanstalt und widmete ihr einen Fond von 115,000 Gulden. Die Anstalt wurde im nächsten Jahre mit siebzehn Zöglingen eröffnet und übersiedelte 1625 in das von Pázmány um viertausend Gulden für sie neuerworbene Haus, wo sie auch heute untergebracht ist. Bald nachher errichtete er auch in Tirnau ein Landes-Priesterseminar. Auch nach Rom in das ungarisch-deutsche Collegium sendete er Zöglinge aus Ungarn und legte dort eine Stiftung an, aus deren Zinsen die Reise-

kosten der Heimkehrenden bestritten werden sollten. Später wurde Pázmány auch zum Protector dieser römischen Anstalt ernannt.

Für die Ausbildung des weltlichen Elements sorgte Pázmány mit gleichem Eifer. In Tirnau gründete er eine Erziehungsanstalt für Söhne des ärmern Adels. Diese Schule wurde so populär, dass auch protestantische Adelige ihre Kinder dahin sendeten, wo sie dann dem kath. Glauben gewonnen wurden. Neben der adeligen Anstalt errichtete er eine zweite



Das Thor des Jesuiten-Collegiums in Pressburg.

Schule für Kinder von Nichtadeligen. Der Freigebigkeit Pázmány's verdankt das Jesuiten-Collegium zu Pressburg seine Entstehung. Die Schule wurde bald so beliebt, dass ihr der grossherzige Gründer ein eigenes, grosses Gebäude herstellen lassen musste. In diesen und in anderen, auf den exponirtesten Punkten des Katholizismus errichteten Lehranstalten und mit Hilfe der neuen Priestergeneration sowie der Jesuiten wurde die Sache der Gegenreformation mit frischem Mut und glänzendem Erfolg weiter entwickelt.

Pázmány krönte sein Werk mit der Gründung einer Universität der

INDEX ACADEMICORUM STUDENTIUM

Magnatum, Comitum & Baronum, Anno 1636 inscribi coeptorum

Rdo Pre Georgio Dobronoki, Magnifico Academiae & Collegii Rectore,

P. Thoma Jazberini, Philosophiae, et P. Stephano Kereztes, Ling. Decanis.

Nicolaus Pazmany de Panasz L. B.

Comes Emericus Czobor de Szentmihalyfalva

Comes Nicolaus Palffi de Erdeöd

Comes Ferdinandus Palffy de Erdeöd

Emericus Priny de Peren L. Baro

Franciscus Forgach de Ghimes L. B.

Valentinus Czobor de Czobor

Adamus Batthyany de Nemethujvar L. B.

Joannes Eszterhazi de Galantha L. B.

Thomas Eszterhasi de Galantha L. B.

Casparus Eszterhasi de Galantha

Ladislaus Karoli de Nagy Karoly L. B.

Nicolaus Karoly de Nagy Karoly L. B.

Emericus Doczy de Nagy Lucse L. B.

Stephanus Kohary de Csabrag L. B.

Thomas Palffy de Erdeod L. B.

Franciscus Balinsky de Maros Jara

Paulus Gyerőffi de Kis Kapus

Joannes Naminy N. Ungh Varadiensis

Stephanus Palffy de Erdeod Magnificus Ungaria

Die ersten Hörer der Tirnauer Universität.



Pázmánys Denkmal in Gran.

Wissenschaften. Seit dem grossen Mathias Corvinus entbehrte das Land eine eigene Hochschule und seine Kinder mussten ins Ausland wandern, um an fremden Universitäten ihren Wissensdrang zu stillen. Jahre lang beschäftigte sich Pázmány mit der Idee, eine ungarische Universität zu errichten. Aber erst im Jahre 1635 konnte er an die Ausführung seines Lieblingswunsches denken. Mit einer Stiftung von sechzigtausend Gulden legte er den Grundstein zur neuen Hochschule, die in Tirnau, im damaligen Centralpunkt des katholischen Ungarn, gegründet und der Leitung der Jesuiten übergeben wurde. Einstweilen sollte nur die theologische und philosophische Facultät eröffnet werden. Pázmány leitete auch die nötigen Schritte ein, um vom Kaiser und dem Papst die Privilegien einer Universität für seine Schöpfung zu erlangen. Der Papst erhob Einwendungen, da die neue Anstalt keine juridische und medizinische Facultät besass. Ferdinand der Zweite hingegen erteilte die Privilegien und erklärte die neue Hochschule mit den kath. Universitäten Deutschlands für gleichberechtigt. Die Universität von Tirnau wurde in Gegenwart vieler Prälaten und Magnaten am 13. November 1635 feierlich eröffnet und die Vorlesungen begannen am Anfang des neuen Jahres. Im Laufe der Zeit wurden auch die noch fehlenden Facultäten errichtet und die Hochschule nach Ofen und später nach Pest verlegt, wo sie als Budapester Landes-Universität noch heute die erste Hochschule des Königreichs Ungarn bildet. Gleich bei ihrer Eröffnung besuchten sie die Söhne der angesehensten Familien des Landes, wie es ihre eigenhändigen Unterschriften auf dem ersten Blatte des noch heute erhaltenen Albums der Universität (s. S. 624) beweisen.

Der Stifter sollte sein grosses Werk nicht lange geniessen. Er kränkelte bereits seit Jahren und seine unermüdliche Arbeitsamkeit, seine vielfältige Tätigkeit verzehrten seine Kräfte. Im Jahre 1637, am 19. März befiel ihn während des Mittagmahles ein Unwohlsein und noch am selben Abend hauchte er seinen Geist aus. Am 3. April wurde er unter grossartigen Trauerfeierlichkeiten in Tirnau beerdigt. In der Domkirche zu Gran liess ihm sein jüngster Nachfolger, Cardinal-Erzbischof Simor, vor einigen Jahren von einem italienischen Meister ein würdiges Denkmal errichten. Doch ein mächtigeres Denkmal errichtete er sich selbst. Er war der Erretter der kath. Kirche und auch der Herrschaft des Hauses Habsburg in Ungarn, die von den Wogen des dreissigjährigen Krieges ohne Pázmány wahrscheinlich ebenfalls fortgeschwemmt worden wäre.

Das ungarische Volk, religiös verschiedenartig gespalten, hat Pázmány trotz seiner Geistesgrösse in das Pantheon der nationalen Heroen nicht aufgenommen. Der geniale Cardinal war der Mann einer Kirche, einer Partei, und die harten Schläge, die er den Gegnern versetzte, die vielfachen Eroberungen, die er auf ihre Kosten ausführte, sind bis heute nicht vergessen. Er war und bleibt Parteimann, obzwar das Genie, das er besass, die immense

Wirkung, die er ausübte, von Freund und Feind anerkannt werden. Die Gestalt dieser mächtigen Persönlichkeit, die Ideen, die ihn beseelten und die Werke, die er geschaffen, der heutigen Generation verständlicher gemacht und in einem möglichst versöhnlichen Geist gewürdigt zu haben, ist das bleibende Verdienst des Fraknói'schen Buches. Dr. IGNAZ ACSÁDY.

DER GOLDFUND VON NAGY-SZENT MIKLÓS.

(Schluss.)



IV. Die hauptsächlichsten Kunstströmungen der Völker-Wanderungszeit.[1]

Schon im vorhergehenden Capitel, wo es meine Aufgabe war, die Entstehungszeit des Nagy-Szent-Miklóser Fundes zu bestimmen, musste ich öfter über das blosse Aufzählen von Analogien hinausgehen, und darauf hinweisen, dass die Kunstdenkmäler Mittel-Europa's vom IV. bis in's VIII. Jahrhundert im engsten Zusammenhange mit einander stehen. Dieselben sind insgesammt in Bezug auf eine gewisse Technik und ihr Ornamentationssystem als zusammenhängendes Ganzes zu betrachten. Sie verbreiteten sich dadurch, dass die aus dem Osten oder dem Norden kommenden Barbaren auf ihrem Wege nach West oder Südwest dieselben dahin mitbrachten.

Lasteyrie war der erste Forscher, welcher die Existenz dieser eigentümlichen barbarischen Kunst genauer erfasste, den Lauf derselben vom mittleren Russland bis zum äussersten Westen richtig beurteilte, und seine Behauptung sogar gegen so beachtenswerte Gegner wie Labarte siegreich verteidigte und aufrecht erhielt.

Lasteyrie entwickelte seine Ansicht über die Kunst der Barbaren in der Völkerwanderungszeit schon in seinem Werke über die Kronen von Guarazzar; im Jahre 1875 nahm er dieselbe auf in sein kleines Werkchen über die Goldschmiedekunst[2] und mit diesem gewann er nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch ausserhalb desselben manche Forscher für seine Ansicht. Labarte bestreitet die Richtigkeit dieser Ansicht, und führt den Ursprung

[1] Die ersten beiden Artikel s. in dieser *Revue* V, 1885, S. 161 ff. u. 598 ff.

[2] Histoire de l'orfévrerie Paris 1875. — De Linas gab schon zwei Jahre später 1877, den zweiten Band seines Werkes «Les origines de l'orfévrerie cloisonnée», heraus, worin er den asiatischen Beginn der völkerwanderungszeitlichen Strömung, ihren Weg nach Europa, und besonders ihre Ausbreitung nach dem europäischen Russland und nach Sibirien, ausführlich behandelt.

der hauptsächlichsten dieser barbarischen Werke auf Byzanz zurück.[1] Lasteyrie hielt jedoch seine Ansicht aufrecht, und widmete in der neuesten Auflage seines Werkes über die Goldschmiedekunst ein eigenes Capitel der «Orfévrerie barbare».[2] Er bemerkt sehr richtig, dass die Geschichtsschreiber ein gewisses Vorurteil hegen gegen die Wandervölker jener bewegten Zeit. Sie meinen, dass dieselben das Gebiet der antiken Cultur überflutend überall nur zerstörend angriffen; von solchen «Alles verwüstenden» Barbaren liess sich gar nicht voraussetzen, dass dieselben Verbreiter einer gewissen Cultur waren.

Und doch waren sie ja nur «Barbaren», nicht Wilde. Das Barbarentum unterscheidet sich aber wesentlich von dem Zustande der Wildheit. Der letztere bedeutet ein gänzliches Fehlen der Cultur, das erstere blos eine unvollständige Cultur, wie sie mit ihren nur halb civilisirten Instinkten im Einklange steht. Beinahe sämmtliche Barbarenvölker kannten die Metalle. Sie leben wohl nicht in allgemeinem, gesittetem Wohlstande, kennen aber den Luxus. Die Häuptlinge der Barbarenvölker waren fast durchwegs sehr reich, und führten ihre Schätze immer und überallhin mit sich. Sie thaten es wie die römischen Feldherren, welche aus den halbcultivirten Weltteilen mit reicher Beute beladen heimkehrten.

Diese barbarischen Gegenden hatten übrigens auch Verkehr und Berührung mit viel cultivirteren Ländern, wie Griechenland und Kleinasien. Späterhin war das Ostreich mehr denn einmal gezwungen mit ihnen zu rechnen, ja sogar ihre Raubzüge zu dulden, oder sich durch reiche Tribute und Geschenke von ihnen loszukaufen. Die Schatzkammern barbarischer Fürsten bestanden so zum Teil aus geraubter Beute, zum Teil aus eigenen Erzeugnissen.

Dass dieselben eine ihnen eigentümliche Goldschmiedekunst besassen, haben neuere Forschungen erwiesen, und zwar wurden die Spuren derselben in solchen Gegenden nachgewiesen, welche die Barbaren vom IV.—VIII. Jahrhunderte überflutet hatten.

Diesen Ueberresten, welche an vielen Orten des westlichen und südlichen Europa's zum Vorschein kamen, gibt eine gewisse stilistische Verwandtschaft einen gleichartigen Charakter.

Die Meinung, welche Anfangs nur mit einer gewissen Zurückhaltung ausgesprochen wurde, dass die in diesen Ueberresten uns erhaltene Kunstindustrie in ihrer näheren Veranlassung von classischen Traditionen unabhängig sei,

[1] Labarte fasst seine Erörterungen in Folgendem zusammen: «D'après ces données, que nous fournit l'historie, on peut regarder comme constant que les goths, dans l'ornementation des objets mobiliers, ne s'ecartérent en rien des traditions de l' antiquité». Hist. des arts ind. au moyen age etc. B. I. 2-te Ausgabe. 1872. pag. 15.

[2] Historie de l'orfévrerie 2-e edition Paris 1877, pag. 55—79. l'orfévrerie barbare. Ich gebe hier einen weitläufigen Auszug dieses Capitels indem ich dasselbe mit einigen Daten ergänze, welche Lasteyrie in seinem für das grössere Publicum geschriebenen Werke überging.

ist später beinahe zur Gewissheit geworden, indem durch Zufall, dieser zweiten Vorsehung der Archäologie, Altertümer derselben Art consequent in allen jenen Gegenden zum Vorschein kamen, welche von den Barbaren nacheinander durchzogen wurden.

Das auffallendste Characteristicon dieser Goldschmiedarbeiten ist die häufige Anwendung des Almandins in Täfelchen, in Stabform oder in rundlicher nicht geometrischer Form geschliffenenem Zustande (muglich). Manchmal wurden dieselben einfach in die Goldfläche eingebettet, ein anderes Mal ruhen sie in einer Fassung oder Zelle.

Die ältesten Goldschmiedarbeiten dieser Art befinden sich in dem Museum der Eremitage in Petersburg. Die russische Regierung, welche jetzt jenes Territorium beherrscht, das einst gleichsam die Wiege der barbarischen Stämme war, sorgt seit einigen Jahrzehnten dafür, dass die Altertümer gesammelt werden. Aus denselben wurden zwei Sammlungen gebildet. Die eine enthält die bosporanischen Altertümer, die zweite ist die skythische Sammlung, deren Bestand an goldenen Schmucksachen, Goldgefässen und anderen Goldarbeiten schon viele hundert Nummern zählt.

Unter diesen hebt Lasteyrie als das interessanteste Stück ein prachtvolles Diadem hervor, das in Novo-Tscherkask am Don gefunden wurde, und giebt davon eine Abbildung.[1] Dass dieses Diadem eine locale Arbeit ist, beweisen am besten die Darstellungen des Elentieres und des kaukasischen Steinbockes, welche aus dem oberen Rande des Diademes hervorstehen. Diese Tiere waren in Griechenland unbekannt, während sie zu den typischen Bewohnern des alten Skythien gehörten.

Ein anderes höchst characteristisches Stück derselben Sammlung ist die Sperber-Fibula aus massivem Golde und mit zahlreichen Granaten geschmückt. Der Adler ergreift hier eben solchein Elentier wie an der oberwähnten Krone.

Der grosse Fund von Petreosa kann als eine Fortsetzung dieser Reihenfolge betrachtet werden. Der Schatz bestand ursprünglich aus 22 Stücken, jetzt sind nur mehr 12 Stücke vorhanden. Auf der Pariser Ausstellung 1867 lernte die Welt diesen Fund kennen. Es mag ein fürstlicher Schatz sein aus jener Zeit, als die Gothen noch nicht Christen waren. Mit Ausnahme einer grossen Schüssel, die viele antike Characterzüge aufweist, sind die Cloisonarbeiten überwiegend. Die Adler-Fibula ist vollkommen analog der erwähnten Fibula in der Eremitage, und auch die übrigen Cloisonarbeiten mit Granaten und ganz besonders die Gefässe gehören in diese Reihenfolge. Die Gefässe schliessen sich ihrer Form nach der orientalischen Kunst an. Daraufhin weisen die beiderseits als Henkel aufsteigenden Löwen,

[1] Die Abbildung dieser interessanten Krone ist öfter erschienen. Auch De Linas giebt dieselbe S. o. B. II. Taf. D.

deren Oberfläche mit zahlreichen eingelegten Granaten geschmückt ist. Sie erinnern lebhaft an die Löwen auf persischen Reliefen. Nach dem Orient weist auch die Anwendung von Steinen in durchbrochener Arbeit, eine Technik, die wir auch an dem berühmten Gefässe des Chosroës finden, das in der Bibliothèque nationale zu Paris aufbewahrt wird. Aus dieser Gleichartigkeit der Technik und des Geschmacks folgt, dass die barbarischen Künstler persische Vorbilder kannten und denselben folgten.

Man hat aus verschiedenen Gründen den Schatz von Petreosa den Gothen zugeschrieben, und ihn aus der Zeit datirt, als dieselben noch an der Donau wohnten. Auch auf ihren späteren Wegen nach dem Westen liessen sie überall solche Arbeiten zurück. Einige davon, die dem Budapester ungarischen National-Museum gehören,[1] sah Lesteyrie auf der Pariser Ausstellung 1867, und in seiner Studie weist er mit Recht auf dieselben als Bindeglieder zwischen Ost und West hin.

Am zahlreichsten haben sich Cloisonnerie-Werke in solchen Gegenden erhalten, wo sich die wandernden Barbarenvölker niedergelassen und Staaten gegründet haben, so in Spanien und Italien. Der ausserordentliche Reichtum der westgothischen Fürsten ist aus der Geschichte bekannt, und einige hervorragende Stücke, wie das Kreuz der Kathedrale von Orviedo und andere Schmucksachen waren schon längst bekannt, als im Jahre 1858 bei Guarrazar in der Nähe von Toledo acht goldene Kronen gefunden wurden. Diesen Schatz erwarb das Museum von Cluny in Paris. Sämmtliche Kronen sind als Votivkronen zum Aufhängen eingerichtet und mit Granaten verziert. Die von der grössten derselben frei herabhängenden Buchstaben verkünden den Namen des Besitzers — Reccesvinthus — eines visigothischen Fürsten († 672), und geben so die glaubwürdigste Aufklärung über Zeit und Ursprung des Schatzes.

Jene Kunst also, deren erste Keime in heidnischer Zeit sich in dem fernen Skythien vorfinden, treffen wir später wieder in dem Herzen Spaniens, auf dem Gebiete jenes Eroberervolkes an, welches die Geschichte im Vereine mit den übrigen «barbarisch» genannt hat. Die Krone des Reccesvinthus, sowie auch die anderen sind zu öfteren Malen publicirt worden;[2] auch Lasteyrie gibt eine genaue Zeichnung derselben.

Die spanische Regierung veranstaltete auf der Fundstelle des Schatzes in Guarrazar Ausgrabungen. Bei dieser Gelegenheit wurden dort wieder einige Votivkronen gefunden, die sich jetzt in der Armeria real zu Madrid befinden. Die interessanteste derselben ist jene, auf der der Name des westgothischen Königs Svinthila zu lesen ist.

[1] Den ungarländischen Funden widme ich weiter unten ein specielles Capitel (V.)
[2] Ein Bruchstück derselben reproduciren auch wir nach Labarte (Fig. 51 S. 100.)

Um den eigentümlichen Styl dieser Goldarbeiten zu erklären, erfanden einige spanische Gelehrte den latino-byzantinischen Styl.[1]

In Italien finden wir auf dem Gebiete der Ostgothen ganz analoge Denkmäler. In Ravenna grub man in den siebziger Jahren gelegentlich einer Canalführung das Bruchstück einer Goldrüstung aus, geschmückt mit feinen Goldcloisons, in welchen Granaten gefasst sind, wahrscheinlich das Bruchstück einer Panzerverzierung. Das interessante Goldwerk befindet sich im städtischen Museum zu Ravenna, und wer es dort gesehen, hat sicherlich mit Erstaunen wahrgenommen, dass das Einfassungsmotiv desselben genau mit jenem Friesornamente übereinstimmt, welches uns an der Grabkirche des Gothenkönigs Theodorich so befremdet.[2]

Die Schatzkammer der Kirche von Monza verdankt der Grossmut lombardischer Könige mehrere interessante Goldwerke, welche ebenfalls in diese Reihenfolge gehören. So die Geschenke des Agilulphus und seiner Gemalin Theodolinda. Die sogenannte «Eiserne Krone», ein überaus wertvolles Evangelienbuch,[3] mit Goldcloisons,[4] Cameen, Perlen und Edelsteinen auf dem Deckel, sowie mit Granaten und farbigen Glastäfelchen am Rande.

Die Zeichnung — ineinandergeschlungene Kreise — stimmt vollkommen mit den Ornamenten der Reccevinthus-Krone,[5] und auch die lateinische Inschrift hat dieselben Fehler wie die Legende bei der Krone.

Aus Burgund citirt Lasteyrie statt vieler Analogien nur wenige berühmtere Beispiele. In dem von Burgundern gegründeten berühmten Kloster von Saint-Maurice befindet sich ein prachtvolles Reliquiarium, dessen Aussenseite mit antiken Cameen, Edelsteinen und Perlen geziert ist, während die Schmalseiten mit Granaten ausgefülltes Zellenwerk bedeckt. Die Inschrift auf der einen Seite nennt den Dedicator und die Künstler: Teudericus presbiter in honures scti Mauricii fieri iussit Amen. Nordoalaus et Rihlindis ordenarunt fabricare Undiho et Ello ficeunt.

Aus einer anderen Gegend Burgunds, aus Gourdon stammt ein berühmter Becher und eine Schüssel;[6] dieselben befinden sich jetzt in der Bibliothèque nationale zu Paris mit den Schätzen aus der Gegend von Charnay.

[1] José Amador de los Rios. El arte latino-bizantino en Espana y las coronas de Guarrazar. Madrid 1861. Mit sechs Tafeln in Kupferstich, auf denen wir zahlreiche spanische Analogien finden für die Ornamente an unseren Gefässen.

[2] Von diesen sprachen wir schon weiter oben, Capitel III.

[3] Einen Teil des Rahmens siehe Fig 50.

[4] Nach Labarte stammt auch die Krone der Theodolinda († 625.) aus Byzantium. Hist. des arts ind. etc. 1872. B. I., 2. Ausgabe pag. 15.

[5] Auch wir stellten diese Vergleichung an, und mit Hilfe der Zeichnungen (Fig. 50 und 51) kann es auch jeder andere tun.

[6] Die Hälfte derselben zeigt Fig. 63.

In der Gegend von Pouhans in der Champagne, wo im V. Jahrhunderte die Hunnen unter Attila mit den Westgothen unter Theodorich zusammenstiessen, fand man bei Ausgrabungen [1] ein prachtvoll ornamentirtes Bruchstück einer Waffe, ähnlich dem im Jahre 1653 in dem berühmten Grabe des Childerich gefundenen.[2]

Dieser Grabfund bestand aus Schwertgriffen, Fibeln, Gürtelschnallen, und anderen Schmuckgegenständen, besonders aus sehr zahlreichen cicaden- und bienenförmigen Fibulas; all diese Gegenstände waren mit Granaten in Cloisons geschmückt.

Auch in England sind Funde ähnlichen Styls in öffentlichen und Privatsammlungen zu London, Edinburg, Oxford und Liverpool zahlreich vorhanden. Lasteyrie, dem wir in dieser kurzen Uebersicht folgten, fügt noch die Bemerkung bei, es sei ein wichtiger Umstand, dass in den südlichen Gegenden Europa's noch niemals der hier characterisirten Kunstindustrie angehörende Kunstwerke gefunden worden, welche aus der Epoche vor der grossen Völkerwanderung stammten.

Ich hielt es für angemessen bei Vorführung der grossen Kunstströmung der Völkerwanderungszeit dem Gelehrten das Wort zu lassen, welchem wir diese wichtige kunsthistorische Beobachtung verdanken.

So wie De Linas [3] zolle auch ich Lasteyrie die gebührende Anerkennung für seine bahnbrechende Arbeit. Denn obgleich ich in den Jahren 1877 und 1878 den einschlägigen Monumenten des Musée Cluny, der Bibliothèque nationale und des Trocadero eingehende Studien gewidmet, wäre mir doch wohl ohne die bahnbrechenden Arbeiten Lasteyrie's der Zusammenhang der Denkmäler in der Völkerwanderungszeit nicht so klar geworden und ich hätte nicht Anlass gehabt, die These Lasteyrie's weiter zu verfolgen und den Ursprüngen der erkannten grossen Kunstströmung nachzuforschen.

Meiner Ansicht nach ist die Krone von Novo-Tserkask und deren nächster Kreis nur der eine Ausgangspunkt für die gekennzeichnete Stylentwickelung und Kunstverbreitung. Einen andern Ausgangspunkt hat Lasteyrie nur ganz allgemein erwähnt, ohne sich in Details einzulassen, offenbar deshalb, weil er auf der grossen Wanderung nur die gemeinsamen Züge der fraglichen Denkmäler suchte und dieselben weit zahlreicher im Westen als im Osten Europa's fand. Ferner war es sein Hauptbestreben, die

[1] Peigné De la Court Recherches sur le lieu de la bataille d'Attila en 451. Paris 1860. Mit sieben lithographirten Tafeln in Farben.

[2] Der Schatz des Childerich hat bereits eine bedeutende Literatur. Die besten Zeichnungen desselben sind in den Werken Labarte und Peigné-De la Court's. Neuestens gab ihn auch Lindenschmit in Holzschnitt mit einer Erklärung. Deutsche Altertumskunde 1880. B. I. Th. I. Lief. 1. Seite 70.

[3] De Linas. W. O. B. II. pag. 25.

Gemeinsamkeit und Eigentümlichkeit der vielen Denkmäler dieser Strömung gehörig zu characterisiren und gegen Zweifler zu verteidigen. Auch war es nicht seine Sache nachzuweisen, dass die Originalität dieser Barbarenkunst nur eine relative sei, dass diese barbarische Kunstströmung zum überwiegenden Teile doch auf classische Vorbilder zurückgeführt werden kann, wohl nicht auf Byzanz, wie Labarte wollte, sondern auf die griechischen Niederlassungen am Nordgestade des Pontos.

Diese hochcultivirte Griechenwelt war für Skythien etwa seit dem V. Jahrhunderte v. Chr. gleichsam das Wärmecentrum, welches seine Wärme nach dem innern Lande abgab. Oder um ohne Redefigur zu sprechen, die Goldschmiede der Seestädte arbeiteten bereits in sehr alter Zeit prachtvolle Goldschmiedewerke nicht blos für reiche Getreidehändler von Olbia und Pantikapaion, sondern auch für die bosporanischen und skythischen Fürsten.

Die Erzeugnisse ihrer Ateliers verbreiten sich nach Norden, oft lassen sich auch, wie Stephani nachgewiesen, mixhellenische Künstler unter den Barbaren nieder und nehmen deren Gewohnheiten an, während hinwieder Barbaren, angezogen von dem Comfort der Städte, sich daselbst niederlassen. So werden Griechen und Barbaren gleichermassen die Wärmeleiter dieses südlichen Culturphokus. Nun ist es natürlich, dass gleichwie die Wirkung der Strahlen mit der Entfernung vom Centrum sich abschwächt, auch die aus dem impulsgebenden Ausgangspunkte ausgehenden Wirkungen von Süden nach Norden sich abschwächen, was sich handgreiflich darin manifestirt, dass Technik und Ornamentik immer roher und roher werden. So müssen wir uns gleichsam drei Regionen denken, die sich in Russland um das Schwarze Meer als ebenso viele Zonen concentrisch ausbreiteten.

Diese sind:

a) Die classische, welche die griechischen Schriftsteller mixhellenisch nannten; *b)* unmittelbar daran schliesst sich die von den Alten noch halbwegs gekannte und «skytisch» genannte Region, *c)* darüber hinaus in Mittelrussland und Südsibirien lag die dritte Region, die der eigentlichen barbarischen Kunst, welche wohl die Alten nicht kannten, die aber wir durch die erhaltenen Denkmäler kennen.

Seit der indogermanischen Einwanderung wohnten in dieser äussersten Zone die eingewanderten Völker ungefähr in folgender Reihenfolge: am westlichsten und Mitteleuropa zunächst die germanischen, weiter ostwärts die slavischen, ferner über diese hinaus die finnisch-ugrischen und mongolischen Völker. Es scheint, dass von diesen Völkern manche, besonders solche, welche zuletzt aus Asien, aus der Nachbarschaft civilisirterer Culturgegenden gekommen waren und diesen am nächsten blieben, in ununterbrochenem Verkehre mit Asien waren. Führt doch der natürlichste Weg aus dem neupersischen Reiche über den caspischen See an die Wolga, und

führten doch seit unvordenklichen Zeiten mehrere Binnenwege aus Indien nach Sibirien.[1]

Solchem Verkehre schreibt De Linas wohl mit Recht die Uebertragung der Cloison-Technik und Granatenornamentik aus dem Osten nach Mittelrussland zu, woselbst sie sich in der dritten Zone mit den bereits verblassten antiken Elementen vermengt haben mag.

Natürlich traten diese Elemente, welchen wir bis zu einem sichern Ausgangspunkte nachzuspüren vermögen, mit vielen anderen Factoren in Verbindung, welche sich einer solchen Controle zur Zeit noch entziehen. Solche Factoren wären das bei der Einwanderung nach Europa bereits besessene künstlerische Erbe, sowie die etwaigen uralten Localtraditionen in der neuen Heimat selbst. Auch solche und ähnliche stylbildende Einflüsse müssen wir annehmen, wenn wir uns die Entstehung des Völkerwanderungsstyles vergegenwärtigen wollen.

Wann dieser «Styl» eine sicher erkennbare Form angenommen, kann natürlich vor der Hand auch nur Sache der Vermutung sein.

Wir nehmen mit Lasteyrie an, dass dieses geschehen sei *vor* Eintritt der grossen historischen Völkerbewegung und dass dessen Verbreitung nach Europa den wandernden germanischen Stämmen zuzuschreiben sei.

Demnach wäre für die Entstehung des neuen Styles als äusserste Zeitgrenze nach rückwärts das zweite Jahrhundert n. Chr. anzunehmen, als die den Karpathen zunächst gelegenen Völker sich verschoben und auf die der mittleren Donau zunächst gelegene Völkerschichte eindrangen.

Man hat bei dieser Stylverbreitung den Völkern gothischen Stammes mit Recht eine sehr wichtige Rolle zugeteilt.

Doch hat man ihre Rolle in der Kunstgeschichte der Völkerwanderungsepoche nicht genügend präcisirt, weil man dem wichtigen Umstande nicht gehörig Rechnung getragen, dass die gothischen Völker unter sämmtlichen germanischen Wandervölkern die einzigen waren, welche am Gestade des Pontos antik-griechisches Erbe angetreten und Jahrhunderte hindurch

[1] Es ist hier nicht am Platze, den Zusammenhang der Wolgagegend, sowie Süd-Russlands mit dem Gebiete der orientalischen Kunst, und besonders der neupersischen Kunst eingehender zu behandeln, es möge genügen auf die Werke Stephani's und De Linas' hinzuweisen, wo jene Denkmäler, welche den Zusammenhang unzweifelhaft machen, behandelt werden. Einige Hauptstellen, wo von diesem Zusammenhang die Rede ist, sind folgende: Stephani Die Schlangenfütterung (pag. 4—7.) Sassaniden-Schalen Nr. 6—15. — Compte rendu Petersbourg 1875. Atlas. Taf. IV. Nr. 6. Text pag. 69 u. ff. Stephani erwähnt noch folgende sassanidische Werke unbekannten Fundortes. Chabouillet: Cat. gen. des camées. N. 2538, 2882, 2883. Vergl. De Linas. Les origines de l'orfévrerie cloisonnée. B. II. pag. 42—49 u. ff. — Aspelin: Antiquités du Nord fino-ougrien pag. 139—148. — Köhler: Ges. Schriften VI. pag. 46. Taf. 6.

in dem Erbe gesessen. Offenbar muss ein solcher Aufenthalt auf den künstlerischen Besitz dieser Südgermanen von hoher Wichtigkeit gewesen sein, er muss ihren Kunsterzeugnissen einen Character aufgedrückt haben, der diesen südlichen Strom der Völkerwanderung von dem nördlicheren, welcher die Pontosländer fern abliess, unterscheidet.

Allerdings war die Kunst, welche die Gothen in den Griechenstädten fanden, nur mehr ein schwacher Abglanz einstiger Blüte.

Doch ist der Bestand dieser Städte für das II. Jahrhundert, der von Chersonesos auch für spätere Jahrhunderte, sicher anzunehmen, die Münzen bezeugen ihre Autonomie, für den einheimischen Fortbetrieb der Kunstgewerbe und besonders der Goldschmiedekunst hinwieder, zeugen Gräber und Grabfunde.

Der Verfall der Kunst war auch hier längst eingetreten.

Ausser den allgemeinen Ursachen für den Verfall der Kunst wirkten hier sicherlich auch locale Ursachen mit, die nicht blos den Verfall, sondern eine Barbarisirung der Kunst verursachten. Wohl mit eine der Hauptursachen dafür war, dass seitdem die Gothen die Gegend am Schwarzen Meere in Besitz hatten, der Seeverkehr mit Klein-Asien, den Inseln und Athen immer unsicherer und seltener wurde. Es kamen nicht mehr wie in alten Zeiten griechische Auswanderer aus den südlichen und westlichen Mutterstädten, um im reichen Getreidelande ein neues Heim zu gründen. Wer aus Griechenland auswandern wollte, wandte sich lieber nach Rom oder Alexandria.

Die localen Inschriften bezeugen, dass in allen nördlichen Pontos-Städten das barbarische Element neben dem mixhellenischen sehr zahlreich war. In dieser Richtung entwickelten sich hier die Zustände vor der Gotheninvasion und während derselben, und als endlich bei Einbruch der Hunnen die Gothen ihre europäische Wanderschaft antreten, finden wir natürlich unter ihren Ueberresten solchen Kunstbesitz, der uns nur durch ihren mehrhundertjährigen Aufenthalt in den herabgekommenen Griechenstädten erklärlich wird.

Diese Werke kennzeichnet hohe technische Fertigkeit neben den oft benützten Formen einer sich seit Jahrhunderten fortwährend wiederholenden Ornamentik, antike Mythologie gemengt mit barbarischen Unverständlichkeiten, welche etwa die nordische Phantasie des Künstlers oder des Bestellers ausgedacht hat, ferner eine, wohl vom Oriente überkommene Sucht nach kräftigen Licht- und Farbeneffecten durch Anwendung von Email,[1] Granaten und Krystallen. Dieses Alles sind characteristische Kenn-

[1] Die antike und völkerwanderungszeitliche Emailtechnik stammt aus dem Oriente, und treffend ist die Bemerkung von De Linas, der jenen, welche noch immer daran zweifeln, Folgendes an's Herz legt: «L'emaillerie champlevée ou cloisonnée

zeichen der Kunst jener Epoche, wie wir sie in den Schätzen der Gothen erkennen, die uns in Ungarn, den übrigen Donauländern, am Pruth und im Süden Russlands der Erdboden aufbewahrt hat.[1] Je näher dem Ausgangspunkt, desto deutlicher zeigen uns die Funde die Vereinigung dieser Eigentümlichkeiten, welche in dem südlichen, gothischen Strom erkennbar sind. Er hat herabgekommenes orientalisirtes, halb barbarisches Griechentum aufgenommen. Die nördliche Strömung, welche aus dem gemeinsamen «skythischen Styl» ausgegangen, hat an Classischem in ihrem europäischen Laufe höchstens so viele römische Elemente aufgenommen, als die Barbaren aus dem Weltverkehr des römischen Handels gewannen.[2]

Diese obere Strömung vermittelten jene Gothenstämme, welche aus ihren nördlichen Wohnsitzen nicht nach Süden, sondern ohne Umweg gegen Westen wanderten, ausser ihnen etwa die Longobarden, Franken, Alemannen u. a., Völkergruppen welche niemals griechischen Culturboden betreten hatten.

Skandinavien und Dänemark participirten auch an dem «skythischen Style», doch sie blieben zumeist ausserhalb der grossen Bewegung, der recipirte Styl konnte sich eigentümlich fortentwickeln und nahm in der Tat sowohl eigentümliches Formgepräge, als auch — nach und nach — eigentümlichen Inhalt an,[3] welcher aus der nordischen Mythologie fortwährend neue Nahrung erhielt.

Alle diese Abzweigungen und Strömungen des «Völkerwanderungsstyles» haben ihren ursprünglichen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt in den griechischen Städten am Schwarzen Meere.

Weiter oben war bereits erwähnt, wie und wo wir uns zunächst die

est un art industriel purement oriental, dont le berceau restera toujours caché à qui ne le chercherait pas du côté ou se lève le soleil. Emaillerie etc. Paris-Arras 1881. pag. 71.

[1] Als ich meine im vorjährigen August-Hefte der «Budapesti Szemle» erschienene Studie schrieb «Műtörténetünk és az ötvösműtárlat,» hatte ich die Ansicht, dass die Stylvermengung der Völkerwanderungszeit in unserem Vaterlande vor sich gegangen war, seither habe ich wie hier ersichtlich ist, diese Ansicht geändert.

[2] Den Handelsverkehr der Römer mit den Gegenden der Ostsee und mit Dänemark bezeugen die dort gefundenen Denkmäler. Siehe diesbezüglich: Tischler, Ostpreussische Gräberfelder. Schriften der phys. ök. Gesellsch. Königsberg 1879. B. XXI. — Engelhardt, Denmark in the early iron age. London 1866, mit 18 Tafeln. — Montelius, Antiquités suédoises 1873—75. pag. 87—118. — Worsaae, Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn. 1859. pag. 68—92.

[3] Vgl bei Worsaae und Montelius sowie in Sophus Müller's Tierornamentik die hierhergehörigen Monumente. — Meine Auffassung der Entstehung des nordischen Tierornaments weicht nach dem Gesagten in manchem Punkte von derjenigen der nordischen Gelehrten ab; doch ist es hier nicht am Orte in die Besprechung dieser nordischen Frage einzugehen. Wir haben uns vielmehr zunächst an die südlichste Denkmälergruppe der Völkerwanderungszeit zu halten.

Entstehung des Barbarenstyles vorzustellen haben. Die Wanderung der Gothen nach Süden brachte den fertigen Barbarenstyl zurück an's Schwarze Meer und hier geschah es zum zweiten Male, dass die antike Tradition auf denselben einwirkte.

Als von hier die gothischen Stämme nach den Donauländern aufbrachen, mussten ihre Schätze noch reich sein an classischen Kunstwerken. Wir erwarten also von den Funden, die dem classischen Ausgangspunkte dieser Wanderung zunächst auftreten, dass sie eine grössere Fülle antiker Motive und grössere technische Fertigkeit darbieten, als die Funde, welche weiter westwärts, fernab von den Seestädten vorkommen. Dies entspricht auch den tatsächlichen Verhältnissen. Die Funde der Völkerwanderungszeit, welche im Gebiete des alten Seestaates Gothien, sowie des Donaustaates Gothien vorkommen, bieten in der Tat die meisten Analogien zu den Fundstücken des Fundes von Nagy-Szent-Miklós.

Dr. Henszlman hat nach all dem mit Recht von einer Gothenkunst gesprochen,[1] wenn er auch in der Würdigung der Verdienste der Gothen um die Entwickelung des Völkerwanderungsstyles etwas zu weit gegangen und auch hin und wieder in kleine Inconsequenzen verfallen ist.

Nach Henszlman wären *alle* aus der Völkerwanderungszeit vorhandenen Denkmäler in Europa den Gothen zu vindiciren, während er doch andererseits mit Hildebrand den Gothen jede originelle künstlerische Productionsfähigkeit abspricht.

Auch lässt er die Originalität einiger «gothischen» Motive in Ravenna gelten, deren Originalität jedoch, wie wir oben (Cap. III) gesehen, mehr als zweifelhaft ist.

Ferner glaubt Henszlman zwar nicht an die bildhauerische Fähigkeit der Gothen, teilt ihnen aber doch die Kamene babe in Südrussland zu und leitet auch die provincial römischen schalentragenden Frauenbilder in Spanien von ihnen ab: eine Annahme, welche in der gelehrten Welt vielfach Anklang fand, obgleich man sich fragen muss, wo denn die stylistischen Bindeglieder zwischen den südrussischen und spanischen Statuen zu finden seien, welche die grosse zeitliche und räumliche Distanz zwischen den beiden Denkmälergruppen ausfüllten, die doch so ganz verschiedenen Characters sind.

Mit diesen Einschränkungen wird man wohl Dr. Henszlman beistimmen können, wenn er die Ueberreste der Kunstübung des IV—VI.

[1] Siehe Henszlman's Aufsätze über die Gothenkunst zuerst im Album der Wiener Amateurausstellung 1873, (ungarisch Magy. Rég. Emlékek II. kötet II. Rész 69—116 SS. Ferner (deutsch) in den Mitteilungen der k. k. Centralcommission 1873. Wien, sodann weitläufiger in einer Abhandlung der ung. Akademie (ungarisch) und am ausführlichsten im Compte Rendu du Congrès international etc. Budapest I. Bd. besonders page 100 u. ff.

Jahrhunderts, soweit sie von der südlichen Strömung der Völkerwanderung herstammen, nach dem Hauptvolke, den Gothen benennt.

Auch wird Bock darin zuzustimmen sein, wenn er den berühmten Schatz von Petreosa den Gothen zuschreibt; obgleich seine stylistische Analyse nicht ganz zutreffend scheint.[1] Wir müssen nach dem, was wir im III. Capitel über die Stylistik unseres Schatzes gesagt, auch bei dem nahe verwandten Schatze von Petreosa zu dem Resultate gelangen, dass sich hier «skythisches» Barbarentum, mixhellenische Cultur, sowie Orientalismus vereinigen.

Einige Funde aus Südrussland und Rumänien, bei denen gleicherweise diese Elemente vereinigt vorkommen, bezeichnen den Weg dieser Gruppe noch genauer, als irgend einer der bisher citirten Schätze.

Ich beschränke mich hier auf einige interessante Schalen, welche in der Literatur seit langer Zeit bekannt sind, aber bei der Frage nach dem Ursprunge der Völkerwanderungskunst-Traditionen nicht erwähnt zu werden pflegen. Die eine ist die Reliefsilberschale aus Kertsch in der Sammlung des Grafen Stroganoff; Gerhard publicirte sie 1843.[2]

Das Centrum der Reliefdarstellungen bildet ein barbarisches Hochzeitspaar. Sie sitzen nach orientalischer Weise, und der Mann erhebt den Becher zu der Frau, neben ihnen steht auf der einen Seite ein Diener mit zwei Krügen und einem erhobenen Becher, während hinter ihnen ein zweiter Diener einen gefüllten Schlauch am Rücken trägt.

Auf der anderen Seite sitzen zwei Affen und musiciren. In dem Kreise folgen dann zwei Gestalten, die sich mit dem Abschlachten von Schweinen befassen, gleichsam als Gegenstück zu den beiden Eheleuten. Die auf der entgegengesetzten Seite sitzende Figur des Zeus in nicht griechischer Umgebung bezeugt die antiken Traditionen. Dem Gotte nähert sich eine kleine Gestalt. Die Erklärung derselben ist zweifelhaft; dieselbe hat nach antiker

[1] Es ist vielleicht nicht uninteressant, wie Bock im Jahre 1868 die Stylistik des Schatzes von Petreosa beurteilte. (Bock: Der Schatz des Westgothenkönigs Athanarich, gefunden im Jahre 1837 zu Petreosa in der grossen Walachei. Mitt. der k. k. Centralcom. Wien 1868 B. XIII. pag. 105—124.) Bock findet: «Die ganze Verzierungsweise der goldenen Schüssel lässt durchaus primitiv-originelle Formen zu Tage treten, die weder in der Composition, noch in der Technik römischen Ornamenten entlehnt sind, sondern die einem Volksstamme germanischer Race anzugehören scheinen, der hinsichtlich seiner Cultur noch auf niedriger Stufe stand» u. s. w. pag. 108. Vergl. hiemit die Ansicht von Labarte, die wir w. o. (pag. 119 Anm. 143) ebenfalls wörtlich citirten. Die Wahrheit zwischen zwei Extremen ist wieder auf der Mittelstrasse.

[2] Archäologische Zeitung 1843. Nr. 10. October: «Ueber ein Silbergefäss des Grafen Stroganoff. — Vergl. noch den Artikel Erdmanns in «Ausserordentliche Beilage «zu 139, 140 der Denkmäler und Forschungen 1860, — wo Erdmann dies Schüssel für eine Arbeit des XV. Jahrhunderts hält.

Sitte nur eine Chlamys auf dem Körper, und scheint also eine mythologische Figur zu sein. In der Mitte der Schüssel ist statt einer Gorgo ein Satyrkopf angebracht.

Zwischen den beiden Gestalten, welche das Schwein abstechen, ist eine unleserliche orientalische Inschrift eingravirt.

Gerhard vergleicht sehr treffend die Schüssel von Petreosa mit jener des Grafen Stroganoff und citirt auch aus dem Werke von Dubois [1] die Schale-haltenden mongolischen (?) Figuren (Kamene Babe).

Ich hebe noch als Ornamentationsmotiv an der Stroganoff-Schüssel das eigentümliche Perlenmotiv hervor, welches auch auf den Szent-Miklóser Gefässen so häufig vorkommt.

Gleichfalls aus dem pontischen Besitze der Goten stammt wol ein silberner Eimer mit Reliefs aus der griechischen Mythologie, seit den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts in Petersburg, gefunden in der Moldau am Ufer des Pruth. In den Boden ist eine Inschrift eingeschlagen, deren Verständniss noch nicht ganz sichergestellt ist. Der Charakter der Reliefs deutet auf gut griechische Traditionen, die erkennbaren Schriftzeichen haben den Charakter des 2—3. Jahrhunderts p. Chr.

Mit diesem Gefässe zugleich gelangte von derselben Fundstelle eine Silberhydria (mit Deckel) nach Petersburg, welche reichlich mit Reliefs verziert ist, spätrömischen Charakter's. Das Sujet selbst: Kampf gegen Amazonen, sowie die Form des Gefässes und mancher Gliederungen daran, vornehmlich die den Deckel beiderseits zierenden rund gearbeiteten Kentauren, welche den obern Knopf stützen, sind schon von Koehne, welcher die beiden Gefässe zuerst näher besprach, richtig beurteilt worden. Er sah darin griechisch-orientalischen Einfluss und mutmasste, dass beide Gefässe durch die Goten an ihren Fundort gelangt seien.[2]

Germanischem Kunstbesitz ist auch der unlängst aufgetauchte Schatz von Vettersfelde in der Lausitz zuzuschreiben. Man hat wol mit Unrecht das hohe Alter einiger Hauptstücke des Schatzes, so des eigentümlichen Goldfisches und der Gorytplatte, auch den übrigen Fundstücken, der Kette, dem Dolchgriffe, Ohrringe etc. vindicirt und so die Gesammtheit des Schatzes um viele Jahrhunderte zu hoch taxirt.[3]

Wenn Furtwängler die nächsten Analogien zu dem Schatze in

[1] Dubois, Voyage au Caucase Section IV. pl. 31.

[2] Koehne in Mémoires de la société d'arch. etc. 1847. Vol. I. p. 1—66. 2 Tfln zuletzt publicirt in dem Prachtwerke Antiquités du Bosphore Cimmerien conservées au musée Imp. de l'Ermitage 1854. Folio, 2 Bde Text, 1 Bd Atlas. — Der Eimer ist publicirt Tafel XXXIX Text 261—255. SS. Abbildung der Hydria Tafel XL—XLII. Text 266—268. SS.

[3] So A. Furtwängler: Der Goldfund von Vettersfelde. Berlin 1883. mit drei Tafeln.

den Grabschätzen vom Nordgestade des Pontos gefunden, so ist ihm darin gewiss beizustimmen. In diesem Funde treffen tatsächlich alle Elemente zusammen, welche den Grabfund mit der Frauenlarve, das Königsgrab von Koul-Oba oder das Grab mit der Schüssel des Antiochos (?) charakterisiren. Es finden sich classiche Arbeiten, orientalische Einflüsse, aber auch stets Beigaben der skytho-hellenischen, ja selbst der skythisch-barbarischen Kunstübung, welche die Kunsttradition der Völkerwanderungsepoche einleiten.

In dem genannten Schatze von Vettersfelde haben wir in den kleinern Geschmeiden, in den Cloisons auf Filigranarbeiten sowie in den Motiven der Tierkämpfe die Elemente vor uns, welche für den Völkerwanderungsstyl so charakteristisch geworden.[1]

So erscheint uns denn der Goldschatz von der Lausitz nur als ein Argument mehr für die Eingangs dieses Capitels angenommene Kunstströmung aus den griechisch-barbarischen Seestädten nach dem Norden zu der Zeit bevor die eigentliche grosse Völkerverschiebung stattgefunden, gleichwie ähnliche Funde am Pruth in Siebenbürgen und Ungarn mehr in die Zeit *nach* der begonnenen Wanderung gehören.

Gewiss bergen die Museen von Odessa, Kertsch und Tiflis, die Sammlungen von Kiew, Moskau und Warschau, sowie die Museen des nordöstlichen Deutschland noch viele bisher literarisch unbekannte Funde, welche die hier entwickelten Beobachtungen ergänzen und ausser Zweifel setzen.

Vielleicht werden die Localforscher dieser Gegenden sich durch diese Studie angeregt fühlen das weitern Kreisen noch unbekannte reiche Material zu publiciren.

Durch die Kenntniss einer genügenden Reihe von Zwischengliedern wird zur Sicherheit werden, was bis jetzt nur wohlbegründete Annahme ist, dass zwischen den «merovingischen» Denkmälern des europäischen Westens und Südens einerseits und diesen pontischen Erzeugnissen andererseits ein Causalnexus besteht.

Die deutsche Forschung hat sich gewöhnt bei dem Studium der sogenannten merovingischen Stylperiode sich auf die Denkmäler zwischen dem atlantischen Meere und der Spree zu beschränken, was weiter östlich lag, also beiläufig Ungarn, Polen, Russland u. s. w., ward nicht beachtet.

Lindenschmit hat sich selbst in seinem neuesten Lehrbuche[2] auf

[1] Ich finde mich daher in Uebereinstimmung mit Dr. A. Voss, welcher bereits 1883 in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft dieselbe Meinung ausgesprochen. Zeitschrift für Ethnologie XV. 1883. S. 487. — Neuestens hat Herr Paul Telge eine Beschreibung des Fundes gegeben und davon gelungene Copien angefertigt. P. T. Prähistorische Goldfunde. Berlin, Selbstverlag mit 2 Tafeln des Fundes.

[2] Lindenschmit Handbuch der deutschen Altertumskunde, Braunschweig I. Lieferung 1880. S. 75. — «Unser Forschungsgebiet erhält demnach eine sichere Begren-

diese Zone beschränkt, das Childerichgrab des V. Jahrhunderts im Westen Europa's ist ihm der früheste Ausgangspunkt, sein Horizont reicht nicht über die Karpathen.

De Linas macht neuestens ein Vo'k für die Verbreitung der «Verroterie cloisonnée» in Europa verantwortlich, das wie ein Deus ex machina auftauchte, eine hohe kunstgeschichtliche Rolle spielte und dann spurlos verschwindet. Er nennt das Volk noch nicht, aber es sollen offenbar die Zigeuner sein, welche nach Bataillard's Annahme bereits früher für die Verbreitung der Bronzcultur gesorgt hätten und (nach De Linas) im Mittelalter das Email champlevé in Europa einführten.

Wir erwarten von De Linas, dem hochverdienten Forscher, dass er diese nur gelegentlich[1] angedeutete Hypothese in seinem viel erwähnten

zung innerhalb der Zeitraumes, welcher das fünfte bis einschliessend das achte Jahrhundert umfasst, indem uns einerseits in dem Grabfunde Childerichs I, soviel bis jetzt bekannt, das älteste sicher beglaubigte, mit den späteren Erscheinungen völlig übereinstimmende monumentale Zeugniss gegeben ist etc....»

Wie wenig zutreffend diese zeitliche Begrenzung des merovingischen Styles ist, wird wohl edem Leser das 4. und 5. Cap. dieser Arbeit klar geworden sein.

Unserer Ansicht nach täuscht sich der hochverdiente Verfasser des Handbuches auch in der räumlichen Begrenzung der Denkmäler des merovingischen Styles: Seite 78 von den Altertümern dieser Periode in Ungarn sprechend, behauptet der Verfasser, wol auf Grund ungenügender Kenntniss des einschlägigen Materials, «dass hier unter der Masse von Altertümern aller Völker und Zeiten diejenigen Schmuckgeräte, welche eine nähere Verwandtschaft mit den unsrigen zeigen, zumeist einen noch spätzeitlicheren Charakter kundgeben, und auch hier sind die Schätzfunde weit zahlreicher als Gräberfunde. Für die Erklärung dieser Verhältnisse ist nicht sowohl der weit unterschätzte Handel in Betracht zu ziehen, als weit mehr noch der Umstand, dass im neunten und zehnten Jahrhunderte Ungarn sowol als der skandinavische Norden nicht wol als die Sitze eines ausgebildeten, reichlich producirenden Kunstgewerbes bekannt sind, sondern vielmehr als die Orte der Ablagerung einer massenhaften Beute von Raubzügen in die Länder einer vorgeschrittenen Cultur.

Die gleichartigen Altertümer Ungarn's und Skandinavien's erhalten deshalb eher von den unserigen als umgekehrt die unserigen von dorther ihre Erklärung, welche nur da zu suchen ist, wo das Ganze in dem vollen Umfange seiner Eigentümlichkeit und nicht aus zerstreuten Abfällen zu beurteilen ist.»

Wol mit Unrecht hat Lindenschmit neuestens wieder die Stylbenennung «Merovingischer Styl» zu allgemeiner Annahme empfohlen. So weit wir bis jetzt die Stylentwickelung der Völkerwanderungszeit kennen, hat dieselbe keiner besonderen Dynastie etwas zu danken. Logischer schiene es die Bezeichnung nach den einzelnen ethnisch localen Entwickelungen beizubehalten, also von gotischer, burgundischer, fränkisch alemannischer, angelsächsischer Gruppe zu sprechen.

[1] De Linas drückt diese neueste Hypthese in etwas mysteriöser Weise aus, die jedoch kaum eine andere Deutung zulässt, als die oben im Text gegebene; er sagt:

«L'intervention manifeste de l'école byzantine, à Rome sous Léon IV., n'empêchait pas une renaissance antérieure de l'émaillerie en Gaule. Notre illustre orfèvre,

Werke über die «Orfévrerie cloisonnée», dessen dritter Band die europäische Verbreitung des merovingschen Styles behandeln soll, ausführen und begründen wird.

Bevor dieses geschehn, kann die Hypothese nicht Gegenstand eingehender Discussion sein.

V. Funde der Völker-Wanderungszeit in Ungarn.

Nachdem wir im vorhergehenden Capitel den Versuch gemacht, eine Uebersicht der Entstehung und Verbreitung der hauptsächlichsten Culturströmungen zur Zeit der Völkerwanderung zu geben, kehren wir wieder zu dem enger begrenzten Gebiete der ungarländischen Funde zurück, welches dem Studium dieser Epoche reichliches und in der ausländischen Fachliteratur zum grossen Teile noch unbekanntes Material bietet.

Das eingehendere Studium der Funde dieser Epoche begann bei uns bereits in den Dreissiger Jahren, als einer unserer tüchtigsten Bahnbrecher Nicolaus von Jankovich dem Funde von der Puszta Bene eine noch jetzt lehrreiche Abhandlung widmete.

Seit Jankovich's Arbeit[1] hat sich in den ungarischen Museen eine stattliche Reihe einschlägiger Funde aufgehäuft und mit dem Auftauchen neuer Funde hat auch die einheimische Literatur stets Schritt gehalten.

Für die Gesammtreihe dieser Funde hat man hier zu Lande bereits seit Rómer's[2] Vorschlag in den sechziger Jahren die allgemeine Bezeichnung «Völkerwanderungszeit-Funde» gebraucht, worunter man alle Ueberreste von der Zeit des Ausganges der Römerherrschaft in Pannonien bis zur endlichen Bekehrung des ungarischen Volkes verstand.

Man zog diese allgemeine Benennung allen andern in der Fachliteratur geltenden deshalb vor, weil sie den Resultaten der Detailforschung nicht

Saint Eloi, émaillait au VII. siècle ; une fibule du Louvre rend incontestable l'emploi du vert et du blanc incrustés à chaud sur le calice de Chelles. Des échantillons épars autour du Rhin, révélèrent-ils au favori de Dagobert les procédés de l'emaillerie ; l'Angleterre ou Constantinople l'ont-elles renseigné? On ne peut émettre là-dessus que de très vagues conjectures. Ennemi de longueurs et des polémiques, je n'ai pas dit ici toute ma pensée relativement aux métallurges, qui importèrent l'émaillerie champlevée en Europe. Quelques lecteurs devineront un nom, du reste assez mal dissimulé ; ceux là, qui ne saisiraient pas le mot de l'enigme, je les prie de vouloir bien attendre, pour le connaître, que certains préjugés anthropologiques soient un peu éteints.» (Gazette Archéol. 1884. 140. S.)

[1] Erschienen 1835 in den Jahrbüchern der ung. Akademie der Wiss. (Évkönyvek II. B.)

[2] In seinem Archaeologischen Anzeiger (Műrégészeti Kalauz) 1866 und seinem Führer in der Münz- und Altertumsabteilung des ung. Nat.-Museums 1870.

vorgreift, weil sie ferner genug bezeichnend ist und doch allen möglichen stylistischen und ethnographischen Gruppirungen Raum gewährt.

Diese engeren Gruppirungen vollzogen sich seither in dem Maasse, als im Laufe der letzten Jahrzehnte zu dem früheren Material neuere datirbare Grabfunde und Schätze hinzutraten.

Als deutlich erkennbare Gruppe liess sich zuerst die Reihe der Grab- und Schatzfunde aus der ungarischen Heidenzeit von den übrigen abtrennen. Münzbeilagen aus dem IX—XI. Jahrhunderte von den Königen Berengarius, Karl dem Kahlen, Ludwig dem Frommen, Athelstan, Stephan d. Heiligen, Peter u. a. gaben die äussern Anhaltspunkte zur Gruppirung und stylistische Aehnlichkeiten boten die näheren Gründe dazu.[1]

Kunst- und Industrieproducte dieser Epoche fallen im Westen des Erdteiles schon über die Grenze der Völkerwanderungszeit hinaus. In dieser Zeit ist daselbst die neue Staatenbildung schon zu einem gewissen Abschluss gelangt, die sogenannte Karolingische Renaissance hat der Kunst wie der Cultur im Allgemeinen neue Impulse gegeben.

Hier zu Lande hingegen dauert die Völkerströmung von Osten her noch weiter. Auch hier sehn wir zwar deutlich neue Stylelemente, die die neue magyarische Einwanderung hierherbringt, doch es ist eine andere Stylwandlung, als die des fränkischen Westen. Die letzte Stromwelle der Völkerwanderung bringt uns nämlich aus dem Süden Russlands die neue Phase der Stylwandlung, welche daselbst wohl hauptsächlich durch arabischen Import hervorgebracht war.

So interessant jedoch all' die Fragen seien, welche sich an diese heidnische Fundgruppe ungarischer Cultur knüpfen mögen, wir müssen dieselben als zunächst ausser dem Rahmen unserer Abhandlung stehend, unberührt lassen.

Hingegen gehören allerdings jene Funde der Völkerwanderungszeit in den Kreis unserer Zusammenstellung, welche an der entgegengesetzten Zeitgrenze der Völkerwanderungsepoche stehn, welche die Erscheinung neuer Völker südlich der Karpathen einleiten und es gehören hierher die Funde, welche bei uns gotische und avarische genannt werden.

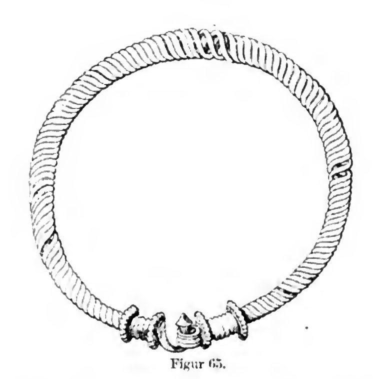
Die Goten der Völkerwanderungszeit hat zuerst Dr. Henszlmann in der ungarischen Literatur zu Ehren gebracht, in mehreren Abhandlungen, deren bereits in früheren Capiteln gedacht wurde. Die Bezeichnung der

[1] Brauchbare Zusammenstellungen der Funde dieser Gruppe sind zu finden: Arch. Értesítő XIV. Bd. 331. S. von Varázséji; ferner Arch. Ért. N. Folge III. Bd. 160—163. S. von — a — a; die im National-Museum aufbewahrten Funde sind angeführt in dem Kalauz (Führer durch die Arch. Sammlung); die beste Charakteristik dieser Fundgruppe »Néhány magyarországi ősmagyar leletről« (Einige ungarländische Funde der ungarischen Vorzeit) in den Akad. Jahrbüchern XVI. Bd. 1878 von F. Pulszky.

«avarischen Epoche» für die Funde aus dem VI—IX. Jahrhunderte, hat in der ungarischen Literatur F. Pulszky zuerst eingeführt und geltend gemacht.[1]

Beehren wir die gotischen Eroberer damit, dass wir nach ihnen als den Vorkämpfern im Kampfe der Barbaren gegen die römischen Provinzen an der mittlern und südlichen Donau, eine Epoche der Völkerwanderungscultur bezeichnen, so ist ihnen damit wol mehr Ehre gegeben, als ihnen gebührt, doch nicht mehr, als irgend ein Volk, das mit ihnen oder gegen sie gekämpft, für die Zeitepoche in Anspruch nehmen kann.

Bereits bei einer früheren Gelegenheit hatten wir Anlass die den



Figur 65.

Goten in der Entwickelung und Verbreitung des Völkerwanderungsstyles wohl gebührende Rolle, in unparteiischer Weise hervorzuheben.

Wir glaubten gegen Dr. Henszlmann im Rechte zu sein, als wir mancherlei Erfindungen und Verdienste, welche ihr Patron ihnen zueignete, in Frage stellten.

Doch kann man sich wohl interimistisch in die Bezeichnung «gotische Epoche» für das IV—VI Jahrhundert fügen, wenn man vorweg darüber einig ist, dass damit keiner genaueren ethnischen oder stylistischen Zuteilung vorgegriffen werden soll.

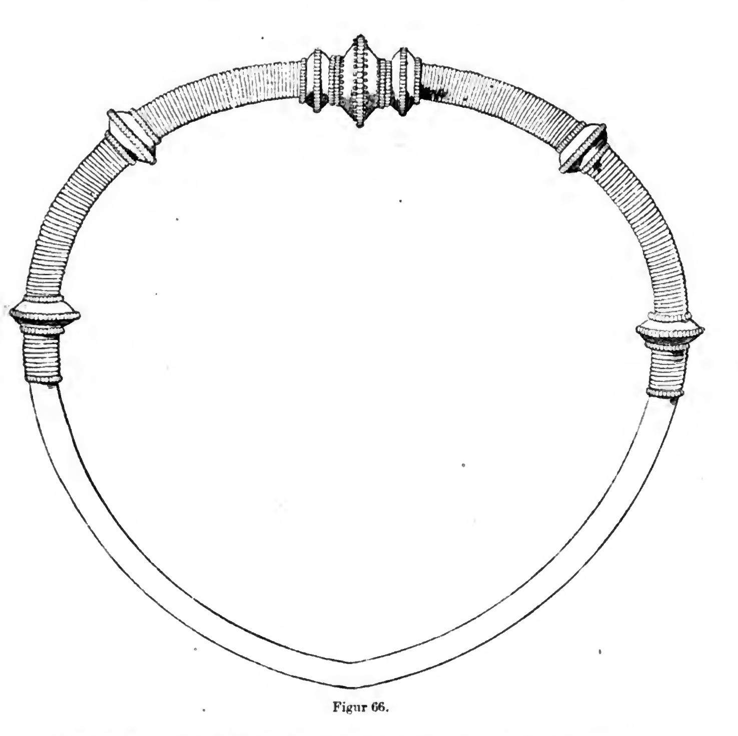
Denn man wird nicht alle einheimischen Funde der «gotischen»

[1] «Von den ungarländischen Funden der Avarenzeit» in den Abhandlungen der II. Classe der ung. Akademie 1874. III. Band. N. VII.



Epoche den Goten zuschreiben können, ohne einem schweren Irrtume zu verfallen.

Mit den Goten gleichzeitig sassen nämlich hier im Lande noch andere Völker von sehr verschiedenem Bildungsgrade. In Pannonien war damals

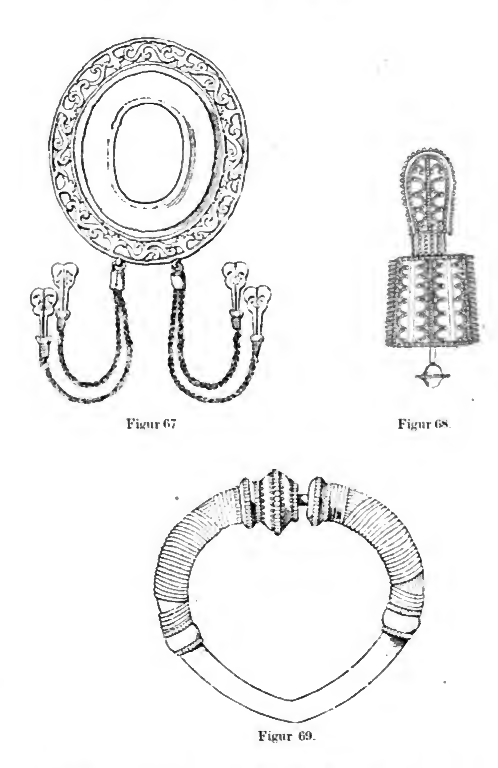


Figur 66.

das celtisch-römische Wesen keineswegs vollständig verschwunden; im Gegenteile, es kommt noch in vielen Funden dieser Gegend zum Vorscheine. Ferner haben die Germanen und Celten im Norden Ungarn's, welche sich nie in römisches Wesen eingelebt, einen andern Bildungsgrad. Sie standen vermutlich in mancher Beziehung noch in der Hallstädter oder

der la Tène-cultur, römische Waare war ihnen Importwaare, welche Einheimisches nicht vollständig verdrängte.

Anders müssen wir uns den Culturgrad der in der Theissniederung



Figur 67

Figur 68.

Figur 69.

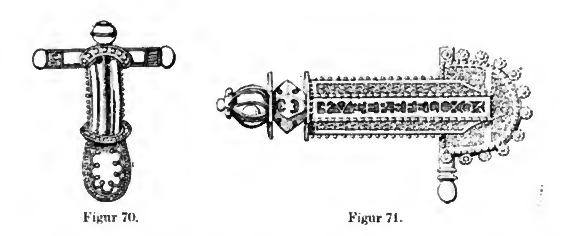
nomadisirenden Jazygen vorstellen und anders den der in den Bergen wohnenden Daken und ihrer Verwandten.

Dazu kommt, dass während der «Goten»-Zeit mit den Goten oder trotz der Goten Vandalen, Gepiden und ein Schwarm verwandter Völker hereinzogen, welche nicht wie die Goten den vielfach erwähnten ponti-

schen Cultureinfluss erlebt hatten, also keinen gleichwertigen Bildungsgrad mitbrachten. Offenbar muss diese Verschiedenheit des Culturzustandes auch in den hinterlassenen Denkmälern erkennbar sein, die uns Ungarns Boden erhalten hat.

Nach unserer Annahme müssen diese Barbaren, welche wir im Gegensatze zu den Goten nördliche nennen wollen, zuerst skytisch-barbarischen, dann an der Nordsee römischen, ferner hier im Lande pannonisch-römischen Einfluss erlebt haben und dem entsprechend müssen ihre Culturüberreste beschaffen sein.

Auch kömmt bei der Benennung der ersten Gruppe zu bedenken, dass bereits seit dem Ende des IV. Jahrhunderts das Hunnenreich und nach diesem das grosse Gepidenreich mit vielen kleinen Nachbarvölkern den grössern, östlichen Teil Ungarn's occupirt, so dass für eine lange Zeitepoche (etwa 400—570) die Bezeichnung «gotische Gruppe» nur sehr uneigentliche Anwendung findet.



Figur 70. Figur 71.

Für die avarische Gruppe ist die Benennung von dem herrschenden Volke genommen und obgleich auch hier die Ueberreste mannigfach verschiedener Völker und Culturen unter einem einzigen Titel figuriren, so ist doch damit bis auf Weiteres ein zeitlich und local begrenzter, einheitlicher Rahmen zur Gruppirung vielartiger Monumente gegeben und mehr konnte bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung ohnehin kaum geleistet werden.

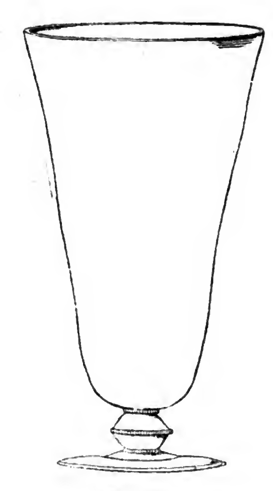
In beiden Perioden, in der «gotischen» sowohl als in der «avarischen», sind die Funde durch Münzbeigaben in chronologischer Beziehung meistens leidlich bestimmbar; doch ist bei der geringen literarischen Kenntniss über die Ethnographie und Culturgeschichte Ungarn's für die fraglichen Jahrhunderte (III—IX Jahrh.) an sichere ethnische Zuteilung der Funde noch nicht zu denken.

In vielen Fällen werden wohl im Goten-, Gepiden- und Avarenreiche gefundene reichere Schätze dem herrschenden Volke zuzueignen sein, wie

dies mit mehr oder minder Geschick manche unserer einheimischen Forscher versucht; doch sind solche Zuteilungen meist viel mehr für Hypothesen denn als festgestellte historische Tatsachen zu betrachten.

I. Man hat mit Recht angenommen, dass die ersten Wellenschläge der Völkerwanderung bereits im zweiten Jahrhunderte, zur Zeit der quadisch-markomannischen und jazygischen Kriege Ungarn erreichten.

Im Nordosten des Landes standen bereits damals hinter den Jazygen



Figur 72.

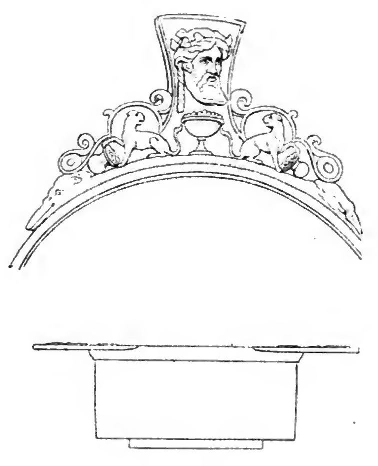
die Goten, deren unruhige Masse gegen die nordöstliche Grenzfeste des Imperium, gegen Dacia, anstürmte.

Ihr Einbruch muss vom Nordosten des Landes her, durch die Bergpässe der Beskiden geschehn sein, ungezählte Jahrzehnte mussten sie da gesessen haben, bis sie zum ersten Male gegen Marcus Aurelius als noch unbekanntes Barbarenvolk kämpften.

Bis jetzt ist uns kein sicherer Fund aus dieser allerersten Zeit der gotischen Invasion bekannt, welchen man den eindringenden Schaaren zuschreiben könnte. Die frühesten datirbaren Funde gehören dem dritten Jahrhundert an; es sind die beiden Funde von Osztrópataka (Comitat

Sáros, Nordungarn). Beide sind seit Langem bekannt und oft publicirt worden, doch nie in dem Zusammenhange, in welchen sie mit den einströmenden Goten zu bringen sind. Von den beiden Funden kam der eine im 1790, der andere 1865 zum Vorscheine, jener wird im Wiener Antikencabinet, dieser im Budapester Nationalmuseum aufbewahrt.

In dem ersten Funde[1] waren 4 Fragmente eines römischen Feldsessels aus Eisen, drei Goldfibeln (Fig. 60, 70) und ein Löffel, ein kleinerer Armring (Fig. 69) und ein grösserer Halsring (Fig. 66), beide aus Gold,



Figur 73.

ferner gehörte dazu ein goldener Becher mit glatter Wand und einem Knaufe zwischen Fuss und Kelch (Fig. 72). Zu den Schmuckgegenständen gehört noch ein dreischichtiger Onyx in durchbrochener Goldeinrahmung (Fig. 67) mit vier herabhängenden Kettchen und vier durchbrochenen Ziergliedern daran, schliesslich ist als Hauptstück ein Silbergefäss zu erwähnen.

Einige kurze Vergleiche werden zur Feststellung der Zeit und des Charakter's dieses Schatzes genügen.

[1] Siehe die genauere Fundbeschreibung bei Sacken-Kenner Catalog der Münz- und Altertumssammlung 1866. Die hier beigefügten Abbildungen sind dem grossen Arnethschen Kupferwerke entnommen: Gold- und Silbermonumente.

Die Form der Armbänder mit Knoten an den Enden und ringförmigen Wulsten ist genau dieselbe, welche wir im skandinavischen Norden und in Deutschland im ersten und zweiten Eisenalter antreffen.[1] Der glattwandige Becher findet seine nächsten Verwandten in den einfachen Kelchen von N.-Szent Miklós (I. Cap. N. 21. 23.)

Der durchbrochene Rahmen des Onyxgeschmeides hat nahe Analogien in den durchbrochenen Ornamenten einiger Stücke des Schatzes von Petreosa und noch näher stehn demselben die weiter unten zu besprechenden Einrahmungen der Münzen von Petrianecz und der Medaillons von Szilágy-Somlyó.

Das Hauptstück des Schatzes war eine Silberschüssel (Fig. 73) mit silberner Untertasse. Die Composition der Tierkämpfe, sowie die Masken am Henkel und den Seiten gehn auf gute griechische Originale zurück. Die Ausführung erinnert an die Silberschale mit guten Reliefs, welche oben erwähnt wurde, gefunden am Pruth, jetzt in Petersburg. Allem Anscheine nach vereinigt demnach der Fund römische, barbarische und griechische Erzeugnisse, dergleichen sich in der Habschaft wandernder Germanen in der ersten Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes beisammen zu finden pflegen.

In demselben Dorfe wurde 1865 ein Grabfund ausgegraben, welcher im Nationalmuseum zu Budapest aufbewahrt wird. Durch Dr. Henszlmann's Beschreibung wurde der Fund zuerst im Jahre 1865 in der Literatur bekannt[2], seither ist derselbe zu wiederholten Malen publicirt worden.

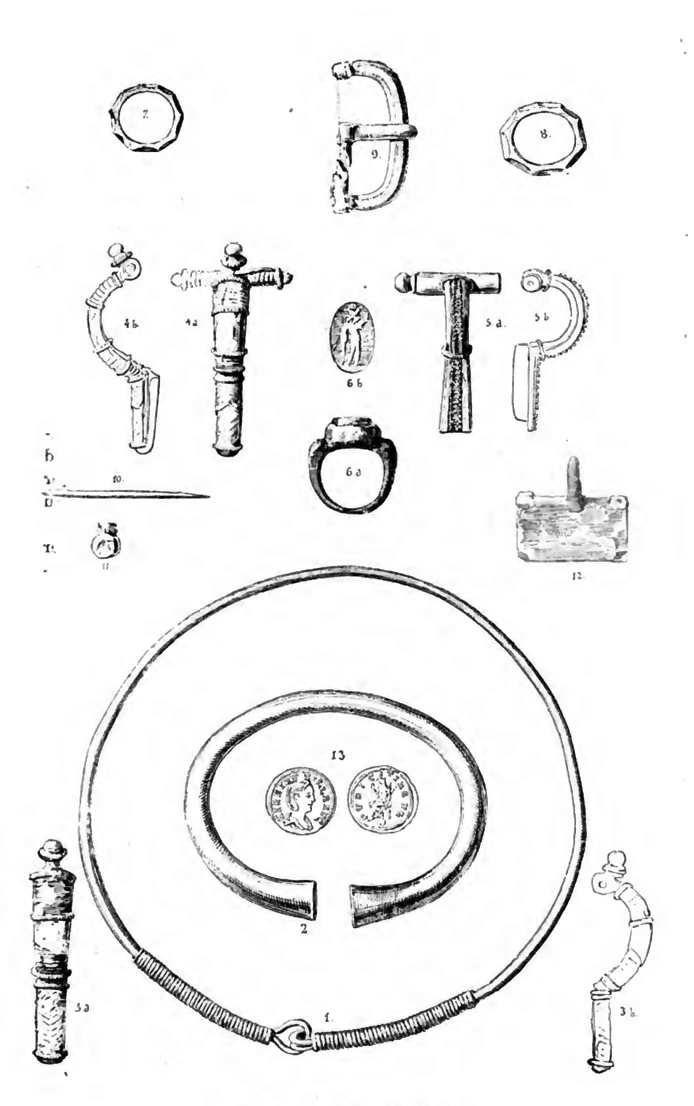
Trotzdem war dessen Zusammenhang mit den Römischen Funden des Nordens bisher noch kaum genügend besprochen, und deshalb schien es geboten, eine neuere complete Darstellung der Fundobjecte zu geben. Die hier beigeschlossenen Tafeln Fig. 1, 2 und 3 sind am Ende dieser Abhandlung genauer beschrieben.

Man hat in den beiden Goldringen des Fundes richtig denselben barbarischen Typus erkannt, welcher die nordischen Armringe aus den ersten Jahrhunderten charakterisirt, die Form der Fibula ist im Norden Deutschlands in der Zeit vor der Völkerwanderung heimisch, der Kamm und der Bronzeimer sind Zugaben, welche sich in römischen und barbarischen Gräbern in den ersten christlichen Jahrhunderten häufig finden und speziell die Form des Eimers von Osztrópataka ist für die fränkisch-burgundisch-alemannischen Grabfunde charakteristisch.[3] Der beiliegende Solidus der Kaiserin Herennia Etruscilla (249—251) lässt die Vermutung zu,

[1] Analogien bei Worsaae Oldiske Nordsager, Montelius antiquités suédoises; ferner Lindenschmit Alterth. uns. heidn. Vorz. IV. Bd. 3 Tafel 1, 2, 4.

[2] In «Archaeologiai Közlemények» (Archaeol. Mitt. der ung. Akademie) 1865.

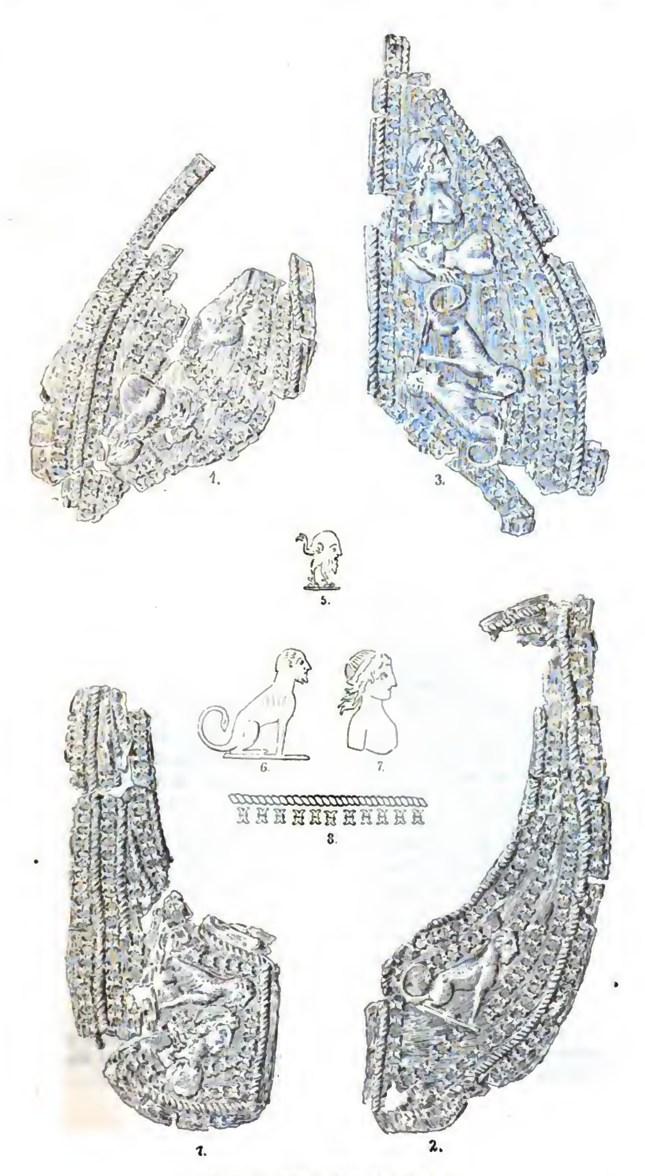
[3] Eimer mit Bronzbeschlag aus fränkischen Gräbern Altert. u. h. Vorz. III. Bd. I. Heft VI. Tafel



Zweiter Fund von Osztrópataka. Tafel 1.



Zweiter Fund von Osztrópataka. Tafel 2.



Zweiter Fund von Osztrópataka. Tafel 3.

dass der Grabfund der zweiten Hälfte des dritten Jahrhundert's angehört, als der Nordosten des Landes bereits in der Hand germanischer Völker war, welche ihren Weg durch die Engpässe der Karpathen genommen und aus der Weichsel- und Odergegend kamen. An der Münze ist die Spur eines Oehres zu sehn. In Dänemark, Schweden und Norddeutschland kommen bereits in den Funden der ersten Jahrhunderte p. Chr. geöhrte Römermünzen vor. Worsaae publicirt eine geöhrte Münze Constantin's d. G. aus einem dänischen Grabe.[1]

Zu den interessantesten Objecten des Fundes gehören vier Silberplaques mit gepressten Reliefiguren. An der Oberfläche sind noch reichliche Spuren von Vergoldung zu sehn.

Die herausgepressten Figuren sind, ein weibliches Brustbild, bärtige Sphinxe und ein Grillus; letztere Gestalt kömmt nur einmal vor, die übrigen wiederholen sich mehrere Male. Die Zwischenräume werden durch ein Ornamentmotiv ausgefüllt, das etwa einem Garbenbündel ähnelt und das in unregelmässigen Reihen die gleichfalls ohne Regel und Ordnung verteilten Büsten umgibt. Die Fläche jeder Platte ist mit einem Bindfadenornamente eingerahmt.

Die Sitte der Bedeckung einer beliebigen Stoff- oder Metallunterlage mit dünner Silb rplatte, dann die Technik selbst, ferner das eigentümliche Garbenmotiv und die Randeinfassung sind für mehrere Funde des ersten Eisenalter's im Norden charakteristisch.

Ebenso stimmen die Glasbeigaben mit den gleichzeitigen Gläsern in dänischen Funde. Kennern der nordischen Altertümer ist der Zusammenhang d-r Funde von Osztrópataka *mit der Cultur jenseits* der Karpathen längst klar geworden. Zu der Zeit dieser Funde waren die Germanenvölker bereits in Bewegung, das Nordufer des schwarzen Meeres war in ihren Händen, was durch den Handel und andere Verbindungen von da nach Norden und was von der Ostsee nach Süden kam, hatte sich in ihrem Besitze vereinigt, als sie die karpathischen Bergzüge überschritten.

Der Reihe dieser Funde gehört auch der interessante Schildbuckel von Herpály an, welcher seit 1858 in dem National-Museum zu Budapest aufbewahrt wird.[2] (Fig. 103.) Man fand denselben in einem mässigen Grabhügel, von den Beigaben sind uns nur Perlen bekannt, welche einfärbig rötlich, rhomboidal oder länglich für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung charakteristisch sind.

Neben dem Kurgan, welcher den Schildbuckel barg, stehn noch nffü

[1] Worsaae Oldiske Nordsager 87. S. 374. N.

[2] Die erste Publication desselben geschah durch Érdy (Luczenbacher) in den Jahrbüchern der ung. Akademie i. J. 1862. — Die hier beigefügte Tafel Fig. 103 kömmt dem Original näher als die Érdysche Abbildung.

niedrige Hügel, wovon drei aufgegraben wurden, doch ohne anderes Resultat, als dass eine Anzahl ähnlicher Perlen zum Vorschein kam.

Die Form des Schildbuckels verräth bei dem ersten Anblicke seine Zugehörigkeit zu den Typen des ersten Eisenalters, weshalb denselben auch



Figur 103.

Undset in diesem Zusammenhange gewürdigt, obgleich das «Garbenornament der Grillus, sowie die ganze Technik auf eine spätere, mit den Osztrópataker Funden gleichzeitige Epoche dieses Eisenalters schliessen lässt. Unter den barbarischen Motiven der Reliefdarstellungen ist auch der Eber zu sehn, welcher seinerseits wohl auf celtische Tradition zurückgeht.

II. Diese und ähnliche Funde vertreten die erste Vorstufe der Völkerwanderungsepoche in unseren Gegenden. Der Styl, welcher eigentlich die «gotische» Epoche kennzeichnet, war wol noch im Werden; derselbe erscheint in Ungarn erst einige Jahrzehnte später, in den Funden des IV. Jahrhunderts.

Gleichsam ein Verbindungsglied zwischen den Funden von Osztrópataka und den berühmten Medaillons von Szilágysomlyó ist der Schatz von Petrianecz. Er kam 1805 zum Vorscheine und gehört seither dem Wiener Antikencabinete an.[1] Die sechs Goldbracelets des Schatzes zeigen unverkenntliche Stylverwandtschaft mit denen von Osztrópataka und ebenso verwandt sind die durchbrochenen Goldrahmen von mehreren Münzen mit dem Rahmen des Onyxgeschmeides in jenem Schatze. Ausser diesen Goldmünzen gehörten zu dem Schatze noch etwa 90 Goldmünzen, deren jüngste aus den letzten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts stammt, womit auch der Zeitcharakter der übrigen Geschmeide, Fibeln etc. stimmt.

Unter den eingeränderten Münzen, deren Abbildungen (Fig. 104 bis Fig. 111) wir hier nach Arneth's Tafeln[2] reproduciren, befindet sich eine von Hadrianus, eine von Antoninus Pius, ferner sind darunter zwei von Marcus Aurelius, und drei von Caracalla. Den Rahmen bilden meist durchbrochene Plaques in zwei Lagen übereinander. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir in den meisten Durchbrüchen, welche jetzt leer sind, Granatausfüllungen anzunehmen.

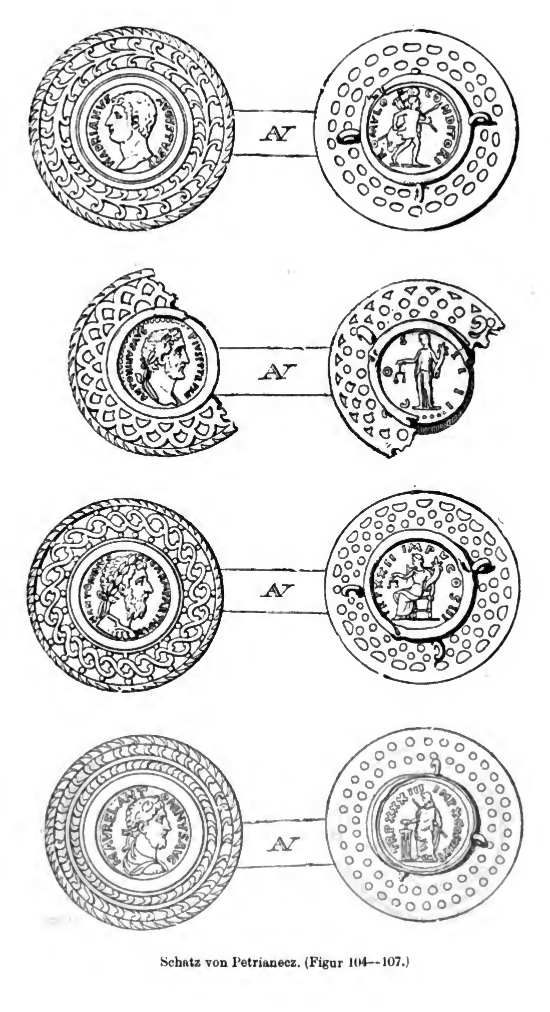
An der Rückseite der Münze sind beinahe jedesmal drei Oehre angebracht, offenbar um dadurch die Münze auf einen Stoff als Untergrund zu befestigen. In zwei Fällen erfüllt einen ähnlichen Zweck das Oehr am Rande, dergleichen wir schon an der Herenniamünze des zweiten Schatzes von Osztrópataka vorauszusetzen in der Lage waren.

Dass diese Adjustirung goldener Münzen und Medaillen barbarische und nicht römische Arbeit sei, trotzdem die Münzen und Medaillen selbst aus römischen Münzstätten stammen, ist eine Annahme, welche sich aus dem stylistischen Zusammenhange der Goldeinrahmungen mit stylistischen Analogien der Völkerwanderungszeit, speciell derjenigen der ersten «gotischen» Periode, ergibt.

Es freut mich bei dieser Auffassung, mit der Ansicht bewährter Forscher, namentlich derjenigen Herrn Directors Dr. Kenner in Uebereinstimmung zu sein. Dr. Kenner wird (nach gefälliger Privatmittheilung) seine

[1] Siehe die genauere Beschreibung in Sacken-Kenner's Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinetes Wien 1866. S. 342, N. 16. — S. 346, 347.

[2] Siehe bei Arneth Gold- und Silbermonum. Tafel XI. N. 201, 206 und 208, Tafel XIII, Text 55—58 SS. — Bereits Arneth hatte richtig bemerkt, dass die Einrahmungen mit den Münzen nicht gleichzeitig seien.



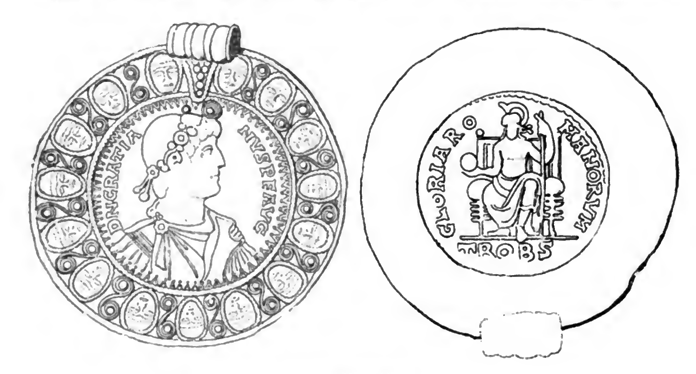
Schatz von Petrianecz. (Figur 104—107.)



Schatz von Petrianecz. (Figur 108—111)

wissenschaftliche Meinung in Sachen der Goldmedaillons von Szilágyi Somlyó demnächst in dem Jahrbuche der k. k. Sammlungen in Wien, publiciren. Sein Urteil geht auch dahin, dass diese den Barbaren als Geldwert von römischen Herr schern gesendet wurden und erst in barbarischem Besitze wol meist durch Barbarenhand ihre eigentümliche Einrahmung erhielten.

Der Schatzkammer eines reichen Barbaren entstammt also der vielberühmte Schatz des Jahres 1797 von Szilágy-Somlyó. Die Vergrabung des Schatzes geschah zu Ende des IV. oder in der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts zu einer Zeit, da das einstige Dacien längst in den Händen germanischer Eroberer war. Der Fund gehört wohl zu den werthvollsten Schätzen



Figur 112.

des k. k. Antikencabinets in Wien.[1] Er besteht aus einer grossen Goldkette, 28 andern Goldgeschmeiden und 14 Goldmedaillons. Sämmtliche Objecte sind abgebildet in Arneth's grossem Kupferwerke, woher wir auch die Abbildungen der Medaillons übernahmen.

Was vor allem diese Goldstücke von ungewöhnlicher Grösse betrifft, worunter sich Stücke von 8—10 cm. Durchmesser befinden, so sind dieselben durchwegs in römischen Prägestätten angefertigt und mögen durch ihre Grösse den Barbarenfürsten, welche sie als Neujahrsgeschenke oder Subsidien erhielten,[2] ebenso imponirt haben, wie sie uns wegen der durch

[1] Die genaue Beschreibung siehe bei Sacken-Kenner l. c. SS. 340, 345, 346 u. s. w. siehe ferner Arneth Gold- und Silbermonumente 8—9 S., die Abbildungen ebendort Tafel G—N.

[2] Die Sitte der Neujahrgeschenke besteht noch zur Zeit des Gepidenreiches,

sie repräsentirten technisch hochentwickelten Prägeleistung in Erstaunen setzen.

Wie hoch die Barbaren diese Stücke schätzten, beweisen die kunstreichen Rahmen, mit welchen sie die meisten Stücke einfassten und die meist ebenso reich verzierten Oehre, an welchen sie die prachtvollen Zierstücke trugen.

Obwol dieser Schatz seit vielen Jahrzehnten in der Literatur bekannt ist und besonders die Medaillons in vielverbreiteten numismatischen Werken gehörig publicirt wurden, [1] haben sie bei den Forschern, welche sich mit dem Studium der Kunst der Völkerwanderungszeit beschäftigen, noch immer



Figur 113.

nicht jene Würdigung gefunden, welche ihnen besonders wegen der Eignung zu Zeitfixirung dieser Stylperiode zukömmt.

Da das früheste Stück von Maximianus stammt, etwa um 290 p. Chr. und dann bis zu Kaiser Valentinianus II. die Reihenfolge eine beinahe ununterbrochene ist, bei diesem Kaiser aber plötzlich abbricht, so haben wir als Datum des Schatzes beiläufig die Zeit des Einbruches der Hunnen in

darauf bezieht sich der bekannte Passus bei Jordanes C. 50. «Nam Gepidi Hunorum «sibi sedes viribus vindicantes, totius Daciae fines velut victores potiti, nihil aliud a «Romano imperio, nisi pacem et annua solemnia, ut strenuas, amice pactione «postulaverunt. Quod et libens tunc annuit imperator, et usque nunc (circa 550) «consuetum donum gens ipsa a Romano suscipit principe.»

[1] Bei Eckhel, Steinbüchel und Arneth; neuestens bei Cohen Description hist. des monnaies fr. sous l'empire romain VI. Bd. 1862. — Ferner bei W. Froehner Les medaillons de l'empire rom. in Paris 1878. — Eine neue durchaus befriedigende Publication der Medaillons durch Director Kenner steht demnächst bevor in den Jahrbüchern der Wiener k. k. Museen.

Europa anzunehmen und gewinnen also für diesen Schatz an der östlichen Grenze des Römerreichs ein Datum, das dem des berühmten Grabfundes von Childerich um viele Jahrzehnte vorausliegt.

Bereits Arneth hatte seine Publication der Medaillons mit mancher richtigen stylistischen Beobachtung begleitet. Es war ihm dabei die häufige Anwendung von Granaten aufgefallen und er behauptet von zwei gleichartig verzierten Schnallen aus Altofen — deren Abbildungen er beifügt — dass sie mit dem ähnlich gezierten Medaillon des Maximianus gleichzeitig seien. Arneth hatte die Granaten noch für rothen Glasfluss gehalten, was zwar nicht stichhältig ist, denn es sind in der Völkerwanderungszeit meist indische



Figur 114.

Granaten zur Verwendung gekommen, doch ändert dies nichts an der stylistischen und chronologischen Zutheilung.

Arneth hatte auch die Zickzack-Ornamente an dem Rande einzelner Gefässe des Fundes von Nagy-Szt.-Miklós zum Vergleiche beigezogen.

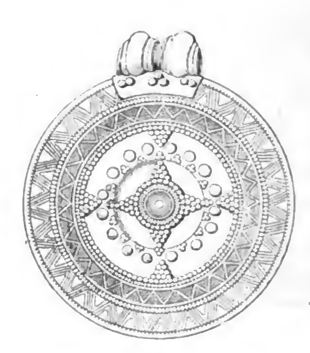
Ebenso richtig dachte er bei Betrachtung der in Dreiecken formirten Gruppen von Goldkügelchen der Medaillons des Valens (Fig. 113 und 114.), an ähnliche Verzierungen «nordischer» Goldobjecte. Diese dreieckige, resp. pyramidenartige Gruppirung wiederholt sich auch an andern Medaillons und am reichlichsten an der Bulle des Fundes von Sz.-S., einer offenbar durchaus barbarischen Arbeit. Wer die Völkerwanderungsfunde Ungarns kennt, weiss, dass diese pyramidal gestellten Kügelchen an Schmucksachen, besonders an Ohrringen zu den Haupttypen der ungarländischen Fundgruppe gehören.

Offenbar stammt dieser Geschmack, wie so vieles andere in diesen Funden, aus pontischen Gegenden, nur sind natürlich die dortigen Originale viel zarter und feiner gearbeitet als die (meist) barbarischen Nachahmungen unserer Gegenden.

Dass wirklich am schwarzen Meere der Ausganspunkt für dieses eigentümliche Ornamentmotiv sei, dafür scheint auch der Umstand ein triftiger Beweis zu sein, dass sich eben von da nach Norden und Nordwesten dieses Motiv verbreitete.

Aehnliche barbarische Nachahmungen kommen nämlich an der Kama und Wolga vor.[1]

Das reichste Medaillon des Schatzes ist das des Kaisers Gratianus (383).



Figur 115.

Das Oehr hat genau dieselbe Gliederung wie die Henkel der Gefässe von Nagy-Szt.-Miklós. Unter dem Oehr sind in Dreieck gestellte Kügelchen; als Einfassung dient ein breiter Rahmen gebildet aus länglichrunden Goldplättchen mit je einem eingeschlagenen derben Menschenantlitz und dazwischen stehenden Golddrahtgliedern, während die Zwischenräume Granaten oder Glassfluss ausfüllten. In dem Zierrande, welcher den Rahmen nach innen abschliesst, ist unschwer das oft beliebte «gotische Zangen»-Ornament zu erkennen, von welchem wir im dritten Capitel so weitläufig handelten.

Wenn an diesen Medaillons nur die Einfassung Barbarenhand verräth,

[1] Vgl. die Abbildungen bei Aspelin Antiquités du nord finno-ougrien II. 1878. S. 159—162 v. a.

so zeigt uns die bereits erwähnte Goldbulle durchaus «barbarischen» Styl. Der Arneth'schen Abbildung (Fig. 115.), welche wir hier reproduciren, fügen wir die Kenner'sche Charakteristik [1] bei: «Bulle mit canellirtem Doppelöhr, in der Mitte mit einem Buckel versehn, der mit kleinen Goldkügelchen und gemugelten Granaten geziert und von einer doppelten Bordüre umsäumt ist, nämlich mit einer Reihe gegen einander gekehrter Dreiecke, deren Wände aufgelöthet und mit Granaten ausgefüllt sind, dann mit einer eingeschnittenen Zickzacklinie».

Hier bildet also das Centrum nicht das Bild eines römischen Kaisers, auch nicht die Darstellung eines barbarischen Fürsten. Wie die barbarischen Goldschmiede Figuralisches darstellen, davon mag das bei Arneth abgebildete Kettenglied desselben Fundes, mit derber Menschenfigur en Relief eine Vorstellung geben.

Lindenschmit hob gelegentlich die Verwandtschaft hervor, in welcher die Bracteaten von Niedersachsen und Norddeutschland zu den Medaillons von Szilágy-Somlyó stehn. Nach seiner Auffassung wären diese «phaleræ» durchaus römische Arbeit und jene Bracteaten des V. Jahrhunderts wären barbarische Nachbildungen derselben.

Unsere Auffassung weicht in zwei wesentlichen Punkten von der Lindenschmit'schen ab; die Medaillons scheinen uns nämlich nicht Phaleræ zu sein und in der Bordüre sehn wir bereits den neuen Barbarenstyl. Im Uebrigen ist jedoch Lindenschmit's Charakteristik der beiden Denkmälerreihen so trefflich, dass wir sie unten anführen. [2]

Aus fränkisch-alemannischen Gräbern bringt Lindenschmit Beispiele für solche Nachahmungen, manchmal sind derbe Menschenfiguren, manchmal eben so derbe Thier- und andere Darstellungen darauf zu sehn, oft haben sie ein Oehr und manchmal auch eine Einrahmung von Filigran und Granaten.

[1] Sacken-Kenner Die Sammlungen der k. k. Münz- und Antikencabinetes Wien 1866. 347 S.

[2] Lindenschmit: Altert. uns. heidn. Vorzeit III. B. 9. Heft Beilage zur 4. Tafel S. 8. «Wir verweisen hier gerade in Bezug der frühesten Zeit dieser selbständigen «Versuche auf eine Vergleichung der goldenen, für militärische Auszeichnungen «bestimmten phalerae des Kaiser Valens, Valentinianus und Gratianus, mit jenen, «wenigstens teilweise dem 3. Jahrhunderte angehörigen Goldbracteaten, welche «hauptsächlich in Niedersachsen und den nördlichen Ländern gefunden werden. Wir «begegnen auf den letzteren in mehr oder minder geschickter Ausführung den glei«chen Ornamentmotiven, wie bei den ersteren: einer Randeinfassung durch einen «Perlenstab von mehr oder minder starkem Relief, den höchst charakteristischen «dreispitzigen Gruppen von Perlen an dem Ansatz des Henkels, und den Ringen von «Bögen, Zickzack und Perlen, als Einrahmen des inneren Feldes, dabei aber in der «bildlichen Darstellung von Menschen und Tieren einem Contraste, wie ihn nur die «Leistungen einer allerdings schon gesunkenen Kunst, im Vergleiche mit der phan«tastisch formlosen, völlig willkürlichen Auffassungsweise wilder Völker bieten können.»

Doch ist die Anzahl solcher Nachahmungen, in deutschländischen Funden geringer als im Norden, wo solche Bracteaten etwa von 450—700 p. Chr. angefertigt wurden und der langen Zeitdauer dieser Sitte ist es zu verdanken, dass Worsaae im Jahre 1870 aus Dänemark allein 170 Stücke anführen konnte. Sie kamen daselbst meist in Schatzfunden, seltener in Grabfunden zum Vorscheine. Worsaae erklärt in einleuchtender Weise diese auffallende Erscheinung und motivirt das häufige Vorkommen der Bracteaten in Dänemark aus dem engen Zusammenhange, welche die Goten des pontischen Gotenreiches, die nächsten Nachbarn des oströmischen Reiches auch nach ihrem Auszuge aus den nördlichen Sitzen, mit den zurückgebliebenen Goten des Nordens aufrecht hielten.[1]

Worsaae's Auffassung von der Entstehung der Bracteaten ist nicht nur stichhältig, sondern sie ist so ziemlich auf alle übrigen Culturbeziehungen zwischen den Goten des Südens und denen des Nordens auszudehnen und erklärt das Durchsickern classischer Elemente in barbarischem Gewande nach dem Norden in einfachster Weise.

Dieser Zusammenhang war eben eines der Hauptmittel zur Verbreitung des Völkerwanderungsstyles.

Zu den übrigen Objecten des Fundes von Szilágy-Somlyó zurückkehrend, verdienen noch einige Fundstücke unsere Aufmerksamkeit.

Eines der merkwürdigsten Stücke ist die goldene Halskette, an welcher in Miniaturnachahmung eine Menge Geräthe zu häuslichen und Feldarbeiten herabhängen. Zu unterst ziert die Kette ein kugelförmiger Rauchtopas in Gold gefasst und auf der Goldfassung stehn je zwei gegen einander aufsteigende Löwen, welche lebhaft an die Henkel-Löwen der Schüssel von Petreosa oder an die gleichfalls ähnlich gestellten Kentauren an der Silberschale vom Pruth erinnern. Trotz der Sorgfalt, mit welcher die meisten der herabhängenden Sächelchen angefertigt sind, müssen wir die Kette einem barbarischen Goldschmiede zuschreiben. Dies bezeugt der in dem Einbaume sitzende, rudernde Schiffer, welcher, ebenso wie das oben erwähnte figuralische Kettenglied, die Unfähigkeit des barbarischen Künstlers, die menschliche Gestalt correct zu zeichnen, darlegt.

[1] Worsaae: Les empreintes des bractéates en or avec 10 planches. Copenhague 1870. (Extrait des Mémoires de la société royale des Antiquaires du Nord.) «Plus les bractéates sont d'un temps voisin de celui des monnaies qui leur ont servi «de modèles, plus elles leur ressemblent et pour les dessins et pour l'inscription, qui «conserve même quelquefois les restes des mots de l'original, faciles à reconnaitre. «Mais de même que dans le Sud et l'Ouest de l'Europe, les peuples prétendus «barbares» après avoir imité plus ou moins anciennement les monnaies grecques et «romains, ne tardèrent pas à produire des dessins d'un caractère national à côté ou «en place des formes classiques; de même aussi dans le Nord, on vint peu à peu «tracer sur les bractéates en or des inscriptions en runes nordiques, à représenter «des figures d'un style particulier. u. s. w.»

Vollkommen zu dem Gesammtstyle des ganzen Schatzes passen zwei kleinere, doch sehr charakteristische Stücke: ein Goldring, welcher in zwei Schlangen- oder Drachenköpfen endigt, mit eingesetzten Granataugen, und das Fragment einer Schliesse von gleicher Form, an welchem die Augen ähnlich ausgefüllt waren.

Rómer hat in seinem «Archaeologischen Führer» diese eigentümlich gearteten Schlangenköpfe mit den Granateinlagen abgebildet und dieselben mit den Bracelets des bekannten Goldfundes von Puszta-Bakod (nächst Kalocsa, Pester Comitat) richtig zusammengestellt.[1]

In der Tat steht der Bakoder Grabfund nicht nur durch dieses Bindeglied, sondern in seiner Gesammtheit den Geschmeiden von Szilágy-Somlyó so nahe, dass bereits Arneth[2] mit richtiger Empfindung beide Schätze für beiläufig gleichzeitig, als von dem Ende des IV. Jahrhunderts stammend, bezeichnen konnte. Vor allem ist auch bei diesen Geschmeiden das Streben nach pompöser Wirkung wahrnehmbar, durch häufige Verwendung des farbenprächtigen Almandins, die beliebte Technik der Völkerwanderungsepoche.

Dieser Fund führt uns in die typischen Formen dieser Epoche ein. Da ist vor allem in mehreren Grössen die silberne Fibula mit der halbscheibenförmige Kopfplatte und dem halbringförmigen Halsstücke. An dem grösseren Exemplare zieren die Kopfplatte längliche Granaten, welche kranzförmig den Hals umgeben. Die ziemlich zahlreichen Analogien und Fortentwicklungen dieser Form kann man in mehreren Funden aus derselben Zeitepoche schrittweise verfolgen.

Ferner gehören zu den typischen Formen die Ohrringe mit Anhängseln von der Form abgekanteter Rhomben, deren jede einzelne Fläche eine von einem Rahmen eingefasste kleine Granattafel enthält.

Gleicherweise ist die massive goldene Schnalle charakteristisch, mit Cloisonaufteilungen an der Oberfläche des Körperstückes und in jeder Zelle mit einem Granaten geziert.

Typisch sind ferner die Fingerringe, ebenfalls mit Granattafeln geziert, welche in verschieden geformte Cloisons gelagert sind.

Zwei Halsketten und ein Armband vervollständigen den prunkhaften Schmuck der reichen Insassin des Bakoder Grabes. An der einen Halskette wechseln Granatkugeln mit herz- und halbmondförmigen Granatanhängseln in goldenen Zellen, den Schluss bildeten drei grössere längliche Steine

[1] Műrégészeti kalauz. I. 1866. S. 100.

[2] Mitt. d. k. k. Centralcommission V. Bd. 102. S. — Der Fund wurde noch mehrere Male publicirt, so in Arch. Közlemények (Arch. Mitteilungen der Ung. Akademie) II. Bd. 302. S. IV. Band. 163. S. V. Bd. 36. S. — In Rómer's «Arch. Führer» (Műrég. Kalauz), schliesslich in den Arch. Denkmälern (Rég. Emlékek II. Bd. 2. Th.).

in reicherer Goldfassung, wovon nur ein Stein erhalten ist. Die andere Kette besteht aus dichtem Golddrahtgeflechte mit länglich dreieckigen Anhängseln und einem herabhängenden Goldstifte an jedem Dreiecke; in dem Rahmen sitzt wieder je ein Granat. Wohl die Hauptstücke des Fundes sind die beiden reichen Bracelets, deren beide Enden in Drachenköpfen abschliessen.[1]

Die nächsten Analogien zu diesen granatverzierten Armbändern mit Drachenköpfen sind im südlichen Russland zu Hause.

Ebendort finden wir auch die Vorbilder zu den meisten Tier- und Pflanzenmotiven, welche als oft und vielfach verwendete Ornamente all die Schnallen und Gürtelbesätze verzieren, an welchen die in den letzten Jahrzehnten aufgegrabenen Friedhöfe der Völkerwanderungsepoche in Ungarn überreich sind. Vrgl. Fig. 116, 117, 118.

Die Reihengrabfelder von Ordas,[2] von Szeged-Öthalom,[3] Szeged-Sövenyháza,[4] Bökény-Mindszent,[5] ferner die Grabfelder von Keszthely und dessen Umgebung,[6] sodann die erst jüngst in der Umgebung von Ungarisch-Altenburg aufgedeckten Grabfelder,[7] die Kurgane von Nagyfalu[8] und zahlreiche Einzelgräber haben für die Erkenntniss der Cultur der ersten Jahrhunderte unserer Barbareninvasionen so reichliches Material geliefert,

[1] Vrgl. *De Linas* Orfévrerie cloisonnée; eine (nicht numerirte) Tafel Russie meridionale 5. 5. a. — Ein ähnliches Bracelet mit (granatverzierten) Drachenköpfen, wurde in einem Goldschatze zusammen, mit Schnallen, Riemenbeschlägen und andern Geschmeiden gefunden, alle Geschmeide mit Granaten in Cloisons verziert; der Schatz befindet sich in der Sammlung des Herrn von Kárász, Fundort unsicher. Siehe den Cat. der Goldschmiedeausstellung von Budapest I. Saal S. 71 Nr. 10—13 und Seite 76 Nr. 56.

[2] Daselbst hat Dr. Tergina im Auftrage des Nat.-Museum's 51 Gräber aufgegraben. Fundbericht mit reichlichen Illustrationen siehe im Archaeologiai Értesitő XIV. Bd. S. 336—340 und Tafeln. — [3] Die Arbeiten auf diesem Grabfelde hat Herr Varázséji im Auftrage des Ung. Nationalmuseum's beaufsichtigt, siehe dessen Bericht Arch. Ért. XIV. S. 323—336 mit Tafeln. — Ein späterer Fund von demselben Grabfelde wurde beschrieben von Franz Pulszky Arch. Ért. Neue Folge I. Bd. S. 153 mit Tafel. — [4] Beschrieben von F. Pulszky Arch. Értesitő. Neue Folge I. Bd. S. 151 mit Tafel und J. Hampel A. É. XIV. S. 351. — [5] Beschrieben von F. Pulszky Arch. Ért. N. F. I. Bd. 204. S. mit Tafel — [6] Die Grabfelder von Keszthely, Fenék, Dobogó, Páhok wurden von Dr. Lipp in den Jahren 1880—1884 ganz oder zum Teile ausgegraben, erforscht und publicirt. Ausser mehreren Fundberichten im Arch. Értesitő XIV. Bd. und in den Jahrbüchern des Eisenburger Arch. Verein's sind erschienen eine selbständige Abhandlung in den Abhandlungen d. ung. Akademie XI. Bd. N. VIII. 1884., Ferner eine grössere Monographie in den Arch. Denkmälern der arch. Commission 1884 mit reichen Illustrationen, deren deutsche Ausgabe gegenwärtig (September 1885) veröffentlicht wird. — [7] Ausgegraben unter der Leitung des Herrn Sötér, zum Teile publicirt im Arch. Ért. N. F. V. S. 205 ff. mit Illustrationen. — [8] Ueber die Ausgrabung daselbst J. Hampel im Arch. Ért. N. F. I. Bd. S. 156—162. mit Abbildungen.

wie es auch in den späteren Aufenthalts- und Ansiedlungsorten dieser Völker kaum reichlicher vorhanden ist.

All diese zahlreichen Funde sind durch Einzelbeschreibungen wolbekannt, auch steht eine Gesammtmonographie derselben bevor;[1] deshalb genügt es für unsere Zwecke, einige in den Funden häufig auftretende, sehr charakteristische Typen hervorzuheben, welche die Uebertragung gewisser Typen aus Südrussland nach Ungarn bezeugen.

Ferner wird es genügen, kurz einige treffende Analogien zwischen ungarischen Fundtypen und mitteleuropäischen Grabfunden hervorzuheben, um daraus den Zusammenhang ungarländischer Formen mit deutschländischen zu erweisen.

Im Allgemeinen ist der Vorrat an Ornamentmotiven in unsern Grabfeldern kein sehr zahlreicher. Man könnte als Haupttypen den vielfach



Figur 116.

angewendeten Greifen anführen,[2] ferner ein Säugetier, von welchem nicht sicher constatirt werden kann, ob es dem Hundegeschlechte angehört,[3] dann der Kampf zweier Vierfüssler gegen ein drittes, unterliegendes Tier — es war wohl ursprünglich der Kampf des Hirschen gegen zwei andere Widersacher gemeint[4] — schliesslich gehört hieher die Gruppe der Pflanzenornamente, in der Art von Guirlanden aus Epheublättern, aus gewundenen Zweigen, Traubendolden gebildet[5] u. s. w.

Diese ursprünglich classischen, später aber barbarisch umgemodelten Motive sind ein directes Erbteil aus der Zeit des Aufenthaltes der Goten und ihrer Genossen in der Dniester- und Dniepergegend, wo dieselben

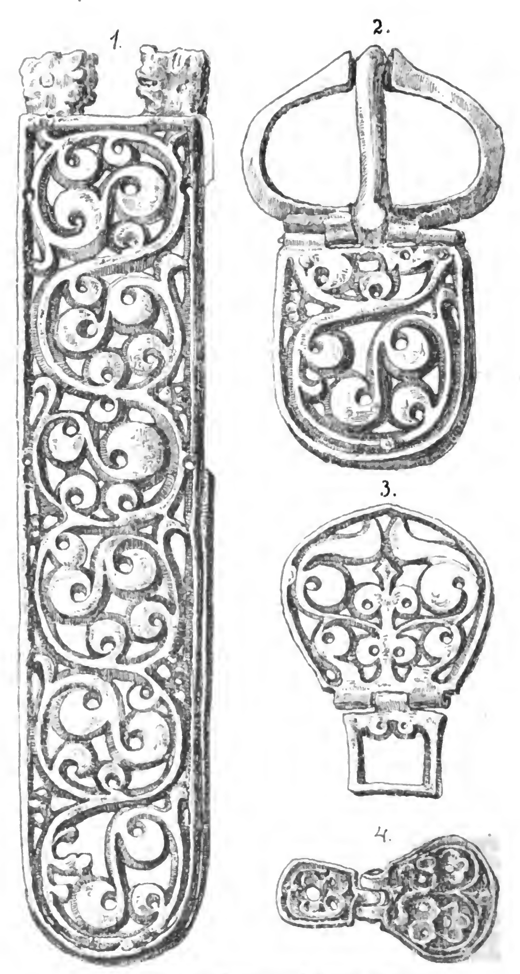
[1] In den Archaeol. Denkmälern der Ung. Akademie, durch Fr. Pulszky.

[2] Auf Schnallen, Schliessen, Gürtelenden, einzeln oder reiheweise in Keszthely, Szeged, Ordas, Lébény.

[3] Besonders auf Gürtelenden in Keszthely, Szeged, Ordas etc.

[4] Meist auf Gürtelenden quer gestellt, auch auf Schnallen aus den genannten Friedhöfen.

[5] Die reichste Ausbeute an Beispielen für dieses Motiv lieferten die Grabfelder bei Keszthely und Szeged.



Zierstücke aus dem Grabfelde von Keszthely. (Figur 117.)

Motive in verschiedener Verwendung, doch bereits in barbarischer Form, aus dem Dolgaia Moguila, dem Tolstaia Mogvila und dem Kurgan von Krasnokutsk bekannt sind.[1]

Wären die Reichtümer des skythischen Museums bereits in grösserer Anzahl veröffentlicht, so liessen sich die Analogien zwischen unsern Reihengräberfunden und den Kurganen wohl noch für manche andere Motive feststellen.

Die Sitte, die Todten reihenweise in grösseren Grabfeldern beizusetzen, mögen die Barbaren erst nach ihrer Berührung mit den Römern angenommen haben, während das Kurganbauen mehr auf die Sitten der Steppenbewohner hindeutet.



Figur 118.

In Ungarn sind die Kurgane ziemlich zahlreich vorhanden, doch fand man dieselben in den meisten Fällen ihres Inhaltes beraubt.[2] Und selbst, wenn dies nicht der Fall war, waren die Grabbeilagen durch den Druck der darauf lagernden Erdmasse zerstört. Wohl zu den bedeutendsten Grabhügeln Ungarns gehören die 14 Hügel, welche einige Meilen von dem berühmten Szilágy-Somlyó bei Nagyfalu stehen und von denen einige im Jahre 1882 geöffnet wurden.[3] So gering das Ergebniss auch war, so genügte

[1] Vrgl. Recueil d'Antiquités de la Scythie. Greifen. Tafel III, IV, XXIV, XXV — Tierkämpfe Tafel VIII, XV und XXXII. Ferner zu benützen De Linas' Orfévrerie cloisonnée, Tafeln ohne Nummern, Musée de l'Eremitage A, D, E — Russie — Bijoux sibériens et finnois und zahlreiche Abbildungen im Texte.

[2] Schreiber d. Z. bezeugt dieses aus eigener Erfahrung für die unter seiner Leitung geöffneten Kurgane von Szent-István Baksa (Com. Abauj), Hajdú-Böszörmény (Com. Hajdú) und Nagyfalú (Com. Szilágy).

[3] Abbildung in Arch. Ért. N. Folge I. Bd. S. 172.

es doch zur beiläufigen Determinirung der Kurgane. Auf dem Bogen des einen Hügels (Rómerhalom genannt) fand sich glücklicherweise eine vereinzelte Schnalle mit dem charakteristischen Greifenmotive,[1] in einem andern derb gearbeitete Poterie mit dem in Norddeutschland so häufigen, als slavisch bezeichneten Wellenornamente.

Die Gleichartigkeit charakteristischer Artefacte, wie die hier erwähnten, welche in Kurganen und Reihengräbern gleicherweise vorkommen, spricht für die Gleichzeitigkeit beider Bestattungsarten in Ungarn. Doch scheint, so weit unsere Forschungen bisher reichen, auf dem alten Boden Pannoniens und in dem südlichen Tieflande, wo Barbarenansiedlungen bereits zu sehr früher Zeit auf römischem Boden heimisch wurden, die Sitte der reihenweisen Bestattung vorzugsweise geherrscht zu haben, während im



Figuren 119.

barbarischen Osten des Landes, dem eigentlichen Hunnien, später Gepidien, die Bestattung in Kurganen Sitte war.

Ob diese Erscheinung sich auch im weitern Verfolge unserer Forschungen gleichbleiben wird, ist natürlich nicht vorauszusehen. Vorderhand würde für dieselbe der Umstand eine plausible Erklärung bilden, dass im nichtrömischen Osten die Barbaren eigene Sitten länger behütet, im römischen Lande dagegen den römischen analoge Sitten früher angenommen haben.

Mit dieser Bemerkung stimmt überein, was Dr. Lipp bezüglich der Grabfelder in der Gegend von Keszthely bemerkt, dass daselbst reichlich pannonische Elemente mit barbarischem Import gemengt erscheinen. Ferner spricht dafür der Umstand, dass von den grossen Grabfeldern wenigstens eines, das von Pábok, sogar überwiegend provincialrömische Cultur bezeugt.

Was die Zeitepoche dieser Friedhöfe betrifft, so wird wegen des sty-

[1] Vrgl. den Bericht über die Ausgrabung im Arch. Ért. N. F. I Bd. 156—161 S.

listischen Zusammenhanges derselben mit den leidlich datirbaren Funden von Szilágy-Somlyó und Bakod und auf Grund von daselbst gefundenen Münzen, für dieselben wol das V. Jahrhundert als Entstehungszeit anzunehmen sein. An sichere ethnische Zuteilungen ist natürlich trotz all dieser Anhaltspunkte noch nicht zu denken; nur eines ist sicher anzunehmen, nämlich dass uns hier Völker ihre Schätze und Grabfelder hinterlassen, die einem Bildungskreise angehören, welcher dem der Alemannen, Sachsen, Burgunden und Franken vielfach verwandte Erscheinungen aufweist.

Nicht um die Reihe der Analogien zu erschöpfen, sondern vielmehr um auch Anhängern der Lindenschmit'schen «Spreelinie» diesen Zusammenhang klar zu machen, stellen wir hier einige ungarländische Typen mit deutschländischen zusammen, wobei wir uns begnügten auf den reichen Lindenschmitschen Atlas Bezug zu nehmen.

Um in der Aufzählung einigermassen Ordnung zu halten, beginnen wir mit Helm und Schwert und gehn sodann auf die Zierstücke über.

Den fränkischen und angelsächsischen Helmen, welchen Lindenschmit auf einer Tafel[1] seines grossen Sammelwerkes zusammenstellt, können wir als verwandtes Beispiel den Helm des Reiter's auf Krug N. 2, des Fundes von Nagy-Szent-Miklós anschliessen. Ueberall ist die Grundform und das Hauptstück des Helmes eine Mütze aus Filz oder ähnlichem Stoffe, welche durch Metallverkleidung widerstandsfähiger gemacht wird. Um den untern Rand der Mütze läuft ein Metallstreifen, von welchem schmale Bänder gegen die Spitze zu aufsteigen. An dem genannten Gefässe zeigt das Reliefbild eine etwas niedrigere Form, die fränkischen Helme sind etwas höher, doch in der Hauptsache besteht kein principieller Unterschied.

Das fränkisch-alemannische Schwert hat in den Reihenfriedhöfen der Keszthelyer Gegend zutreffende Analogien. Auch an reichen Verzierungen der Schwertscheide ist kein Mangel. Aus Funden verschiedener Provenienz kennen wir dergleichen Zierstücke aus Silber oder Gold. Bereits weiter oben war der Fund von Komorn erwähnt, dessen Hauptstück ein silbernes Ortband mit Email und Granateinlage ist.[2]

Unter den Geschmeiden ist die Fibula das wichtigste. Den Ausgangspunkt zu den häufigst vorkommenden Formen scheint der Typus der vorhin erwähnten Fibula von Bakod zu bilden.[3]

Varianten desselben Typus bieten die Fibula's aus dem Grabfeld von Bökénymindszent; seltener sind dieselben in den Grabfeldern von

[1] Alterth. u. heidn. Vorzeit, Bd. III. Heft X. Tafel 5.
[2] Abbildung Arch. Értesítő. Neue Folge I. 148.
[3] Arch. Értesítő Neue Folge I. Bd. S. 204 u. ff.

der Umgebung von Keszthely. Interessante Analogien dazu hat Franz Pulszky aus den Sammlungen des Nationalmuseum's zusammengestellt.[1]

Der Typus hat sich durch ganz Europa verbreitet, er ist vielleicht am häufigsten in dem berühmten Nordendorfer Grabfelde. Lindenschmit liefert in seinem Werke von Freilaubersheim, Augsburg und andern Orten zahlreiche Beispiele.[2]

Ein anderer Typus ist die Cicadenform. Bekanntlich hat man Fibeln dieser Form im Grabe des Childerich sehr zahlreich gefunden. Auch sonst kommen sie in mitteleuropäischen Funden ziemlich häufig vor. Es ist eine Form, die bereits bei den alten Griechen beliebt war und in griechischen Gräbern Südrusslands ziemlich häufig auftritt.

Im Nationalmuseum zu Budapest ist diese Fibulaform aus einheimischen Funden gut vertreten. Ich erwähne den Grabfund von Csömör und von Mezőberény und eine Reihe von Cicaden-Fibeln aus Bronz und Gold, welche Pulszky auf einer Tafel des Arch. Anzeigers zusammengestellt hat.[3]

Scheibenfibeln sind in ungarländischen Funden seltener als im übrigen Mitteleuropa. Bisher haben wir ausser hin und wieder zerstreut vorgekommenen römischen Exemplaren nur in den Keszthelyer Grabfeldern eine grössere Reihe derselben gefunden. Von den drei Haupttypen der Völkerwanderungszeit ist diese Form sicher römischen Ursprunges, denn sie figurirt schon an römischen Gewandstatuen und Reliefs des 2. und 3. Jahrhunderts und ihr häufiges Vorkommen in den grossen Keszthelyer Grabfeldern dürfte neben andern Indizien darauf hindeuten, dass uns in diesen Reihengräbern eine Begräbnis stätte von bereits halb romanisirten Germanen erhalten blieb.[4]

Von den Typen der Ohrgehänge seien mit Weglassung localer Specialitäten, nur allgemein verbreitete Formen hervorgehoben. Zu diesen gehört der Ohrring mit kugelförmigem Ansatze. Eine oder mehrere Kugeln sitzen an dem Drahtringe und deren Oberfläche ist glatt oder mit kleinen Kügelchen besetzt.

Eine andere charakteristische Form entsteht, wenn die Kugeln oder

[1] Arch. Ért. N. F. I. 206 S.

[2] Altert. u. heidn. Vorzeit III. Bd. IV. Heft. IV. Tafel. — III. Bd. VIII. Heft. VI. Tafel 2 a 3. — I. Bd. II. Heft. VIII. Tafel 5—9. — III. Bd. X. Heft VI. Tafel — III. Bd. V. Heft. VI. Tafel — I. Bd. X. Heft. VIII. Taf. 1—5.

[3] Beide im Nationalmuseum; abgebildet ist der Csömörer Fund Arch. Ért. V. Bd. 201. S. der Fund von Mezőberény Arch. Ért. N. F. V. Band 101. S.

[4] Arch. Ért. N. F. I. Bd. S. 147. — Ueber die Cicaden in der alten Kunst und der Völkerwanderungszeit hat in demselben Bande Otto Herman eine interessante Abhandlung. S. 6—23 mit Abbildungen. — Ueber die Cicadenfibula siehe noch Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1874. S. 498.

Kügelchen pyramidalisch an einander gefügt sind; diese Form war über das IV. Jahrhundert hinaus noch beliebt.

Ferner ist der Ohrring mit würfelförmigem Ansatze eine hier ebenso wie in Deutschland viel verbreitete Form. Gewöhnlich sind die Seiten des Würfels durch Cloisons gebildet, in welchen je ein Granattäfelchen sitzt.[1]

Anhängsel aus Kristall oder Glas, eigentümlich durchbrochene Metallscheiben mit Tierformen im Kreise, ferner Beschläge aller Art aus Edelmetall oder Bronz, mit Pflanzenverschlingungen oder Tierreihen, all



Figur 120.

diese ornamentalen Glieder und Formen sind unsern Grabfunden und denen Deutschlands gemeinsam.[2]

Eine solche Stylgemeinsamkeit bestimmter Denkmäler inmitten son-

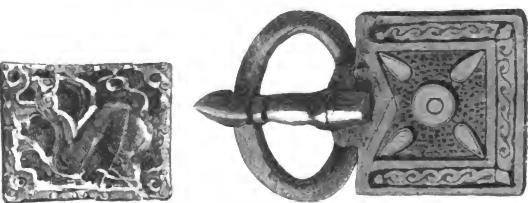
[1] Beispiele für ähnliche Ohrringtypen bei Lindenschmit l. c. III. Bd. VI. Heft. VI. Tafel — I. Bd. XI. Heft. VIII. Tafel.

[2] Siehe die Analogien zu den reichen Fundstücken des Nationalmuseum's, bei Lindenschmit. l. c. I. Bd. III. Heft D. V. Heft VII Tafel, N. 7. — l. c. I. Bd. VII. Heft. VII. Tafel. — I. Bd. IX. Heft. VII. Tafel — IV. Bd. X. Tafel. Nr. 9—12. — II. Bd. XII. Heft. Tafel XI. — III. Bd. I. Heft. VI. Tfl. — I. Bd. I. Heft. VII. Tfl. — I. Bd. X. Heft. VII. Tafel. — II. Bd. V. Heft. IV. Tafel.

stiger mannigfacher localer Verschiedenheiten ist nur durch gemeinsamen Ursprung zu erklären. Die Strömung, welche diesen Styl von der gemeinsamen Heimat gebracht, hat Ungarn früher erreicht als Deutschland. Nur dieses kann die Erklärung sein für die Erscheinung, dass die frühesten Reihengräber in Ungarn den neu importirten Geschmack früher zeigen, als die Friedhöfe der Franken, Burgunden und Alemannen, was auch in der hier gebotenen Uebersicht zum Ausdruck kam, indem wir Denkmäler der sog. «gothischen» Epoche mit Analogien aus einer spätern Epoche Deutschland's, der merovingischen, zusammenstellen konnten.

III. Die Denkmäler der «avarischen» Epoche, welche der «merovingischen» im übrigen Europa gleichzeitig ist, sind bisher in Ungarn weniger zahlreich, als dass bereits eine sichere Charakteristik der Epoche darauf gegründet werden konnte.

Trotzdem liegen bereits in den bisher bekannten, datirbaren drei



Figur 121. Figur 122.

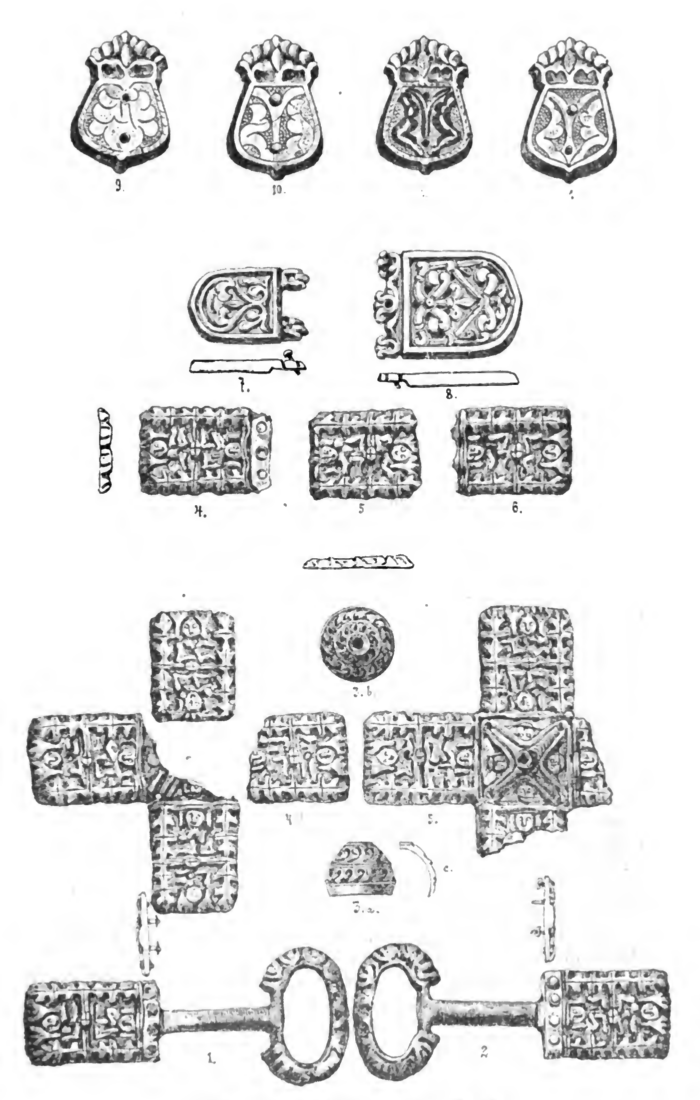
grösseren Funden, dem von Kunágota (VI. Jahrh.), ferner den Grabfunden von Szent-Endre[1] und Puszta Ozora (VII. Jahrh.[2]) manche Anzeichen vor, dafür, dass in den Jahrhunderten der Avarenherrschaft die Cultur der mittleren Donaugegenden sich von der occidentalischen unterscheidet. Diese Divergenz ist in der zweiten Phase unserer Völkerwanderungsepoche stärker, als in der ersten und wird nach dem Zeugniss sicherer Funde aus der Zeit des ungarischen Heidentum, immer stärker und stärker bis das XI—XII. Jahrh. Ungarn mit der westlichen Civilisation wieder vereinigt.

Wenn wir nun die erwähnten drei Funde eingehender mit den Ueberresten «gothischen» Geschmackes vergleichen,[3] so fällt uns vor

[1] Beschrieben und abgebildet: Arch. Ertesítő V. Bd.; auch in den «Arch. Denkmäler» d. ung. Akademie II. Bd. 2. Teil 121. S.

[2] Beschrieben und abgebildet: Arch. Értesítő 292. Bd. V. S; auch in den «Arch. Denkm.» II. Bd. 2. Teil 121. S.

[3] Vrgl. die Charakteristik der drei Funde in F. Pulszky's Abhandlung über die Avarenfunde aus Ungarn in den Abhandlungen der hist. Classe der Ung. Akademie III. Bd. Nr. VII. 1874.



Fund aus dem Comitate Thúrócz. (Figur 123—136.)

Allem der Mangel jener Tier- und Pflanzenornamentik auf, welchen wir auf Schnallen und Riemenenden, auf allen irgend verzierbaren Flächen begegneten. Die Fähigkeit und das Bedürfniss künstlerischer Ornamentik scheint im Aussterben, wenn auch die Cloisonarbeiten mit Granatschmuck, die gepressten und getriebenen Goldplaques, die vergoldeten Pferdezäume u. drgl. mehr, das Fortleben der verschiedenartigsten Techniken bezeugen.

Auch einige Formen erhalten sich, so z. B. die Form der Ohrringe mit pyramidal gestellten Kügelchen, die wir in dem Funde von Szent-Endre sehn. Auch sehn wir in den trompetenartigen Enden der Armbänder in eben demselben Funde, den Typus der Armbänder von Mezőberény und Osztrópataka, nur in übertriebener Gestalt; im grossen Ganzen sind auch die Riemenenden und Schnallen beiläufig von derselben Form wie in der vorigen Epoche, doch es fehlt die Fibula.

Dagegen tritt in zweien dieser Funde der Steigbügel auf, ein Umstand, der mit Recht hervorgehoben wurde, als wichtige Erfindung und Neuerung bei einem erobernden Reitervolk, von welchem die wichtige Sitte im Laufe der Jahrhunderte zu den westlicheren Völkern gedrungen.

Man hatte sowohl in Szent-Endre als in Ozora den Reiter mitsammt seinem Rosse begraben, trotzdem das goldene Kreuz in dem Grabfunde von Ozora dafür zu sprechen scheint, dass sein einstiger Besitzer Christ gewesen.

Wie wenig Sinn die avarische Epoche für classische Tradition hatte, dafür liefert der Fund von Kunágota ein treffendes Beispiel. Es befanden sich in demselben Goldblättchen, die vermutlich von Schwert oder Dolchgriffen herstammen. Bei genauerer Besichtigung gewahrt man darauf gepresste Reliefffiguren eines bacchischen Frieses mit griechischen Bezeichnungen; dem barbarischen Goldschmiede war nichts mehr an der künstlerischen Darstellung gelegen, er zerschnitt die Plaques ohne jedwede Rücksicht auf die Reliefs und verwandte sie nach seiner Weise.

Barbarisches Wesen verraten auch die Gefässbeigaben aus Ton oder schlechten Silber. Technik und Form beweisen gleicher Weise, dass classischer Geschmack abhanden gekommen.

Sonach gewinnen wir durch das Wenige, das uns aus der Avarenepoche erhalten und beglaubigt ist, den Eindruck, dass die Goldarbeiter welche die Avaren und ihre Genossen in römischen Städten wie Sirmium und Siscia noch angetroffen haben mögen, ihre alte römisch-pannonische Tradition zum grossen Teil verloren und selbst den Importstyl der Gothenzeit nach und nach verlernt hatten.

Ob die weiteren Forschungen diesen Eindruck stärken oder schwächen werden, das steht noch abzuwarten.

IV. Die vorstehende Uebersicht der Funde »merovingischen» Styles in Ungarn führt uns zu demselben Resultate, zu welchem wir im vorigen Capitel gelangten.

Der «merovingische» Styl ist hier zu Lande wenigstens ein halbes Jahrhundert früher heimisch als in Frankreich oder Belgien. Dies ist allein Ursache genug denselben *nicht* im Westen entstehn zu lassen, sondern im Osten.

Sollte demnach nicht doch Byzanz die Wiege dieser Kunstübung sein, wie Labarte und das Heer seiner Nachfolger wollte?

Diese Frage ist uns im Laufe unserer Untersuchungen oft entgegengetreten und wir sind derselben nicht aus dem Wege gegangen. — Unsere Forschungen haben uns wohl zu dem Nordgestade des Pontos, als ursprünglichem Ausgangspunkte der mixhellenischen und später der «merovingischen» Stylübung geführt, doch könnten principiell alle diejenigen welche behaupten, dass die Griechenstädte am Nordgestade des schwarzen Meeres den Gothen Goldschmiede gegeben, zugeben, dass Byzanz auch eine blühende Goldschmiedekunst besessen und Golschmiedwaare offenbar reichlich exportirte.

Doch ist gegen die Labarte'sche Hypothese wiederholt zu bemerken,[1] dass wir ja nicht in der Lage sind über den Charakter byzantinischer Goldarbeiten aus den ersten Jahrhunderten des Bestandes byzantinischer Kunst zu urteilen, da wir doch zur Stunde für die Erkenntniss des IV. und V. Jahrhundert's byzantinischer Kunstübung keine andern Belege haben, als uns etwa die byzantinischen Münzen und Bullen dieser Epoche liefern. Die Labarte'schen Schlüsse sind also nicht auf monumentale Belege gebaut. Und sollte auch einmal das Dunkel, welches diese Anfänge byzantinischer Kunst bedeckt, sich aufhellen, sollten sichere Funde zum Vorschein kommen, welche die Verwandtschaft des «merovingischen» Styles mit diesen Funden *monumental* beweisen, so würde auch dadurch nicht entkräftet, was wir in Verfolgung und Erweiterung der Lasteyrieschen Hypothese darlegten.

Durch Funde würde es aller Wahrscheinlichkeit nach evident werden, was wir auch ohne dieselben zu vermuten alle Ursache haben, nämlich dass der Styl der Goldschmiedearbeiten der jungaufstrebenden Hauptstadt Constantin's d. G. und der Schätze des vom Nordosten in das Imperium einbrechenden Barbaren, sich ganz ohne Zwang auf die pontischen Städte als gemeinschaftlichen Ursprung zurückführen lassen.

Denn es ist mit Grund anzunehmen, dass zur Zeit als Constantinus Künstler und Handwerker nach der neubegründeten Hauptstadt lockte, denselben Privilegien, Steuerfreiheit und reichliche Beschäftigung gewährend, Künstler und Handwerker vorzugsweise aus denjenigen Gegenden kamen, welche durch Barbareninvasionen am meisten zu leiden hatten, zunächst also aus den so nahe gelegenen pontischen Colonien.

[1] Siehe oben S. 78.

Dass die Neuankömmlinge in der Hauptstadt die alten Traditionen fortsetzten, welche sie daheim geübt, ist gleicher Weise eine natürliche Annahme.

Wenn die Labarte'sche Schule die Stichhältigkeit dieser Annahmen zugiebt, so lösen sich alle Schwierigkeiten und sie mag dann auch den Schatz von Nagy-Szent-Miklós getrost in die Reihe der frühesten Denkmäler byzantinischer Kunst mit einschliessen. JOSEF HAMPEL.

UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.



10. Eisenkopf.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein armer Mann und der hatte auch ein kleines Bürschchen von einem Sohne. Einmal sagt der arme Mann zu seinem Sohne:

— Mein liebes Kind, ich habe Dich bisher gross gezogen, so gut es eben ging, jetzt kann ich Dich nicht länger mehr füttern, denn ich bin selbst arm. Geh hinaus in die Welt und und dinge Dich irgendwo ein, denn Du kannst mir's glauben, wer treu dient, der hat es gar gut und bekommt sein Essen und seinen Lohn jeden lieben Tag. Gott sieht meine Seele: wenn es mir nur ein klein wenig besser ginge, wollte ich schon besser für dich sorgen, aber wie die Dinge nun eben stehen, tut man halt, so viel man gerade kann.

Der arme Peter, denn so hiess der Knabe, steckte also ein Stück Brot in sein Ränzel, warf sich's dann über den Rücken, nahm einen derben Knotenstock zur Hand und zog so in die Welt hinaus. Er ging nur immer seine Strasse über siebenmal sieben Lande, einen Dienst zu suchen. Eines Tages begegnete er einem alten Mann, er zieht also den Hut und grüsst:

— Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Väterchen!

— Auch Dir, mein lieber Sohn, wohin des Weges?

— Ich gehe mir einen Dienst zu suchen.

— Dann stehe nur bei mir ein, ich nehme Dich auf.

Gleich waren sie handeleins und Peter schlug ein. Nun lebte er ohne Kummer und Sorge; seinen Dienst zu verrichten fiel ihm nicht schwer, denn im Ganzen hatte er zwei Pferde und eine Kuh zu hüten. Das Jahr hatte drei Tage und als auch der letzte Abend gekommen war, gab ihm der Alte eine Nuss; er hätte den Knaben auch gerne noch länger in seinem Dienste behalten, aber dem Knaben war das Heimweh stark in die Beine gefahren, er wollte nicht bleiben. Als der Alte sah, dass Peter keine Lust habe weiter zu dienen, nötigte er ihn nicht länger zum Bleiben, sondern liess ihn mit dem nächsten Tage seiner Wege ziehen.

Ganz betrübt ging nun Peter nach Hause; der Grund seines Kummers aber war der, dass er sich keinen höhern Lohn ausbedungen. Für die eine Nuss konnte er wirklich nicht viel Speck kaufen, er bringt sie am klügsten gar nicht nach Hause; mit oder ohne Nuss, das geht schon so ziemlich auf eins hinaus. Er setzte

sich also an einen Graben hin, nahm die Nuss heraus und knackte sie auf. Da — ach Du mein lieber Gott! — mögt Ihr es nun glauben oder nicht, ich war selbst dabei, wie es erzählt wurde, kamen die vielen Pferde, Ochsen und Schafe nur so herausgeströmt, dass es schier kein Ende nehmen wollte. Oh weh, da begann der arme Peter zu weinen und zu klagen, was um Himmelswillen er denn mit dem vielen Vieh nur anfangen solle? Wie er es denn nur ausstellen solle, das alles nach Hause zu treiben? Vor lauter Betrübniss hätte er sich beinahe Hände und Füsse abgebissen. Aber da kommt auf einmal Eisenkopf des Weges her.

— Junge, warum weinst Du? was fehlt Dir denn? frägt er Peter.

— Ach, mein Bruder, wie sollte ich nicht weinen und jammern. Da habe ich eine Nuss gehabt und wie ich hergehe und sie aufknacke, kommt diese Menge Vieh nur so herausgeströmt; was soll ich jetzt damit anfangen und wie soll ich das alles nach Hause treiben?

— Also, mein Söhnchen, weisst Du was, lass ein vernünftiges Wort mit Dir reden. Wenn Du mir versprichst, Zeit Deines Lebens nie zu heiraten, so treibe ich Dir das Vieh alles bis zum letzten Stücke wieder in die Nuss hinein.

In seiner Bedrängniss hätte Peter sich wohl auch zu schwererem verstanden. Eisenkopf pfiff aber blos einmal und da drängte sich das viele Vieh nur so in die Nuss hinein, dass eines an das andere stiess und kaum hatte das letzte Stück seinen Fuss hinein gezogen, so schloss sich die Nuss von selbst, Peter steckte sie in die Tasche und ging so nach Hause. Vor dem Tore seines Vaters angelangt, knackte er die Nuss von neuem auf und das Vieh strömte wieder daraus hervor, dass es schier kein Ende nehmen wollte. Als der Vater die Menge Pferde, Ochsen und Schafe sah, riss er die Augen auf, wie die Kuh vor dem neuen Tore. Dann frug er seinen Sohn, wie er zu dem vielen Vieh gekommen sei und dieser erzählte ihm die ganze Geschichte haarklein, wie er bei dem Alten eingestanden und wie es ihm mit der Nuss ergangen, die er als Lohn bekommen, wie dann Eisenkopf die ganze Heerde wieder hineingetrieben und was er dafür als Entgelt gefordert habe, das alles erzählte er ihm, wie gesagt, Wort für Wort.

Ein Teil des Viehes wurde dann verkauft und für den Erlös ein Haus, Weingarten und Feld erworben; in kurzer Zeit hatte es der arme Mann mit Gottes Hilfe so weit gebracht, dass er der erste Landwirt wurde im ganzen Dorfe. So lebten sie eine Zeit lang, da sagt einmal der Vater zu Peter:

— Peter, mein Sohn, es wird über kurz oder lang Zeit für Dich sein, an das Heiraten zu denken.

— Ach, mein lieber Vater, ich kann nicht heiraten, denn ich habe dem Eisenkopf versprochen, ledig zu bleiben bis an mein Ende.

— Ach was, Versprechen hin, Versprechen her, das tut nichts zur Sache, mein Sohn; wenn es ihm nicht gefällt, dass Du ein Weib nimmst, so soll er sich's anders einrichten; übrigens, gesetzt den Fall, dass er herkäme, so steht im Stalle ein guter Grauschimmel gesattelt und gezäumt, wenn Du Dich auf den hinaufschwingst, gibt's den Menschen nicht auf Gottes Erdboden, der Dich einholen könnte. Da wird er schon irgendwo Deine Spur verlieren, Du aber, mein Sohn, kehrst wieder zu uns zurück und dann werden wir leben, wie der Fisch im Wasser.

So geschah es denn auch. Der Knabe machte Hochzeit und nahm ein hübsches, braunes Mädchen zum Weibe, das war so schön, dass es eine Lust war. Als die

Musik gerade im besten Spielen ist und der Tanz gerade den höchsten Jubel erreicht, — schreit Eisenkopf beim Fenster herein:

— Also, mein Bruder, weisst Du noch, was Du mir versprochen hast, dass Du nie heiraten wirst?

Kaum hat der Bräutigam, nämlich Peter, den Eisenkopf durch das Fenster erblickt, da springt er wie der Wind zur Türe hinaus und in den Stall, führt den Schimmel heraus, springt in den Sattel und sprengt davon, dass er längst über alle Berge war, als ihm Eisenkopf — freilich nur mit Hundevorspann * — nachrannte.

Peter aber sprengte weit über siebenmal sieben Lande, selbst über die gläsernen Berge hinaus, noch weit über die Stelle, wo das Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts und kam dann an ein kleines weisses Häuschen, in dem eine alte Frau wohnte. Er öffnet die Türe und grüsst:

— Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Mütterchen.

— Auch Dir, mein Sohn, was suchst Du hier, wo die Welt ein Ende hat?

— Ich fliehe, altes Mütterchen, hinaus in die weite Welt.

— Mein Sohn, wenn Du gefehlt hast, musst Du noch einmal so weit fliehen, als Du bis hieher gekommen.

— Ich bin unschuldig, altes Mütterchen, aber der Eisenkopf ist mir auf den Fersen.

— Ich habe ein kleines Hündchen, das beginnt zu bellen, wenn er noch sieben Meilen weit von hier ist.

Dann ging die Alte hinaus, machte Feuer im Herde, und kochte und briet für ihren Gast; als Peter sich satt gegessen, begann das kleine Hündchen zu bellen.

— Nun, mein Sohn, mein Hündchen bellt, mache, dass Du fortkommst!

Schnell sattelte Peter sein Pferd und sass auf. Wie er davonreiten will, sagt die Alte zu ihm:

— Warte nur ein wenig, mein lieber Sohn, hier ist ein Tuch und ein Kuchen, tue das in Dein Ränzel, Du wirst es noch brauchen können.

Peter bedankte sich schön für die Freundlichkeit, steckte Tuch und Kuchen in sein Ränzel, und sprengte davon. — Er ritt nur immer weiter über siebenmal sieben Lande, selbst bis über die gläsernen Berge hinaus, noch weit über die Stelle, wo das Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts, auf einmal kommt er wieder an ein kleines, weisses Häuschen und auch dieses war nur von einer alten Frau bewohnt. Peter tritt ein und grüsst:

— Gott gebe Euch ein guten Tag, altes Mütterchen.

— Auch Dir, mein lieber Sohn, was suchst Du hier, wo die Welt ein Ende hat?

— Ich fliehe, altes Mütterchen, hinaus in die weite Welt.

— Mein Sohn, wenn Du gefehlt hast, musst Du noch einmal so weit fliehen, als Du bis hieher gekommen.

— Ich bin unschuldig, altes Mütterchen, aber der Eisenkopf ist mir auf den Fersen.

* Das heisst zu Fusse.

— Ich habe ein kleines Hündchen, das beginnt zu bellen, wenn er noch sieben Meilen weit von hier ist.

Dann ging die Alte hinaus in die Küche, und kochte und briet, damit ihr Gast nicht hungrig weiter ziehen müsse: — als Peter sich satt gegessen, begann das Hündchen zu bellen.

— Nun, mein lieber Sohn, mein Hündchen bellt, mache dass Du fortkommst!

Schnell sattelte Peter sein Pferd und sass auf. Wie er davonreiten will, sagt die Alte zu ihm:

— Warte nur ein wenig, mein lieber Sohn, hier hast Du einen Kuchen und ein Tuch, tue es in dein Ränzel, Du wirst es noch brauchen können.

Peter bedankte sich schön für das Geschenk, und steckte Beides in sein Ränzel. Jetzt hatte er schon zwei Tücher und zwei Kuchen. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon; wie der Wind flog er über siebenmal sieben Lande, über die gläsernen Berge, noch weit über die Stelle hinaus, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts, auf einmal kommt er wieder zu einem kleinen, weissen Häuschen. Wie er eintritt, da ist in dem ganzen Häuschen keine Seele, ausser einer runzligen, alten Frau; Peter tritt hin und grüsst:

— Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Mütterchen.

— Auch Dir, mein lieber Sohn, was suchst Du hier, wo die Welt ein Ende hat?

— Ich fliehe, altes Mütterchen, hinaus in die weite Welt.

— Mein Sohn, wenn Du gefehlt hast, musst Du noch einmal so weit fliehen, als Du bis hieher gekommen.

— Ich bin unschuldig, altes Mütterchen, aber der Eisenkopf ist mir auf den Fersen.

— Oh, mein lieber Sohn, ich habe ein kleines Hündchen, das beginnt zu bellen, wenn er noch sieben Meilen weit von hier ist, bis dahin aber lege Dich hieher auf das Bett und ruhe Dich aus, ich gehe unterdessen ein wenig in die Küche und werde Dir schon etwas zusammenrichten, damit Du Deinen Hunger stillen kannst.

Drauf ging sie auch gleich in die Küche hinaus, machte Feuer, und kochte und briet so viel, dass Peter nicht im Stande war das alles aufzuessen. Als das reiche Mahl zu Ende war, begann das kleine Hündchen zu bellen.

— Nun, mein Sohn, das Hündchen bellt, jetzt kannst Du Dein Bündel schnüren, aber bevor Du weiter ziehst, nimm hier diesen Kuchen und dieses Tuch. Jetzt hast Du also schon drei Kuchen und drei Tücher, denn ich weiss, dass Dir auch meine Schwestern je einen Kuchen und ein Tuch geschenkt haben. — Reite jetzt sieben Tage und sieben Nächte in einem fort, dann wirst Du am achten Tage beim Morgengrauen zu einem grossen Feuer gelangen, in das musst Du mit den drei Tüchern dreimal schlagen, dann wird es sich vor Dir auseinander teilen; reite ohne Furcht durch die Oeffnung und wenn Du mitten im Feuer bist, so wirf die drei Kuchen mit der linken Hand hinter Deinen Rücken.

Peter bedankte sich bestens für den Kuchen und den guten Rat, setzte sich auf den Schimmel und sprengte davon. Er ritt sieben Tage und sieben Nächte in

einem fort und gelangte am achten Tage beim Morgengrauen richtig an das grosse Feuer, welches sich, als er mit den drei Tüchern dreimal hineinschlug, allsobald auseinander teilte und zu beiden Seiten anzusehen war, wie eine steinerne Wand; als er durch die entstandene Oeffnung hindurch ritt, warf er die drei Kuchen mit linker Hand hinter seinen Rücken und aus jedem Kuchen wurde je ein grosser Hund, diesen drei Hunden gab er nun die Namen: Schwerwieerde, Eisenstark und Höregut. — Kaum war Peter durch das Feuer geritten, da war auch Eisenkopf schon beim Feuer angelangt, aber hindurch konnte er nicht, weil das Feuer vor seiner Nase wieder zusammenschlug. Weil er nun nicht weiter konnte, biss er sich beinahe die Hände und Füsse ab, allein was konnte das helfen, es wären ja doch nur seine eigenen Hände und Füsse gewesen, so schrie er halt Peter nach:

— Warte nur Hundekerl, Teufelskerl, vom Wasser ans Land gespülter Bankert! das eine mal bist Du meinen Händen entronnen, aber warte nur, warte! wenn ich Dich noch einmal erwischen kann, dann weiss ich, dass Du die Wehen Deiner Mutter verfluchen wirst!

So viel Verstand hatte aber Eisenkopf doch, dass er vom Feuer nicht wegging, sondern sich dort niederlegte und auf gut Glück wartete. — Als dann Peter sah, dass er nun nichts mehr von Eisenkopf zu fürchten habe, ritt er nicht mehr in einem so wahnsinnigen Galopp, sondern hübsch langsam. Wie er so seine Strasse zieht, kommt er auf einmal zu einem kleinen weissen Hause; er steigt aus dem Sattel, und klinkt die Türe auf, da sitzt in der Mitte des Zimmers eine Frau in grauem Haare auf einem kleinen Schemel und spinnt, am Fenster aber sitzt ein wunderschönes Mädchen mit Wangen, rot wie Rosen, und Augen, glänzend schwarz, wie zwei Käfer;* das schöne Mädchen ist gerade daran, sein langes Goldhaar zu kämmen, das ihm bis zur Ferse reicht. Peter grüsst und die beiden danken gar freundlich.

— Was führt Dich hieher? mein lieber Sohn, frägt ihn sodann die Alte.

— Ich suche einen Dienst, liebes Mütterchen.

— Gott hat Dich gebracht!** mein lieber Sohn, gelegener hättest Du schon gar nimmer kommen können. Ich nehme Dich auf, willst Du bei mir einstehen?

— Ach ja, mein Mütterchen, mit tausend Freuden.

Die alte Frau nahm also Peter in ihren Dienst. Peter's Leben war nun die reine Glückseligkeit; er ackerte und säete, hie und da aber ging er mit seinen Hunden auf die Jagd; brachte er irgend ein Wild nach Hause, so wusste es das schöne Mädchen so schmackhaft zuzubereiten, dass sich Peter nach genossener Mahlzeit noch alle zehn Finger abschleckte.

Als einmal Peter und das Mädchen mutterseelenallein zu Hause geblieben waren, kam es so zwischen ihnen zur Sprache, wo seine Heimat sei; dann frug ihn das Mädchen, wie es ihm möglich gewesen, durch das Feuer zu kommen? Da erzählte Peter, wie er mit den drei Tüchern dreimal in das Feuer geschlagen habe, worauf sich dieses entzwei geteilt. Halb gläubig, halb ungläubig hörte ihm das Mädchen zu und als Peter einmal von zuhause wegging, schlich sie sich zu

* Blitzende, dunkle Augen heissen Käferaugen.

** Ungarische Begrüssungsformel.

dem Feuer und schlug mit den drei Tüchern dreimal hinein, worauf sich dieses auseinander teilte, wie auf Befehl. Kaum hat das Eisenkopf gesehen, der, seitdem Peter ihm vor der Nase verduftet, fortwährend vor dem Feuer herumgeschwenzelt, so frägt er nicht erst lange, ob es erlaubt sei oder nicht, sondern trollt sich geraden Weges durch die Oeffnung hinüber; das Mädchen erschrak aber so sehr vor ihm, dass es nicht recht lebendig und nicht recht todt war; sie lief also aus allen Kräften nach Hause zu und Eisenkopf ihr nach; wie sie nach Hause kommen, da brach das Mädchen in der Türe nieder, Eisenkopf aber ging in die Küche und versteckte sich unter dem Herde.

Es währte nicht lange so kam Peter von der Jagd nach Hause, steckte die drei Tücher, welche das Mädchen, das auch jetzt noch in tiefer Ohnmacht in der Küche auf dem Boden lag, in der Hand hielt, zu sich, hob das wunderschöne Geschöpf in seine Arme und trug sie in das Haus, dort legte er sie auf das Bett, liebkoste und küsste sie und rief sie mit hundert süssen Namen, bis sie endlich wieder ins Leben zurückkehrte. Schwerwieerde aber legte sich, als er zu Hause angelangt war, auf den Herd und drückte Eisenkopf beinahe zu Tode.

Am folgenden Tage sperrte Peter seine Hunde in den Stall, er selbst aber ging hinaus in den Wald. Kaum hatte das Eisenkopf bemerkt, als er ihm auch gleich auf den Fersen war. Peter versah sich dess erst spät, dass er verfolgt werde und hatte kaum so viel Zeit, dass er auf einen hohen Baum hinaufklettern konnte; Eisenkopf blieb also nichts besseres übrig, als sich unter den Baum zu stellen.

— Komme nur herunter, Du Galgenstrick! sagt Eisenkopf zu Peter, komme nur herunter; weisst Du noch, was Du mir versprochen, dass Du nie heiraten wirst?

— Gott stehe mir bei, sagt Peter, ich sehe schon, dass es aus ist mit mir, gestatte nur, dass ich noch dreimal eins rufe!

— Meinetwegen, was mich anbetrifft, so magst Du auch hundertmal rufen, so lange bis Dir die Kehle platzt, aber das ist einmal sicher, dass ich Dir gleich das Fell gerbe.

Peter begann also zu rufen:

— Eisenstark, Schwerwieerde, Höregut! meine lieben Hunde, kommt mir zu Hilfe!

Höregut vernahm den Ruf seines Herrn, er sagt daher zu den andern zweien:

— Holla, hört Ihr, unser Herr ruft uns.

— Was Du Dir nicht einbildest, Du Narr, — sagt Schwerwieerde — weisst Du nicht, dass er jetzt beim Essen sitzt? und damit gab er dem Höregut eine tüchtige Ohrfeige, weil er so gelogen habe.

Peter aber schrie wieder:

— Eisenstark, Schwerwieerde, Höregut! meine lieben Hunde, kommt mir zu Hilfe!

Jetzt hatte auch Schwerwieerde das Rufen gehört, er sagt daher zu den andern zweien:

— Holla, hört Ihr, jetzt hat uns unser Herr aber wirklich gerufen.

— Was Dir nicht einfällt? sagt Eisenstark. Ihr wisst ja gut, dass er um diese Zeit mittagmahlt, und damit gibt er dem Schwerwieerde eine Ohrfeige, weil er die andern nur zum Narren haben wollte.

Peter war beinahe schon ganz verzweifelt, dass seine Hunde selbst auf sein zweimaliges Rufen noch nicht zum Vorscheine kommen wollten; er schrie also noch einmal aus voller Kehle und mit aller Kraft, die ihm nur zu Gebote stand:

— Eisenstark, Schwerwieerde, Höregut! meine lieben Hunde, kommt mir zu Hilfe!

Jetzt hatte aber auch Eisenstark das Rufen gehört und sagt daher zu den andern:

— He, es ist aber doch wahr, dass unser Herr uns ruft, darum sage ich, gehen wir! — Im Augenblicke hatte Eisenstark den Stall in Trümmer geschlagen, in den sie eingesperrt waren, und nun liefen alle drei in die Richtung, woher das Rufen gekommen war. Wie sie in den Wald und unter den Baum kamen, sagte Peter nur ein Wort und alle drei fielen über Eisenkopf her, und hatten ihn in einem Hui so zerrissen, dass jedes Stückchen, jedes Bröselchen, das von ihm übrig blieb, nicht grösser war als ein Mohnkörnchen. Seit dieser Stunde ist Mohn auf der Welt!

Als Peter seinen Verfolger los war, stieg er vom Baume herunter und ging nach Hause, daheim nahm er unter heissen Tränen Abschied von seiner Wirtin und ihrer schönen goldblonden Tochter, die ihm einen schönen goldenen Ring mit einem Diamanten zum Geschenke gab. Das war ein Zauberring, aber das wusste weder das Mädchen, noch Peter.

Hierauf sattelte Peter seinen Schimmel, sass auf und machte sich auf den Weg. Aber, ach, wie schwer fiel es ihm, sich von dem kleinen, weissen Häuschen zu trennen, das Herz im Leibe brach ihm beinahe, wenn er an das schöne goldlockige Mädchen dachte. Aber, was half's! er musste nun einmal fort, denn er hatte zu Hause Vater und Weib, die seitdem weiss Gott, in wie grosser Betrübniss auf ihn warten und vielleicht in heisser Sehnsucht nach ihm seufzen.

Wie er an das Feuer gelangt war, nahm er die drei Tücher heraus und schlug damit dreimal in die Flamme, worauf diese schön auseinander wich; als er hindurch gegangen, wurden die drei Hunde, die ihm auf Schritt und Tritt gefolgt waren, wieder zu drei Kuchen, welche Peter mitsammt den drei Tüchern in sein Ränzel steckte. Unterwegs kehrte er bei jeder der drei alten Frauen ein, gab jeder ihr Tuch und ihren Kuchen zurück und bedankte sich wieder gar schön für ihre Freundlichheit.

Als Peter zu Hause ankam, war seine erste Frage:

— Wo ist meine Frau?

— Ach, mein lieber Sohn, als Du hinausgeflohen warst in die weite Welt, da wurde die Arme ganz kopfhängerisch, weder Speise noch Trank konnte ihr munden, sie wurde blass und blässer und welk, wie das Laub im Herbste; es dauerte auch nicht lange, da konnte sie sich nicht mehr auf den Füssen erhalten, wurde bettlägerig und als ein Monat verstrichen war, da hatte sie der viele Gram, das viele Weinen und Wehklagen und die Sehnsucht nach Dir unter die Erde gebracht.

Wie Peter das hörte, begann er zu weinen und weinte und schluchzte bitterlich, wie ein Kind; zuletzt aber beruhigte er sich und fügte sich in sein Schicksal, weil er wusste, dass es nun einmal so sein muss, wie es Gott in seiner Weisheit bestimmt.

Es mochte seitdem etwa ein halbes Jahr verflossen sein, da träumte Peter eines Nachts, er solle den goldenen Ring mit dem Diamanten, den er von dem schönen goldlockigen Mädchen zum Andenken bekommen, von der rechten Hand, an der er ihn immer getragen, herunternehmen und an den Goldfinger der linken Hand stecken. Kaum war er erwacht, so zog er den Ring also richtig von der rechten Hand herunter und steckte ihn an den Goldfinger der linken Hand. Und in diesem Augenblicke, Herr in Deinem Reiche! mögt Ihr es nun glauben oder nicht, ich war selbst zugegen, wie es erzählt wurde, steht das schöne Mädchen mit den goldenen Locken vor ihm. Hallo, Peter hat auch nicht mehr gebraucht, er umarmt sie, küsst sie und sie ihn wieder; darauf haben sie zu einander gesagt:

— Nun, Herzensschatz, Du mein, ich Dein jetzt und in Ewigkeit, nicht Spaten und Grabscheit kann uns förderhin trennen.

Gleich wurde Priester, Henker und Eisenhut gebracht, der Priester traute sie, der Henker strich sie mit Ruten, der Blitz schlug fortwährend neben ihnen ein, konnte sie aber nie treffen. Dann wurde grosse Hochzeit gehalten, ich war selbst bei dem Gelage und habe Sporen aus Stroh mit Rädchen aus Hafer angehabt. Theiss und Donau waren hinter der Türe in einen Sack gesperrt, wie ich da nun meine Possen treibe, reisse ich mit meinen Sporen von ungefähr ein Loch in den Sack: von dieser Stunde an fliesst die Theiss und die Donau!

Aus ist's, ein Märchen war's, vielleicht ist's gar nicht wahr gewesen! *

EPISTEL AN EINEN BRÄUTIGAM.**

Das ist kein glücklich Menschenkind,
Dem Vater und Mutter verloren sind,
Und all' sein' Freud' auf dieser Erd'
Ist ihm als Gnadenbrod bescheert.
Ihm ist das Glück auf seiner Bahn
Stiefmütterlich nur zugetan,
An seinem Segen ist kein Heil,
Verkürzt ist ihm das beste Teil.
Denn nicht in Not und Drang zumeist,
Im Glück erst fühlt er sich verwaist.
Da, wo ihn krönt des Sieges Kranz,
Da fühlt er seine Lust nicht ganz.
Denn wo zu End' der stolze Lauf,
Tut sich ihm keine Welt mehr auf,
Sobald der Ringbahn Schranke fällt.
Streicht er, ein Irrstern, durch die Welt,
Fährt weglos aufwärts, unstät nieder,
Zur Heimat kehrt er nimmer wieder.

O segne Gott zu jeder Frist,
Dem solche Zier belassen ist,
Dass nah' und fern, in Lust und Graun
Der Eltern Augen auf ihn schau'n.
Geh'n Wind und Wogen noch so kraus,
Ihm stehet fest des Vaters Haus.
Ob jubelnd er, ob grambeschwert
Zur Wiegenstätte wiederkehrt,
Als Flüchtling oder Freudengast,
Zur Hütte oder zum Palast:
Sobald er auf die Schwelle tritt.

* Dieses Märchen ist in der vorliegenden Fassung neu, wie auch Eisenkopf selbst in unseren Märchensammlungen eine neue Gestalt und ein neuer Name ist; schade, dass seine Person mit so unsichern Umrissen gezeichnet und sein Auftreten so untergeordnet ist. In zahlreichen andern Zügen, so in der Nuss, den drei Hunden, dem Ringe, finden wir Verwandtschaft mit andern ungarischen Volksmärchen.

** Dieses Gedicht, welches vor zehn Jahren unter dem Titel »Kötelékek« in der »Reform« erschien, teilen wir unseren Lesern in der vom Verfasser selbst angefertigten Uebersetzung mit.

Bringt er ein fürstlich Erbe mit.
Ihm dünkt es als ein sich'rer Tron,
Dass er hier seines Vaters Sohn,
Sein Haupt fährt hoch, sein Tritt wird fest,
Und in den Greisenbildern lässt
Errinn'rung ihm mit stolzen Grauen
Die königlichen Ahnen schauen.

Weh' dem, dess Schritt hier einsam hallt!
Die Waise ist, ein Kind schon alt,
Und fühlt noch schwer zu später Frist,
Dass ihr eine Saite geborsten ist.
Wohl fällt im Herbst der Schmuck vom Baum,
Doch kommt der Lenz, verspürt er's kaum;
So wird, dem Vater und Mutter sind,
In ihrem Arm auf's neue Kind.
Doch weh', dem solches nicht gelingt,
Dass er erinnernd sich verjüngt,
Ihm war die Kinderzeit verloren
Und nimmer wird er neugeboren.

.... Und unglückselig ist der Mann,
Der Liebe nimmer sich gewann,
Dem ruhewarm und wünschelos
Ein weiblich Herz sich nie erschloss.
Was Gutes und Schlimmes die Erde hat,
Klingt ihm wie Lärmen in fremder Stadt,
Halb hört er, doch er fühlt es nicht,
Was man in fremden Tönen spricht.
Durch bunte Strassen irrt sein Fuss,
Er sieht sich satt, er kauft Genuss,
Da kommt die Nacht mit Schatten gross,
Und find't seine Seele obdachlos.
Wohl manches Bett empfängt ihn gern,
Doch ist sein Herz von Ruhe fern,
Und schlaferfüllt noch streift sein Blick
Vom fremden Ruheort zurück:
Ein hungrig Kind macht's Aug' nicht zu,
Ein leer Gemüt geht schwer zu Ruh'.
Weh' dem, der spielend sich verlor,
Bis er zum Götzen sich selbst erkor.
Und wehe dem, der im Genuss
Gemächlich reift zum Ueberdruss.
Doch zweifach Tor, der, arg verkehrt,
Der Lieb und Lust sich selbst erwehrt
Und sich verklagt mit grauem Haupt,
Dass er des Frühlings sich beraubt.
Was ihn auch trieb, war's Ruhm, war's Pflicht,
Das Schaffen gibt ihm's Leben nicht.
Es kommt der Tag, wo an der Tat
Sein inneres Herz kein Teil mehr hat,
Wo er auf Wegen, steil und krumm,
Sich fragt: Wohin? sich klagt: Warum?
Und fühlt, dass, ob er heut' vergeht,
Die Welt den Fehl kaum spüren tät,
Denn Andere treten in die Reih',
Er ist ein Stück, kein Glied dabei.
Ob er nach Wahrheit ringend strebt,
Ob er im Lied die Herzen hebt,
Ob er zu bauen die Hände regt,
Ob er als Sieger Schlachten schlägt,
Zur Säule ist er blos hingestellt,
Er schlägt nicht Wurzel in der Welt.
Wofür das Volk in selig spricht,
Das war sein höchstes Wesen nicht,
Er fühlt's, ein Schandmal aufgeprägt,
Dass er sich selbst nicht Früchte trägt.
Denn dürr ist der und folgelos,
Der nie zur Liebe sich erschloss.
Nur Lieb' ist's, die der Erdenbraut
Als Weihering uns stetig traut,
Und ohne Liebe weilt jede Lust
Nur wie die Dirne an Deiner Brust,
Mit Blut bezahlt, gelockt vom Weine,
Lässt sie im Alter Dich alleine.

O preise die Stunde bis an Dein Grab,
Die für Dein Herz ein Herz Dir gab,
Was Dir auch drohe an bitterem Leid,
Dein Bestes ist in Sicherheit.
Ja selig Du selbst, der in Lieb'
Beraubt, verlassen zurücke blieb,
Der Räuber mag in Frieden ziehn,
Sei froh: Du gabst Deinen Schatz doch hin.
Nur der mag kranken immerfort,
Dem seine Blüt' im Stengel dorrt,
Dem seine Seel' im Kerker pochte,
Weil Niemand, Niemand öffnen mochte.

..... Doch dreimal fluchbeladen ist,
Der heimatslos sein Land vergisst,
Den Schicksal oder Laune bannt,
Zu leben fremd im fremden Land,
Dem Findling gleich, den Mitleid tränkt,
Der an des Dorfes Brüsten hängt.
Er hat nicht Ruh' von Land zu Land,
Bis er den besten Bissen fand,
Und wie ein Tagwerk wird sein Lauf,
Bald kennt er die Länder um und auf,
Und sagt, wie ein Schulkind, kreuz und quer,
Die schöne Welt auswendig her.
Und hat er vollendet, wo hebt er an?
Er hat das Leben abgetan.
Noch glücklich, wer das Vaterland,
Das er verloren, nie gekannt,
Doch weh' dem, der im Uebermut
Sich selbst verbannt und stolz drauf tut!
Dem's eigene Land zu eng und klein,
Wird auch kein andres heimlich sein;

Wie Einer, der viel Weiber kirrt,
Am End' mit keiner glücklich wird.

Und weh' dem, der sich so betrügt,
Dass ihm als Heim nur die Welt genügt:
Die Welt ist schön, die Welt ist gross,
Und wer sie liebt, liebt hoffnungslos.
Der weglos aus dem Busche bricht,
Ist ihr der Weltenbürger nicht,
Er ist nicht Sohn der Gottesnatur,
Er gilt als Hergelaufner nur,
Der's Erbe verprasst und nichts eigen nennt,
Kein Land, von dem er sagen könnt':
Das hat der Herrgott so gemacht,
Als hätt' er eben an mich gedacht.
O, eitel sagt Ihrs und betört,
Dass auch das Ganze Gott gehört;
Selbst Gott ist uns daheim bekannt
Und scheint ein And'rer im fremden Land.
Als Flut im Nil, am Libanon
Im fahlen Blitz, im Donnerton,
Geruht die *eine* Urgewalt
In tausendfältiger Gestalt
Auf dieser Erd', der winzig kleinen,
Als Gott der Heimat zu erscheinen.
Drum leugnet wer sein Vaterland,
Hat er sich auch von Gott gewandt,
Und streicht er fremd auf Weg und Strassen,
So hat ihn Gott der Herr verlassen.
Nichts ist so süss auf dieser Welt,
Als was uns hier gebunden hält;
Wohl quillt uns daraus jegleich Leiden,
Doch frei sein heisst vom Leben scheiden.

Drum trage stolz den Schmuck das Kind,
Dem Vater und Mutter am Leben sind;
Bewahr' es dankbar bis in sein Grab,
Wem sich ein Weib zu eigen gab;
Und ende verlassen an Weges Rand,
Wer je verleugnet sein Volk und Land!

LUDWIG DÓCZY.

VERMISCHTES.

— **Ungarische Journalistik im Jahre 1886.** Am Beginne des Jahres 1886 erschienen in Ungarn 516 *ungarische* Zeitungen und Zeitschriften (gegen das Vorjahr + 22). Von diesen waren: Politische Tagesblätter 20 (auch 1885: 20), Politische Wochenblätter 31 (— 5), Illustrirte Blätter vermischten Inhalts 3 (— 1), Kirchen- und Schulblätter 42 (+ 7), Belletristische Blätter 19 (—6), Humoristische Blätter 13 (+ 3), Fach-Zeitschriften 97 (auch 1885: 97), Nicht-politische Provinzblätter 121 (+ 9), Inseraten-Blätter 7 (+ 1), Zeitschriften 134 (+ 17), Vermischte Beilagen 29 (— 3).

Die erste ungarische Zeitung erschien am 1. Januar 1780 in Pressburg, in der Hauptstadt erschien die erste ungarische Zeitung am 8. October 1788. Im Jahre 1830 gab es erst 10 ungarische Zeitungen und Zeitschriften, 1840 schon 26 und 1847 im Ganzen 33. In den Jahren 1848/49 stieg die Zahl der Zeitschriften auf 86, fiel jedoch im Jahre 1850 plötzlich auf 9 herab, und stieg erst 1854 auf 20. Erst von 1861 an, da 52 ungarische Blätter erschienen, nimmt die ungarische Journalistik einen stets steigenden Aufschwung. So erschienen 1862 schon 65, 1868 bereits 140, 1873: 201, 1879: 324, 1882: 412 und 1885: 494 ungarische Zeitungen und Zeitschriften.

Von den zu Beginn des Jahres 1886 erschienenen Zeitungen entfallen 231 auf Budapest, 3 auf das Ausland (2 in Wien und 1 in Newyork), die übrigen 282 auf 113 Orte der Provinz. (Im Jahre 1885 erschienen 227 in Budapest, 263 in 108 Provinz-Orten und 4 im Auslande.)

Ausserdem erschienen in Ungarn 242 Zeitungen und Zeitschriften in nicht-ungarischer Sprache (1885: 214, also + 28), und zwar:

	1886.	1885.	
in deutscher Sprache	160	141	+ 19
« slavischer «	45	38	+ 7
« rumänischer «	27	25	+ 2
« italienischer «	7	6	+ 1
« hebräischer «	1	2	— 1
« französischer «	2	2	— —

Die Summe sämmtlicher in Ungarn erscheinender Zeitungen und Zeitschriften beträgt demnach 758, gegen 708 des Vorjahres.

Es entfällt also auf 11,947 ungarisch sprechende Individuen je eine ungarische Zeitung, auf 11.237 deutsch sprechende je eine deutsche, auf 62,211 slavisch sprechende je eine slavische, und auf 86,037 rumänisch sprechende je eine rumänische Zeitung.

Von den gesammten 758 Zeitungen und Zeitschriften entfällt auf 18.111 Einwohner je ein Journal.

— **Ein Engländer in Siebenbürgen.** Alle liebenswürdigen Eseleien und alle törichten Liebenswürdigkeiten zu citiren, welche das Buch enthält, dessen Titel wir unten angeben* — das ist eine Aufgabe, der wir uns nicht gewachsen fühlen! Wir haben einen Band von 432 Seiten in stattlichem Format vor uns, mit einer kleineren Schrift als die sonst bei englischen Romanen übliche, solideste Londoner Ausstattung, und indem wir die Geschichte durchblättern, können wir ein Gefühl von Neid kaum unterdrücken gegen ein Land, in dem die Gesellschaft so viel liest, dass man hoffen darf, selbst die grossen Kosten hereinzubringen, welche die Veröffentlichung dieser literarischen Wunderlichkeit veranlasst hat. Dem Verfasser können wir nicht gram sein. Es scheint ein ganz lustiger Junge zu sein, ohne jede Prätension, der die Sachen niederschreibt, wie sie ihm gerade durch den Kopf gehen. Und es geht ihm gar vielerlei durch den Kopf — er versteigt sich zuweilen sogar bis zur Wahrheit, freilich nur selten! Er besitzt einen gewissen Humor, der aus ganz guter Familie zu sein scheint und in gewissen Augenblicken eine leichte Blutsverwandtschaft verrät mit den Meistern englischen Styls, die er nicht ohne Erfolg frequentirt zu haben scheint. Er erscheint uns in solchen Momenten wie ein Mann aus guter Familie, der später in allerlei liederliche Gesellschaft verschlagen und selber ein schlechtes Subject geworden ist. Aber er hat immerhin den Vorzug, sich selbst und seine Geschichten nicht gar zu ernst zu nehmen und kein förmlicher Entdecker sein zu wollen, obgleich ihm manchmal etliche Tissotisen mit ganz natürlicher Arroganz aus der Feder strömen.

Wie der «englische Linguist» die Sache darstellt, ist er ein in Oesterreich tätiger Sprachmeister, und da seine Vorrede aus Graz datirt ist, gewinnt diese Angabe einige Wahrscheinlichkeit. Eines Tages, da es ihm in Graz und Wien nicht mehr wohl ergeht, zieht er weit, weit hinein, in unbekannte Steppen — nach Ungarn. Allein von einem Leidensgenossen, der in Budapest einem hohen Adel und verschiedenen Semiten die schweren Geheimnisse des englischen Idioms

* *Life and society in eastern Europe. By William James Tucker.* An english linguist. London, Sampson Low et Comp. 1886.

eintrichtert, erfährt er, dass es in der ungarischen Hauptstadt nichts für ihn zu tun gibt. Hier haben bereits zahllose englische Matronen das Feld besetzt und »geben für eine Tasse Thee eine Unterrichtstunde«. Dagegen rät der erfahrene Mann dem Ankömmling, nach dem Innern des Landes zu gehen, da sei jungfräulicher Boden und da ist die Wissenschaft noch in Respect, weil die alten Engländerinen ihre vernichtenden Concurrenzkämpfe auf jenes Gebiet noch nicht erstreckt hätten. Er gibt ihm auch verschiedene Lehren, wie sie am Platze sind, wenn ein unerfahrener Europäer sich in so geheimnissvolle Gegenden vorwagt, und stattet ihn mit schweren Empfehlungsbriefen aus an Fürstinen, Grafen, Wucherer und Juden, welche ihm die Pforten der Klausenburger guten (gutzahlenden, soll es heissen) Gesellschaft öffnen mögen.

So gelangt der Held nach Siebenbürgen, dessen Völkerschaften er zum Gegenstande seines Studiums macht. Er schreitet an dieses Studium ohne jede vorgefasste Meinung und wenn er den Hass sieht, womit die einzelnen Teile dieses Landes einander verfolgen, so hat er blos den wohlwollenden Vorsatz »to find something admirable in each race«, etwas Bewunderungswertes in jeder Race zu finden. Wenn es ihm im Allgemeinen nicht gelingt, diesen Vorsatz auszuführen, so ist das gewiss nicht sein Fehler, sondern der Fehler der »Racen«, die er zu studiren hat. Seine Beobachtungen sind in 41 Capiteln niedergelegt und wir wollen versuchen, die Umrisse dieses ganzen weiten Weges hier kurz zu zeichnen.

Die Ueberschriften seiner Capitel verheissen bereits sehr viel Genuss. Nur etliche von ihnen sollen hier besonders erwähnt sein: »Eine Prinzessin — eine Krämerswitwe — ein Baron — alle Fünf Professoren — Isak Goldberger de Keresztur — Madame Rachel Dattelbaum — unter dem Dache eines Magnaten — die Nazarener — auf der Puszta — der Betyár — der Bischof und der Betyár — die Unitarier — die Daco-Rumänen — die daco-rumänischen Sitten — Pista bácsi — unter den Sachsen — die Sachsen daheim.« Wie man sieht, ist es einigermassen schwer, in jeder dieser Individualitäten irgend etwas »Bewunderungswertes« zu finden, und in der Tat sind die Recherchen unseres Reisenden zumeist vergeblich geblieben.

An den Magyaren findet er, dass sie unpünktlich sind, verschwenderisch mit dem Gelde und mit der Zeit, einigermassen ungebildet und naiv, wild fluchend und rauchend, sonst gastfreundlich, ritterlich und manchmal hochdenkend. An den Daco-Rumänen entdeckt er, dass sie viel edle Haltung besitzen und eine grosse Neigung für Cultur und Bildung. Die Juden haben eine treffliche Eigenschaft, sie bezahlen englische Stunden sehr gut und lernen überhaupt viel. Die Sachsen endlich haben viele gute Eigenschaften, sie haben vor siebenhundert Jahren den barbarischen Ungarn das Christentum ins Land gebracht und werden nun zum Danke von diesen schmählich unterdrückt und unmenschlich magyarisirt.

Ebenso merkwürdig wie die Leute sind auch die Landschaften. Der Verfasser entdeckt in Siebenbürgen weite Pusztenländer, die uns bisher unbekannt gewesen sind, und er findet eine Art von Maffia, die unter dem Namen der Betyáren ihr Wesen treibt. Ist er doch selbst Zeuge gewesen, wie »unter dem Dache des Magnaten«, bei dem er sich gerade zu Gaste befand, vierzig Räuber erschienen. Vierzig, nicht mehr und nicht weniger! Die Leute haben aber alle

ihren Knigge sozusagen im kleinen Finger, obgleich sie schon seit zehn Jahren als Räuber ihr Brod verdienen. Ihr Hauptmann präsentirt sich ganz charmant vor der Gesellschaft und bittet um ein anständiges Abendessen für sich und seine Leute. Er treibt die Höflichkeit so weit, von dem Schlossfräulein die Blume zu verlangen, welche sie an der Brust trägt — nichts weiter! Nach dem Souper ladet er seine Leute ein, sich bei dem Hausherrn zu bedanken, sie sollten ihre Pferde besteigen und wenn eines der Thiere gerade schadhaft sei, so sollten sie es im herrschaftlichen Marstall nur «umtauschen», der Graf werde nichts dagegen haben. Es folgt sodann, im Beisein der Gäste, eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit dem Grafen. Der Räuber weiss, dass dieser eine ausgezeichnete Maisernte gehabt hat, er ist aufs genaueste darüber unterrichtet, was sie getragen hat. Beim Grafen befindet sich ein Betrag von etwa 60.000 Gulden, beim Verwalter sind 35.000 Gulden, er verlangt und erhält diesen kleineren Betrag und empfiehlt sich sodann höchst artig. Woher diese bescheidene Genügsamkeit? fragt der Fremde erstaunt. Man belehrt ihn, dass der Graf die grössere Summe selber auf sein Gut schuldig ist; bezahlt er zur Verfallszeit nicht, dann wird er geklagt und vor Gericht muss er bekennen, wer ihm das Gold abgenommen hat. Behält er dagegen die notwendige Summe, dann schweigt Jedermann über das Abenteuer und die Räuber können, nach guter Landessitte, im Comitate weiter wirtschaften, ohne dass sie von den Panduren molestirt würden. Ganz in dieser Manier ist auch die Geschichte vom «Bischof und Betyár» gearbeitet, der Betyár heisst natürlich Sobri, aber den hat unser Engländer nicht mit leibhaftigen Augen gesehen.

Allein, ehe er überhaupt aufs Land gekommen, hat er zuerst in Kolozsvár (er schreibt immer die ungarischen Städtenamen sehr correct) sein Glück versucht. Dort hat er eine Empfehlung an Professor Fekete László abzugeben, der auf dem Főtér wohnt. Er kommt bei dem Hause des Professors an, da zeigt es sich, dass nicht weniger als fünf Professoren Fekete in der Familie sind und in dem Hause wohnen, drei darunter heissen László. Es spielt sich eine ganze Lustspiel-Szene ab bis er zu dem richtigen Manne kommt; denn in Klausenburg, scheint es, ist noch das patriarchalische System heimisch, dass alle Mitglieder derselben Familie unter demselben Dache wohnen. Die fünf Professoren sind ihm aber zu gar nichts nützlich, denn wirklich bezahlte Stunden erhält er erst bei dem Juden mit Namen Isak Goldberger de Keresztur. Was er nicht begreifen will, das ist, dass kein Ungar eine Conversation führen kann, ohne nach wenigen Minuten die Juden anzuführen; was dagegen seine ungarischen Freunde nicht begreifen können, das ist, dass er die Juden nicht hasst, sondern berichtet, dass sie in England einfach so betrachtet werden, wie die übrigen Staatsbürger. Er selbst führt einen nicht gerade sympathischen Typus von Juden vor, doch ist er nicht viel nachsichtiger auch gegen die Magyaren. Diese sind meist verknöcherte Edelleute und Edelfräulein mit masslosen Ansprüchen und ohne jeden Besitz, trotzdem haben viele unter ihnen, die sich einigermassen gut zu conserviren vermochten, nur der Form, nicht dem Wesen nach geringere Macht als in den Zeiten vor 1848.

«Angol barátom», (mein englischer Freund), wie der Gast genannt wird, begleitet nun seine Freunde auf verschiedenen Expeditionen, aber es ist ersichtlich, dass ihm keine derselben so viel Vergnügen macht, als die nach dem Dorfe O., wo der dacorumänische Priester Romulus Maftè wohnt. Das ist ein

tüchtiger Mann, der fliessend englisch spricht, aber sich in der Sprache Albions perfectioniren möchte, um im nächsten Jahre eine Reise nach London machen zu können. Seine Politik ist eine aggressirte, wie er selbst sagt. Er will ganz Siebenbürgen zu Rumänien schlagen; doch ist von dem Mutterlande keine beherzte Tat zu erwarten, so lange es unter der Herrschaft eines Fremden, eines Hohenzollern steht — aber der Tag wird anbrechen, der den römischen Nachkommen die Erlösung bringt!

Auch mit den Sachsen sympathisirt der Engländer mehr als mit den Magyaren. Hermannstadt ist eine um so vieles schönere Stadt als Klausenburg und selbst die Luft ist daselbst besser als in der Magyarenstadt. Die Sachsen sind ein braves, arbeitsames Volk; was von dem Zwei-Kinder-System erzählt wird, das sie practiciren sollen, das ist nicht mehr wahr, trotzdem verlieren sie an Boden, nur der Gedanke an ihr «nordisches Vaterland» erhält sie noch.

So gehen die Dinge weiter. Die Ungarn singen Lieder von dem berühmten Petőfi, tanzen Csárdás, rufen Éljen nach jedem Satze, sind stolz, edel und unverträglich. In ihrem Lande herrscht grosse Corruption, die Nachrichten von Defraudationen, Selbstmorden und Duellen sind in den Zeitungen so häufig, wie die medizinischen Annoncen, sie sind das tägliche Brod der Leser. Im eigentlichen Ungarn gibt es noch reiche Ungarn, in Siebenbürgen sind sie fast verschwunden, ein Wunder ist's freilich nicht bei dem kavaliersmässigen Leben, das der letzte «ur» (Herr) unter ihnen führt.

Lange Zeit wandert unser Engländer so von einem Stamme in Siebenbürgen zu dem andern, bis er zuletzt einsieht, dass es für ihn hier zwar viel Belehrung und Unterhaltung gibt, aber kein Geld und Gut; so nimmt er schliesslich die Aufforderung irgend eines in der Bukowina lebenden Nabobs an, bei ihm als Lehrer in Dienst zu treten. Damit sagt er dem Lande der Hunnen, der Betyáren und der vielen Racen Lebewohl in der Hoffnung, das Gesehene einmal dem englischen Publikum wahrheitsgetreu zu berichten. . . .

Das ist der Inhalt der neuen englischen Publication über Siebenbürgen. Es ist eine der umfangreichsten Schilderungen des Landes, die je in englischer Sprache erschienen ist. Selbst in ungarischer Sprache dürfte es wenige Bücher von diesem Umfange über Siebenbürgen geben. Geradezu erstaunlich mutet es Einen an, wie man über ein so kleines Land so grossen Unsinn schreiben kann. Es ist jedoch klar, dass der Verfasser nicht die Absicht gehabt hat, die Züge des Landes zu entstellen, das er bereiste und das in ihm ganz freundliche Eindrücke hervorrief. Aber wie die meisten seiner Vorgänger hat er sich nicht von den Clichés lossagen können, die in ganz Europa in Umlauf sind — er hat dem wenig hinzugefügt, was originell zu nennen wäre. Ein herrschaftlicher Huszár, der ein leidenschaftlicher Schachspieler ist und die Aufgaben aus «Ueber Land und Meer» studirt, ist freilich etwas vordem noch nie Dagewesenes. Auch eine Figur wie die des Herrn Kenvessfalusy Lajos Kenvesfalusyi, der im delirium tremens stirbt, findet man nicht bei jedem Kenner von «Leben und Gesellschaft in Osteuropa». Im Ganzen aber bewegt der Autor sich in den hergebrachten Geleisen und das neue Buch wird nur die Bibliothek der Absurditäten, welche bereits über Ungarn geschrieben sind, um eine Monumental-Ausgabe vermehren. Und darauf kommt es uns schliesslich nicht mehr an! Wohl sehen wir, dass andere Völker, wie z. B.

Deutsche, oder Engländer, oder Franzosen in eine wahre Rage geraten, wenn in fremder Sprache ein Buch erscheint, das sie zu persifliren geeignet ist. Wir selbst sind über solche Empfindlichkeiten bereits hinausgekommen, denn schliesslich ist Herr William James Tucker, der die Ungarn entschieden nicht leiden mag, denn doch nicht viel grausamer gegen sie als die Mehrzahl der Pariser guten Freunde, die für Ungarn schwärmen und diese Schwärmerei in schmachtenden Zigeunerliedern und patriotischen Csárdás-Tänzen ausströmen lassen.

— **Strategische Betrachtungen über den deutsch-französischen Krieg 1870/71.** Erster Teil: Kampf der Deutschen gegen das französische Kaiserreich und die Capitulation von Metz. Von Alphons Dragoni Edlen von Rabenhorst, k. k. Hauptmann und Commandanten des galizischen Landwehr-Infanterie-Bataillons Tarnow Nr. 53. Temesvár, 1885. — Wollte man die von berufenen und unberufenen Verfassern in die Welt gesetzten Bücher über die grossartigen geschichtlichen Ereignisse der Jahre 1870/71 sammeln, so würden dieselben eine Bibliothek von ungewöhnlichem Umfange ausfüllen. In der vorigen Dekade hat jeder zehnte Deutsche, der mit Feder und Tinte hantierte, sich veranlasst gefühlt »um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen«, Erlebtes, Erlauschtes oder Gelesenes aus dem grossen Kriege in einem eigenen Buche oder Büchlein der Mit- und Nachwelt zu versetzen. Hat doch selbst der alte Heinrich Laube seligen Angedenkens, der doch Zeit seines Lebens nur hinter den Theater-Coulissen mit Krieg und Kriegsgeschrei, und auch da mehr mit weiblichem als mit männlichem zu tun hatte, sich gedrungen gefühlt, nachdem er im Herbste 1872 seine obligate Karlsbader Kur absolvirt hatte, zum Wanderstabe zu greifen und die lothringischen Schlachtfelder abzusuchen, um dann im Feuilleton eines grossen Wiener Blattes tiefsinnige strategische Betrachtungen über die deutschen und französischen Operationen in seinem bekannten altfränkischen Style anzustellen.

Bei einem solchen embarras de richesse an literarischen Erzeugnissen über den deutsch-französischen Krieg ist es vielleicht gewagt, heute, fünfzehn Jahre nach den Ereignissen, mit einer Schrift, wie die hier angezeigte, in die Oeffentlichkeit zu treten. Der Verfasser sagt in der Vorrede mit anerkennenswerter Offenheit selbst, dass er »fast nichts Originelles bieten und keine neuen Gesichtspunkte eröffnen kann«. Und trotzdem zögern wir nicht, das Erscheinen dieses Buches freundlich zu begrüssen und dessen Lectüre den höher strebenden Offizieren zu empfehlen. Das Verdienst dieser Schrift, die durch eine treffliche Uebersichtskarte, eine Oleate und eine sorgfältig zusammengestellte Tabelle über die deutschen und französischen Stellungen an den wichtigeren Schlachttagen erläutert und ergänzt wird, beruht also nicht in der Darstellung der Ereignisse, sondern in der theoretischen Speculation. Der Verfasser unternimmt sozusagen kritische Wanderungen über die Schlacht- und Gefechtsfelder des deutsch-französischen Krieges, und indem er sich nicht auf einzelne Episoden beschränkt, sondern alle Ereignisse, angefangen von den Vorbereitungen der beiden Armeen zum strategischen Aufmarsche, in den Kreis der kritischen Betrachtungen zieht, schafft er eine gross angelegte Studie, die jener lernende und strebende Offizier mit Nutzen verfolgen wird. Manches was Herr v. Dragoni schreibt, mag anfechtbar sein und die practische Probe am Kampftage in der Wirklichkeit vielleicht nicht bestehen.

Gleichwohl verdienen die «strategischen Betrachtungen» auch in diesem Falle ernste Würdigung, weil ja in controversen Dingen der Austausch der Meinungen zur Klärung der Ansichten führt und daher von unmittelbarem praktischen Nutzen ist.

Die als Einleitung gegebene Darlegung der politischen, geographischen und militärischen Verhältnisse vor Beginn des Krieges hätte Dragoni ohne Beeinträchtigung des allgemeinen Verständnisses immerhin gedrängter fassen können. Weniger wäre hier mehr gewesen, denn abgesehen davon, dass es für die Beurteilung der «strategischen Betrachtungen» ganz überflüssig war, an den Wiener Congress und an den 2. Dezember 1848 anzuknüpfen, und dass der Autor anstatt, wie es die Anlage einer solchen Fachstudie erfordert, gleich von vornher in medias res tritt, er förmlich bei Adam und Eva anhebt, bietet diese unmässig erweiterte Einleitung nur längst bekannte Dinge, deren Kenntniss bei dem Leserkreise, für den diese Schrift berechnet ist, doch als selbstverständlich vorausgesetzt werden muss.

Auch die nachfolgenden Raisonnements über die Operationen hätten durch eine knappere Fassung vielleicht nur gewonnen. Andererseits können wir auch nicht umhin, zu bemerken, dass bei der Besprechung so mancher interessanter Vorgänge eine sachliche Vertiefung angezeigt gewesen wäre, der Herr Verfasser sich aber in eine solche nicht eingelassen hat, sondern über die betreffenden, an den militärischen Coup d'oeil und den kritischen Scharfsinn appellirenden Geschehnisse mit allgemeinen Bemerkungen hinweggeht. Wir haben da insbesondere die Ausführungen über die unmittelbaren Folgen der von den Deutschen am 6. August errungenen Siege bei Wörth und Spichern vor Augen.

Dagegen erkennen wir bereitwilligst an, dass wir mit Interesse Dragoni's Analyse der deutschen Anordnungen verfolgt haben, die zur Schlacht von Mars-la-Tour geführt. Er verweist treffend auf die Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl für den 16. August, die einer Auffassung der Situation entsprachen, welche von jener des Feldmarschalls Moltke wesentlich abwich. Das Schwanken des Prinzen Friedrich Karl am 16. August ist ganz richtig dargelegt. Dasselbe gilt von dem, was Dragoni über das Verhalten des Marschalls Bazaine und dessen Generalstabschefs, des Generals Jarras, an diesem Tage sagt. Auch die günstigen Chancen, welche sich der französischen Rhein-Armee noch am 17. für einen erfolgreichen Angriff auf die teils ermüdeten, teils aber erst in der Sammlung und im Anmarsche begriffenen deutschen Corps darboten, sind in die richtige Beleuchtung gebracht. Den besten und am sorgfältigsten bearbeiteten Teil des Buches bilden jedoch die Reflexionen über die Operationen, welche zur Schlacht von Sedan führten. Die Rocade der Reserve Armee Mac Mahon's von der Marne an die Maas, beziehungsweise der Flankenmarsch derselben von Reims nach der Gegend von Sedan und die meisterhaften Gegenzüge der Deutschen hat der Verfasser recht gut zur Anschauung gebracht. Was er über die Lage der Armee Bazaine's in Metz und über deren Aufgabe in dieser Lagerfestung schreibt, ist sachlich wohlbegründet und zeugt von ernster, verständiger Arbeit.

Bei der überreichen Literatur über den deutsch-französischen Krieg vermögen wir allerdings nicht zu beurteilen, was in der Darstellung Dragoni's Reception, oder wenn es vielleicht gestattet ist im übertragenen Sinne zu sagen, Nach-

empfindung ist, und was als eigenes Urteil des Verfassers, als Original-Ergebniss seiner Studien betrachtet werden muss. Unter allen Umständen überhebt aber dieses Buch den Offizier, der an dem classischen Muster der Operationen im deutsch-französischen Kriege sich bilden und daraus Rats erholen will, der Notwendigkeit, aus einer grösseren Anzahl anderer, mitunter kostspieliger Werke die Materialien für seine Studien zu sammeln. Wir können daher die «Strategischen Betrachtungen» Dragoni's mit guten Gewissen allen Militärs bestens empfehlen. Nur die Bemerkung kann selbst eine wohlwollende Kritik, und das Buch verdient eine solche, nicht unterdrücken, dass der Styl einiger Glätte bedürfte. Derselbe weist mancherlei Mängel auf. So berührt es z. B. den Leser von Geschmack geradezu «unangenehm, wenn er das Wort «General» stets schwach gebeugt findet (des «Generalen» statt «Generals»); und d ergleichen grammatikalische Verstösse verzeiht man heute selbst einem Fachschriftsteller nicht mehr so leicht. Hoffentlich werden dieselben in dem zweiten Teile des Werkes, welchem wir mit Interesse entgegensehen, nicht mehr vorkommen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ábel J., A homerosi Demeter-hymnusról. (Ueber den homerischen Demeter-Hymnus, von Dr. Eugen Abel). Budapest, 1886, Akademie, 82 S.

Adressbuch, landwirthschaftliches, — der Grossgrundbesitzer, Gutspächter, Viehzüchter, Viehhändler, Spiritusproducenten etc. von Oesterreich-Ungarn. Mit einen Anhang; Bezugsquellen und Anzeigen für Haus- und Landwirthschaft. Auf Grund der neuesten amtlichen Daten zusammengestellt von Wilhelm Borsodi. VI. Band: Ungarn. Wien, 1886. (Budapest, Robicsek), XXXII, 541 und 48 S. Preis gebunden 12 fl.

Balassa József, A phonetika elemei (Elemente der Phonetik, mit besonderer Rücksicht auf die ungarische Sprache. Mit Illustrationen. Von Dr. Josef Balassa). Budapest, 1886, Akademie, 124 S.

Barcianu S. P., Wörterbuch der rumänischen und deutschen Sprache. Hermannstadt, 1886, 704 Spalten.

Bartók Ludwig, Karpathenlieder. Erinnerung an die ungarischen Alpen. Dem Magyarischen nachgedichtet von Dr. Adolf Silberstein.

Bauch Gustav, Caspar Ursinus Velius, der Hofhistoriograph Ferdinands I. und Erzieher Maximilians II. Budapest, 1886, Kilian, 84 S.

Benedek Alad., A Romlaky-kastély. (Das Schloss der Romlaky. Roman in zwei Bänden aus dem gesellschaftlichen Leben der Gegenwart von Aladar Benedek). Budapest, 1886, Petrik, 194 u. 202 S.

Beniczkyné Bajza L., A vér hatalma. (Die Macht des Blutes, Roman von Frau H. Beniczky-Bajza). Budapest, 1886, Székely, 213 S.

— — *Rhea grófné.* (Gräfin Rhea, Schauspiel in vier Aufzügen von derselben). Budapest, 1886, Pfeifer, 56 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

XLVI. JAHRESVERSAMMLUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Am 9. Mai 1886.

I. Eröffnungsrede des Präsidenten August Trefort.

Geehrte Anwesende! Als mir das Glück zuteil wurde, den Vorsitz in der Akademie zu übernehmen, gab ich die Erklärung ab, dass ich den Fussstapfen meiner berühmten Vorgänger folgen werde.

Indem ich heute die feierliche Jahressitzung der Akademie zum ersten Male eröffnend, die geehrte Versammlung begrüsse, halte ich meine Zusage, wenn ich mich bei dieser Gelegenheit, dem Beispiele meiner Vorgänger folgend, mit den Culturinteressen des Landes beschäftige.

«Wissen ist Macht» — das hört man von allen Seiten. Der Satz ist nicht neu. Baco von Verulam hat ihn ausgesprochen; aber auch Roger Baco wird er zugeschrieben und Shakspeare kleidete denselben in die Worte: «Knowledge is the wing with which we fly to heaven.»

Gegenüber den mancherlei Erscheinungen, die das Gegenteil darzutun scheinen, muss man sich fragen, ob denn Wissen wirklich Macht sei?

Werfen wir zu diesem Ende einen flüchtigen Blick auf jene Wissenschaften, die von den drei Classen der Akademie gepflegt und auf den Hochschulen gelehrt werden.

In erster Reihe sei von der Sprachwissenschaft die Rede. Ich verstehe darunter nicht allein die eigentliche Philologie: die den Ursprung und die Entwickelung der Sprache behandelnde, vergleichende und historische Sprachwissenschaft, nicht allein Grammatik und Syntax, die sich mit den Gesetzen der Sprache befassen, sondern zugleich auch jene hohe Kunst des Gedankenausdrucks, wecher die Literatur Formschönheit und reinen Geschmack zu verdanken hat.

Es soll hier von der gewaltigen Bedeutung der Sprache für das nationale Dasein ganz abgesehen werden. Wir wollen nur die Macht ins

Auge fassen, welche der Sprache vermöge der Literatur auszuüben gegeben ist.

Es lehrt schon die tägliche Erfahrung, welchen Einfluss die im Schwange gehenden schöngeistigen Producte auf die Lebensanschauung und folglich auch auf die Handlungsweise der Menschen ausüben.

Man braucht nur an Voltaire's Herrschaft im achtzehnten Jahrhundert, wie an Deutschlands Wertherzeit zu erinnern. Aber mehr als in allem Andern spiegelt sich die hohe Macht von Sprache und Styl in jenem Zauber, mit welchem die französische Sprache und Literatur die ganze Welt bestrickt.

Das war ganz besonders im vorigen Jahrhundert der Fall, als die französische Sprache und Literatur in den gebildetsten und massgebendsten Gesellschaftskreisen sich an Stelle der classischen Sprachen namentlich der lateinischen setzte und die Zeitströmung mit der Sprache zugleich auch französische Sitte und Ideen in einem Grade verbreitete, dass Friedrich der Grosse, der doch und mit Recht als Schöpfer der preussischen Macht angesehen wird, in Berlin eine französische Akademie gegründet und seine Bücher in französischer Sprache verfasst hat.

Auf solche Tatsachen wies einer der bedeutendsten gegenwärtigen deutschen Gelehrten, der Forscher Dubois-Reymond hin, als er die Gründung einer Akademie für die deutsche Sprache urgirte, wobei er die Nachlässigkeit hervorhob, welche, verglichen mit der französischen Literatur, in der deutschen zu bemerken ist. Im Verlaufe seiner Erörterung sagt er, «dass in Frankreich ein neues, dem Geschmacke der Nation zusagendes Buch ein Ereigniss, der Name des Verfassers gleich dem eines glücklichen Feldherrn in Aller Munde ist.»

Von jeher wandten französische Gelehrte die grösste Sorgfalt auf die Form ihrer Schriften, und es ist bezeichnend, dass der als Schöpfer der neuen französischen Prosa angesehene Pascal Mathematiker und Naturforscher war. Die stylistischen Vorzüge der französischen Werke waren es, welchen die Wissenschaft Anteil und Sympathie des Publikums zu verdanken hatte, und es lässt sich vermuten, dass eine verfeinerte Sprache auch anderwärts von gleich wohltätiger Wirkung sein müsste.

Dass die Geschichte, respective die Geschichtschreibung auf den Gemeingeist, ja auf das Loos der Völker grossen Einfluss habe — dafür bieten Frankreichs neuere Epochen gleichfalls lehrreiche Belege. Die Stimmführer der classischen Richtung des achtzehnten Jahrhunderts, die sich einbildeten, neue Staaten nach antiken Mustern herstellen zu können, bemächtigten sich ganz und gar der Phantasie der Franzosen. Und gewiss waren die Werke über die französische Revolution, namentlich die von Mignet, Thiers, Lamartine, Louis Blanc und Michelet von grossem Einflusse auf die Ereignisse von 1848, sowie der literarische Cultus, den man dem

Kaiserreich und seinen Traditionen widmete, ein mächtiger Factor bei politischen Neugestaltungen geworden ist.

Seit Adam Smith ist die national-ökonomische Literatur von einschneidender Wirkung auf die practische Lösung der Aufgaben der staatlichen Existenz. Hier mag an das Werk von Friedrich List erinnert werden; und von den neuesten sozialistischen Bestrebungen kann man behaupten, dass diese nicht etwa die sozialistische Literatur hervorgerufen haben, sondern im Gegenteil die sozialistische Literatur jene Bewegungen eingeleitet hat.

Wer wird es leugnen, dass die Rechtswissenschaft mit ihren literarischen Erzeugnissen sowohl auf dem Gebiete des bürgerlichen als des Strafrechts von jeher eine Macht im Staats-, wie im gesellschaftlichen Leben gewesen ist. Eine denkwürdige Aeusserung dieser Macht erblicken wir im Code Napoleon, einem Werke nicht des Imperators, sondern der ausgezeichneten Juristen und der hochentwickelten juridischen Literatur jener Zeit.

Und nun die Naturwissenschaft! Von ihr darf man behaupten, dass sie unter allen Wissenschaften heute die grösste Macht besitzt, sie, die die Denkweise der Menschen gänzlich umgestaltet, Vorurteile und Aberglauben vertilgt hat. Wenn man keine Hexen mehr verbrennt und Irrsinnige nicht mehr für Besessene hält, so verdanken wir das den Naturwissenschaften. Aber auch davon ganz abgesehen: die Verwertung der Naturkräfte, Ackerbau, Industrie und Handel beruhen auf dem Fortschritt der Naturwissenschaften. Vom Zustande der ärztlichen Wissenschaft, von ihrer Methode hängen Lebensdauer und sanitäre Zustände zum grossen Teile ab, und je tiefer die Hygiene in das tägliche Leben eingreifen wird, desto mehr wird ihr mächtiger Einfluss auf alle Richtungen des menschlichen Daseins ins Auge fallen.

Ich kann mich nicht in Einzelheiten einlassen und halte es nicht für meine Aufgabe, hier die vielverzweigten Einflüsse der Naturwissenschaften auf die Verhältnisse des täglichen Lebens zu verfolgen. Die Naturwissenschaft ist das unbedingt notwendige Organ jeder Cultur, ihre Geschichte ist die Geschichte der Menschheit. Diejenigen, die unsere Zeit in einem Lichte darstellten, als lebten wir in den schlimmsten Perioden des Mittelalters, finden in Dubois-Reymond's «Culturgeschichte und Naturwissenschaft» die kräftigste Widerlegung.

Aber wenn Wissen Macht bedeutet und besonders im Westen auch wirklich Macht geworden ist, darf man fragen, ob es auch in unserem Vaterlande schon die Attribute der Macht aufweist, und wenn nicht, was zu tun ist, dass sie ihm zuteil werden und so das Land auf den Weg gesunder Entwicklung gelange?

Sieht man von den Universitäten, der Akademie und einigen wissenschaftlichen Vereinen ab, so muss man leider sagen, dass die rechte Liebe

zur Wissenschaft bei uns noch fehle. Sie wird von gar Vielen noch als ein Luxusartikel, als ein Zierrat angesehen, und nicht selten hört man Aeusserungen, die darauf hinausgehen, dass das Geld, welches der Staat auf die Wissenschaft verwendet, vergeudet sei.

Die ganze Geschichte der Menschheit widerlegt solch' beschränkte Auffassung. Die Völker lebten und erhielten sich desto länger, je mehr Cultur sie besassen, und jene gingen zu Grunde, die darin keinen Fortschritt machten. Es kann wohl richtig sein, was ein Schriftsteller behauptet hat, dass die antike Welt bei mehr Sinn für die Naturwissenschaft dem Untergange entronnen wäre. Von den modernen Völkern aber gilt der Satz, dass die gebildetsten auch die kräftigsten sind. Das Türkenreich schwindet unaufhaltsam hin, weil es der Culturfähigkeit ermangelt.

Wollen wir demnach Ungarns Bestehen sicherstellen, wollen wir, dass das ungarische Element massgebend und dominirend bleibe: dann muss sich die Nation auf eine höhere Culturstufe erheben, sie muss der Wissenschaft den ihr gebührenden Rang einräumen, Wissen muss Macht werden.

Wir Alle wissen, dass weder die Akademie und die Universitäten, noch auch der Reichstag grosse Gelehrte und Schriftsteller oder epochemachende Werke herbeischaffen können; darf man aber etwa deshalb glauben, dass wir nichts tun können und sollen?

Richten wir unser Streben auf eine achtunggebietende Literatur, so muss die Sprache vor Allem von den Autoren, aber auch in der Schule und Familie gepflegt, müssen die trefflichsten Werke des Auslandes in guter Uebertragung verbreitet, die schlechten Romane aber verdrängt werden, die eben so der Moral wie dem guten Geschmack zum Nachteile dienen. Der Geschichtschreibung sollte jede Förderung zuteil werden, denn eben sie ist von entschiedenem Einflusse auf die Denkweise der Menschen. Errichten wir historische Seminare, sorgen wir für den geeigneten Geschichtsunterricht an den Universitäten und vermehren wir durch Verbreitung guter historischer Werke die Zahl ihrer Leser.

Die Naturwissenschaften und die Medizin erheischen zu ihrer Pflege einen breiten äusseren Apparat. Die Aufgabe des Staates ist es, diesen Wissenschaften an den Hochschulen allen nötigen Vorschub zu leisten. Es bleibt ihm nach dieser Richtung noch viel zu tun übrig, denn von der Klausenburger Universität zu schweigen, gebietet selbst die Budapester nicht über alle erforderlichen Anstalten. Noch fehlt es der Psychiatrie, der pathologischen Anatomie, ja selbst der zweiten chirurgischen Klinik an passenden Hörsälen und genügend ausgestatteten Localitäten. Noch besitzen wir keine staatliche Sternwarte, und wie viel chemische Laboratorien besitzt denn das Land?

Zwei Universitäten genügen nun einmal nicht zur Pflege der Natur- und medizinischen Studien. Insolange die Errichtung einer dritten Univer-

sität durch ökonomische und Localinteressen vereitelt wird, müssen wir auf grosse Fortschritte in den genannten Wissenschaften, die doch die Grundlage für gesunde volkswirtschaftliche Zustände bilden, verzichten.

Aber die Hochschulen allein, mögen sie auch aufs beste organisirt, mit den vorzüglichsten Instituten und Lehrkräften ausgestattet sein, sind nicht im Stande, das wissenschaftliche Leben in Schwung zu bringen.

Steht auch nicht zu befürchten, dass sich jene Leute Gehör verschaffen werden, die Alles, was nicht zum Broderwerbe führt, aus der Schule verbannt wissen wollen; und giebt man auch zu, dass ein Leiter des Unterrichtswesens, der die ideale Richtung der Studien für entbehrlichen Luxus hielte, den Anspruch verlöre, für einen practischen Staatsmann gehalten zu werden: so ist es doch anderseits unleugbar, dass die durch den Wettstreit der Interessen und den Kampf ums Dasein von Tag zu Tag wachsenden Forderungen des practischen Lebens ihm die Pflicht auferlegen, diese letzteren unausgesetzt im Auge zu behalten. Daher die Notwendigkeit von Instituten, die die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen und sich dem Cultus des Ideals ohne Hintergedanken widmen können.

Und ein solches Institut ist auch unsere Akademie. Wir dürfen mit einigem Bewusstsein auf die Dienste hinweisen, die sie bereits geleistet hat; aber es harren ihrer in der Zukunft noch grosse Aufgaben. Sie soll den Reichtum der Sprache, die Vollkommenheit des Styls entwickeln, den Geschmack veredeln, der wissenschaftlichen Tätigkeit Raum verschaffen, die Richtung angeben und Musterwerke hervorbringen.

Wir wollen hoffen, dass die Gebildeten des Landes, die durch ihre Opferfreudigkeit die Akademie ins Leben gerufen und bisher unausgesetzt gefördert haben, dieser auch fernerhin ihre sympathische Teilnahme nicht entziehen werden. Und so werden, wenn Jedermann seine Pflicht tut, für die Wissenschaft auch bei uns die schönen Tage der Blüte erscheinen.

Und hiemit eröffne ich die 46. Jahressitzung der Akademie.

II. Jahres-Bericht des Generalsecretärs Wilhelm Fraknói.

Geehrte Versammlung! Indem ich meiner Amtspflicht entsprechend über die Tätigkeit der Akademie im fünfundvierzigsten Jahrgange ihres Bestandes Bericht erstatte, habe ich vor Allem hervorzuheben, dass die Geschichte dieses eben abgelaufenen akademischen Jahres, obschon sie von grossen Gestaltungen oder neue Richtungen erschliessenden Initiirungen nichts zu melden weiss, gleichwohl bezüglich der numerischen Zunahme der Arbeitskräfte nicht minder, als bezüglich der Ergebnisse der entfalteten Tätigkeit zahlreicher beruhigender und Hoffnung erweckender Momente nicht entbehrt.

Die Literatur ist im Leben der Völker ein Factor nicht allein zur Erfüllung idealistischer Wünsche, sondern auch zur Befriedigung realer Bedürfnisse. Die ungarische Literatur hat mit, wir dürfen wohl sagen: beispiellosem Erfolge ihre Pflichten erfüllt, als es galt, die Nation aus der Lethargie aufzurütteln, sie zur Erkenntniss ihrer Kraft und ihres Berufes zu leiten, sie in den Kämpfen zu unterstützen, welche sie um die Rechte ihres sprachlichen und staatlichen Bestandes zu bestehen hatte. Und an diesem, Ruhme unserer Literatur hat auch unsere Akademie ihren Anteil.

Heute ist unser Beruf nicht mehr der Kampf, sondern die Arbeit und unter den Bedingungen des Erfolges ist die wesentlichste nicht die momentane Begeisterung, sondern die standhafte Ausdauer. Der Aufgabe ausdauernder Arbeit in ihrem specifischen Wirkungskreise, auf dem Gebiete der Fortentwicklung der Wissenschaft gerecht zu werden, war unsere Akademie auch im abgelaufenen Jahre eifrig bestrebt.

Die Editionen und Operate der Akademie tragen das Gepräge der ernsten und zielbewussten Arbeit an sich: sie bekunden Geduld und Selbstverleugnung. Den Lockungen der Sensation und allgemeines Interesse erregender grosser Probleme widerstehend, selbst vor dem Scheine der Kleinlichkeit nicht zurückscheuend, streben diese Arbeiten dahin, den Geist wahrhaft wissenschaftlicher Forschung und Untersuchung, die richtige Methode gründlicher Beobachtungen und Versuche in unserer Literatur heimisch zu machen, das universelle Wissen Sandkorn um Sandkorn zu mehren, Schritt um Schritt zu fördern. Namenlose Helden haben um den Preis ihres Blutes die Siege errungen, deren Andenken sich an den Namen grosser Feldherren knüpft; in der Wissenschaft sind es die im Leben kaum gekannten, nach dem Tode im Dunkel der Vergessenheit verschwindenden Arbeiter, die mit den Kraftanstrengungen ihres Geistes Jenen die Wege ebnen, welche die Menschheit nachmals zu ihren Zierden, zu ihren Wohltätern zählt.

Das Sammeln des Materiales, das Studium der Details, die Erörterung specieller Fragen haben nicht aufgehört, die Aufgabe der Pfleger selbst jener Wissenschaft zu sein, welche seit der Gründung der Akademie fortwährend den Gegenstand höchster Beachtung bildet: der ungarischen Sprachwissenschaft.

Die Behutsamkeit der Akademie, mit welcher dieselbe die Befriedigung eines allgemein gefühlten Bedürfnisses: die Feststellung der ungarischen Syntax, immer wieder verzögert, fanden wir unter Anderem in jenem umfassenden Elaborate über die *ungarische Wortfolge* gerechtfertigt, welches das Ehrenmitglied Georg Joannovics vorgelegt hat. Obschon sich die geistvollsten unserer Sprachgelehrten, so Fogarassy, Joh. Arany, Brassai u. A., mit der Erforschung der Gesetze der ungarischen Wortfolge beschäftigt haben, können wir diese Studien gleichwohl noch immer nicht als abgeschlossen betrachten. Die zur Verlesung gelangten Abhandlungen über

diesen Gegenstand suchen darzutun, dass bezüglich der Wortfolge nicht, wie bisher angenommen wurde, der Tonfall des Satzes das dominirende Moment sei, sondern dass auch der grammatikalische Wert und die Bedeutung der einzelnen Satzteile einen entscheidenden Factor bilden.

Wesentlich gefördert wird die Lösung zahlreicher controverser Fragen der ungarischen Linguistik durch das *sprachgeschichtliche Wörterbuch* werden, an welchem die sprachwissenschaftliche Commission seit 1873 arbeitet. Von diesen zwölf Jahren entfielen fünf auf die Sammelarbeiten, zwei auf die Sichtung des Materiales und fünf auf die Redaction des Werkes. Eine lange Zeit in der Tat; das kann aber nicht auffällig erscheinen, wenn wir die lange Reihe der Producte der ungarischen Literatur bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts zurück überblicken — denn es wird bei der Anfertigung dieses Wörterbuches unsere gesammte alte Literatur verwertet — und wenn wir ferner die Schwierigkeiten erwägen, welche die Aufarbeitung der Codices und der Incunabeln bereitet. Die Verfasser, Gabriel Szarvas und Sigmund Simonyi, sind dermalen nur mehr mit der Einfügung einzelner Nachträge beschäftigt und wird das Werk, sobald die noch erforderliche Revision beendet ist, zu Beginn des nächsten Jahres unter die Presse gehen.

Es ist nicht Zufall, sondern planmässig also veranstaltet, dass zur selben Zeit auch die *Sammlung der altungarischen Sprachdenkmäler* fertig gestellt und edirt sein wird. Im Laufe dieses Jahres erschien unter der Redaction des corr. Mitgliedes Georg Volf der XIII. Band, welcher den Festetich-, den Keszthelyer und den Pressburger Codex, sowie das Miskolczer Bruchstück aus dem XV. Jahrhunderte enthält. Von zweien dieser Werke waren bisher nur Bruchstücke erschienen, zwei derselben waren ganz unedirt.

Der bedeutendste von diesen Codices ist der Festetich'sche, Eigentum der berühmten Keszthelyer Bibliothek. Es ist das ein für die Gemahlin Paul Kinizsi's, Benigna Magyar, gefertigter, reich verzierter, aus 208 Blättern bestehender ungarischer Psalter, dessen Texte von allen übrigen alten Psalmenübersetzungen abweichen und besondere Beachtung verdienen. Band XIV und XV, welch letzterer den Schluss der Sammlung bildet, sind bereits unter der Presse.

Auch die *Sammlung altungarischer Dichterwerke* unter der Redaction des ord. Mitgliedes Aron Szilády geht rasch ihrer Vollendung entgegen. Band V ist fertiggestellt, Band VI und VII, welche die Dichterwerke aus dem XVI. Jahrhundert enthalten, sind unter der Presse. Die vom Redacteur der Sammlung beigegebenen Studien bieten vollständige Biographien; eine dieser Studien, über Michael Sztáray, den Bahnbrecher der ungarischen Dramen-Literatur, hat der Verfasser in der Akademie vorgelesen. Die Abhandlung beleuchtet in interessanter Weise die charakteristischen Momente der Sztáray'schen Comödien, sowie den Einfluss, welchen die italienischen Vorbilder auf dieselben übten; es wurden unter dieser Einwirkung

neue Typen und Gestalten in die ungarische Comödie eingeführt, welche aber hier nicht mehr die Träger allgemeiner moralischer oder sozialer Anschauungen sind, sondern die Zeit und die heimischen Verhältnisse schilderten und insbesondere die confessionellen Kämpfe wiederspiegelten, welche um die Mitte des XVI. Jahrhunderts auch die Literatur beherrschten.

Die literarhistorische und musikgeschichtliche Erforschung und Erläuterung der Denkmäler altungarischer religiöser Dichtung und erhalten gebliebener Kirchenlieder bildet den Gegenstand specieller Studien des corr. Mitgliedes Michael Bogisich. In seiner, zur Vorlesung gebrachten Abhandlung beschäftigt sich derselbe mit dem *Gesangbuche Leonhard Szegedi's v. J. 1674*, dessen in der Vorrede ausgesprochener Zweck der war: «diejenigen, welche durch die Süssigkeit des Liedersanges vom heiligen römischen Glauben abgezogen worden», in den Schooss der katholischen Kirche zurückzuführen. Die Abhandlung würdigt den dichterischen Wert der nahezu sechsthalbhundert in uralten Weisen gehaltenen Lieder und weist zugleich nach, dass die Sammlung hinsichtlich der Tonsetzung den deutschen Gesangbüchern des XVII. Jahrhunderts vollkommen ebenbürtig zur Seite stehe.

Die neuere ungarische Literaturgeschichte hat durch den Inauguralvortrag des ord. Mitgliedes Zoltán Beöthy eine Bereicherung erfahren. Die Abhandlung schildert den *Lebenslauf Alexander Báróczy's* und beleuchtet den rätselhaften Charakter dieses hochsinnigen Freundes Franz Kazinczy's.

Die literarhistorische Commission hat Vorbereitungen zur Edition der sämmtlichen Werke Franz Kazinczy's und der Correspondenz Stefan Horvát's getroffen. Die behufs Herausgabe der Werke des ruhmreichen Begründers unserer Akademie, Grafen Stefan Széchenyi, bestellte Commission besorgt soeben die Drucklegung der Reden des genialen Patrioten; der Redacteur der Sammlung, Anton Zichy, hat dieselbe mit erschöpfenden zeitgeschichtlichen Einleitungen versehen.

Die vergleichende Sprachforschung hat nach beiden Richtungen hin, sowohl auf dem Gebiete der finnisch-ugrischen, als der türkisch-tatarischen Studien Bereicherungen aufzuweisen. Das Ehrenmitglid Graf Géza Kuun hielt einen Vortrag über die Sprache und Nationalität der Kumanen. Von Dr. Ignaz Kunoss sind in der Edition der sprachwissenschaftlichen Commission «Mitteilungen über die türkische Volkssprache» erschienen. Dieselbe Commission gibt in einem besonderen Bande jene votjakischen Originaltexte heraus, welche Bernhard Munkácsi von seiner Studienreise in Nordrussland mitgebracht hat und welche zum grossen Teile auch ihrem Inhalte nach, als Producte der Volkspoesie und Ueberlieferungen aus der Heidenzeit, von hoher Bedeutung sind.

Bereits erschienen ist das Werk «die schwedisch-lappische Sprache; Probestücke und Wörterbuch» von Ignaz Halász. Der Verfasser behandelt

darin jene wertvollen Texte in der Volkssprache, welche er auf seiner im Auftrage der Akademie unternommenen Studienreise an Ort und Stelle gesammelt hat; das Buch gibt ein getreues Bild auch solcher lappischer Dialekte, welche der Wissenschaft bisher gänzlich unbekannt waren. Dieser seiner Vorzüge willen wurde das Werk von der diesjährigen Jahresversammlung mit der einen Hälfte des grossen Preises der Akademie ausgezeichnet; die andere Hälfte dieses Preises wurde dem Commentar zu Arany's Toldi-Epos von Albert Lehr zuerkannt; mit gleich umfassenden und gründlichen sachlichen und sprachlichen Erläuterungen ist bisher noch kein ungarisches Dichterwerk ausgestattet worden. Der Marczibányische Nebenpreis wurde dem ersten finnisch-ungarischen Wörterbuch Josef Szinnyei's zugeurteilt, welches die Akademie vor zwei Jahren herausgegeben hat. Den vierten sprachwissenschaftlichen, den Sámuel-Preis erhielt Albert Kardos für seine Studie über die Mundart in der Gegend um Göcsej.

Obgleich die Pflege der ungarischen Sprache und Literatur in erster Linie die Aufgabe der I. Classe der Akademie bildet, so nehmen doch auch die classischen Sprachen und Literaturen eine hervorragende Stelle im Kreise ihrer Arbeiten ein. Die Commission für classische Philologie zieht immer weitere Gebiete in den Bereich ihrer Tätigkeit. Sie liess je einen Band von Uebersetzungen der Werke des Thukydides und Gaius unter die Presse gehen; in Vorbereitung ist die Herausgabe einer griechischen Anthologie, sowie von Uebersetzungen der Werke Platon's, Herodot's und Demosthenes'.

Desgleichen wird die Textkritik cultivirt durch die Herausgabe der Scholien Pindar's, welche das corr. Mitglied Eugen Ábel besorgt, dem durch Intervention des Cultus- und Unterrichtsministeriums die ältesten Pindar-Codices aus allen Teilen Europa's zur Verfügung standen. Derselbe Gelehrte bereicherte die philologische Literatur mit einem wertvollen Beitrage durch seine Abhandlung über den homerischen Demeter-Hymnus; er weist darin an der Hand strenger kritischer Erörterungen nach, dass diese Poeme bei den eleusischen Festen vorgetragen wurden und dass der Verfasser derselben im VII. Jahrhundert v. Ch. in Eleusis lebte.

Die Verwertung der reichen Schätze an staatswissenschaftlichem Materiale, welche die griechische Literatur birgt, hat sich das corr. Mitglied Julius Schwarcz in einer ganzen Serie von Abhandlungen zur Aufgabe gestellt, welche er in den Sitzungen der II. Classe zum Vortrag brachte. Er skizzirt die politischen Theorien der griechischen Geschichtschreiber, insbesondere die Auffassung Herodot's von den Staatsformen, sowie die politischen Strebungen der Sophisten und Rhetoren. Er stellte ferner die These zur Erörterung: welcher der griechischen Staaten dem Grundgedanken des Repräsentativsystems am nächsten gekommen sei? Er wies nach, dass jene französischen Schriftsteller irren, welche in dieser Beziehung Mantinea den Vorrang einräumen, und vindicirte seinerseits dem Staate Elis diesen

Ruhm. Das Thema einer dritten seiner Studien bildet die antike Ochlokratie und die Gedankenfreiheit; er gelangt an der Hand seiner Erörterungen zu dem Ergebnisse, dass die Gedankenfreiheit im edleren Sinne des Wortes der antiken Welt nicht bekannt gewesen, sondern eine Errungenschaft der modernen Welt sei.

Mit der Geschichte der in Dunkel gehüllten Zeiten, welche der Cultur der classischen Welt lange vorhergingen, des prähistorischen Zeitalters, beschäftigte sich das corr. Mitglied Theodor Ortvai in seiner Abhandlung über den archäologischen Charakter der Steingeräte, in welcher er zu dem Schlusse gelangt, dass weder das Material noch auch die Form dieser Objecte einen sicheren Anhaltspunkt für die Bestimmung des Alters derselben bieten. Im jüngsten Bande der «Archaologiai Közlemények» (Archäol. Mitteilungen) schildert Moritz Wosinsky eingehend die reichhaltigen und interessanten Funde, welche die Grabungen des Grafen Alexander Apponyi im Tolnaer Comitate zu Tage gefördert haben; diese Objecte bieten Anlass zu instructiven Vergleichungen mit nordeuropäischen Geräten und Schmuckgegenständen. In derselben Fachschrift berichtet Wilhelm Lipp über die Ausgrabungen auf den Grabfeldern in der Keszthelyer Gegend. Gabriel Téglás bespricht die Ueberreste des prähistorischen Gold-, Eisen- und Steinbergbaues, welche auf dem Gebiete des alten Dacien gefunden wurden, und bezeichnet zugleich jene Wege, auf denen die Ureinwohner von Dacien mit den Elementen der Cultur auch die Kenntniss des Bergbaues überkommen haben.

Ein reichhaltiges Magazin kürzerer Mitteilungen über prähistorische Funde aus der Römerzeit und dem Mittelalter bildet die, von der archäologischen Commission der Akademie herausgegebene, vom corr. Mitglied Josef Hampel redigirte periodische Fachschrift «Archaeologiai Értesitö» (Arch. Anzeiger).

Ein Capitel aus der Geschichte der in Siebenbürgen zu hoher Blüte gelangten Goldschmiedekunst bot der Antrittsvortrag des ord. Mitgliedes Wolfgang Deák. Der Verfasser schildert den Strike der Klausenburger Goldschmiedegesellen i. J. 1576, in, welchen zufolge der Rivalität zwischen den Klausenburger und den sächsischen Goldschmieden, auch die Nationalitätenfrage hineinspielt.

Der mittelalterlichen Kunstgeschichte hat die historische Commission eine ergiebige Quelle erschlossen durch die, vom corr. Mitglied Ladislaus Fejérpataky besorgte Herausgabe der ältesten Rechnungsbücher ungarischer Städte. Hinsichtlich des Alters nehmen die Rechnungen der Städte Schemnitz und Pressburg die erste Stelle ein, welche mit dem Jahre 1364 beginnen. Verhältnissmässig das meiste Materiale hat die Stadt Bartfeld conservirt, deren Rechnungen (von 1418 bis 1444) in dem Bande fünfthalb hundert Seiten füllen.

Während uns diese Rechnungen ein getreues Spiegelbild des Lebens

der städtischen Bürgerclasse in Ungarn vorführen und den wesentlichen Einfluss nachweisen, welchen dieses Bürgertum auf die volkswirtschaftliche und culturelle Entwicklung des Landes übte, bereichert das corr. Mitglied Baron Albert Nyáry in namhafter Weise die Kenntniss der Stellung des ungarischen Adels im Mittelalter in seiner Schrift: «A Heraldika vezérfonala» (Leitfaden der Heraldik). Trotzdem das Adelswappen nirgends der Gegenstand höheren Respectes war, als in unserem Vaterlande, wurde gleichwohl die Wappenkunde nirgends ärger vernachlässigt, als eben bei uns. Seit der i. J. 1695 erschienenen: «Ars heraldica» des gelehrten Enyeder Professors Franz Páris Pápai, ist die in Rede stehende Schrift das erste Werk über Wappenkunde, welches in Ungarn das Tageslicht erblickte. Es ist das Ergebniss vieljähriger emsiger Studien, welches sowohl die europäische Fachliteratur, als auch die ungarischen Geschichtsdenkmäler in gleicher Weise verarbeitet. Indem der Autor die allgemeine Theorie, die Regeln und die Entwicklung der Heraldik behandelt, wendet er stets hervorragende Aufmerksamkeit den auf Ungarn bezüglichen Momenten zu. Besonders die Partien über die ungarischen Wappenschilder aus dem Mittelalter und über das ungarische Reichswappen sind erschöpfend und wertvoll. Eine grosse Anzahl von Zeichnungen und Illustrationen, colorirt und in Holzschnitt, erhöhen die Brauchbarkeit und den Wert des Buches.

Einen instructiven Beitrag hat die ungarische Rechtsgeschichte des Mittelalters an dem Inauguralvortrage des ord. Mitgliedes Emerich Hajnik gewonnen: die Abhandlung erörtert die Bedeutung und die Praxis des Urkundenbeweises im ungarischen Prozessrechte im Mittelalter, sowie die Erwerbung des Rechtes zur Ausfertigung authentischer Urkunden durch die Magnaten des Reiches und die kirchlichen Corporationen. — Auf eben dieses Gebiet gehört die Arbeit des corr. Mitgliedes Julius Kovács, der nach einem in der Bibliothek des Stiftes Admont befindlichen Codex aus dem XIV. Jahrhundert an der Hand eines interessanten ungarländischen Eherechtsfalles die damaligen kirchenrechtlichen Verhältnisse in Ungarn beleuchtet.

Auch das Feld der Edition von Denkmälern der ungarischen Geschichte des Mittelalters ist nicht brach geblieben. In der Sammlung «Anjoukori okleveltár» (Urkundenarchiv des Zeitalters der Anjous) veröffentlicht das corr. Mitglied Emerich Nagy den reichen Urkundenschatz unserer Archive aus der Mitte des XIV. Jahrhundertes und das corr. Mitglied Florian Mátyás bewerkstelligte eine kritische Ausgabe unserer kleineren Chroniken und des Geschichtswerkes des italienischen Bischofs Ranzan, der am Hofe des Königs Mathias gelebt hat.

Die Verwertung einer neuen, bisher gänzlich ungenützt gebliebenen Gattung geschichtlicher Denkmäler hat die historische Commission im abgelaufenen Jahre mit der Herausgabe der ungarländischen türkischen

Schatz-Defters, d. i. Rechnungsbücher, begonnen. Solcher Rechnungsbücher erliegen 117 Stück in der Wiener Hofbibliothek, wohin sie ohne Zweifel nach der Wiedereroberung Ofens durch den gelehrten Marsigli gelangten, der während des Brandes der Festung durch die Flammen in die öffentlichen Gebäude eindrang und viele wertvolle Objecte vor der Vernichtung rettete. Einige Stücke kamen auch in die Bibliotheken der Universität und des Museums in Budapest. Diese Defters enthalten Verrechnungen über Bemessung und Eintreibung der Steuern, über die Pachtzinse nach den ärarischen Besitzungen und Einkünften und über den Sold der türkischen Truppen. Ueberdies enthalten die Urbarial-Defters Daten über Lehensverleihungen, Beschreibungen der Lehensgüter und Consignationen der Lehensprovente. Sonach bilden diese Acten die unmittelbarsten, so zu sagen die einzig authentischen Quellen für die Kenntniss der mohamedanischen Administration, und vermitteln zugleich die Kenntniss der damaligen Populationsverhältnisse und der volkswirtschaftlichen Zustände in den unter türkischer Botmässigkeit gestandenen Landesteilen Ungarns. Die Uebersetzung, beziehungsweise Aufarbeitung der Defters hat Anton Velics v. Lászlófalva übernommen und er hat dabei die vielfachen Schwierigkeiten, welche die eigenartige, in anderen Urkunden nicht gebräuchliche Schreibweise, sowie die Entzifferung der mit türkischen Buchstaben völlig entstellt geschriebenen fremden Orts- und Personennamen verursachten, mit anerkennenswertem Eifer überwunden. Die Benützung des reichen Materials hat Ernst Kammerer durch eine Einleitung und durch erläuternde Anmerkungen wesentlich erleichtert.

Ein Capitel aus der politischen Geschichte der Türkenherrschaft in Ungarn hat, gleichfalls mit Benützung neuen archivalischen Materiales, das corr. Mitglied Béla Majláth geschrieben, nämlich: Die pragmatische Geschichte des Friedensschlusses zu Szöny i. J. 1642. Dem Buche ist eine reichhaltige Urkundensammlung angeschlossan.

Die grosse Aufgabe einer ethnologischen und ethnographischen Schilderung des gesammten türkischen Stammes hat das ord. Mitglied Hermann Vámbéry durch sein von der Editionscommission veröffentlichtes grosses Werk gelöst, welches gleichzeitig auch in deutscher Sprache erschienen ist und einem längst gefühlten Bedürfnisse der universellen Wissenschaft entgegenkommt; Vámbéry musste sich zu dieser Arbeit in hohem Grade berufen fühlen, da er sich mit der Sprache, Literatur und Geschichte der türkischen Völkerschaften Jahrzehente hindurch beschäftigt und mit einzelnen Teilen dieses Volksstammes lange Zeit hindurch engen Verkehr gepflogen hat. Er erörtert zunächst den Ursprung und die Wanderungen des türkischen Stammes und behandelt sodann einzeln die Verhältnisse des Türkentumes in Sibirien, Mittelasien, an der Wolga, im Pontusgebiete und in den Westländern. Inmitten der Ausführungen des

Linguisten und des Ethnographen nimmt häufig auch der Geschichtsschreiber und der Politiker das Wort. Die Ausbreitung der Macht des türkischen Stammes über drei Weltteile schreibt Vámbéry hauptsächlich dem Umstande zu, dass die Osmanen, die aus ihrer Steppenheimat die Tugenden der ural-altajischen Race: Tapferkeit, Ehrlichkeit und patriarchalische Lebensweise mit sich gebracht hatten, andererseits durch die Amalgamirung der griechischen und slavischen Elemente auch dem Geiste der westlichen Cultur viel näher rückten, als dies gemeinhin angenommen wird. Den Niedergang des türkischen Stammes hinwieder erklärt er daraus, dass derselbe nicht fähig ist, sich von den Banden der asiatisch-moslemitischen Weltanschauung zu befreien und sich dem Alles bezwingenden Geiste der westlichen Welt anzuschliessen. Dagegen verdankt die ungarische Nation ihre Befreiung von der Türkenherrschaft sowohl, als die Sicherung ihres staatlichen Bestandes hauptsächlich jenem engen Connex, welchen sie mit den politischen Interessen und den culturellen Tendenzen des europäischen Westens aufrecht erhielt, während sie — wie unter anderem eben auch die Defters bezeugen — dem Einflusse des Mohemmedanismus und türkischen Wesens siegreich widerstand.

Die glückliche Transaction zwischen unserer nationalen Selbstständigkeit und den politischen Interessen des Westens spiegeln insbesondere die staatsrechtlichen Verträge des XVII. Jahrhunderts wieder. Unter diesen nimmt eine hervorragende Stelle der Linzer Friedensschluss v. J. 1646 ein, dessen Urkundenmateriale in der Reihe der Editionen der historischen Commission heuer das ord. Mitglied Alexander Szilágyi veröffentlicht hat; die dem genannten Friedensschlusse vorhergegangenen, sowie die in Angelegenheit der Ausführung desselben gepflogenen Verhandlungen, den Gang und Verlauf der Conferenzen zu Tirnau (1644/5) und Tokaj (1646) hat das corr. Mitglied Michael Zsilinszky in zwei Abhandlungen erläutert.

Nicht minder finden wir die dem Fortschritte des modernen Staatslebens entsprechende Entwicklung unserer Nation in mehreren Arbeiten erörtert. Das corr. Mitglied Lorenz Tóth schildert das Strafhaus in Illava und spricht sich aus diesem Anlasse mit Anerkennung über die auf dem Gebiete des Gefängnisswesens durchgeführten Reformen aus, deren auf der Erkenntniss der wahren Interessen der Gesellschaft beruhender Zweck nicht die Bestrafung des Verbrechers allein, sondern auch die Besserung desselben ist. Von den durch die Erfahrung als erspriesslich bewährten Einrichtungen hebt die Schrift die Institution der bedingten Freilassung als eines der wirksamsten Motive guten Verhaltens der Sträflinge hervor; desgleichen die Gestattung von Musik und Gesang als Belohnung.

Ein Bild erfreulichen Fortschrittes führte uns das corr. Mitglied Ludwig Láng in seinem Inauguralvortrage vor, welcher die neuesten Daten der Unterrichststatistik darlegt und in einem Rückblicke auf die Zustände d. J.

1872 constatirt, dass sich seither die Anzahl unserer Schulen verdoppelt, jene der Schulbesuchenden verdreifacht habe.

Stefan Apáthy, ord. Mitglied, bespricht das i. J. 1884 geschaffene Gesetz über das Autorrecht und gelangt zu dem Resultate, dass dasselbe einerseits die materiellen und ideellen Interessen der Autoren schützt, anderseits aber auch die durch das öffentliche Interesse gebotenen Grenzen und Beschränkungen mit dem erforderlichen Takte feststellt und auf dem Niveau der in den westlichen Staaten acceptirten Principien steht.

Nicht minder eng als die Solidarität der culturellen Strebungen ist auch der Zusammenhang der materiellen Interessen; es ist daher unmöglich, die diesbezüglichen Bewegungen im Auslande ausser Acht zu lassen. In dieser Richtung hat das corr. Mitglied Alexander Hegedüs zu seinem Inauguralvortrage ein überaus lehrreiches Thema gewählt, indem er die zwanzigjährige Geschichte der lateinischen Münzunion von der ersten internationalen Conferenz i. J. 1865 bis zur Pariser Conferenz i. J. 1885 behandelte und alle jene Fragen erörterte, welche die Fluctuationen des Wertverhältnisses zwischen Gold und Silber an die Tagesordnung bringt.

Nachdem die Editionscommission der Akademie schon seit mehr als einem Jahrzehent die hervorragenden ausländischen Producte der Geschichtsforschung, der Literaturgeschichte und der Rechtswissenschaft dem ungarischen Publikum leicht zugänglich macht, hat nun soeben auch die volkswirtschaftliche Commission ein zeitgemässes, einem wirklichen Bedürfnisse entsprechendes Unternehmen begonnen. Sie lässt nämlich die Werke der Classiker der nationalökonomischen Fachwissenschaft übersetzen, da das Studium derselben auch ausserhalb des engen Kreises der Fachmänner für alle Jene von Nutzen ist, welche über die Bedeutung, die Tendenz und die Gesetze der grossen, unser Jahrhundert bewegenden socialen Kräfte Orientirung suchen. Die Sammlung wird die bedeutendsten Werke von Hume, Turgot, Adam Smith, Malthus, Ricardo und Sismondi bieten. Der erste Band, welcher bereits erschienen ist, enthält die volkswirtschaftlichen Studien David Hume's: Ueber den Handel, über die Verfeinerung der Künste und Gewerbe, über das Geld, die Zinsen u. s. w.

Ueberdies ist die Commission bestrebt, die practischen Probleme des volkswirtschaftlichen Lebens mit der Fackel der Wissenschaft zu beleuchten. Hierauf zielen ihre Vorlesungen, Conferenzen und die auf ihren Antrag von der Akademie ausgeschriebenen Preisfragen ab. Eine der letzteren, welche die Bedingungen der Hebung unseres Orient-Handels zum Gegenstande hat, ist nach dem Berichte über die in der jüngsten Jahresversammlung entschiedenen Concurrenzen durch den Concipisten im Ministerium des Auswärtigen Johann Jezerniczky mit Glück gelöst worden.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe und Commission ist gleichfalls nach zwei Richtungen hin tätig, indem sie ihre Aufmerksamkeit

gleichmässig den practischen, wie den im engeren Sinne theoretischen Studien zuwendet.

Von den ersteren bezieht sich ein Teil auf ;inländische Aufgaben. Darunter sind hervorzuheben die von den ord. Mitgliedern Karl Nendtwich und Karl Than, sowie von dem corr. Mitglied Béla Lengyel ausgeführten Analysen von Mineralquellen. Das corr. Mitglied Mathias Balló behandelte die wichtige Frage der Versorgung der Hauptstadt Budapest mit Trinkwasser und trat für die Benützung der Totiser Quellen ein. Das corr. Mitglied Albert Bedő entwarf in seinem Inauguralvortrage ein getreues Bild des Forstbestandes in Ungarn; er weist, von der bisherigen Auffassung abweichend nach, dass die Holzproduction Ungarns eben nur genügt, unseren eigensten dringendsten Bedarf zu decken.

Auch an der Lösung der, von der universellen Wissenschaft in Angriff genommenen Fragen haben sich mehrere unserer Genossen beteiligt. So studirt, von den hochbedeutsamen Versuchen Pasteur's angeregt, das corr. Mitglied Andreas Högyes den Infectionsstoff der Hundswut, und die Akademie unterstützt die Fortsetzung seiner Experimente durch eine Geldsubvention. Das ord. Mitglied Karl Than hat Verbesserungen an der Methode der Untersuchung flüchtiger Stoffe gemacht, welche bisher mit überaus mühsamen Operationen und mit grosser Materialverschwendung verbunden war. Das corr. Mitglied Mathias Balló hat einen Apparat namens Hygrothermos construirt, welcher zur Erhitzung des Weines in seinem eigenen Gefässe dient und es möglich macht, den also erhitzten Wein ohne vorhergehende Schwefelung nach beliebigen Entfernungen zu versenden. Im Laufe dieses Jahres ist ferner von dem ord. Mitgliede Géza Mihalkovics ein grösseres Werk über die Entwicklung der Segregations- und Geschlechtsorgane der Wirbeltiere erschienen.

Ueber die naturgeschichtlichen Verhältnisse Ungarns sind in unseren Sitzungnn zahlreiche Schilderungen und Studien zur Vorlesung gelangt, welche in der Sammlung der Vorträge und in den Mitteilungen der Akademie erschienen sind. Das Ehrenmitglied Nikolaus Konkoly-Thege hat wiederholt über seine astronomischen Beobachtungen Bericht erstattet. Die Directoren der an der Budapester Universität bestehenden Institute für Mineralogie, Chemie, Physiologie, Anatomie und Entwicklungskunde, für allgemeine Pathologie und Therapie, für physiologische und pathologische Chemie, sowie für Veterinärkunde und animalische Biologie haben von Zeit zu Zeit die unter ihrer Leitung durch ihre Assistenten und Schüler ausgeführten Operate vorgelegt. Alle diese, sowie viele sonstige Arbeiten dieser Classe vermag ich der knapp bemessenen Zeit wegen nicht eingehend zu besprechen und muss diesbezüglich auf den in Druck gelegten Bericht verweisen.

Nur das Eine möchte ich hervorheben, dass sich von Jahr zu Jahr in

erfreulicher Weise die Anzahl jener, ausserhalb der Akademie stehenden Arbeiter auf dem Gebiete der Naturwissenschaften vermehrt, welche ihre Arbeiten der Akademie vorlegen und von der naturwissenschaftlichen Commission wissenschaftliche Aufträge empfangen. Im abgelaufenen Jahre betrug die Zahl derselben bereits siebenundzwanzig.

Gleichwohl ist das Ergebniss der Mitgliederwahl, welche in der gegenwärtigen Jahresversammlung vorgenommen wurde, nur für die *zweite* Classe günstig ausgefallen. Dieselbe hat drei neue Mitglieder gewonnen. Diese sind: Viktor Concha, Professor der Rechtswissenschaften an der Universität Klausenburg, der Verfasser des in unserer Edition erscheinenden Werkes «Ujkori alkotmányok» (Die Verfassungen der Neuzeit); Benedikt Csaplár, Professor des Piaristenordens, der eine umfassende Biographie Nikolaus Révay's veröffentlichte, und Julius Wlassics, kön. Staatsanwalt, von dem wir im abgelaufenen Jahre das preisgekrönte Werk «A tettesség és részesség tana» (Die Lehre von der Täterschaft und Teilnehmerschaft) veröffentlichten, eine Schrift, welche auch von ausländischen Fachmännern mit Anerkennung aufgenommen wurde.

Die zweite Classe mochte wohl am lebhaftesten das Bedürfniss nach Verstärkung durch neue Arbeitskräfte gefühlt haben, angesichts jener ungewöhnlich zahlreichen und schweren Verluste, welche sie betroffen haben. Die Akademie hat im abgelaufenen Jahre acht Mitglieder verloren und mit Ausnahme eines einzigen wurden alle übrigen dem Kreise der zweiten Classe durch den Tod entrissen.

Dieser Eine war das Ehrenmitglied Béla Tárkányi. In der Reihe unserer Editionen trägt nur eine Abhandlung seinen Namen; gleichwohl aber hat er gerechten Anspruch auf unsere volle Pietät, denn er war an der Lösung der Aufgaben unserer Akademie auf anderem Gebiete mit ganz ausserordentlichem Erfolge tätig. Er war es, der die nationale Sprache und den literarischen Geschmack, welchen die Akademie zur Entwicklung gebracht, in der katholischen Kirche heimisch machte durch seine in tausend und aber tausend Exemplaren verbreitete Uebersetzung der heiligen Schrift, durch seine Andachts- und Schulbücher, sowie durch seine Kirchenlieder, welche in allen Teilen des Landes von den Lippen von Tausenden erklingen.

Auf verwandtem Gebiete suchte sich das corr. Mitglied Alexius Peregrinyi Verdienste zu erwerben: durch die Entwicklung der ungarischen Jugend- und Volksschulen-Literatur; während das corr. Mitglied Gedeon Ladányi durch seine für die Mittel- und höheren Schulen verfassten Geschichts-Bücher dem Unterrichtswesen namhafte Dienste erwies. Das ord. Mitglied Ignaz Zsoldos beschäftigte sich ebenfalls mit der Abfassung hauptsächlich den Bedürfnissen der Praxis dienender Handbücher der Rechtspflege und Administration; eines derselben über das Stuhlrichteramt

hat die Akademie zu Beginn seiner langen Laufbahn, vor 44 Jahren, mit dem grossen Preise ausgezeichnet; den Abend seines Lebens verklärte er durch Uebersetzungen römischer Classiker.

Im Zenith einer kurzen, aber von hervorragenden Erfolgen umglänzten Laufbahn schwand das corr. Mitglied Leo Beöthy dahin, dessen zwei Bände starkes Werk «Die Anfänge der gesellschaftlichen Entwicklung» die vorjährige Generalversammlung eines Preises würdig befunden hat.

Die vaterländische Geschichtschreibung betrauert das Hinscheiden zweier ihrer bahnbrechenden Arbeiter. Das corr. Mitglied Johann Hornyik hat mit seiner Geschichte der Stadt Kecskemét (fünf Bände) die Reihe der, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden lokalhistorischen Monographien eröffnet; das corr. Mitglied Baron Albert Nyáry aber war der Erste, dem es gegönnt war, aus den in italienischen Archiven verborgenen reichen Quellen unserer vaterländischen Geschichte zu schöpfen. Er hat die Culturgeschichte Ungarns mit wertvollen Arbeiten bereichert und hat die ungarische Heraldik begründet. Das Erscheinen seines oben gewürdigten Werkes sollte er nicht mehr erleben; die Worte der Anerkennung werden nur mehr über seinem Grabe laut.

Und frisch ist auch noch der Hügel jenes Grabes, zu welchem die Trauer und der Schmerz der ganzen Nation unseren letzten Todten begleitete, unseren zweiten Präsidenten Theodor Pauler. Den erleuchteten Geist dieser edlen Verkörperung des Pflichtgefühles und der gewissenhaften Arbeit, deren Opfer er auch geworden ist, seine im Dienste der öffentlichen Angelegenheiten und der Wissenschaften entfaltete Tätigkeit hat die öffentliche Meinung des Landes ungeteilt mit den wärmsten Gefühlen aufrichtiger Teilnahme gewürdigt. Auch unsere Akademie, welche ihr Vertrauen und ihre Verehrung im Verlaufe von vier Jahrzehenten häufig und vielfach dem Lebenden bekundete, hat ihrer Dankbarkeit und Pietät auf jede ihr zur Verfügung stehende Weise Ausdruck gegeben und wird sie seinem Andenken zum Ausdrucke bringen immerdar. Es sei mir gestattet, mit den Schlussworten seiner Denkrede auf den Grafen Anton Cziráky zu sprechen: «Sein Beispiel möge uns vorschweben, uns zu gleicher Tätigkeit aneifern, uns zum Sporne dienen, die Verwirklichung der Ideen, für welche unsere Begründer mit Begeisterung auf dem Altare des Vaterlandes und der Nationalität opferten, für unsere heiligste Pflicht zu erkennen; nur so werden wir ihr ruhmvolles Andenken würdig ehren, nur so werden wir unserem Berufe gemäss beitragen zur Mehrung der wissenschaftlichen Lorberen, der geistigen Triumphe unserer Nation, zur Erfüllung des prophetischen Dichterwortes: ‚Dir sind noch reicher Geistesblüte Zeiten beschieden, o teures Vaterland!‘

III. Zur Charakteristik der staatgründenden Ungarn.

Vom o. M. Prof. *Hermann Vámbéry.*

Eine einseitige und schon in ihren Grundlagen auf irrige Theorien aufgebaute wissenschaftliche Forschung leitet den Ursprung der Ungarn von vereinzelten Bruchteilen verschiedener Völkerschaften her, welche entweder überhaupt niemals existirt oder — im besten Falle — in der überaus bewegten Geschichte der zwischen dem Altai-Gebirge und den Karpaten lebenden ural-altaischen Volksstämme doch nur eine verschwindend geringfügige Rolle gespielt haben. Anstatt dass sich im Verlaufe der Zeiten über die dunklen Zeitalter der Geschichte immer mehr und mehr Licht verbreitet hätte, ward im Gegenteil die Verwirrung, die Ungewissheit immer grösser und nur den, erst in neuerer Zeit gesammelten ethnographischen, historischen, geographischen und linguistischen Beweismomenten haben wir es zu danken, dass sich allmälig der Schleier hebt, der uns die Vergangenheit verbirgt und dass die Umrisse des verblassten Bildes der alten Welt sich unseren Blicken klarer und erkennbarer darstellen. Es war ein folgenschwerer Irrtum, dass man bei den Forschungen nach dem Ursprunge unserer Nation immer ausschliesslich nur die heute lebende Sprache als jenes entscheidende Moment betrachtete, welches bei Beurteilung der Nationalität bestimmend ins Gewicht fällt; und doch wissen wir, erstens, dass im Anfange die Sprache eines jeden Volkes eben solche, ja häufig noch bedeutendere Veränderungen durchzumachen pflegt, als die körperlichen Eigenschaften desselben, — und zweitens, dass die linguistische Speculation nicht immer auf jener festen Grundlage fusst, durch welche der Gefahr persönlicher Voreingenommenheit und hieraus entstehender betrübsamer Irrtümer mit Erfolg vorgebaut werden könnte. Es ist in der Tat nicht lebhaft genug zu bedauern, dass man, als jener unglückselige a prioristische Satz aufgestellt wurde, vor allen sonstigen Beweismomenten die Augen verschloss, alle Zeugnisse der Anthropologie, der Völkerpsychologie und der Ethnologie ignorirte, in Folge dessen dann die Herkunft des ungarischen Stammes, die Geschichte, die Wanderungen und das Grundelement desselben in völlig falschem Lichte dargestellt wurden.

Unsere Auffassung, unsere Methode und unser Vorgehen in der Anwendung der zur Hand liegenden Beweismomente weicht ganz und gar ab von dem Verfahren der Forscher, die vor uns auf diesem Gebiete tätig waren. Wir nehmen nämlich nicht die unbestimmte und unzuverlässige geographische Definition der Chronisten des Mittelalters: «Jenseits der Wolga» zum Ausgangspunkte, sondern wir verfolgen den Ursprung des ungarischen Stammes bis an die eigentliche Quelle desselben: bis an das Altai-Gebirge, und beginnen unsere Forschung bei jenem prähistorischen

Zeitpunkte, da das in mächtige Bewegung geratene Meer der türkisch-tatarischen Völkerschaften seine Hochflut von den Steppen des Südens in die nördlichen Täler des Altai-Gebirges ergoss, die dort sesshaften finnisch-ugrischen Elemente überwältigte und sie zum Teil gegen Nordost, zum Teil gegen Nordwest verdrängte. Diese hochbedeutsame ethnographische Revolution musste naturgemäss die buntesten Gemengsel türkischer und ugrischer Völkerelemente zusammenwürfeln: sie erzeugte Mischlingsvölker, unter denen dem türkischen Stamme, zufolge der in seiner Steppenheimat stark entwickelten kriegerischen Tüchtigkeit, die führende Rolle zufiel; und in Folge eben dieser geistigen Ueberlegenheit bewahrte dieser Stamm selbst dann, als sich die ethnischen Grundbestandteile längst wesentlich geändert hatten, gleichwohl seine Steppennatur, seinen türkischen Charakter und wandelte unentwegt und unaufhaltsam seinen Kriegspfad. Ein solches, aus der erwähnten ethnographischen Revolution hervorgegangenes Mischvolk war auch das Ungarnvolk, als es den Schauplatz der Geschichte betrat und es war ihm — dank jenen moralischen und physischen Vorteilen, welche mit jeder Racenkreuzung Hand in Hand gehen — ein weitaus günstigeres Geschick zuteil, als seinen Brudervölkern, welche rein türkischer Art verblieben waren. Allerdings haben auch diese letzteren Alles, was nach dem Westen Asiens hereindrang: Perser, Araber, Armenier und Griechen — Schlag auf Schlag niedergerungen und ihren Namen mit gewaltigen Zügen in die Annalen der Geschichte Mittel- und Westasiens eingetragen; — doch der ungarische Stamm war von einem ruhmvolleren Tatendrange begeistert; glückliche politische und ethnische Verhältnisse führten ihn — der Nordgrenze der parsischen und mohemedanischen Cultur entlang — an die Grenzmarken des römisch-christlichen Westens, und mit ihm trat ein Stück Asien nach Europa, ein Element des türkischen Volkstumes unter die arischen Völker ein.

Wann und unter welchen Umständen dieser Zug gegen Westen stattgefunden, darüber bewahrt die Geschichte tiefes Schweigen. Gewiss ist nur, dass die Hunnen — nahe Stammverwandte der Magyaren — weder die ersten noch die letzten unter den türkischen Völkerschaften waren, welche den Boden Europa's betraten. Denn wie frühzeitig die Wanderungen der verschiedenen türkischen Stämme begannen und wie ununterbrochen dieselben fortdauerten, das beweisen *erstens* der culturelle Einfluss, welchen das Türkentum schon sehr frühzeitig auf die pannonischen Slaven ausübte, und *zweitens* die aus den Zeiten der Sassaniden stammenden Berichte über die erbitterten Kämpfe der Iranier und der nordwärts vom Kaukasus heimischen nomadisirenden Reitervölker.

Was die Zeit der Entstehung des unter dem Namen der «Magyaren» bekannt gewordenen Mischvolkes betrifft, sind wir bisher noch immer blos auf unsichere Hypothesen und dunkle Combinationen angewiesen; über die erste Constituirung dieser Völkerschaft als besondere Nation vermögen wir

jedoch bereits motivirte Vermutungen aufzustellen. Wir sind in der Lage, uns auf Grund unleugbarer Tatsachen davon zu überzeugen, dass der türkische Stamm dieses nationalen Baumes seine originale Eigenart bewahrt hat, obgleich ihm ugrische Zweige aufgepfropft wurden, das heisst: dass das türkische Grundelement der Nation seine führende Rolle und seine intellectuelle Superiorität behauptet und den niedrigeren Volkselementen, welche sich ihm anschlossen und sich mit ihm amalgamirten, das Gepräge seiner eigenen Individualität aufgedrückt hat. Obgleich das absorbirte ugrische Element an Zahl dem türkischen, welches den Kern der Nation bildete, überlegen war, nahm das erstere im Körper der ungarischen Nation doch immer nur eine untergeordnete Stellung ein und spielte ungefähr eine ähnliche Rolle, wie die zahlreichen türkischen Hilfsvölker in den welterobernden mongolischen Heeren. Und hier tritt uns überraschend die eigentümliche Erscheinung entgegen, dass, während die vom Kriegsglücke begünstigten erobernden Völker in der numerisch überlegenen Masse der unterjochten Elemente aufgingen und ihre Nationalität verloren, bei den Magyaren nur deren ursprüngliche türkische Sprache unter der Einwirkung der ugrischen sich modificirte — ohne jedoch als lebende Sprache völlig zu verschwinden, — der belebende Geist der nationalen Individualität aber, trotz der Stürme von Jahrhunderten sich bis auf den heutigen Tag in seiner typischen Reinheit und charakteristischen Originalität forterhalten hat. Wir wissen, dass die bulgarischen Eroberer Slaven, die Franken Galliër, die Mongolen Türken, die Mandschu's Chinesen geworden sind u. s. f.; nur das türkische Magyarentum wusste sich einer derartigen Absorbtion mit Erfolg zu erwehren und die wesentlichsten Eigentümlichkeiten seines altnationalen Typus zu bewahren, trotzdem es sich bereits vor Jahrtausenden mit den verschiedenartigsten Völkerelementen vermengt hat. Diese ausserordentliche Erscheinung steht in der Ethnologie sämmtlicher Völker Europa's und Asiens ohne Beispiel da und wird daher noch lange Zeit das Staunen des Forschers erregen.

Nicht als Ungarn also, wohl aber als Ethnologen nimmt mich die eigenartige Erscheinung Wunder. Mit Hilfe der glaubwürdigen Zeugnisse der Sprachforschung und der Ethnologie sind wir heute bereits in der Lage, mit ziemlicher Gewissheit der Wanderung der Magyaren vom Altai-Gebirge an die Donau zu folgen, obwohl jener Zeitraum noch in das Dunkel der Vergangenheit gehüllt ist. Der erste Abschnitt dieses Weges — zwischen Altai und Ural — ist vor allem durch zahlreiche der mongolischen Sprache entnommene Wörter, und dann durch die klar erkennbare Verwandtschaft zwischen der ungarischen und der kirgisischen Sprache markirt, — eine Verwandtschaft, welche natürlich in der Gemeinsamkeit des sozialen, politischen und religiösen Lebens dieser beiden Völker wurzelte. Im zweiten Stadium der Wanderung, auf dem Wege vom Ural an die Wolga, schlossen sich ausser neueren ugrischen Volkselementen auch Russen den siegreichen Heeren der

Magyaren an. Auf dem noch erübrigenden dritten Abschnitte des Weges endlich, in dem Gebiete zwischen der Wolga und den Karpathen, vereinigten sich die westlichen Vorposten des Türkentumes: die Kumanen und Petschenegen — nach lange andauernden Kämpfen — mit den Magyaren und folgten ihnen nach Pannonien. Von den vielsagenden Culturwörtern ist jedes einzelne je ein Markstein, welcher den Wanderzug der Magyaren deutlich bezeichnet; und gleichwie die, in unserer Sprache vorfindlichen russischen Wörter die Berührung bekunden, in welcher wir im IX. Jahrhundert geraume Zeit hindurch mit russischen Völkern gestanden, ebenso beweisen die durch Vermittlung der Osseten, Alanen und Iranier zu uns gelangten Begriffe der persischen Cultur in geradezu überzeugender Weise die Tatsache, dass die Vorfahren der Magyaren sich lange Zeit im Nordgebiete des Kaukasus in der Umgegend der nach ihnen benannten Ortschaft «Madschar» aufgehalten und unter dem gemeinsamen Panier des khazarischen Bundes sich häufig mit den Sassaniden und Arabern gemessen haben. Diese Conjectur ist durchaus nicht etwa ein Ausfluss nationaler Eitelkeit; denn die Ansicht der älteren Forscher unserer Urgeschichte ist sicherlich eine weniger phantastische und weit berechtigtere, als die in ihren Grundlagen irrige finnisch-ugrische Abstammungstheorie der neueren Forscher, die den grossen Fehler begangen haben, die Urgeschichte eines Volkes türkischen Ursprunges, dessen Taten und Strebungen insgesammt den Geist kriegerischen Nomadentumes in sich tragen, mit den Geschicken kleiner, unbedeutender, gegen Norden zurückgedrängter Fischervölker identifiziren zu wollen.

Ja wohl, meine Herren, ich wiederhole mit Absicht: dieser kriegerische Geist, diese Eroberungssucht, alle die hundertfältigen Eigentümlichkeiten urwüchsigen Nomadenlebens, sie können und dürfen nicht als die Folgen späterer Umgestaltung, als das Resultat nachbarlichen Zusammenlebens angesehen werden; denn alle diese Züge sind ursprüngliche und originale, typische, zu Fleisch und Blut gewordene, also mit der Muttermilch eingesogene Eigenschaften eines Bruchteiles des türkischen Volkes, welcher als eine der asiatischen Welt entsprossene «natio militans» vom grauen Altertume an bis herauf in die neueste Zeit die bedeutsamsten politischen Umgestaltungen im Osten hervorgebracht hat! Eine entschieden türkische war die Organisation des ungarischen Staates und der ungarischen Gesellschaft zu den Zeiten Árpáds; ihn sammt den einzelnen Stammeshäuptern leitete und spornte derselbe Geist zu Taten an, welcher auch die türkischen Eroberer vor ihm und nach ihm zum Triumphe über die weniger kriegerischen Volkselemente geführt hat. Der Uebergang über die Karpathen, die Eroberung Pannoniens, die Aufteilung des Territoriums nach Stämmen, die Besiegelung der staatsrechtlichen Verträge mit Blut, die ersten Kriegszüge nach den Nachbarländern, — all das gemahnt uns lebhaft an die nachmaligen Unterjochungszüge der asiatisch-türkischen Weltzertrümmerer,

und wenn ich in den wahrhaftig überaus lückenhaften Berichten der byzantinischen Schriftsteller von der Kriegskunst, der Bewaffnung und Kleidung, den Sitten und moralischen Charakterzügen der alten Magyaren lese, so muten mich diese Schilderungen an, als ob ich dasselbe Bild nomadischer Gesellschaft vor mir sähe, welches vor einigen Jahrzehenten in seiner vollen unverfälschten Wirklichkeit meine jungen Augen bezauberte und welches persische Schriftsteller von den Ghuzen und Mongolen entworfen haben. So treu sich selber, so unentwegt in der Bewahrung seines angestammten Glaubens, seiner alten Gesetze und Lebensweise hat sich noch kein Erobervolk in der Weltgeschichte gezeigt; denn während sich die Umgestaltung anderer Nomadenvölker binnen drei oder vier Jahrzehenten vollzog, erforderte die Europäisirung der Magyaren mehr als anderthalb Jahrhunderte. Das ganze X. Jahrhundert über waren die Magyaren die Repräsentanten der asiatischen Cultur in Europa inmitten der christlichen Welt, jener asiatischen Cultur, welche in der Glanzperiode der parsischen Welt von Iran aus bis an die Nordgestade des Kaspischen und des Schwarzen Meeres vorgedrungen war und sich dort, unbeirrt von dem Einflusse des Islam, in reinerer Form erhalten hat, als in ihrem eigentlichen Heimatlande, auf dem Boden Irans. Der Geist dieser Cultur war in Árpád und den Stammesfürsten lebendig und er war die Quelle jener Staatsweisheit, welche es einer Handvoll Abenteurern möglich machte, unter fremdem Klima, inmitten fremder Völkerschaften, der überwiegenden Mehrzahl von Feinden zum Trotz einen Staat zu gründen, sich im Auslande allenthalben gefürchtet zu machen und in Ansehen zu setzen.

Die Epigonen der alten Magyaren — durch die mit geradezu erbarmenswerter Unwissenheit und unter dem Einflusse panischen Schrekens gemachten Berichte der Chronisten des Mittelalters irregeführt — vermochten sich ihre Ahnen kaum anders zu denken, denn als wilde Barbarenhorden, die eben nur durch die Lust an Massacres und Greueltaten aller Art und durch Beutegier zu ihren Abenteuern angetrieben worden seien. Diese Auffassung, als eine ganz und gar unrichtige, gründlich auszumerzen, ist nicht nur erlaubt, ist nicht nur möglich, — es ist auch unsere Pflicht! Wenn uns Jemand fragen würde, ob es — in Anbetracht des absoluten Mangels an glaubwürdigen Quellen — möglich und statthaft sei, uns von der äusserlichen Erscheinung und der sittlichen Verfassung der alten Magyaren irgend einen Begriff zu bilden, so könnten wir darauf einfach antworten, dass unsere ethnographischen Beobachtungen über jene ethnischen Umgestaltungen, welche sich in der historisch bekannten Vergangenheit, wie in der Gegenwart der ural-altaischen Völker vollzogen, uns hiefür eine vollständig genügende und zuverlässige Grundlage bieten. Gleichwie die phonetischen und intellectuellen Veränderungen der Sprachen nach bestimmten Gesetzen vor sich gehen, ebenso haben auch die

allmäligen Modificationen des Physicums ihre bestimmten und noch weit zuverlässigeren NormIm Allgen. emeinen ist der Umstand überaus charakteristisch, dass in dem Prozesse der ethnischen Umgestaltungen die physischen Kennzeichen der Menschen weit grössere Stabilität bekunden, als die Sprache: es sind uns zahlreiche Völker bekannt, die ihr ursprüngliches Idiom schon vor Jahrhunderten mit einem fremden vertauscht, ihren nationalen Habitus aber gleichwohl in seiner vollen Originalität oder doch mindestens in einzelnen prägnanten Zügen bewahrt haben. Diese Erfahrung spricht entschieden gegen die ausschliessliche Beweiskraft der sprachlichen Erscheinungen, sie macht es aber anderseits möglich, die physische Qualität irgend eines Volkes uns noch nach Jahrhunderten lebhaft vor Augen zu führen. Gleichwie die *Sarten,* obwohl ihre Sprache bereits vor mehr als tausend Jahren völlig türkisch geworden, ihren iranischen Typus unverändert bewahrt haben, und so wie die *Hezaren,* die heute persisch sprechen, noch immer die echt mongolische Physiognomie tragen, — so sind auch an den schon seit lange slavisirten *Bulgaren* keinerlei Züge des slavischen, dafür aber desto mehr des türkischen Typus zu entdecken. Das physische Gepräge der russisch gewordenen *Tataren* ist ebenfalls rein türkisch; die *Berg-Baskiren,* die ugrischer Abstammung sind, sehen, trotzdem sie vollständig Türken geworden, dem ugrischen Stamme ähnlich. Ebenso hat denn auch der magyarische Stamm die charakteristischen Züge seines türkischen Physicums zu bewahren gewusst, obschon er zahlreiche ugrische, slavische und sonstige Volkselemente in sich aufgenommen hat.

Wir dürfen uns sonach den Magyaren aus der Zeit der Besitznahme unseres Heimatslandes auf keinen Fall als olivenfarbigen, kleinen Mongolen mit schief geschlitzten Augen und riesigem Kopfe vorstellen: denn der türkische Typus war von allem Anbeginne her vom mongolischen verschieden und trug immer das Eigengepräge des speziellen Stammes. Einzelnen, den Heerschaaren Árpáds einverleibten Stämmen ugrischer Abkunft mag vielleicht der mongolische Typus mehr weniger anzusehen gewesen sein, aber das herrschende und massgebende türkisch-magyarische Element war — in Folge der frühzeitigen Vermischung mit arischem Blute — schon zur Zeit seines Erscheinens in Pannonien mit jenen typischen Eigenschaften ausgestattet, welche es — gleichwie die Bulgaren und andere türkische Stämme, die einen ähnlichen Prozess durchzumachen hatten, bis auf den heutigen Tag charakterisiren. Das magyarische Element hat — ausser den Ugriern, die sich ihm schon früher angeschlossen hatten — seit seiner dauernden Ansiedelung in Pannonien bis in die neuesten Zeiten herauf germanische, slavische, griechische und italische Sklaven in den Verband seiner Nationalität aufgenommen, in Folge dessen die ethnische Mischung eine noch vielfältigere wurde, und es ist in der Tat zu verwundern, dass die Züge des original-türkischen Typus gleichwohl nicht völlig geschwunden

sind. Wer längere Zeit unter den verschiedenen Stämmen des Türkenvolkes verkehrt, dem fällt sofort die sichtliche Aehnlichkeit in der äusseren Erscheinung der Ösbegen, Turkomanen, Baskiren und Anatolier einerseits und der *untersten Schichten des ungarischen Volkes* andererseits auf, wenngleich diese Züge der Stammesverwandtschaft sich vorerst nur im Grossen und Allgemeinen kennzeichnen lassen, denn, leider, ist uns das ungarische Volk von seiner anthropologischen Seite bisher noch immer weit weniger bekannt, als viele andere Völker im Innern Asiens und Amerikas.

Grössere Veränderungen, als das Physische, haben die *Kleidertracht* und *Lebensweise* erfahren; gleichwohl aber wäre es ein grosser Irrtum, anzunehmen, dass sich im ethnographischen Leben des heutigen Ungarvolkes nicht auch noch einzelne, zuweilen in der Tat interessante Momente finden, welche den aufmerksamen Forscher an die asiatische, beziehungsweise türkische Abstammung dieses Volkes erinnern. Was die Tracht betrifft, so verrät die weite, faltenreiche Kleidung unserer Bauern entschieden den Charakter der nomadisch-türkischen Gewandung, und so sehr auch bei uns die christlichen, bei den Türken die mohamedanischen Bekehrer in ihrem Uebereifer bestrebt waren, jede Erinnerung an das Heidentum gewaltsam auszurotten, hat sich gleichwohl die Anhänglichkeit an die seit vielen Jahrtausenden angestammte Lebensweise bei dem getreuen Sohne der ungarischen Puszten, dem Csikós, gerade so unentwegt erhalten, wie bei dem Turkomanen der hyrkanischen Steppe. Von den einzelnen Stücken der Bekleidung möchte ich insbesondere die *Kopfbedeckung* und die *Fussbekleidung* hervorheben, welche sammt der Benennung derselben von den Avaren und Magyaren auch die pannonischen Slaven angenommen haben und welche von der mongolischen Wüste bis an die Donau in Form und Namen bis auf den heutigen Tag unverändert dieselben geblieben sind. Die Zschisme mit spitz auslaufendem Schnabel und hohen Absätzen, aus farbigem Leder gefertigt, ist das Lieblingsschuhwerk bei den Kirgisen und Turkomanen so gut, wie in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes; und den Kalpag, der einen ergänzenden Bestandteil unserer nationalen Gala bildet, trägt der türkische Landmann in den Tälern des Thien-Shan als Alltags-Kopfbedeckung. Weiters könnte ich hier füglich auf die Beschreibung der Aehnlichkeit übergehen, welche die Waffen, die Jagd- und Fischereigeräte der beiden Völker aufweisen; ich könnte anführen, dass gewisse Nationalspeisen, so z. B. das Gulyás, der Tokány u. a., an den beiden Endpunkten des türkisch-tatarischen Völkergebietes bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind; doch gedenke ich diese und noch viele andere Momente der Aehnlichkeit in einem grösseren Werke, in der vergleichenden Ethnographie dieser beiden Völkerschaften, ausführlicher zu erörtern. An dieser Stelle möchte ich nur betonen, dass wir einen grossen Fehler begehen würden, wenn wir die heutige Tracht und die sonstigen

Gewohnheiten unseres Volkes ausschliesslich aus dem Einflusse der Cultur der benachbarten germanisch-slavischen Völkerschaften erklären wollten; es mag absonderlich scheinen, aber es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass die türkischen Nomaden Inner-Asiens in mehr als einem Zweige der damaligen asiatischen Cultur die Lehrmeister der in Pannonien ansässigen Völkerschaften waren. Die Wechselwirkung, welche da zur Geltung kam, war nichts Anderes, als ein Austausch der Culturbegriffe des Ostens und des Westens und wenn wir die spärlichen Ueberreste der ersteren näher ins Auge fassen, so finden wir, dass die Grundzüge der speziell ungarischen Sitte und Lebensweise sich sehr bedeutend von den heutigen, schon mehrere Jahrhunderte alten nationalen Gewohnheiten der Nachbarvölker unterschied, und dass der Ursprung der ersteren — dem Pontusstrande und der Heerstrasse durch Südrussland entlang — im Inneren Asiens zu suchen sei.

Die allgemein verbreitete Anschauung von den sittlichen und intellectuellen Eigenschaften der alten Magyaren ist ebenso irrig, wie das Bild, welches man sich von ihrer äusseren Erscheinung entworfen hat. Ziehen wir die Weltanschauung und den kriegerischen Charakter asiatischer Nomaden mit in Betracht, die sicherlich um nichts roher und barbarischer waren, als die Söldnerschaaren Karls des Grossen, so dürfen wir kühn behaupten, dass die Edlen und Vornehmen der magyarischen Gesellschaft des IX. Jahrhunderts den christlichen Europäern gleichen Ranges und gleicher Stellung nicht nur in ihrer, von den Byzantinern so sehr gerühmten Kriegskunst weitaus überlegen waren, sondern sie auch in Sachen der allgemeinen Civilisation, der Toleranz und politischen Weisheit übertrafen. Ihre Civilisation war ein Widerschein des Glanzes jener parsischen Cultur, welche nicht nur die aufblühende Herrschaft der Chalifen, sondern selbst das christliche Byzanz umstrahlte, einer völlig eigenartigen Cultur, welche in Asien aus der semitischen Theokratie eine weltbeherrschende politische Macht, in Pannonien aber durch die Vereinigung der verschiedensten ethnischen Elemente unter einem Oberhaupt ein historisches Ereigniss geschaffen hat, wie es weder die Römer, noch die Franken zu vollbringen vermochten. Eine derartige Tat der Befähigung roher Barbaren oder wohl gar dem blinden Zufalle zuschreiben zu wollen, wäre der grösste Widersinn und die gröbste Undankbarkeit gegen das Andenken der Ahnherren unserer Nation. Ich wiederhole also: die Taten und Werke der alten Magyaren sind nicht durch die getrübten, unreinen Brillen eines Regino, Liutprand, Ekkehard u. A., sondern in dem weitaus reineren und zuverlässigeren Lichte der asiatischen Cultur des VIII. und IX. Jahrhundertes zu betrachten und zu beurteilen; es ist ja nur sehr natürlich, dass die zitternde Hand des von Hass, Rachgier und Fanatismus erregten christlichen Schriftstellers nur hässliche Zerrbilder zu zeichnen vermochte, welche der Wahrheit eben so wenig entsprachen, wie die Schilderungen Dsuvejni's von den Mongolen und Arabsah's von Timur-Lenk.

Die Chronisten des Westens haben uns nur über die abenteuerlichen Kriegszüge in die benachbarten Länder voreingenommene und einseitige Berichte hinterlassen; von den Friedenswerken Árpáds und seiner Nachfolger aber, von dem Geiste, welcher das grosse Werk der Consolidirung und Verwaltung des Landes förderte und durchwehte, von der freien Verfassung des ungarischen Staates und der magyarischen Gesellschaft hatten sie eben so wenig irgend welche Kenntniss und Vorstellung, als das geknechtete Europa des Mittelalters einen Begriff hatte von dem Geiste, den Taten und den Tendenzen der früher wie der nachmals aufgetretenen ural-altaischen Eroberer.

Die Geschichte der Eroberung und Besitznahme des ungarischen Territoriums, die volle Würdigung der grossen Taten Árpáds harren noch immer ihres berufenen Autors und ich denke, die Zeit wird kommen, denn sie muss kommen, da die leuchtende Sonne der modernen Wissenschaft mit ihrem goldenen Strahle den romantischen Heerweg aufklären und verklären wird, welchen die «asiatischen Normannen» nach dem Herzen Europa's zogen. Nicht den Ungar allein, den Menschen, den Geschichtsforscher überhaupt muss hohes Staunen ergreifen bei der Betrachtung dieses welthistorischen Ereignisses und jener erhabenen Charakterzüge, welche als der unmittelbare Ausfluss des Charakters, des Wesens und der Denkweise der sieghaften Vorfahren dieser Nation noch nach langen Jahrhunderten in herrlichem Glanze erstrahlen; der missgünstigste, der galligste Neid selbst muss angesichts dieser erhabenen Eigenschaften verstummen. Zu diesen hehren Charakterzügen ist vor Allem die schrankenlose Freiheitsliebe des Pusztenbewohners zu zählen, der an den schier unbegrenzt erscheinenden Gesichtskreis des Heimatslandes gewohnt, keine Beengung dulden, keinen Tyrannismus leiden mag; eine Freiheitsliebe, welche allerdings das Werk der Europäisirung erschwert, dabei aber auch die erste Verfassung auf dem europäischen Continente geschaffen hat; es ist vielleicht nicht so ganz und gar dem blinden Zufalle zuzuschreiben, dass die angelsächsische Bevölkerung der britischen Insel gerade zur selben Zeit und aus eben denselben Motiven den Impuls empfing, sich ihre «magna charta» zu erringen. Der zweite charakteristische Zug der türkischen Weltanschauung ist die, übrigens allen ural-altaischen Völkern gemeinsame *religiose Duldsamkeit*; bei den Türken ist diese Tugend unter dem vergiftenden Einflusse des islamitischen Fanatismus erstorben, aber unter den buddhistischen Mongolen war sie in demselben Maasse herrschend, wie unter den alten Magyaren. Endlich drittens: Ist es nicht eine hochinteressante historische Erscheinung, dass die Magyaren schon zur Zeit ihres ersten Entstehens und nachmals im Verlaufe ihrer Wanderschaften vom Schicksal dazu ausersehen waren, Völkerschaften verschiedenen Ursprunges, verschiedener Zunge und verschiedenen Glaubens in den

Verband politischer und nationaler Einheit zusammenzufassen und in der Arena der Geschichte unter magyarischer Hegemonie agiren zu lassen?

Und nun frage ich, meine Herren, welcher Denker und Forscher könnte wohl unberührt bleiben, wenn er sieht, wie der Verlauf eines vollen Jahrtausendes, vollständige Veränderung der klimatischen und Bodenverhältnisse und die beträchtliche Verschiedenheit der gesellschaftlichen, politischen und religiösen Zustände der späteren Jahrhunderte diese Charakterzüge nur in sehr geringem Maasse oder geradezu gar nicht zu modifiziren vermochten, so zwar, dass dieselben heute noch gleichsam als das belebende Blut in allen Adern unseres nationalen Lebens wogen? Alle, selbst die dunkelste Erinnerung an das asiatische Nomadenleben ist bereits seit Jahrhunderten geschwunden; die augenfälligen Züge unserer nationalen Individualität aber und die Freiheitsliebe, mit allem Guten und allem Schlimmen, das sie im Gefolge hat, — sie sind heute noch herrschend in uns. Obschon jedes Andenken der ural-altaischen Denkungsart und Sitte mit unerbittlicher Strenge ausgerottet wurde, obschon bereits neun Jahrhunderte vergangen sind, seit wir eine christliche Cultur haben, gehen gleichwohl in unserem Volke noch heutigen Tages zahlreiche Sprichwörter, Sagen, Märchen und Erzählungen von Mund zu Mund, deren Seitenstücke wir im inneren Asien oder geradezu in den Ebenen Anatoliens wieder finden. Und endlich: Ist es nicht bemerkenswert, dass, obgleich das original-magyarische Element durch die ausserordentlich zahlreiche Beimischung fremder Volkselemente auf ein Minimum reducirt wurde, in unserem politischen und nationalen Leben noch immer derselbe Geist der Cohaesion und Fortentwicklung herrschend ist, welcher Árpád und seine Vorgänger vom Altai an die Donau geleitet und der bei der Begründung des Staates sowohl, wie in den Kämpfen, welche wir seit tausend Jahren für unsere Selbsterhaltung führen, als Hauptfactor tätig war?

Es ist sonach ersichtlich, dass es nicht nationale Eitelkeit, nicht unmotivirte Schwärmerei für die »staatgründenden Vorfahren«, sondern einfach geschichts-philosophische Würdigung des historischen Factums ist, was den Forscher in Staunen versetzt, so oft er die Eroberung dieses Landes durch ein numerisch geringfügiges, kriegerisches Asiatenvolk, als ein in der Geschichte beispiellos dastehendes Ereigniss zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht. Es war niemals und ist auch heute nicht meine Absicht, durch schmeichlerische Dithyramben den Hochmut der Neuzeit noch zu schüren; denn mein Staunen gilt den Magyaren der Vorzeit, meine Bewunderung gehört unseren staatgründenden Heroen. Die Gründe, die mich bestimmten, an dieser Stelle, in dieser feierlichen Sitzung das Wort zu nehmen, sind einzig und allein die folgenden: Erstens kann es niemals genugsam betont werden, dass die Nation, welche gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Europa von so viel Glück und Erfolg begünstigt war, und

welche in dem nahezu ein Jahrtausend hindurch geführten Kampfe um ihre Stellung im Verbande der europäischen Staaten und um ihre nationale und politische Unabhängigkeit — dank den in ihrer Natur gelegenen Vorzügen, den Sieg errungen hat, dass, sage ich, diese Nation damit auch den Beweis geliefert hat, dass eben in diesen ihren glänzenden Eigenschaften auch die sichere Bürgschaft und die festen Grundlagen ihres Fortbestandes und ihrer Fortentwicklung gegeben sind. Zweitens möchte ich mit diesen meinen anspruchslosen Ausführungen die Akademie und die Nation darauf aufmerksam machen, dass nationale Pietät und gerechtes Dankgefühl es uns zur Pflicht machen, die Taten und Werke der alten Magyaren voll und richtig zu würdigen. Dieser unserer Pflicht werden wir aber nur dann Genüge leisten, wenn wir die Urgeschichte unserer Nation mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft erforschen und keine Mühe, kein Opfer, keine Anstrengung scheuen, um die dunklen Perioden der Vergangenheit mit der Leuchte der Erkenntniss aufzuhellen. Die Tätigkeit, welche wir bisher auf diesem Gebiete entfaltet haben, ist teils einseitig, teils viel zu geringfügig und unbedeutend, als dass sie unserer Dankespflicht entsprechend genannt werden könnte und uns dem zu erreichenden Ziele hätte näher bringen können. Haben wir schon aus unseren bisherigen Forschungen gelernt, dass die längst vergangenen Tage unserer Geschichte und unserer nationalen Existenz vom Sonnengolde der Grösse und des Ruhmes umstrahlt sind, so darf sich das heutige, mit seiner Macht und seinen Hilfsmitteln frei verfügende Ungarn in keinem Falle mit den bisher erzielten Erfolgen begnügen, und das umsoweniger, weil uns heute die Pforten der Kenntniss Asiens bereits erschlossen und Ethnographie, Geographie und Anthropologie in ihr volles Recht getreten sind. Der Vorsehung sei Dank: die Zeit jenes traurigen Irrtums ist vorüber, welcher die gewaltigen Factoren grosser, weltgeschichtlicher Ereignisse für die Nachkommen kleiner, zersplitterter Völkerbruchstücke hielt, welche vielleicht zu jenen Zeiten noch gar nicht existirten. Unser weiter dringender Blick hat eine neue Epoche der Forschung geschaffen und in dieser Epoche muss Ungarn die erste Stelle einnehmen.

Eine Nation ehrt sich selber am höchsten dadurch, dass sie die Grosstaten ihrer Vorfahren würdigt und deren Andenken erhält; und wenn die Völker des Westens das farblose Bild ihrer Urgeschichte mit Glanz und Prunk, mit Zierat und Aufputz aller Art zu schmücken suchen: weshalb sollten nicht auch die Ungarn mit dem ersten Auftreten ihrer Nation in Europa prunken wollen, mit einem Ereignisse, welches ein würdiger Vorwurf einer grossartigen Epopoe wäre; denn der Ruhm Árpáds und seiner Kampfgenossen wird seine mit Sonnenglanze leuchtenden Strahlen noch über die spätesten Geschlechter dieses Volkes ergiessen!

IV. Die Bedeutung der Forstcultur in unserem Vaterlande.

Vom c. Mitgl. Ministerialrat *Albert von Bedő.*

Die Aufgabe der Forstcultur besteht in der Erfüllung eines zweiseitigen Berufes. Den einen bildet die Verbesserung des Zustandes und der Beschaffenheit der schon bestehenden Wälder im Wege sorglicher Pflege, den anderen aber die Anlage neuer Wälder auf dem von der Natur zur Holzzucht bestimmten Boden. Würden sich die Forste Ungarns in einem solchen naturgemäss ordentlichen Zustande befinden, wie ihn die als Geschenk der Vorsehung von selbst entstehenden Wälder aufweisen, und würden letztere nicht zu den nur noch hie und da vorkommenden allerseltensten Ausnahmen gehören, dann würde die Erfüllung des das ganze Land betreffenden Berufes, welcher unserem öffentlichen Leben auf dem Gebiete der Forstcultur zur Aufgabe wurde, so wie auch die mit demselben verbundene Tätigkeit zu jenen leichter zu bewältigenden Aufgaben gehören, welche selbst unter den grossen Lasten unserer, kulturell entwickelteren Zeit nicht schwer mit gutem Erfolge zu verrichten wären. Doch leider, befinden sich bei uns im allgemeinen auch die vorhandenen Wälder in solchem desolaten oder ausgenützten Zustande, dass das Bestreben der Forstcultur und deren Wirksamkeit nicht allein auf die Erziehung derjenigen neuen Wälder gerichtet sein muss, welche die Stelle der durch die lebende Generation abgestockten einzunehmen haben, sondern sich auch auf jene sehr ausgedehnten und dringenden Ausbesserungs-Arbeiten zu erstrecken hat, welche die in ihrem Vegetationsalter bereits vorgeschrittenen, im Mittelalter stehenden oder älteren Bestände erheischen. Es ergibt sich aus diesem folgerungsweise von selbst die Antwort, dass sich die auf dem Gebiete der Forstcultur zu entwickelnde Tätigkeit nach beiden Richtungen erstrecken muss.

Die Aufgabe der geistigen Function erfordert in beiden Fällen die gesteigertere Ausdehnung der Entwickelung unserer Fachbildung, welche mit der Verbreitung der allgemeinen Bildung Hand in Hand geht, und mit auffallenderen Kosten weder den Staat, noch Einzelne belastet; während die, die Anforderungen der meliorativen Gebahrung übersteigende, die Anlage neuer Wälder ins Auge fassende Tätigkeit die Bestreitung solcher neuer Kosten erheischt, welche für die diese Lasten auf sich nehmende Generation nicht fruchtbringend sind.

In Anbetracht der allgemeinen Lage der Bodencultur unseres Landes und des Zustandes unserer Forstwirtschaft kann es seine Berechtigung haben, dass in dieser feierlichen Sitzung der löblichen Akademie über die Bedeutung der aus der practischen Anwendung der Naturwissenschaften bestehenden *Forstcultur* in unserem Vaterlande gesprochen werde.

Jene Verehrung, welche der bessere Teil des menschlichen Geschlechtes schon seit undenklichen Zeiten für die Wälder gehegt hat, ist aus der Inspiration jener geheimen Ahnung entstanden, mit welcher der atomale Mensch vor den unter dem Schutze der schaffenden Vorsehung grossgewachsenen Bäumen, wenn dieselben in Massen vereinigt, den majestätischen Wald bilden, unwillkührlich sich zu beugen genötigt ist. Diese Verehrung war seit Jahrtausenden der Pfleger und Erhalter der Wälder, und mit diesen der Fruchtbarkeit unserer Erde und des Wohles der Völker. Allerorts, wo diese Pietät von den ersten Bewohnern der Erde angefangen bis auf die heute lebende Generation sich fortgepflanzt hat, ist Leben ohne Laster und fortschreitende Bildung zu finden, wo aber dieselbe gänzlich erloschen ist, und die Wälder zu Grunde gingen, ist nur Unzufriedenheit, Elend und das Geschrei der nach Brod und Wasser lechzenden Menge zu vernehmen. So wie einst in der ersten Zeit die Bäume es waren, welche dazu beigetragen haben die Erde bewohnbar zu machen, ebenso macht heute das Zugrundegehen der Bäume beziehungsweise der Wälder die blühenden Ländereien unbewohnbar, und um nicht ein fremdes Beispiel zu erwähnen, hat auch im Reiche des heiligen Stefan die Stätten der zu Grunde gerichteten Wälder — wo gar nicht so lange her noch ein besseres Leben und Zufriedenheit hausten, das Elend, der Untergang des Volkes und das Verschwinden des Menschen abgelöst. Oder was kann selbst heute noch das — aus den für Menschen unwürdig elenden Hütten des uns so nahen Karstes in Fetzen heraustretende hungrige Kind anderes beweisen, welches kaum das zum Löschen seines Durstes und für seine Speisen genügende Wasser erhalten kann, das Waschen aber vielleicht selbst am Feste der rothen Pfingsten kaum kennt.

Es ist zwar wahr, dass auch die schöpferische Kraft der Natur zerstört und schafft, doch wo nicht sie den Wald zerstört, sondern dies der eigennützige, ihre ordentliche Tätigkeit störende und ihren Werken vorgreifende Mensch verschuldet, ist es auch mit ihren Gebilden zu Ende; denn es wird ihre schöpferische Arbeit — durch die Kraft ihrer zerstörenden Macht überflügelt — aufgezehrt, oder wenn auch ihre Schöpfung sich geltend macht, so geschieht dies nur nach Verlauf von Jahrhunderten, und um den Preis des Verschwindens des — seine Habgier jedenfalls mit seinem Untergang bezahlenden Menschen.

Jene Länder der Welt, welche ihre Wälder verwüstet haben, sind auch selbst dem Schicksal des Unterganges verfallen oder in den barbarischen Zustand zurückgesunken, wie es zum Beispiel mit der Wiege der menschlichen Cultur, mit Asien der Fall ist.

Der leichtlebige und grösstenteils unumsichtige Mensch hält den Untergang der Wälder lange für unglaublich, weil er mit der beschränkten Kraft seiner Hände dem aus der Schöpfung der Natur in imposanten Massen hervorgegangenen Walde nur in geringem Grade Abbruch tun kann, und

weil der Mensch — da die schaffende Kraft der Natur die vollständige Entwicklung der, mit seiner zerstörenden Tätigkeit Arm in Arm gehenden Verwüstung lange mässigt, — mit seinem, für die Erscheinungen des Weltalls nicht genügendes Interesse besitzenden Auge all' das gar nicht zu sehen vermag, und deshalb es gar nicht für möglich hält, was mit seinem Untergange unbarmherzig auch die Productionskraft des ihm gehörenden Bodens oder die Existenz-Bedingung der Productionsfähigkeit desselben zu Grunde richtet.

Als bei Gelegenheit meiner Waldbereisungen der Fall vorkam, dass ich auf die mangelhafte Gebahrung und den verwüsteten Zustand eines — vor mir gelegenen Waldes hingedeutet habe, obwohl in demselben noch genug haubares Holz vorhanden war, erhielt ich regelmässig zur Antwort: «Wir haben schon zu Zeiten meines Vaters und Grossvaters diesen Wald so benützt, und wie Sie zu sehen belieben, haben wir auch jetzt noch genug Holz, stehen auf keines Anderen Wald an, und werden es sicher auch in der Zukunft nicht nötig haben.»

Vielleicht hat der Betreffende auch die Wahrheit gesagt, doch häufig nur für die Zeit seiner eigenen Lebensdauer oder nicht viel über dieselbe hinaus, und diejenigen, die so denken — und ihrer gibt es bei uns noch gar viele — vergessen, oder richtiger gesagt, wissen es nicht, dass in jenem Walde, oder überhaupt in dem schlecht bewirtschafteten Walde, nicht so viel Holz, und von solcher Qualität vorhanden ist, wieviel und von welcher Beschaffenheit dort sein könnte; und nachdem sie noch Holz haben, und weil sie im Freien — aus der Ferne betrachtet, — noch ein Stück Boden sehen, welches mit geschlossenem grünen Laubwerk bedeckt ist, wähnen sie, dass sie auch in Wirklichkeit einen guten Wald besitzen; — doch irren sie sich gewaltig, und es besteht leider dieser Irrtum zum mindesten bezüglich eines Viertelteils unserer Wälder, denn es sind dies meistens nur Wälder von solcher Fata morgana-Natur, wie die des Alföld, aus welchen das Holz verschwindet, sobald man sich ihnen nähert, und nur der krüppelhafte Verkünder des einstigen Waldes zurückbleibt, so wie dies auch in der reizend gelegenen Gegend der hohen Tátra betrübend zu sehen ist.

Diejenigen, die so denken, sind die ersten unbewussten Arbeiter der langsamen Verwüstung der Wälder, und wenn sich dieser Irrtum auch auf ihre Nachkommen vererbt, oder wenn Letztere nicht über eine solche materielle Kraft verfügen, um die Ausnützung des verdorbenen Waldes einstellen zu können, oder dieselbe zum Mindesten auf ein solches Maass beschränken, welches zur Herstellung des rationellen Wirtschafts-Zustandes notwendig ist, dann werden sie von Generation zu Generation auf der gefährlichen abschüssigen Bahn fortwandeln, welche, im Endresultat, zur Verwüstung des Waldes führt.

So kam es, dass der Wald einzelner Gebiete und ganzer Länder ver-

wüstet wurde, denn diese Gefahr bestiehlt gleichsam unbemerkt die Nationen und es ist eine Umkehr von dem Wege der Zerstörung um so schwerer, je weiter die letztere vorgeschritten war. Ist ja doch, wenn der Vater den Wald ruinirt, der Holzmangel für den Sohn noch nicht in seiner ganzen Schwere fühlbar, denn es wächst ja — nachdem der von der Natur ererbte Wald ausgehaut ist — noch immer ein jüngeres schwächeres Holz, das noch geschlagen werden kann, was sich dann später noch öfter wiederholt. Nachdem jedoch zur Gewinnung gleicher Bedarfs-Mengen aus dem schwächeren und jüngeren Holz eine grössere Fläche des Waldes abgeholzt werden muss, wird der Nutzniesser im zweiten Turnus den Wald schon viel schneller ausgenützt haben, und ebenso auch der dritte Nutzniesser, der abermals jüngeres Holz zu schlagen gezwungen sein wird, falls er nur auf dieselben Wälder angewiesen ist; so dass die vierte, fünfte Generation, oder die letzte in der Reihenfolge nur noch Sträucher und Gebüsche erzieht, während durch den Verlauf der Zeit auch die Güte des Bodens bedeutend gesunken ist. Nachdem aber dieser Uebergang oder besser gesagt das Fortschreiten nach abwärts zur Verwüstung, nur successive erfolgte, und eine jede der folgenden Generationen in diese verschlimmerten Zustände gleichsam von Kindheit an sich hineingewöhnt hat, unter denselben erwachsen ist: nimmt es keine derselben wahr, oder es ist keiner derselben aufgefallen, auf welche Weise ihnen der Wald verloren ging.

Ich bin im Entfernten nicht in der Lage, den Zustand dieser langsamen Zerstörung der Wälder so zu beschreiben, als wie lebhaft ich mich gedrängt fühle, behufs Verbesserung desselben darauf aufmerksam machen zu müssen, dass der meliorativen Arbeiten der Forstcultur auch schon in Absicht auf die Gewinnung von mehr, schönerem und demnach wertvollerem Holze, der Zustand unserer sämmtlichen Wälder bedarf, insbesondere aber und am dringendsten der Zustand eines Viertelteiles derselben, d. i. einer Fläche von über 3 Millionen Jochen; so wie dies auch, u. zw. in erster Reihe bei unseren überaus wertvollen Eichenbeständen der Fall ist, welche auch für die ausländischen Marktplätze Holz von ausgezeichneter Qualität liefern, und deren sorgliche Pflege zu verabsäumen einen wirklichen nationalen Verlust verursachen würde.

Die Hand der Vorsehung schafft auf unserer Erdoberfläche den Wald überall, wo zur Aufbauung des Holzbringers während der regelmässigen Vegetations-Periode genügend Wärme und Wasser vorhanden ist, und wo die Macht der stehenden Wässer aufhört; welcher Wald sodann oben über die hochgelegenen Gebiete, und nach abwärts über die Täler und benachbarten Ebenen gleichmässig Fruchtbarkeit ergiesst. Der aus der Zeit seiner Kindheit sich entwickelte Mensch aber entfernt behufs Befriedigung seiner sich stets mehrenden und verfeinernden Bedürfnisse sehr natürlich und richtig an vielen Orten den Wald, um den Boden zu seinen sonstigen

culturellen Zwecken zu verwenden, und es ist dieser Vorgang bis zu jener Grenze ein ganz gerechtfertigter, insoweit nämlich hiedurch der Fortbestand der andauernden Productionsfähigkeit des, statt des Waldes einer sonstigen Benützung unterzogenen Bodens nicht gefährdet erscheint. Dies ist die Grenze, welche den Wirkungskreis des Menschen vorzeichnet, und es rät ihm eben sein eigenes Interesse, dass er diese Grenzlinie sorgfältig erkenne und einzuhalten sich bemühe.

Der in seiner Arbeit und geistigen Entwickelung übermütige Mensch hat jedoch überall, wo er sich dichter vermehrt hat, diese Grenze überschritten. So lange er einen Ueberfluss an productivem Boden und Wald besass, sah er im Walde nichts anderes, als nur den Gegenstand waidmännischer Vergnügungen oder einen solchen Segen Gottes, welchen er im Interesse eines jeden anderen Zweckes unbeschränkt und nach Belieben ausnützen kann.

Nachdem jedoch die zufolge der Ueberschreitung dieser Grenze wahrnehmbar gewordenen Resultate die Aufmerksamkeit der für das Wohl der Menschheit und Länder bedachteren Geister erweckt hatten, ist auch der Sinn bezüglich der Notwendigkeit der Erhaltung der Wälder zum Leben erwacht, und hat die auf den gesammten Naturwissenschaften beruhende, einen jeden Zweig derselben umfassende, nach ihrem Alter zu den jüngeren Disciplinen gehörende Forst-Wissenschaft ins Leben gerufen, um der Erhaltung und Pflege der dem einzelnen Menschen sowohl, wie auch der Gesammtheit der Gesellschaft nötigen Wälder zu dienen.

Es kann zwar nicht geleugnet werden, dass die allgemeine Verbreitung dieser Wissenschaft eben so langsam vorschreitet, wie langsam der Wald unter der zerstörenden Arbeit des Menschen verschwindet; doch eben dieser Umstand erklärt auch ihre langsame Ausbreitung, denn die Not ist der Meister des Menschen, und aus diesem Grunde hält er so lange nicht viel auf den Forstmeister, bis er nicht unter der drückenden Wirkung dieser Not zu leiden hat. Wenn ich erwähne, dass auch schon Plinius gesagt hat, der Baum und der Wald sei das schönste Geschenk Gottes, und auch Colbert, der einstige mächtige Minister Frankreichs, vor mehr als 200 Jahren gleichfalls darauf hingedeutet hat, dass Frankreich wegen Mangels an Holz zu Grunde gehen wird: so werden wir gewiss zur Einsicht gelangen, dass das alte Europa schon genug Zeit gehabt hätte, dass sich in jedem, von Menschen bewohnten Winkel seiner Erde das Bewusstsein verbreite, dass man den Wald schützen muss, und dass es notwendig sei, mit demselben sorgsam umzugehen.

Es ist wahr, dass sich die Zahl der Menschen auch nur nach Verlauf einer langen Reihe von Jahren auf die heutige Höhe vermehrt hat, und dass deshalb der Mangel der zu Grunde gegangenen Wälder und der Schaden, welcher später aus der Unbrauchbarkeit der an Stelle dersel-

ben entstandenen kahlen Flächen erwachsen ist, weniger fühlbar war; denn für die lebenden Menschen fand sich noch immer ein neuer Wald vor, aus dessen jungfräulichem Boden dieselben immer wieder neue Nahrung gewinnen konnten. Dieser Zustand kann aber nicht ewig andauern, denn die Wälder vermindern sich nach und nach, und auch die Erdoberfläche vermehrt sich nicht, um der sich vermehrenden Menschheit mit neuen productiven Flächen zu dienen, sondern gestattet höchstens so viel, dass sie sich vom Wasser und von den Felsen durch ihre Kunst andere Flächen mit grossen Kosten und nur in geringer Ausdehnung zurückerobern.

Den orientirten Arbeitern der Bodencultur, den die wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Staaten mit Aufmerksamkeit verfolgenden National-Oekonomen und allen mit den Fragen der Forstwirtschaft sich befassenden Männern ist es gleichmässig bekannt, dass für sämmtliche Staaten Europa's und selbst für das an Wäldern reiche Amerika die Zeit herangerückt ist, von welcher angefangen es notwendig erscheint, auch jenen Teil des die höchste materielle Kraft der Länder verleihenden productiven Bodens in intensivstem Maasse zu pflegen, rationell zu benützen und zu cultiviren, welcher zufolge seiner Qualität auf die Forstcultur hingewiesen ist, denn dieser vermag in jedem Lande jene andauernd labende Quelle zu bilden, welche unter allen Umständen in unveränderlicher Kraft und Ergiebigkeit ihren Segen spendet und welche unter Erfüllung ihrer wichtigen Bestimmung auch das übrige Territorium des Landes ihres ständigen Schutzes und ihrer Wohltaten teilhaftig werden lässt, vermöge jener ihrer Eigenschaft, welche der Wald in klimatischer Beziehung auf die Temperaturs- und Niederschlagsverhältnisse ausübt.

In unserem Vaterlande und insbesondere im Alföld, wo die intensive Hitze des Sommers, die grosse Kälte des Winters und überhaupt der rapide Wechsel der Temperatur in so scharfen Erscheinungen sich kundgibt, kommt dem Einfluss der Wälder in klimatischer Beziehung eine besondere Wichtigkeit zu; und obwohl diesbezüglich erst spätere Untersuchungen eine genauere Orientirung bieten werden, so kann dennoch schon jetzt nicht in Zweifel gezogen werden, dassder Wald, — welcher zufolge der natürlichen Verhältnisse des von demselben occupirten Bodens, der auf demselben vorhandenen Bäume und Sträucher, und zufolge der Beschaffenheit und Function derselben auf die locale Temperatur und Bildung von Niederschlägen einen Einfluss ausübt, — seine aus diesen Eigenschaften resultirende wohltätige Wirkung auch auf die ihm benachbarten Grundflächen ausdehnt. Den Forstmännern, welche in den wenigen Wäldern des Alföld verkehren, und gewiss auch anderen aufmerksamen Beobachtern ist es wohl bekannt, eine wie wohltätige Nachbarschaft die taubildende Wirkung des Waldes für die nachbarlichen Grundstücke ist.

Es ist demnach meine Ueberzeugung, dass die Forstcultur, insbeson-

dere in unserem Alföld, nicht nur wegen der Bodenmelioration und vom Gesichtspunkte des Schutzes gegen die Weiterverbreitung des Flugsandes, sondern auch aus klimatischen Interessen ausgiebigst zu entwickeln sei, um jene lange Heiterkeit des Firmamentes vermindern zu können, welche zwar an und für sich recht schön ist, welche aber durch die starke Wärmeausstrahlung des Bodens nur auf Kosten der wohltätigen Regenbildung und so auch der Pflanzenvegetation verursacht wird. Hiezu ist aber auch noch deshalb um so mehr Grund vorhanden, weil die Wirkung der Wasserregulirungen ohnehin die Feuchtigkeit der Luft der Umgebung vermindert.

Aus diesem Grunde ist die Erhaltung und sorgsame Cultivirung der Wälder in allen Gegenden unseres Vaterlandes notwendig, und deshalb ist es nicht richtig, wenn Jemand behauptet, dass die in den Gebirgsgegenden des Landes vorhandenen Wälder das Vorhandensein der Wälder auf dem fruchtbareren Boden der unteren Gegenden überflüssig machen. Deshalb wage ich zu behaupten, dass es notwendig wäre, in unserem Alföld den Wald zum Schutze der übrigen Gründe nach einem ganz netzförmigen Systeme anzulegen.

Es ist in der Gesellschaft oder bei den Menschen zur Gewohnheit — um nicht zu sagen — zum Gesetz geworden, den Wert ihrer Besitzobjecte nach den, aus denselben erreichbaren höchsten Geldrenten oder Interessen zu schätzen, welche Regel auch schon auf die Wälder übertragen wurde, obwohl deren — dem Wohl des menschlichen Geschlechtes und der bürgerlichen Gesellschaft dienende Bedeutung vom Gesichtspunkte des Landes und der Nation eine unmittelbarere und wertvollere ist, als jener Geldertrag, der sich in Zahlen ausdrücken lässt.

In den Schöpfungen der Vorsehung tritt überall das Gesetz der Zweckmässigkeit zu Tage, somit besteht ausser Zweifel auch zwischen jenen beiden Teilen des productiven Bodens der einzelnen Weltteile, von welchen der eine Teil der Production des Getreides und anderer Culturgewächse zu dienen, der andere aber mit Wald bestockt zu sein hat, das richtige Verhältniss.

Die Bodenverhältnisse unseres eigenen Vaterlandes mit in Betracht gezogen, kann nach meiner Ueberzeugung, dieses Verhältniss unseren Weltteil betreffend (obwohl ich nicht in der Lage war, über die Ausdehnung der zum dauernden landwirtschaftlichen und nachhaltigen forstwirtschaftlichen Gebrauch geeigneten Flächen mir bestimmte Daten zu verschaffen), nach der Ausdehnung der jetzigen Wälder Europas gefolgert, welche selbst heute, wo die zum landwirtschaftlichen Gebrauch geeigneteren Flächen so zu sagen mit geringer Ausnahme ausgerottet wurden, 31·29% der Gesammtfläche beträgt, nur jenes sein, dass die Wälder in Europa im grossen Durchschnitte ein Dritteil der Fläche einzunehmen haben, und dass die zur Forstcultur geeignete Fläche auch in unserem Vaterlande diesem Verhältnisse nahe steht.

Natürlich darf dieses Verhältniss nicht innerhalb der Grenzen der einzelnen, auf Grundlage verschiedener Verhältnisse entstandenen Länder gesucht werden; doch kann dessen Vorhandensein, welches die Natur des productiven Bodens beweist, mit Beruhigung angenommen werden. Der zur Forstcultur geeignete oder hiezu zu benützende Teil des productiven Bodens steht in einem so richtigen Verhältnisse zu dem Interesse der sich entwickelnden Menschheit und des Weltalls, dass die Störung oder Aenderung dieses Verhältnisses nur mit Schaden verbunden wäre, und all das Bestreben, welches die Erfindungsgabe des menschlichen Geistes unter Berufung auf die Vervollkommnung der Cultur-Arten, unter Einmischung in die Gebilde des täglich sich wiederholenden Werkes der Schöpfung ändern kann, ist so gering und verschwindend, wie klein eben die Kraft der Menschenhand im Vergleiche zur Macht der Gesetze der grossen Natur und zur Grossartigkeit ihrer Schöpfungen ist.

Es geben sich alle Jene einer eitlen und trügerischen Hoffnung hin, die da glauben, dass es möglich sei, auf Bodenflächen, welche die Natur des Waldbodens besitzen, eine vorteilhaftere landwirtschaftliche Benützung nachhaltig zu betreiben, und dass in Folge dessen aus dem Verschwinden des Waldes von solchen Flächen dem Besitzer oder den Nachfolgern desselben und dem Lande kein Schaden erwachse; denn der ewige Schöpfer duldet nur dort eine Einmengung in seine Werke, wo der denkende Geist auf den Bahnen seiner — mit einander im Einklang stehenden Gesetze, und mit Hilfe seiner Leitfäden arbeitet.

Heutzutage sind tatsächlich 27% des productiven Bodens Ungarns mit Wald bestockt, oder um richtiger zu sprechen, ist ein ebenso grosser Teil des productiven Bodens von seinen Besitzern der forstmässigen Benützung gewidmet; doch ist derselbe leider nicht überall von Wald bekränzt, wie dies die allenthalben bemerkbaren kahlen Berglehnen verkünden. Die Grösse der für die Forstcultur bestimmten Fläche beträgt 13.294,000 Catastral-Joche, und obwohl dieselbe den vierten Teil der gesammten productiven Fläche des Landes übersteigt, kann sie doch im Vergleich zum wirklichen Bedarf der Nation an Waldland nicht für all zu gross angesehen werden; ja, obwohl nach unseren Aufnahmen auch ein und einhalb Millionen Joche dieser Fläche eine solche Beschaffenheit zeigen, welche sie auch zu anderen Culturarten geeignet erscheinen lässt, so bin ich auf Grundlage der Bodenverhältnisse unseres Vaterlandes dennoch der Ueberzeugung, dass wir im Besitze von mindestens drei Millionen Jochen ausser forstlicher Benützung stehender solcher Flächen sind, welche am füglichsten nur zur Erziehung von Wäldern verwendet werden sollten.

Den Beweis hiefür liefern die entlang der Flüsse sich hinziehenden grossen sumpfigen Flächen, ferner jene in Gebirgsgegenden bei einer Höhe von mehr als 600 Meter als Aecker gemarterten Gründe, welche häufig nicht

einmal den Saatsaamen zurück ersetzen und nur selten das 3- oder 4-fache Erträgniss abwerfen, so wie endlich auch jene mageren Gebirgsweiden, welche kaum einen geringen Graswuchs gewähren.

Die Oberfläche des Bodenterrains unseres Vaterlandes besitzt eine sehr glückliche Formation, und hat die gesegnete Fruchtbarkeit ihres Bodens, welche nur selten von irgend einem anderen Teile des Bodens in Europa an Güte übertroffen wird, eben dieser zu verdanken. Die Täler des grössten Teiles unserer Flüsse sind breit und besitzen an ihrer Sohle und beiderseits von derselben grosse Flächen, welche zur landwirtschaftlichen Cultur sich eignen und solche kleinere Vorgebirgs-Erhebungen zeigen, auf welchen — unter dem Schutze der benachbarten Wälder, vor Winden und Stürmen geschützt, — der landwirtschaftliche Zweig der Bodencultur mit gutem Erfolge betrieben werden kann.

Die Notwendigkeit und Anwendung der Forstcultur ist eine aus den Gesetzen der Natur resultirende Forderung, bei deren Erfüllung nicht allein die Aussichten auf den Geldertrag massgebend sein dürfen, sondern auch jene mittelbaren Dienste in Betracht gezogen werden müssen, welche der Wald bietet; und dies gilt nicht allein für den Staat und die anderen diesem gleichen immer successiven Besitzer, sondern auch für die Privatbesitzer.

Die Rechnung auf das Gelderträgniss, verglichen mit den Capitalszinsen oder mit der Fructification derjenigen Capitalien, welche zur Erzeugung von nur kurze Productionszeit erheischenden Producten verwendet werden, fällt in der Regel zum Nachteil des Waldes aus, weshalb es auch schon weise Leute gibt, die behaupten, dass es am besten sei, das Holz des Waldes zu stocken und in Geld zu verwandeln und dieses in der Sparcassa zu hinterlegen, sodann aber den Grund und Boden um welchen Preis immer weiter zu geben. Es ist das eine bedauernswerte Argumentation, deren riesiger Irrtum darin besteht, dass sie mit den, nach den Zufälligkeiten des volkswirtschaftlichen Lebens allerlei Schwankungen unterworfenen laufenden Capitalszinsen bis auf jene Zeit hinaus rechnet, welche sich auf die lange Wachstumsperiode des Waldes erstreckt, jedoch auf jene bedauerlichen Eventualitäten und möglichen Gefahren des gänzlichen Verlustes vergisst, welchen die Permanenz der Gelderträge und die Sicherheit des Capitals während dieser langen Zeit im Wege der, im volkswirtschaftlichen Leben der Nationen so häufig vorkommenden Krisen ausgesetzt ist, während dagegen der sorgsam verwaltete Wald mit der Nachhaltigkeit seiner Erträge auch die Sicherheit des Vermögens seines Besitzers begründet. Die Bedeutung der Permanenz des Einkommens in unserem Vaterlande, gegenüber den Eventualitäten der Ueberschwemmungen, der Grundwässer, des Rostes, der Frostschäden und der übermässigen Hitze, unter welchen sämmtliche Zweige unserer landwirtschaftlichen Cultur nicht selten zu leiden haben, kann eben nicht unterschätzt werden.

Uebrigens hege ich die Ueberzeugung, dass der Wert des zum täglichen Gebrauche des Menschen dienenden Holzes — trotz der Abnahme der Gold-Production, des Sinkens des Silberwertes und in Anbetracht des Umstandes, dass die Situation der unerschöpflich scheinenden, in der Tat aber doch keine ewige Dauer besitzenden Steinkohlenbergwerke sich fortwährend verschlimmert, indem ihr Bau, je tiefer er hinabdringt, desto kostspieliger wird, — dennoch nicht sinken wird, und dass in Folge der allgemeinen Entwickelung aller Geldplätze der Welt und deren Wechselseitigkeit auch schon die Zeit herangerückt ist, in welcher die Geld-Rentabilität des Waldbaues, wenn auch deren Sicherheit nach ihrem Werte gewürdigt wird, die Concurrenz mit den übrigen Zweigen der Bodencultur, und selbst mit den Zinsgewährungen der, die grösseren Capitalien aufnehmenden Banken oder Sparcassen gut besteht, ja dass es nicht unmöglich sei, dass im Falle der Erziehung von Eichen- und Nadelhölzern auf besserem Waldboden die letztgedachte Verzinsung sogar überstiegen wird. Alle diese Erwägungen beweisen aber, dass Derjenige, der vor der Forstcultur zurückscheut, weder vom nationalen, noch vom Privat-Gesichtspunkte richtig handelt.

Die Verzinsung, welche die zur Investition grösserer Capitalien oder zum Eigentum grösserer Besitzer geeigneten Wälder ertragen und beziehungsweise liefern können, schwankt in unserem Vaterlande nach meinen angestellten Berechnungen, bei welchen ich jedoch auch den Wert des Bodens, die den gegenwärtig obwaltenden Verhältnissen gemäss entfallende Steuer- und Regiekosten-Quote und die den jetzigen Verhältnissen entsprechenden Holzpreise in Betracht gezogen habe, zwischen 1·5—2 bis 3%, und so kann Derjenige, der ein grösseres Capital sicher anzulegen hat, auf diesen Zinsenertrag rechnen. Im Falle der Beforstung solcher schlechterer oder mägerer Flächen aber, welche der Staat, in Ermanglung von besseren, aus volkswirtschaftlichen Gründen aufzuforsten berufen ist, gewinnt der Staat ausser den früher bezeichneten Zinsen auch noch den, nach dem höheren Ertrage entfallenden Grundsteuer-Mehrertrag. Dies beweist abermals nur, dass die Umwandlung jener schlechten Aecker, deren Reinertrag pro Joch gegenwärtig 20, 30 oder 50 kr., und jener schlechten Weiden, deren Ertrag 10 oder 20 kr. beträgt, in gute Wälder ein ganz richtiger Vorgang wäre, weil der Ertrag der letzteren, nebst Sicherung der 1·5—2 bis 3% des investirten Capitals auch die nach dem jetzigen Reinertrage berechnete Grundsteuerquote noch um das 2- bis 10-fache steigern würde, und zwar um so mehr, weil die Benützung der an den gedachten Orten anzulegenden Wälder, nachdem sie den Haupt-Verkehrslinien näher liegen, auch geringere Betriebskosten beanspruchen würde.

Mit der Frage der Rentabilität der Wälder steht auch deren Creditfähigkeit im organischen Zusammenhange, und es kann der Wald, auch schon vermöge seiner wirtschaftlichen Natur mit Recht darauf Anspruch er-

heben, dass zur Aufhilfe desselben ein solch günstigerer Credit gewährt werde, welcher demselben im relativen Vergleich zu anderen Creditobjecten billigerweise zusteht. Auf Wälder kann heutzutage fast gar kein Credit erlangt werden, weil die Creditanstalt dieselben nur nach einem Dritteil ihres Bodenwertes belehnt, der Bodenwert aber beim Walde nur einen Teil des Creditcapitals ausmacht, und zwar jenen, dessen Ertragsfähigkeit ohne das im Walde vorhandene Holzcapital entweder gar keinen Wert repräsentirt, oder einen nur viel geringeren, als mit demselben. — Wohl ist das Holzcapital ein bewegliches Vermögen, unzweifelhaft aber doch nicht so beweglich, dass dessen Vernichtung in einem Rechtsstaate, den Fall der Feuersgefahr ausgenommen, eine derartige sein könnte, dass der Gläubiger dieselbe nicht zu controliren vermöchte; insbesondere heutzutage, wo die wirtschaftliche Gebahrung des Waldes des Creditnehmers nur in Gemässheit eines auf Grundlage der gesetzlichen Aufsicht verfassten Nutzungsplanes geleitet, gegen die seltener vorkommenden eventuellen Feuergefahren aber im Wege der Assecuration vorgesorgt werden kann. Von den, gesetzliche Vorrechte geniessenden Geldinstituten aber, und selbst auch von der Staatsgewalt kann mit Recht erwartet werden, dass in Angelegenheit der Verbesserung des Creditwesens der, mehr als den vierten Teil des Grundbesitzes des Landes einnehmenden Wälder eine entsprechende Verfügung getroffen werde, welche Massnahme auch der bisher noch nicht zur Ausnützung gelangte fünfte Teil unserer Wälder dringend erheischen würde.

Ich gehöre zu denjenigen, die von der Ueberzeugung durchdrungen sind, dass die Kraft eines jeden Landes und einer jeden Nation in ihrem Grundbesitze wurzelt, auf den Productionszweigen der Landwirtschaft und der Forstcultur beruht; diese müssen sich gesund entwickeln und in eine blühende Lage gelangen können, damit sodann mit Hilfe der von ihnen gebotenen Mittel der Gewerbsmann eine rentable Arbeit und Käufer finde, und damit in die Hände des die Arbeit verrichtenden Volkes genügendes Brod gelange. In unserem Vaterlande ist aber die allererste Stütze sowohl der Getreideproduction als auch der Viehzucht die ordentliche gute Forstwirtschaft, welche beiden Schutz und Nahrung bietet. Nachdem aber im Bereiche der persönlichen Besitzungen die Wälder nicht immer so verteilt sein können und auch nicht so verteilt sind, dass sie die Interessen der Getreideproduction und Viehzucht, den Ansprüchen ein und desselben Besitzers oder derselben Besitzcorporation gemäss, richtig befriedigen können, — ist es natürlich stets und überall die Aufgabe der legislatorischen und administrativen Weisheit der Staatsgewalt, durch die Mittel des Dispositions-Rechtes und der Aufklärung dahin zu wirken, dass die Cultivirung der Wälder mit Hinblick auf jenes richtige Ziel geschehe und geleitet werde, welches die Interessen der Bodencultur des Staates erheischen.

Die Bodencultur ringt in Europa den Kampf um das Dasein, und es ist die Lage des landwirtschaftlichen Teiles derselben und der Viehzucht in unserem Vaterlande und in ganz Europa eine kritische. Der Weizen producirende Boden der Welt vermehrt sich, und unser Vaterland kann in der grossen Weltconcurrenz nur mit einer verhältnissmässig kleinen Productenmenge teilnehmen, während Jeder die Erzeugung einer billigeren und besseren Qualität betont; — dies weiset alles darauf hin, dass wir auf die Aufgaben der forstwirtschaftlichen Cultur desto eindringlichere Sorge zu verwenden haben, denn wenngleich auch die Forstwirtschaft unter den schweren Verhältnissen der anderen beiden Teile der Bodencultur zu leiden hat, so kann dieses Leiden in Anbetracht des Holzbedarfes der europäischen Staaten und ich könnte sagen der ganzen Welt sich nie bis zu jenem Grade steigern, dass es die auf dieselbe verwendeten geistigen und materiellen Opfer nicht lohnen würde. Leichter ist es den Menschen, anstatt in feinem Tuche in Loden zu gehen, sie können leichter anstatt des weissen Brodes schwarzes, anstatt Fleisch Zwiebel essen, als jenes Holz entbehren, welches zu ihrer Erwärmung, zu ihren gewerblichen Zwecken und Gebäuden notwendig ist. Europa benötigt aber so viel Holz, dass Ungarn alle Holzmassen, welche es aus seinen derzeit vorhandenen Wäldern, und selbst auch im Falle einer etwaigen Vermehrung des Waldstandes um noch 3 Millionen Joch, bei einer wie immer vollkommenen Cultivirung zu produciren im Stande ist, für den einheimischen und ausländischen Bedarf stets gut verwerten kann.

Und wenn Jemand sagen wird, dass wir das Holz unserer Buchenwälder auch heute nicht verkaufen können, so kann ich nur so viel antworten, dass diese Situation schon auf den sogenannten nicht gesunden Verhältnissen beruht; machen wir nur die Eisenbahnen zu dem, was sie sein sollen, verlangen wir nicht von ihnen die Zinsen desjenigen Capitals, welches über das Maass des Notwendigen verbaut oder ausgegeben wurde, importiren wir nicht jährlich Eisen im Werte von 14 Millionen und Steinkohlen im Werte von $3^1/_2$ Millionen Gulden, und dann werden wir sehen, welche Wendung in dem Verbrauch des Holzes unserer Buchenwälder eintreten wird, — welchen in nicht gar zu ferner Zeit eintretenden Fall ich übrigens selbst auch beim Fortbestand der gegenwärtigen Verhältnisse nicht für unwahrscheinlich halte.

Jetzt hegen noch viele Waldbesitzer in unserem Vaterlande den Wunsch, auch noch den letzten Rest ihrer Wälder ausroden zu können; es lässt sich so mehr Holz auf einmal schlagen, als wenn sie bei der ordentlichen Forstwirtschaft verbleiben, und sie spiegeln sich dabei noch vor, gute Aecker zu bekommen, welche dann mehr tragen werden. So mancher unter ihnen hat sich schon auf diese Art getäuscht, und die aus der Güte der nachbarlichen Ackerfelder abgeleitete Folgerung hat sich

nicht nur bei Einem als irrig erwiesen; denn ist binnen wenigen Jahren der während dem Ruhe-Leben des Waldes entstandene Humus aufgezehrt worden: wurde der Boden wieder unrentabel oder dem Verderben ausgesetzt; und heute ist derselbe weder zu Wald geeignet, noch befindet sich an seiner Stelle ein guter Acker.

Doch kann man bei uns und unter den in unseren wirtschaftlichen Verhältnissen ich könnte sagen schon seit zwei Dezennien zu Tage tretenden Erscheinungen nicht betroffen fragen, ob diejenigen, die durch das Roden der Wälder den Ackerboden zu vermehren trachten, dem Lande wirklich nützliche Dienste erweisen, wo das Land schon heute nicht mehr über genügende Arbeitskräfte verfügt, um die schon bestehenden Aecker gut zu bearbeiten und unsere Producte zur gehörigen Zeit einzuheimsen? und ob es richtiger sei, einen solchen Productionszweig auszudehnen, welcher die vorhandene Concurrenz kaum mehr oder gar nicht mehr ertragen kann, und zwar auf Kosten eines solchen Zweiges, dessen Producte wenngleich zu billigerem Preise, doch sicher auf Abnehmer rechnen können? Wir sehen hier, dass Wälder, die das rationelle Haubarkeits-Alter noch gar nicht erreicht haben, und deren Wert sich nach 10—15 Jahren ohne alle weitere Kosten auf das Doppelte gehoben hätte, solchen kurzsichtigen Calculanten zum Opfer fallen, was tatsächlich nicht mehr ein individueller, sondern ein nationaler Schaden ist.

Solchen Missgriffen begegnet man an vielen Orten des Landes und zwar auch auf solcher Seite, von welcher man kühn und mit Recht erwarten könnte, dass von derselben die wirtschaftlichen Interessen richtig aufgefasst und in guter Richtung zur Geltung gebracht würden.

Ungarn ist das vorzügliche Vaterland einer der wertvollsten Holzarten der Welt — der Eiche, welche bei uns einen Flächenraum von 3.7 Millionen Joch einnimmt; und so oft ich auf unsere forstliche Landkarte blicke, freut sich mein Herz darüber, in wie günstigem Maasse der zur Züchtung dieser Holzart geeignete Boden behufs kranzartiger Einrahmung der Alföld-Ebene sich vorfindet.

Doch müssen wir im Bereiche unserer Bodencultur mit Bedauern die Erfahrung machen, dass die Besitzer, anstatt auf den heutigen traurigen Ueberresten unserer verbrauchten Eichenwälder neue und kraftvolle Wälder dieser Holzart zu erziehen, mit wenigen Ausnahmen dahin trachten, dieselben durch das Weidevieh und die Hacke weiter verwüsten zu lassen, damit sie desto elender werden und je länger, mit um so grösserer moralischer Beruhigung zum Ersatz der Weide benützt werden können. Und doch könnte der gut cultivirte Eichenwald bei sorgsamer Behandlung auch noch so viele Weide gewähren, wie viel man demselben jetzt zwischen den kümmerlichen Sträuchern herauspresst, und würde nebstbei auch noch mit gutem Nutzen verwertbares Holz liefern. Um wie vieles sich der Wert

des guten Eichenholzes steigert, genüge nur zu erwähnen, dass derlei Wälder, von welchen das Joch vor 10—15 Jahren um 300—400 Gulden verkauft wurde, jetzt um 500, 1000—1200 Gulden Abnehmer finden. Ebenso ergeht es uns mit dem Nadelholze; von diesem importiren wir allein für den ungarischen Staat selbst — wie dies der Verkehr vom Jahre 1884 dartut, und zwar aus Oesterreich — abgesehen von den zu Wasser und mit Zugkräften eingeführten Holzmengen — vom weichen *Bau-* und *Werkholz* entgegen dem dorthin gerichteten Export im Werte von 357,000 fl. ein Quantum im Werte von 774,000 fl. und von weichem *Schnittmaterial* entgegen dem Exporte von 841,000 fl. Wert, ein Quantum im Werte von 3.325,000 fl. jährlich, was uns genug lebhaft daran erinnert, dass uns die Erziehung der Nadelholzwälder ein ebenso fruchtbares Feld der sicheren Culturtätigkeit eröffnen könnte, welches in allen Teilen des Landes einen dankbaren Lohn unserer Vorsorge abwerfen und dessen Bedeutung sich eben in der Befriedigung unseres eigenen Bedarfes kundgeben würde.

Die in geringerem Maasse vorkommenden Rusten, Eschen, Ahorn, Birken, so wie der Nussbaum und die Kastanien sind alle wert, in kleineren Mengen cultivirt zu werden, weil diese Holzarten als Werkholz oder als wertvolles Obst liefernde Bäume auf sicheren Absatz rechnen können, während die Rot- und Weissbuche, welche Holzarten zusammen eine Fläche von 5.7 Millionen Joch einnehmen, berufen sind, den Bedarf an Brennholz und Eisenbahn-Schwellen zu decken, und nebstbei auch zur Erhöhung der Dauer unserer Gesundheit und unseres Lebens zu dienen; denn keinerlei Art der Heizung ist so gut und zuträglich für die Gesundheit, als die des mit Holz gefüllten Ofens, bei welchem die Hausfrau von dem unangenehmen Geruche der Steinkohlen nicht nervöse Kopfschmerzen bekommt, noch aber die, die Freude der Eltern erweckenden Kinder steinkohlenstaubige, ihre Gesichtsfarbe bleichende, stinkende Luft atmen.

Die Zahl der zur intensiven Arbeitsleistung erforderlichen Menschenhände ist hinsichtlich der territorialen Ausdehnung unseres Vaterlandes eine verhältnissmässig geringe, und weil wir auch die Last des Mangels an zu landwirtschaftlichen Arbeiten nötigen Händen schwer fühlen, ergibt sich hierin ein Grund mehr, um die Forstwirtschaft, welche übrigens dem starken Manne ebenso, wie dem schwächeren Weibe und den heranwachsenden Jünglingen gleichmässig Arbeit bietet, im Kreise unserer bodencultu-rellen Tätigkeit auf eine ihrer Bedeutung entsprechende Ausbreitung zu heben.

Die gesunde und den Körper stählende Beschäftigung, welche zur Waldarbeit benötigt wird, bietet im Allgemeinen der Arbeiterclasse eben dann einen Verdienst, wenn dieselbe keine anderweitige Beschäftigung hat oder wenn sich zu solcher nur wenig Gelegenheit ergibt.

Nachdem aber die Bodencultur eben am geeignetsten ist, die mensch-

liche Seele zu Gott zu erheben: leistet die Forstwirtschaft auch zur Erweckung und pflegenden Erhaltung der persönlichen Zufriedenheit und Glückseligkeit kräftige Hilfe.

Ich habe in der einfachen Hütte von Holzhauern, deren Ausdehnung ausser der Stelle des in der Mitte derselben brennenden Feuers in der Regel kaum etwas grösser, als der Raumgehalt der in derselben gegen die Kälte Schutz suchenden Menschen ist, die Bibel, den Rosenkranz und eine abgenützte Copie des «János vitéz» unseres unsterblichen Dichters gefunden, welche den Bewohnern der vom Geräusche und den Kümmernissen der grossen Welt entlegenen Hütte zur sonntäglichen Unterhaltung dienten. Liefern etwa diese Verkündiger der Religiosität und Poesie nicht den Beweis, dass im Herzen der dort lebenden, mit der einfachen Waldarbeit beschäftigten Menschen die schönen und edlen Blüten des göttlichen Funkens gepflegt werden? Und wenn wir die hieraus zu ziehenden Folgerungen weiter spinnen, gelangen wir nicht leicht zu jener Einsicht, dass in Ungarn, wo die auf die Destruction der gesellschaftlichen Ordnung gerichteten Bewegungen so zu sagen noch unbekannt sind, der Forstwirtschaft auch im Bereiche der Arbeiterfrage eine grosse Aufgabe innewohnt, und dass bei Lösung derselben die Erhaltung der jetzt bestehenden Wälder, die intensivere Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse und die Ausdehnung der Forstwirtschaft auf die unter landwirtschaftlicher Benützung stehenden mägereren Bodenflächen grosse Dienste zu leisten vermag?

So lange es Menschen geben wird, deren Magen hungrig ist, auf deren Körper das genügenden Schutz bietende Kleid fehlt, oder deren Wohnung ihre Gesundheit schädigt: so lange wird die Zahl der Unzufriedenen der Gesellschaft stets zunehmen, und wird sich die Zahl der in der Stadt lebenden Fabriksarbeiter, deren Körper zufolge ihrer einseitigen Beschäftigung in den meisten Fällen verschroben ist und in denen der sozusagen täglich vor Gesicht erscheinende Glanz und Pomp gewissermassen herausfordernd die Unzufriedenheit wecken kann — stets und immer mehr vermehren; und während diese in grossen Gruppen zusammenleben und daher ein Unzufriedener unter ihnen Hundert ziehen kann, denken im Gegenteil die mit Wald beschäftigten Arbeiter, die ihre Arbeiten auf grossen Flächen verteilt verrichten und in ihren — zufolge ihrer gesunden Beschäftigung gleichfalls gesunden Körpern auch eine gesunde und reine Seele beherbergen, im Gefühle ihrer Zufriedenheit gar nicht an die Schädigung Anderer. Und wenn es unter dem Drucke der heutigen Verhältnisse irgendwo eine Ausnahme geben kann, so kann man deren Lösung gewiss in anderen Gründen finden. Es ist das, was ich hier vortrug, keine elegische Rederei, sondern der Ausdruck jener Lebenserfahrung, welche in meiner Seele während der Zeit meiner langen Beschäftigung mit den Wäldern auf Grund der in denselben gemachten Wahrnehmungen zur festen Ueberzeu-

gung geworden ist; und es wolle wer immer etwas anderes sagen, so bleibe ich der Meinung — und die Zukunft wird deren Richtigkeit bestätigen, — dass als eines der vorzüglichsten Mittel zur Beglückung und Zufriedenheit des mit der Bodencultur beschäftigten Volkes in Ungarn die Entwickelung der Forstcultur zu gelten habe.

Wir fürchten uns vor der Concurrenz fremder Erdteile und leiden Not an allem, was uns selbst reichlich zu Gebote steht, als zum Beispiel: an Eisen und Steinkohlen; auch mit diesen werden wir zuhause vom Markte verdrängt, und da wir nicht genug Holz besitzen, importiren wir auch von diesem nach Millionen Werten!

Und wo wir sehen, dass die zur Weizenproduction geeigneten Grundflächen allenthalben vermehrt werden, und dass im Jahre 1884 England fremde Holzproducte im Werte von 160 Millionen Gulden, das deutsche Reich auch bei beträchtlicher Zollerhöhung solche im Werte von 60 Millionen Mark, Frankreich im Werte von 170 Millionen Franc, Belgien im Werte von 45 Millionen Franc, Italien im Jahre 1883 im Werte von 30 Millionen Lira verbraucht haben, — und ausserdem auch noch die Türkei, Griechenland und Spanien grosse Bedürfnisse aufweisen, — da sollten wir nicht zu der Erkenntniss gelangen können, dass eben das Holz es sei, welches durch eine Weltconcurrenz nicht gefährdet ist, dessen Concurrenzfähigkeit nach aussen in eben solchem Maasse zunimmt, in welchem Maasse die Concurrenz der fremden Getreidearten auf uns lastet?

Wir sind, — und zwar ganz richtig davon überzeugt, dass die Colonisationen für das ganze Land notwendig sind, doch müssen wir uns zu unserem Bedauern auch davon überzeugen, dass dieselben unter Vorschubleistung der Verminderung des Waldstandes erfolgen, während zu diesem Zwecke die weit ausgedehnten guten landwirtschaftlichen Güter des Staates verwendet werden sollten, anstatt dass dieselben verkauft oder verpachtet werden. Vom Gesichtspunkte der eigentümlichen Verhältnisse unseres Landes betrachtet ist der Verkauf der Staatsdomänen eine bedauerliche Erscheinung, deren Nachspiel auch noch darin bestehen könnte, dass unsere Nachkommen dieselben um teueres Geld zurückerwerben werden, vorausgesetzt, dass dies noch möglich sein wird; unter solchen Umständen ergiebt sich bei uns die wirklich nationale Notwendigkeit, im Gegensatze zur gedachten Erscheinung den Forstbesitz zu erhalten, denselben gut zu verwalten und in den Händen des Aerars nach Tunlichkeit zu vergrössern.

Derjenige, der einen Waldkörper besitzt oder verwaltet, bietet dem Volke Verdienst und Brod und beherrscht auch dessen Wirtshaus, ja muss sogar vermöge seiner Geschäfts-Interessen dieses traurige Forum des Gemeinde-Gemeinwesens beherrschen können; mit der Schule der Gemeinde kann er Gutes stiften, die patriotischen Gefühle des Volkes entfachen, und trotzdem es eine ihm wirtschaftlich einträgliche Arbeit verrichtet, dasselbe

als wohltätiges sorgsames Familienhaupt durch Liebe an sich fesseln. Es fühlen dies schon die civilisirten Staaten ganz Europa's; aus diesem Grunde verwendet Preussen schon seit langer Zeit jährlich 2 Millionen Mark zum Ankauf von Wäldern, und hat auch Frankreich 220 Millionen Francs präliminirt, um seine Wälder in besseren Stand zu bringen, und aus demselben Grunde gibt auch Italien den Betrag von 48 Millionen Lire. Das mit uns verbündete Oesterreich hat zur Zeit der Tiroler Ueberschwemmungen im Jahre 1882 auch nur wegen früherer Walddevastationen einen Schaden von 20 Millionen Gulden Wert erleiden müssen, welchen es sodann mit beträchtlicher Belastung seines Budgets wieder gutzumachen genötigt war.

Und besteht etwa hiezu nicht auch in unserem Vaterlande die evidente Notwendigkeit? Leider, dass sie besteht, und zwar schon in hinreichendem Maasse. Wer ein Beispiel sehen will, der reise nur in die Karpathen, in die untere Donau-Gegend, in das Waagtal, in die Umgebung des Hernad-Flusses und in die obere Gegend der Theiss; oder er gehe über den Királyhágó (Königssteig) in die Täler der Maros und des Alt-Flusses, in die Flussgebiete des Küküllő, Gyögy, Ompoly und Aranyos, und er wird sich gewiss tiefbetrübt überzeugen, dass uns die brennende Not im Nacken sitzt, laut verkündend, wie notwendig es sei, die durch Unterlassung und Vernachlässigung der Forstcultur verursachten bedauerlichen Veränderungen gut zu machen, welche Arbeit um so teuerer wird bezahlt werden müssen, auf je längere Zeit dieselbe hinausgeschoben wird.

Das Land steht hier vor der Notwendigkeit unvermeidlicher Investitionen, welche es zwar um den Preis der Gefährdung seiner Interessen wohl auch noch auf längere Zeit verschieben kann, indem es wie in Miskolcz, Ofen, Erlau und Szegedin teueres Lehrgeld zahlt, ganz abgesehen von jenen kleineren Ausgaben, welche nur den Forstleuten und Stuhlrichtern bekannt sein können, jedoch auf keinen Fall zu vermeiden sein werden; welche Investitionen aber wegen der mit denselben verbundenen grossen Kosten und wegen der erst in später Zeit eintretenden Fälligkeit der aus denselben zu gewärtigenden Zinsen, die einzelnen Besitzer der dem Ruin preisgegebenen Waldflächen wohl nie, oder im besten Falle nur in kleinem Maasse bestreiten können. Aus diesem Grunde wird es notwendig werden, dass diese Investitionen auf Kosten des Landes derart bewirkt werden, dass der Staat derlei Flächen entweder käuflich an sich bringt oder zu Zwecken der Aufforstung expropriirt.

Die Summe dieser Investitionen, welche der ungarische Staat zu tragen haben wird, und welche die im schlechten Zustande befindlichen 3 Millionen Joch Wälder und die bereits kahlen oder der Gefahr der Verödung ausgesetzten Gebirgsweiden und Aecker im Interesse des übrigen Culturbodens des Landes erheischen, schätze ich am allermässigsten gerech-

net und indem ich mich nur auf die unvermeidlichsten Expropriationen beschränke, auf mindestens 20—25 Millionen Gulden, welcher Betrag aber mit um so grösseren Summen wird ergänzt werden müssen, je länger wir den Zeitpunkt des Beginnes dieser Investirungen hinausschieben. Wer dies bezweifelt, der beobachte nur die Gegend und das Volk dort wo dies notwendig ist; und vermag er es sodann, so verweigere er diese Hilfe, doch gebe er auch Aufklärung darüber, warum er dies tut?

Es mag Leute geben, die da sagen, dass wir doch ein Gesetz haben, welches derlei Investitions-Zwecken dient. Und sie haben Recht; doch was sind die auf Grundlage dieses Gesetzes zu gewärtigenden einigen hunderttausend Gulden für den besagten Zweck? Dieses Gesetz (G. A. XXVI. v. J. 1884) dient heutzutage mehr nur zur Motivirung des Bedarfes, als zu dessen wirklicher Bedeckung.

Ich würde es für eine schöne und vielleicht auch erfolgreiche und passende Aufgabe halten, die jetzt erwähnten Reflexionen weiter zu verfolgen; doch unterlasse ich dies, denn für diejenigen, welche die wirtschaftliche und culturelle Bedeutung der Wälder aufzufassen wünschen, genügt auch schon das bisher Gesagte, um von ihrer schlechteren Ueberzeugung zur besseren sich zu bekehren und um einsehen zu können, welche hohe Bedeutung im Leben der ungarischen Nation den Wäldern innewohnt; für diejenigen aber, die dies nicht verstehen wollen, würde ich ohnehin umsonst sprechen, denn es können dies nur Solche sein, die das Gold der Zukunft dem nur für heute glänzenden Talmi-Kupfer zum Opfer bringen.

Der Wald ist auch in mächtiger Weise den Landes-Sanitäts-Zuständen dienstbar, und es kann dessen wohltätigen Einfluss in allgemeiner sanitärer Hinsicht heute schon Niemand mehr in Zweifel ziehen.

Waldanpflanzungen machen die von Fiebern und grosser Sterblichkeit heimgesuchten Gegenden wohnlicher. Nach Rigaud de Lille * sind jene Gegenden Italiens, welche von Winden berührt werden, welche Wälder durchzogen haben, fieberfrei; und auch in unserem Vaterlande kommt das Wechsel- und Sumpffieber in jenen Gegenden am seltensten vor, in welchen die Luft einen Wald durchstreift hat; Giese behauptet, dass neben Ruhla im Thüringer-Walde, wo man früher die Lungenentzündung kaum gekannt hat, diese Krankheit jährlich zu grassiren begann, seitdem der «Reuter» genannte Wald ausgestockt wurde; und nach Pettenkofer soll der Wald auch gegen die Cholera von wohltätiger Wirkung sein. Bezüglich des Einflusses aber, welchen der Wald auf die Lebensdauer des Menschen ausübt, berichtet uns Chambrelant, dass seitdem in der sumpfigen Gegend Gascogne's die Aufforstung durchgeführt wurde, das durchschnittliche Lebensalter der dort wohnenden Bevölkerung von 35 auf 39 Jahre gestiegen ist. Und wer kann

* National-Oekonomie von Dr. H. Contzen.

es wissen, ob der Mangel an Wald nicht etwa auch bei uns einen Einfluss darauf hat, dass im Alföld die ägyptische Augenkrankheit in so gefährlichem Maasse aufzutreten pflegt?

Einen wie wohltätigen Einfluss auf die gesunde Entwicklung der Bevölkerung die Beschäftigung bei der regelmässigen Forstwirtschaft und die damit verbundene bessere Nahrung ausübt: hierüber dienen uns die inmitten der ärarischen Waldungen des Marmaroscher Comitates errichteten fünf Holzschläger-Colonien, namentlich Királymező, Mokra, Vissó Rahó und Kőrösmező zum Beispiel, in welchen den ständigen Waldarbeitern in den Jahren 1861, 62, 63, 64 und 65 zusammen 393 Knaben Vaterfreuden bereitet haben; von diesen sind bis zum Ende des Jahres 1885 152, also bis zum 1—20-jährigen Alter nur 38·6% gestorben, während bisher von den Geborenen in der Regel 50—60% absterben, in der Stadt Kún-Szt.-Márton aber, welche auf ihrer 22,400 Joch betragenden Gebietsfläche nur 66 Joch schwachen Wald besitzt, die Zahl der im obigen Alter Gestorbenen sogar schon 66% * beträgt. Von den innerhalb der 5-jährigen Periode auf den früher gedachten Colonien Geborenen sind zur Erfüllung ihrer Militär-Dienstpflicht 229 erschienen, von welchen 98, also mehr als 42% ** assentirt wurden, während nach dem Assentirungs-Resultate des vorigen Jahres — den Durchschnitt des ganzen Landes genommen — von allen zur Stellung Erschienenen blos 14% für tauglich befunden wurden, und selbst auch in Comitaten, welche das beste Durchschnittsresultat aufzuweisen hatten, die Zahl der Militär-Tauglichen 30% nicht erreicht hat.

Dass aber der Wald auch auf die öffentliche Moral Einfluss übt, kann gleichfalls durch ein Beispiel erwiesen werden, denn der preussische Oberforstmeister Bernhardt schreibt, dass seitdem in der Nähe der Stadt Barmen grössere Waldanlagen zu Stande kamen, und die Bürger und Arbeiter der Stadt einen für die Sonntage geeigneten gesunden Aufenthalts-Ort besitzen, der Einfluss desselben auf die Besserung der moralischen Verhältnisse bereits fühlbar sei.

Auch in der Umgebung unserer Hauptstadt gibt es — die gegen das Alföld sich erstreckende Ebene ausser Rechnung gelassen, — im Kettenzuge der Ofner Gebirge in einer Ausdehnung von Tausenden von Jochen genug reizend und abwechslungsreich gelegene Berge, wie zum Beispiel den

* «Term. Tud. K.» 1886. Blatt 161. Mitteilung des K. Hegyfoky.

** Ein den oben benannten ärarischen Colonien ähnlich günstiges Verhältniss weisen auch die im Bezirke der königl. ung. Forstdirection in Neusohl befindlichen Forstcolonien auf, wo gleichfalls während der Zeitperiode von 1861—1865 600 Knaben geboren wurden; von diesen sind bis 1881—1885 369 am Leben geblieben, von welchen 146 assentirt wurden; ferner die Colonien des Szászsebeser kgl. ung. Forstamtes, wo während derselben Zeit 141 Knaben geboren wurden, 91 am Leben verblieben, und 29 eingereiht worden sind.

Kukuksberg, Mathiasberg, Tiergarten und Szépvölgy (das »Schöne Tal«), welche sich mehr und mehr in magere Lehnen verwandeln, und auf welchen man für die sich stets vermehrende Bevölkerung der Hauptstadt in verhältnissmässig kurzer Zeit zur sonntäglichen Arbeitsruhe gesunde, naheliegende und zu edel zerstreuenden Ausflügen schöne und weitausgedehnte bewaldete Partien schaffen könnte, während der dort erzogene Wald sich der Hauptstadt gewiss auch in Hinsicht des Erträgnisses gut rentiren würde; auf der Pester Seite aber würde ein nach dem Muster und mit der Bestimmung des neben Paris liegenden Boulogner Waldes angelegter grösserer Forst gleichfalls unschätzbare Dienste leisten.

Alle diese Umstände dienen uns aber zur Mahnung, wie es auch für unser Vaterland nützlich und wünschenswert wäre, dass jede Stadt und jedes Dorf ihren eigenen Wald besitze, welcher den Luftkreis reinigt, und dass diejenigen, die im Umkreise von Gemeinden, welche in ihren Hottern noch keinen Wald besitzen — und deren gibt es in Ungarn nicht weniger als 2600, — Waldanpflanzungen durchführen, ihre nützlichen Bemühungen den Landes-Interessen weihen.

Nicht minder wichtig und bedeutsam für die Erhaltung der Ruhe des Volkes ist — so wie dies die jüngst vorgekommenen Vorgänge in Belgien beweisen — die Stabilität der Arbeits-Gattung, damit derjenige, der heute erwerbsfähig ist, morgen das ernährende Mittel nicht aus seinen Händen verliere. Die conservative Natur der Forstwirtschaft ist auch in dieser Beziehung für die Beschäftigung suchenden Arbeiter vorteilhaft; — jene Natur ihrer localen Verhältnisse, dass an der Stelle der jetzt abgestockten Wälder die Nutzung sich erst nach Verlauf einer langen Reihe von Jahren wiederholt, mit einem Worte, dass der Ort der Arbeitssphäre von Jahr zu Jahr wechselt, schliesst allein schon solche stabile Industrie-Etablissements aus, welche die Menschenhand ersetzen könnten, und weiset im Gegenteil eben darauf hin, die erzeugende Kraft hauptsächlich von dem sich leicht bewegenden Menschen zu entleihen. Die rationelle Aufrechterhaltung dieser Verhältnisse in unserem Vaterlande an ihrem richtigen Orte ist ein Postulat der allgemeinen Landes-Interessen.

Es ist eine bedeutende Eigenschaft der ordentlichen Forstwirtschaft, dass sie in den Zeiten der aus Landes-Kalamitäten entspringenden Not und des Elends von dem zu ihrer Fortführung nötigen Holzcapitale leichter eine derart ausgiebige Hilfe zu geben vermag, welche von der Gefahr erlöst; dieses auf Einmal in Anspruch genommene Capital ist sodann auf fünf, zehn oder zwanzig Jahre verteilt leicht wieder zu ersetzen, und es gibt mehr als Einen unter den ungarischen Besitzern, dessen heutiges Vermögen der Wald gerettet hat; auch ist es den Landwirten wohlbekannt, eine welch' ausgiebige und rettende Hilfe im Jahre 1863 — zur Zeit der grossen Dürre — zur Erhaltung unseres Viehstandes die aus dem Walde gewonnene Laubstreu

gewährt hat. Bei uns aber rät das continentale Klima, diese gute Eigenschaft des Waldes in Rechnung zu ziehen.

Wenn wir die Sterilität und verhältnissmässig geringe Ausdehnung jener freien Weideflächen in Betracht ziehen, welche zur Erziehung des zum Zugdienst nötigen gesünderen, kräftigeren und des schmackhafteres Fleisch bietenden Viehes benötigt werden, und alle jene Grundstücke, welche wir bisher zur Production von Körnerfrüchten verwendet haben, auch fernerhin demselben Zwecke gewidmet erhalten wollen: so vermag die einen unentbehrlich integrirenden Teil der landwirtschaftlichen Cultur bildende Viehzucht, von welcher man in unserem Vaterlande jetzt und mit Recht so Vieles erwartet, nur in dem Falle eine befriedigendere Entwickelung zu erlangen, wenn ihr unsere forstwirtschafliche Cultur mit jener Waldweide zu Hilfe kommt, welche dieselbe unter vollständiger Wahrung der Haupt-Postulate der Walderziehung zu gewähren im Stande ist, und wenn wir im allgemeinen auch auf den jetzt abmagernden Weideflächen — deren Productionsfähigkeit wegen Mangels an Ruhe und wegen Vorenthalt des Ersatzes der ihnen entzogenen Nahrungskräfte von Jahr zu Jahr sinkt, — in einem solchen Maasse Wald erziehen werden, dass dessen Bäume die dauernde Productionsfähigkeit des von ihnen beschirmten Bodens schützen können.

In diesem Falle würde es sodann, indem zur Deckung des Holzbedarfs auch der von diesen Weideflächen entfallende Holzertrag dienen könnte, statthaft erscheinen, dass in denjenigen Wäldern der rein nur zur Walderziehung dienenden Flächen, welche zur Erzeugung von Brennholz berufen sind, die Waldweide und die Grasnutzung in den hiezu geeigneten sanft aufsteigend gelegenen und der Verödung nicht ausgesetzten Flächenteilen unter Beobachtung der fachlich vorgeschriebenen Vorsichtsmassregeln und unter Wahrung des Charakters des Waldes in einem desto gesteigerteren Maasse ausgeübt werde, um wie viel mehr das von den beholzten Weiden gewonnene Holz zur Ergänzung des jährlichen Etats dient.

Der auf diese Weise in Einklang zu bringende wirtschaftliche Vorgang würde aber zur Folge haben, dass die Productionsfähigkeit des mageren Weidelandes geschont und verbessert würde, und dass durch die — den Anforderungen der Weide entsprechend schütterere Holzzucht die Grösse der Weideflächen nicht nur nicht verringert, sondern im Verhältniss zu den auf diesen erzogenen Holzmassen selbst auch im Walde eine die bisherige übersteigende Ausbreitung gewinnen könnte. Ich weiss, dass es derzeit bei uns nicht leicht ist, die Weide zu Gunsten der Holzzucht einzuschränken, denn der Viehstand, und insbesondere jener der Gemeinden, ist bereits grösser, als wie viel die Letzteren gut zu unterhalten im Stande sind; ferner dass aus diesem Grunde weder die Gemeinden, noch die einzelnen Besitzer gar zu leicht geneigt wären, ihren jetzigen Weideflächen zu entsagen, obwohl sie es wissen und fühlen, dass dieselben je länger um so schlechter werden.

Doch es ist auch gar nicht nötig und auch gar nicht möglich, die obgedachte Umwandlung gleich mit einem Schlage zu vollführen, sondern es hätte dies nur langsam, und auf eine lange Reihe von Jahren verteilt zu geschehen, und müsste zum Beispiel auf zwanzig, dreissig oder vierzig Jahre verteilt und eingeschränkt durchgeführt werden, in welchem Falle das Maass der gegenwärtigen Nutzung weniger gestört, das Ziel aber dennoch zu erreichen wäre, wenn überhaupt nur damit begonnen wird.

Diejenigen, die sich mit Forstcultur befassen, befällt ein Schauder bei dem Gedanken, die Weide im Wald gestatten zu müssen, und nicht mit Unrecht, denn so wie dies auch unsere verwüsteten Wälder in genug trauriger Weise bezeugen, bestand bisher der Usus, dass der Wald, in welchem die Weide gestattet war, zu Grunde gerichtet wurde, und als sodann auch die Weide in demselben schon eine magere geworden, abermals ein neuer Wald der Verwüstung durch die Weide übergeben werden musste.

Auch das stelle ich mir übrigens vor, wie ungläubig auch manche der Viehzüchter meiner Ansicht begegnen werden, dass auf den gegenwärtigen Weidegründen auch Wald erzogen werden sollte. Doch umsonst, denn wenn sie wollen, dass die Productionsfähigkeit ihrer Weiden constant verbleibe und dass die Weide für ihren im Verhältniss zur wachsenden Bevölkerung zunehmenden Viehstand sich nicht vermindere, so müssen sie sich früher oder später, und nicht nur wie jetzt ausnahmsweise, sondern im allgemeinen entschliessen, auf den betreffenden Weideflächen derlei schütter geschlossene, 0·3—0·4 des regelmässigen Schlusses besitzende Wälder zu erziehen, unter deren Bäumen übrigens auch noch die entsprechende Grasnützung möglich bleibt.

Uebrigens will ich anerkennen, dass die nach obiger Richtung anzustrebende gegenseitige Befriedigung der Interessen des Waldbaues und der Viehzucht, insbesondere in der Uebergangs-Zeit, nicht eben leicht sei, doch muss man auch das zugeben, dass der gedachte Vorgang ein Landes-Interesse bildet, und dass die, bei Sicherung desselben durchzuführende Lösung in allen Fällen nur nach Weisung und unter der Leitung erfahrener Forstwirte bei richtiger Auffassung der Interessen der Forstcultur zu bewerkstelligen ist.

Nachdem die Wälder die Wasserträger und Wasserreservoirs des Festlandes sind, kommt jener Dienst, den wir ihnen angedeihen lassen, auch der Fruchtbarkeit der übrigen Teile des Kulturbodens zu Gute. Der Wald beherrscht die Güte und die Gewalt der Wässer, in ihm entstehen und mit seiner Hilfe erhalten sich die Quellen, welche die mächtigste nährende und bewegende Kraft der Erde für alle organischen Wesen liefern; deshalb wird auch überall, wo die Verwüstung des Waldes eintritt, auch das wohltätige Wasser verschwinden oder gefährlich werden.

In welchem Maasse die Quellen in den Wäldern unseres Vaterlandes,

und insbesondere dort, wo sich die grösseren, zusammenhängenden Wälder befinden, vorkommen, hierüber liefern jene Daten eine Orientirung, welche über die in den ärarischen Wäldern vorhandenen ständigen Quellen aufgenommen worden sind, und nach welchen in dem ebenen Lande und in den bis 200 Meter Höhe über dem Adriatischen Meeresspiegel vorkommenden 197 Tausend Joch betragenden ärarischen Wäldern zusammen nur 85 Quellen existiren, in den von 200 bis 600 Meter vorhandenen 458 Tausend Jochen schon 916; während in den über der Höhe von 600 Meter gelegenen Wäldern, deren Flächenausdehnung 1.300,000 Joche beträgt, zusammen 11,759 Quellen vorkommen. Aus diesen Daten ist zu ersehen, dass während in der Ebene auf eine Waldfläche von je 10,000 Jochen oder eine Quadratmeile nur 4 Quellen, im Mittelgebirge 20 Quellen entfallen, bei der 600 Meter und mehr betragenden Höhe auf 10,000 Joche schon die um vieles beträchtlichere Zahl 90 entfällt. Es ist wahr, dass wir über den Wasserreichtum dieser Quellen keine Aufnahmen besitzen; doch kann es keinem Zweifel unterliegen, dass auch die Wassermengen derselben zu ihrer Zahl in einem ähnlichen Verhältnisse stehen.

Und wer wäre im Stande, jenen ausserordentlich grossen Wert des Dienstes zu bestimmen, welcher durch die Wälder dem landwirtschaftlich bebauten Boden geleistet wird und welchen — nebst dem sparsamen Sammeln des Wassers — die Wurzeln der Bäume dadurch vermitteln, dass sie in den Untergrund und zwischen die dort befindlichen Gesteine eindringend, den Zulauf des Wassers in dieselben erleichtern, und auf diese Weise dessen Bereicherung mit den zur Productivität der Erde dienenden mineralischen Bestandteilen bewirken?

Nachdem es die Wälder sind, welche den Schlüssel des grösseren, gleichmässigeren oder nachteilig wechselnden Wasserreichtums der Quellen, Bäche und Flüsse bilden, ist es sehr natürlich, dass der Wald auch der Lenker der Wasserregulirungs-Arbeiten des Landmannes ist und dass in dieser Hinsicht insbesondere die hohen Gebirgsforste die Hauptrolle spielen.

Das Unterpfand der Dauerhaftigkeit und Sicherheit unserer im ungarischen Niederland und entlang unserer sämmtlichen Flüsse bewirkten Regulirungs-Arbeiten wurzelt in der sorglichen Behandlung unserer Gebirgswälder. Mit den teueren Regulirungs-Kosten können wir von der Natur den productiven Boden eben so erkaufen, wie der Besiegte durch die dem Sieger gezahlte Kriegsentschädigung sich den Boden des Landes erkauft; doch können wir die entsprechende Sicherheit der aufgewendeten Arbeiten und Kosten erst dann erreichen, wenn jene ausgedehnten und kahlen Berglehnen, welche wir in unseren Gebirgsgegenden allenthalben sehen, wieder bewaldet sein werden; deshalb müsste man von den für Wasserregulirungen gewidmeten Millionen wenigstens ein Zehntel derselben auf die Erziehung der Gebirgswaldungen verwenden, denn es würde dann wahrschein-

licher sein, dass jener »bisher noch nie beobachtete höchste Wasserstand» welcher im Falle der Unzulänglichkeit der Regulirungs-Arbeiten und vorgekommener Hochwasser-Schäden die übliche Entschuldigung bietet, seltener eintreten würde, und dass wir uns vor der Versandung fruchtbarer Täler, vor der fortwährenden Beschädigung der Communications-Strassen und der Verlängerung kostspieliger Brücken nicht so sehr fürchten müssten.

Uebrigens darf auch der Umstand nicht ausser Acht gelassen werden, dass der Abfluss des Wassers von den unbewaldeten kahlen Berglehnen, wenn dieselben nicht aufgeforstet werden, an Schnelligkeit fortwährend zunehmen wird, daher auch die Gefährlichkeit desselben sich in gleichem Verhältnisse steigert, denn es werden jene dünnen kleinen Kanäle, welche die Bewegung der Regentropfen auf der Oberfläche des Bodens bildet, nachdem dieselben durch das Waldlaub, die Rinden- und Zweigabfälle nicht wieder ausgefüllt beziehungsweise geebnet werden, sich fortwährend vergrössern, auffallender oder bleibender werden, während auf den bewaldeten Flächen nicht nur die Auflockerung des Bodens eine schwierigere ist, sondern auch die entstandenen Abflussrinnen des Wassers in kürzerer Zeit sich ausgleichen, und auf diese Weise sich die Abfluss-Geschwindigkeit des späteren Wasser vermindert.

Interessant ist die diesbezügliche Beobachtung im Walde zur Zeit, wenn Regengüsse von gleicher Masse und Zeitdauer rasch aufeinander folgen. Bei der ersten Gelegenheit, wo die nach dem letzten Regen auf der Oberfläche des Bodens entstandenen Abflussrinnen durch die Abfälle und Modergebilde schon ausgeglichen sind, ist die Geschwindigkeit des Wasserablaufes eine mässigere; doch wenn auf den ersten schnell ein zweiter, gleich starker Regen folgt, bevor noch die Ausgleichung der Oberfläche des Erdbodens hätte erfolgen können, dann wird der Abfluss der Wasser des zweiten Regens, wenngleich derselbe nicht stärker war, schon viel reissender erfolgen, als jener des gleichgearteten Vorgängers, und wird in das tiefer gelegene Tal mehr Material mit sich führen.

Es tut vielen Menschen leid, auf Forstculturen, deren wohltätige Wirkung auf die benachbarten Culturgründe unzweifelhaft ist, Geld zu investiren, während sie dies mit einem eben solchen oder noch besseren Bewusstsein tun könnten, als auf Wasserregulirungen, denn die Existenz des angelegten Waldes ist keiner solchen Gefahr ausgesetzt, wie der durch Entwässerung trocken gelegte Boden, dessen Entwässerungs-Kosten die Ausgaben der Forstcultur bei Weitem überschreiten, und bei welchen es nicht selten vorzukommen pflegt, dass das Wasser zufolge Durchstichs des Schutz-Dammes auf die Früchte sich ergiesst und diese Felder nicht nur ein, sondern häufig auch mehrere Jahre überschwemmt hält. Dies habe ich nur deshalb erwähnt, um damit jene nicht genug begründete Auffassung zu illustriren, welche man in manchen Kreisen über die Forstcultur dann hegt,

wenn man deren entsprechende Verzinsung verlangt, während man andererseits es mit der Unsicherheit des Investitions-Capitals, dessen Unrentabilität und der oft neu auftauchenden Nothwendigkeit wiederholter Kosten nicht so genau nimmt.

Auch die fliessenden Gewässer entlang und im Bereiche der Entwässerungs-Gebiete kommt der Forstcultur eine nicht wegzuleugnende Bestimmung zu. Durch die herabfallenden Blätter und durch die unter dieser Laubdecke lebende grosse Insektenwelt wird die Oberfläche des Bodens fortwährend gehoben, beziehungsweise die Höhe des Ufers durch neue Bodenschichtenbildung vermehrt, und hiedurch die Gefahr des Austretens der Wasser vermindert. Innerhalb der Inundations-Gebiete aber ist der Wald berufen, diese guten Dienste als Schutzwald zu leisten. Die Grenze solcher Schutzwälder beginnt zu beiden Seiten des Flusses vom Rande des zum freien Abfluss des Ueberschwemmungswassers längs des Flussbettes notwendigen freien Gebietes, und leistet zur Brechung der Wellen und zum Schutze der Dammkörper solche Dienste, dass die Erhaltung derselben unbedingt erwünscht ist, und zwar nach meiner Meinung in einer möglichst grossen Ausdehnung, damit der Wind das abfallende Laub um so weniger von deren Fläche wegfegen könne.

Die Natur selbst befolgt eine grosse Wechselwirtschaft, nach deren Gesetz auch die Umwandlung der Wälder erfolgt; die wertvolleren Holzarten werden im Kampfe um das Dasein durch andere abgelöst, welche unseren Zwecken minder entsprechen, und es geschieht das insbesondere dann schneller und auf eine nachteiligere Weise, wenn der Mensch dem von ihm benützten Walde nicht jene Wohltat seiner pflegenden Behandlung zu Teil werden lässt deren derselbe bedarf. So entstanden bei uns an vielen Orten an der Stelle der geschätzteren Eichenwälder Birken- oder Weissbuchenbestände, anstatt der Nadelholzbestände Buchenwälder; und auf diese Weise hat in der Tátra-Gegend die vorzüglichste Art der Nadelhölzer — die Lärche, — und in den übrigen Teilen des Landes die edle Kastanie einen grossen Teil ihres Vegetations-Gebietes eingebüsst.

Die rationelle Forstcultur findet aber auch innerhalb der Gesetze der Wechselwirtschaft der Natur und deren auffrischender Umwandlungen jene richtige Mittelstrasse heraus, auf welcher vorschreitend es ihr, — innerhalb der durch die Qualität des Bodens und die Natur der gepflanzten Bäume gezogenen Grenzen, und insbesondere unter Befolgung der Fingerzeige der Holzvegetation selbst — möglich wird, solche Baumarten zu erziehen, welche für ihre Zwecke voraussichtlich die passendsten sind. In dieser Beziehung aber erfordert auch schon das auf das möglichst grösste Erträgniss abzielende geschäftliche Interesse die Einhaltung der Cardinal-Regeln der Forstcultur und die Anwendung derselben im Bereiche unserer Forstwirtschaft, wenn wir dahin streben, uns mit der auf diesem Gebiete auf-

tretenden Concurrenz der fortschreitenden Länder besser messen zu können.

Hier eröffnet sich ein freies Feld für die den Anforderungen des practischen Lebens entsprechende Anwendung der wissenschaftlichen Erfahrungen der Forstcultur darin, dass wir die unter den gegebenen Boden- und Vegetations-Verhältnissen wertvollsten Holzarten erziehen. Es ist das eine der schwersten Aufgaben der Forstwirtschaft, und erfordert daher auch den vorsichtigsten Vorgang. Deshalb will auch ich mich zu jener Lehre bekennen, dass wir bei der Wahl der zu erziehenden Holzarten in allererster Reihe die Fingerzeige der Natur oder der gründlich beobachteten Schöpfungen derselben zu befolgen haben, und aus diesem Grunde unterlasse ich es, die bessere Rentabilität in der Anzucht von neueren und wieder neueren Holzarten zu suchen, so wie dies in neuerer Zeit Viele im In- und Auslande tun.

Ich will zwar hiemit nicht sagen, dass zur Acclimatisation der wertvolleren ausländischen Baumarten keine Versuche angestellt werden sollen; ich wollte gleichsam nur darauf hinweisen, dass auf dem Gebiete der rationellen Forstcultur der Wechsel der jetzigen Holzarten mit neuen Gattungen in grösserem Masstabe die grösste Vorsicht erheischt, und dass die in dieser Beziehung etwa begangenen Fehler auch unseren Landes-Interessen gefährlich werden können, so wie man auch hinsichtlich der zu acclimatisirenden neuen Holzgattungen erst dann ein gründliches Urteil fällen kann, wenn dieselben schon zur Verwendung gelangt sind; bis dahin bleiben aber alle Beurteilungen — selbst wenn die fraglichen Holzgattungen in ihrer ursprünglichen Heimat wie ausgezeichnet immer sein und bei uns wie schön immer gedeihen mögen, — für unsere eingentümlichen Verhältnisse nur bedingte oder vorzeitige.

Die richtige Wahl der zu erziehenden Holzarten und die ihrer individuellen Natur entsprechende technische Erziehung ist jener Cardinal-Satz, von welchem der mehr oder minder günstige wirtschaftliche Erfolg der Forstcultur-Arbeiten abhängt; und nachdem wir hierin viele traurige Beispiele in unserem Vaterlande haben, hielt ich es nicht für überflüssig, auch auf die diesfällige Wichtigkeit der Art und Weise der Forstcultur hinzudeuten.

Für eine bedauerliche Erscheinung halte ich das bei unseren Waldbesitzern immer mehr sich zeigende Bestreben, von der Hochwald-Wirtschaft zur Niederwald-Wirtschaft zu übergehen, welchem schon viele Eichenwälder zum Opfer gefallen sind.

Die Ursache hievon ist unter den für unsere Waldbesitzer bestehenden Geld- und Creditverhältnissen, — welche sie zwingen, das im Hochwalde vorhandene grössere Holzvorratscapital unter dem Prätexte, nunmehr zur einträglichen Niederwald-Wirtschaft zu übergehen, auf einmal zur Hand zu bekommen, — wohl verständlich.

Wer jedoch glaubt dieses Ziel auch in der Wirklichkeit immer erreichen zu können, der ist vom Irrtum befangen, und mag nur in ausnahmsweisen Fällen Recht behalten. Vom allgemeinen national-ökonomischen Gesichtspunkte betrachtet, und insbesondere bei uns, bei denen die Notwendigkeit, für kritische Zeiten verwendbare grössere Capitalien aufzusparen, in grossem Maasse besteht, muss der Schwerpunkt unserer Forstcultur auf die über grösseres Capital verfügende Hochwaldwirtschaft gelegt werden.

Der Wald ist auch ein mächtiges Bindemittel des Gemeinde-Lebens, und leistet hiedurch auch jenen allgemeinen Anforderungen der menschlichen Gesellschaft einen mittelbaren Dienst, welche vom Individuum die Accomodation an die Interessen des gemeinsamen Staats- oder bürgerlichen Lebens verlangen.

Von den 12,976 Gemeinden Ungarns sind 4062 mit Wald versehen, und zwar in der Gesammtausdehnung von 3.114,000 Joch. — Die Lebensfähigkeit dieser waldbesitzenden Gemeinden hängt zum grossen Teile von der guten Bewirtschaftung ihrer Waldungen ab, denn dieselben sind nicht nur zur Deckung des Holzbedarfes der Gemeinde berufen, sondern nebstdem bei vielen auch noch dazu, die Last der Bestreitung der Gemeinde-Ausgaben zu tragen. Nachdem aber das sich geordneter Zustände erfreuende und entwicklungsfähige Gemeinde-Leben die Grundlage des Staats-Lebens bildet, bedarf es keines Beweises, dass bei uns die intensive Entfaltung der rationellen Bewirtschaftung der Gemeindewälder eine so unbedingte Notwendigkeit ist, dass dieselbe nicht allein durch die Interessen der Gemeinden sondern auch jene des Staates geboten erscheint.

Wer den Wald besitzt, der beherrscht auch unabhängiger die soziale Lage, und eine wie besondere Aufmerksamkeit hierauf zu verwenden ist, dafür finden wir in unserem eigenen Vaterlande und eben in der neuesten Zeitepoche jenes hervorragende Beispiel, laut welchem alle Jene, die die Vermögens-Unabhängigkeit der Bevölkerung der ehemals bestandenen Militär-Grenz-Gebiete zu sichern gewünscht haben, mit scharfer Voraussicht und mit auf guter Basis beruhender Berechnung dahin wirkten, dass die gedachte Bevölkerung von den bis dahin im Besitze des Staates gewesenen Waldungen den möglichst grössten Teil und zwar die Hälfte nach dem Werte erhalte. (G. A. XXX. v. J. 1873.)

Wo ein entwickelter Waldbau betrieben wird und die wirtschaftliche Administration des Waldes unter gehöriger Wahrung der Interessen des in der Nähe lebenden Volkes und mit taktvoller Besonnenheit erfolgt, dort ist auch die Neigung zu den Fehlern der modernen Gesellschaft eine geringere, und es verkündet die von der civilisirten Welt erwünschte friedliche Eintracht, dass die Glückseligkeit der Menschen dort zu suchen sei.

Die Bedeutung unserer Forstwirtschaft in Bezug auf die Beschäftigung der Bevölkerung mögen folgende Zahlen beweisen.

Die zur jährlich zu verrichtenden mechanischen Arbeit benötigte Handarbeitskraft zur Grundlage genommen, und den tatsächlichen Verbrauch der ärarischen Wälder im grossen Durchschnitte und pro Joch nur mit 2 Tagwerken gerechnet, sind für 13.294,000 Joch mindestens 26.588,000 Tagwerke notwendig; die zur Weiterbeförderung des gestockten und ausgearbeiteten Holzmaterials nötige Zugarbeitskraft mässig und pro Joch nur mit einer zweispännigen Tagfuhr gerechnet, bedingt mindestens 13.294,000 Fuhrtagwerke, deren Wert bei der Handarbeitskraft pro Tag und im Durchschnitte mit 70 kr. gerechnet, dem Volke einen Verdienst von 18.611,600 fl., und den Tageslohn der Zugarbeit nur mit 1 fl. 50 kr. gerechnet, einen Verdienst von 19.941,000 fl. gewährt.

Die Zahl der Holzhändler und der Holz verbrauchenden Industriellen beträgt in Ungarn über 34,000. Die Zahl der Holz verbrauchenden Industrie-Unternehmungen übersteigt 3200. Dampfsägen gibt es im Lande 144, Wassersägen 69, und kleinere Sägemühlen 1154.

Die Zahl der beeideten Forstbeamten beträgt 1600, und jene der beim technischen Hilfsdienst und beim Waldschutz verwendeten Forsthüter 22,800.

Von dem auf unseren sämmtlichen vaterländischen Eisenbahnen im Jahre 1884 erfolgten Frachten-Verkehr entfallen auf den Transport von Forstproducten 18.5%, und 16.7% des Frachtenverkehres der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Der jährliche Holzbedarf des vaterländischen Bergbau- und Hüttenbetriebes beträgt 2.200,000 Cubik-Meter, jener der Eisenbahnen in runder Zahl 500,000 C.-M., während die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft jährlich 80,000 Cubik-Meter Holz verbraucht.

Der Wald ist die praktische Uebungsschule des Mutes und der männlichen Geschicklichkeit und bietet durch die — bei pflegender Sorgfalt in demselben beständig mögliche Ausübung der edlen Jagd seinen — den Körper stählenden, den Geist erfrischenden und das Leben verlängernden Segen einem Jeden, in unserem Vaterlande aber insbesondere jenem Teile der vermöglicheren Classe, welche zur Stärkung ihres Körpers kaum einen anderen Weg benützen würde. Zur Zeit aber, wenn der Angriff eines auswärtigen Feindes auf dem friedlichen Heim des Bürgers lastet, ist der Wald der schützende Wall des Landes, und jeder Baum desselben ein Verbündeter der bewaffneten Krieger; so habe ich, um auch hier ein Beispiel anzuführen, von einem Abgeordneten gehört, dass in der kriegerischen Epoche des Jahres 1848 der neben der Stadt Gross-Becskerek gelegene, einige hundert Joche betragende ärarische Wald die dort fechtenden ungarischen Honvéd-Truppen vom Erfrieren gerettet hat.

Ich hielt es für meine Aufgabe, bei dieser Gelegenheit jene hervorragenderen Eigenschaften der natürlichen, sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung der Forstcultur zu schildern, welche vom Gesichtspunkte unserer

Landesverhältnisse in erster Reihe wert sind, die Aufmerksamkeit unseres Publikums zu erwecken; und wenn mir das gelungen wäre, so bin ich auch davon überzeugt, dass jenes Wohlwollen, welches die für den Wald übrigens auch sonst lebendige Verehrung erwecken kann, zum Wohle der Bodencultur unseres Vaterlandes und unserer Mitbürger im Wege der pflegenden Verbesserung der bestehenden und der Erziehung neuer Wälder, solche Früchte tragen kann, für welche wir uns den segnenden Dank unserer späten Nachkommen erwerben.

Der Wald ist der bezaubernde Beherrscher der Gefühle des Herzens und der Gedanken des Geistes, und schliesst durch die Macht seiner Grossartigkeit beide an sich: er veredelt das fühlende Herz und zwingt die zerfallene Seele zur Bekehrung. Er ist das stille, aber deshalb ringende und ewig schaffende Vaterland der in ihm lebenden Pflanzen und Tiere, ein Wohltäter des Menschen, der Regulator des segensreichen Abflusses und der Güte des Wassers, der Beschützer und Vermehrer der productiven Erde. Er ist sonach auch würdig, dass ihn ein jeder Bürger des Landes als teueren Schatz mit Eifer hüte und dessen Pflege und Cultur zum Besten des Gemeinwohles fördere.

BUDAPEST IM MITTELALTER.

II.

Während der Tronstreitigkeiten, die nach dem Aussterben des Árpád'schen Fürstengeschlechtes durch eine Reihe von Jahren Ungarn in Aufregung und Zwiespalt erhielten, spielte unsere Hauptstadt eine namhafte politische Rolle. Insbesondere war es jedoch *Ofen*, dessen *Bedeutung für das Land* Prof. Salamon im *zwölften* Capitel seines Buches erörtert.

Die Parteistellung Ofens gegenüber den verschiedenen Kron-Prätendenten brachte die Bürgerschaft vor Allem in Conflict mit der Kirche, da Papst Bonifacius VIII. seinen Schützling, den Neapolitaner Karl Robert aus dem Hause der Anjou, auf den ungarischen Tron bringen wollte. Die Ofner waren jedoch diesem Candidaten der Kirche nicht zugetan, weil sie ohnedies schon seit geraumer Zeit mit ihren geistlichen Corporationen und Behörden auf gespanntem Fusse sich befanden.

Man erinnert sich noch des Streites der Ofner Bürger wegen der Mautgebühren an die Nonnen auf der Hasen- oder Margarethen-Insel. Die geschädigten Nonnen hatten deshalb ihre Beschwerden gegen Richter, Geschworne und Bürgerschaft von Ofen bis vor den heil. Stuhl zu Rom gebracht. Der vom Papste bestellte Untersuchungsrichter, Gregor, der erwählte Erzbischof von

Gran, ergriff diese Gelegenheit, um seinem Grolle gegen die Ofner Ausdruck zu verleihen; er belegte die Stadt mit dem kirchlichen Interdict. Diese Verurteilung machte indessen wenig Eindruck, weil Gregor selbst als Usurpator der erzbischöflichen Würde betrachtet wurde. König Andreas III. verlieh auch kurz vor seinem Tode die Burg von Gran sammt der Obergespanschaft des Comitats mit Umgehung des von ihm nicht anerkannten Erzbischofs an zwei seiner Getreuen; bestätigte aber (Sept. 1300) zum nicht geringen Schrecken der Ofner jenes Privilegium des Graner Domcapitels, demzufolge alle Kaufleute, die nach Ofen und Pest zur Messe fahren, in Gran zollen mussten.

Unter solchen gespannten Beziehungen Ofens zu den kirchlichen Organen begannen nun die mehrjährigen Tronkämpfe. Die päpstliche Partei scheint die Bedeutung von Ofen nicht erkannt zu haben; sie bemühte sich um den Besitz von Gran und Stuhlweissenburg; die erstgenannte Stadt gelangte auch in ihre Gewalt und hier wurde Karl Robert zum ersten Male vom Erzbischofe Gregor gekrönt, doch nicht mit der St. Stefanskrone.

Diese befand sich in Ofen und die Bürgerschaft dieser Stadt trat zur Partei des Böhmenkönigs Wenzel über, für welchen Iwan, der Graf von Güssing, seinen mächtigen Einfluss entfaltete. Der böhmische König lehnte das Anerbieten der Krone Ungarns für seine Person ab; statt seiner empfahl er dem Grafen Iwan seinen Sohn, Wenzel den Jüngern, der im Jahre 1301 nach Ungarn kam, Gran eroberte und dann in Ofen seinen Einzug hielt. Trotz des Interdicts wurde der königliche Knabe hier vom Kalocsaer Erzbischofe, mehreren Bischöfen und zahlreichen Geistlichen, Mönchen und Nonnen in feierlicher Weise unter dem Geläute aller Kirchenglocken empfangen. Während des festlichen Dankgottesdienstes in der Hauptkirche zu Unserer lieben Frau zeigte sich der neue König dem Volke und bezog dann unter jubelnden Zurufen die königliche Residenz in der Ofner Festung. Bald hernach fand auch die feierliche Krönung Wenzels in Stuhlweissenburg durch den Erzbischof von Kalocsa statt (27. Aug. 1301.) Von hier kehrte der König in das Königsschloss nach Ofen zurück, wo er zum ersten Male im vollen Krönungsornate seinen Einzug hielt. Seit dieser Krönung Wenzels wurde es Sitte, dass während der Krönung in Stuhlweissenburg die Ofner Bürgerschaft am Haupttore der dortigen Kathedrale Wache stand.

Wenzels Getreue empfingen von dem dankbaren Könige selbstverständlich entsprechenden Lohn; auch die Ofner gingen nicht leer aus. Wie es scheint, wurden sie von dem Zins an das Altofner Capitel befreit. Inzwischen ruhte aber auch die Gegenpartei nicht; ja durch die Entsendung des Cardinal-Legaten Nikolaus, Bischofs von Ostia, gewann die Sache Karl Roberts eine entschieden günstigere Wendung. Dem diplomatischen Talente des Cardinals gelang es, eine Anzahl ungarischer Prälaten für den Schützling des Papstes zu gewinnen, und es zeugt von klug berechnender Kühnheit, dass der Legat es

wagte, im October 1301 gerade nach Ofen, also in das feindliche Hauptlager, eine kirchliche Synode einzuberufen.

Die Beratung dauerte bis zum 14. November und hatte mindestens den Erfolg, dass sie in der Partei Wenzels eine Spaltung hervorrief, da ausser mehreren Bischöfen auch einige weltliche Magnaten, ja selbst einzelne Ofner Bürger sich der Sache Karl Roberts zuneigten. Während der päpstliche Legat in Ofen verweilt hatte, enthielt er sich auch aller Zwangsmittel gegen die excommunicirte Bürgerschaft. Wahrscheinlich war schon damals auch der Stadtrichter Werner in seiner Treue gegen Wenzel wankend geworden. Nichtsdestoweniger besass die Partei des böhmischen Königssohnes in Ofen noch immer die Herrschaft und es bildete sich auch insgeheim eine Verschwörung gegen den Cardinal-Legaten, um denselben aus der Stadt zu vertreiben. Dieser hatte jedoch hievon rechtzeitig Kunde erhalten; er verliess Ofen heimlich und eilte nach Pressburg, wo wir ihn gegen Ende Jänner 1302 antreffen.

Dieses Verhalten der Ofner Bürger strafte der Legat am 21. Mai mit der Androhung einer förmlichen Excommunication, mit deren Verkündigung er die Pfarrer von Ofen und Pest betraute. Als Vorwand dieser Strafe diente indessen die Weigerung der Ofner, den Schiffszoll an das Altofner Capitel zu entrichten. Falls die Ofner nach dreimaliger Ermahnung dem Befehle des Cardinals nicht nachkämen, sollten die Pfarrer sofort die Excommunication vollziehen. Allein weder die Drohungen des Cardinal-Legaten noch deren Erfüllung scheinen die Ofner besonders ergriffen zu haben. Weit bedenklicher erschien ihnen das fortwährende Wachstum der Partei Karls bei gleichzeitiger Abnahme der Anhänger Wenzels. Die Päpstlichen waren bereits derart erstarkt, dass sie gegen Wenzel den Kampf im offenen Felde aufzunehmen wagten und den Beschluss fassten, Ofen und Stuhlweissenburg zu erobern.

Karl befand sich am 10. Sept. 1302 schon in der Gegend von Altofen; sein Heer war grösstenteils aus bischöflichen Banderien zusammengesetzt; von den weltlichen Grossen standen nur erst wenige auf Karls Seite. Altofen selbst scheint sich ihm ebenfalls angeschlossen zu haben. Sodann versuchten die Karlisten die Festung durch Ueberrumpelung in ihre Gewalt zu bekommen. Die obere Veste konnten sie freilich nicht leicht bezwingen, wohl aber die Unterstadt (etwa oberhalb der heutigen Wasserstadt), die sie in ihre Gewalt brachten. Hier hausten sie auf barbarische Weise. Die Einwohner wurden teils ermordet, teils verstümmelt, ihr Eigentum geraubt oder in Brand gesteckt und dann überfielen sie die weitausgedehnten Weinberge und hielten nicht blos an den reifen Trauben eine verwüstende Lese, sondern rissen auch die Weinstöcke und Obstbäume aus der Erde.

Dieses barbarische Vorgehen reizte die belagerten Ofner zu heftigem Ausfall. Es entstand ein erbitterter Kampf, der zwar der Partei Wenzels

schwere Opfer kostete, aber dem Heere Karls noch ärgere Wunden schlug; dasselbe musste die Belagerung Ofens aufgeben und sich gegen Stuhlweissenburg zurückziehen.

In ihrem Siegestaumel erkühnten sich die Ofner zu damals unerhörter Tat. Unter Anführung des Stadtrichters Petermann und des Geschwornen Martin (des «Slaven») liessen sie die Lösung der Stadt vom kirchlichen Interdict verkünden. Da ihre Pfarrer sich dieser Tat weigerten, wurden sie vertrieben und an ihre Stelle andere Priester (darunter einer Namens Ludwig) eingesetzt, welche den Gottesdienst regelmässig besorgten, die Todten kirchlich bestatteten u. s. w. Damit begnügten sich die Ofner noch nicht, sondern die erbosten Bürger sprachen unter den üblichen Ceremonien auch über den Papst Bonifacius VIII. und dessen geistliche Anhänger die Excommunication aus.

Allein der leidenschaftlichen Aufregung folgte bald die Niedergeschlagenheit. Einerseits religiöse Skrupeln, anderseits Motive der Klugheit bestimmten einen beträchtlichen Teil der Ofner, dass sie der päpstlichen Partei Karls zuneigten. Darunter befand sich auch der Stadtrichter Werner, der seit 1303 dieses Amt bekleidete. Doch auch König Wenzel suchte eine Annäherung zur päpstlichen Partei, die aber jedes derartige Ansinnen energisch zurückwies, und am 31. Mai 1303 den König und seine Getreuen mit dem Kirchenbanne belegte.

Im Jahre 1304 schien es, als ob die Sache Wenzels einen besseren Verlauf nehmen würde. Es kam nämlich dessen Vater, der König von Böhmen, mit einem beträchtlichen Heere nach Ungarn, eroberte Gran und zog dann nach Ofen, wo er und sein Hof mit Pomp empfangen wurden. König Wenzel tat gross in Worten; allein er verschwieg seine wahre Absicht und diese gieng dahin, dass er entschlossen war, nicht nur seinen Sohn, sondern auch die Krone Ungarns mit sich zu nehmen. Unter dem Vorwande, die Ceremonien einer ungarischen Königskrönung sehen zu wollen, bewog er die anwesenden geistlichen und weltlichen Magnaten zur Vornahme einer Scheinkrönung, während dessen unbemerkt etwa zweitausend czechische Reiter durch die offenen Stadttore in die Festung sich einschlichen und die Kirche sammt deren Umgebung besetzten. Kaum war der König hievon unterrichtet, so wartete er das Ende der Ceremonie gar nicht ab, sondern verliess mit seinem Sohne, der in vollem Krönungsornate war, die Kirche; beide bestiegen die bereit gehaltenen Rosse und ritten in den königlichen Palast. Das Volk betrachtete den ganzen Vorgang als einen neuen Krönungsact und war um so weniger besorgt, als der Böhmen-König öffentliche Gastmähler für dasselbe veranstaltete und auch sonst reichliche Geschenke austeilte. Mit einem Male brach er die Verhandlungen mit den Magnaten ab, versammelte sein Heer und zog über die Donau, um angeblich Karls Anhänger in der Theissgegend anzugreifen. Auf dem Wege änderte jedoch der Böhmen-König seinen

Zug und kehrte schleunigst nach Böhmen zurück. Ihm folgte sein Sohn mit der ungarischen Krone; den mitfolgenden Ofner Bürgern machte er den Vorwurf, dass sie gegen diesen seinen Sohn, ihren gekrönten Herrn, untreu gewesen seien, ja ihm nach dem Leben gestrebt hätten. Deshalb wurde der Rector Ladislaus Werner mit sechzehn Ofnern gefangen genommen und ebenfalls nach Böhmen gebracht. Graf Iwan von Güssing blieb als Statthalter Wenzels in Ungarn; zum Stadtrichter von Ofen ernannte der König aber den frühern Richter Petermann. Als einer der Anwesenden bat, man möge die Krone und die übrigen königlichen Insignien im Lande belassen, wies der Böhmen-König dieses Verlangen schroff zurück mit der Erklärung: «wo der König sei, müsse sich auch die Krone befinden!»

Uebrigens bedeutete diese Rückkehr Wenzels damals noch keineswegs eine gänzliche Entsagung auf Ungarns Tron; der Böhmen-König wagte nur nicht, seinen Sohn und die Krone in Ungarn zu belassen; denn obgleich Ofen eine starke Festung war, so traute er doch den Bürgern daselbst nicht, wie dies auch die Gefangennahme des Richters und der sechzehn Ofner beweist. Die Gefangenen wurden als geheime Anhänger Karls betrachtet und es mag jetzt unter dem Grafen Iwan und dem Rector Petermann in Ofen überhaupt ein misstrauischer Partei-Terrorismus die Herrschaft angetreten haben. Unter der Jurisdiction des Grafen Iwan stand auch Altofen; er selber führte von da den Titel eines «Vicecastellans der königl. Pfalz in Alt-Ofen» («vicecastellanus de Regio palatio de Veteri Buda»), und das dortige Capitel war genötigt, der Partei des Grafen zu folgen, desgleichen die Bürgerschaft daselbst.

Etwa ein Jahr verstrich, dass diese Zustände in Ofen dauerten; mittlerweile tauchte in der Person des baierischen Herzogs Otto ein neuer Tronprätendent auf, durch den der Kampf um die ungarische Krone fortgesetzt wurde. Diesen Kampf sowie des *Kampfes Ende* erzählt das *dreizehnte* Capitel unserer Vorlage.

Herzog Otto kam nicht mit leeren Händen nach Ungarn; er brachte vor Allem die Krone des heil. Stefan und die übrigen königl. Insignien mit sich. Graf Iwan von Güssing war sein Haupt-Parteigänger. Bei seiner Ankunft (um den 11. Nov. 1305) in Ofen, wohin er sich zuerst begab, wurde Herzog Otto ausser von mehreren Magnaten auch von Bischöfen empfangen; am 6. December erfolgte die Krönung in Stuhlweissenburg. Von hier kehrte Otto nach Ofen zurück, wo er im Krönungsgewande unter Glockengeläute und Volksjubel seinen Einzug hielt.

Die Lage Otto's wurde jedoch stets bedenklicher, insbesondere seitdem Karl Robert am 23. Juni 1306 das befestigte Gran eingenommen hatte, und von hier aus der Stadt Ofen alle möglichen Nachteile zuzufügen strebte. Die Zufuhren auf der Donau wurden abgeschnitten, der Landverkehr durch leichte kumanische Reiterschaaren ebenfalls verhindert und überdies die Wein-

gärten, Aecker und Weiden der Ofner verwüstet. König Otto sass ohnmächtig in Ofen und musste zusehen, wie sein Gegner stets grösseres Terrain gewinnt. Da erfasste ihn plötzlich Besorgniss, und einige Monate nach dem Falle von Gran verliess er mit der Krone Ofen und eilte nach Siebenbürgen, wo er sich mit der Tochter des mächtigen Wojwoden Apor vermählen sollte. Die fluchtähnliche Entfernung Otto's aus Ofen geschah im September 1306; er kehrte nie wieder dahin zurück und mit seinem Königtume war es überhaupt vorbei. Karl Robert stand ohne Rivalen da und an seinem baldigen vollen Siege konnte Niemand ernstlich zweifeln.

Die Klugheit hätte es geraten, dass auch die Stadt Ofen schon im Jahre 1307 diesen veränderten Stand der Dinge einsehen und sich darnach verhalten sollte; um so mehr, als bereits von früher her eine Karlistenpartei unter den Bürgern in Ofen vorhanden war. Nichtsdestoweniger wurde der Ausgleich mit Karl Robert durch mehrere Umstände sehr erschwert. Vor Allem standen an der Spitze der Bürgerschaft solche Männer, die gegenüber der kirchlichen Autorität sich der grössten Vergehungen schuldig gemacht hatten; dies galt namentlich für den Stadtrichter Petermann und für die Ofner Geistlichen, welche trotz des Interdicts ihre kirchlichen Functionen fortgesetzt, ja sogar den Papst selber excommunicirt hatten.

Karl Robert liess darum auch bei Bekämpfung seiner Gegner in Ofen der geistlichen Gewalt den Vortritt. Zu Ende Mai 1307 fand zu Udvard eine Synode statt, auf welcher gegen die widersetzlichen Priester in Ofen Gefängniss- und andere scharfe Strafen verhängt wurden. Weiter erneuert die Synode das Interdict für Ofen und gibt Jedermann das Recht, die ketzerischen Priester und Bürger von Ofen gefangen zu nehmen und sie ihres Vermögens zu berauben. Ausserdem geniessen diese Vollstrecker der Synodalbeschlüsse eines vierzigtägigen Ablasses. So war denn Ofen, dessen Geistlichkeit und Bürgerschaft «vogelfrei» erklärt und Leben und Eigentum derselben stand als «gute Beute» jedem Angriffe ungestraft offen.

Dieser kirchlichen Verurteilung und Achterklärung schlossen sich dann weitere Massnahmen der Partei Karl Roberts an. Ladislaus Werner, der frühere Richter von Ofen, kehrte als eifriger Anhänger Karl's aus der Gefangenschaft in Böhmen zurück und verband sich mit mehreren angesehenen Parteigängern des Königs. Diese Verbündeten traten dann in Beziehungen zu den geheimen Karlisten unter der Ofner Bürgerschaft, und mit deren Hilfe geschah es, dass in der Nacht auf den ersten Juni 1307 die Wächter am Juden- (jetzt Wiener-) Thore die Leute des Werner und seines Bundesgenossen Johann Csáky in die Festung einliessen. Der Stadtrichter Petermann wurde von der Gefahr im Schlafe überrascht und flüchtete im Hemde; die anderen Häupter seiner Partei wurden zu Gefangenen gemacht. Von den zwölf Geschwornen erlitten zwei des andern Tages einen grausamen Tod. Man band die Unglücklichen an den Schweif wilder Pferde und liess

sie durch die Strassen schleifen. Die widerspenstigen und ketzerischen Geistlichen lieferte Ladislaus Werner dem Graner Erzbischofe aus, der sie in den Kerker werfen liess, wo sie auch starben. Das Vermögen der politischen und der kirchlichen Verbrecher wurde von den siegreichen Parteigängern confiscirt. Auf solche Weise gelangte Ofen in die Gewalt Karl Roberts und hatte alle Härten und Demütigungen zu ertragen, die ein erzürnter Sieger über den verhassten Gegner verhängt.

Für Karl Robert war der Besitz Ofens von grosser Wichtigkeit, und es erscheint glaublich, dass er die Grausamkeiten seines Anhängers Ladislaus Werner nicht völlig billigen mochte. Er selber fand sich bald in Ofen ein; unsere Hauptstadt wurde abermals die Residenz eines Königs und der Schauplatz gesetzgebender Versammlungen. Schon am 10. October 1307 wurde in Gegenwart des Königs auf dem Rákosfelde ein Landtag abgehalten, dem naturgemäss eine Beratung der Prälaten und Reichsbarone in der Ofner Festung vorangegangen war. Bei dieser Gelegenheit leisteten auch eilf Magnaten Karl Robertden Treueid. Ofen und Pest boten wieder das Bild bunten Lebens und es söhnten sich die Bürger mit dem neuen Stand der Dinge gar bald völlig aus. Noch besuchter war der Landtag des folgenden Jahres (18. Nov. 1308), auf welchem der päpstliche Legat Cardinal Gentilis eine hervorragende Rolle spielte. Ofen galt zu jener Zeit bereits als die ordentliche Residenz des Königs, als die Hauptstadt, «wo er mit Gottes Hilfe die Regierung des Landes übernommen hatte.» Aus der eingehenderen Darstellung des Landtages von 1307 heben wir nur den einen Umstand hervor, dass an der überaus zahlreichen und glänzenden Versammlung in der Dominikanerkirche zu Pest neben dem Gemein-Adel auch die Vertreter der Bürger von Ofen einen Platz erhalten hatten.

Nach dem Landtage hielt der Cardinal Gentilis in Ofen eine kirchliche Synode ab. Am 15. Juni 1309 wurde aber in der Hauptkirche der Ofner Festung Karl Robert das zweite Mal gekrönt, jedoch abermals nicht mit der Krone des h. Stefan, welche der Siebenbürger Wojwode noch immer in seiner Gewalt hatte. Bei der Krönungs-Ceremonie war auch der Ofner Stadtrichter, Ladislaus Werner, Graf von Ofen, anwesend. Erst im Jahre 1310 wurde Karl Robert zum dritten Mal, und diesmal zu Stuhlweissenburg mit der eigentlichen Krone Ungarns gekrönt.

In den Kämpfen Karl Roberts gegen den mächtigen Dynasten Matthäus Csák von Trencsin, der unter anderen Schlössern auch Visegrád in Händen hatte, musste Ofen gleichfalls Vieles leiden. Die Besitzungen der Ofner ausserhalb der Stadt waren wiederholten Plünderungen und Verwüstungen ausgesetzt; ja am 25. Juni 1311 kam der Trencsiner Gewaltherr mit seinen Söldnern bis vor die Mauern von Ofen, wo der König und dessen Gemahlin wohnten, und zwang die Anhänger desselben, die Partei Roberts, «dieses gefangenen Vogels im Käfig», zu verlassen. Aber die festen Mauern,

sowie die bereits unerschütterliche Treue der Bürger von Ofen verteidigten den König gegen den oligarchischen Usurpator.

So hatte sich das früher feindselige Verhältniss der Ofner zu König Karl Robert wesentlich anders gestaltet; dennoch entwickelten sich zwischen *Ofen und den Anjous* keine so innigen Beziehungen, wie das ehedem zwischen der Stadt und König Béla IV. der Fall war. Hievon handelt das *vierzehnte* Capitel des Salamon'schen Buches.

Im ersten Decennium der Regierung Karl Roberts nahm der König noch zuweilen seinen Aufenthalt in Ofen; allein in den übrigen zwanzig Jahren seiner Herrschaft besuchte er die Hauptstadt nur selten und gelegenheitlich. Seit dem Jahre 1314 erscheint Temesvár als häufige Residenz des übrigens viel umherreisenden Königs, bis vom Sommer 1423 an die Hochburg zu Visegrád an der Donau der gewöhnliche Aufenthaltsort des Königs und seines Hofes wurde. SALAMON meint, dass die Antipathie Karl Roberts gegen die Ofner Bürgerschaft eine der Hauptursachen zur Verlegung der Residenz nach Visegrád gewesen sei. Ein anderer wesentlicher Grund mochte darin liegen, dass Visegrád als befestigter Platz grössere Vorteile bot als Ofen, welches durch die Uebersiedlung des königlichen Hofes und Haushaltes nach der «Plintenburg», wie die Deutschen Visegrád nannten, sehr empfindliche Einbusse erlitt Karl Robert starb in Visegrád (16. Juli 1342), allein die Leichenexequien wurden in Ofen abgehalten, wohin der Leichnam des Königs am 17. Juli zu Schiffe gebracht wurde. Die Chronik bezeichnet bei dieser Gelegenheit Ofen als «berühmte Stadt». Die feierliche Trauermesse fand am nächsten Tage in der Hauptkirche der Festung statt. Hierauf wurde die Leiche (19. Juli) nach Stuhlweissenburg in die Königsgruft überführt. Schon zwei Monate später wurde in demselben Dome sein Sohn und Nachfolger Ludwig (der Grosse) zum König gekrönt.

Die geringe Neigung Karl Roberts für die Ofner geht auch aus anderen Tatsachen hervor. Im Jahre 1328 bestätigte er die gefälschten Privilegien des Altofner Capitels, wodurch der Ofner Handelsverkehr in völlige Abhängigkeit von dieser geistlichen Corporation geriet. Ebenso behielten die Nonnen der Hasen- oder Margareten-Insel das Recht der Mautabnahme auf den Ofner Märkten. Die Ofner wagten aber keinen weitern Widerstand zu erheben. Dennoch hatte Ofen dem Könige Manches zu verdanken.

Eine wichtige königliche Gewährung war unter Anderem das nun zum Gesetz erhobene Recht der Richter- und Pfarrerwahl. Unter Karl Robert entwickelte sich die Scheidung des Rectorats von dem eigentlichen Stadtrichteramte in Ofen. Der «Rector» wurde der Burgvogt oder Capitän von Ofen und als solcher vom Könige ernannt; der Richter oder Judex dagegen war das Oberhaupt der städtischen Bürgerschaft und von dieser alljährlich gewählt. Das Rectorat dauerte für die Lebenszeit des Ernannten. Das Recht der

freien Richterwahl mochte König Karl Robert den Ofnern im Jahre 1323 oder 1324 verliehen haben.

Unter Karl Robert taucht auch zuerst das Amt eines Ofner Kammergrafen auf. In Ofen befand sich schon vor 1318 eine Münzstätte. Das «Ofner Pfund» galt als Geldwährung und eine Ofner Mark Silber war gleich vier Goldgulden. Das «Kammerhaus» hatte wahrscheinlich seinen Platz im königl. Palaste selbst und das Amt eines Kammergrafen bekleideten wiederholt vermögliche Ofner Bürger.

Ofen besass wahrscheinlich schon vor Karl Robert ein städtisches Privilegium, auf das der König in seiner Urkunde für die Stadt Gross-Maros im Jahre 1324 sich beruft. Allein erst zur Zeit Ludwig des Grossen erhielt unsere Hauptstadt ihre Freiheiten und Privilegien in jener Vollständigkeit, die man (nach Ansicht des Professors Salamon) bisher fälschlich dem Könige Béla IV. zugeschrieben hat.

Für das Gedeihen unserer Stadt war von ganz besonderer Bedeutung die Herrschaft des Friedens, der Ordnung und Gesetzlichkeit, welche mit Karl Robert begann. Die Ofner Festungstore konnten sich wieder ungestört öffnen, der Verkehr zu Wasser und Land wurde neu belebt und förderte in der Hauptstadt Gewerbe, Industrie und Handel. Auch in geistiger und moralischer Hinsicht war die Anjou-Periode für unsere Stadt (wie für Ungarn überhaupt) von grosser Wichtigkeit; insbesondere wurde auch der Streit auf kirchlichem Gebiete beseitigt und die Ruhe hielt in die Gewissen ebenfalls ihren Einzug.

Karl Roberts grosser Sohn, König Ludwig, kam nach seiner Krönung sofort nach Ofen, wo er mit grossem Gepränge von den Ständen des Landes und von der städtischen Bürgerschaft empfangen wurde. Allein auch er nahm anfangs nicht hier seinen ständigen Aufenthalt, sondern erstlich (1342—46) ebenfalls in Visegrád; dann aber (seit December 1346) wählte er bis zum Jahre 1355 Ofen zu seiner gewöhnlichen Residenz. In diese Zeit der Uebersiedlung von Visegrád nach Ofen oder bald nachher fällt wahrscheinlich die Verleihung des wichtigen Stapelrechtes und die Erteilung eines neuen Privilegiums an die Ofner. Demgemäss musste jeder einheimische und fremde Kaufmann seine Waaren in Ofen ausladen und durfte sie nur daselbst verkaufen. Ofen wurde dadurch der Mittelpunkt des Handelsverkehrs von Böhmen, Oesterreich und Italien her, gleichwie Kaschau für Polen und Russland und Kronstadt für die Gebiete des Schwarzen Meeres und des Balkan.

In der Zeit von 1347—1355, da König Ludwig in Ofen residirte, wurde hier 1351 ein Landtag abgehalten; hier feierte Kaiser Karl IV. am 27. Mai 1353 seine Vermählung und König Ludwig die seinige in demselben Jahre am 20. Juni. Der regelmässige Aufenthalt des Königs in Ofen dauerte bis 1355. In diesem Jahre erhielt Altofen durch die Fürsprache der verwitweten Königin Elisabet ein städtisches Privilegium. Sie hatte für den Orden der Kla-

rissinen in Altofen ein Kloster gestiftet und eine Kirche erbaut, welche von den Zeitgenossen als ein Wunderwerk gepriesen wurde. Dieselbe Königin-Witwe stellte auch auf ihre Kosten die Altofner Probstei-Kirche wieder her und scheint für Altofen, wo ja bekanntlich gleichfalls eine königliche Burg sich befand, eine besondere Vorliebe gehabt zu haben. Das Kloster der Klarissinen wurde von der Königin Elisabeth mit Gütern aller Art reichlich ausgestattet. Ueber Aufmunterung der Stifterin traten Damen von hohem Range in dieses Kloster, so dass um die Mitte des XIV. Jahrhunderts dieses Klarissinen-Kloster zu Ofen dieselbe Rolle spielte, wie im 13. Jahrhundert das Nonnen-Kloster auf der Hasen- oder Margareteninsel. Damit stand im Zusammenhang die Befreiung Altofens von der Grundherrschaft des dortigen Collegiat-Capitels. Schon im Jahre 1353 gestattete der Papst, dass der König die Grundherrenrechte des Capitels über die Altofner Einwohner gegen entsprechende Schadloshaltung aufhebe. Dem Capitel gebührte unzweifelhaft der Weinzehent, der Marktzoll (Maut) und die Rechtspflege in Altofen; angefochten dagegen war die eigentliche Grundherrschaft (das «dominium proprietarium») sowie die Einhebung des Schiffs- oder Fährzolles. Darüber bestand zwischen Capitel und Bürgerschaft ein fortwährender Streit, der oft in offene Feindseligkeiten ausartete.

Der König beliess nun im Jahre 1355 dem Altofner Kapitel den Bezug des Weinzehents; alle übrigen Rechte und Forderungen desselben an die Altofner wurden beseitigt und das Capitel dafür durch vier Ortschaften im Somogyer Comitat entschädigt. Hierauf teilte der König durch eine Grenzlinie Altofen in zwei Teile. Den grössern Teil behielt er als «königliche Stadt» für sich, der kleinere Teil verblieb dem Capitel. Dadurch hörten auch die Ansprüche des Letzteren auf die Schiffszölle der nach Ofen und Pest verkehrenden Schiffe auf und diese Städte wurden von einer vielbestrittenen Last befreit; nur der Hafenzoll musste auch fernerhin entrichtet werden. Der Schiffszoll zwischen Ofen und Pest bildete von ietzt ab wahrscheinlich ein Einkommen der königl. Schatzkammer.

Von 1355 bis 1382 wechselte König Ludwig seine Residenz meist zwischen Visegrád und Ofen, doch mit besonderer Bevorzugung des erstern; die Königin-Witwe Elisabeth blieb aber in Altofen. Während dieser Zeit herrschte im Allgemeinen Ruhe und friedliche Entwickelung in unserer Stadt; nur von einigen Missgeschicken wurde sie heimgesucht: im Jahre 1348 von der Pest (dem «schwarzen Tod»), im Jahre 1364 von schlechter Ernte und Hungersnot, dann von Ueberschwemmungen. Ofen behielt fortgesetzt die Oberhand, Pest war der königl. Residenzstadt untergeordnet; erst um das Jahr 1391 erhielt Pest das Privilegium eines Jahrmarktes. Den grössten Aufschwung gewann jedoch unsere Stadt durch den internationalen Handel und Verkehr, der unter König Ludwigs Regierung, dessen Herrschaft drei Meere berührte, in ihren Mauern sich kräftig entfaltete.

Die damalige Ofner Bürgerschaft beseelte ein merkantilischer Geist; die königl. Kammergrafen gingen zumeist aus diesen bürgerlichen Kreisen hervor, ebenso wählte der König aus ihrer Mitte die obersten Zoll- oder Dreissigst-Aufseher. Hand in Hand mit dem Aufblühen der Gewerbe und des Verkehrs ging die Entwickelung der Künste, namentlich der Architektur. König Ludwig war überhaupt ein grosser Freund und Beförderer des Städtewesens. Er regelte deren öffentliche Beziehungen, bestimmte den Schatzmeister (Tavernikus) zum Appellationsforum der Städte, ja unter seiner Regierung erhoben sich die Städte in die Reihe der Landesstände. So liess der König (20. März 1381) durch die Städte abgesondert den Heiratsvertrag bestätigen, der zwischen seiner Tochter Hedwig und dem österreichischen Herzoge Wilhelm zu Stande gekommen war. Ofen steht in den Unterschriften an erster Stelle; dann folgen Visegrád, Stuhlweissenburg, Kaschau, Trencsin. Agram, Tirnau, Pressburg und Oedenburg. Die Magnaten hatten den Vertrag schon früher unterzeichnet.

Die Wohltäterin von Altofen, die Königin-Witwe Elisabeth, starb am 29. December 1380 im Alter von über 80 Jahren, und wurde nach ihrem letzten Willen in der von ihr erbauten Kirche bei den Klarissinen begraben.

König Ludwig begünstigte namentlich den Orden der Pauliner, der unter Karl Robert in Ungarn entstand und sich hier entwickelte. Der Orden besass auf dem Gebiete von Ofen ein Kloster zum heil. Lorenz, dessen Ueberreste noch heute in der Nähe der «Schönen Schäferin» im weiten Tale zwischen dem Johannes- und dem Lindenberge in Ofen zu sehen sind. König Ludwig erwarb von den Venetianern die Reliquien des heil. Paul des Eremiten, und diese wurden am 14. November 1381 unter grosser Feierlichkeit in das St. Lorenz-Kloster übertragen. Der König verlieh den Paulinern überdies noch ein Haus in der Festung als Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr. Das Paulinerkloster zu St. Lorenz bildete aber bis zur Schlacht bei Mohács einen vielbesuchten Wallfahrtsort.

Am 11. September 1382 starb König Ludwig zu Tirnau und damit begann für Ungarn abermals eine Zeit innerer Verwirrungen und Unruhen, in denen unsere Stadt gleichfalls eine erhebliche Rolle spielte. Die Zeit von *Ludwig dem Ersten bis Mathias dem Ersten* behandelt das *fünfzehnte* Capitel unserer Vorlage.

Zwar die Ofner Bürger hätten in dieser drangvollen Periode am liebsten die bequeme Rolle des passiven Zuschauers gespielt; allein dies war für die Hauptstadt des Landes unmöglich. Die Königin Maria hatte hier ihre Residenz, ebenso deren Mutter Elisabeth, die von ihrer Schwiegermutter, der alten Königin-Witwe Elisabeth, deren Palast in Altofen geerbt hatte. In Ofen fand auch zu Anfang October 1385 die Vermählung der Königin Maria mit Sigismund von Brandenburg statt. Aber bald stellten die Ereignisse die Loyalität der Ofner auf eine harte Probe. Der Tronprätendent, der Neapoli-

taner Karl, erschien mit einem Heere vor der Stadt, welche Sigismund vorher verlassen hatte, um angeblich aus Böhmen Hilfe zu bringen. Doch die Angst der Ofner löste sich bald in Freude auf, als die feindlichen Parteien auf den Rath Gara's sich versöhnten und die beiden Königstöchter Maria und Hedwig den «kleinen» Karl in der goldenen Prunkkarosse in die Festung führten. Karl wurde zum König gekrönt, doch dauerte seine Herrschaft nur 38 Tage. Die zahlreichen Italiener in Ofen hofften schon die Wiederkehr der glücklichen Tage unter den Anjou's. Die Italiener waren unzweifelhaft als Geschäftsleute, namentlich in Geldsachen, an die Stelle der von Ludwig aus dem Lande vertriebenen Juden getreten. Das Vertrauen und gute Einvernehmen zwischen Karl und den Königinnen war nur ein scheinbares. Sie bewohnten zwar gemeinschaftlich den königlichen Palast in der Ofner Festung, aber Karl fühlte das Unhaltbare seiner Lage. Der schlaue Gara benützte des Königs geheucheltes Vertrauen, und so gelang es Forgács am 7. Februar 1386 dem Könige die tödtliche Wunde beizubringen. Die im Palaste und Hofe zerstreuten Italiener waren unbewaffnet; auf die Nachricht von dem blutigen Ereignisse mussten sie um ihre Waffen nach Hause eilen. Mittlerweile hatten Gara's bereit gehaltene Bewaffnete die Stadt und deren Basteien besetzt, so dass die Italiener nur auf die Flucht denken konnten. Ihre Häuser und Magazine wurden erbrochen und ausgeraubt.

Aber auch die Ofner Bürger mussten ihre Anhänglichkeit an König Karl hart büssen. Gara liess auch hier Raub und Mord frei walten. König Sigismund setzte übrigens noch geraume Zeit dieses Schreckensregiment fort. In Ofen wurde Korpadi im Jahre 1388 an den Schweif eines Rosses gebunden, geschleift und gevierteilt; hier erfolgte auf dem Georgsplatze im Jahre 1393 die Hinrichtung des Stefan Kont mit 32 seiner Genossen ohne richterlichen Urteilsspruch. Ofen erfuhr ausserdem die tyrannische Behandlung eines Gara, eines Stibor, eines Maróthy und anderer Gewaltmenschen Sigismunds, welche Ofen nicht als ein selbständiges Municipium, sondern als eine mit den Waffen besetzte Festung betrachteten. Ebenso Aergerniss erregend für die Bürgerschaft waren die Ausschweifungen des Königs, dessen gewalttätige Leidenschaften anderseits von solchen Schwächen begleitet waren, dass sie Verachtung hervorriefen. Namentlich des Königs stete Finanznot raubte ihm alles Ansehen, das durch die Niederlage bei Nikopolis (1396) wahrlich nicht gemehrt wurde. So gelangte die Oligarchie wieder zur Obermacht und sie nahm im Jahre 1401 den König gefangen und zwang ihn, seine fremden Beamten zu entlassen.

Im folgenden Jahre (1402) trat Karl des Kleinen Sohn, Ladislaus der Neapolitaner, als Tronprätendent auf. Ofen wurde dadurch abermals genötigt, eine politische Parteistellung einzunehmen. König Sigismund weilte wieder im Auslande; er war, wie stets, in Geldnot und verpfändete im November 1402 in Wien die Ofner Münzstätte gegen 8000 Goldgulden. Damals

ernannte er auch mit Zustimmung von 108 ungarischen Magnaten den österreichischen Herzog Albert zu seinem Nachfolger. Die Urkunde ist auch von den Städten Pressburg und Oedenburg unterschrieben, Ofen fehlt; doch steht der Name des Ofner Kastellans Zuber darunter. Ofen beharrte übrigens in Treue gegen Sigismund, dagegen erklärte sich Altofen für den Neapolitaner Ladislaus, und erst nach den Siegen des Grafen Stibor unterwarf es sich neuerdings dem Könige Sigismund. Doch auch in Ofen selbst gab es eine Bewegung gegen diesen König. Die Ofner Bürgerschaft wollte die drückende Oberherrschaft der Oligarchie, namentlich des königl. Burgvogtes, abschütteln.

Die Handwerker und deren Zünfte standen an der Spitze dieser Bewegung, welche auch gegen das Uebergewicht der reichen Patrizier gerichtet war. Sie hielten geheime bewaffnete Versammlungen, setzten den bisherigen Richter und die Geschworenen ab, und bestellten neue Functionäre, und zwar statt der zwölf Geschworenen wählten sie deren 36, grösstenteils einfache Handwerker. Es war also eine demokratische Erhebung, die bei Sigismund keine Unterstützung fand. Im December 1403 annullirte er die Neuerungen, und stellte den früheren Zustand wieder her. Richter in Ofen konnte nur ein vermöglicher Bürger werden, den Richter und die Geschworenen wählt die Bürgerschaft, aber der König oder der Tavernicus oder der Kastellan von Ofen bestätigt die Wahl. Versammlungen dürfen nur mit Vorwissen des Richters und der Geschworenen oder mit Erlaubniss der obigen königlichen Beamten abgehalten werden; bewaffnete Versammlungen sind gänzlich untersagt. Endlich befiehlt der König, dass die von den Aufständischen gewählten Richter und Geschworenen für alle Zeiten ihr passives Wahlrecht eingebüsst haben.

Die Ofner fügten sich diesen einschränkenden und strafenden Befehlen des Königs. Im Jahre 1405 schuf Sigismund für die Städte Ungarns ein Landesgesetz, welches jedoch für Ofen keinerlei Neuerung brachte. Allein um diese Zeit emancipirt sich Pest am linken Donauufer von der Oberhoheit der Ofner Festungsstadt. Wenigstens findet man, dass Pest im Jahre 1413 einen eigenen Richter und sechs Geschworene wählte. Der erste namentlich bekannte Pester Stadtrichter hiess Péntek, war also wahrscheinlich ein Ungar; in Ofen kommen als Richter im Jahre 1402 ebenfalls Ungarn vor, doch nur ausnahmsweise. Die überwiegende Mehrzahl derselben hat deutsche Familiennamen. Ofen hatte bekanntlich zwölf, Pest nur sechs Geschworene, war also eine Stadt mit nur «halbem» Magistrat.

Zu diesem Rechte gelangte Pest übrigens gleichfalls durch des Königs Geldverlegenheit. Sigismund hatte wieder einmal von den Ofnern 1000 Gulden Darlehen verlangt; diese konnten oder wollten das Geld nicht geben. Dafür legten die Pester den Betrag zusammen und überreichten ihn dem geldbedürftigen Könige als Geschenk. Zur Belohnung erhielt Pest das Recht

der freien Richterwahl und damit den Grundstein zu seiner municipalen Autonomie.

Ofen hob sich indessen immer mehr, es nahm zu an Wohlstand und Schönheit; im Verlaufe des 15. Jahrhunderts wurden hier zahlreiche Landtage abgehalten und ebenso fanden sich hier zahlreiche Besuche hervorragender Fremder am Königshofe ein. Im Jahre 1412 verweilte daselbst längere Zeit der Jagjellone Wladislaw, dann der König von Bosnien, ausserdem zwei österreichische und zwei bairische Herzoge, überhaupt neunzehn fremde Fürstlichkeiten mit Gefolge. So viele Gäste erschöpften die königliche Casse, so dass Sigismund genötigt war, noch im Herbste desselben Jahres die Zipser Städte seinem polnischen Gaste Wladislaw zu verpfänden. Die Beherbergung und Verpflegung waren ohne Zweifel eine Pflicht der Vorstädte von Ofen, Altofen und Pest, sowie der Geistlichkeit, gewiss eine schwere Last, aber dadurch verbreitete sich auch der Ruhm der Stadt von Frankreich bis Constantinopel.

Aus dem innern Leben Ofens haben wir ein interessantes Moment zu verzeichnen: die Nationalitätsfrage. Wie schon früher erzählt wurde, war die Einwohnerschaft der Ofner Festung anfangs fast ausschliesslich deutsch. Im Laufe der Zeit vermehrte sich aber daselbst auch das ungarische Volkselement. Schon um das Jahr 1390 gab es Streit zwischen der deutschen und der ungarischen Bürgerschaft. Die Kirche zu U. L. Frau in der Festung gehörte den Deutschen, welche forderten, dass diese Kirche als die Haupt- oder Pfarrkirche gelten solle. Die Magdalenenkirche war die Kirche der Ungarn und diese verlangten, dass ihre Kirche von der Kirche der Deutschen unabhängig sein solle. Dieses gelang ihnen auch im obgenannten Jahre, insofern die beiden Kirchen sich in das Territorium der Festungsstadt teilten. Schon diese Tatsache deutet darauf hin, dass das ungarische Element in Ofen einen beträchtlichen Teil der Einwohnerschaft ausmachte. Allein im Stadtregiment gewährten die deutschen Bürger den Ungarn keinen entsprechenden Anteil. Von 1390 bis 1440 findet man in der Liste der Richter von Ofen keinen ungarischen Namen. Die Richter heissen: Rabensteiner, Bernhauser, Siebenlinder, Uling, Gletzl, Hertl, Kanzler, Arnold, Rechberger, Stadler, Nadler, Holnauer. Nur zwei Ausnahmen finden sich vor: der Slave Markus Stojan (Stoyan) im Jahre 1395, und dann aus dem Jahre 1402 jene «demokratischen», der Fleischer Andreas (András) und der Kürschner Lorenz (Lőrincz), die wahrscheinlich Ungarn waren. Es ist deshalb wahrscheinlich, dass die «demokratische» Bewegung vom Jahre 1402 zugleich nationale Färbung hatte. Sie war nicht blos eine Reaction der Kleinbürger und Handwerker gegen das Patriziertum und erbeingesessene reiche Bürgertum, sondern zugleich die Opposition der in den Kreisen der kleineren Leute zahlreichen Ungarn gegen die das Stadtregiment beherrschenden Deutschen. Dieser Versuch misslang, König Sigismund stellte den frühern Zustand

wieder her, und es wurde von den deutschen Bürgern der germanisirte Czeche oder Dalmatiner Rauzan («Rauchan») zum Richter gewählt.

Unter den Geschworenen begegnet man jedoch schon vor 1410 ungarischen Namen. Dass übrigens nur Deutsche im Richteramte sassen und in der Geschwornenreihe die Ungarn auch blos eine bescheidene Minorität ausmachten, war im Einklange mit dem Ofner Stadtrechte, welches vorschreibt, dass der Stadtrichter sein musste «von deutscher art von allem seinem geschlächt, von allen sein vier annen». Unter den zwölf «Ratsherren» durften nur zwei Ungarn sein.

Das Verhältniss zwischen den Deutschen und Ungarn wurde indess mit jedem Jahre gespannter und brach im Jahre 1439 in offene Empörung aus, als der Habsburger Albert die ungarische Krone trug und in Ofen ein Landtag aus Anlass der drohenden Türkengefahr abgehalten wurde. Der Adel war schon an sich erzürnt über den König, weil dieser zu viel im Ausland verweilte, wo er freilich Geld und Truppen warb zur Verteidigung Ungarns. Auch sollen die Deutschen durch hochmütiges Benehmen die ohnehin erregten Gemüter noch mehr gereizt haben. So brachte im Frühjahre 1439 ein sensationelles, wahrscheinlich zufälliges Ereigniss den drohenden Sturm zum Ausbruche.

Unter der Ofner ungarischen Bürgerschaft befand sich ein allgemein geachteter Mann, Johann Ötvös («der Goldarbeiter» «Aurifaber»), der von den Deutschen sehr gefürchtet oder gehasst wurde. Derselbe verschwand und Niemand wusste wohin. Nach einer Woche vergeblichen Suchens fand man seinen Leichnam am Ufer der Donau und es stellte sich (nach Berichten von Thuróczy und Bonfinius) heraus, dass derselbe erstlich misshandelt und verwundet und vielleicht ermordet worden war, hierauf band man ihm Steine um den Hals und warf die Leiche in die Donau. Der Strick scheint jedoch sich losgelöst zu haben, und so kam der Todte an die Oberfläche.

Wer diesen Tod verschuldet, konnte Niemand bestimmen; ob es ein Werk der Rache oder ein gemeiner Raubmord war, hätte vielleicht eine unparteiische Untersuchung ergeben. Allein dazu kam es in diesen aufgeregten Tagen nicht. Den Ofner Ungarn und dem versammelten Adel war es kein Zweifel, dass Ötvös von den Deutschen ermordet worden sei. Die Söldner stürzten auf die Wohnungen der Deutschen, von denen Viele im königlichen Schlosse Zuflucht suchten, andere verrammelten ihre Tore. Doch nützte das wenig. Die erboste oder aufgestachelte Menge erbrach die Tore, tödtete die Bewohner und plünderte deren Häuser und Magazine. Auch ein Teil des königl. Kriegsschatzes, sechstausend Goldgulden, fielen den Plünderern zur Beute. Die Versuche zur Wiederherstellung der Ruhe waren vergeblich; die wilde Rotte raubte und wütete, so lange noch ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Raubsucht vorhanden war.

König Albert erliess nach diesem Tumult die Vorschrift, dass in Ofen

das Richteramt in jedem Jahre abwechselnd von einem Deutschen und von einem Ungarn bekleidet werde und die eine Hälfte der Ratsherren Deutsche, die andere Ungarn sein sollen. So wurde es denn in der Zukunft gehalten. Interessant ist es, dass einzelne deutsche Familien schon damals ihre Namen magyarisirten. Der Ofner Stadtrichter war im Jahre 1435 Peter Onwein, derselbe Mann bekleidete das Richteramt im Jahre 1445 wieder, doch nennt er sich jetzt auch schon «Bornemissa», und sein Sohn Emerich schreibt sich nur mit letzterem Namen.

König Albert starb schon am 27. October 1439. Die Königswahl spaltete das Reich in zwei Parteien: die eine wählte Wladislaw von Polen, die andere den Sohn Alberts, Ladislaus, der sich noch im Säuglingsalter befand. Die letztere Partei, auch die «deutsche» genannt, war im Besitze der Krone und der festen Städte Gran, Visegrád, Ofen und Stuhlweissenburg, und es wurde das Kind Ladislaus denn auch am 15. Mai 1440 zu Stuhlweissenburg vom Graner Erzbischofe Dionysius Széchy zum König von Ungarn gekrönt. Die Ofner waren dem königlichen Kinde und seiner Mutter sehr anhänglich, und viele vornehme Bürger Ofens gaben der Königin das Geleite bis nach Wien. Der Ofner Stadtrichter Michael Nadler war der Königin Vertrauter; er hatte auch die ungarische Krone und die übrigen Königsjuwelen in seiner Verwahrung und verpfändete diese bei Eyzinger in Wien um 2500 Ducaten.

Während aber die Ofner Deutschen zu dem Habsburger Ladislaus standen, waren ihre ungarischen Mitbürger Anhänger der Jagjellonen Wladislaw. Den neuen Ausbruch von Feindseligkeiten unter der Bürgerschaft verhinderte jedoch das ebenso besonnene wie energische Auftreten des damaligen Palatins, Laurenz Hédervàry, der zugleich die Burgvogtei von Ofen in Händen hatte. Um so leidenschaftlicher war der damalige Erlauer Bischof, Simon Rozgonyi, der eifrigste Parteigänger Wladislaws; der kriegerische Bischof erschien mit seinem Banderium unerwartet vor Ofen und brachte durch Ueberrumpelung diese wichtige Stadt und Festung in seine Gewalt. Wer jetzt gegen Wladislaw auch nur die geringste unehrerbietige Aeusserung wagte, wurde von den Leuten des Bischofs unbarmherzig niedergemetzelt. Unter solchem Drucke fanden es die Ofner geraten, dem Bischofe und seinen Leuten mit aller Deferenz entgegen zu kommen. An dem Tage der Krönung des Säuglings Ladislaus gieng die Hauptstadt des Landes für denselben verloren. Ofen hatte jetzt zwei Herren: in der Königsburg den Palatin, in der Stadt den Bischof Simon Rozgonyi. König Wladislaw brach am 17. Mai von Erlau auf, und zog in langsamen Märschen gegen Pest, wo er mit seinem Heere längere Zeit verweilte. Am 22. Mai hielt dann der König in Ofen seinen glänzenden Einzug. Diese Occupation Ofens übte auf die Landstände grossen Einfluss, von allen Seiten strömten sie zur Huldigung herbei, darunter auch der siegreiche Held Johann Hunyady. Auf dem Landtage geschah

dann die förmliche Wahl Wladislaws und hierauf die Krönung in Stuhlweissenburg, bei welcher nach altem Herkommen auch die Ofner Bürger wieder als bewaffnete Wächter der Landes-Standarte teilnahmen. Dies geschah am 17. Juli 1440; zwei Monate vorher hatten die Ofner bei dem Kinde Ladislaus dieselben Ehrendienste verrichtet. Viele Grosse, darunter der Graner Erzbischof, Dionysius Széchy, waren in dem gleichen Falle; aber deren Anhänglichkeit an den Jagjellonen war nur eine erzwungene, und bald brach der Parteien-Streit von Neuem in heftiger Weise aus.

Der Kastellan von Komorn und Gran, Thomas Széchy, ein Bruder des Erzbischofs, kam mit einer beträchtlichen Heeresmacht verwüstend vor Ofen, wo König Wladislaw residirte; die Umgebung der Stadt, unter anderem die blühende Vorstadt Héviz (in der Gegend des heutigen Kaiserbades) wurde ausgeplündert und in Brand gesteckt. König Wladislaw wagte nicht, den Angreifern im offenen Kampfe entgegen zu treten; er musste sich begnügen, die Festung in möglichsten Verteidigungszustand zu bringen. Széchy scheint jedoch eine förmliche Belagerung nicht beabsichtigt zu haben, oder er war hiezu unvorbereitet. Nach seinem Abzuge rückte der König vor die Mauern von Gran, die er mit Kanonen beschiessen liess. Darauf bat der Erzbischof um Frieden und erhielt ihn.

Im Februar 1444 war Ofen Zeuge des triumphalen Einzuges Wladislaw I. und seines siegreichen Heeres; allein im selben Jahre erfolgte auch die unglückliche Schlacht bei Varna, in welcher der König sein Leben verlor und Johann Hunyady in Gefangenschaft geriet. Da erfasste Niedergeschlagenheit und Bangigkeit die ganze Nation. In Ofen war der Palatin Laurenz Hédervári zurückgeblieben, und er behielt das Amt eines königl. Burgvogtes auch nach dem Landtagsbeschlusse von 1446, demzufolge die Städte, in denen Burgcapitäne eine Besatzung unterhielten, noch während der Landtagsdauer von dieser Garnison befreit werden sollten, damit die Städte selber nach alter Gepflogenheit für ihre Verteidigung Sorge tragen. Dem Gubernator (Johann Hunyady) sollen jedoch alle königlichen Städte und Schlösser oder Besitzungen zu seinem Aufenthalte geöffnet sein.

Bald darauf starb der Palatin Laurenz Hédervári und dessen Sohn Emerich, Ban von Macsó, setzte sich gewaltsamer Weise in den Besitz von Ofen; der Landtag von 1447 befreite jedoch die Stadt aus den Händen des Usurpators, der sie auch ohne Widerstand dem Gubernator überantwortete. Von da an bis 1452 blieb Ofen unter dem Befehle des Landes-Obercapitäns Hunyady; seit 1452 erhielten die Festungen besondere Capitäne, ja man bestellte sogar in der Regel zwei solcher Capitäne für eine Burg oder Festung. Im Jahre 1455 übergab Johann Hunyady dem Könige Ladislaus V. die königlichen Burgen und vor Allen auch Ofen, obgleich Hunyady mit des Königs Einwilligung die Oberkapitäns-Gewalt noch fernerhin beibehielt, namentlich in Bezug auf die befestigten Plätze. König Ladislaus hielt im

Februar 1456 seinen feierlichen Einzug in die Ofner Burg, in deren altem Königsschlosse lang entbehrte Freudenfeste veranstaltet wurden.

Bald aber rief die drohende Türkengefahr wieder zur Erfüllung ernster Pflichten. Sultan Mohammed hatte geschworen, binnen zwei Monaten in der Ofner Königsburg sein Gastmahl halten zu wollen. Die Nachricht scheint auf den König und dessen Umgebung besonders eingewirkt zu haben; denn Ladislaus floh heimlich bei Nacht in Begleitung seines Oheims Ulrich v. Cilly aus Ofen nach Wien. Zahlreiche Magnaten folgten diesem bösen Beispiele, selbst die Ofner Besatzung zerstreute sich und von den bewaffneten Bürgern suchten gleichfalls zahlreiche ihr Heil in schleuniger Flucht. Zwei Wochen standen die königliche Burg sowie die Mauern und Tore der Stadt in Ofen ohne Bewachung.

Der Freudennachricht von dem glänzenden Siege Hunyady's bei Belgrad (22. Juli 1456) folgte bald die Trauerbotschaft von dem Tode des Helden und seines Freundes und Kampfgenossen, des Franziskanermönches Johannes Capistranus, und wenige Monate nachher, am 16. März 1457 mussten die Richter und Ratsherren von Ofen an dem Sohne des Helden, an dem Jünglinge Ladislaus Hunyady das Todesurteil vollstrecken. Die Ofner standen damals überhaupt unter dem Terrorismus einer gewalttätigen zügellosen Soldateska. Zudem wüteten ansteckende Krankheiten, so dass die Stadt bald einem ungeheuren Spitale glich. Die Epidemie raffte namentlich unter den Söldnern ihre meisten Opfer dahin; an manchen Tagen wurden 25 Soldaten in ein gemeinsames Grab eingescharrt. Aber auch unter den Herren und Bürgern hielt der Tod reiche Ernte.

Als drittes Uebel gesellte sich das Elend hinzu; die verwandte Trias: Krieg, Krankheit und Hungersnot, decimirte die Bevölkerung, und in der ehedem blühenden Königsstadt war jetzt Kummer und Not zu Hause. Die Hinrichtung des Ladislaus Hunyady machte allenthalben üblen Eindruck, ja am folgenden Sonntage nach der Tat hielt der Pleban in Pest eine Predigt, in welcher er der öffentlichen Teilnahme für das Opfer und dem allgemeinen Missfallen gegen die blutige Tat ungescheuten Ausdruck verlieh. Der König verliess auch mehrere Tage hindurch seinen Palast nicht, ja es erging ein öffentlicher Befehl, dass seinen Kopf verwirkt, es sei Mann oder Weib, wer den Tod des Wojwodensohnes Ladislaus Hunyady auch nur zu erwähnen wagt.

Bekanntlich brach noch im Jahre 1457 in den östlichen und südlichen Teilen des Landes eine offene Empörung gegen den König aus, der mittlerweile nach Oesterreich und Böhmen abgereist war, da er sich augenscheinlich in Ofen nicht mehr sicher fühlte. Ofen blieb in Händen des Palatins Ladislaus Gara. Dieser besass die Stadt auch noch zu Anfang des Jahres 1458, als die Landstände schaarenweise nach Ofen und Pest zur Königswahl herbeieilten. Ofen musste unter Gara's Befehl auf deutscher Seite stehen und

gegen die Hunyady Partei nehmen; das ungarische Pest hingegen als offene Stadt ebenso willenlos dem Gebote Michael Szilágyi's, des Hauptes der Partei Hunyady, und seinen zwanzigtausend Bewaffneten Folge leisten.

Es war Sitte, dass bei den Landtagen die Magnaten in Ofen Rat hielten und unter sich die Frage entschieden, während die Massen des niedern Adels in Pest und Umgebung eingelagert worden. Jetzt war die Mehrzahl der Magnaten gegen die Partei Hunyady und der Troncandidatur des Kaisers Friedrich zugeneigt; man nannte sie darum auch die «deutsche Partei». Der niedere Adel unter Szilágyi's Commando forderte dagegen entschieden die Erhebung des Mathias Hunyady auf den ungarischen Königstron. Die Trennung der beiden Parteien wurde auch durch die Elemente gefördert. Die Landstände tagten mitten im Winter, der Eisgang auf der Donau hinderte jeden Verkehr zwischen Ofen und Pest. Um so ungestörter konnte Szilágyi seine Agitationen betreiben. Er liess am Pester Ufer Galgen aufrichten, ob zur Einschüchterung der politischen Gegner oder zur Abschreckung des zahlreich zusammengelaufenen Raub- und Diebsgesindels (wie Prof. Salamon annimmt), mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war Szilágyi der Mann dazu, jede Drohung wahr zu machen.

Als endlich der Eisstoss stille stand und den Verkehr gestattete, erschienen die Ofner Herren am 22. Jänner in Pest zu gemeinsamer Beratung, welche von Seite der massgebenden Parteiführer an geschlossenem Orte stattfand. Unterdessen waren in Pest und auf dem Rákos 40,000 Edelleute versammelt nebst zahlreichem Volke. Diese Menge liess mit lautem Rufe Mathias als König von Ungarn hochleben. Drei Tage dauerten die Conferenzen, und am dritten Tage einigten sich die Herren in der Tronerhebung des Mathias Hunyady. Kaum war dieser Beschluss bekannt geworden, so ertönten die Kirchenglocken und es wurde der Lobgesang «Te Deum» angestimmt. Aus tausend Kehlen erscholl nun der Freudenruf, und es mochte ein überwältigender Eindruck gewesen sein, als diese vielköpfige Menge Lobhymnen singend in Prozessionen die Strassen durchzog. Weithin leuchtende Freudenfeuer erhellten die Nacht; Eilboten flogen nach allen Richtungen, um die Nachricht zu verkünden; des Jubels und der Begeisterung war kein Ende. Und mit Recht. Der 24. Jänner 1458 war einer der glücklichsten Tage in der Geschichte Ungarns. «Es war ein blindes Glück», bemerkt Professor Salamon, «dass der gewählte Knabe, von dem Niemand mit Sicherheit wissen konnte, was für ein König aus ihm werden würde, eine Zierde seiner Zeit und seiner Nation und einer der grössten Wohltäter des Vaterlandes geworden ist. Er sicherte dem Lande einen dreissigjährigen inneren Frieden, Ruhe und Fortschritt; und beförderte insbesondere die Hauptfactoren der Industrie und des Handels, nämlich die Städte.»

Pest, welches der erste Zeuge und ein werktätiger Gehilfe der Erhebung Mathias' gewesen, erfuhr später auch die besondere Gunst des Königs,

den die Geschichte «den Gerechten» nennt. Erst unter seiner Regierung wurde Pest zum Range der eigentlichen königlichen Städte erhoben.

Was Mathias der Gerechte für unsere Hauptstadt getan, und wie unter seinem Regime die drei damaligen Städte sich materiell und geistig entwickelt haben, das berichtet Prof. SALAMON in dem letzten Drittel des zweiten Bandes. Wir werden diesem Abschnitte der Geschichte unserer Hauptstadt einen besonderen, den vorläufig abschliessenden Artikel widmen.

Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

DER UNGARISCHE FAUST.

I.

Die neueren Forschungen über die Faustsage haben dargetan, dass ein grosser Bestandteil der von diesem oder einem anderen Magier der mittleren und neueren Zeiten erzählten Zauberwerke und magischen Künste auf uralte Quellen zurückgeht und erst allmählig im Laufe der Zeit auf die eine oder andere mehr oder weniger historische Gestalt übertragen wurde, — und ferner, dass beinahe jede Nation eine Gestalt geschaffen hat, welche sie zum Träger dieser in unbewusster Tradition erhaltenen oder mit Bewusstsein entlehnten Geschichten macht. Eine solche Gestalt ist in Ungarn der Debrecziner Professor der Naturwissenschaften, Stefan Hatvani. Schon während seines Lebens mag die zu Scherzen aller Art leicht aufgelegte Studentenschaft und das leichtgläubige Volk in dem gelehrten und aufgeklärten, vielleicht auch etwas sonderlichen und excentrischen Manne einen Verbündeten böser Mächte erkannt haben; — doch fehlen uns hierüber verlässliche Daten. Gewiss ist, dass er nach seinem Tode als Zauberer und Magier betrachtet wurde, auf den die abergläubige Menge allerlei diabolische Geschichten übertrug, welche auf den ersten Blick als älteren Quellen entlehnt zu erkennen sind. Die Wissenschaft selbst hat sich mit Hatvani erst in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts eingehender zu beschäftigen angefangen. Im Jahre 1871 erschien die erste kurze, aber aus den besten Quellen geschöpfte und daher verlässliche Biographie des ausgezeichneten Mannes von Emerich Révész [1] und im folgenden Jahre wurden in derselben Zeitschrift die autobiographischen Notizen Stef. Hatvani's aus den Jahren 1746—1748 [2] und die ersten Aufzeichnungen Hatvani'scher Geschichten [3]

[1] *Vasarnapi Ujsag* (Sonntags-Zeitung), den 5. Febr. 1871, Nr. 6.

[2] Herausgegeben von Béla Milesz, das., den 12. und 19. Mai 1872, Nr. 19 und 20.

[3] Herausgegeben von Stefan Szilágyi, das., den 31. März, 7. und 14. April 1872, Nr. 13—15.

veröffentlicht. Hierauf folgte die von köstlichem Humor erfüllte novellistische Darstellung M. Jókai's, nachdem Johann Arany schon im Jahre 1855 ein Abenteuer Hatvani's dichterisch bearbeitet hatte. Heute ist selbstverständlich Hatvani in ganz Ungarn viel bekannter, als er dies während seines an Mühen und Verdiensten reichen Lebens gewesen.



Im Folgenden sollen nun, als bescheidener Beitrag zur internationalen Faust-Literatur, die auf Hatvani bezüglichen Geschichten auch dem Auslande bekannt gemacht werden, wobei es wohl allgemeine Billigung finden dürfte, wenn ich, wenigstens in kurzen Zügen, mit Benützung der bisherigen noch immer recht lückenhaften Darstellungen, das historische Bild des Mannes vorausschicke, den die Tradition teils mit teils ohne

Bewusstsein zum ungarischen Verbündeten des Teufels gemacht hat. Verdient doch der ausgezeichnete Mann auch ausser diesem seinem Bezug zur Faustsage weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus gekannt und gewürdigt zu werden.

Stefan Hatvani von Ér-Hatvan wurde am 21. November 1718 in Rimaszombat als Sprosse einer adeligen Familie geboren. Auf seinen Adel war er auch stets stolz und pflegte denselben besonders im Auslande zu betonen. Nachdem er die Elementarschulen u. das Gymnasium in seiner Vaterstadt und in Losoncz, Kecskemét und Komorn absolvirt hatte, kam er im J. 1738 nach Debreczin, um auf dieser berühmten reformirten Hochschule Theologie zu studieren, konnte seine Studien aber in Folge der Pest erst 1741 beginnen. Die Zeit von 1738—1741 verlebte er als Hauslehrer in Losoncz. Als er seine Studien am 12. October 1745 mit dem besten Erfolge vollendet hatte und einige Zeit auch als «Præceptor» der jüngeren Schüler tätig gewesen war, ging er, wie die meisten protestantischen Theologen des vorigen und noch des gegenwärtigen Jahrhunderts, zur Vollendung seiner fachwissenschaftlichen und allgemeinen Bildung ins Ausland und zwar Hatvani im J. 1746 auf die Universität Basel, wo er den 12. Mai anlangte.

Hier in Basel erwarb er zwar das Doctorat der Theologie (12. Mai 1747) und wurde (23. Mai 1747) zum Seelsorger geweiht; doch nicht diese, sondern die Medizin war es, der er sich während seines Aufenthaltes in der Schweiz mit dem grössten Eifer und Erfolge gewidmet hatte. Am 9. April 1748 wurde er zum Doctor der Medizin promovirt, auf Grund einer wissenschaftlichen Abhandlung *Ueber die Diagnose der Krankheiten aus den Gesichtszügen.**

In Basel hatte sich Hatvani dergestalt die Anerkennung der gelehrten Kreise erworben, dass dieselben ihn, den jungen Ausländer, in Vorschlag brachten, als in Marburg eine erledigte Professur zu besetzen war. Da ihn jedoch gleichzeitig das Collegium zu Debreczin als Professor der Mathematik und Philosophie berief, entschloss sich Hatvani, wie er selbst sagte: «das bescheidene Loos höher schätzend als die glänzende Stellung», für dieses letztere Amt, wobei sein warmer Patriotismus und sein begeisterter Protestantismus den Ausschlag gaben. Auch hoffte er durch seinen Entschluss, wie er hinzufügte, «der zu Boden getretenen ungarischen protestantischen Kirche nützen zu können, welche damals ihre Seelsorger, Lehrer und gebildeten Gläubigen zum grössten Teil eben von der Debrecziner Hochschule erhielt.»

Bevor er jedoch heimkehrte, besuchte Hatvani (25. April 1748) noch das

* *De aestimatione morborum ex facie.* Basil. 1748. — Schon ein Jahr vorher war von ihm erschienen: *Locorum communium et controversiarum animadversiones theologico-criticae,* Debrecz., 1747, dessen vermehrte Bearbeitung im *Museum Helveticum* (Bd. II. und III.), gleichzeitig mit Hatvani's Grabreden auf seine Debrecziner Professoren Georg Maróthi und Michael Szathmáry, veröffentlicht wurde.

gelehrte Holland, um dessen berühmte Lehranstalten und Professoren kennen zu lernen. Auch hier errang er sich in kurzer Zeit in dem Maasse die Anerkennung der Gelehrten und Professoren, dass ihm ein Lehrstuhl der Theologie in Leyden angeboten wurde. Aber auch diesem verlockenden Rufe gegenüber verhielt er sich ablehnend, «da er die heimische protestantische Kirche selbst in ihrer gegenwärtigen traurigen Lage und das bescheiden dotirte Lehramt in seinem Vaterlande mehr liebte, als Hollands blühende Freiheit und einträgliche Lehrstühle.»

Aus dem Auslande (über Hamburg, Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Breslau und Wien) am 24. December 1748 heimgekehrt, begann er 1749 seine Wirksamkeit als Professor der Mathematik und Philosophie am Collegium zu Debreczin,[1] dem er nun 37 Jahre hindurch angehörte. Rastloser Fleiss und seltener Erfolg zieren Hatvani's Lehrer-Laufbahn: zahlreiche tüchtige Aerzte und Techniker priesen als dankbare Schüler den Eifer und die Gelehrsamkeit des bald zu weitem Rufe gelangten Mannes.

Jedoch nicht blos als Lehrer, auch als Prediger war Hatvani tätig und dieser letzteren Wirksamkeit entstammte sein ungarisch geschriebenes Buch: «Anleitung zum heiligen Abendmahl»,[2] welches 1760 in Basel, jedoch ohne den Namen des Verfassers, erschien. Noch grösser war seine ärztliche Wirksamkeit, welche sich bei Weitem nicht auf Debreczin beschränkte, da er auch oft nach ferner gelegenen Orten berufen wurde oder Kranke aus allen Gegenden des Landes ihn aufsuchten. Als Arzt war Hatvani zugleich Inspector der Debrecziner Apotheken, welche Stellung er oft benützte, um chemische und physikalische Experimente anzustellen, welche von seinen Landsleuten nicht wenig bewundert wurden. Auch die Astronomie fesselte und beschäftigte den vielseitigen Mann. So war er es, der im Jahre 1757 die geographische Lage Debreczins auf astronomischem Wege bestimmte; auch die Bahn des Kometen, der im August 1769 die Menschen mit abergläubischer Furcht erfüllte, und das grossartige Nordlicht vom 18. Januar 1770 hat er gründlich studirt und die Ergebnisse seiner Forschungen in den gelehrten Zeitschriften des Auslandes veröffentlicht. Durch diese Arbeiten hat sich Hatvani auch im Auslande einen bedeutenden Namen erworben, und dies um so mehr, da er ausser diesen zerstreuten Journal-Beiträgen eine reiche und nach dem Maasse der Zeit wertvolle literarische Wirksamkeit in lateinischer Sprache entfaltete.

So schrieb er während seines Baseler Aufenthaltes ein Werk, in welchem er «das Recht der Fürsten über den Glauben und das Gewissen der Bürger» behandelte, doch erschien dasselbe erst 1757, ohne den Namen des

[1] Und zwar am 17. Januar mit einer Rede über den Nutzen der Mathematik auf dem Felde der Theologie *(De matheseos utilitate in theologia).*

[2] *Az úri szent vacsoráva megtanitó könyvecske.* Basel, 1760. 351 Seiten.

Verfassers,[1] mit einer 1754 in Debreczin gehaltenen Rede «über den grossen Nutzen der Philosophie auf dem Felde der Theologie». Der Verfasser erweist sich in beiden Schriften als freisinniger, aber zugleich den Standpunkt der Bibel strenge inne haltender Theologe, der die Freiheit und Wissenschaft nicht zur Vernichtung, sondern zur Verteidigung seiner geliebten Kirche zu verwenden bestrebt ist. In demselben Jahre 1757 erschien in Debreczin das Handbuch der Philosophie, welches Hatvani für seine Schüler verfasste,[2] und 1777 in Wien sein Werk «über die Grosswardeiner Quellen in physikalischer und medizinischer Beziehung».[3] Dies Buch, in welchem er auch das in der Umgebung Debreczins sehr häufige Natrum eingehend behandelt, erschien auf Anregung und unter Vermittlung Kollárs, des gelehrten Directors der kaiserlichen Bibliothek, mit dem Hatvani, wie auch mit dem berühmten Wiener Astronomen Max Hell, die Bande intimer Freundschaft verknüpften. Ausserdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Schriften,[4] selbständig und in ausländischen Zeitschriften, und hinterliess handschriftlich mehrere theologische Arbeiten, welche, wie es scheint, in Verlust geraten sind.

Die Zeit, welche Hatvani als Professor in Debreczin verlebte, ist eine der traurigsten Epochen in der Geschichte der protestantischen Kirche in Ungarn. Hatvani ruft selbst einmal aus: «O Herr! wie lange zürnst du noch deinem Sion und wann wirst du dich endlich seiner zersprengten Mauern erbarmen!» und noch am Schlusse seines Lebens konnte er sagen: «Beinahe von dem ersten Tage meines Debrecziner Aufenthaltes an haben wir mit mehreren Collegen die Tage und die Nächte in fortwährender Trauer und Klage mit Angst und Zittern verbracht.» Endlich nahten bessere Tage. Kaiser Josef II. verordnete im Jahre 1781 selbst, dass die Protestanten über ihre Gravamina verhört würden, und die Debrecziner Reformirten delegirten den Professor Stefan Hatvani und den vielseitig gebildeten Richter Ludwig Domokos als ihre Vertreter. Die Verhandlungen zogen sich wohl gar sehr in die Länge, aber die Lage der Kirche wurde doch eine friedlichere und gesichertere.

Leider sollte sich Hatvani, der nun sein sechzigstes Jahr bereits überschritten hatte, der günstigeren Verhältnisse nicht erfreuen dürfen. Schon

[1] *De jure summorum imperantium in religionem et cnoscientiam civium commentatio.*

[2] *Introductio ad principia philosophiae solidioris*, Debreczin, 1757, 304 S.

[3] *Thermae Varadinenses examini physico et medico subjecta una cum illarum usu salutari.* Im Anhange die Abhandlung: *De Nitro Saponario Debrecinensi.* Viennae, 1777, 203 S.

[4] So noch ein Jahr vor seinem Tode die Untersuchung: *Modesta disquisitio, num in philosophia eadem doctrinae capita in scholis catholicis, augustanis ac reformatis salva religione doceri possit*, Viennae, 1785, 68 S.

seit Jahren waren im reformirten Districte jenseits der Theiss zwischen Geistlichen und Weltlichen erbitterte Zwistigkeiten ausgebrochen, in welchen Hatvani, und zwar auf Seite der Geistlichen und Lehrer, eine hervorragende Rolle spielte. Er klagte die reichen Weltlichen des Indifferentismus und der Kargheit an und forderte von ihnen eine würdige und befriedigende Dotirung und Versorgung der Geistlichen und Lehrer. Er wagte in diesem Kampfe sogar auf die anglikanische Kirche hinzuweisen, «deren Erzbischöfe und Bischöfe Mitglieder des grossen Parlamentes sind.» Im Zusammenhange dieser Zwistigkeiten schuf die über die geistliche Partei erbitterte weltliche Majorität im J. 1781 für das Debrecziner Collegium eine neue Lehrordnung, welche, nach Hatvani's subjectiver Ueberzeugung, seine äusserste Erniedrigung bezweckte. In Folge dessen resignirte er auf seinen Lehrstuhl. «Ich weiss nicht», schrieb er dem Obercurator, «womit ich es nach 33jährigem Dienste verschuldet habe, dass mir nun in dieser Weise zu verstehen gegeben wird, dass man weder mich, noch meine Dienste weiter wünsche. Jedermann weiss, dass ich diese Stelle niemals verlangt, mich um dieselbe niemals beworben habe . . . Nie habe ich weder mich, noch meine Dienste irgend Jemand aufgedrängt; ich tue dies auch jetzt nicht. Ich hoffe, Gott werde in Zukunft nach seiner Gnade für mich sorgen und nur von ihm erwarte ich meine Belohnung.» Der District suchte zwar Hatvani, obzwar in kühler Weise, zu trösten und versicherte ihn, dass es auf seine Beleidigung nicht abgesehen war. So setzte denn Hatvani, dessen Wünsche zu einem sehr geringen Teile Beachtung gefunden hatten, seine Lehrtätigkeit noch einige Jahre fort, aber Kummer und Schmerz verliessen ihn nicht wieder. Anfang 1786 trat er von seinem Amt definitiv zurück und starb am 16. November desselben Jahres, 68 Jahre alt. «Die grenzenlose uneigennützige Sorge für das Wohl seines Nächsten und die damit verbundene Menschenliebe werden diesen Gelehrten im Auge des unbefangenen Patrioten immer verehrungswürdig machen», schreibt ein Freund des Verstorbenen, unmittelbar nach dem Tode Hatvani's.[1]

Hatvani war (seit 30. Juli 1749) mit Marie Csatári verheiratet. Von seinen zehn Kindern überlebten ihn zwei Söhne, Paul und Stefan, und zwei Töchter, Marie und Julianne. Welchen Eindruck das Schicksal des Vaters auf die Familie Hatvani's machen mochte, ist wohl am besten aus der Tatsache ersichtlich, dass der jüngere Stefan Hatvani,[2] der sich durch mehrere

[1] *Ungarische Staats- und Gelehrtennachrichten.* Ofen, 1787, Nr. 25, S. 219, wo zugleich auf *Act. Erudit. Lips.* 1751, II, 189, *Mus. Helvet.* II, 8, und *Neugelehrt. Europa* XII, 851 verwiesen wird. — Die in den «Ung. Nachrichten» mitgeteilte Grabschrift Hatvani's ist falsch; die richtige Inschrift findet sich bei Weszprémi, *Medicorum Hung. et Transilv. Biographia,* III. p. 494.

[2] Beide Söhne Hatvani's waren literarisch tätig. Paul, Gerichtstafel-Beisitzer des Biharer und Szabolcser Comitates, veröffentlichte zwei Bücher: *Némely följegy-*

lateinische Werke ebenfalls einen Namen gemacht hat, den Glauben seiner Väter verliess und am 30. April 1807 zum Katholizismus übertrat.

Hatvani's Porträt, das den gelehrten Professor in seinem 36. Lebensjahre vergegenwärtigt, befindet sich in der Bibliothek des Debrecziner Collegiums. Unser Bild ist eine getreue Copie desselben, jedoch ohne den Hintergrund, der eine Reihe von Folianten, einen Todtenkopf und eine Bibel, ein Kreuz und einen Kelch, die Symbole der gelehrten Wirksamkeit Hatvani's, darstellt.

Schon aus diesen wenigen Daten ist ersichtlich, dass Hatvani als Gelehrter und Lehrer, als Patriot und Protestant eine hervorragende Erscheinung, eine der bedeutendsten Gestalten in der Literatur- und Culturgeschichte seiner Zeit war. Seine naturwissenschaftliche Bildung und sein freier Protestantismus hat ihn, den die Beschränktheit seiner Zeit zu einem Helden des Aberglaubens gemacht hat, jedem Aberglauben gegenüber gefeit. Es ist charakteristisch für den 18jähr. Studenten, der sich 1746 auf die Universität Basel begibt, um sich dort, ohne der Theologie Valet zu sagen, den Naturwissenschaften zu widmen, dass er auf seiner Reise, über welche uns, wie bemerkt, autobiographische Daten vorliegen, gerade abergläubische und naturwissenschaftliche Erfahrungen in sein Notizbuch einträgt. So zeigt man ihm in Straubing ein Christusbild, das Blut schwitzt, wenn die Sonne darauf scheint, — er erkennt aber sofort, dass hier der Firniss im Dienste des Aberglaubens ausgebeutet wird; — und in Regensburg erzählt man ihm, dass sich ein Jäger drei Finger von der Hand geschossen hätte, welche ihm aber in Folge eines Gebetes vor einem Crucifix des Domes wieder sofort angewachsen wären, — was er mit einem grossen Ausrufungszeichen ad acta nimmt.

zésre méltó történetek (Einige der Aufzeichnung würdige Geschichten), Kaschau 1796, 290 S. und eine ungarische Uebersetzung der Plutarch'schen Schrift über die Erziehung (*Cheronbeli Plutarchnak a gyermekek neveléséröl irott könyve*, 1795). — Stephan, Notar des Biharer Comitates, übersetzte das 1771 erschienene Gebler'sche Drama in fünf Acten «Clementine oder das Testament» (*Klementina avagy a testamentom*, Pest, 1790, 94 S.) und das Holberg'sche Lustspiel «Das arabische Pulver» und ein Lustspiel von Hunnius «Der Taubstumme» (*Theatrumra alkalmaztatott s válogatva összeszedett munkák* d. h. ausgewählte dramatische Schriften, I. Teil, Pest 1793, 155 S. Die Handlung der Stücke ist auf ungarischen Boden übertragen.) Ferner veröffentlichte er in ungarischer Sprache ein Bändchen «Fabeln» (*Mesék*, Debr. 1799, 104 S., neue Ausgabe, Grossward., 1819, 108 S.) und eine französische Gelegenheitsschrift: *Essai des sentimens sur l'arrivée de son Altesse l'Archiduchesse Marie Beatrice d'Este.* Grandwardin, 1809, 6 S. Endlich erschienen von ihm in lateinischer Sprache: *Spicilegium historiae antiquae universalis, collegit H. St. junior*, 1785, 132 S. *De ordine et dignitate scientiarum ac bonorum*, Magno-Varad, 1808, 48 S. *Programma quo annum scholasticum 1809/10 in regia scientiarum academia Magno-Varadiniensi die 8-a Novembris ingressus est.* — *Res romanarum gestas in compendio nexuque historiae orbis adumbravit.* Ib. 1810, I. 90. S. *Historiae orbis primas lineas adumbravit*, Ib, 1811, u. a.

Gleichfalls in Regensburg sah er ein Christusbild, dem, wie man ihm berichtete, der Bart wuchs, — doch konnte er darüber keine Auskunft erhalten, ob der Bart zeitweilig auch gekürzt werde und wohin die abgeschnittenen Barthaare geraten. Andererseits vergisst er nicht aufzuzeichnen, dass er in Regensburg zum ersten Male die «Electricität» gesehen habe, über welche, wie er hinzusetzt, der Leipziger Professor Wagner ein Buch in deutscher Sprache verfasst hat; — und in Augsburg besucht er den berühmten Tobias Mayer, der eben damals seinen «Atlas cœlestis»* zum Druck vorbereitete.

Die Hauptveranlassung, dass Hatvani zum ungarischen Faust wurde, liegt natürlich in seiner Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, in seinen chemischen und physikalischen Experimenten. Noch heute zeigt man in der Rumpelkammer des reformirten Collegiums zu Debreczin die Instrumente, welche Hatvani benützte: Retorten und Phiolen, eine unendliche Schraube, einen Tantalus-Becher, eine Luftpumpe (Leipzig, 1741), einen Heroball, magdeburgische Halbkugeln, einen Himmels-Globus (Amsterdam 1700), verschiedene Spiegel und ähnliches einfaches und elementares Gerümpel, das durch die Riesenfortschritte eines rastlos arbeitenden Jahrhunderts längst überholt ist, das aber den Alfölder Magyaren in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als magisches, wunderwirkendes Teufelswerk erschien. Eine gewisse Grundlage für seine Beurteilung von Hatvani's dämonischem Charakter fand wohl der Aberglaube der Zeit auch in dem Porträt desselben, dessen Hintergrund gewiss nur die verschiedenen Richtungen der wissenschaftlichen und practischen Wirksamkeit des Gelehrten symbolisiren will, während das Volk diese Objecte des Bildes allerdings auch symbolisch, aber im Sinne des abergläubisch vorausgesetzten Bündnisses mit dem Teufel, auffasste und auslegte. Anfangs, noch zu Hatvani's Lebzeiten, entstanden wohl nur mehr oder weniger humoristische Anekdoten über die magischen Künste des gelehrten Professors, — diabolische Geschichten, welche meist in Studentenkreisen erfunden und von den übermütigen Musensöhnen mit dazu benützt wurden, den Debrecziner Bürger, mit dem die Hörer des reformirten Collegiums von jeher auf etwas gespanntem Fusse standen, zum Narren zu haben und «aufsitzen» zu lassen. Allmählig fiel die humoristische Tendenz, welche wohl von dem nichtstudirten Gevatter Schuster und Handschuhmacher nur im seltensten Falle begriffen werden mochte, in der Tradition der Bewohner Debreczins ganz weg und Hatvani wurde einfach zum Verbündeten Satans, der seine grosse, mit Recht bewunderte Gelehrsamkeit nur mit dämonischer Beihilfe erworben, seine neuen, mit Unrecht angestaunten «magischen» Künste nur als Genosse böser Mächte zu vollführen vermochte. Den Abschluss der Tradition bewirkte die Aufzeichnung einiger Teufelstaten

* Es sind wohl die erst 1770 in London erschienenen Mond- und Sonnentafeln des bedeutenden Astronomen gemeint.

Hatvani's, welche, wie wir sogleich sehen werden, von einer unzweifelhaft aufgeklärten, gegen den Aberglauben gerichteten Tendenz eingegeben war, aber gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielte, nämlich das Volk in der Ueberzeugung, dass der gelehrte Naturforscher ein Verbündeter Satans gewesen, entschieden bestärkt hat.

II.

Die unmittelbare Quelle der auf Hatvani bezüglichen Faust-Sagen ist ein kleines Manuscript Samuel Kazinczy's, in welchem dieser dreizehn Zauberstückchen erzählt, deren Held der berühmte Debrecziner Professor gewesen sein soll. Kazinczy selbst (der 1802 geboren wurde, seine Studien im Debrecziner Collegium begann und an der medizinischen Facultät der Wiener Universität abschloss, 1832—50 Physicus des Hajdukendistrictes war und 1855 als Protomedicus in Hajdu-Böszörmény starb) schöpfte das aufgezeichnete Material wohl aus der mündlichen Tradition, welche in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, als er seine Aufzeichnungen niederschrieb, gar viel von Hatvani zu erzählen wusste. Die Gestalt des berühmten Physikers war in der Erinnerung der Nachwelt stets mythischer geworden und immer mehr und mehr magische Künste und Zauberstückchen waren an den Namen Hatvani's geknüpft worden. Die Abenteuer selbst, als deren Held der Debrecziner Naturforscher erschien, sind nichts weniger als neu oder originell; selbst die oberflächlichste Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur wird bei jeder Hatvani'schen Zauberei sofort nicht blos eine, sondern mehrere ältere Quellen anzugeben wissen, welche das betreffende Kunststück, wenn auch hie und da in modifizirter Form, enthalten. Dass unter diesen Quellen die Faustsage und die verschiedenen Bearbeitungen derselben nicht fehlen, ist selbstverständlich. Trotzdem dürften diese Aufzeichnungen auch für den ausländischen Leser von Interesse sein, weshalb ich hier eine vollständige Uebersetzung der von Kazinczy aufgezeichneten Hatvani-Geschichten folgen lasse.

Einige Bruchstücke aus dem Leben des gelehrten Prof. Hatvani.

1.

Hatvani lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er war ein ausserordentlicher Mann. Es war ihm gerade so leicht, Sturm und Wetter zu erzeugen, als das grösste Gewitter zu zerstreuen und den Himmel wieder aufzuheitern. Ihm kostete es keine Mühe, durch ein Nadelöhr zu schlüpfen oder sich in einen Strohhalm zu verwandeln. Er flog ebenso leicht durch die Luft, als er in die Mitte des Erdballs hinunterstieg. Die Seelen der Unter-

welt gehorchten ihm ebenso, wie die Geister der Luft. Mit einem Worte (aber dies Wort bleibe unter uns), er war ein Zauberer (Magier).

Er wurde einige Jahre vor seinem Tode geboren. Seine Mutter träumte, als sie mit ihm schwanger war, fortwährend von einem Drachen mit sieben Köpfen, und als er zur Welt kam, hauchte das alte Ungetüm plötzlich seinen Geist aus. Als Kind horchte er mit grossem Vergnügen auf die Märchen der Mägde, die ihm von dem roten Ritter, von König Sármán (Salamon, dem Beherrscher der Geister), vom weissagenden Pferde, vom Hasen-Schwänzchen erzählten, und kannte schon in seinem zehnten Jahre die Geheimnisse der Kreuzwege und die Hexengeschichten der St. Georgs-Nacht. Nachdem er seine Studien in den vaterländischen Schulen absolvirt hatte, wuchs nur noch mehr sein Durst nach der Magie. Zu diesem Durst gesellte sich noch der Hunger, so dass er sich nicht länger zu halten vermochte; er verliess die Heimat und durchwanderte zahllose Länder. Ich habe es von glaubwürdigen Leuten gehört, dass er auch die schwarze Schule besucht hat und dass er vielleicht gar nicht nach Debreczin gekommen wäre, wenn man ihn nicht zum Professor berufen hätte.

2.

In der Charfreitag-Nacht war es, eine fürchterliche Nacht, in welcher Alles beisammen war, was eine Nacht schrecklich zu machen geeignet ist. Die bodenlose Finsterniss war so dicht, dass man sie mit Händen greifen konnte. Der Wind blies; die Donner rollten den Himmel entlang und wild jagten einander die Blitze, welche das Himmelsgewölbe entzweispalteten. Mit einem Worte, die ganze Natur schien ausgestorben. Unser Magier, in einen schwarzen Mantel gehüllt, murmelte auf dem Kreuzwege des Kirchhofes an der Czegléder-Strasse (in Debreczin) seine Zaubersprüche. Siebenmal stampfte er mit dem Fusse die Erde, und siebenmal erzitterte dieselbe. Endlich tat sich der Boden auf; eine grosse Schlange aus eitel Feuer hob sich daraus hervor, im Munde ein schwarzes Büchlein.

— Ah, bist du endlich da! — so rief mit bösem Lachen unser Magier, und schnell riss er das längst gesuchte schwarze Büchlein aus dem Munde der Schlange und eilte mit raschen Schritten heim in seine Studirstube.

Er wusste es wohl aus den Märchen, die er noch als Knabe von der alten Amme vernommen, dass man in solchen Fällen von den tellurischen Geistern drei Unmöglichkeiten fordern müsse. Aber was sollte er fordern? Eben hierüber zerbrach er sich den Kopf. Jetzt blieb er stehen, gleichsam um anzuzeigen, dass es seinem Verstande ebenso ergangen war. Dann schüttelte er wieder den Kopf, als ob er andeuten wollte, dass seine Ideen nichts taugten. Dann schlug er sich wieder mit der Faust an die Stirne, als ob er sich mit Gewalt zurechtfinden wollte. Endlich nach langem Grübeln fand er sich wirklich zurecht und rief ein solches Bravo aus, dass die Frau Nach-

barin, die soeben unter seinem Fenster vorüberging, ohnmächtig zusammenbrach.

Als ob die Blätter der Espe rauschten, so näherten sich die gefesselten Dämonen, als er das schwarze Buch öffnete.

— Was befiehlst du? — fragte mit schrecklicher Stimme ein Dämon.

— Bringt mir ein vorjähriges Ei einer in diesem Jahre geborenen Eule.

Heulend warfen sich die Dämonen zu seinen Füssen.

— Was befiehlst du?

— Bringt mir ein stummes Kind, das sprechen kann, oder teilt jedes Haar auf der ganzen Erde in vier Teile und durchlöchert jeden Teil zum Pfeifenstiel.

Das Geheul wurde noch grösser.

— Was befiehlst du?

— Ich befehle, . . . (hier stockte der Magier) . . . bringt mir Cicero's Werke, welche er nach seinem Tode schrieb.

Die Dämonen heulten entsetzlich: Wir sind deine Sklaven! — und verschwanden.

— Nun ist es doch klar, wie nützlich es sei, die Märchen der Amme anzuhören und den Ratschlägen der Mägde zu folgen, — sagte unser Magier und schlug das schwarze Büchlein zu.

3.

Der Richter zu Debreczin gab ein solches Festmahl, dass die Gäste über dem Lobe desselben in Schweiss gerieten. Nach den vielen Lobsprüchen bemerkte einer der Gäste, er möchte doch gerne sehen, ob irgend Jemand in Debreczin ein ähnliches Mahl zu veranstalten vermöchte. Oh, welch einen Anblick boten die vielfachen höhnischen Gesichter mancher Herrschaften, besonders der Damen, als unser Zauberer, der ebenfalls zugegen war, aufstand und die ganze geehrte Gesellschaft ersuchte, sie möge morgen sein armes Haus mit ihrem Besuche beehren. Der eine rümpfte die Nase; der andere verzog den Mund; der dritte runzelte die Stirne; der vierte wandte dem Zauberer mit Verdruss den Rücken; der fünfte fragte seinen Nachbar, wer dieser Mensch sei? Aber wer könnte die vielfachen höhnischen Gesichter aufzählen! Der Richter winkte mit dem Auge und acceptirte die Einladung, und ihm folgte die ganze geehrte Gesellschaft.

Das erste, was den Herren und Damen, die zu diesem Mahle gingen, unangenehm auffiel, war der Umstand, dass der schon von ferne sichtbare Schornstein auf dem Hause des Professors nicht rauchte. Unseren Herrschaften kamen bei diesem Anblick die seltsamsten Gedanken, und als sie dann auf dem Feuerherde sechs Paar schmutzige Kater liegen sahen, verriet ihr gezwungenes Lächeln zur Genüge ihre schlechte Laune. Und als sie erst alle Zimmer leer fanden! . . . Verdutzt blickten sie einander an, unwillkür-

lich brach jeder in lautes Gelächter aus. Eine ganz kleine Türe war noch übrig. Man öffnet dieselbe und dort sitzt unser Zauberer in die Lektüre eines kleinen Buches ganz vertieft. Mit galanter Verwirrung, wie sie heute von den Söhnen der «Bildung» affectirt zu werden pflegt, bittet er die ganze geehrte Gesellschaft seiner Gäste um Entschuldigung, da er sie um eine Stunde später erwartet hätte und sie daher nicht empfangen könne, wie er wohl sollte. Trotzdem sagt er endlich: Bitte einzutreten! Die Gäste konnten die Kleinheit, aber zugleich Zierlichkeit der Stube nicht genug bewundern. Sie traten nacheinander ein, und siehe, die kleine Stube erweiterte sich unmerklich dergestalt, dass die Gäste alle Platz hatten, obwohl einige Herren und Damen ganz ansehnliche Spatien in Anspruch nahmen.

Unser Magier ging hinaus, und unseren Gästen verging tatsächlich Hören und Sehen, als ein Diener in Livree sie zu Tische rief. Sie traten in den prächtigen Speisesaal, den sie noch vor einer Viertelstunde ganz leer gefunden. Sie setzen sich. Dass die Zurüstung der Tische wahrhaft fürstlich war, dass die Speisen die denkbar gewähltesten, die Weine die allerbesten waren, dass zur Bedienung jedes einzelnen Gastes je ein Diener in Livree bereit stand, — mit einem Worte, dass das Mahl das denkbar prächtigste war, wie es besser nirgend je in der Welt gewesen, das bedarf kaum noch erwähnt zu werden, das weiss ja ohnedies jedermann, der von dem schwarzen kleinen Buche gehört hat. Aber das kann niemand wissen, welche Ueberraschung plötzlich die ganze geehrte Gesellschaft ergriff. Worin bestand wohl diese Ueberraschung? Einfach in dem Wunder, dass plötzlich die Wände des Speisesaales Blätter, Blüten und mannigfache Früchte trugen. Die Gäste wussten sich vor Staunen nicht zu fassen. Aber wie denn auch nicht? Es war doch gar zu seltsam, dass, als eine Dame die hinter ihrem Rücken herabhängende Gurke zu besitzen wünschte und dieselbe mit ihrem Messer abschneiden wollte, ihr Gatte plötzlich entsetzlich aufschrie: Du, meine Nase! . . . . so dass Madame das Messer vor Schrecken auf die Erde fallen liess. Ganz ebenso erging es der Frau Stuhlrichterin, die einen Kürbiss pflücken wollte, worauf der Stuhlrichter brummte, man solle seinen Kopf in Frieden lassen.

Lange Zeit bildete das prächtige Mahl des Professors Hatvani den Hauptgegenstand des Gesprächs in allen Häusern und Gesellschaften; aber niemand wusste zu sagen, woher unser Zauberer die Zurüstung zu demselben genommen, bis man endlich in der Zeitung las, dass der türkische Kaiser am 17. Oktober d. J. seine sämmtlichen Köche stranguliren liess, weil er am 16. Oktober, an welchem Tage unser Magier sein Festmahl veranstaltet hatte, mit seinem ganzen Hofstaate hungern gemusst.

4.

— Stefan, bleib stehen, sonst trifft uns sofort das schauderhafteste Donnerwetter, — so rief unser Magier seinem Kutscher zu. Dieser blieb denn auch stehen. Und siehe, kaum einen halben Schritt vor den Pferden schlägt der glühende Blitz in den Boden.

5.

Einmal kommt ein Student zu ihm und beginnt ihm von irgend welchen geheimen Dingen zu reden.

— Ich verstehe nicht, was Sie gesagt haben, Domine, — antwortet der Zauberer. Reden Sie deutlicher: wann hat sich die Geschichte zugetragen?

— Gestern um Mitternacht und vorgestern um dieselbe Stunde, — antwortet der Student.

— Wer hat die Vorlesung angekündigt?

— Der ordentliche Apparitor. Nachts um 12 Uhr rief er in jedes Haus hinein: Clarissimus Dominus Hatvani prælectionem instituet.

— Was hatten sich die Studenten da gedacht, Domine?

— Ich weiss nicht. Wahrscheinlich gar nichts. Wir waren ja so schläfrig! Wir standen aber trotzdem auf, da wir meinten, der Herr Professor werde etwas ganz Merkwürdiges vortragen.

— Nun und dann? . . . . .

— Nach kurzer Weile trat in der Tat der Herr Professor in seinem langen schwarzen Mantel (hier wies der Student auf den Kleiderstock) auf den Katheder und prälegirte.

— Ich habe nicht prälegirt, denn es ist schon eine Woche, dass ich das Bett nicht verliess.

— Ja wer hat denn dann prälegirt?

— Nun, wohl irgend ein böser Geist, ein κακοδαίμων.

— Wir haben dasselbe geahnt. Und nun bitte ich den Herrn Professor im Namen des ganzen Gradus um ihren Rat.

— Kommen Sie nach einer halben Stunde zu mir, dann will ich Ihnen sagen, was Sie zu tun haben.

Der Student ging.

Unser Zauberer verfiel in tiefe Gedanken.

Kaum verkündete der Apparitor um Mitternacht die Prälection, als die Studenten voller Erwartung im Hörsaale zusammenströmten. Bald erschien auch der Pseudo-Hatvani, in demselben schwarzen Mantel, in dem sie ihn bisher gesehen. Die Studenten hatten schon vorher auf dem mit Asche bestreuten Fussboden des Auditoriums Spuren von Ziegenfüssen bemerkt. Sofort begannen sie zu singen: Eine feste Burg ist unser Gott! . . . . Das Auditorium erbebte.

— Das ist euer Glück! ... Denn wenn ich diese Prälection beendigt hätte, wäret ihr alle mein gewesen! — Und die Zähne fletschend, wie ein Hund, flog der böse Dämon zum Fenster hinaus.*

6.

Kennt der gute Leser jenen dicken Mann, der dort im Fenster liegt? Nicht? Das nimmt mich Wunder. Er ist ein grosser Patriot, denn aus lauter Patriotismus verzehrt er täglich sechs Pfund Fleisch und sechs Flaschen Wein. Er ist auch ein grosser Heiliger, denn ihm graut dergestalt vor der Sünde, dass er nichts weiter tut, als vom Tische, an dem er in der Regel wohnt, bis zum Bette und zuweilen bis zum Fenster zu trippeln, und wieder zurück. Er ist endlich auch ein grosser Apostel, denn er ruft jedermann an, der unter seinem Fenster vorbeigeht, und sucht ihn zu bekehren. Mit einem Worte, ein roter Mönch. Pater Vaniloquens. Hört nur, was er unserem Magier sagt.

— Clarissime! Bleiben Sie doch auf ein Wort stehen. Sie sind ein Häretiker, nicht wahr?

Unser Mann wirft ihm einen höhnischen Blick zu und schweigt.

— Ei, welch ein insolenter Mensch Sie sind, Clarissime! Ich will ja nur Ihr Heil. Warum antworten Sie nicht? Vielleicht fehlt Ihnen etwas, wie?

— Das weiss ich nicht, aber das weiss ich, dass Ihnen, Herr Pater, etwas fehlt, und ich will gleich dafür sorgen.

Er murmelte etwas und deutete mit der linken Hand auf den Mönch.

Der Pater war voll Staunen; lange blickte er ganz verdutzt unserem Zauberer nach, bis derselbe endlich seinen Blicken entschwand. Schliesslich des Staunens müde, wollte er seinen Kopf aus dem Fenster zurückziehen, — aber das ging nicht, denn die Hörner, die ihm inzwischen gewachsen waren, liessen das nicht zu.

7.

Einst kam ein ebenso einfältiger als reicher Mann zu unserem Magier.

— Geehrter Herr Professor! Ich habe ein sehr unangenehmes Anliegen. Wenn Sie mir helfen, tue ich gerne, was ich vermag. Es handelt sich um ein grosses Malheur, nur bin ich nicht der Schuldige.

— Um was handelt es sich denn?

— Meine Frau ist heute vor einer Woche gestorben.

— Ja, Freund, die kann ich nicht auferwecken.

— Das wünsche ich auch nicht. Tun Sie das ja nicht. Sie hat mich genug gequält mein Lebelang. Mag sie nun ruhen, die Arme. Eben das beunruhigt mich ja, dass sie mich auch nach ihrem Tode quält.

* Diese Geschichte hat Johann Arany 1855 in einer hübschen poetischen Erzählung bearbeitet.

— Wie das?

— Sie geht um. Auch die letzte Nacht hat sie das ganze Haus in Aufruhr gebracht. Die ganze Welt weiss schon die Geschichte. Ich schäme mich so, dass....

— Aber was wünschen Sie nun?

— Ich wende mich an Sie, geehrter Herr Professor, mit einer schönen Bitte. Ich weiss, Sie können den Geistern befehlen. Hier sind zweihundert Thaler. Meine Selige ist zwar ein halsstarriges Wesen, Gott geb' ihr die ewige Ruhe; ich weiss, Sie wird Ihnen zu schaffen geben. Allerdings sagte meine Gevatterin, dass man mit guten Worten ihr ganzes Leben lang stets auf sie zu wirken vermochte. Wenn Sie, Herr Professor, mein Haus von ihr befreien, gewiss, ich werde erkenntlich sein.

— Ich verstehe. Das übrige ist meine Sache, — aber: kein Mensch darf von dieser Sache auch nicht ein Wort erfahren.

— Ich verstehe. Ich werde stumm sein, wie mein Pferd.

Vor Mitternacht begab sich unser Magier, in seinen schwarzen Mantel, den er umgekehrt umgetan, gehüllt, auf den Kirchhof hinaus und suchte das Grab der ruhelosen Dame auf. Er murmelte einen teuflischen Spruch und bereitete sich mit seinem Eisenstabe eine Zauberfeste. Mitten in dieser Feste sass er nieder und erwartete die Mitternachtsstunde. Nun schlug die Uhr.... zwölf.... Plötzlich erhob sich ein sausender Sturm. Unser Magier spähte nach allen Seiten umher, konnte aber nicht das Geringste bemerken. Plötzlich erscheint ein entsetzliches Tier-Phantom. Zuerst glich es einem geschwänzten Drachen; dann wurde es einem gansfüssigen schwarzen Hunde ähnlich; endlich ward es ein rotes Wildschwein, welches das Grab angrunzte. Unser Magier sah, wie es mit seiner Eisennase ein Loch grub, wie es mit seinen Hauern die Leiche aus dem Grabe herauszog, wie es dieselbe beim Nacken fasst und rüttelt, dass plötzlich die Knochen der Todten auseinander und auf die Erde fielen, wie es in die Haut derselben hineinfuhr und als Gespenst gerades Weges in die Stadt rannte. Nach kurzer Zeit ertönt aus der Stadt grosser Lärm, die Rufe »ein Gespenst!« werden hörbar.... Unser Magier sammelte die Knochen und setzte sich auf dieselben.

Siehe, da kommt das Phantom zurück, schlüpft aus der Leichenhülle heraus und sucht die Knochen. Nach vielem Herumsuchen entdeckt das rote Wildschwein den Magier, wie er ruhig auf den Knochen sitzt. Lange starrt es ihn an; endlich nähert es sich ihm und umschleicht die Feste. Schliesslich redet es in menschlicher Sprache zu ihm:

— Mensch, gib die Knochen her!

— Schwein, die Knochen sind nicht bei mir.

— Elender Sterblicher, von dir verdiene ich mehr Achtung. Gib die Knochen her, auf denen du sitzest.

— Verzeihen Sie, Herr Schwein; es schickt sich nicht, von dem Menschen seinen Stuhl zu verlangen.

— Ich gebe dir für denselben einen prächtigeren Tron.

— Bemühe dich nicht!

— Scherze nicht mit mir. Meine Macht ist gross, meine Rache schrecklich. Gib die Knochen her.

— Ich werde mir's überlegen.

— Jede Minute ist mir teuer. Mit einem Worte, willst du die Knochen herausgeben oder nicht?

— Es kommt mir so vor, als ob ich nicht wollte.

— Zittere vor meinem Zorne!

Da erhob das rote Wildschwein ein grässliches Geschrei. Alle erdenklichen und nicht erdenklichen Diskordien waren in demselben, in dem höllischen Gelärm seines ekelhaften Rachens. Und siehe, plötzlich ertönte von Westen her das Gebrüll zahlreicher feuriger Stiere, welche mit entsetzlicher Wut gegen die Feste anstürmten. Bald darauf stürzten Löwen, Tiger, Bären und Wölfe, aber alle aus eitel Feuer, auf unseren Magier los. Dieser jedoch kümmerte sich nicht das Geringste um die Unholde, weil er wusste, dass kein einziger in die Feste einzutreten wagt.

Als nun das rote Wildschwein sah, dass unser Zauberer nicht die Absicht hat zu erschrecken, griff es zu einem anderen Mittel. Es grunzte eins und alles verschwand.

— Du kannst viel, sagte der Magier.

— Gewiss, ich kann viel und vermag viel; deshalb hoffe ich, dass du die Knochen herausgeben wirst, wenn ich dir verspreche, dass ich dir mit allen meinen Kräften zu Diensten sein will.

— Dessen bin ich nicht würdig.

— Du verwegener Sterblicher; du trotzest der ganzen Hölle! Sage, sprich! Was wünschest du?

— Gute Nacht, denn mich schläfert, — und er neigte sein Haupt auf seinen Ellenbogen.

— Ich bitte dich, lass dein Glück nicht entwischen. Verlange, was du willst, befiehl! Ich tue alles.

— Nun, lass uns unterhandeln.

— Was verlangst du?

— Einen Sack voll Kleingeld.

Das Gewünschte war sofort vorhanden.

— Hier, sagte das Wildschwein, wie du befohlen.

— Suche mir in demselben einen Dukaten.

— Der ist nicht vorhanden. Du hast ja Kleingeld gefordert.

— Wenn kein Dukaten darunter ist, so nimm es nur fort.

— Hier, hier! — rief das Wildschwein und nahm aus dem Sack einen Dukaten.

— So ist also nicht lauter Kleingeld in dem Sacke! Dann will ich ihn auch nicht.

— Scherze nicht! Ich bitte dich, gib die Knochen her.

— Geduld!

— Ich bitte dich in des Teufels Namen! meine Stunde ist bald abgelaufen... Die Knochen!

Jetzt schlug die Uhr Eins. Die Erde erbebt und tut sich auf. Das rote Wildschwein kriecht mit schmerzhaftem Grunzen und Geheul in die bodenlose Tiefe. Unser Magier grub hierauf eine kleine Grube und verscharrte die Knochen in derselben. Das Gespenst hat sich nicht mehr blicken lassen.

8.

Was sucht wohl unser Magier dort auf der Strasse? Hat er vielleicht sein Geld verloren? Nein. — Oder irgend ein wichtiges Aktenstück? Auch nicht! — Nun dann gewiss einen Ring? Warum nicht gar! — Was also denn? Einige geheime magische Aufzeichnungen. Wie er sucht und sucht!

1. Koche das Krähen-Ei in reinem Wasser, dann leg' es zurück ins Nest. Wenn die Krähe kommt, erkennt sie das gekochte Ei und eilt zum roten Meer; von dort bringt sie drei kleine Steinchen, mit denen sie das Ei berührt, worauf dies sofort roh wird. Stiehl nun aus dem Neste die drei Steinchen, von denen das eine weiss, das andere schwarz, das dritte rot ist. Willst du den Nutzen der Steinchen wissen? Nimmst du das weisse in den Mund, leidest du nie Durst; legst du das schwarze in deine Tasche, geht dir das Geld nie aus; tust du das rote in deinen Ring, lieben dich Alle, von denen du geliebt sein willst.

2. Wenn du am St.-Georgs-Tage eine weisse Schlange siehst, schlage derselben den Kopf ab und tue ihn in einen Fingerhut. Hierauf leg' ihr ein Erbsenkorn in den Mund. Am dritten Tage wird die Erbse treiben und nun sammle vorsichtig ihre Blüte. So erhältst du eine Arznei, welche alle bösen Uebel heilt.

3. Dörre die Galle der Nachtigall im Schatten. Hierauf nimm einer männlichen Mücke das Herz aus dem Leibe und koche es in Weinessig. Dann stosse diese beiden zu Pulver, bestreue mit diesem die Galle eines Laubfrosches und gib es einer Todten-Eule zu fressen. Den folgenden Tag tödte zur selben Stunde die Eule und du wirst im Magen derselben einen kleinen schwarzen Stein finden. Den nimm heraus, hülle ihn in rote Seide und knüpfe ihn mit einem schwarzen Faden an deine Linke. So kann dir keine Waffe jemals schaden.

4. Lege jeden Freitag in deine Tasche einen Kreuzer; mit diesem begib dich auf den Markt und gib ihn einem Bettler, der dir zufällig begeg-

net; doch verlange einen halben Kreuzer zurück. Eile mit diesem in einen Laden, doch blick' nicht zurück. Kauf' um den halben Kreuzer eine Nähnadel; — wessen Haar du in diese Nadel einfädelst, derselbe (dieselbe) wird dich lieben.

5. Koche das Herz des Kukuks, dörre es, zerstoss es und wirf es durch ein Sieb. Dann röste ein Stückchen Brod, das du vorher einem Bettler geben wolltest. Dies bestreue mit dem zerstossenen Herzen des Kukuks. Dann nimm die Zunge einer Elster und suche zu derselben den Samen einer Pfingstrose. Koche beides in neuem Wein, in einem neuen Gefäss, drei Stunden lang und giesse dann den Saft ab. Die Speise iss, den Saft trink und du wirst ausserordentlich gescheidt werden.

6. Wenn du erfahren willst, ob ein entfernter Mensch lebt oder todt sei, nimm das Ei einer Drossel, umwinde es mit einem schwarzen Seidenfaden, lege es in das Feuer und sprich dreimal: Pater noster. Wenn der Seidenfaden verbrennt, lebt der entfernte, wenn nicht, so ist er todt.

7. Wenn du einen Wolf fangen willst, fange erst an einem Montage einen Hasen; nimm aus ihm die Galle am Dienstag; dörre sie Mittwoch; bestreu mit dem Pulver derselben sein Fleisch am Donnerstag; trag es dahin, wo du den Wolf fangen willst, am Freitag; der Wolf frisst es am Samstag; derselbe kann nun nicht vom Fleck und du fängst ihn am Sonntag.

8. Nimm ein Seifenkraut, und wenn du die erste Schwalbe siehst...

Weiter konnte Lorenz die geheimen Aufzeichnungen nicht lesen, denn unser Magier kam endlich doch auf ihre Spur und nahm sie als sein Eigentum zu sich.

Wie schade! . . . Die schönsten Rezepte folgen gewiss erst jetzt.

9.

Eines Tages geht unserer Zauberer ins «Weisse Ross».

— Was Sie auch sagen mögen, Herr Professor, — wer ein reines Gewissen hat, der schämt sich nie, — sagte Frau Barta, stand zugleich von ihrem Stuhle auf und machte sich zurecht zum Tanze.

— Ich will wetten, dass Sie erröten werden, sagte Hatvani.

— Aber worüber sollte ich erröten? — fragte die Dame schnell.

— Wenigstens könnten Sie erröten, wenn Sie Schamgefühl haben.

— Nun, ich begreif' es nicht. Ich wäre wirklich begierig —

— Es kommt z. B. vor, dass....

Mehr konnte unser Magier nicht sprechen, weil ihn die Damen, die alle auf Frau Barta's Seite waren, mit ihren lauten Antworten überschrieen. Hatvani schwieg daher.

Indess tanzt Alles. Unsere leichten Damen fliegen durch den Saal. Aber plötzlich quillt in einer Ecke des Sales Wasser hervor. Alles staunt,

und die Damen heben zugleich mit lautem Geschrei ihre Kleider, damit sie nicht nass werden. Und das Wasser steigt und die Damen heben ihre Kleider stets höher und höher. Niemand konnte sich das Wunder erklären. Das Wasser aber stieg indess ohn' Unterlass und unsere werten Damen hatten ihre Kleider bereits so hoch gehoben, dass es höher nicht mehr möglich war. Aber siehe, da verschwindet plötzlich auf einen Blick unseres Zauberers das Wasser, worüber die Damen so verblüfft waren, dass sie gute Zeit in der Stellung verharrten, welcher den Zustand der Unschuld darzustellen so ziemlich geeignet war.

Wahrscheinlich haben auch unsere Kavaliere die Zeit benützt, sich gründlich umzuschauen.

NB. Noch jetzt ist es nicht entschieden oder man streitet doch darüber, ob die erwähnten Damen oder doch etliche unter ihnen wirklich erröteten.

10.

Vorgestern, als der Richter in das Dorf Sámson fuhr, traf er unter dem Tore auf unseren Gelehrten, der in tiefe Gedanken versunken war. Es entspinnt sich ein Gespräch zwischen den beiden, und da der wohlbeleibte Oberpriester der Gerechtigkeit hört, dass Hatvani ebenfalls nach Sámson will, bietet er ihm einen Platz in seinem Wagen an. Aber unser Professor dankt und entschuldigt sich: er könne diesmal nicht aufsitzen, denn er hätte grosse Eile. Der Richter nimmt die Antwort für Scherz und wiederholt daher seine Einladung. Da er aber aus der wiederholten Antwort des Magiers sieht, dass es diesem mit seiner Entschuldigung und Motivirung ernst sei, wurde er böse und rief dem Kutscher zu:

— Vorwärts, Franz; der Herr Professor mag sich beeilen.

Die feurigen Pferde rissen den Wagen mit Geschwindigkeit fort, so dass derselbe in wenigen Minuten ein gut Stück Weges zurückgelegt hatte.

Da zeichnete unser Zauberer mit seinem Stock einen Wagen und vor demselben ein Gespann von sechs Rossen in den Staub. — Er setzte sich darauf in den Wagen, und die Renner flogen mit undenklicher Geschwindigkeit und überholten weit den Richter, so dass Hatvani sich bereits ausgeschlafen hatte, als der beleibte Herr kaum noch über die Hälfte des Weges war.

Endlich langte auch der Richter an. Als er im Gasthause unseren Mann erblickte, tat er gerade so wie meine Frau Grossmutter, wenn sie niesen will, und schüttelte ebenso den Kopf, wie der Hund des Tobias, als er seinen Herrn erblickte.

Als er heimfuhr, bot der Richter dem Professor neuerdings einen Platz in seinem Wagen an; aber dieser entschuldigte sich abermals: er hätte grosse Eile. Der Richter ärgerte sich über die Unhöflichkeit des Zauberers und zerbrach sich gleichzeitig über das Wunder den Kopf, dass jener ihn zu

überholen vermocht hatte. Genug, er setzte sich in recht übler Laune in seinen Wagen und fuhr im stärksten Galopp davon. Den ganzen Weg spähte er aufmerksam nach rechts und nach links, ob der unbegreifliche Magier ihn nicht wieder überholte, und als er das Stadttor erblickte, war er schon überzeugt davon, dass er ihm diesmals nicht zuvorgekommen war. Doch siehe, dort stand unser Mann an den Torpfosten gelehnt, — da riss der Richter die Augen so weit auf, dass er mit denselben die Hälfte von Europa leicht zu überblicken vermocht hätte.

— Wie kommt dieser teuflische Mensch hieher? — murmelte er bei sich . . . Unbegreiflich!

11.

— Ich bitte höflichst, Herr Professor, seien Sie so freundlich, mir etwas zu ordiniren, — mit diesen Worten wandte sich der Student Füzesi an unseren Magier.

— Zu wem sind Sie jetzt gekommen, Domine?

— Zu dem geehrten Herrn Professor.

— Also wissen Sie nicht, Domine, dass der Professor blos lehrt und nicht heilt.

— Doch, aber der Herr Professor ist zugleich Arzt.

— Wohl, wohl; doch jetzt gehen Sie nur, Domine, und kommen Sie zu mir als Arzte. Dann will ich Ihnen etwas präscribiren; aber jetzt, qua Professor, tue ich das nicht. Verstanden, Domine? . . . .

. . . — Denke dir nur, so klagt Füzesi einem vertrauten Freunde — denke dir nur, mit welchem Hohn er das Gespräch abbrach: «Und jetzt, Domine, packen Sie sich von hier; später können sie wiederkommen; als Arzt will ich Ihnen präscribiren; aber jetzt, qua Professor, kann ich mich nicht so tief erniedrigen . . .»

— Ei, das hat ja nichts auf sich.

— Welche Verachtung steckt da in jedem einzelnen Worte.

— Vergiss es!

— Koste es was immer, ich will mich rächen.

— Das kannst du nicht. Du kennst ja das schwarze Buch!

— Wohl, aber eben mit diesem will ich mich rächen. Ich muss jenes schwarze Buch in meine Hände bekommen.

— Um Gottes Willen, bist du bei Sinnen?

— Habe nur Geduld. Du kennst mich. Ich muss jenes schwarze Buch in meine Hände bekommen.

— Aber wie? Dasselbe ist ja in seinem Museum irgendwo versteckt.

— Wo es immer sei. Er vergisst ohnedies immer den Schlüssel auf dem Katheder des Auditoriums. Morgen vertausche ich ihn mit einem anderen.

— Wenn er es bemerkt, ergeht es dir noch schlimmer.

— Aber er bemerkt es nicht. Morgen geht er nicht nach Hause, sondern in die Conferenz. Während er in der Sitzung ist, verschaffe ich mir das schwarze Buch. Aber dann! . . . .

— Du bist närrisch und weisst nicht, was du sprichst.

Der Student verschaffte sich in der Tat den Schlüssel des Museums und eilte in das Haus des Magiers. Umsonst suchte ihn der ruhigere Freund zurückzuhalten; umsonst malte er ihm alle erdenklichen Gefahren aus; jener blieb taub. Selbst das versprach er ihm nur auf langes Bitten, dass er, sobald er das Buch aufgeschlagen, etwas Unmögliches fordern wolle.

Leise ging er in den Hof des Zauberers, noch leiser schlich er in das Museum desselben, wo er nach langem Suchen das kleine Büchlein endlich in der Tat in einem alten Bibel-Deckel auffand. Wie er sich freute, das kann man sich kaum denken.

Er nahm es in die Hand, er will es öffnen. Da begann er zu überlegen, als ob er das Unheil vorausgesehen hätte. Zweimal legte er es an seinen Platz zurück; aber, von Rachsucht getrieben, nahm er es abermals hervor und — öffnete es.

Die Dämonen schwebten wie ein leiser Wind heran und fragten, was er befehle.

Der Student hatte das Gefühl, als ob er mit einem Eimer kalten Wassers übergossen würde.

— Was befiehlst du?

— Sucht alle Pferdehaare auf der Welt zusammen und spaltet sie zu Pfeifenstielen.

Die Dämonen erklärten mit grossem Geheul, dass er Unmögliches verlange.

Da wurde der Student mutig und wollte die Zeit nicht allzulange vertrödeln. Als daher die Dämonen zum zweiten Male fragten, was er befehle, verlangte er, dass sie im Hause alles zertrümmerten und verwüsteten.

So geschah's. Kaum hatten jedoch die Dämonen das Werk der Verwüstung vollendet, als sie über ihn selbst herfielen und ihn in einem Augenblicke in tausend Stücke zerrissen.

Unser Magier eilte indess nachhause, da der Ring an seinem kleinen Finger sich ohne Unterlass drehte.

Hier mag sich der Leser selbst vorstellen, wie frappirt unser Mann war, als er in die Türe trat, welche er wider Erwarten offen fand; wie überrascht er die kolossale Zerstörung in seinem Museum gewahrte; mit welch tödtlichem Schrecken er die noch rauchenden Stücke des zerissenen menschlichen Körpers betrachtete; und wie viel Zeit er benötigte, um wieder zu sich zu kommen.

Dass diese gräuliche Zerstörung ein Werk seiner unvorsichtig beschwo-

renen Dämonen sei, daran konnte er wohl nicht zweifeln; das wusste er jedoch nicht, wie sich die Sache zugetragen hatte. Da hob er das kleine Buch vom Boden auf und citirte seine dienstbaren Geister und examinirte dieselben auf das Genaueste. Als er nun den Verlauf der Geschichte begriff, bestrafte er die Urheber der Empörung auf das Unnachsichtigste. Einige tadelte er strenge, andere bestrafte er mit seinem eisernen Zauberstabe, wieder andere verurteilte er zum Gefängniss. Ja, einige verbannte er in die Kirchhöfe und in die Umgebung der Galgen, damit sie dort unwissende Wächter und alberne Reisende erschreckten. Nachdem er dies vollbracht, liess er den zerstückten Körper zusammensuchen und als er nun in ihm den Studenten Füzesi erkannte, bedauerte er die Unvorsichtigkeit des unbesonnenen Jünglings, aber — helfen konnte er ihm nicht mehr. Damit die Geschichte jedoch geheim bleibe, zauberte er zwei Geister in den zusammengestellten Körper, welche die Rolle der bereits fortgeschiedenen menschlichen Seele wenigstens während der Prüfungen, welche bereits den folgenden Tag begannen, spielen sollten.

Die Prüfungen hatten begonnen. Füzesi oder besser die in seinem Körper einquartierten zwei Aftergeister antworteten ausgezeichnet, so dass er in jedem Gegenstand Lob erntete.

Der Freund des Studenten sass eben hinter diesem und verlangte ein Heft von Pseudo-Füzesi. Dieser aber hörte nicht auf ihn. Der arme Junge konnte es auch nicht einmal träumen, dass es nicht sein Freund sei, an den er sich mit seiner Bitte gewendet. Er wiederholte daher seine Frage, in dem Glauben, jener hätte seine leise geflüsterten Worte nicht gehört. Aber Pseudo-Füzesi hört nicht auf ihn. Jener neigt sich daher zu seinem Ohre und flüstert:

— Gib her dein Heft, um Gottes willen!

Kaum hatte er das Wort «Gott» ausgesprochen, flogen zwei mit Drachenblut gesprenkelte viper-färbige Eulen aus dem Munde des Pseudo-Füzesi, — und plötzlich, als ob er mit Pulver gesprengt worden wäre, fiel der Körper desselben in tausend Stücke auseinander. Die Todten-Eulen schwirrten einen Augenblick auf und nieder, bis die Wände sich auftaten, worauf sie hinausflogen.

Das ganze Auditorium staunte diese gräuliche Erscheinung an. Unser Magier, dem vor den bösen Folgen bang war, schlug mit der Faust auf das Katheder und — oh über den wunderbaren Faustschlag! eine solch unergründliche Vergessenheit breitete sich über das gesammte Prüfungs-Publikum, dass niemand, selbst mit dem grössten Kopfzerbrechen, sich nicht erinnern konnte, was eigentlich jenes Wunder gewesen, das sie damals so angestaunt. Eine solche Gewalt hat die Faust.

Die Gebeine des unglücklichen Füzesi wurden in den tiefsten Teilen des Fundamentes der Schule beigesetzt.

12.

Unser Zauberer hatte einen sehr reichen, aber sehr verschwenderischen Vetter, der nach zahllosen kolossalen Verlusten so arm geworden war, dass ihm nicht einmal so viel blieb, dass er sich einen Strick hätte kaufen können, um sich in seiner traurigen Lage zu erhenken.

In dieser traurigen Lage fiel ihm ein, dass unser Zauberer sein Vetter sei; und da jedermann lieber einen Verwandten als einen Fremden anbettelt, so ging er gerades Weges zu ihm und trug ihm in einer künstlich fabrizirten Oratio den traurigen Ausgang seiner Erlebnisse in jammervollem Tone vor. Siebenundsiebzigmal seufzte er, betete er, jammerte er, — endlich brach er, seinen Vortrag würdig abzuschliessen, in Tränen aus. Unser Magier hatte ein gutes Herz, weich wie Butter; er hörte jenen mit voller Teilnahme an und, um zu zeigen, was die verwandtschaftliche Liebe zu leisten vermöge, öffnete er sein Pult und gab ihm — nun, wer errät, was wohl? — einen Groschen. Das war aber ein merkwürdiger Groschen, denn der verschwand nie aus der Tasche seines Besitzers. Oft hat ihn der geizige Kaufmann in seine Kassa gesperrt, — umsonst, der Groschen kehrte zu seinem Eigentümer zurück. Dieser Groschen rettete den bankerotten Vetter unseres Magiers aus jeglicher Not.

13.

Unser Magier wurde einst krank, so krank, dass er selbst, als er sich qua Arzt den Puls befühlte, nur die Achsel zuckte und wohl fühlte, dass er sterben werde. Dies Gefühl quälte ihn gar sehr, da er mit dem weisen Salomon vollkommen davon überzeugt war, dass es angenehm sei, mit unseren Augen die Sonne zu sehen.

Er tat alles Erdenkliche, um dem nahen Tode trotzen zu können; aber es war alles umsonst. Nur ein einziges Mittel war noch unversucht: auch dies wollte er nun anwenden. Er raffte also seine ganze Kraft zusammen und beschrieb mit dem kleinen Finger seiner linken Hand neben seinem Sterbebette einen Kreis und liess aus Zauberkräutern einen wunderbaren Rauch aufsteigen.

Da flogen zwei Tauben auf das Haus unseres Magiers. Die eine, welche vom Osten her geflogen kam, war weiss und klein, wie eine Nachtigall; die andere, die vom Westen her gezogen kam, war schwarz und so gross, wie ein Bär.

Kaum dass diese einander erblickten, fielen sie einander mit unglaublicher Wut an und kämpften mit einander.

Die grosse schwarze Taube war stärker, als die andere, aber diese wieder war weit flinker. Die grosse Schwarze spie Feuer, aber der kleinen Weissen schadete dies durchaus nicht, denn die Flammen flogen über ihrem

Kopfe hin, während sie selbst den Kopf und die Augen der Feindin fortwährend hackte. Nach langem Streit und Kampf schlug die kleine weisse Taube die winzigen Augen der grossen schwarzen Taube aus und tödtete und verschlang diese....

Im Zimmer unseres Magiers wurden in diesem Augenblicke entsetzliche Rufe, jämmerliches Geschrei, Geheul, Gelächter und fürchterliches Geklirr von Ketten hörbar.... Als man in das Zimmer eilte, fand man dasselbe leer.... Wahrscheinlich haben die Teufel den Magier mit sich fortgeschleppt.

......

So weit Kazinczy's Aufzeichnungen, aus denen M. Jókai, aber allerdings mit voller dichterischer Freiheit und gleichzeitig mit Benützung anderer Geschichten, seine humorvolle Erzählung «Der ungarische Faust»* gestaltet hat.

Kazinczy war es durchaus nicht darum zu tun, die traditionell beglaubigten Zauberstückchen und magischen Künste des berühmten Debreziner Professors der Nachwelt zu überliefern. Das Interesse für Schöpfungen der Sagendichtung lag ihm selbstverständlich fern; für beglaubigte Geschichte konnte er diese wunderbaren Abenteuer noch weniger halten. Den gelehrten und aufgeklärten Naturforscher leitete bei der Aufzeichnung dieser dreizehn Geschichten eine ganz andere, dem Inhalte dieser Traditionen geradezu feindliche Tendenz: *Kazinczy wollte in und mit diesen Geschichten die Unsinnigkeit und Abgeschmacktheit des Aberglaubens seinen Zeitgenossen so zu sagen ad oculos demonstriren.* Darüber lassen der Vorbericht und die Nachschrift, beide sind voll Ironie und versteckter Satire, welche er diesen Aufzeichnungen vorausschickte und folgen liess, nicht den geringsten Zweifel. In jenem betont er, dass den Menschen von dem unvernünftigen Tier nur der Aberglaube unterscheide, — nicht der Verstand, denn wie viele Menschen finden ohne diesen ihr Auskommen! Dagegen hat das Glück der Gesellschaft keine bessere Stütze, die Blüte der Länder kein mächtigeres Werkzeug, als den Aberglauben. Da ist es nun ganz unbegreiflich, dass es noch immer alberne Menschen gibt, welche mit grossem Pathos gegen den Aberglauben predigen und mit unerhörter Frechheit schwören, es gebe keine Gespenster, keine Hexen, keine Teufel. Die Folge dieser grenzenlosen Keckheit ist dann die Tatsache, dass der Credit der «heiligen Wunder» von Tag zu Tag abnimmt und, wenn man dem Unfug nicht steuert, der «heilige Glaube» eines Tages hinfällig werden müsse. Diese Leute von der vollständigen Haltlosigkeit ihrer unverschämten Behauptungen zu überzeugen, habe er Prof. Hatvani's Lebensgeschichte aufgezeichnet, deren Daten ihm durch eine lange Kette von Tanten und Muhmen vermittelt wurden, also

* Zuerst in den *Jahrbüchern der Kisfaludy-Gesellschaft*, Neue Folge, Bd. VI.

aus den denkbar glaubwürdigsten Quellen stammen. Und im «Nachworte» hofft er, dass niemand so frech sein werde, die Glaubwürdigkeit der erzählten Biographie zu bezweifeln. Uebrigens, meint er, hätte er dies gar nicht zu besorgen, «da er seine lieben Landsleute nur zu gut kenne.» Daher, schliesst er dies Nachwort, «will ich nicht weiter gegen den Aberglauben philosophiren. Meine Landsleute glauben heute und werden stets glauben an Gespenster und Hexen, an Zauberei und ähnliche teuere Dinge. Ja, ich wiege mich in der süssen Hoffnung, dass man dieses kleine Buch der Bibel gleichstellen werde.»

Die Tendenz Kazinczy's, mit diesen Aufzeichnungen über Hatvani den ausserordentlich verbreiteten Aberglauben und nebenbei auch den bornirten Kirchenglauben seiner Zeit anzugreifen, ist demnach nicht zu bezweifeln. Diese Tatsache überhob ihn vollständig der Verpflichtung, bei der Aufzeichnung seiner Zaubergeschichten Kritik zu üben, d. h. nur solche Geschichten zu erzählen, welche die Tradition tatsächlich an die Person des gelehrten Debreziner Professors knüpfte, und diese Geschichten ganz so zu erzählen, wie sie im Munde des Volkes lebten. Aus beiden Gesichtspunkten ist Kazinczy's Schrift eine ganz unverlässliche Quelle: die Tendenz, welche ihn leitete, musste ihm jede Zaubergeschichte, die ihm bekannt geworden war, als gleich wertvoll und brauchbar erscheinen lassen, um so wertvoller und brauchbarer, je mehr sie den Naturgesetzen und der gesunden Vernunft widerstritt; — und die Darstellung seiner Geschichten zeigt zur Genüge, dass dieselben in dieser Gestalt keinesfalls im Munde des Volkes leben konnten; dieselben tragen unverkennbar den Stempel des individuell gefärbten stilistischen Charakters und der nur leise verhüllten Ironie des aufgeklärten Aufzeichners an sich.

So gering wir übrigens über den sagwissenschaftlichen Wert dieser Aufzeichnungen denken mögen, die Tatsache, dass das Volk von Professor Stefan Hatvani, dem ersten in weiteren Kreisen bekannt gewordenen modernen Naturforscher Ungarns verschiedene Zaubergeschichten erzählte, besonders ältere Zaubergeschichten auf ihn übertrug und den seltenen Mann zu einer Art «ungarischem Faust» gestaltete, — diese Tatsache bleibt unangefochten, wenn dieselbe im Grossen und Ganzen auch nur beweist, dass Faustische Traditionen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch im ungarischen Niederlande verbreitet waren und dass die ersten bescheidenen Leistungen der modernen experimentellen Naturwissenschaft auch den Anwohnern der Theiss als schwarzes Teufelswerk erschienen.

GUSTAV HEINRICH.

JOHANN HUNFALVY'S ALLGEMEINE GEOGRAPHIE.

Die ungarische Literatur ist nicht reich an grossen, wissenschaftlichen Werken; die meisten Schriftsteller, auch unsere tüchtigsten Fachmänner, zersplittern ihre Arbeiten in den Tagesblättern und periodischen Schriften, deren Anzahl von Jahr zu Jahr zunimmt. Wie überall, so hegt auch bei uns das Publicum eine besondere Vorliebe für die leichtere geistige Nahrung, welche ihm die Tagesblätter und Wochenschriften gewähren. Die Publication eines grossangelegten, auf tiefem, vieljährigem Studium beruhenden Werkes muss demnach geradezu als ein literarisches Ereigniss bezeichnet werden, und ein solches Werk ist die *Allgemeine Geographie* von Dr. Johann Hunfalvy, von welcher der erste Band im Jahre 1884, der zweite in diesem Jahre vor einigen Wochen erschienen ist.[1]

Dr. Joh. Hunfalvy, seit 1870 Professor der vergleichenden Geographie an der Universität zu Budapest, ist nicht nur der erste Vertreter, sondern geradezu der Schöpfer der modernen wissenschaftlichen Geographie in Ungarn, und alle diejenigen, die sich bei uns mit geographischen Arbeiten befassen, sind ohne Ausnahme seine Schüler. Wie die meisten Geographen, so wurde auch er vom Studium der Geschichte zu dem der Geographie geführt; eines seiner ersten Werke, welches 1851—52 in erster Ausgabe erschien, war ein dreibändiges Lehrbuch der Weltgeschichte, das seiner Zeit unter allen ähnlichen ungarischen Werken hervorragte und auch noch jetzt eines der wertvollsten Handbücher unserer Literatur ist. Sein erstes umfangreicheres Werk war «Ungarn und Siebenbürgen in Originalbildern», welches in ungarischer und deutscher Sprache in drei starken Bänden im Verlage von G. G. Lange in Darmstadt in den Jahren 1856—1864 erschien. Dieses mit schönen Stahlstichen illustrirte Werk schildert die schönsten Gegenden, Schlösser, Burgen und Städte des Landes, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und konnte dem Auslande in mancher Beziehung als Fundgrube richtiger Kenntnisse über Ungarn dienen. Noch vor der Beendigung dieses Werkes verfasste Hunfalvy eine ganze Reihe von Abhandlungen über die neuesten Forschungsreisen in allen Weltteilen, die in der von Csengery redigirten *Budapesti Szemle* (Budapester Revue) erschienen. Diese Abhandlungen bewiesen, dass H. auch in den Naturwissenschaften ausgebreitete Kenntnisse besitze; die ungarische Akademie der Wissenschaf-

[1] Egyetemes földrajz különös tekintettel a néprajzi viszonyokra. Irta dr. Hunfalvy János, I. köt. 1884. Dél-Europa, II. köt. 1886. A magyar birodalom földrajza. (Allgemeine Geographie mit besonderer Rücksicht auf die ethnographischen Verhältnisse, von Prof. Dr. Johann Hunfalvy, I. Bd. Süd-Europa, II. Bd. Die Länder der ungarischen Krone. Budapest, 1884, 1886. Verlag des Athenaeum.)

ten erteilte ihm daher den Auftrag, eine Beschreibung der physikalischen Verhältnisse des ungarischen Landescomplexes zu verfassen. Hunfalvy hatte damals noch keine Anstellung, er konnte daher seine ganze Zeit und seine volle Arbeitskraft dem Sammeln und Sichten des Materials zu diesem Werke widmen. Es besteht aus drei starken Bänden, die rasch nacheinander (1863, 64 und 65) erschienen. Diese drei Bände [1] enthalten Alles, was über Ungarn und seine Nebenländer auf dem Gebiete der mathematischen Geographie, Orographie, Geologie, Mineralogie, Hydrographie, Klimatologie, Botanik und Zoologie bis 1864 erforscht und beobachtet worden war. Für die meisten dieser wissenschaftlichen Zweige, namentlich aber für die Orographie, Hydrographie und Klimatologie, bilden diese Bände die unentbehrliche Grundlage. Die früheren Geographen Ungarns, unter welchen Alexius Fényes hervorragte, waren mehr Statistiker aus der alten Schule und hatten fast gar keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse.

Hunfalvy beschäftigte sich auch mit statistischen Arbeiten; er redigirte die von der ung. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen «Statistischen Mitteilungen», die als Vorläufer des im J. 1868 errichteten Ungarischen Statistischen Bureau's und der Publicationen desselben betrachtet werden können. Auch verfasste er eine Statistik Ungarns und Oesterreichs und der übrigen europäischen Staaten. Im Verein mit Karl Keleti, dem Chef des Statistischen Bureau's, vertrat er Ungarn auf den statistischen Congressen im Haag und in Petersburg. Sein Hauptstudium blieb jedoch stets die Geographie. Als Präsident der ungar. Geographischen Gesellschaft und als Professor an der Universität wirkte er mit unermüdlichem Eifer und Erfolg auf dem Gebiete der Geographie. Im J. 1873 verfasste er das Werk: *Ég és föld* (Himmel und Erde), welches eine populäre Darstellung der mathematischen oder astronomischen Geographie und gleichsam die Einleitung zu der «Allgemeinen Geographie» ist, zu welcher er seit Jahren die Materialien sammelte. Seit 1875 gab er ein vortreffliches Lehrbuch der Geographie heraus, welches für die ungarischen Realschulen bestimmt war.

Die «Allgemeine Geographie» ist auf fünf Bände berechnet, und soll eine Beschreibung der einzelnen Weltteile und Staaten enthalten mit besonderer Berücksichtigung der ethnographischen Verhältnisse. Vor einigen Jahren hat die ung. naturwissenschaftliche Gesellschaft das berühmte Werk von Elisée Reclus: «La Terre» in gelungener Uebersetzung unter Mitwirkung Hunfalvy's herausgegeben; deshalb gab er den Band, welcher die physikalische Geographie enthalten sollte, vorläufig nicht in Druck. Der erste Band (48 Bogen stark) schildert als Einleitung die allgemeinen Verhältnisse

[1] A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása. (Beschreibung der physikalischen Verhältnisse der Länder der ungarischen Krone). Pest, Verlag von G. Emich.

Europa's, und behandelt dann in detaillirter Weise den Süden des Weltteils, d. h. die drei grossen südlichen Halbinseln. Der zweite Band, 56 Bogen stark, behandelt die Länder der ungarischen Krone, der dritte Band wird die übrigen Länder Europa's umfassen. Den übrigen Weltteilen sollen zusammen blos zwei Bände gewidmet sein. In dieser Anordnung manifestirt sich eben der Standpunkt des Verfassers, der die Lage der ungarischen Literatur und die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Landes genau kennt. Bei der ungeheuren Masse des geographischen Stoffes ist es unerlässlich, eine gehörige Sichtung und Auswahl zu treffen; der Verfasser musste sich in gewisse Grenzen einschränken. Ihm sind die vorzüglichsten geogr. Werke der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur wohl bekannt; als Muster konnte ihm kaum eines derselben dienen. Die deutschen geographischen Handbücher sind in der Regel trockene Aggregate und Repertorien von geographischen Daten und deshalb meistens kaum lesbarer als etwa die geographischen Wörterbücher. Elisée Reclus' «Nouvelle Géographie Universelle» ist ein geniales Werk und in stylistischer Beziehung ausgezeichnet. Es liest sich wie ein Roman, aber dennoch entspricht es nicht den Erwartungen, die man an ein so grosses Werk machen kann. Die schönen Phrasen enthalten meistens nur allgemeine Schilderungen, und entbehren oft des erwünschten Inhaltes. Es gelang Elisée Reclus, den spröden geographischen Stoff zu vergeistigen, jedoch blos mit Aufopferung der exacten Details.

Das Werk Hunfalvy's scheint uns die richtige Mitte zu halten zwischen Reclus und den deutschen Handbüchern; es enthält viel mehr Details als das Werk Reclus' und ist dabei doch lesbar, ja häufig sind die Schilderungen mit packender Anschaulichkeit und einem gewissen dichterischen Schwung geschrieben. Als sehr gelungen müssen wir aus dem ersten Bande besonders die Darstellung der allgemeinen Verhältnisse Europa's hervorheben; der Leser erhält aus derselben eine klare Vorstellung von den Grenzen, Meeren, von der Configuration, Gliederung, geographischen Lage, von dem Relief, von den Strömen, vom Klima, von der Pflanzen- und Tierwelt, von den verschwundenen Völkern und von den gegenwärtigen Bewohnern des Weltteils. Hierauf folgt eine sehr ausführliche Schilderung der Balkan-Halbinsel, der Völker und Länder derselben. Ein Capitel behandelt die allgemeinen geographischen und politischen Verhältnisse der Halbinsel; ein zweites Capitel schildert Dalmatien, die Herzegovina und Bosnien, ein drittes Serbien und Montenegro. Die folgenden Capitel behandeln Bulgarien, die europäische Türkei und Griechenland. Jedes Capitel beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht des betreffenden Landes, dann folgen: eine historische Skizze, die Schilderung der ethnographischen Verhältnisse, die Topographie und schliesslich eine Zusammenfassung und Darstellung des sozialen und politischen Zustandes. So rundet sich jedes Capitel zu

einem anschaulichen und klaren Bilde des betreffenden Landes und Volkes ab.

Die Balkanländer haben für Ungarn eine besondere Bedeutung; der Verfasser hat demnach recht getan, dass er dieselben mit grösserer Ausführlichkeit und auf Grund der neuesten und zuverlässigsten Forschungen und Aufnahmen schilderte. Sie nehmen die Hälfte des ersten Bandes ein, 374 Seiten. Eine so ausführliche und so gründliche Darstellung der Balkanländer finden wir in keinem andern geographischen Handbuche. Verhältnissmässig kürzer sind die Halbinseln der Apenninen und der Pyrenäen behandelt, aber der Leser findet auch über diese mehr Belehrung als z. B. in Daniel's oder Klöden's Handbuche. Ueberall ist der Einfluss des geographischen Momentes auf die Entwickelung der Städte und Staaten, auf die materielle und geistige Cultur der Völker hervorgehoben; die Schilderung der physikalischen, historischen und politischen Momente steht stets im innigen Verbande mit einander.

Hat der Verfasser schon im ersten Bande bewiesen, dass er auf dem Niveau der modernen Geographie steht, so ist der zweite Band, welcher Ungarn behandelt, noch mit grösserer Sorgfalt gearbeitet. Als Vorläufer und Vorstudium dieses Bandes sind die oben erwähnten beiden Werke zu betrachten, von welchen das eine die touristische und historische Seite, das andere die physikalischen Verhältnisse des Landes schildert. Seit dem Erscheinen des letzteren Werkes haben die Forschungen auf dem Gebiete der Geologie, Hydrologie und Klimatologie nicht geruht. Es sind seitdem viele Monographien erschienen; in jeder derselben wurden auch die physikalischen Verhältnisse dargestellt, obgleich sich dieselben fast ohne Ausnahme damit begnügten, die betreffenden Abschnitte aus Hunfalvy's Werk abzuschreiben. Es entstanden aber seitdem auch die geologische und die meteorologische Anstalt, das statistische Bureau, die ungar. geogr. Gesellschaft, der ungarische Karpathenverein u. s. w. Eine erdrückende Masse von Materialien musste durchmustert und gesichtet werden. Wenige dürften sich zu dieser Arbeit entschliessen, bei uns konnte die Bewältigung derselben blos Hunfalvy gelingen, da er das Land von einem Ende bis zum andern, von Ost nach West und von Nord nach Süd zu wiederholten Malen durchwandert hat. Der Inhalt und die Einteilung des Werkes ist aus Folgendem zu ersehen: Das erste Capitel gibt ein allgemeines Bild des Landes und der Bewohner; die einzelnen Abschnitte desselben behandeln die Lage, die Grösse, Configuration und Gliederung, ferner das Klima, die Verbreitung der Pflanzen und Tiere und die Verteilung der verschiedenen Volksstämme des Landes. Diesem schliesst sich ein historischer Ueberblick an. Im zweiten Capitel finden wir die detaillirte Beschreibung der ungarischen Tiefebene, des Flussnetzes und der Stromregulirungen, ferner eine Schilderung des ungarischen Volkes. Das dritte Capitel beschreibt die Hauptstadt des Landes

nebst Umgegend, und zwar in sechs Abschnitten. Das vierte Capitel enthält eine Topographie der einzelnen Comitate des Alföld. Das fünfte Capitel schildert den Landstrich zwischen Maros und Donau, d. h. die Comitate Torontál, Temes und Krassó-Szörény. Das sechste Capitel enthält die Darstellung des Landstriches zwischen Donau und Drave, nämlich der Comitate Gran, Komorn, Raab, Wieselburg, Oedenburg, Weissenburg, Veszprim, Eisenburg, Zala, Somogy, Tolna und Baranya. Im siebenten Capitel werden Kroatien und Slavonien nebst dem Küstenlande sehr ausführlich geschildert. Vom Quarnero, vom rasch aufblühenden Fiume geleitet uns der Verfasser in das Oberland der Karpathen. Das achte Capitel behandelt das nordwestliche Hochland, in welchem die hohe Tátra, die niedrige Tátra, das Osztroski-Vepor-Gebirge und die erzreichen Gruppen in Zipsen und Gömör, ferner die grosse und kleine Fátra, die nordwestliche Grenzkette und das Bükk- und Mátragebirge die grösste Mannigfaltigkeit an Gestalt und Form, an Fruchtbarkeit und Oede darbieten. Die Schilderung der Gebirgsgruppen, der Erz- und Kohlenlager, der Täler und Flüsse, der Ortschaften und der Bewohner ist stets eine getreue und lebendige. Das neunte Capitel schildert in ähnlicher Weise den nordöstlichen Teil der Karpathen, die Wiege der Theiss und der Zuflüsse ihres oberen Laufes, die Comitate Sáros, Abauj-Torna, Zemplin, Ung, Bereg und Máramaros. Das zehnte und längste Capitel ist der südöstlichen Citadelle der Karpathen, nämlich dem gebirgumwallten siebenbürgischen Hochlande gewidmet. Ein Abschnitt behandelt die Lage, Gliederung, das Klima und die Verteilung der Bevölkerung. Der zweite Abschnitt enthält eine Uebersicht der Geschichte und der politischen Einteilung. Die folgenden Abschnitte schildern die einzelnen Landstriche, die verschiedenen Volksstämme und die merkwürdigsten Ortschaften. Besonders sind die ethnographischen Schilderungen der Székler, Rumänen und Sachsen hervorzuheben. Den Schluss des Werkes bilden statistische Uebersichten über die Bevölkerung nach der Nationalität und Religion, über die Einteilung des Bodens nach den neuesten Katastral-Aufnahmen, über die Wälder, über die Bergwerke, Eisenbahnen, Land- und Wasserstrassen, über den Verkehr und Handel, über den öffentlichen Unterricht und schliesslich über die Finanzen. In beiden Bänden finden wir auch ein ausführliches Namenregister.

Dies ist in kurzer Uebersicht der Inhalt des Werkes. Um die Art und Weise der Behandlung und der stylistischen Darstellung zu zeigen, müssten wir ganze Abschnitte übersetzen. Das erste Heft des ersten Bandes über Ungarn in dem grossen Werke des Kronprinzen: «Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild» enthält die von Hunfalvy verfasste Abhandlung: Die geographische Gestaltung des Reiches der ung. heiligen Krone. Diese Abhandlung mag dem deutschen Leser eine Vorstellung von der Art und Weise geben, wie Hunfalvy den spröden geographischen Stoff zu

behandeln versteht. Besonders sind ihm die allgemeinen übersichtlichen Schilderungen gelungen. Die grösseren Städte des Landes, namentlich die Hauptstadt, ferner Szegedin, Szabadka, Debreczin, Temesvár, Raab, Oedenburg, Pressburg, Fünfkirchen, Agram, Fiume, Kaschau, Klausenburg, Maros-Vásárhely, Kronstadt, Hermannstadt u. s. w. sind so anschaulich geschildert, dass jeder Leser sich von der Gestalt und Lage derselben eine klare Vorstellung bilden kann. Anregend sind auch die manchmal ziemlich scharfen kritischen Bemerkungen. Hunfalvy nämlich findet nicht Alles gut, was in der Vergangenheit und Gegenwart geschehen ist. Er schildert z. B. den Aufschwung der Hauptstadt mit beredten Worten, hebt die Verdienste hervor, die sich die Regieruug und die Municipalität um die Hebung Budapests erworben hat, kann aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die in jüngster Zeit errichteten öffentlichen Gebäude fast ausnahmslos *nicht am gehörigen* Orte stehen. Einige scharfe Bemerkungen macht er auch in Bezug auf die durchgeführten und noch projectirten Stromregulirungen, und schliesst diesen Abschnitt mit folgenden Worten: «Der XIV. Gesetzartikel von 1884 stellte das Princip der maximalen Belastnug auf, nach welchem die interessirten Grundbesitzer zum Zwecke der erforderlichen Schutzarbeiten nur bis zu einer nach dem im Gesetze bestimmten Schlüssel zu berechnenden Summe belastet werden können, den Mehrbedarf soll der Staat decken. Es ist daher sehr zu wünschen, dass sowohl die Regierung und ihre Organe, als auch die betreffenden Gesellschaften bei der Projectirung und Ausführung der Regulirungs- uud Schutzarbeiten mit mehr Weisheit verfahren mögen, als dies bisher der Fall war; denn schliesslich wird auch der Staat nicht im Stande sein, die Kosten zu decken. Die bisherigen Arbeiten haben die Excessivität der Natur nicht gemildert, im Gegenteil, sie haben dieselbe noch gesteigert; in trockenen Jahren ist die Dürre, in nassen Jahren sind die Ueberschwemmungen grösser geworden. Die Ringdämme, mit welchen man die Ortschaften umgab, und die dem Ufer entlang aufgeführten Paralleldämme können die Durchsickerung des Wassers, die Ausbreitung des Grundwassers, die aufspringenden Binnengewässer nicht verhindern. Die Ableitung der Binnengewässer wird wahrlich noch viele Sorgen und Mühen verursachen. In trockenen Jahren wird wieder der Mangel an Regen eine Calamität für die Landwirte sein, das Jahr 1863 wird früher oder später wiederkehren, und Berieselungscanäle wird es sicher auch dann noch nicht geben.»

Wir wollen nur noch einige Punkte aus dem Abschnitt mitteilen, in welchem Hunfalvy den Ursprung, die ethnographische Stellung, den Charakter, die Sitten und Gebräuche des ungarischen Volkes schildert.

«Im Tieflande, im grossen Alföld, leben mehr als fünf Millionen Menschen; die überwiegende Mehrheit gehört dem ung. Volksstamme an, der daselbst seit jeher am meisten concentrirt war; vor dem Bauernaufstande

von 1514 und vor der Türkenherrschaft bewohnten die Magyaren auch jene Gegenden, in welchen jetzt Serben, Walachen und andere Völker wohnen.— Ueber den Ursprung und über die Bluts- und Sprachenverwandtschaft der Magyaren haben die Gelehrten schon viel gestritten und streiten noch immer; die Anthropologen, Ethnographen und Philologen gehen von verschiedenen Standpunkten aus . . . Die Nation entsteht durch ihre Sprache, durch ihren Glauben und durch ihre gesellschaftliche Verfassung; den ersten Rang nimmt die Sprache ein, sie macht die Geburt und den Lebensbaum der Nation aus, so schreibt Paul Hunfalvy in seiner Ethnographie. In Europa sind alle derzeitigen Nationen aus dem Gemische verschiedener Völkertrümmer entstanden, daher kann der Geograph in Bezug auf die europäischen Völker aus den anthropologischen Bestimmungen wenig Nutzen ziehen. Die Anthropologen haben zwar auch Leute aus Ungarn gemessen; sie bestimmten die Gestalt des Schädels und des Gesichtes, sie wogen das Hirn, sie maassen die Länge des Rumpfes und der Gliedmassen derselben. Wie aber eigentlich der echte magyarische Typus nach den gesammten körperlichen Merkmalen beschaffen sei, das haben sie noch nicht festgesetzt; sie suchen noch immer den Mustertypus. Die ausländischen Anthropologen tragen kein Bedenken, die Magyaren zur mongolischen Race zu zählen, während sie die Russen zu den mittelländischen Völkern rechnen, und doch ist es gewiss, dass in den Adern der Russen viel mehr mongolisches Blut rollt, als in jenen der Magyaren. Wo immer die Wiege des magyarischen Volkes gestanden und zu welcher Race auch die ältesten Stammväter der Magyaren gehört haben mögen, so viel ist gewiss, dass das magyarische Volk im Verlaufe der Zeit sich mit sehr vielen und verschiedenen Elementen vermischt hat, und dass es deshalb eben so gut, wie jedes andere europäische Volk, den mittelländischen Völkern beigezählt werden muss . . . Das magyarische Volk hat sich, so wie andere Völker, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart aus der Kreuzung und Vermischung verschiedener Elemente herausgebildet und erneuert sich auf diese Weise fortwährend; es wurde zu dem, was es an Leib und Seele ist, weder in Atelköz, noch in Lebedien, sondern hier in der europäischen Heimat; die physikalische Beschaffenheit, der Boden und das Klima des Landes, die Erlebnisse seiner Vergangenheit, der Einfluss der benachbarten Völker haben seine körperlichen und geistigen Eigenschaften herausgestaltet; zu diesen Factoren kam hinzu die Sprache, welche den Schatz seiner Traditionen und geistigen Errungenschaften aufbewahrt. Alle diese Factoren zusammen modelten seinen Charakter und gaben ihm das eigentümliche nationale Gepräge.

»Der Ungar zeichnet sich aus, wie dies auch von ausländischen Beobachtern eingestanden wird, durch eine schöne Körperhaltung, durch einen würdigen Gang, durch Kraft, Behendigkeit und Anmut, durch edlen Stolz und Mut. Ein mehr ovaler als länglicher Kopf, ein kurzer oder doch mittelmäs-

siger Schädel, eine gewölbte offene Stirn, dunkle feurige, in sehr seltenen Fällen etwas schief geschnittene Augen, — dies sind die charakteristischen Züge des Magyaren. Die Gesichtszüge sind scharf ausgeprägt. Hiezu kommen das dunkle, weder blonde noch schwarze Haar, ein starker Schnurrbart, der fein geschnittene Mund, das ovale Kinn, ein mittelgrosser Wuchs und stark entwickelte Muskeln. Die Hautfarbe ist mehr weniger gebräunt. Im Allgemeinen sind die Männer grösser und in den unteren Volksclassen oft auch hübscher als die Weiber. Aber in den höhern Volksclassen zeichnen sich die Frauen meistens durch regelmässige Gesichtszüge, durch funkelnde Augen, durch einen blendenden Teint und durch dunkle, oft schwarzeHaare aus. Das blonde Haar ist im Allgemeinen selten, aber blaue oder graue Augen kommen häufig neben brauner Hautfarbe und schwarzen Haaren vor. Missgestaltete Schädel und Gesichter, stark vorstehende Jochbeine und hervortretende Kinnbacken kommen bei gebornen Magyaren höchst selten oder niemals vor. Dass der Mund und das Kinn des Magyaren abgerundet ist, das hat er wahrscheinlich dem Einfluss der Sprache zu verdanken.

»Eine gewisse edle Würde, ein ruhiger Ernst, aufrichtige Offenherzigkeit, ein edler Nationalstolz und edle Haltung, eine glühende Vaterlandsliebe, Grossmut und grenzenlose Gastfreundschaft sind die hervorragenden Charakterzüge jedes echten Magyaren. Oft ist er heftig und leidenschaftlich, glühend ist seine Liebe und sein Hass; aber die Rachsucht, die List, das hinterlistige feige kriechende gleisnerische Benehmen ist ihm fremd und verhasst. In Folge seines cholerischen Temperaments braust er leicht auf, begeistert er sich rasch für alles Schöne und Wahre, aber es fehlen ihm die Zähigkeit und Ausdauer, und er lässt leicht den Mut sinken. Das Strohfeuer des Magyaren ist im Lande selbst sprichwörtlich. Ueber sein Wesen ist ein gewisser Ernst, ja eine gewisse Trauer ausgegossen, doch wechseln die Gefühle sehr schnell; weinend belustigt sich der Magyar, wenn er aber vom Weine, von der Musik und vom Tanze aufgeregt wird, dann vergisst er seine Trauer und lässt sich zu lärmender, ja zügelloser Lustbarkeit hinreissen. Der Magyar ist von Natur aus zur Leidenschaft und Gewalttätigkeit geneigt; aber die Künste der berechnenden List, der Tücke, der Falschheit und des Betrugs sind ihm ganz fremd.

»Im Allgemeinen charakterisirt das ungarische Volk ein gewisser aristokratischer Geist. Der moderne Zeitgeist hat jedoch auch auf die Sitten und Gebräuche und auf das ganze Leben des magyarischen Volkes einen modificirenden Einfluss ausgeübt; die alte Einfachheit, die guten alten Sitten beginnen zu verschwinden. Die Grosstuerei und der Luxus haben bereits auch unter dem gemeinen Volke sich verbreitet, in gewissen Kreisen aber beginnen der Leichtsinn, die Schalheit und die Schwindelei Wurzel zu fassen.»

Doch müssen wir es Raummangels halber an dieserProbe genügen lassen.

Das Hunfalvy'sche Werk ist eine der bedeutendsten Leistungen ungarischer Wissenschaft, eine Leistung, welche in jeder europäischen Literatur eine hervorragende Stellung einnehmen würde. Nicht blos reiches vielseitiges Wissen und Orientirtheit auf allen Gebieten der Geographie und der Naturwissenschaften zeichnet den Verfasser aus, sondern auch jene umfassende Bildung und selbständige, auf den Grund der Dinge dringende Auffassung, ohne welche ein grosser Schriftsteller nicht gedacht werden kann. Besonders gilt alles dies von dem zweiten Bande des bedeutenden Werkes, welcher geradezu als eine schöpferische Leistung bezeichnet werden muss, da der Verfasser hier kaum andere Vorarbeiten zur Verfügung hatte, als seine eigenen Forschungen und Leistungen. Von diesem Bande müssen wir dringend wünschen, dass er auch in deutscher Uebersetzung erscheine, und dies um so mehr, je unzweifelhafter es ist, dass das Ausland über unser Land und Volk auch heute noch die verkehrtesten und abenteuerlichsten Ansichten hegt.

ALB. WEBER.

DIE INCUNABELN DER BUDAPESTER AKADEMIE-BIBLIOTHEK.

Die im J. 1826 von den Grafen Teleki gegründete Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die zur Zeit aus über hunderttausend Bänden besteht, enthält nebst andern Seltenheiten, besonders Handschriften, auch eine stattliche Reihe von Incunabeln, die bis in die neueste Zeit hinein wissenschaftlich gar nicht verwertet waren. Blos eine grössere Anzahl von Hungaricis (die Sammlung enthält deren zweiunddreissig) ist vor sechs Jahren vom Bibliotheksbeamten A. Hellebrant in der «Magyar Könyvszemle» (Ungarische Bücherschau) beschrieben worden, der Rest, darunter mehrere «Unica» und anderweitig interessante Exemplare, wurde erst vor Kurzem von demselben Gelehrten in dem unten genannten lateinisch abgefassten Verzeichnisse zum ersten Male in die bibliographische Literatur eingeführt.* Die von ihm beschriebene Sammlung von 466 bis 1500 gedruckten Werken entbehrt als solche jedwelchen Interesses. Es ist dies keine einheitliche, aus dem Mittelalter auf uns gekommene Bücherei, welche geeignet wäre auf die culturellen Bestrebungen einer ungarischen Stadt- oder Kirchengemeinde Streiflichter zu werfen, sondern eine durch den Zufall und die planlose Sammlerlaune zusammengewürfelte Collection, welche zum grössten Teil aus der Bibliothek des Grafen Joseph Teleki herrührt, dessen Munificenz

* *Catalogus librorum saeculo XV° impressorum quotquot in bibliotheca Academiae Litterarum Hungaricae asservantur. Descripsit Arpadus Hellebrant*, Bibliothecae Acad. Litt. Hung. Adiunctus. Budapestini 1886, Gr. 8°, XIII. und 379 p.

auch die Erwerbung der Jancsó'schen Sammlung wertvoller alter Hungarica zu verdanken ist.

Dieser Teil der Sammlung bildet auch für den ungarischen Literarhistoriker das Meiste des Interessanten dar. Die Briefsammlung des *Aeneas Sylvius* (Nürnberg 1481), die Wiener Ausgabe der Cosmographie des *Apuleius* vom J. 1497, eine der ersten Ausgaben der Epigramme des Hieronymus *Balbus* (Wien, 1494), Marsilius *Ficinus* «de triplici vita» (s. l. e. a. und Florenz 1489), Predigten des *Michael de Hungaria* (Strassburg 1487 und 1494), die «*Legendae Sanctorum regni Hungariae*» (s. l. e. a.), der Clypeus Thomistarum des Peter *Niger* (Venedig 1481), mehrere Reden des berühmten ungarischen Theologen *Pelbart von Temesvár* (Lyon s. a., Hagenau 1499 und 1500), Joh. *Franc. de Pavinis,* Defensorium Canonisationis Sancti Leopoldi (s. l. e. a.), *Hartmann Schedel*'s Chronik (lateinisch Nürnberg 1493 und Augsburg 1497, deutsch Nürnberg 1493 und Augsburg 1496 und 1500), die beiden editiones principes der Chronik des *Johann von Thurocz* (Augsburg und Brünn 1488), die Biga Salutis des Pester Franciskaners Oswald *Lasko* (Hagenau 1497), welche von den ausländischen Bibliographen gemeiniglich für ein Werk des Michael de Hungaria gehalten wird, und andere mehr oder weniger seltene Werke dieser Art werden unseren Literarhistorikern bei ihren Forschungen sicher nicht selten gute Dienste leisten, wenn auch zugegeben werden muss, dass die Bibliothek der Akademie in Bezug auf Reichtum an Hungaricis mit keiner unserer grösseren öffentlichen Bibliotheken den Wettkampf aufnehmen kann, ja sogar von einer oder der anderen bedeutenderen Privatsammlung übertroffen wird.

Unter allen diesen auf Ungarn bezüglichen Incunabeln finden wir blos ein Unicum, die «Oratio in funere Reverendissimi domini D. Petri Cardinalis sancti Sixti habita a reverendo patre domino Nicolao episcopo modrusiensi» (4° char. rom. s. s. c. et pp. nn. 10 foll. 30 lin.), deren Text jedoch in mehreren andern Ausgaben vorliegt.

Mehr des Interessanten bietet der übrige Teil der Sammlung. Von Seltenheiten wie «Augustini de doctrina christiana seu de arte prædicandi» (s. l. e. a., Strassburg, Mentel 1465—66), «Gregorii Moralia» (s. l. e. a., Basel, Rodt 1468) und «Johannis de Aurbach Summa de Sacramentis» (Augsburg 1469), den ältesten Druckwerken der Sammlung, abgesehen, finden wir bei Hellebrant mehrere Werke beschrieben, welche in der bibliographischen Literatur unseres Wissens nirgends verzeichnet sind.

Es sind dies die *Aesopischen Fabeln* in der Uebersetzung des Rimicius «impressum Mediolani per Gasparum de Cantono anno domini M.CCCCLXXX die VIIII. november» (selbst der Name dieses Buchdruckers war bisher unbekannt), ein mit gothischen Lettern s. l. gedruckter *Kalender* auf das Jahr 1483 (der bei Hain nr. 4262 erwähnte Kalender auf dasselbe Jahr ist

mit lateinischen Lettern gedruckt), *Albertanus* Causidicus Brixiensis De arte loquendi et tacendi «impressus Colonie Anno domini M.CCCC. LXXXVI. Pridie nonas Decembris», *Albertus Magnus* «De mirabilibus mundi» (s. l. e. a. 4°, char. rom. s. s. c. et pp. 34 foll. 24 lin. in einer vor 1476 gedruckten Ausgabe (vgl. die gleichzeitige Aufzeichnung auf fol. 34ᵃ· Istos tractatulos emit magister Johannes Schrauff in studio paduano pro 1 duc. et medio Anno 1476), *Aristoteles* «Oeconomicorum libri II. cum Commentariis Johannis Versoris» (Köln? s. l. e. a.; ist verschieden von der bei Hain unter nr. 1773 beschriebenen Ausgabe), die *Gesta Romanorum* (s. l. e. a. Fol. char. goth. cum. aıı—qııı sig. et pp. nn. s. c. 115 num. + 8 non num. = 123 foll. 2 col. 43—47 lin.), die *Mirabilia urbis Romae* (12°, char. goth. s. s. c. et pp. nn. 7 foll. 24 lin., ist auch bei Jordan, Topographie Roms, nicht verzeichnet), schliesslich *Sallustius* De coniuratione Catilinæ (Fol. char. goth. cum Aıı—Dııı sig. s. c. et pp. nn. 23 foll. 24 lin.).

Nicht ohne Interesse sind auch die alten Aufzeichnungen auf den Incunabeln, welche von Hellebrant gewissenhaft, in zweifelhaften Fällen auch mit Angabe der Zeit, aus welcher sie zu stammen scheinen, mitgeteilt werden. Denn nicht nur enthalten dieselben interessante Angaben über die Provenienz der einzelnen Druckwerke (mehr als 40 Bände gehörten einst dem Wiener Hause des Predigerordens an; ein Exemplar der Summa Casuum Conscientiæ des Baptista de Salis im J. 1488 zu Nürnberg gedruckt, war Eigentum des bekannten Conradus Cordatus «Theologiæ licentiatus ac artium magister» eines der ersten Reformatoren Ungarns; die von Udalricus Gallus in Rom gedruckte editio princeps des Justinus wurde im Juni 1484 von Paul Schaider aus der ungarischen Bergstadt Kremnitz «ex libro Baptistæ Guarrini» emendirt), sondern helfen uns auch den Zeittermin ante quem mancher ohne Angabe des Jahres gedruckter Werke zu bestimmen. So muss die bei Hain nr. 213 beschriebene Ausgabe des *Aeneas Sylvius* de Euryalo et Lucretia spätestens 1471, der *Albertanus* Causidicus Brixiensis De arte loquendi et tacendi nr. 394 (nach Hain's Numerirung) spätestens 1476, des *Albertus Magnus* Compendium Theologiæ Veritatis nr. 435 spätestens 1486, des *Antoninus* Archiep. Flor. Decisio Consiliaris nr. 1235 spätestens 1477, des *Beda* Venerabilis Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum nr. 2732 spätestens 1495, der vierte Teil der *Biblia Latina* nr. 3173 spätestens 1481, der vierte Teil des *Duns Scotus* Scriptum in quatuor libros Sententiarum nr. 6416 und des *Vincentius Bellovacensis* Speculum Naturale nr. 23,612 (nach Ebert's Numerirung) spätestens 1477 gedruckt worden sein.

Sodann ist hervorzuheben, dass mehrere bei Hain nicht verzeichneten Werke (bekanntlich fehlen bei Hain mehrere Autoren, deren Name mit dem Buchstaben *V* beginnt) sowie solche, die Hain nicht selbst gesehen, sondern aus andern bibliographischen Werken übernommen, bei Hellebrant zuerst nach dem Hain'schen System genau beschrieben sind, sowie dass bei man-

chen Incunabeln Hain's ungenaue Angaben — denn auch ein Hain konnte manchmal irren — entweder stillschweigend oder — in besonders wichtigen Fällen — ausdrücklich rectificirt werden. Ein eclatanter Fall dieser Art ist, dass Hain die beiden Werke des Johannes de Turrecremata: Quæstiones evangeliorum de tempore und Quæstiones evangeliorum de sanctis, für ein Werk ausgibt, indem er das Colophon des erstern und den Titel des letztern übersah. Bei andern Werken hat Hain einzelne Stücke, Gedichte auf der Rückseite des letzten Blattes und Aehnliches gar nicht bemerkt, Vorreden von Humanisten mit Absicht übergangen, bei Beschreibung verschiedener Ausgaben desselben Werkes nicht auf genaue Gleichförmigkeit gehalten, lauter Fehler, welche Hellebrant glücklich vermieden hat; nur ist zu bedauern, dass er jene Werke, welche bisher weniger genau beschrieben wurden, nicht durch ein besonderes Zeichen, etwa durch ein Sternchen, kenntlich gemacht hat: er hätte damit dem Forscher auf bibliographischem und literarischem Gebiete, der bei ihm nach solchen Angaben sucht, welche bei Hain nicht zu finden sind, manche überflüssige Mühe erspart.

Selbstverständlich gibt es aber in unserer Sammlung eine grosse Menge Incunabeln, die schon von Hain mit der grössten Genauigkeit beschrieben wurden. Hellebrant hätte viel Raum ersparen können, wenn er statt eine ausführliche, mit Hain genau übereinstimmende Beschreibung dieser Werke zu liefern, einfach auf Hain hingewiesen hätte. So aber hat er es der Gleichförmigkeit halber vorgezogen, auch auf diese Werke näher einzugehen. Doch ist durch den principiellen Unterschied zwischen Hain's und Hellebrant's Art der Beschreibung wenigstens dafür gesorgt, dass die Beschreibung dieser Werke bei Hellebrant nicht den Eindruck macht, als wäre sie einfach aus Hain abgeschrieben. Hellebrant hat nämlich die Abkürzungen der alten Druckwerke durchgängig aufgelöst, die von Hain angeführten Angaben zur genauen Bestimmung der einzelnen Druckwerke noch dadurch vermehrt, dass er auch die Signaturen der einzelnen Blätterlagen angibt, sowie den Umstand für erwähnenswert erachtet, ob die Anfangsbuchstaben grösserer Abschnitte fehlen oder aber colorirt sind, schliesslich gibt er bei jeder einzelnen Nummer gleichfalls in lateinischer Sprache ein kritisches Resumé der darauf bezüglichen Angaben der älteren bibliographischen Werke und enthält er uns keine einzige der auf die Provenienz der einzelnen Bände bezüglichen Aufzeichnungen vor.

Es erübrigt nur noch einiges über die Einteilung des Werkes mitzuteilen. Nach der Einleitung (XIII Seiten), welche eine kurzgefasste gründliche Geschichte der Bibliothek der Ung. Akademie der Wissenschaften, sowie allgemeine Bemerkungen über die in derselben aufbewahrten Incunabeln und Aufklärungen über die Grundsätze, welche der Verfasser bei Beschreibung derselben befolgte, enthält, folgt in zwei Teilen der bibliographisch ausführliche Catalog der Sammlung. Und zwar sind im ersten Teile (S. 1—262) in

chronologischer Reihenfolge diejenigen Incunabeln (354 an der Zahl), welche mit Angabe des Druckjahres, im zweiten Teile (S. 263—325) in alphabetischer Reihenfolge diejenigen Werke (111 an der Zahl) beschrieben, welche ohne Angabe des Druckjahres erschienen sind, — ein meines Erachtens ganz verfehlter Plan Panzer'schen Angedenkens, welchem wir es zu verdanken haben, dass wir verschiedene Ausgaben desselben Werkes, ja bei solchen grösseren Werken, deren Erscheinen sich auf mehrere Jahre erstreckte, die einzelnen Bände einer und derselben Ausgabe an weit von einander entfernt gelegenen Stellen des Buches suchen müssen, und dass wir uns im ganzen ersten, grösseren, Teile des Buches nur mit Hilfe des Namensverzeichnisses der Autoren zurecht finden, welches beinahe zwei Druckbogen ausmachende Verzeichniss entfallen wäre, hätte der Verfasser Hain's Beispiel auch darin befolgt, dass er alle Werke der Sammlung, mit oder ohne Angabe des Druckjahrs, in alphabetischer Reihenfolge nach den Namen der Verfasser geordnet, vorgeführt hätte. Das von Hellebrant adoptirte chronologische Princip hat blos bei umfassenden «Annalen der Typographie» seine Berechtigung; bei Beschreibung kleinerer Sammlungen wird derjenige, der zu wissen wünscht aus welchem Jahre der älteste Druck der Sammlung herrührt und wieviel Bände aus den einzelnen Jahren bis 1500 in derselben aufbewahrt werden, sich schon mit einem kurzen «Index annorum» von der Art begnügen müssen, wie wir ihn bei Hellebrant S. 360 zusammengestellt finden.

Den Schluss des Bandes (S. 326—379) bildet eine ganze Reihe von sorgfältigen Indices: 1. ein alphabetisches Namensverzeichniss der Verfasser, — 2. ein recht überflüssiger Index systematicus mit folgenden Unterabteilungen: Encyclopædia, Theologia, Philosophia, Geographia et Historia, Jurisprudentia, Litteræ, Scientia Naturalis, Varia, — 3. der schon erwähnte Index annorum, — 4. ein Verzeichniss der Druckorte und — 5. der Buchdrucker, — 6. ein Index possessorum, — und schliesslich 7. ein Verzeichniss derjenigen bibliographischen Werke, welche dem Verfasser zur Verfügung standen.

Freudig begrüssen wir dieses von hingebendem Fleisse und tüchtigen bibliographischen Kenntnissen zeugende Werk, dessen Erscheinen hoffentlich die Vorsteher unserer übrigen grossen Bibliotheken anspornen wird, zu trachten, die zahlreichen Lücken in der Bibliographie der Incunabeln aus den ihrer Obhut anvertrauten reichen Bücherschätzen nach Kräften zu ergänzen.

EUGEN ABEL.

DAS VOLKSLIED VON DES COMMANDANTEN TOCHTER ZU GROSSWARDEIN.

Dies deutsche Volkslied gehört, schon seinem Stoffe nach, zu den interessantesten Volksballaden aus älterer Zeit. Brentano und Arnim haben dasselbe in «Des Knaben Wunderhorn» (neue Ausgabe, Berlin 1873, I. 99) unter dem Titel «Die Eile der Zeit in Gott» nach einem «fliegenden Blatt» veröffentlicht. Arnim schickte dem Abdruck folgende Bemerkung voraus: «Täglich wird angenommen, Einer sey wahnsinnig, die ganze Welt rings sey wahr; hier der Gegensatz: Eine ist wahr, die ganze Welt rings wahnsinnig in leeren Beschäftigungen sich quälend bildet sich hundertundzwanzig Jahre ein; ihr ist es ein schöner Nachmittag, und wer mag leugnen, dass ein solcher Nachmittag nicht mehr sey als hundertundzwanzig elende Jahre.»

Die Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums besitzt dasselbe Volkslied als fliegendes Blatt gedruckt: Vier Blätter klein Oktav, gewiss aus dem vorigen, möglicher Weise aus dem XVII. Jahrhundert. Nichts verrät das Alter und die Provenienz des Druckes; blos die Sprache des Textes und die Schrifttypen gestatten die obige Vermutung. Das Gedicht ist in numerirten Strophen, aber jede Strophe fortlaufend als Prosa, fast durchgängig ohne Interpunktion gedruckt. Die einzelnen Verse sind durch / getrennt. Ich lasse diesen Text hier folgen und gebe unter demselben die abweichenden Lesarten das «Wunderhorns» (WH). Die Zahlen in Klammern bezeichnen die Strophenzahl im WH.

[S. 1.] Ein W.nderseltzame | Beschicht | Oder | Begebenheit, | Welche sich zugetragen in der | weit berühmten Stadt und Vestung | Großwardein in Hungarland, mit einer | Commendantens Tochter welche ihr Herr Vat ter, hat verheurathen wollen: Was sich aber wei ters mit ihr begeben, wird solches in dem | Gesang zuvernehmen | seyn. [Bild: Ein Mädchen, das in der einen Hand eine Rose hält]. Gedruckt im diesen Jahr.

[S. 2.] Das Erste.

1. In Hungarland zu Großwardein,
Was neulich da geschehen sey,
Will ich jetzunder zeigen an.
Merckt auf mit Fleiß, ihr Frau und Mann.[1]

[1] Die Strophe fehlt im WH.

2. (1.) Der Commendant selbiger Stadt
Ein Töchterlein gezeiget hat:
Theresia ihr Nahm thät seyn,
GOttsförchtig, züchtig, keusch und rein.[2]

3. (2.) Sie war von ihrer Jugend an
Der Andacht also zugethan,
Mit betten, singen allezeit
Lobt sie die Heilig Dreyfaltigkeit.

4. (4.) So bald sie kommen zum Verstand,
Ihr keusches Hertz vor Liebe brand,[3]
Auf (Auf) JESUM war ihr Thun gericht,
Zu seiner Braut sie sich verpflicht.

[S. 3.] 5. (4.) Sie war sehr schön von Leibs-Gestalt,
Ihrs gleichen funde man nicht bald;
Ein Cavalier jung, reich und schön
Hat ihm die Jungfrau außersehn.

6. (4.) Er hielt an um das Töchterlein,
Der Vatter gab den Willen drein;
Die Mutter zu der Tochter spricht:
»Mein Kind, doch diesen lasse nicht.«[4]

7. (7.) Die Tochter fieng zu weynen an:
»Ich habe schon ein Bräutigam,
Dem ich habe versprochen gantz
Zu tragen meinen Jungfrau-Krantz.[5]

8. (8.) Der Vatter sprach: »Es kann nicht seyn,
Mein Kind, das bilde dir nicht ein.
Wo wilst du bleiben mit der Zeit?
Sehr alt seyn wir schon alle beyd.«

[2] Der Commandant zu Großwardein, Der hätt ein einzig Töchterlein; Theresia ihr Namen war, Gottsfürchtig, züchtig, keusch und klar. — [3] Wenn sie nur Jesum nennen hört, So wurd' ihr Lieb und Freud vermehrt. — [4] St. 5 und 6 im WH. in eine Strophe zusammengezogen: Ein edler Herr thät um sie frein, Der Vater gab den Willen drein, Die Mutter zu der Tochter spricht, »Mein Kind, nur diesen lasse nicht.« — [5] (5) Die Tochter sprach: »Ach, Mutter mein, Das kann und mag ja nicht so seyn, Mein Bräutigam ist schon bestellt, Derselb ist nicht auf dieser Welt« Die obige Strophe folgt im WH. als St. 7. Auf (5) folgt: (6) Die Mutter sprach: »Ach Tochter mein, Ach thu uns nicht zuwider seyn. Wir sind nunmehr zwei alte Leut, Mit Geld hat uns Gott auch erfreut.«

9. «Vor meinem End ich wissen wolt,
Wo du auch einmal bleiben solt.
Darum, mein Kind, ich rathe dir,
Nihm dir zur Ehe den Cavalier.»[6]

10. (9.) Der Cavalier auch wieder kam,
Man [S. 4.] stelte . . . . . .
. . . .[7] darzu bereit,
Die Braut war voller Traurigkeit.

11. (10.) Sie gieng in ihren Garten früh,
Sie fiel darnider auf die Knye,[8]
Ruf [9] von gantzen Hertzen an
JESU ihren liebsten Bräutigamb.[10]

12. Da kam ein schöner Jüngling dar,
Sein Angesicht war hell und klar,
Sein Kleid mit Gold gantz ausgestickt;
Die Jungfrau erst vor ihm erschrickt.[11]

13. (13.) Er grüst die Jungfrau wunderschön,
Die Jungfrau thut da vor ihm [12] stehn,
Schamhafftig schlägt die Augen nieder,
Empfieng gar schön ihren JESU [13] wieder.

14. Die Jungfrau JESUM bald erkandt,
Ihr keusches Hertz vor Liebe brannt,
Vergaß vor Freuden all Traurigkeit,
Gedacht nicht mehr an ihre Hochzeit.

15. (14.) Der Jüngling an zu reden fieng,
Verehrt ihr ein goldenen Ring:
«Schau da, mein Braut, zum Liebes-Pfand
Tragt disen Ring an eurer Hand.

[6] Diese Strophe fehlt im WH. — [7] In unserem Exemplar weggeschnitten. Im WH.: Der edle Herr bald wieder kam, Da stellte man die Hochzeit an, Denn alles war voraus bereit, Die Braut war voller Traurigkeit. — [8] Da fiel sie nieder auf die Knie. — [9] Sie rief [10] Jesum, ihren liebsten Bräutigam. — [11] Der 12. Strophe entsprechen im WH. die Strophen 11 und 12: (11) Sie lag auf ihrem Angesicht, Viel Seufzer sie zu Jesu schickt. Der liebste Jesus ihr erschien Und sprach: «Schau, meine Braut, vernimm: (12) «Du sollst jetzt und in kurzer Zeit Bei mir seyn in der wahren Freud Und mit den lieben Engelein In voller Freud und Wonne seyn.» — [12] Thät vor ihme — [13] Gar schöne Jesum

[S. 5.] 16. (15.) Die Jungfrau da schön Rosen brach;
«Mein Bräutigam,» zu JESU sprach;
«Hiemit sey du von mir verehrt,
Ewig mein Hertz sonst kein [14] begehrt.»

17. (16.) Da giengen die Verliebten zwey,[15]
Brachen der Blumen mancherley,
JEsus spricht [16] zu seiner Braut:
«Komb, meinen Garten auch beschau!»[17]

18. (17.) Er nahm die Jungfrau bey der Hand
Führt sie auß ihren Vatterland
In seines Vatters Garten schön,
Darinnen viel der [18] Blummen stehn.

19. (18.) Die Jungfrau da mit Freud und Lust
Sehr köstliche Frücht sie kost; [19]
Kein Mensch ihm [20] nicht einbilden kan,
Was da vor edle Früchte stahn.[21]

20. (19.) Sie hört viel [22] Music und Gesang,
Die Zeit und Weil war [23] ihr nicht lang;
Der Silberweissen [24] Bächelein
Sie flossen [25] da gantz klar und rein.

21. (20.) Der Jüngling sprach zu seiner Braut:
[S. 6.] «Mein [26] Garten habt ihr nun beschaut;
Ich will euch geben das Geleit
In euer Land, es ist die [27] Zeit.»

22. (21.) Sie schiede fort [28] mit Traurigkeit,
Kam vor die Stadt in kurtzer Zeit;
Die Wächter hielten sie bald an.
Sie sprach: «Laßt mich zum Vatter gahn!» [29]

23. (22.) «Wer ist ihr Vatter?» man sie fragt.
«Der Commendant,» sie frey außsagt.
Der eine Wächter aber spricht:
«Der Commendant hat kein Kind [30] nicht.»

[14] keinen [15] die verliebten Zwey [16] da sprach [17] kommt, .. beschaut. [18] viele [19] Köstliche Früchte hat versucht, [20] sich [21] ... für ... stehn. [22] da [23] wird [24] Die silberweisse [25] Die fließen [26] Meinen [27] nun [28] Die Jungfrau schied [29] gehn [30] kein Kind hat.

24. (23.) An ihrer Kleydung man erkandt,
Daß sie auch sey von hohen[31] Stand.
Ein Wächter sie geführet hat
Biß vor die Herrn in die[32] Stadt.

25. (24.) Die Jungfrau sagt und blieb darbey,
Daß[33] der Commendant ihr Vatter sey,
Und seye nur[34] vor zwey Stund,
Da sie hinaus gangen[35] jetzund.

26. (25.) Die Herrn[36] nahm es wunder sehr;
Man fragt, wo sie gewesen wär;
Ihrs Vatters [S. 7.] Nahm, Stamm und Geschlecht
Da[37] muste sie erklären recht.

27. (26.) Man suchte auf die alte Schrifft.
Unter andern man diß[38] antrifft,
Daß sich ein Braut verlohren hat
Zu Großwardein in dieser Stadt.

28. (27.) Der Jahr Zahl man gar bald[39] nach schlägt:
Hundert und zwanzig Jahr außträgt;
Die Jungfrau war so schön und klar,
Als wann sie alt wär fünfzehen[40] Jahr.

29. (28.) Dabey die Herrn wohl bekannt,[41]
Daß solches[42] Werck von GOttes Hand;
Man trug der Jungfrau für ein[43] Speiß,
Im Augenblick sie wurd Schnee weiß.[44]

30. (29.) «Nichts Leibliches ich mehr begehr»;
Sie batt: «bringt mir ein[45] Priester her,
Daß ich empfang vor meinem End
Das höchste Guth[46] im Sacrament.»

31. (30.) So bald nun dieses ist geschehen
Viel Christen-Menschen es gesehen,[47]
Wurd ihr von grossen[48] Weh und Schmertz
Gebrochen ab ihr reines Hertz.

[31] hohem [32] Herren in der [33] (fehlt) [34] sei sie nur erst [35] Hinausgegangen da [36] Herren [37] Das [38] auch dies [39] Jahre Zahl man bald [40] wenn sie wäre fünfzehn [41] Herren wohl erkannt [42] dies ein [43] vor viel [44] ward sie schneeweiß [45] den [46] Den wahren Leib [47] geschehn: gesehn [48] Ward ihr ohn alles.

[S. 8.] 32. Und ist entschlaffen sanfft und still.
Merck wohl, mein Christ, ist es dein Will,
Daß du einmahl wilst seelig seyn,
So lebe züchtig, keusch und rein.

33. So wird dir GOTT nach diesen Leben
Gewißlich auch den Himmel geben.
Nach außgestandenen Creutz und Leyd
Folgt ewig Freud und Seeligkeit.

ENDE.

Eine nur flüchtige Vergleichung der beiden Texte lässt sofort erkennen, dass unser Text älter und origineller ist. Die Herausgeber des «Wunderhorns» haben entweder einen weit jüngeren Text zum Abdruck gebracht, oder, was mir wahrscheinlicher scheint, im Sinne ihres bekannten Vorgehens den alten und vielfach holperigen Text des Liedes eigenmächtig verändert.

Hier in Ungarn ist die Sage, welche den Inhalt des Gedichtes bildet, unbekannt. Auffallend bleibt es, dass die auch anderwärts, wenn auch mannigfach modificirte Sage (vgl. Wolfgang Müllers Gedicht: «Der Mönch von Heisterbach») in unserem Liede an eine *ungarische* Stadt geknüpft ist. Bekanntlich bilden die Grundlage der Sage zwei Stellen des alten und neuen Testaments: Psalm 90, 4: «Denn tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache», — und 2. Petr. 3, 8: «Eins aber sei euch unverhalten, ihr Lieben, dass Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie Ein Tag.»

GUSTAV HEINRICH.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** Den ersten Gegenstand der am 4. Oct. 1886 abgehaltenen Gesammtsitzung bildete der Bericht über den 1884/85-er Péczely-Dramenpreis, welchen Paul Gyulai als Referent der aus ihm, Ladislaus Arany und Karl Vadnai gebildeten Preisrichter-Commission vorlas. Bei dieser Preiswerbung kamen blos zwei Stücke, «Endre und Johanna» von Eugen Rákosi und «Széchy Mária» von Ludwig Dóczi, in Betracht. Referent gibt zuerst eine ausführliche Analyse des Dramas «Endre u. Johanna», als dessen Fehler er insbesondere eine über alles erlaubte Maass hinausgehende und durch nichts zu rechtfertigende Missachtung der historischen Wahrheit, ganz widerspruchsvolle Charaktere, unbegreifliche Seelenzustände hervorhebt; hierauf folgt eine ebenso eingehende Zergliederung von «Széchy Mária», in welchem Drama er ebenfalls Handlung und

Charakteristik gänzlich verfehlt findet. Vornehmlich des Mangels natürlicher und verständlicher Charaktere wegen findet die Mehrheit der Preisrichter, Gyulai und Arany, keines der beiden Stücke preiswürdig, während Karl Vadnai in Berücksichtigung mancher Vorzüge des Dóczi'schen Werkes für dessen Preiskrönung stimmte. Das Mehrheits-Votum wurde gutgeheissen und der Preis statutengemäss dem Nationaltheater zugesprochen.

Hierauf folgten die laufenden Angelegenheiten. Der Generalsecretär meldete vor Allem das Ableben des correspondirenden Mitgliedes Dr. Paul Kovács, dessen Gedächtniss die erste Classe in einer Denkrede feiern wird. Dann verlas derselbe die Titel der während der Ferien eingelaufenen Concurrenzwerke, welche wir bereits früher mitgeteilt haben, und tat kurz mehrerer während der Ferien an die Akademie eingesandter Manuscripte, ferner der Vertretung der Akademie bei der Revindicationsfeier und beim Wiener Orientalisten-Congress, endlich der während der Ferien erschienenen akademischen Publicationen und eingelaufenen Tausch- und Pflichtexemplare Erwähnung.

Hierauf folgte die Fachsitzung der zweiten (philosophisch-historisch-sozialwissenschaftlichen) Classe unter dem Vorsitze des Classenpräses Franz Pulszky. Den ersten und in Folge der stark vorgerückten Zeit einzigen Gegenstand ihrer Tagesordnung bildete ein Vortrag des correspondirenden Mitgliedes Julius Schwarcz, welcher sich die kritische Würdigung der in den letzten zwei Jahrzehnten über die Lehre von den Staatsformen erschienenen Werke zur Aufgabe machte. Der ungenügende Fortschritt der Wissenschaft von den Staatsformen hat nach ihm zwei Ursachen. Erstens wird der Theorie des Aristoteles noch heute gehuldigt, während dessen Staatsformen auf die Staaten unserer Zeit durchaus nicht mehr passen. Zweitens wurde bisher die Verfassungsgeschichte nicht mit der nötigen Gründlichkeit verwertet. Vortragender unterzieht die einschlägigen Werke von Muro Martinez, Passy, Bluntschli, Georg Waitz, Garey einer eingehenden Kritik. Im Allgemeinen findet er die Franzosen in der Staatsformenlehre, die Deutschen in der Verfassungsgeschichte weiter vorgeschritten.

— In der Plenarsitzung am 25. October las August Kanitz eine Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie H. W. Reichardt. Wir entnehmen derselben in Kürze folgende Hauptdaten. Reichardt wurde 1835 in Iglau geboren. Er beschäftigte sich schon als Mediziner in Wien viel mit Botanik. Nach erlangtem Doctordiplom wurde er Assistent am botanischen Garten und Privatdozent für Botanik an der Universität, später ausserordentlicher Professor dieser Wissenschaft und Director des k. k. Hofherbars. 1878 wurde er auswärtiges Mitglied unserer Akademie, 1885 machte er in einem Moment von Geistesverwirrung seinem Leben selbst ein Ende. Reichardt hat die botanische Wissenschaft zwar nicht mit Entdeckungen von grosser Tragweite bereichert, er war jedoch ein fleissiger und gewissenhafter Gelehrter, der sich als Forscher, Professor und Mensch ein ehrenvolles Andenken gesichert hat.

Hierauf las das ord. Mitglied Hermann Vámbéry seinen Bericht über die orientalische Handschriften-Sammlung weiland Daniel Szilágyi's. Der überwiegende Teil der über 500 Nummern zählenden Handschriften-Sammlung ist der Sprache nach türkisch; rein persisch sind kaum 40 und arabisch 25 Nummern.

Hinsichtlich des Inhalts stehen an erster Stelle die Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, und hier nimmt die Geschichte des ottomanischen Reiches den ersten Platz ein. Unter diesen Geschichtswerken sind viele von Hammer nicht gekannte und nach Vámbéry's Ansicht in den europäischen Bibliotheken fehlende. Viele haben grosses Interesse für die ungarische Geschichte. Ferner ist der schönliterarische Teil der Sammlung reich vertreten. Wir finden darunter viele alte Sprachdenkmäler, welche von linguistischem Gesichtspunkte überaus wertvoll sind. Vortragender empfiehlt die Anschaffung dieser unschätzbaren Handschriften-Sammlung durch die Akademie auf das wärmste und schliesst seinen Bericht mit dem dreifachen Antrage: dass die Sammlung in einer besonderen Localität aufbewahrt, durch einen Fachmann ein Katalog derselben in ungarischer und französischer Sprache ausgearbeitet und das Porträt des durch diese Sammlung um die Wissenschaft überhaupt und speciell um die ungarische Geschichts- und Sprachwissenschaft verdienten Sammlers in derselben Localität angebracht werde. Der beifällig aufgenommene Antrag wird durch die I. Classe in Verhandlung genommen werden.

Hierauf erstattete das ordentliche Mitglied Paul Hunfalvy, der im Verein mit Hermann Vámbéry und Ignaz Goldziher die Ungarische Akademie der Wissenschaften bei dem im Monat September in Wien stattgehabten VII. internationalen Orientalisten-Congresse vertreten hatte, Bericht über den Verlauf und die Verhandlungen des Congresses.

Den letzten Gegenstand der Tagesordnung bildeten die laufenden Angelegenheiten. Der Generalsecretär meldet das Ableben des ordentlichen Mitgliedes Ladislaus Korizmics und würdigt dessen wissenschaftliche Verdienste in kurzem Nachruf; die III. Classe wird für die Denkrede sorgen.

Eine Zuschrift der III. Classe meldet die Erwählung Karl Than's zum provisorischen Classenpräsidenten.

Das Gutachten der II. Classe in Betreff des Ansuchens des Temeser Comitats an die Akademie, durch ihre Unterstützung die Herstellung einer Monographie des Temeser Comitats zu ermöglichen, erklärt, dass ein den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Werk 6 Bände umfassen müsste, deren Kosten sich auf 15,000 fl. belaufen würden, und dass die Akademie derzeit ein so bedeutendes Opfer zu bringen nicht in der Lage sei: zugleich schlägt sie vor, das Comitat möge zwei Dritteile der erforderlichen Kosten zusammenbringen.

Das Gutachten der II. Classe in Betreff der Frage, ob die kriegswissenschaftliche Commission der Akademie der II. oder der III. Classe zugehören solle, empfiehlt das durch die Geschäftsordnung festgestellte Zugehörigkeits-Verhältniss zur III. Classe unverändert zu lassen. Dieser Antrag wird nach einem Meinungsaustausch, an welchem Ernst Hollán, Franz Pulszky, Josef Szabó teilnahmen, zum Beschluss erhoben.

Hierauf legte der Generalsecretär das Prachtwerk: «Geschichte und archäologische Beschreibung der h. ungarischen Krone und der übrigen Reichs-Insignien von Arnold Ipolyi» vor. Die Akademie hatte vor Jahren eine dem heutigen Stande der Wissenschaft und Technik entsprechende Aufnahme, Reproduction und Beschreibung dieser hochwichtigsten Kunstdenkmäler des Landes beschlossen; die Regierung hatte mit Zustimmung Sr. Majestät und der Legislative

ermöglicht, dass eine zu diesem Zwecke constituirte akademische Comission die genannten Kunstdenkmäler gründlich untersuchen und mittels Photographie und Freihandzeichnung genau aufnehmen konnte. Die Commission hat hierauf in der artistischen Anstalt von Didot in Paris chromotypische Copien der Emailbilder der h. Krone und ihrer interessantesten Teile, bei hauptstädtischen Künstlern aber Chromotypien der übrigen Insignien und sonstige Illustrationen anfertigen, die Geschichte und archäologische Beschreibung der Kunstdenkmäler durch Arnold Ipolyi verfassen und in einer des Gegenstandes würdigen typographischen Ausstattung erscheinen lassen, und zwar 150 Exemplare in Grösstfolio im Format der chromotypischen Tafeln auf holländischem Papier in elegantem Karton zum Preise von 25 fl. und eine grössere Anzahl Exemplare in Quartformat zum Preise von 5 fl., zu welchem die vier chromotypischen Tafeln in separatem Karton um 5 fl. erhältlich sind. Ein ausführlicher Auszug des Textes wird nächstens in französischer und deutscher Sprache erscheinen.

Zum Schluss meldete der Generalsecretär mehrere der Akademie zugefallene neue Legate an.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 8. November las das ordentliche Mitglied Karl Torma über «*Die Literatur der Inschriftenkunde Daciens*». Vortragender bereitet mit Unterstützung des Unterrichtsministers die Herausgabe eines «Corpus inscriptionum latinarum dacicarum» vor. Sein Vortrag bildet ein einleitendes Capitel zu diesem Werke. Die Inschriften haben als ältestes Archiv die höchste Wichtigkeit als Geschichtsquellen. Durch Vereinigung des vorzüglichen Historikers und Epigraphen ist Th. Mommsen der Regenerator der römischen Geschichte geworden. Nach vielhundertjähriger Dilettanten- und Impostoren-Arbeit hat der Anfang dieses Jahrhunderts durch Verschmelzung von Geschichte und Jurisprudenz die eigentliche epigraphische Wissenschaft begründet. Niebuhr und Savigny wurden die Regeneratoren, jener der griechischen, dieser der römischen Epigraphik. Doch erst die Errichtung der archäologisch-epigraphischen Institute und Seminarien in Berlin rief das Zusammenwirken einer Menge trefflicher Fachmänner ins Leben, deren Grossmeister Theodor Mommsen die Krönung des Werkes vollzog. Dadurch war der Anstoss zur Errichtung ähnlicher Institute in den übrigen Culturländern Europa's gegeben.

Auch Wien hat ein solches, und Vortragender würde ein solches auch für Budapest um so dringender wünschen, als bei uns, wo drei römische Provinzen zusammenstiessen, das epigraphische Material ein ungeheures, und die Aufarbeitung desselben unsere eigenste Aufgabe ist. Vortragender bildet sich hierauf den Uebergang zu seinem eigentlichen Thema, der Literatur der dacischen Epigraphik, indem er in grossen Umrissen die Entwicklung der römischen epigraphischen Wissenschaft ab incunabulis entwickelt. Dieselbe hatte schon im achten und neunten Jahrhundert einige Präkursoren. Das erste beteutendere epigraphische Werk schuf der römische Volkstribun Cola Rienzi, ein epigraphischer Agitator aus politischen Motiven. Die Renaissancezeit brachte eine grosse Anzahl Pfleger der Epigraphik hervor, welche das schon im 15. Jahrhundert massenhaft angesammelte Material aufarbeiteten. Das erste grundlegende Werk ist des Martin Smetius «Liber inscriptionum antiquarum», welchem bald das weit

umfassendere «Corpus inscriptionum latinarum» des Scaliger folgte, das einen langen Schweif von Thesauren bis an das Ende des 18. Jahrhunderts nach sich zog. Unter den Humanisten erstanden aber auch zahlreiche Impostoren, Interpolatoren, Falsifikatoren, deren Geschlecht sich bis in die neuere Zeit fortpflanzte und die Arbeit der Regeneratoren der Wissenschaft in diesem Jahrhundert in unangenehmer Weise vermehrte. Nach dieser allgemeinen orientirenden Einleitung folgt die Spezialbeleuchtung der Literatur der dacischen Inschriftenkunde, welche Vortragender der nächsten Sitzung vorbehält.

Der hierauf folgende Vortrag des correspondirenden Mitgliedes Vincenz Bunyitay betitelt sich: «*Die Kunstdenkmäler des Comitats Szilágy.*» Vortragender zeigt sechzehn Kunstdenkmäler des genannten Gebietes, teils noch bestehende Kirchen, teils in Ruinen liegende Kirchen, Klöster, Burgen, in meisterhaften Abbildungen von Virgil Nagy, Assistenten am Polytechnikum, vor und schildert in einem anziehenden historischen Commentar die Rolle, welche diese Baulichkeiten in den verschiedenen Jahrhunderten der ungarischen Geschichte gespielt haben.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** Ordentliche Monats-Sitzung am 27. October. Vor den Vorträgen zeigt der Secretär an, dass Ludwig Baróti eine Sammlung neuer Petőfi-Reliquien der Gesellschaft behufs Edition eingesandt hat. Paul Gyulai und Ludwig Bartók werden das Manuskript beurteilen. — Theodor Zloczky, gr.-or. Pfarrer von Gernyes, offerirt eine Sammlung russischer Volkslieder in ungarischer Uebersetzung. Die Gesellschaft ersucht den Uebersetzer um die Einsendung des Manuscripts.

Der erste Vortragende, Karl Vadnai, liest zwei Gedichte Alexander Endrödi's vor: «Grosswardein» und «Ankunft», welche warme Gemütsstimmungen in anmutiger Form aussprechen.

Hierauf las Professor Gustav Heinrich eine Studie über Tannhäuser, dessen Gestalt und Schicksal besonders seit Rich. Wagner's Dichtung (1845) wieder sehr bekannt und populär geworden ist. Auch die Forschung hat sich seitdem wiederholt mit der Sage, deren Held Tannhäuser ist, beschäftigt, ohne bei dem neuerdings epidemisch gewordenen Bestreben, alle Traditionen des Mittelalters mythisch zu deuten, wirklich befriedigende Resultate zu erzielen. Professor Heinrich, der nebenbei auch alle auf die Sage bezüglichen Erklärungs- und Deutungsversuche kritisch bespricht, behandelte zunächst die Sage vom Venusberge, welche in ihren Grundzügen unzweifelhaft mythisch ist. Venus, die zu den bekanntesten und beliebtesten Gestalten des Mittelalters gehört und besonders seit Heinrichs von Veldeke epochemachender «Eneit» in die weitesten Kreise gedrungen war, ist in dieser Tradition an die Stelle der altgermanischen Hulda oder Holda getreten, welche einerseits die Göttin der Schönheit und Liebe war, was schon ihr Name bezeugt, andererseits aber mit der Göttin Hel verschmolz und allmälig zur Beherrscherin der Unterwelt wurde, welche als solche unter der Oberfläche der Erde, besonders in tiefen Bergen haust. (Uebrigens ist auch nach der indischen Mythe die Göttin der Liebe zugleich die Göttin des Todes.) Als Göttin der Liebe lockt sie die Sterblichen zu ihrem Dienste in ihr Reich, was heidnische Traditionen auch von anderen Göttinen oder Halbgöttinen, so von den Elfen, erzählen.

Die bekannteste hieher gehörige Sage erzählt vom Ritter Olaf, der in das Reich des Elfenkönigs (aus dem in Goethe's herrlicher Ballade «Erlkönig» wurde) geriet und für den des Elfes Tochter in heisser Liebe entbrannte. In ihrer ursprünglichsten Gestalt mag die Tannhäusersage ihrem Kerne nach blos eine Variante der Olaf-Sage gewesen sein.

Nach der Verbreitung des Christentums gewann das Heidentum eine wesentlich verschiedene Gestalt und mussten auch alle Geschichten, welche in alten heidnischen Vorstellungen wurzelten, eine vollständige Umgestaltung erfahren. Die alten Götter und Göttinen wurden nun zu bösen Dämonen, der Dienst derselben zur sündigen Abkehr von dem allein beseligenden Glauben des gekreuzigten Erlösers. So wurde auch der Held unserer Sage als Verräter an seinem Heilande aufgefasst, der für seinen Aufenthalt bei der «teuflischen» Göttin mit dem ewigen Verluste seines Seelenheiles büssen muss. Ob schon auf dieser Stufe der Sage die Umkehr des Helden und sein erfolgloser Versuch, das verscherzte Seelenheil zu retten, sich entwickelt hat, muss dahingestellt bleiben.

Erst auf der dritten Stufe der Sagen-Entwicklung wurde die beliebte Tradition an den Namen und die Gestalt des Tannhäusers geknüpt, zugleich aber mit den politischen und geistigen Ideen und Strömungen des aufgeregten Jahrhunderts erfüllt. Tannhäuser, ein jüngerer und demnach besitzloser Sprosse des österreichisch-baierischen Geschlechts, das im XVII. Jahrhundert in den Grafenstand erhoben wurde, aber noch in demselben Jahrhundert ausstarb, widmete sich ganz der Dichtkunst, welche die einzige Quelle seines Erwerbes war. Seine Jugend verlebte er an dem prächtigen Wiener Hofe des «streitbaren», aber zugleich fidelen, zu allen Torheiten aufgelegten Herzogs Friedrich II. von Oesterreich, der dem Dichter besonders gewogen gewesen sein muss, da er ihn mit bedeutenden Gütern beschenkte. Das war Tannhäuser's glücklichste Zeit, welche aber nur bis 1246 währte, da Herzog Friedrich in diesem Jahre in der Ungarnschlacht an der Leitha gegen König Béla IV. fiel. Aber auch unter seinem Nachfolger, Herzog Otto II. von Baiern, der nach Friedrich's Tode Statthalter von Oesterreich geworden war, scheint das Glück dem Dichter noch nicht vollständig den Rücken gewandt zu haben. Als jedoch Otto im Jahre 1253 und König Konrad IV. im folgenden Jahre starb und die Politik der Hohenstaufen, zu deren begeisterten Anhängern auch Tannhäuser gehörte, vollständig erlag, brach für den Dichter eine Zeit der Not und des Elends herein, über die er in seinen Liedern bitter klagt. Ohne Besitz, ohne grossmütige Patrone, führte er ein unstätes Wanderleben, fortwährend mit Entbehrungen kämpfend, bis er um 1270 vollständig verschwindet. Die Zeit Rudolf's von Habsburg hat er nicht mehr erlebt. Am Ende seines Lebens hat er die tollen Streiche seiner Jugend bitter bereut und sich in einem schönen Bussliede ganz der unbegrenzten Gnade des barmherzigen Gottes überantwortet.

Als Dichter ist der Tannhäuser der erste echte Realist unter den deutschen Lyrikern des Mittelalters. Das zarte, unmännliche Schwärmen und Schmachten der Minnesänger um die platonische Gunst ihrer Herrinen ist ihm vollständig fremd; er will geniessen und schildert die Reize seiner Geliebten und die Wonnen des Genusses mit einem Naturalismus, der nicht selten in Frivolität und Rohheit übergeht. Ein solcher Dichter konnte wohl als Knecht der Venus, und zwar nicht der Venus Urania, aufgefasst werden. Nehmen wir hiezu noch die entschieden

kaiserfreundliche und antipäpstliche politische Stellung des Dichters und die Tatsache, dass er sein lüderliches und sittenloses Leben bitter bereut hat, so werden wir es leicht begreifen, dass die lebendige Volksphantasie gerade diesen Dichter mit dem Helden der alten Sage verschmelzte, der in den Dienst der »Teufelin« Venus getreten war und deshalb mit seinem Seelenheil büssen musste. — Die ursprünglichsten Quellen der Tannhäusersage sind mehrere Volksballaden, welche ihre heutige Gestalt wohl im XVI. Jahrhundert, teilweise beeinflusst von der reformatorischen Bewegung, erhielten. Diese Lieder wissen nichts vom Sängerkrieg auf der Wartburg, noch weniger natürlich von einem Liebesverhältniss des Helden mit der Tochter des Landgrafen von Thüringen. (R. Wagner hat bekanntlich den Tannhäuser mit dem sagenhaften Heinrich von Ofterdingen zu einer Gestalt verschmelzt, was schon vor ihm 1838 Lucas, aber als Resultat wissenschaftlicher Forschung, natürlich ganz willkürlich und phantastisch getan hat.) Doch ist die Verknüpfung der Tannhäuser- und der Wartburg-Sagen alt; vermittelt wurde dieselbe durch den alten Glauben des Thüringer Volkes, dass der Hörselberg bei Eisenach der Venusberg der Sage sei. Durch diese Verknüpfung der beiden Traditionen wurde zugleich motivirt, wie der österreichische (oder, in den Volksliedern, fränkische) Ritter Tannhäuser nach Thüringen kam; er zog eben auf die Wartburg, um an dem Sängerkriege teilzunehmen. Später hat die alte Sage noch weitere Modificationen erlitten, welche aber ohne wesentlichen Belang sind.

Zum Schlusse las Zoltán Beöthy zwei inhaltlich und formell vorzügliche lyrische Gedichte von Edmund Jakab.

— **Ungarische historische Gesellschaft.** Auf der Tagesordnung der am 7. October abgehaltenen Sitzung stand in erster Reihe ein Vortrag von Ludwig Szádeczky unter dem Titel: »Polnisches Adelsleben im sechzehnten Jahrhundert.« Der polnische Adel glich vor 300 Jahren in Vielem dem ungarischen. Er war ritterlich, freundschaftlich, offenherzig und aufrichtig, für Vaterland und Freiheit glühend, gastfreundlich bis zur Verschwendung, an seinen Rechten mit Zähigkeit festhaltend, ruhm- und prachtliebend bis zur Grossmannssucht, neben der Freiheit-liebe herrschsüchtig, tapfer aber ohne Ausdauer, leicht begeistert, aber wankelmütig und zu Extravaganzen geneigt. Am meisten charakterisirte ihn Streitsucht, Parteisucht, Uneinigkeit. Er liebte Pracht in der Kleidung; sehr beliebt war auch die ungarische Tracht. Auf schöne Waffen und schöne Pferde verwendete er viel. Sein Hofhalt war luxuriös. Der liebste Zeitvertreib des Adels waren die grossen Gastereien. Dieselben dauerten oft 6—8 Stunden lang. Reichlichem Schmausen und Trinken folgte regelmässig ein lustiger Tanz. Ein fernerer Lieblingszeitvertreib des Adels war die Jagd, besonders auf Bären und Auerochsen. Der Adel war überaus religiös, ferner überaus empfindlich im Punkte der Ehre und des Anstandes. In seinem geistigen Leben hielt er Schritt mit der europäischen Bildung. Auf die Erziehung der Kinder verwandte er viel Sorgfalt. Lateinisch wusste jeder Gebildete. Sehr verbreitet war auch die Kenntniss des Deutschen und Italienischen. Auch ungarisch wussten Viele, in Folge des regen Verkehrs mit Ungarn. Auf der Krakauer Universität studirten viele Ungarn. Wissenschaft und Literatur nahmen in diesem Jahrhundert einen schönen Aufschwung, an welchem auch Handel, Gewerbe und Ackerbau teilnahmen. Der belebende Geist des Adels-

lebens war die brüderliche Liebe. Der Adel bildete eine einzige grosse Familie, deren Mitglieder einander Bruder (brat) nannten. Auch den Ungar nannten sie Bruder und besiegelten 1575 ihre Brüderlichkeit durch die Wahl Báthory's zum König.

Hierauf gab Koloman Thaly einen Bericht über die im Rownaer Archiv des Barons Philipp Skrbensky befindlichen auf Georg Rákóczi I. bezüglichen diplomatischen Urkunden, welche mehrere wertvolle Beiträge zur Geschichte dieses Fürsten enthalten. Derselbe legte ferner einige von den Familien Ottlik und Farkasfalvy eingesandte Urkunden vor.

Zum Schluss folgten die laufenden Angelegenheiten. Der Secretär Szilágyi meldet den Eintritt mehrerer ordentlicher Mitglieder und Moriz Wahrmanns als gründendes Mitglied. Mit der Durchforschung des Totiser Archivs der Familie Eszterházy wurden Koloman Thaly, Alex. Szilágyi, Emerich Nagy und Ludwig Szádeczky betraut.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Bozzai Pál irodalmi hagyományai. (Paul Bozzai's literarischer Nachlass, herausgegeben von Josef Lévay.) Budapest, 1886, Franklin, 157 S.

Bartók Ludwig v., Karpathenlieder. Erinnerung an die ungarischen Alpen. Dem Magyarischen nachgedichtet von Dr. Adolf Silberstein. Budapest, 1886, Franklin, 93 S.

Bogisich M., Sz. Ferencz Lénárd énekeskönyve. (Das Gesangbuch des Erlauer Bischofs Leonhard Ferencz von Szegedin aus dem Jahre 1674.) Budapest, 1886, Akademie, 80 S.

Bunyitai Vincze, A váradi káptalan legrégibb statutumai. (Die ältesten Statuten des Gross-Wardeiner Capitels, im Auftrage des Capitels von Vincenz Bunyitai.) Grosswardein, 1886, Selbstverlag, XXIV, 107 S., und 1 Beilage.

Concordia. Stenographische Zeitschrift. Redigirt von F. Kandorszky. I. Jahrgang 1886, Pressburg, 1886, Steiner, bisher zwei Nummern 8 S.

Csiky Gergely, Janus. (Janus, Tragödie in fünf Aufzügen von Gregor Csiky.) Budapest, 1886, Pfeifer, 112 S.

— — *Szinművei XI.* (Gregor Csiky's Dramen. XI: Spartacus, Tragödie in fünf Aufzügen.) Budapest. 1886, Athenaeum, 132 S.

Csiky Gergely Szinművei, XIII. Petneházy. (Gregor Csiky's Schauspiele. XIII. Petneházy. Historisches Schauspiel in drei Aufzügen.) Budapest, 1886, Athenaeum, 119 S.

— — *XIV. Királyfogas.* (Ein König wird gesucht. Operette in drei Aufzügen von Gregor Csiky, Musik von Josef Konti.) Das. 127 S.

Danielovics K., Homeros világa. (Die Welt Homers auf Grundlage seiner beiden Epen von Koloman Danielovics.) Budapest, 1886, Lampel, 84 S.

Deák F., A kolozsvári ötvöslegények strikeja. (Der Strike der Klausenburger

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Goldschmied-Gesellen in den Jahren 1573 und 1576, von Wolfgang Deák.) Budapest, 1886, Akademie, 57 S.

Egan Ede, Roman szomszedaink. (Unsere rumänischen Nachbarn von Eduard Egán.) Budapest, 1886, Kilian, 78 S.

Erdélyi J., Pályák és Pálmák. (Bahnen und Palmen. Gesammelte literarhistorische und kritische Schriften von Johann Erdélyi. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) Budapest, 1886, Franklin. 503 S.

Ember J., A magyar néptanító anyagi helyzete. (Die materielle Lage des ungarischen Volksschullehrers von Johann Ember.) Ungvár, 1886, Lévai, 94 S.

Földes B., Nemzetgazdasági es statisztikai évkönyv. (Nationalökonomisches und statistisches Jahrbuch, im Auftrage der ungarischen Akademie herausgegeben von Béla Földes. III. Jahrgang.) Budapest, 1886, Pallas, 512 S.

Fraknói Vilmos, Pázmány Péter. (Peter Pázmány 1570—1637, von Wilhelm Fraknói.) Budapest, Mehner, 344 S., zahlreiche Illustrationen im Text und 25 Beilagen.

Györffy L. Az esztergomi bazilika. (Geschichte und Beschreibung der Graner Basilika. Geschichte der alten Festung und Domkirche. Grans andere Sehenswürdigkeiten, beschrieben von Ludwig Györffy.) Gran, 1886, Buzárovits, 51 S.

Gyurits Ant., Budavár visszafoglalása. (Die Revindication Ofens im Jahre 1686. Auf Grund einer italienischen Original-Quelle, von Anton Gyurits.) Szatmár, 1886, XVI und 103 S.

Gesetzartikel XXI. v. Jahre 1886: Ueber die Municipien. — XXIII. G. A. v. J. 1886: Ueber das Disciplinar-Verfahren gegen administrative Beamte, und gegen Mitglieder des Hilfs- und Manipulations-Personales. Herausgegeben vom k. ung. Ministerium des Innern. Budapest. 1886. Nagel, 62, XXXIII und 15, VII S.

— *XXII v. Jahre 1886: Ueber die Gemeinden.* Herausgegeben vom k. ung. Ministerium des Innern. Budapest. 1886, Nagel, 88, XXXIX S.

Gesetzartikel XXI und XXII vom Jahre 1886, uber die Municipien und die Gemeinden. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. Uebersetzt nach der ungarischen, von einer im Verwaltungsfache anerkannten Autorität ersten Ranges bearbeiteten Ausgabe. (Hand-Ausgaben der wichtigeren Gesetze I. II.) Budapest, 1886, Ráth, 69 und 91 S.

— *XX v. Jahre 1886, uber den Landsturm.* Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. (Hand-Ausgaben der wichtigeren Gesetze III a) Budapest, 1886, Ráth, 8 S.

Goldziher Ign., Palaesztina ismerete. (Die Fortschritte in der Kenntniss Palästina's während der letzten drei Jahrzehnte von Dr. Ignaz Goldziher.) Budapest, 1886, Akademie, 72 S.

Hampel Josef, Die Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn. CXXVII Tafeln mit 1300 Abbildungen. Budapest, 1887, Kilian, 16 S. und CXXVII Tafeln.

Hevesi József, Hamis gyemantok. (Falsche Diamanten. Erzählungen von Josef Hevesi.) Budapest, 1887, Verlag des «Magyar Salon», VIII, 125 S.

Horvath Julius, Particularismus. Budapest, 1886, Pallas, 148 S.

Isotae Nogarolae veronensis opera quae supersunt omnia. Accedunt Angelae et Zeneverae Nogarolae epistolae et carmina. Collegit Alexander Comes Apponyi. Edidit et praefatus est Eugenius Abel. Vol. II., Vindobonae et Budapestini, 1886, Kilian, CLXXII, 259 S. 4 Beilage und 477 S. und 1 Beilage.

Ivanyi Ist., Szabadka kir. varos története. (Geschichte der königl. Freistadt Maria-Theresiopel von Stefan Iványi. Erster Band.) M.-Theresiopel, 1886, Selbstverlag, VIII, 521 S.

Jankovich Gyula, Carmela. (Carmela, Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius Jankovich.) Budapest, 1887, Singer und Wolfner, XXIV, 347 S.

Jókai Mór, Keresd a szived. (Suche dein Herz! Drama in vier Aufzügen von Maurus Jókai.) Budapest, 1887, Révai, 180 S.

Instruktion zur Ausführung der Bestimmungen des Gesetz-Artikels XXII. vom Jahre 1885 über die Evidenzhaltung des Grundsteuer-Katasters. Budapest, 1886, Nagel, 151 S.

Kajták P., Munkácsy Mihály. (Michael Munkácsy, biographische Skizze von Paul Kajták.) Pressburg, 1886, Stampfel, 43 S.

Kautz Gyula, Emlékbeszéd Konek Sándor felett. (Denkrede auf das Ehrenmitglied der ungar. Akademie Alexander Konek, von Dr. Julius Kautz.) Budapest, 1886, Akademie, 18 S.

Koltai V., Arany János élete és költészete. (Johann Arany's Leben und Werke, literarhistorische Skizze von Dr. Virgil Koltai.) Budapest, 1886, Kilian 192 S.

Lóczy Lajos, A khinai birodalom leirása. (Beschreibung der physischen Verhältnisse und der Länder des chinesischen Reiches. Auf Grund der während Graf Béla Széchenyi's orientalischer Expedition (1877—80) gesammelten Erfahrungen und mit Benützung der vorhandenen Literatur dargestellt von Ludwig Lóczy.) Budapest, 1886, Naturwissenschaftliche Gesellschaft, XIV, 884 S., 1 Karte und 200 Illustrationen.

Madách Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatische Dichtung. Nach Ed. Paulay's Bühnenbearbeitung übersetzt von Alexander Fischer. Budapest, 1886, Eggenberger, 192 S.

Magyarországi török defterek. (Türkische ärarische Defters aus Ungarn. Herausgegeben von der ungar. Akademie der Wissenschaften, übersetzt von Dr. Anton Velics von Lászlófalva, eingeleitet von Ernst Kammerer. I. Band 1543—1635.) Budapest, 1886, Akademie, LV, 467 S. und eine Tabelle.

Majláth Béla, Budapest történetének irodalma. (Literatur der Geschichte Budapests, 1493—1700, von Béla Majláth.) Budapest, 1886, Révai, VII, 118 S.

Matavovszky Béla, Tolnamegye tanügye. (Das Unterrichtswesen des Tolnaer Comitates, mit statistischen Tabellen, dargestellt von Béla Matavovszky.) Beregszász, 1886, 105 S.

Pósa L., Gyermekversek. (Gedichte für Kinder, mit Illustrationen von Julius Bloch.) Szegedin, 1886, Traub, 160 S.

Rákosi Jenő, Budavár megvétele. (Die Rückeroberung Ofens, Volksstück in drei Aufzügen von Eugen Rákosi.) Budapest, 1886, Selbstverlag, 56 S.

Régi magyar költők tára. (Alte ungarische Dichter, herausgegeben von der ungarischen Akademie der Wissenschaften. V. Band: Blasius Radán, Andreas Dézsi, Michael Sztárai, ed. Aron Szilády.) Budapest, 1886, Akademie, XI, 414 S.

Szarvas Gábor, A régi magyar nyelv szótára. (Ueber das Wörterbuch der altungarischen Sprache von Gabriel Szarvas.) Budapest, 1886, Akademie, 14 S.

Vizi Emerich, Koloman Tisza. Eine Charakteristik. Budapest, 1886, Kilian, 74 S. und 12 Illustrationen im Text.

Verus, Száz epigramma. (Hundert Epigramme von Verus.) Budapest, 1887, Révai, 80 S.

Walde Ludwig von, Die Katastrophe im Hause Wittelsbach. Budapest, 1886, Grimm, 74 S.

Zsilinszky M., Lónyay Zsigmond. (Sigmund Lónyay und die Tirnauer Friedensverhandlungen 1644—45, von Michael Zsilinszky.) Budapest, 1886, Akademie, 66 S.

